



A. 2232.

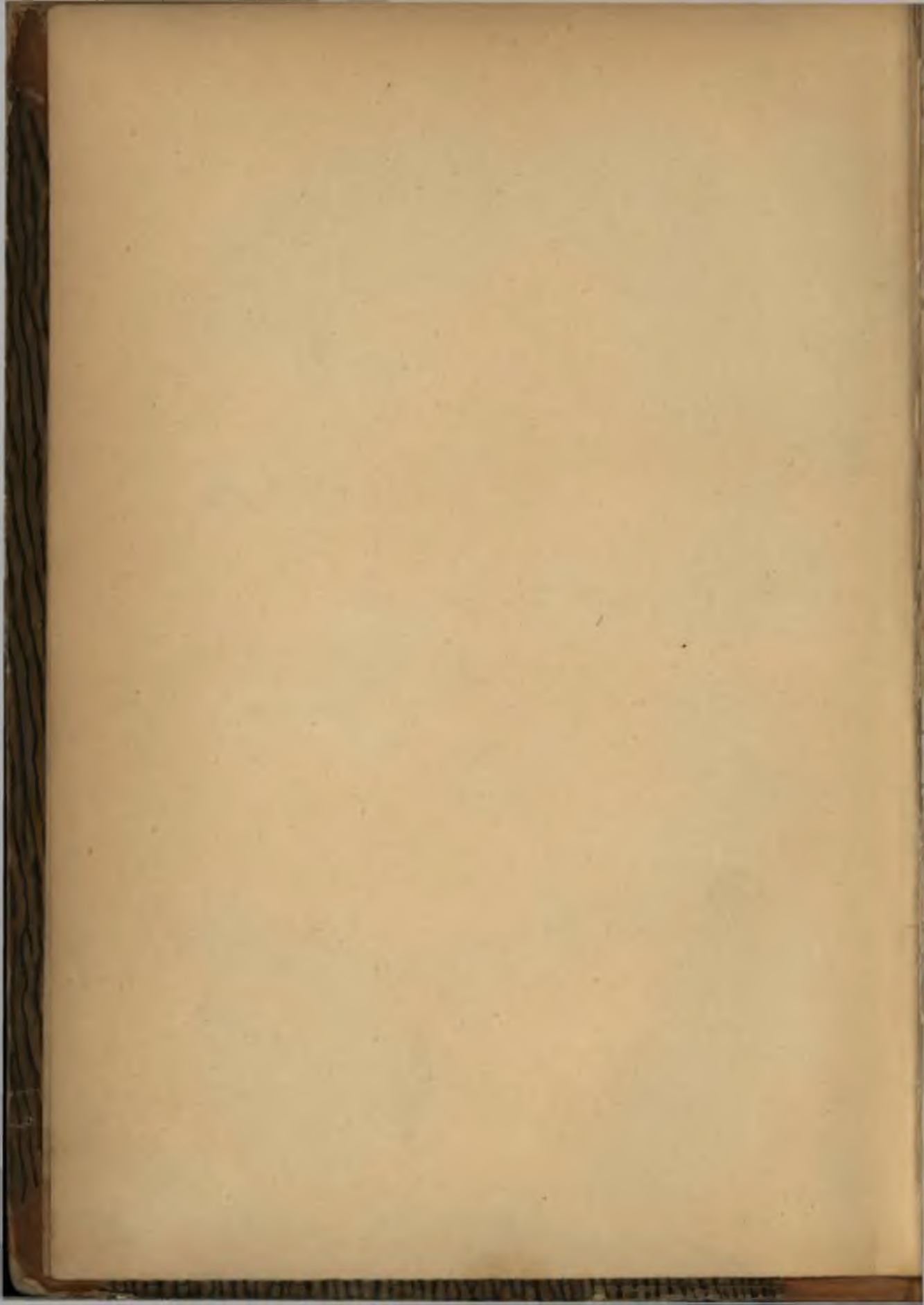


Biblioteka Główna  
Zachodniopomorski Uniwersytet Technologiczny  
Księgozbiór Przyrodniczy

II 933/Bd. 2.



520-000027300





Brehm's

**Illustriertes Thierleben.**

Volks- und Schulausgabe.

---

Zweiter Band.

1888

# Allegorical Epitaph

By

Wm. W. Phelps

Allegorical Epitaph

For the

Year 1888

Published by the

Author

at the



1888

Wm. W. Phelps



Brehm's

# Illustriertes Thierleben.

Für

Volk und Schule

bearbeitet von

Friedrich Schödler.

Mit 267 Abbildungen nach der Natur, ausgeführt unter Leitung von R. Kretschmer.

Zweiter Band. — Die Vögel.

A. 2252.

Bd. 2

Neue Stereotypausgabe.



Leipzig.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1879.

1933

4933



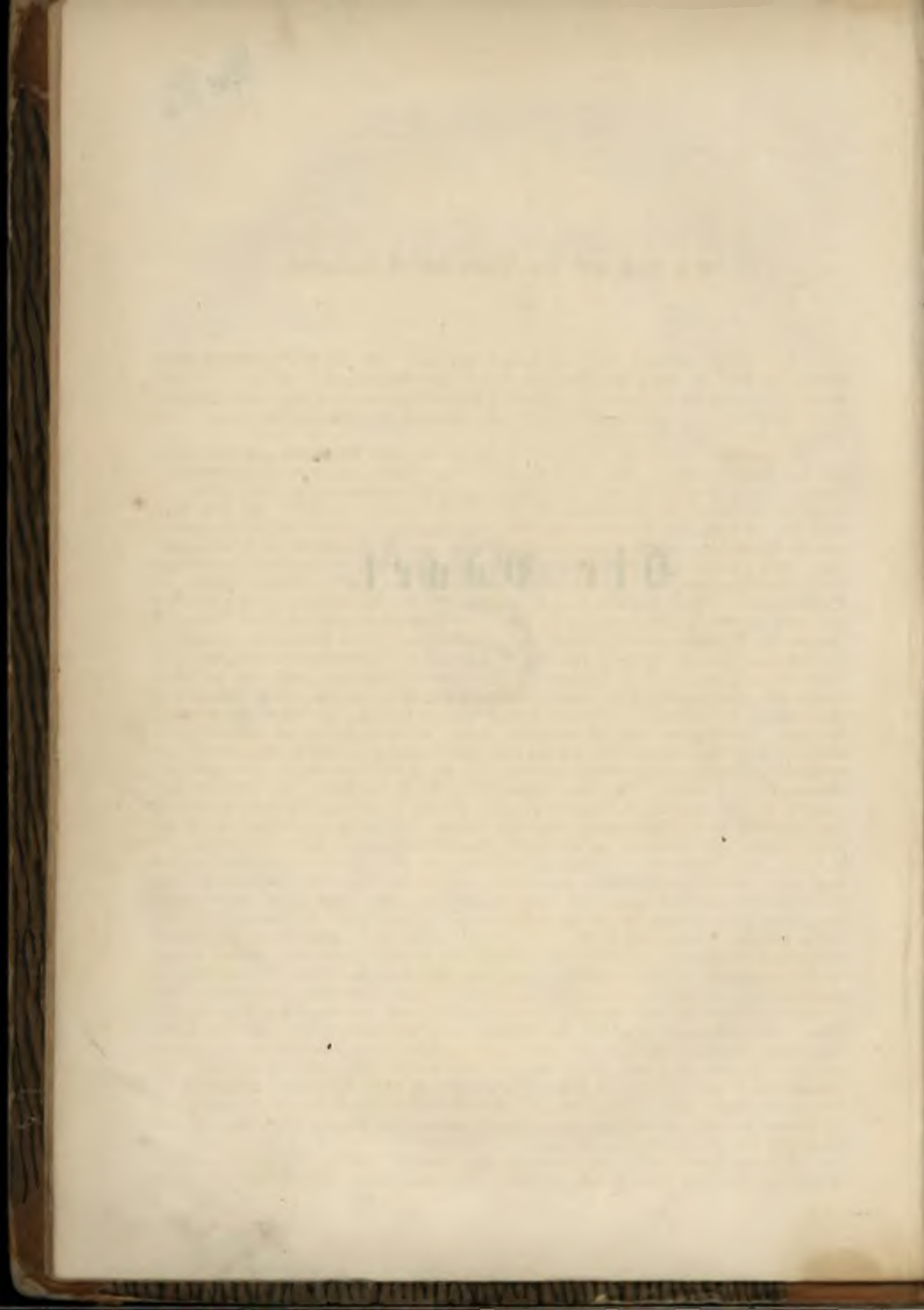
1961D.698

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

S.K.



# Die Vögel.





## Ein Blick auf das Leben der Gesamtheit.

„Den Vogel erkennt man an seinen Federn.“ Mit diesem Sprüchworte unterscheidet das Volk sehr richtig die Vögel von allen übrigen Wirbelthieren; und wenn man ihm hinzufügt, daß sich die Rinnladen der gefiederten Rückgrathiere in einen hornartigen Schnabel, die Vorderglieder in Flügel umgebildet haben, also nur noch zwei Beine vorhanden sind, wird man auch dem Naturforscher gerecht.

So abweichend gebaut der Vogel zu sein scheint, so große Aehnlichkeit zeigt sein Geripp mit dem der Säugethiere. Der Kopf besteht aus dem Schädel und aus dem Gesichtstheile. Ersterer ist stark gewölbt und wird aus verschiedenen Knochen zusammengesetzt, deren verbindende Nähte, in der Jugend deutlich sichtbar, im Alter so mit einander verwachsen, daß keine Spur mehr von der vormaligen Trennung übrig bleibt. Bemerkenswerth ist die Größe der Augenhöhlen und die Dünne der zwischenliegenden Wand, sowie der einfache Gelenkknopf am Hinterhauptslöche, welcher größere Beweglichkeit des Schädels ermöglicht, als sie beim Kopfe des Säugethieres stattfinden kann. An der Wirbelsäule unterscheidet man Hals-, Rücken-, Becken- und Schwanzwirbel. Erstere schwanken an Zahl zwischen neun und dreiundzwanzig und zeichnen sich aus durch ihre Beweglichkeit, während die sieben bis elf Kumpfwirbel und die sieben bis zwanzig Lenden- oder Kreuzwirbel im Gegentheile sehr unbeweglich sind und oft mit einander verschmelzen. Die dünnen und breiten Rippen, deren Anzahl mit jener der Rückenwirbel im Einklange steht, gelenken an letzteren und durch besondere Knochenkörper am Brustbeine, tragen auch mit Ausnahme der ersten und letzten am hinteren Rande hakenförmige Fortsätze, welche sich auf dem oberen Rande der folgenden Unterrippen anlegen und zur Festigung des Brustkorbes wesentlich beitragen. Das Brustbein läßt sich mit einem großen Schilde vergleichen, auf dessen Mitte der Kamm aufgesetzt ist. Seine Größe und die Höhe des Kammes wird bedingt durch die sich hier ansetzenden gewaltigen Brustmuskeln, verändert sich also je nach der größeren oder geringeren Flugfähigkeit des Vogels. Bei allen Raubvögeln z. B. ist der Kamm sehr hoch und stark gebogen, bei den Kurzflüglern fehlt er gänzlich. Ein den Vögeln eigenthümlicher Knochen ist das Gabelbein, ein hufeisenförmiges, unpaariges Gebilde, welches sich hinten und oben an die Schlüsselbeine, vorn und unten an den Anfang des Brustbeinkammes anlegt, mit diesem sogar verwächst, um so stärker ist, je kräftiger die Flugwerkzeuge sind, bei den Kurzflüglern ebenfalls fehlt, also unzweifelhaft beim Fluge eine wichtige Hilfe leisten muß. Die Flügel bestehen aus den Schulterknochen, dem langen und starken Schlüsselbeine, dem Oberarmtheile, einem langen, luftgefüllten Röhrenknochen, der im Gegensatz zu den Säugethieren starken Elle und der verhältnißmäßig schwachen Speiche, welche den Unterarmtheil bilden, zwei, höchstens drei Mittelhandknochen und drei Fingern, einem Daumen, welcher bei mehreren Vögeln einen wirklich krallenartigen, aber unter den Federn versteckten Nagel trägt und dann zwei Glieder hat, dem großen, zweigliederigen und dem mit ihm verwachsenen kleinen, eingliederigen Finger. Die Beine werden gebildet aus dem Ober- und dem Unterschenkel, dem Laufe und dem eigentlichen Fuße oder den Zehen. Am Unterschenkel zeigt sich das Wadenbein als ein verkümmertes, mit dem starken Schienbeine verwachsener Knochen; der Lauf besteht aus einem langen Röhrenknochen, an welchem die Zehen gelenken. Von den letzteren sind gewöhnlich drei nach vorn, eine nach hinten gerichtet; bei einzelnen Vögeln kehrt sich die hintere Zehe jedoch nach vorn, bei anderen verkümmert sie, bei anderen wendet sich eine Zehe, die äußere oder die innere nach hinten, bei einzelnen endlich verkümmert der Fuß bis auf zwei außen sichtbare Zehen. Der Daumen besitzt zwei, die erste Vorderzehe drei, die zweite vier, die äußere fünf Glieder.

Unter den Muskeln stehen die, welche die Flügel bewegen, also die Brustmuskeln, obenan; sie erreichen hier einen Umfang, wie bei keinem Wirbelthiere weiter. Das Nervensystem kommt

dem der Säugethiere sehr nah. Das Gehirn überwiegt an Masse noch das Rückenmark, ist jedoch schon einfacher gebildet, theilt sich in das große und kleine Hirn, zeigt beide Halbkugeln des ersteren, nicht aber auch die Windungen, welche das Hirn der Säugethiere so auszeichnen.

Alle Sinneswerkzeuge sind vorhanden und wohl entwickelt, einzelne zwar vereinfacht, nicht aber verkümmert. Das Auge steht obenan, ebensowohl wegen seiner stets beträchtlichen Größe, wie seiner inneren Bildung. Gestalt und Größe sind sehr verschieden: alle fernsichtigen und alle nächtlichen Vögel z. B. haben sehr große, die übrigen kleinere Augen. Dem Vogelauge eigenthümlich sind: der sogenannte Knochenring, gebildet aus zwölf bis sechzehn vierseitigen Schuppen, welche sich mit ihren Rändern dachziegelartig über einander schieben, hinsichtlich ihrer Größe, Stärke und Form aber vielfach abweichen, sowie der Fächer oder Kamm, eine dicht gefaltete, gefäßreiche, mit schwarzem Farbstoff überzogene Haut, welche im Grunde des Glaskörpers auf der Eintrittsstelle des Sehnervs liegt und oft bis zur Linse reicht. Beide, Ring und Fächer, ermöglichen dem Vogel wahrscheinlich nach Belieben fern- oder kurzfristig zu sein, bedingen jedenfalls die außerordentliche innere Beweglichkeit des Auges. Neben den beiden Augenlidern, welche stets vorhanden sind, besizen die Vögel noch ein drittes, halbdurchsichtiges, die sogenannte Nidhaut, welche im vorderen Augwinkel liegt, seitwärts vorgezogen werden kann und bei sehr grellem Lichte sich nützlich erweisen mag. Ein äußeres Ohr ist nicht vorhanden. Die großen Ohröffnungen liegen seitwärts am hinteren Theile des Kopfes und sind bei den meisten Vögeln mit strahligen Federn umgeben oder bedeckt, welche die Schallwellen nicht abhalten. Bei den Eulen wird die Muschel durch eine häutige Falte, welche aufgeklappt werden kann, ersetzt. Die Geruchswerkzeuge stehen denen der Säugethiere entschieden nach. Eine äußere Nase und große Nasenhöhlen fehlen. Einen feinen Geschmackssinn scheinen nur wenige Vögel zu besizen, da die Zunge bloß bei ihnen so gebildet ist, daß wir auf ihre Fähigkeit zum Schmecken schließen dürfen. Mehr als zum Schmecken mag sie im allgemeinen zum Tasten benutzt werden, und ebenso kann sie zum Anspießen oder Ergreifen der Nahrung dienen.

Sehr vollkommen sind die Organe des Blutumlaufs und der Athmung. Die Vögel besizen ein Herz mit zwei Kammern und zwei Vorkammern, welches in seiner Bildung dem der Säugethiere sehr ähnelt, verhältnißmäßig aber muskelkräftiger ist. Zu beiden Seiten desselben liegen die Lungen und seitlich der Spitze des Herzens die beiden Leberlappen. Die Lungen sind mit den Rippen verwachsen und erstrecken sich weiter nach unten als bei den Säugethiern, wie denn überhaupt eine Scheidung zwischen Brust und Bauchhöhle nicht stattfindet, da das Zwerchfell fehlt. Außer den Lungen füllen die Vögel noch mehr Säcke und Zellen, welche im ganzen Körper liegen, mit der eingeathmeten Luft an, indem diese aus den Lungen in die Brustfellsäcke eindringt und sich dann von hieraus weiter im Körper verbreitet, ja sogar den größten Theil der Knochen, entweder die Röhren, welche bei Säugethiern martig sind, oder die gewöhnlich vorhandenen Zellen erfüllt. Die Luftröhre besteht aus Knöchernen, durch Haut verbundenen Ringen und besizt einen oberen und unteren Kehlkopf. Jener liegt hinter der Zunge, ist fast dreieckig und hat keinen Kehldeckel; seine Stimmröhre wird von nervenreichen Wurzeln umgeben und an den Rändern mit einer weichen, muskuligen Haut bekleidet, welche vollkommene Schließung des Kehlkopfes ermöglicht. Der untere Kehlkopf liegt am Ende der Luftröhre vor der Theilung in die Aeste und ist eigentlich nur eine Vergrößerung des letzten Luftröhrenringes. Ein Steg in der Mitte, gebildet durch Verdoppelung der inneren Haut der Luftröhre, theilt ihn in zwei Spalten oder Ritzen, und deren Ränder werden beim Ausströmen der Luft in Schwingungen gesetzt, dienen also zur Erzeugung der Stimme. An jeder Seite des unteren Kehlkopfes liegen Muskeln, einer bis fünf an der Zahl, welche durch ihre Wirkung den Kehlkopf verändern können. Nur bei wenigen Vögeln fehlen diese Muskeln gänzlich, bei anderen, zu denen die meisten Singvögel zählen, sind fünf Paare vorhanden. Höchst eigenthümlich ist der Verlauf der Luftröhre bei manchen Vögeln; denn nicht immer senkt sie sich vom unteren Ende des Halses unmittelbar in das Innere des Brustkorbes, tritt vielmehr bei einzelnen vorher erst in den Stamm des Brustbeines ein oder bildet auf den äußeren Brustmuskeln eine mehr oder weniger tiefe Schlinge, kehrt nach oben zurück und senkt sich nun erst in das Innere des Brustkorbes.

Die Verdauungswerkzeuge der Vögel unterscheiden sich wesentlich von denen der Säugethiere, schon deshalb, weil jene keine Zähne haben und alle Bissen ganz verschlucken. Speicheldrüsen sind vorhanden; eine wirkliche Durchspeichelung in der Mundhöhle aber findet kaum statt, weil der Bissen vor dem Verschlingen nicht gekaut wird. Bei vielen Vögeln gelangt er zunächst in eine Ausbuchtung der Speiseröhre, welche man Kropf nennt, und wird hier vorläufig aufbewahrt und vorverdaut; bei anderen kommt er unmittelbar in den Vormagen, eine Erweiterung der unteren Speiseröhre, welche reich an Drüsen und stets dünner als der eigentliche



Magen ist, keinem Vogel fehlt und bei denjenigen am größten ist, welche keinen Kropf besitzen. Der eigentliche Magen kann sehr verschieden gebildet sein. Bei denen, welche vorzugsweise oder ausschließlich von anderen Thieren leben, ist er gewöhnlich dünnhäutig, bei denen, welche sich von Pflanzenstoffen nähren, sehr starkmuskelig und innen mit einer harten, gefalteten Haut ausgekleidet, welche wirklich die Stelle eines Reibers vertritt und, von den kräftigen Muskeln bewegt, die Speisen, denen Sandkörner und Kieselchen beigemischt werden, zerkleinert und zermalmt.

Die Haut der Vögel hat hinsichtlich ihrer Bildung im wesentlichen mit der der Säugethiere Aehnlichkeit. Auch sie besteht aus drei Lagen, der Oberhaut, dem Schleimneze und der Lederhaut. Erstere ist dünn und faltreich, verdickt sich aber an den Fußwurzeln und Zehen zu hornigen Schuppen und wandelt sich auch am Schnabel in ähnlicher Weise um; die Lederhaut ist verschieden dick, bei einzelnen Vögeln sehr dünn, bei anderen stark und hart, stets gefäß- und nervenreich und nach innen zu oft mit einer dichten Fettschicht bedeckt. Die Federn entwickeln sich in Taschen der Haut, innerhalb eines Balges, in welchem zuerst ein zweiter, zarterer steht, eine gallertartige Flüssigkeit und die ernährenden Blutgefäße enthaltend; sie sind ähnliche Gebilde wie Haare, Stacheln oder Schuppen der Säugethiere, bei den verschiedenen Mitgliedern der Klasse aber großen Veränderungen unterworfen und auch an den verschiedenen Theilen des Vogels selbst abweichend gebildet. Man unterscheidet den Stamm, die Fahne oder den Bart, am Stamme die Spule und den Schaft. Unter den Federn selbst unterscheidet man Außenfedern und Flaumfedern oder Dunen; erstere werden wiederum in Körper-, Schwung-, Steuer- und Deckfedern, die Schwungfedern in Hand-, Arm- und Schulterflügel eingetheilt. Am Handtheil des Flügels stehen gewöhnlich zehn Handschwingen oder Schwungfedern erster Ordnung, während die Anzahl der Armschwingen oder Schwungfedern zweiter Ordnung schwankend ist; der Schwanz wird in der Regel aus zwölf, selten aus weniger, öfter aus mehr Steuerfedern gebildet. Die Körperfedern stehen nicht überall gleich dicht, sind vielmehr in gewisser Weise nach Fluren geordnet, sodaß eigentlich der größte Theil des Leibes nackt und die Befiederung nur auf schmale, reihenartige, bei den verschiedenen Vögeln auch verschieden verlaufende Streifen beschränkt ist. Diejenigen Vögel, welche ein gleichmäßig dichtes Federkleid tragen, sind zum Fliegen unfähig. Die Körperfedern liegen dachziegelartig, die Schwung- und Steuerfedern fächerförmig übereinander; die Deckfedern legen sich von oben nach unten über die Schwung- und Steuerfedern und werden demgemäß als Ober- und Unterflügel- oder Schwanzdeckfedern unterschieden. Bei den Dunen ist die Fahne weitstrahliger, looser und biegsamer, der Verband der Häkchen mehr oder weniger aufgehoben und das ganze Gefüge dadurch ein anderes geworden. Auch mit den verschiedenen Farben, welche an den Federn haften, steht Verschiedenheit der Bildung im Einklange: eine und dieselbe Feder, welche verschiedene Farben zeigt, kann auch verschieden gebildet sein, da ihre Pracht weit weniger auf den an ihr haftenden Farbstoffen, als vielmehr auf Strahlenbrechung beruht.

Keine Klasse hat einen so regen Stoffwechsel, keine andere so warmes Blut wie die der gefiederten Thiere. Eins geht aus dem Andern hervor: die erhöhte Athmungsthätigkeit ist es, welche den Vögeln ihre erhöhte Thätigkeit und Kraft verleiht. Sie athmen eine ungleich größere Menge Luft ein als andere Thiere; denn die Luft kommt nicht bloß chemisch verbunden, sondern noch unverändert überall in ihrem Leibe zur Geltung und Bedeutung, da, wie bereits bemerkt, nicht allein die Lungen, sondern auch die Luftsäcke, die Knochenhöhlen und Knochenzellen, zuweilen sogar noch besondere Hautzellen mit ihr angefüllt werden. Das Blut wird also reichlicher mit Sauerstoff versorgt als bei den übrigen Thieren; der Verbrennungshergang ist beschleunigter und bedeutender, seine reizende Eigenschaft größer, der ganze Kreislauf rascher und schneller. Man hat gefunden, daß die Schlag- und Blutadern verhältnißmäßig stärker sind, daß Blut röther ist und mehr Blutkügelchen als das der übrigen Wirbelthiere enthält. Hiermit steht die unübertriffene Regsamkeit in enger Verbindung, und aus dem durch sie nothwendig bedingten Kräfteverbrauch geht selbstverständlich wiederum die großartige Verdauungsfähigkeit hervor.

Man darf behaupten, daß der Vogel verhältnißmäßig mehr frißt als jedes andere Geschöpf. Nicht wenige fressen beinahe ebenso lange, als sie wach sind, die Kestjäger soviel, daß die tägliche Nahrungsmenge an Gewicht ihre eigene Körper schwere zwei bis drei Mal übersteigt. Bei den Fleischfressern gestattet sich das Verhältniß günstiger; denn sie bedürfen kaum ein Sechstheil ihres Körpergewichts an Nahrung, und alle Pflanzenfresser brauchen kaum mehr als sie; trotzdem würden wir auch sie als Fresser bezeichnen müssen, wenn wir sie mit Säugethieren vergleichen wollten. Die Nahrung wird entweder unmittelbar in den Vormagen oder in den



Kropf eingeführt und hier vorverdaut, im Magen aber vollends zerseht oder, wie wir gesehen haben, förmlich wie zwischen Mahlsteinen zerkleinert. Manche Vögel füllen sich beim Fressen die Speiseröhre bis zum Schlunde mit Nahrung an, andere den Kropf so, daß er kugelig an Hals hervortritt. Raubvögel verdauen noch alte Knochen, größere Körnerfresser verarbeiten sogar Eisenstücke derartig, daß ihre frühere Form wesentlich verändert wird. Unverdauliche Stoffe liegen bei ihnen wochenlang im Magen, bevor sie abgehen, während sie von den Raubvögeln in zusammengeballten Kugeln wieder ausgespien werden. Trotz des regen Stoffwechsels sammelt sich bei reichlicher Nahrung unter der Haut und zwischen den Eingeweiden sehr viel Fett an; mehrere Hungertage nach einander verbrennen dasselbe aber auch vollständig wieder. Dennoch ertragen die Vögel Hunger länger als gewisse Säugethiere, beispielsweise der Maulwurf, welcher schon nach wenigen Stunden dem Nahrungsmangel unterliegt.

Unstreitig ist der Flug die ausgezeichnetste Bewegung dieser Thierklasse. Alle übrigen Thiere, welche fähig sind, sich in der Luft zu bewegen, flattern oder schwirren: — die Vögel fliegen. Dies danken sie der Bildung ihrer Fittige. Alle Federn derselben liegen dachziegelartig über einander und sind gebogen, wodurch der Flügel eine muldenartige Ausbuchtung nach oben erhält. Wenn die Schwinge empor gehoben werden, wird die Verbindung der einzelnen Schwungfedern gelockert und die Luft kann zwischen den Federn durchstreichen; beim Niederdrücken hingegen schließen sich die Fahnen innig an die der anderen an und setzen der Luft einen bedeutenden Widerstand entgegen: der Vogel muß sich also bei jedem Flügelschlage erheben. Hinsichtlich der Schnelligkeit des Fluges steht fest, daß sie die jedes anderen Thieres übertrifft; bezüglich der Ausdauer mag bemerkt sein, daß der Vogel hierin hinter keinem Thiere zurück steht, daß er für uns Unbegreifliches leistet und im Verlaufe weniger Tage Hunderte von Meilen zurücklegen, binnen wenigen Stunden ein breites Meer übersiegen kann. Zugvögel fliegen tagelang ohne wesentliche Unterbrechung, Schwebevögel spielen stundenlang in der Luft, und nur sehr ungünstige Verhältnisse entkräften einzelne schließlich wirklich.

In der Regel sind die guten Flieger zum Gehen mehr oder weniger unfähig; indessen gibt es auch unter ihnen einige, welche sich laufend mit Leichtigkeit bewegen. Der Gang selbst ist vielfach verschieden: es gibt Renner, Traber, Läufer, Springer, Schreiter, Gänger und endlich ungeschickte Watschler oder Rutschler unter den Vögeln. Von dem Gange des Menschen, welcher wie sie auf zwei Füßen einherschreitet, weicht ihr Lauf merklich ab. Mit Ausnahme weniger Schwimmbögel, welche nur rutschend sich bewegen, gehen alle Vögel auf den Zehen; diejenigen, bei denen der Schwerpunkt in die Mitte des Körpers fällt, am besten, wenn auch nicht am raschesten, die hochbeinigen gut, jedoch mit gemessenen Schritten, die kurzbeinigen schlecht, gewöhnlich hüpfend, diejenigen mit mittelhohen Beinen sehr schnell und mehr rennend als laufend; alle, welche sich steil tragen, bewegen sich schwerfällig und ungeschickt, diejenigen, bei denen die Beine ebenfalls weit hinten am Körper eingelenkt sind, welche aber den Vordertheil desselben herabbiegen, kaum leichter, weil bei ihnen jeder Schritt auch eine merkliche Drehung des Vorderkörpers nothwendig macht. Einige vortreffliche Flieger können gar nicht mehr gehen, einige ausgezeichnete Taucher bloß rutschend und kriechend sich fördern. Bei sehr eiligem Laufe nehmen viele ihre Flügel zu Hilfe.

Nicht wenige Mitglieder der Klasse bewegen sich im Wasser mit Behendigkeit, nehmen schwimmend die meisten Handlungen vor, fördern sich rudern auf der Oberfläche weiter und tauchen in dessen Tiefe hinab. Jeder Vogel schwimmt, wenn er auf das Wasser geworfen wird; die Schwimmfähigkeit beschränkt sich auch nicht ausschließlich auf die eigentlichen Schwimmer. Bei diesen, wie bei allen im Wasser lebenden Vögeln überhaupt, stehen die Federn dichter als bei den übrigen, werden auch beständig reichlich eingefettet und sind so vortrefflich geeignet, die Nässe abzuhalten. Der auf der Oberfläche des Wassers fortschwimmende Vogel erhält sich ohne irgend welche Anstrengung in seiner Lage, und jeder Ruderschlag hat bei ihm einzig und allein Fortbewegung des Körpers zur Folge. Zum Schwimmen benutzt er gewöhnlich nur die Füße, welche er zusammengefaltet vorwärts zieht, ausbreitet und dann mit voller Kraft gegen das Wasser drückt, bei ruhigem Schwimmen einen nach dem anderen, bei raschem meist beide zugleich. Um zu steuern, legt er ein Bein mit ausgebreiteten Zehen nach hinten und rudert mit dem anderen. Mit dem Schwimmen ist oft Tauchfähigkeit verbunden. Einige Vögel schwimmen unter der Oberfläche des Wassers schneller als auf ihr und wetteifern mit den Fischen; andere sind nur dann im Stande zu tauchen, wenn sie sich aus einer gewissen Höhe herab auf das Wasser stürzen. Beide Fähigkeiten sind bedeutsam für die Lebensweise. Jene, welche von der Oberfläche des Wassers aus mit einem mehr oder weniger sichtbaren Sprunge in das Wasser tauchen, werden Schwimm- oder Sprungtaucher, jene, welche sich aus der Luft herab in die



Wellen stürzen, Stoßtaucher genannt. Die Tiefe, bis zu welcher einzelne unter das Wasser tauchen, die Richtung und Schnelligkeit, in welcher sie sich hier bewegen, die Zeit, welche sie unter der Oberfläche zubringen, sind außerordentlich verschieden. Eiderenten sollen bis sieben Minuten verweilen und bis in eine Tiefe von fünfundsiebzig Faden hinabsteigen können; die Mehrzahl besucht so bedeutende Tiefen sicherlich nicht, erscheint auch schon nach höchstens drei Minuten an der Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Einige Vögel sind nicht bloß fähig, zu schwimmen und zu tauchen, sondern auch, auf dem Grunde des Wassers umherzulaufen.

Noch eine Fertigkeit ist den Vögeln eigen: viele von ihnen klettern und zwar ganz vorzüglich. Hierzu benutzen sie vorzugsweise die Füße, nebenbei aber auch den Schnabel und den Schwanz, bedingungsweise sogar die Flügel.

Eine ausgezeichnete Begabung der Vögel bekundet sich in ihrer lauten, vollen und reinen Stimme. Zwar giebt es viele unter ihnen, welche wenig Töne oder bloß unangenehm kreischende und gellende vernehmen lassen; die Mehrzahl aber hat eine ungemein biegsame und klangreiche Stimme: wirklich stumme Vögel kennt man nicht. Die Stimme ermöglicht eine reichhaltige Sprache und den amnuthigen Gesang. Jede eingehendere Beobachtung lehrt, daß die Vögel für verschiedene Empfindungen, Eindrücke und Begriffe besondere Laute ausstoßen, denen man ohne Uebertreibung die Bedeutung von Worten zusprechen darf, da sich die Thiere nicht allein unter sich verständigen, sondern selbst der aufmerksame Beobachter sie verstehen lernt. Sie locken oder rufen, geben ihre Freude und Liebe kund, fordern sich gegenseitig zum Kampfe heraus oder zu Schutz und Trutz auf, warnen vor Feinden und anderweitiger Gefahr und machen sich überhaupt die verschiedensten Mittheilungen. Und nicht bloß die Arten unter sich wissen sich zu verständigen, sondern Bevorzugte auch zu minder Begabten zu reden. Auf die Warnung größerer Sumpfvögel achtet das kleinere Gesindel, auf eine Krähe Staaren und anderes Feldgeflügel, auf den Angstruf einer Amsel lauscht der ganze Wald. Die besonders Vorsichtigen schwingen sich zu Wächtern der Gesamtheit auf, und ihre Aeußerungen werden von anderen wohl beachtet. Während der Zeit der Liebe unterhalten sich die Vögel, schwäzchend und lösend, oft in allerliebster Weise, und ebenso spricht die Mutter zärtlich zu ihren Kindern. Einzelne wirken gemeinschaftlich in regelrechter Weise am Hervorbringen bestimmter Töne, indem sie sich gegenseitig antworten; andere geben ihren Gefühlen Worte, unbekümmert darum, ob sie Verständniß finden oder nicht. Zu ihnen gehören die Singvögel, die Lieblinge der Schöpfung, wie man sie wohl nennen darf, diejenigen Mitglieder der Klasse, welche dieser unsere volle Liebe erworben haben. So lange es sich um reine Unterhaltung handelt, stehen sich beide Geschlechter in ihrer Sprachfertigkeit ungleich; der Gesang aber ist eine Bevorzugung des männlichen Geschlechts; denn höchst selten nur lernt es ein Weibchen, einige Strophen abzusingen. Bei allen eigentlichen Sängern sind die Muskeln am unteren Kehlkopfe im wesentlichen gleichartig entwickelt; ihre Sangesfertigkeit aber ist dennoch höchst verschieden. Jede einzelne Art hat ihre eigenthümlichen Töne und einen gewissen Umfang der Stimme; jede verbindet die Töne in besonderer Weise zu Strophen, welche sich durch größere oder geringere Fülle, Rundung und Stärke der Töne leicht von ähnlichen unterscheiden lassen; das Lied bewegt sich bei einzelnen in wenigen Tönen, während andere Oktaven beherrschen. Die einzelnen Töne liegen eine Terz oder eine Quinte aus einander. Werden die Gesangstheile oder Strophen scharf und bestimmt vorgetragen und deutlich abgesetzt, so nennen wir das Lied Schlag, während wir von Gesang reden, wenn die Töne zwar fortwährend wechseln, sich jedoch nicht zu einer Strophe gestalten. Die Nachtigall oder der Edelfink schlagen, die Lerche oder der Stieglitz singen. Jeder Singvogel weiß übrigens Abwechslung in sein Lied zu bringen, und gerade deshalb wirkt es so mächtig auf uns. Auch die Gegend trägt zur Aenderung des Thrige mit bei; denn dieselben Arten singen im Gebirge anders als in der Ebene, wenn sich auch das Wie nur von einem Kenner herausfühlen lassen will. Ein guter Schläger oder Sänger in einer gewissen Gegend kann tüchtige Schüler bilden, ein schlechter aber auch gute verderben: die jüngeren Vögel lernen von den älteren ihrer Art, nehmen aber leider lieber das Mangelhafte als das Vollendetere an. Einzelne begnügen sich nicht mit dem ihnen ursprünglich eigenen Liede, sondern mischen ihm einzelne Töne oder Strophen anderer Vögel oder sogar ihnen auffallende Klänge und Geräusche ein. Sie nennen wir Spottvögel, obwohl wir ihnen mit dieser Bezeichnung ein großes Unrecht thun. Singvögel im eigentlichen Sinne des Wortes, also solche, welche nicht bloß die Singmuskeln am unteren Kehlkopfe haben, sondern auch wirklich singen, gibt es in allen Ländern der Erde, jedoch vorzugsweise in denen der gemäßigten Gürtel.

Rücksichtlich der Fähigkeiten des Gehirns, welche wir als Verstand und Gemüth unterscheiden, sowie hinsichtlich des Wesens oder Charakters der Vögel gilt Alles, was früher bezüglich



der Säugethiere gesagt worden ist, und wir wüßten in der That wenigstens keine Geistesfähigkeit, keinen Charakterzug der letzteren anzugeben, welcher bei den Vögeln nicht ebenfalls bemerklich würde. Wer den Vögeln Verstand und zwar sehr ausgebildeten, umfangreichen Verstand absprechen will, kennt sie nicht. Er vergißt die Bildungsfähigkeit der Vögel, vergißt, daß man sie abrichten, zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, sprechen oder Worte nachplaudern lehren, also Etwas thun lassen kann, welches mit der Annahme einer von außen her wirkenden, unbegreiflichen, also auch undenklichen Kraft vollständig im Widerspruche steht, weil jeder Mensch, welcher sich mit Erziehung eines Vogels abgiebt, dadurch die unbekante Kraft, welche letzteren unbewußt leitet, beeinträchtigen würde.

Die Vögel sind Weltbürger. Soweit man die Erde kennt, hat man sie gefunden: auf den Eilanden un beide Pole wie unter dem Gleicher, auf dem Meere wie auf oder über den höchsten Spitzen der Gebirge, im fruchtbaren Lande wie in der Wüste, im Urwalde wie auf den kahlen Felsstege, welche sich unmittelbar am Meere erheben. Jeder einzelne Gürtel der Erde hat seine besonderen Bewohner. Im allgemeinen gehorchen auch die Vögel den Gesetzen der thierischen Verbreitung, indem sie in den kalten Gürteln zwar in ungeheurer Anzahl, aber in nur wenigen Arten auftreten und mehr nach dem Gleicher hin stetig an Mannichfaltigkeit und Vielartigkeit zunehmen. Das ausgleichende Wasser übt seinen Einfluß auch auf sie aus: es beherbergt und erhält verhältnißmäßig wenige und sich im wesentlichen ähnelnde Arten, während das Land seinen vielfachen Wechsel auch in der Vogelwelt wiederpiegelt. Denn nicht bloß in jedem Gürtel, sondern auch in jeder Dertlichkeit treten gewisse Vögel auf, in der nordischen Tundra, der Wüste des Wassers, andere als in der Wüste des Sandes, in der Ebene andere als im Gebirge, im baumlosen Gebiet andere als im Walde. Als Ergebnisse und Erzeugnisse der Bodenbeschaffenheit und des Klimas müssen die Vögel in eben demselben Grade abändern als ihre Heimat selbst. Auf dem Wasser ist der Verbreitungskreis der einzelnen Arten größer als auf dem Lande, wo schon ein breiter Strom, ein Meerestheil, ein Gebirge zur Grenze werden kann: aber Grenzen giebt es auch auf dem Meere. Nur äußerst wenige Vögel bewohnen buchstäblich alle Theile der Erde, soviel bis jetzt bekannt, kein einziger Landvogel, sondern bloß Sumpf- und Wasservögel; Weltbürger ist z. B. der Steinwälzer, welcher an den Küsten aller fünf Erdtheile und auf der westlichen wie auf der östlichen Halbkugel vorkommt und vorkommen kann, weil er überall, auf der ganzen Erde die gleichen Lebensbedingungen vorfindet. In der Regel erstreckt sich der Verbreitungskreis weiter in der Richtung der Längengrade als in jener der Breitengrade: im Norden der Erde leben viele Vögel, welche in allen drei Erdtheilen mehr oder weniger in gleicher Anzahl gefunden werden, während einige hundert Meilen vom Norden nach Süden hin schon eine große Veränderung bewirken können. Die Bewegungsfähigkeit des Vogels steht mit der Größe des Verbreitungskreises nicht im Einklange: sehr gute Flieger können auf einen verhältnißmäßig geringen Umkreis beschränkt sein, minder gute sich viel weiter verbreiten als jene. Auch die regelmäßigen Reisen, der Zug und die Wanderung der Vögel tragen, wie wir später sehen werden, zur Ausdehnung gewisser Verbreitungskreise nicht bei.

Soviel uns jetzt bekannt, dürfen wir die Anzahl der beschriebenen und unterschiedenen Vögel auf etwa 8000 anschlagen. Hiervon zählt die Ordnung der Papageien 350, die der Raubvögel gegen 400, die der Tauben ungefähr 300, die der Scharrvögel ebensoviele, die der Kurzflügler 10, die der Stelzvögel und die der Schwimmvögel ungefähr je 600 Arten; die übrigen gehören den anderen Ordnungen an. Amerika ist wohl derjenige Erdtheil, welcher die meisten Arten besitzt; auf ihn folgt wahrscheinlich Asien, auf dieses Afrika, auf Afrika Oceanien und zuletzt erst unser Europa, in welchem man etwa sechshundert Arten unterschieden hat. Hinsichtlich der Ordnungen laßt sich Folgendes bemerken: Die Papageien fehlen in Europa; die Regelschnäbler oder Sperlinge und Rabenvögel, die Raub-, Sperr-, Sing- und Klettervögel sind Weltbürger, die Schwirrvögel auf Amerika beschränkt, die Leichtschnäbler hauptsächlich in den Wendekreisländern heimisch, die Gier- und Scharrvögel in allen Welttheilen vertreten, die Kurzflügler in Afrika, Oceanien im weiteren Sinne und in Amerika ansässig, die Stelzvögel und die verschiedenen Ordnungen der Schwimmer endlich wiederum über die ganze Erde verbreitet.

Europa besitzt keinen Vogel, welcher nicht auch in anderen Erdtheilen gefunden würde; man kann also hier kaum von sogenannten Charaktervögeln reden, von solchen nämlich, welche das Gepräge des Landes gewissermaßen wiedergeben, es also kennzeichnen.



Der Aufenthalt der Vögel ist höchst verschieden. Sie bewohnen, wie bemerkt, die ganze Erde und siedeln sich an allen Orten an, welche ihnen die Möglichkeit zum Leben gewähren. Von dem Meere an steigen die im Wasser hausenden Vögel bis hoch in das Gebirge empor, und mehr als sie noch erheben sich die Stelzvögel, aus dem einfachen Grunde, weil sie weniger als jene an das Wasser gebunden sind. Das trodene Land hat ebenso überall seine ständigen Bewohner: selbst inmitten der Wüste, auf Sandflächen, welche unserer Meinung nach kaum ein Geschöpf ernähren können, finden sie noch ihr tägliches Brot. Doch ist die größere Menge ebenso an Pflanzen gebunden wie die Säugethiere, wenn nicht unmittelbar, so doch mittelbar. Erst im Walde entfaltet unsere Klasse ihren vollen Reichthum und ihre Mannfaltigkeit. Das reiche Meer ernährt Millionen von Einzelwesen derselben Art, und die Brutzeit versammelt sie auf einzelnen Felsenwänden, Inseln, Schären; wie zahlreich aber auch die Gesellschaft sein möge: auf dem Lande und selbst im Walde giebt es Schwärme von ähnlicher Stärke, und während dort die Einförmigkeit vorherrscht, bekundet sich hier nebenbei die größte Mannfaltigkeit. Je mehr man sich dem Gleicher nähert, um so artenreicher zeigt sich die Klasse der Vögel, weil in den Wendekreisländern das Land selbst wechselvoller ist als irgendwo anders und mit dieser Vielseitigkeit der Erde eine Vermehrung verschiedener Lebensbedingungen im Einklange stehen muß. Dem entspricht, daß es nicht die großen Waldungen sind, welche die größte Mannfaltigkeit zeigen, sondern vielmehr Gegenden, in welchen Wald und Steppe, Berg und Thal, trodenes Land und Sumpf und Wasser mit einander abwechseln. Ein durch Wälder fließender Strom, ein von Bäumen umgebener Sumpf, ein überschwemmter Waldestheil versammelt stets mehr Vogelarten, als man sie sonst zusammen sieht, weil da, wo die Erzeugnisse des Wassers und des Landes sich vereinigen, nothwendigerweise auch ein größerer Reichthum an Nahrungsmitteln vorhanden sein wird als da, wo das eine oder das andere Gebiet vorherrscht. Die größere oder geringere Leichtigkeit, sich zu ernähren, bindet die Vögel wie alle übrigen Geschöpfe an eine gewisse Stelle; Mangel an Nahrung zwingt sie, zeitweilig oder für immer Gegenden zu verlassen.

Die Vögel verstehen es meisterhaft, ein bestimmtes Gebiet auszubeuten. Sie durchspähen jeden Schlupfwinkel, jede Nische, jedes Versteck der Thiere und lesen alles Genießbare auf. Wenn man die Art und Weise der Ernährung in Betracht zieht, kann man auch bei ihnen von Beruf oder Handwerk reden. Einzelne, wie viele Körnerfresser und die Tauben, lesen offen zu Tage liegende Nahrungsmittel einfach auf; andere Körnerfresser ziehen Sämereien aus Hülsen heraus, die Hühner legen sie, Wurzeln, Knollen und ähnliche Stoffe durch Scharren bloß. Die Fruchtesser pflücken Beeren oder Früchte mit dem Schnabel ab, einzelne von ihnen, indem sie sich im Fluge fliegend auf die erpähte Nahrung stürzen. Die Kerbthierfresser lesen ihre Beute in allen Lebenszuständen derselben vom Boden ab, nehmen sie von Zweigen und Blättern weg, ziehen sie aus Blüten, Spalten und Ritzen hervor, legen sie oft erst nach längerer und harter Arbeit bloß oder verfolgen sie mit der Zunge bis in das Innerste ihrer Schlupfwinkel. Die Raben betreiben alle diese Gewerbe gemeinschaftlich, psuschen aber auch schon den echten Räubern ins Handwerk. Unter diesen beutet jeder Einzelne seinen Nahrungsweig selbstständig aus. Es giebt unter ihnen Bettler oder Schmarotzer, Gassenlehrer und Abfallsammler, solche, welche nur Nas, andere, welche hauptsächlich Knochen fressen, viele, welche Nas nicht verschmähen, nebenbei jedoch auch schon auf lebende Thiere jagen; es giebt unter ihnen einzelne, welche hauptsächlich größeren Kerfen nachstreben und höchstens ein kleines Wirbelthier anfallen, andere, deren Jagd bloß diesen gilt; es giebt Raubvögel, welche nur auf sitzendes oder laufendes, andere, welche bloß auf fliegendes Wild stoßen, einzelne, welche die verschiedenartigsten Gewerbe betreiben. Unter den Sumpf- und Wasservögeln ist es ähnlich. Viele von ihnen lesen das auf, was sich offen findet, andere durchsuchen Versteckplätze der Thiere; einige fressen pflanzliche und thierische Stoffe, andere letztere ausschließlich; diese heben sich aus flüssigem Schlamme ihre Nahrung ab; jene holen sie tauchend aus bedeutenden Tiefen empor; die einen suchen ihre Beute unter dem Wasser; die anderen stürzen sich auf bereits erpähte von oben herab. Es giebt keine Gegend, kein einziges Plätzchen auf der ganzen Erde, welches von ihnen nicht ausgebeutet würde. Ein jeder versucht seine Ausrüstung in der besten Weise zu verwerthen, jeder sich schlecht und recht durch das Leben zu schlagen. Die Ausrüstung, also die Gestalt und Bewaffnung des Vogels ist es, welche das Gewerbe oder den Beruf bestimmt.

Der Vogel lebt eine kurze Kindheit, aber eine lange Jugendzeit, wenn auch nicht gerade im Verhältniß zu dem Alter, welches er erreicht. Allerdings ist sein Wachsthum rasch beendet und er schon wenige Wochen nach dem Eintritte in die Welt befähigt, deren Treiben und Drängen, Fordern und Anstürmen die Brust zu bieten; aber eine lange Zeit muß vergangen sein, ehe er seinen Eltern gleich da steht. Er entwickelt sich, wie wir Alle wissen, aus dem Eie, und zwar durch die Wärme, welche die brütenden Eltern oder die brütende Mutter, gährende Pflanzenstoffe oder die Sonne diesem spenden. Größe und Gestalt des Eies sind sehr verschieden. Erstere ist in der Regel dem Umfange des Körpers der Mutter insofern angemessen, als das Ei einen gewissen Gewichtstheil des Körpers beträgt, schwankt aber erheblich: denn es giebt Vögel, welche verhältnißmäßig sehr große, und andere, welche verhältnißmäßig sehr kleine Eier legen; die Gestalt weicht von der des Hühnereies gewöhnlich nicht auffällig ab, geht jedoch bei einzelnen mehr ins Kriech- oder Birnenförmige, bei anderen mehr ins Walzige über. Ueber die Färbung der Eier läßt sich im allgemeinen wenig, nur ungefähr soviel sagen, daß diejenigen Eier, welche in Höhlungen gelegt werden, meist weiß oder doch einfarbig, die, welche in offene Nester zu liegen kommen, getüpfelt sind. Die Anzahl der Eier, welche ein Vogel legt, schwankt von eins bis vierundzwanzig; Gelege von vier bis sechs Eiern dürften am häufigsten vorkommen.

Sobald das Weibchen die gehörige Anzahl von Eiern gelegt hat, beginnt das Brüten. Die Mutter bleibt auf dem Neste sitzen und spendet nun, entweder allein oder abwechselnd mit ihrem Gatten, dem im Eie eingebetteten Keime die Wärme ihrer Brust, macht sich auch wohl zeitweilig die Sonnenstrahlen oder die durch Gährung faulender Pflanzenstoffe sich erzeugende Wärme nutzbar. Je nach der Witterung werden die Eier früher oder später gezeitigt; die Zeitschwankungen sind jedoch bei den einzelnen Arten nicht besonders erheblich. Anders verhält es sich, wie zu erwarten, rücksichtlich der Brutdauer bei den verschiedenen Arten: ein Strauß brütet selbstverständlich länger als ein Kolibri, jener fünfundfünfzig bis sechzig, dieser zehn bis zwölf Tage. Ahtzehen bis sechszwanzig Tage mögen als eine mittlere Zeit angesehen werden.

Zur Bildung und Entwicklung des Keimes im Eie ist eine Wärme von 30 bis 32 Grad R. Bedingung. Sie braucht nicht von dem mütterlichen Vogel auszustrahlen, sondern kann, mit gewissen Beschränkungen, beliebig ersetzt werden. Die alten Ägypter mußten bereits vor Tausenden von Jahren, daß man die brütende Henne durch künstlich erzeugte, gleichmäßig unterhaltene Wärme ersetzen könne. Dreißig Grad Wärme einundzwanzig Tage lang gleichmäßig unterhalten und in geeigneter Weise zur Einwirkung auf ein befruchtendes Hühnerei gebracht, liefert fast unfehlbar ein Küchlein. Luft ist zur Ausbildung des Keimes unerläßliche Bedingung: ein Ei, welches keinen Sauerstoff aufnehmen kann, geht stets zu Grunde.

Wenige Vögel gelangen im Eie zu ähnlicher Ausbildung wie das Huhn; verhältnißmäßig wenige sind im Stande, einige Minuten nach dem Auskriechen unter Führung der Mutter oder sogar ohne jegliche Hilfe abseits der Eltern ihren Weg durch's Leben zu wandeln. Gerade diejenigen, welche als Erwachsene die größte Beweglichkeit und Stärke besitzen, sind in der Jugend ungemein hilflos. Die Nestflüchter kommen besiedert und mit ausgebildeten Sinnen, die Nesthoder nackt und blind zur Welt; jene machen nach dem Auskriechen einen höchst angenehmen Eindruck, weil sie bis zu einem gewissen Grade vollendet sind, diese fallen auf durch Unansehnlichkeit und Häßlichkeit. Die weitere Entwicklung bis zum Ausfliegen beansprucht eine verschieden lange Zeit. Kleinere Nesthoder sind drei Wochen nach ihrem Auskriechen flügge, größere bedürfen mehrere Monate, bevor sie fliegen können, einzelne mehrere Jahre, bevor sie ihren Eltern gleich dastehen. Denn die Jugendzeit des Vogels ist nicht mit dem Ausfliegen, sondern erst dann beendet, wenn er das Alterskleid anlegt. Nicht wenige erhalten anfangs ein Federkleid, welches mit dem ihrer Eltern keine Ähnlichkeit zeigt; andere gleichen in der Jugend dem Weibchen, und die Unterschiede, welche sich hinsichtlich des Geschlechts bemerklich machen, zeigen sich erst dann, wenn das Alterskleid angelegt wird. Einzelne Raubvögel müssen eine Reihe von Jahren erlebt haben, bevor sie alt, d. h. wirklich erwachsen genannt werden können.

Alle Veränderungen, welche das Kleid erleidet, werden hervorgebracht durch Abreibung, Verfärbung und Vermauserung oder Neubildung der Federn. Folge der Abreibung bedingt nicht immer Verringerung, sondern im Gegentheile oft Erhöhung der Schönheit; denn durch sie werden die unscheinbarer gefärbten Spitzen der Federn entfernt und die lebhafter gefärbten Mittelstellen derselben zum Vorschein gebracht. Die Verfärbung, eine bisher von sehr vielen Forschern geleugnete, jedoch unzweifelhaft bestehende Thatsache, bewirkt auf anderem, bis jetzt noch nicht erklärtem Wege Veränderungen der Färbung einzelner Theile des Gefieders. Junge



Seeadler z. B. tragen in der Jugend ein ziemlich gleichmäßig dunkles Kleid, während im Alter wenigstens der Schwanz, bei anderen Arten auch der Kopf weiß ausfieht.

Das bezügliche Alter, welches ein Vogel erreichen kann, steht mit der Größe, vielleicht auch mit der Jugendzeit einigermaßen im Einklange. Im allgemeinen läßt sich behaupten, daß der Vogel ein sehr hohes Alter erreicht. Kanarienvögel leben bei guter Pflege ungefähr ebenso lange wie Haushunde, zwölf, funfzehn, achtzehn Jahre, im Freien, wenn nicht ein gewaltjamer Tod ihnen ein Ende macht, wohl noch viel länger; Adler haben über hundert Jahre in der Gefangenschaft ausgehalten, Papageien mehrere Menschenalter erlebt.

Kein anderes Geschöpf versteht soviel zu leben, wie der Vogel lebt, kein anderes Geschöpf weiß so ausgezeichnet hauszuhalten mit seiner Zeit wie er. Ihm ist der längste Tag kaum lang, die kürzeste Nacht kaum kurz genug; seine beständige Regsamkeit gestattet ihm nicht, die Hälfte seines Lebens zu verträumen und zu verschlafen: er will wach, munter, fröhlich die Zeit durchmessen, welche ihm gegönnt ist. Alle Vögel erwachen früh aus dem kurzen Schlafe der Nacht. Die meisten sind rege, noch ehe das Morgenroth den Himmel säumt. In den Ländern jenseits des Polarkreises bemerkt man an ihnen kaum, daß sie einen Unterschied machen zwischen den Stunden des Tages und denen der Nacht.

Der Vogel, dem Stimme und Klang geworden, begrüßt den kommenden Morgen mit seinem Gesange; erst dann beginnt er Nahrung zu suchen. Fast alle nehmen zwei Mahlzeiten zu sich, eine am Morgen, eine gegen Abend, und widmen die Mittagsstunden der Ruhe, der Reinigung des Gefieders, der Ordnung ihrer Federn. Ausnahmen von dieser Regel bemerken wir bei allen Vögeln, welche hinsichtlich ihrer Nahrung mehr als andere auf einen günstigen Zufall angewiesen sind. Die Raubvögel fressen gewöhnlich nur einmal täglich; diejenigen unter ihnen, welche nicht selbst Beute machen, sondern einfach Was aufnehmen, sind nicht einmal immer so glücklich, jeden Tag fressen zu können, sondern müssen oft tagelang hungern. In den meisten Fällen wird nur diejenige Speise verzehrt, welche der Tag erwerben ließ; einzelne aber, beispielweise die Würger und mehrere Klettervögel, namentlich Spechte und Kleiber, tragen sich Speiseshätze zusammen und bewahren diese an gewissen Orten auf, legen sich also förmlich Vorräthe an, nordamerikanische Spechte auch solche für den Winter. Nach der Mahlzeit wird ein Trunk und dann ein Bad genommen, falls nicht Sand, Staub und Schnee das Wasser ersetzen muß. Nach dieser Erquickung pflegt der Vogel in behaglicher Ruhe der Verdauung; gegen das Ende derselben nestelt und puht er seine Federn; dann tritt er einen zweiten Jagdzug an. Ziel auch dieser günstig aus, so verfügt er sich gegen Abend nach bestimmten Plätzen, um sich hier der Gesellschaft anderer zu widmen, oder der Singvogel läßt noch einmal seine Pieder mit vollem Feuer ertönen; dann endlich begiebt er sich zur Ruhe, entweder gemeinschaftlich mit anderen nach bestimmten Schlafplätzen oder während der Brutzeit in die Nähe seines Nestes zur brütenden Gattin oder zu den unmündigen Kindern, falls er nicht diese mit sich führt. Das Zubettgehen geschieht nicht ohne Weiteres, vielmehr erst nach längeren Berathungen, nach vielfachem Schwatzen, Lärmen und Plärren, bis endlich die Müdigkeit ihr Recht verlangt. Ungünstige Witterung stört und ändert die Regelmäßigkeit der Lebensweise, da das Wetter auf den Vogel überhaupt den größten Einfluß übt.

Mit dem Aufleben der Natur erlebt auch der Vogel. Sein Fortpflanzungsgeschäft fällt überall mit dem Frühlinge zusammen, in den Ländern unter den Wendekreisen also mit Beginn der Regenzeit, welche nicht dem Winter, sondern unserem Frühlinge entspricht. Abweichend von anderen Thieren leben die meisten Vögel in geschlossener Ehe auf Lebenszeit und nur wenige von ihnen, wie die Säugethiere, in Vielweiberei. Das Pärchen, welches sich einmal vereinigt, hält sich während des ganzen Lebens treuinnig zusammen.

Die männlichen Vögel werben mit Eifer und unter Ausbietung ihrer vollen Liebeshwürdigkeit um die Weibchen, einige durch schnüchziges Rufen oder Singen, andere durch zierliche Tänze, andere durch Flugspiele u. s. w. Schon während der Liebesspiele wird ein günstiger Platz für das Nest gesucht, vorausgesetzt, daß der Vogel nicht zu denjenigen gehört, welche Ansiedelungen bilden und alljährlich zu derselben Stelle zurückkehren. In der Regel steht das Nest ungefähr im Mittelpunkte des Wohnkreises, nach der Art selbstverständlich verschieden. Streng genommen findet jeder passende Platz in der Höhe wie in der Tiefe, auf dem Wasser wie auf dem Lande, im Walde wie auf dem Felde seinen Liebhaber. Die Raubvögel bevorzugen die Höhe zur Anlage ihres Horstes und lassen sich selten herbei, auf dem Boden zu nisten;



fast alle Laufvögel hingegen bringen hier das Nest an; die Wald- und Baumbögel stellen es in die Zweige, auf die Nester, in vorgefundene oder von ihnen ausgehohelte Höhlen, in das Moos am Boden zc., die Sumpfvögel zwischen das Schilf und Röhricht, das Ried und Gras am Ufer, auf kleine Inselchen oder schwimmend auf das Wasser selbst; einzelne Meervögel verbergen es in Klüften, selbst gegrabenen Höhlen und an ähnlichen Orten: kurz, der Stand ist so verschieden, daß man im allgemeinen nur sagen kann, jedes Nest steht entweder verborgen und entzieht sich dadurch den Blicken der Feinde, oder ist, wenn es frei steht, so gebaut, daß es nicht leicht bemerkt werden kann, oder steht endlich an Orten, welche dem in Frage kommenden Feinde unzugänglich sind. Die Familien- oder Ordnungsangehörigkeit eines Vogels berechtigt nicht, anzunehmen, daß er sein Nest in derselben Weise errichtet, wie seine Verwandten, denn gerade hinsichtlich des Standortes unterscheiden sich die verschiedenen Glieder einer Familie, ja sogar die einer Sippe sehr wesentlich. Die einfachsten Nester haben diejenigen Vögel, welche ihre Eier ohne jegliche Vorbereitung auf den Boden ablegen; an sie reißen sich diejenigen an, welche wenigstens eine kleine Mulde für die Eier scharren; hierauf folgen die, welche diese Mulde mit weichen Stoffen auskleiden. Dieselbe Steigerung wiederholt sich bei denen, welche anstatt auf dem flachen Boden in Höhlen brüten, und im gewissen Sinne auch bei denjenigen, welche ein schwimmendes Nest errichten, obgleich diese selbstverständlich erst eine Unterlage erbauen müssen. Unter den Baumnestern giebt es fast ebenso viele verschiedenartige Bauten als Baumbögel. Die einen tragen nur wenige Reisfer lieblich zusammen, die anderen richten wenigstens eine ordentliche Unterlage her, diese mulden letztere aus, jene belegen die Mulde innen mit Ried und feinem Reifig, andere wiederum mit Reifern, Rütchen, Würzelchen, Haaren und Federn; mehrere überwölben die Mulde, und einzelne verlängern auch noch das Schlupfloch röhrenartig. Den Reisenestebauern zunächst stehen die Weber, welche nicht bios Grasshalme, sondern auch wollige Pflanzenstoffe versflechten, verweben und verzüßen, dieselben sogar mit vorgefundnen oder selbst bereiteten Fäden förmlich zusammenweben, und damit sich die Meisterschaft erwerben. Aber Meister in ihrer Kunst sind auch die Kleiber, welche die Wandungen ihres Nestes aus Lehm herstellen. Dieser Stoff wird durch Einspeichelung noch besonders durchgearbeitet und verbessert oder sein Zusammenhang vermehrt, sodaß das Nest eine sehr bedeutende Haltbarkeit gewinnt. Mehrere Kleiber benutzen übrigens gar keinen Lehm mehr, sondern nehmen feine Pflanzenstoffe, Moos und Blatttheilchen z. B., und überziehen diese mit ihrem Speichel, andere endlich verwenden nur den letzteren, welcher, bald erhärtend, zur Wand des Nestes selbst werden muß. In der Regel dient das Nest nur zur Aufnahme der Eier, zur Wiege und Kinderstube der Jungen; einige Vögel aber erbauen sich auch Spiel- und Vergnügungsnester oder Winterherbergen, benutzen die Nester wenigstens als solche. Zu jenen gehören mehrere Weber- und die Atlas- und Kragenvögel, auch ein Sumpfvogel, dessen riesenhafte Nest einen Brut- und Gesellschaftsraum, ein Wach- und Speisezimmer enthält, zu diesen unter anderen die Spechte, welche immer in Baumhöhlen schlafen, oder unsere Sperlinge, welche während des Winters in dem warm ausgefüllten Neste Nachtruhe halten.

Das Weibchen baut, das Männchen trägt zu. Dies ist die Regel; aber auch das Umgekehrte findet statt. Bei den Webersvögeln bauen die Männchen mindestens ebenso eifrig als die Weibchen. Bei den meisten übrigen Vögeln übernimmt das Männchen wenigstens das Amt des Wächters am Neste. Während des Baues selbst macht sich das Männchen vieler Vögel auch noch in anderer Weise verdient, indem es mit seinen Niedere oder mit seinem Geschwätz die arbeitende Gattin unterhält. Einige Vögel errichten sich gemeinschaftlich Nester, und die verschiedenen Mütter legen in diesen zusammen ihre Eier ab, brüten wohl auch auf denselben abwechselnd; andere theilen einen gesellschaftlich ausgeführten Hauptbau in verschiedene Kämmerchen, von denen je eines einer Familie zur Wohnung dient.

Nachdem das Küchlein dem Eie entschlüpft ist, beginnt die Nuzung, welche höchst verständig besorgt wird. Anfänglich erhalten die zarten Kleinen nur die zartesten Speisestoffe, nach und nach immer verbere Kost, bis sie endlich das Futter ihrer Eltern verdauen können. Sind sie erst einmal ausgeflogen, so werden sie noch im Gewerbe unterrichtet und belehrt, sich selbst die Nahrung zu suchen, und erst, wenn sie dies vermögen, von den Eltern verlassen. Alle Vögel lieben ihre Brut überaus zärtlich, vertheidigen sie nach besten Kräften gegen jede Gefahr, wenden alle ihnen mögliche Mittel an, um den Feind abzulenken, und setzen ihr eigenes Leben zu Gunsten der Kinder rücksichtslos aufs Spiel. Die Kinder ihrerseits hängen mit eben derselben Liebe an ihren Eltern und achten gehorjam auf jeden Ruf oder Lockton von ihnen.



Mehrere Vögel treten unmittelbar nach vollendeter Brutzeit eine Reise an, je nach Art und Familie oder nach Heimat und Wohnkreis eine länger oder kürzer währende, ausgedehntere oder beschränktere. Wir unterscheiden diese Reisen als Zug, Wanderschaft und Streichen. Unter Zug verstehen wir diejenige Art der Wanderung, welche alljährlich zu bestimmter Zeit stattfindet und in bestimmter Richtung geschieht, unter Wandern ein Reisen, welches bedingt wird durch die Nothwendigkeit, also weder eine bestimmte Zeit, noch Richtung hat, nicht alljährlich geschieht und endet, wenn seine Ursache aufgehoben wurde, unter Streichen endlich eine Wanderschaft in engeren Grenzen, hervorgerufen durch den Wunsch, einen früheren Wohnsitz durch einen anderen umzutauschen, von einer gewissen, gerade jetzt in Fülle sich findenden Nahrung Vortheil zu ziehen.

Der Zug ist es, welcher uns im Herbst unsere Sänger nimmt und sie im Frühjahr wiederbringt, welcher unsere Wasservögel vertreibt, noch bevor das Eis ihr Gebiet ihnen unzugänglich macht, welche viele Räuber zwingt, ihrer abgereisten Beute nachzujagen. Von den europäischen Vögeln ziehen mehr als die Hälfte, von den nordasiatischen und nordamerikanischen verhältnißmäßig ebenso viele. Alle wandern in mehr oder weniger südlicher Richtung, die auf der Osthälfte der Erde lebenden nach Südwesten, die auf der Westhälfte der Erde wohnenden nach Osten, entsprechend der Weltlage ihres Erdtheils und der Beschaffenheit des Gürtels, in welchem die Winterherberge liegt. In der Zugrichtung fließende Ströme oder verlaufende Thäler werden zu Heerstraßen, hohe Gebirgsthäler zu Pässen für die Wanderer; in ihnen sammeln sich nach und nach die Reisenden an. Einige ziehen paarweise, andere in Gesellschaft, die schwachen hauptsächlich des Nachts, die starken auch bei Tage, alle so eilig als möglich. Sie reisen ab, lange bevor der Mangel in ihrer Heimat eintritt; sie reisen so eilig, als ob ein unüberwindlicher Drang sie treibe; sie werden um die Zeit der Reise unruhig, auch wenn sie im Käfig sich befinden, werden es, wenn sie als Junge dem Neste entnommen und in der Gefangenschaft aufgesüttet wurden. Die einen verlassen uns schon früh im Jahre, die anderen viel später, jeder einzelne aber zu einer bestimmten, nur wenig wechselnden Zeit. Diejenigen, welche am spätesten wegzogen, kehren am ersten zurück, die, welche am frühesten uns verließen, kommen am spätesten wieder: der Mauersegler reist schon in den ersten Tagen des August ab und stellt sich erst im Mai wieder ein; die letzten Nachzügler wandern erst im November aus und sind bereits im Februar wieder angelangt. Ihre Winterherbergen sind ungemein ausgedehnt; von vielen kennt man die Stätte nicht, in welcher sie endlich Ruhe finden. Mehrere überwintern schon in Südeuropa, viele in Nordafrika zwischen dem 37. und 24. Grade der nördlichen Breite; nicht wenige gehen bis tief in das Innere des heißen Gürtels und finden sich während der Wintermonate von der Küste des rothen oder indischen Meeres an bis zu der des atlantischen. Eine ähnliche Herberge bilden Indien, einschließlic der benachbarten großen Inseln, Birma, Siam und Südchina. Die nordamerikanischen Vögel reisen bis in den Süden der Vereinigten Staaten und bis nach Mittelamerika. Auch auf der südlichen Halbkugel findet ein regelmäßiger Zug statt. Die Vögel Südamerikas fliegen in nördlicher Richtung bis nach Süd- und Mittelbrasilien, die Südaustraliens wandern nach dem Norden dieses Erdtheils, theilweise wohl auch bis nach Neuguinea und auf die benachbarten Eilande.

Vor dem Weggange pflegen die Abreisenden Verammlungen zu bilden, welche einige Tage an einer und derselben Stelle verweilen, die einzeln Vorüberziehenden zu sich herbeiloden und endlich, wenn der Schwarm zu einer gewissen Stärke angewachsen ist, mit diesem plötzlich aufbrechen und davon fliegen. Einzelne halten vorher Musterung über die Mitglieder der Reisegesellschaft, verstoßen manche, sollen sie zuweilen sogar umbringen. Die Zuggesellschaften bleiben während der Reise, meist auch in der Winterherberge, mehr oder weniger vereinigt. Unterwegs beobachten sie entweder eine bestimmte Ordnung, gewöhnlich die eines Keiles oder richtiger die zweier gerader Linien, welche in schiefer Richtung gegen einander laufen und vorn an der Spitze sich vereinigen, einem V vergleichbar; andere fliegen in Reihen, andere in einem gewissen Abstände durch einander, in wirren, nach außen hin jedoch einigermaßen gerundeten Haufen. Die meisten streichen in bedeutender Höhe fort, manche stürzen sich aber aus dieser Höhe plötzlich tief nach unten herab, streichen eine Zeitlang über dem Boden weg und erheben sich allgemach wieder in ihre frühere Höhe. Schwächere Vögel benutzen unterwegs Wälder und Gebüsche zu ihrer Deckung, fliegen wenigstens übertages soviel als möglich von Baum zu Baum, von Wald zu Walde. Laufvögel, denen das Fliegen schwer wird, legen einen guten Theil des Weges zu Fuße, manche Wasservögel geringere Strecken schwimmend zurück. Gegenwind fördert und beschleunigt, Rückwind stört und verlangsamt den Zug, hält ihn wohl auch tagelang auf. Die Erregung und Unruhe, welche die Gemüther erfüllt, endet erst am Ziele der Reise; jedoch tritt auch dort das gewohnte Leben erst gegen den Rückzug hin wieder ein.

Die Wanderung kann unter Umständen dem Zuge insofern ähnlich werden, als sie zu einer bestimmten Zeit mit größerer oder geringerer Regelmäßigkeit stattfindet. Wandervögel sind viele der im hohen Norden lebenden, denen heftiger Schneefall in gewissen Jahren ihre Nahrung zudeckt. Innerhalb eines gewissen Gürtels streichen sie alljährlich umher, aber nur, wenn besonders strenger Winter eintritt, wandern sie mehr nach Süden herab und gelangen dann auch bis zu uns oder reisen selbst bis nach Südeuropa hinab. Dagegen ziehen sich alle Vögel, welche im oberen Gürtel des hohen Gebirges leben, jedes Jahr unregelmäßig in tiefere Gegenden hinab und wandern mit Beginn des Frühlings ebenfalls zu einer bestimmten Zeit wieder nach ihrem Standorte zurück; ihre Reise also ist der der Zugvögel ähnlich.

Das Streichen geschieht während des ganzen Jahres und auf der ganzen Erde. Alle Hagestolzen oder Wittwer streichen, größere Raubvögel schon ihrer Nahrung wegen; andere schweifen im Lande umher, scheinbar mehr zu ihrem Vergnügen, als der Nothwendigkeit folgend; einzelne streichen in sehr engem Kreise, andere durchwandern dabei mehrere Meilen. Unter den Wendekreisländern kann auch diese Art der Ortsveränderung dem Zuge ähnlich werden.

Wie immer der Vogel reisen möge, ob als ziehender Wanderer oder Landstreicher, und wie weit seine Reise sich ausdehne: seine Heimat haben wir immer nur da zu suchen, wo er liebt und sich fortpflanzt. In diesem Sinne darf das Nest das Haus des Vogels genannt werden.

Die Säger sind die Nutzthiere, die Vögel die Vergnügungsthier des Menschen. Jene müssen zollen und geben, wenn sie vom Menschen nicht vertilgt werden wollen, diese genießen eine Bevorzugung vor allen übrigen Thieren: sie besitzen des Menschen Wohlwollen und des Menschen Liebe. Die Amnuth ihrer Gestalt, die Schönheit der Farben, die Schnelligkeit und Behendigkeit ihrer Bewegungen, der Wohlklang ihrer Stimme, die Liebenswürdigkeit ihres Wesens ziehen uns unwiderstehlich an. Schon die ersten Menschen, von deren Gefühlen wir Kunde haben, befremdeten sich mit den Vögeln; die Wilden nahmen sie unter ihren Schutz; Priester vergangener Zeiten sahen in ihnen heilige Thiere; Dichter des Alterthums und der Gegenwart lassen sich begeistern von ihnen. Ihr Leben, ihre Stimme, ihr Flug, ihre ersichtliche Zufriedenheit mit dem Dasein erhebt und erbaut uns. Ihnen gewahren wir gern die Gastfreundschaft, welche wir den Säugern und noch mehr den Fischen entschieden versagen, gewähren sie ihnen, auch wenn sie uns wenig Nutzen bringen; unter ihnen werben wir uns mehr Haus- und Stubengenossen als unter allen übrigen Thieren; selbst wenn wir uns anschicken, ihnen mit Netz und Schlinge nachzugehen, wenn wir uns mit ihrer Jagd beschäftigen, erstirbt die Zuneigung, welche wir gegen sie hegen, nicht. Sie sind unsere Schokoladen und Lieblinge. Ihr Leben ist aber auch von hoher Bedeutung für unser Besitzthum und Wohlbefinden. Die Vögel bilden ein unentbehrliches Glied in der Reihe der Wesen; sie sind die Wächter des Gleichgewichts in der Thierwelt und wehren den verderblichen Uebergreifen der anderen Klassen, insbesondere der Kerbtiere, denen preisgegeben die Natur veröden würde. Ein einziges Vogelwärden kann uns mehr Nutzen bringen als alle Mitglieder einer Säugethierordnung zusammengenommen. Ihr Nutzen läßt sich weder berechnen noch abschätzen, weil er jede Rechnung oder Schätzung übersteigt; wohl aber berechtigt er Jeden, welcher sich mit der Forschung des Thierlebens beschäftigt, allen Deuten, welche sich unterrichten lassen wollen, die erste Mahnung ans Herz zu legen:

„Schutz den Vögeln!“



## Erste Reihe: Knacker (Enucleatores).

In Uebereinstimmung mit namhaften Vogelkundigen sehen wir in den Papageien oder Sittichen die höchstehenden, weil am gleichmäßigsten entwickelten Vögel, und halten sie allein für würdig, die Reihen und Ordnungen der Klasse zu eröffnen. Das System dient wesentlich dem Zwecke, Verwandtschaften, welche uns natürlich scheinen, hervorzuheben, zum Behuf, uns die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern: ein zuverlässiger Führer aber, wie es sein soll, ist es zur Zeit noch nicht. Aber es erleichtert das Erfassen des Ganzen und hat deshalb seine Berechtigung; mehr als eine solche beansprucht die hier befolgte Eintheilung der Vögel nicht.

Reichenbach stellte diejenigen Vögel, welche auch wir für die nächsten Verwandten der Sittiche halten, diesen zur Seite und bildete die Abtheilung der Knacker, und es umfaßt diese Reihe außer den Sittichen die Sperlingsvögel im engeren Sinne und die Rabenschnäbler.

Zwischen den genannten drei Gruppen bestehen viele gemeinsame Eigenthümlichkeiten. Die Einen, wie die Andern sind durchgängig gedrunken gebaute Vögel mit mittellangen Flügeln, kurzen, kräftigen Beinen, verhältnißmäßig dickem Kopf und kurzem gewölbten und dann oben hakig übergebogenen oder einfach kegelförmigen Schnabel. Der Schwanz ist, wie bei den Vögeln überhaupt, verschieden gestaltet: er kann sehr lang oder sehr kurz, stufig zugespitzt oder leicht ausgeschnitten sein; er besteht aber stets aus verhältnißmäßig weichen, nicht eigentlich schnellkräftigen Federn. Besondere Ausbildung einzelner Steuerfedern findet statt; häufiger aber ist eine reiche Entwicklung oder Wucherung der Schwanzdeckfedern. Das übrige Gefieder ist dicht, nicht aber eigentlich reich zu nennen; die einzelnen Federn pflegen groß und hart zu sein. Lebhaftes Färbung des Gefieders wird häufig, große Pracht nicht selten beobachtet. Der innere Leibesbau stimmt in allem wesentlichem überein. Das Geripp ist einigermaßen plump gebaut; die Muskeln sind kräftig. Die Zunge ist bei allen mittellang, wenig oder nicht vorstreckbar, aber sehr beweglich; die Speiseröhre erweitert sich bei vielen zum Kropfe; der Magen pflügt dickwandig, d. h. von kräftigen Muskeln umgeben zu sein. Die Sinne sind ziemlich gleichmäßig entwickelt, Gesicht, Gehör und Gefühl bei allen in hohem Grade, Geruch bei einzelnen, Geschmack bei anderen.

Alle Knacker sind, leiblich wie geistig betrachtet, als hochbegabte Geschöpfe zu bezeichnen. Sie sind kluge, muntere, regsame Vögel, der Geselligkeit zugethan, anderen Klassenerwandten aber nicht eben freundlich gesinnt. Ihr hoher Verstand ermöglicht ihnen ein behagliches Leben selbst unter mißlichen Umständen; ihre leibliche Ausrüstung erleichtert ihnen den „Kampf um das Dasein“.

Nur die Sittiche sind auf den warmen Erdgürtel beschränkt, die übrigen Weltbürger. Ihr Wohngebiet wird im wesentlichen durch den Baumwuchs bedingt; denn weitaus die meisten Knacker sind Baumvögel. Sie treiben sich in einem verhältnißmäßig beschränkten Gebiete umher, und nur die, welche in kalten Gegenden leben, wandern; ein eigentlicher Zug, d. h. eine regelmäßig, zu gleicher Zeit und auf annähernd gleiche Entfernungen unternommene Reise findet bloß ausnahmsweise statt.

Die Knacker sind vorzugsweise Pflanzensresser. Ihr starker Schnabel befähigt sie zum Zerklainern harter Nahrung, namentlich zum Aufknacken der Körner, welche für andere Vögel ungenießbar, weil unverdaulich sind. Außerdem gehen sie Früchte und Blattknospen an. Kerbthiere werden nebenbei von vielen, größere Thiere nur von sehr wenigen verzehret.

Hinsichtlich der Fortpflanzung läßt sich im allgemeinen wenig sagen. Fast sämtliche Knacker leben in Einweisigkeit und in geschlossener Ehe auf Lebenszeit. Fast alle brüten mehr, als ein Mal im Jahre. Das Nest ist ein sehr verschiedener Bau, die Anzahl der Eier stets eine mittlere. Das Weibchen bebrütet die Eier gewöhnlich allein, wird aber währenddem vom Männchen unterhalten und bei vielen Arten auch zeitweilig abgelöst. In die Azung und Erziehung der Jungen pflegen sich beide Eltern zu theilen.

Wegen ihrer räuberischen Einfälle in das Besizthum des Menschen machen sich viele Knacker sehr verhaßt. Doch überwiegt der von ihnen verursachte Schaden selten den durch sie gestifteten Nutzen. Durch Auflesen von Unkrautsamen, durch Wegfangen von schädlichen Kerbthieren leisten

sie Erspriechliches, ganz abgesehen von dem Vergnügen, welches sie dem Menschen bereiten durch ihre belebende Gegenwart in Wald und Feld, durch ihre Schönheit, ihren Gesang, ihre leichte Zähmbarkeit und andere gute Eigenschaften. Zudem ist das Fleisch der meisten Knacker eine schmackhafte und gesunde Speise oder das Gefieder einzelner ein ebenso verbreiteter als wirksamer Puß. So sind diese Vögel in mehr als einer Hinsicht unserer Beachtung würdig.

## Die Papageien.

Die Papageien sind befiederte Affen. Dies findet nicht bloß der Laie heraus, sondern muß auch der Forscher anerkennen. Wenn es irgendwie zulässig ist, gewisse Thiere einer Klasse mit denen einer andern zu vergleichen, ist die Berechtigung obiger Worte erwiesen. Wir halten einen derartigen Vergleich für zulässig, wollen aber keineswegs durch ihn es rechtfertigen, daß wir gerade die Papageien als die höchststehenden Vögel betrachten. Sie rechtfertigen solche Stellung durch sich selbst.

Nicht wenige Naturforscher glauben in den Papageien Vögel zu erkennen, denen ein nur untergeordneter Rang innerhalb der Klasse zugestanden werden darf. Sie haben sich beirren lassen durch ein einziges Merkmal unserer Vögel, welches andere, wirklich wenig begabte Klassenmitglieder mit ihnen theilen: — durch den Fußbau. Papageien, Spechte, Kuckucke, Pfefferfresser, Nageschnäbel, Bart- und Glanzvögel nämlich sind „Paarzehler“, oder „Klettervögel“, d. h. solche, bei denen zwei Zehen des Fußes nach vorn, die beiden andern aber nach hinten gerichtet sind. So wenig Gewicht nun auch im ganzen auf den Bau des Fußes gelegt zu werden pflegt: in diesem Falle ist es geschehen und somit eine Ordnung gebildet worden, welche die aller verschiedensten Vögel in sich vereinigt. Erwägt man aber, daß Vögel ohne Kletterfüße, wie die Spechtmeise und Baumläufer, vortrefflich klettern und daß wir bei den Säugethieren ein Hülfswerkzeug des Kletterns, den Widelschwanz in den verschiedensten Ordnungen antreffen, so darf es wohl gestattet erscheinen, den Klammerfuß oder Kletterfuß nicht länger als maßgebendes Kennzeichen einer Ordnung aufzustellen.

Die Papageien oder Sittiche bilden eine in sich abgeschlossene, nach außen hin scharf begrenzte Ordnung der Vögel. Ihr wesentliches Merkmal ist der Schnabel, welcher mit keinem anderen Vogelschnabel verwechselt werden kann, so groß auch seine Ähnlichkeit mit diesem oder jenem erscheinen will. Bei der ersten Betrachtung scheint der Papageischnabel dem der Raubvögel zu ähneln; er ist jedoch bedeutend dicker und stärker, verhältnißmäßig höher und im ganzen übereinstimmender geformt. Beachtenswerth ist das Vorkommen einer Wachshaut, d. h. einer unbefiederten, aber auch nicht hornigen, durch ihren Namen bezeichneten Stelle, welche wie ein Sattel auf der Wurzel des Oberschnabels liegt. Ueber den Bau dieses Schnabels und den Leibesbau der Papageien überhaupt mag uns die klare, allgemein verständliche Beschreibung von Burmeister belehren. „Auf dem Oberschnabel der Papageien“, sagt er, „bemerkt man einen, wenn auch nur schmalen, so doch scharf abgesetzten Rückenstreif, von welchem nach beiden Seiten die mäßig gewölbten Flächen dachartig herablaufen. Hinten verlieren sie sich in die kurze, besonders unter dem Nasenloch mit heißen Vorstensedern sparsam bedeckte Wachshaut, welche gegen den Mundwinkel hin sich zurückzieht. Das Nasenloch liegt nach oben in der Wachshaut; es ist kreisrund und von einem aufgeworfenen Rande umgeben. Die Mundränder des Oberschnabels haben gewöhnlich einen stumpfen, aber starken, zahnartigen Vorsprung in der Mitte, welcher nach vorn schärfer abgesetzt ist, als nach hinten. Die harte Spitze ist sehr lang und auf der unteren leicht vertieften Fläche feilenartig gestreift. Der beträchtlich kürzere Unterschnabel hat ein dickes, korbartiges Ansehen, ist nur wenig niedriger oder selbst höher, als der obere, und in der Mitte häufig mit einer schwachen Längskante versehen, welche den Kinnwinkel anzeigt. Neben ihr verlaufen im ziemlichen Abstände noch zwei Seitentanten, welche etwas vorwärts sich vereinigen und die breite, hohe und scharfe Endschneide des Unterschnabels abgrenzen. Vor derselben ist der Mundrand beiderseits, dem Zahn des Oberschnabels entsprechend tief ausgebuchtet und wird von da nach hinten allmählich höher. Die Seiten des Unterschnabels sind mehr oder weniger gewölbt.“



Minder bezeichnend, aber immer noch eigenthümlich genug, ist der Bau anderer Gliedmaßen und des inneren Leibes der Papageien. „Die Beine sind dick, stark, fleischig, aber nie hoch; der Lauf ist viel kürzer, als die Mittelzehe und stets nur mit kleinen Schuppentäfelchen bekleidet. Die ziemlich langen Zehen haben eine starke Sohle, aber nur an der Spitze einen besonderen Ballen; sie sind auf der Oberseite wie der Lauf bedeckt; doch werden die Schuppen gegen die Spitze hin allmählich geordnet und gehen auf dem letzten Gliede vor der Kralle in kurze Tafel- oder Gürtelschilder über. Die Krallen sind nicht lang, aber stark gebogen und ziemlich spitz, jedoch nie kräftig. Der innere Vorderfinger hat gewöhnlich die kleinste Kralle, und die des Daumens pflegt nicht viel größer zu sein; die größte sitzt an dem vorderen Außenfinger, doch steht ihr die Kralle des hintern Außenfingers nur wenig nach.“

Sehr übereinstimmend sind die Flügel gebaut. Die Armknochen sind mittellang, aber kräftig, die Schwungfedern verhältnißmäßig zahlreich (20 bis 24). Uebrigens sind die derben Schwinge selten lang, aber so geordnet, daß der ausgebreitete Fittig gewöhnlich spitz erscheint. Die Schwanzfedern schwanken sehr, ebensowohl hinsichtlich ihrer bezüglichen Länge, als hinsichtlich ihrer Gestalt.

Das Gefieder zeichnet sich durch Verbhheit aus. Es besteht aus wenigen Federn, welche deshalb an und für sich groß zu sein pflegen; nur die Federn des Kopfes machen hiervon eine Ausnahme. Das Auge umgibt in vielen Fällen eine nackte Stelle, welche im Leben weiß gepudert zu sein pflegt. Die Zügel (oder die zwischen Schnabel und Augen liegenden, oft wegen besonderer Färbung bandartig erscheinenden Stellen) sind bei den meisten Arten befiedert und namentlich die Backen neben dem Unterkiefer sehr dicht mit Federn bekleidet, welche zum Theil nach vorwärts gewendet sind.

Die Färbung des Gefieders muß bei aller Verschiedenheit im einzelnen als eine für die Glieder der Ordnung sehr übereinstimmende bezeichnet werden. Ein mehr oder minder prächtiges Blattgrün ist vorherrschend; doch gibt es ebenso auch hiazintblaue, purpurrothe, goldgelbe und düsterfarbige Papageien. Bezeichnend ist die Vertheilung der Farben auf dem Papageigefieder: das Vorhandensein von Farbenseldern, wie wir es vielleicht nennen können, das häufige Vorkommen von Ergänzungs- oder Gegenfarben auf Ober- und Unterseite (Bläulichviolet, Dunkelblau, Hellblau, Grün oben, Hellgelb, Orangegelb, Zinnoberroth, Purpur unten), welches sich sogar auf ein und derselben Schwung- oder Steuerfeder ausdrückt; nicht minder eigenthümlich ist das Verdecktsein brennender Farben durch weniger lebhaftes, wie sich dies z. B. bei einzelnen Kakadus zeigt, deren zinnoberrothe oder gelbe Federturzeln und Dunen wegen der weißen Federspitzen kaum zur Anschauung kommen.

Der innere Bau der Papageien ist ebenfalls sehr beachtenswerth und bietet besonders im Knochengeriiste manche Eigenthümlichkeiten dar. Unter den weichen Theilen ist die dicke, fleischige, stumpfkegelförmige Zunge wohl das merkwürdigste Organ. Mitunter hat sie noch hornige Backen oder Stacheln am Rande. Der Schlund erweitert sich zu einem Kropf; der drüsigte Vormagen ist durch eine glatte Strecke (den Zwischenschlund) vom eigentlichen Magen getrennt und letzterer bloß schlaffwandig, auf der Innenseite fast zottig; die Gallenblase und die Blinddärme fehlen; der Darm ist gewöhnlich mehr als doppelt so lang, als der Leib. Die Luftröhre hat am untern Kehlkopf drei Muskelpaare.

Wir mögen also die Papageien ansehen, wie wir wollen, immer werden wir in ihnen eine durchaus selbstständige, von den übrigen Klassenverwandten wohl unterschiedene Vogelgruppe erkennen müssen.

Die selbstständige Stellung der Papageien zeigt sich aber nicht bloß in ihrem Leibesbau, sondern auch in ihrem Leben: in ihrem Treiben und Wesen, in ihren Sitten und Gewohnheiten. Wir müssen von vornherein annehmen, daß dieses Leben mit dem Leibesbau im innigsten Einklange stehen, also ein ebenso eigenthümliches sein muß, wie die Gestalt selbst; wir werden aber durch genauere Betrachtung des Betragens der Papageien Fingerzeige erhalten für den Werth jener Stellung, welche gerade wegen Nichtachtung des Lebens so arg verkannt worden ist. Bisher haben wir uns nur mit Aeußerlichkeiten unserer Vögel beschäftigt; nunmehr dürfte es geboten sein, auch die Sinnesthätigkeiten und die sogenannten geistigen Fähigkeiten einer Prüfung zu unterziehen, ohne welche das Leben der Thiere uns unverständlich bleiben müßte.

Im ersten Theile dieses Werkes wurden die Säugethiere mit Oken als „Allsinnsthiere“ bezeichnet und hervorgehoben, daß die Einhelligkeit und gleichmäßige Entwicklung der Sinne eine hohe Stellung befundet. Wenden wir diese letztere Behauptung auf die Vögel an, so finden wir, daß gerade die Papageien vor ihren Klassenverwandten durch gleichmäßige Entwicklung der Sinne sich auszeichnen. Bei ihnen ist kein einziger Sinn verkümmert, wie sonst so oft bei

den Vögeln, kein einziger auf Kosten der übrigen in auffallender Weise entwickelt. Der Papagei sieht, hört, riecht, schmeckt, fühlt und tastet ungefähr gleich scharf.

Aber noch weniger zu bestreiten ist die rein geistige Entwicklung der Papageien. Das geistige Wesen, nicht die Gestalt dieser Thiere ist es, welches sie als die Affen unter den Vögeln erscheinen läßt. Wir erkennen den Affen im Papagei erst dann, wenn wir diesen geistig kennen gelernt haben. Er hat, auf das Vogelgepräge übertragen, alle Eigenschaften und Leidenschaften des Affen, die guten Seiten desselben, wie die schlechten, das Liebenswürdige, wie die Unarten. Er ist der klügste Vogel, welchen wir kennen, bleibt aber immer Affe, — launenhaft, wetterwendisch. In diesem Augenblick ist er der liebenswerteste, angenehmste Gesellschafter, im nächsten Augenblick ein unerträgliches Geschöpf. Der Papagei ist verständig, acht- und bedachtam, vorsichtig, listig; er unterscheidet sehr scharf, er besitzt ein vortreffliches Gedächtniß und ist deshalb der Belehrung im hohen Grade zugänglich, also bildsam; er ist selbstbewußt, stolz, auch muthig; er ist anhänglich, ja hingebend zärtlich gegen geliebte Wesen, treu bis zum Tode; er ist dankbar, mit Bewußtsein dankbar; er läßt sich erziehen, zum folgamen artigen Thiere umwandeln — wie der Affe. Aber er ist auch jähzornig, böshast, tückisch, hinterlistig, er vergißt ihm angethane Beleidigungen ebenso wenig, als empfangene Wohlthaten, er ist grausam, rücksichtslos gegen Schwächere, mit seltenen Ausnahmen lieblos gegen Unbeifliche oder Unglückliche — wie der Affe. Sein Charakter ist ein Gemisch von allen möglichen Eigenschaften. Eine so große Vielseitigkeit darf nicht unterschätzt werden: sie ist immer ein Beweis der Hochgeistigkeit eines Geschöpfes.

Daß ein so befähigter Vogel von seinen leiblichen Begabungen den besten Gebrauch zu machen versteht, läßt sich erwarten. Man hat die Papageien anderen Vögeln gegenüber zurückstellen wollen, weil man bei ihnen die Beweglichkeit vermißt, welche jene theilweise zeigen. Sehr richtig ist, daß ein Falk besser fliegt, ein Specht gewandter klettert, ein Huhn rascher läuft, eine Ente sicherer schwimmt als ein Papagei. Dasselbe ließe sich aber auch zum Nachtheile der Menschen sagen! In Wahrheit sind die Papageien sehr bewegungsfähige Thiere. Die großen Arten fliegen scheinbar schwerfällig auf, dann aber im raschen Zuge dahin. Die kleinen Arten fliegen wundervoll. Sehr viele Papageien scheinen fremd zu sein auf dem Boden und humpeln mehr als sie gehen; es gibt aber auch Erdpapageien, welche ebenso schnell und geschickt laufen, wie ein Strandvogel: Hüpfen im Gezweig fällt den Papageien schwer, keineswegs aber ein Sichbewegen im Geäst. Weitere Zwischenräume überfliegen, geringere überklettern sie und zwar rasch genug, so schwerfällig das bei einzelnen auch ansehen mag. Sie helfen sich mit dem Schnabel und den Füßen fort, andere Vögel beziehentlich mit den Füßen allein: — das ist der ganze Unterschied. Das Schwimmen verstehen sie freilich nicht besser, als ein Huhn oder eine Drossel, und tauchen können sie gar nicht; so viel ist aber sicher, daß sie ihre Glieder wohl zu benutzen wissen — eins sogar weit umfanglicher, als alle übrigen Vögel: ihren Fuß nämlich. Er wird fast zur Hand; sie gebrauchen ihn wenigstens nach Art der Hände. Der Schnabel, welcher bei den meisten Vögeln die Hand vertreten muß, ist bei den Papageien weit beweglicher, als bei irgend einem anderen Mitgliede ihrer Klasse; er wird auch in vielseitigerer Weise gebraucht, als von den übrigen Vögeln. Seine Benutzung als Kletterwerkzeug ist den Papageien eigenthümlich; gerade dieser Art der Benutzung halber nennt man den Kreuzschnabel Kieferpapagei.

Die Stimme der Papageien ist stark, oft kreischend, aber doch nicht alles Wohlklangsbar. Sie ist sehr biegsam und entschieden ausdrucksvoll. Einige Arten, der Wellensittich z. B., schwacht seinem Weibchen ein so allerliebste Liedchen vor, daß man ihn zu den Sängern zählen würde, wäre er kein Papagei; andere Arten lernen Lieder pfeifen, mit solcher Reinheit, daß sie einen Gimpel beschämen. Die Begabung der Papageien für Nachahmung menschlicher Laute und Worte ist bekannt. Sie übertreffen hierin alle übrigen Thiere; sie leisten Bewunderungswürdiges, Unglaubliches; sie klappern nicht, sondern sie sprechen: sie wissen, was sie durch Worte ausdrücken!

Es ist, um die Stellung der Papageien im System zu beweisen, unnöthig, nach Vorstehendem noch Etwas zu sagen. Die Papageien sind auch hinsichtlich ihrer Stellung die Affen unter den Vögeln, d. h. die menschlichsten und höchststehenden von allen. Es gibt nur einen Platz für sie: sie müssen an die Spitze ihrer Klasse gestellt werden.

Die Papageien bewohnen, mit Anschluß Europas, alle Erdtheile und zwar vorzugsweise die Gleichländer. Eine amerikanische Art verbreitet sich nach Norden hin bis zum 42. Grad der Breite, eine andere findet sich auf der südlichen Halbkugel sogar in den „unheimlichen Neden“ des Feuerlandes (53 Grad südlicher Breite); Kataduz herbergen auf Neuseeland und andere selbst auf dem Macquarie-Eilande unter dem 52. Grad südlicher Breite. An Asien und Afrika



halten sich die Sittiche mehr in den heißen Gürteln. So kommen sie in China nur bis zum 27. Grade der nördlichen Breite, in Indien höchstens bis zum Fuße des Himalaya vor. In Westafrika überschreiten sie kaum den 16. Grad nördlicher Breite; in Ostafrika finden sie sich nicht nördlich des 15. Grades, während sie in der Südhälfte sich weiter vom Gleichert entfernen. Im allgemeinen sind sie an die Wälder gebunden, obwohl keineswegs ausschließlich, weil einzelne Arten auch die baumlosen Ebenen, die Steppen z. B., bewohnen, andere in den Anden in Höhen über den Holzgürtel, bis zu 11,000 Fuß über das Meer, emporsteigen. In Nord-Ost-Afrika ist aufgefallen, daß sie so gut wie ausschließlich da vorkommen, wo auch Affen leben, daß sie gewissermaßen als unzertrennliche Gefährten von diesen betrachtet werden müssen. Je großartiger die Wälder sind, d. h. je reicher die Pflanzenwelt ist, um so häufiger treten sie auf. „Die Papageien“, sagt Prinz von Wied, „machen in den tropischen Wäldern einen großen, ich möchte sagen, den größten Theil der besiederten Schöpfung aus.“ Dasselbe gilt für Australien, für manche Gegenden Indiens und theilweise auch für Afrika. Hier treten sie so häufig auf, wie bei uns zu Lande die Krähen, dort sind sie so gemein, wie in Deutschland die Sperlinge.

Und sie verstehen es, sich bemerklich zu machen. Sie schmücken die Wälder und erfüllen sie mit ihrem Geschrei. „Papageien“, sagt der Prinz, „verschönern mit ihrem verschwenderisch gefärbten Gefieder die dunklen Schatten der tropischen Wälder.“ — „Es ist unmöglich“, versichert Gould, „das Zauberhafte des Anblicks zu beschreiben, welchen gewisse Papageien, zumal die hochroth gefärbten Arten, gewähren, wenn sie sich in Flügen in den silberblättrigen Azazien Australiens umhertummeln. Ihr herrliches Gefieder sticht wunderbar ab gegen die Umgebung.“ — „Die Kakabus“, ruft Mitchell begeistert aus, „verwandeln die Höhen, in denen sie leben, zu Gärten der üppigsten Sonne.“ — „Ich habe“, berichtet Audubon, „Baumzweige von ihnen so vollständig bedeckt gesehen, als es nur möglich sein konnte.“ — „Morgens und abends“, bestätigt Schomburgk, „sieht man die unzählbaren Mengen von Papageien in bedeutender Höhe unter unerträglichem Geschrei dahin ziehen. Eines Nachmittags sah ich solch einen riesigen Zug auf die Uferbäume sich niederlassen; die Zweige bogen sich tief herab unter der Last der Vögel.“ — „Man muß in diesen Ländern, besonders in den heißen Thälern der Anden gelebt haben“, bemerkt Humboldt, „um es für möglich zu halten, daß zuweilen das Geschrei dieser Vögel das Brausen der Bergströme, welche von Fels zu Fels stürzen, übertönt. Was wäre einer jener wunderbaren Wälder unter den Wendekreisen ohne sie? Der todte Garten eines Zauberers, ein Gesilde des Schweigens, der Dede. Sie sind es, welche das Leben wachrufen und nachhalten, sie sind es, welche Auge und Ohr in gleicher Weise zu beschäftigen wissen.“

Außer der Brutzeit leben die Papageien in Gesellschaften oder in oft äußerst zahlreichen Schaaren. Sie erwählen sich einen Ort des Waldes zur Siedelung und durchstreichen von ihm aus täglich ein großes Gebiet. Die Gesellschaften halten treuinnig zusammen und theilen gemeinsam Freude und Leid. Sie verlassen gleichzeitig am frühen Morgen ihren Schlafplatz, fallen auf einem und demselben Baume oder Felde ein, um sich von den Früchten derselben zu nähren, stellen Wachen aus, welche für das Wohl der Gesammtheit sorgen müssen, achten genau auf deren Warnungen, ergreifen alle zusammen oder wenigstens kurz nach einander die Flucht, stehen sich bei Gefahr treulich bei und suchen sich gegenseitig nach Kräften zu helfen, kommen zusammen auf ein und demselben Schlafplatze an, benutzen ihn so viel als möglich gemeinschaftlich; sie brüten auch, falls es irgendwie angeht, in Gesellschaft.

Der Schlafplatz selbst ist verschieden. Er kann eine dicke Baumkrone, eine durchlöcherete Felsenwand, eine Baumhöhle sein. Letztere scheint besonders bevorzugt zu werden. „Ihr Schlafplatz“, sagt Audubon von dem nordamerikanischen Pereskitt, „ist ein hohler Baum, oder die von den größeren Spechtarten ausgehauenen Nistlöcher, falls diese nicht von den rechtmäßigen Eigenthümern selbst bewohnt sind. In der Dämmerung kann man starke Flüge der Papageien um alte hohle Sitomoren oder ähnliche Bäume sich versammeln sehen. Unmittelbar vor der Höhlung hängen sich die Vögel an die Rinde, und einer nach dem andern schlüpft ins Innere, um hier die Nacht zu verbringen. Wenn solch eine Höhle für die Menge nicht ausreicht, hängen sich die übrigen mit Klau und Oberschnabel vor dem Eingang an die Rinde an. Es sieht dann aus, als wenn der Schnabel allein die Last des Leibes tragen müßte; ich habe mich aber zu meiner Beruhigung mit Hilfe des Fernglases vom Gegentheil überzeugen können.“

Nächst einem gesicherten Schlafplatze sind dicke Baumkronen ein Haupterforderniß für das Wohlbehagen der Papageien. Es kommt ihnen weniger auf Schutz gegen die Bitterung, als auf gute Versteckplätze an. Allerdings lieben sie die Wärme vor Allem; sie scheuen jedoch auch die Kühle nicht gerade und noch weniger die Kälte, wenigstens zeitweilig. „Bei den heftigen

tropischen Gewitterregen, welche zuweilen die Luft verdunkeln“, sagt der Prinz, „sieht man die Papageien oft unbeweglich auf den höchsten dünnen Astspitzen der Bäume sitzen, und munter erschallt ihre Stimme, während das Wasser von ihnen herabfließt. Dichtes Laub und dicke Baumäste, wo sie Schutz finden könnten, mögen in der Nähe sein; allein sie ziehen den warmen Gewitterregen vor und scheinen sich darin zu gefallen. Sobald aber der Regen vorüber ist, suchen sie sogleich ihre festen Federn von der Nässe zu befreien.“ Anders ist es bei gutem Wetter. Dann bevorzugen sie die dichtesten Bäume entschieden, sei es, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, sei es, um sich zu verbergen. Das letztere thun sie gewiß, sobald sie irgend welche Gefahr ahnen. Sie wissen, welchen Schutz ihnen, den in die Blattfarbe gekleideten, eine dichtbelaubte Baumkrone gewährt. Es ist gar nicht leicht, in ihr Papageien zu bemerken. Man weiß, daß vielleicht ihrer fünfzig auf einem Baume versammelt sind und sieht keinen einzigen! Beim Verstedenspielen kommt nicht bloß die Blätterfarbe des Gefieders, sondern auch die fast allen Papageien eigene List zur Geltung.

Die Nahrung der Papageien besteht vorzugsweise in Früchten und Sämereien. Viele Vögel ernähren sich aber fast oder ganz ausschließlich von Blütenhonig, Blütenstaub und vielleicht noch von den Kerbthieren, welche in den Blütenkelchen sitzen; die Araras und Perakittos fressen neben den Früchten und Körnern wohl auch Moosen und Baumblüthen und einzelne Kakadus nehmen gern Kerbthierlarven, Würmer und dergleichen zu sich. Ueberhaupt ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß die großen Arten der Ordnung weit mehr thierische Nahrung verzehren, als wir glauben. Dafür scheint die Gier zu sprechen, welche Gefangene nach Fleischkost an den Tag legen, sobald sie einmal daran gewohnt wurden.

Es ist ergötzlich, die Papageien bei ihren diebischen Einfällen auf Fruchtbäume und Felder zu beobachten. Sie zeigen sich auch hierin, wie überhaupt in der Art und Weise, sich zu ernähren, wiederum so recht als bediederte Affen. Die List und Verschlagenheit, mit welcher sie ihre Räubereien betreiben, fällt jedem Beobachter auf. Ein mit reifen Früchten beladener Baum, ein gerade ergiebiges Feld zieht sie von weitem herbei. „Manche Lieblingsfrucht“, sagt der Prinz, „lockt die sonst äußerst scheuen Araras weit hinaus an die Grenzen der Waldungen.“ Die pinselzüngigen Lorittis fand Gould ausschließlich auf Eufalypten, deren Blüthen ihnen die von ihnen erwählte Nahrung in hinreichender Menge gewähren; auf andern Bäumen sah gedachter Forscher sie nie. Alle großen Arten sind höchst vorsichtig beim Auffuchen ihrer Nahrung; sie thun auch im Walde, als ob sie stehlen wollten. „In Flügen“, so berichtet Pöppig, „fallen die großen goldgrünen Araras der Inden auf die hochrothen Erythrinen und gelben Tachien nieder, deren Blüthen sie gern verzehren. Furchtbar ist ihr Geschrei; allein ihre List lehrt sie seine Gefährlichkeit kennen, wenn sie die Plünderung eines reifenden Maisfeldes beginnen. Jeder bezwingt dann seine Neigung zum Lärmen, und nur unterdrückte murrende Laute sind hörbar, während das Werk der Zerstörung unglaublich rasch vorschreitet. Nicht leicht vermag der Jäger oder der erbitterte Indier die schlauen Diebe zu beschleichen; denn stets bleiben ein Paar der ältesten als Wachen auf den höchsten Bäumen ausgestellt. Dem ersten Warnungszeichen antwortet ein allgemeiner halblauter Ruf der gestörten Räuber, beim zweiten Krächzen entflieht unter betäubendem Geschrei der ganze Haufen; nur um nach der Entfernung ihres Feindes sogleich ihre verderbliche Thätigkeit von neuem zu beginnen.“

Unglaublich groß und die ernsteste Abwehr seitens des Menschen rechtfertigend, sind die Verwüstungen, welche Papageien im Felde und Garten anrichten. Vor ihnen ist wenig sicher, nichts eigentlich geschützt. „Sie und besonders die großen Araras“, sagt der Prinz, „zersplittern mit ihrem riesenhaften, kräftigen, beweglichen Schnabel die härtesten Früchte und Nüsse“; aber ebenso gut verarbeiten sie auch eine schlüpferige Frucht oder ein kleines Korn. Die tiefen im Oberschnabel erleichtern ihnen das Festhalten glattschaliger oder kleiner Nahrung ungemain, und die bewegliche Zunge hilft dabei geschickt mit. Im Nu ist eine Nuß zerknackt, eine Nehrte entkernt, ein Samen Korn enthüllt. Reicht der Schnabel allein nicht aus, dann wird auch der Fuß noch zu Hülfe genommen, und gar geschickt führen sie die mit ihm festgehaltene Speise zum Munde. Wie die Affen, verwüsten sie weit mehr, als sie verzehren.

Nach eingenommener Mahlzeit fliegen die Papageien zur Tränke und zum Bade. Sie trinken viel, auch Salz- oder wenigstens Brackwasser. Außer gelegentlichen Regenbädern nehmen sie auch solche in Lachen. Ebenso paddeln sie sich gern im Sande, wie die Hühner, und stäuben dabei ihr Gefieder ordentlich ein. Salzhaltige Erde suchen sie auf; bei Sulzen im Walde erscheinen sie regelmäßig.

Die Fortpflanzung der Papageien fällt in die Monate, welche in ihrer Heimat unserm Frühling entsprechen und der Fruchtreife vorausgehen. Die größeren Arten scheinen nur einmal



im Jahre zu brüten und bloß zwei Eier zu legen; die australischen Graspapageien und die anderen Breitschwänze überhaupt weichen jedoch von dieser Regel ab; sie legen regelmäßig drei bis vier, ja einzelne sogar sechs bis neun Eier und brüten, wie aus Beobachtungen an Gefangenen zu schließen, zwei bis dreimal im Jahre. Auch die Sittiche und Kakadüs legen regelmäßig mehr als zwei Eier; brüten aber nur einmal. Die Eier selbst sind immer weiß; von Farbe, glattschalig und rundlich.

Baumhöhlen sind die bevorzugten, nicht aber ausschließlichen Nistplätze der Papageien. Einige amerikanische Arten brüten in Felsenhöhlen, indische Sittiche in den Höhlungen alter Gebäude, in Pagoden, Grabmälern, Häusern u.; die Erdpapageien legen die Eier auf den nackten Boden. So viel ist richtig, daß die Papageien gern in größeren Gesellschaften und zuweilen in ungeheuren Schaaren vereinigt nisten.

Nicht immer finden die Papageien einen Nistbaum, dessen hohles Innere ein geschickter Specht oder ein freundlicher Zufall erschloß, sondern sie selbst müssen oft genug die ihnen nöthige Kinderstube herrichten. Dann beweisen sie, wie vielseitig ihr Schnabel verwendet werden kann. Mit ihm arbeitet der Papagei ein kleines Loch, welches einen versprechenden Einblick in das morsche Innere gestattet, zweckmäßig aus. Der Vogel zeigt sich dabei sehr geschickt. Er hängt sich wie ein Specht an der Rinde an und nagt mehr, als er schneidet, mit dem Schnabel einen Holzspan nach dem andern ab, bis das Haus gegründet. Das währt manchmal wochenlang; aber Ausdauer erringt das Ziel. Uebrigens ist die Höhle die Hauptsache; auf das Nest selbst kommt es nicht an. Ein paar Späne unten auf dem Boden genügen zur Unterlage der Eier. Selbst eine Höhle, welche viel zu wünschen übrig läßt, befriedigt die bescheidenen Anforderungen des brütenden Papageien. „An dem weißen Stamme einer Trümpalme“, schildert Böppig, „wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verräth den gelben Arara, welcher beschäftigt ist, ein Spechtloch mit seinem starken Schnabel zum Neste zu erweitern, aus dem jedoch der ellenlange Schwanz auch beim Brüten herabhängt.“ Das Weibchen brütet in der Regel allein, wird aber, so lange es auf den Eiern sitzt, vom Männchen gefüttert und durch tosendes Schwärzen unterhalten. Bei kleineren Arten beträgt die Brutzeit sechzehn bis achtzehn Tage; von andern Papageien sind neunzehn, dreiundzwanzig, fünf und zwanzig Tage vermerkt worden; wie lange Araras brüten mögen, ist unbekannt. Die Jungen entschlüpfen dem Ei als äußerst hilflose Wesen; ihre Entwicklung geht aber überraschend schnell vor sich. Sie sind anfänglich mit Flaum sehr spärlich bekleidet; nach fünf bis sechs Tagen brechen die ersten Federstoppeln hervor; am achten oder zehnten Tage öffnen sie die Augen. Wellensittiche verließen am 33. Tage ihres Daseins das Nest und flogen zwei Tage später umher.

Beide Eltern tragen den Jungen Nahrung zu und äzen sie auch einige Zeit nach dem Ausfliegen noch. Die Nahrung wird, wenn sie aus Körnern besteht, vor dem Verfüttern im Kropfe der Alten aufgeweicht und den Jungen in den Schnabel gespien. Schomburgk beobachtete, daß ein Paar, welches in der Nähe seines Lagerplatzes im Walde genistet hatte, seine Jungen nur zwei Mal des Tages fütterte und zwar um 11 Uhr Vormittags und um 5 Uhr Nachmittags. „Sobald sie ankamen, setzten sie sich erst auf einen Ast in der Nähe des Loches, und bemerkten sie, daß sie beobachtet wurden, so blieben sie ruhig sitzen, bis ihnen die Gelegenheit günstig schien, unmerklich in die Oeffnung zu schlüpfen.“ An zärtlicher Sorge für das Wohl ihrer Kinder lassen es die Eltern nicht mangeln. Sie vertheidigen ihre Sprossen bei drohender Gefahr mit aufopferndem Muthe auch in der Gefangenschaft und gegen den sonst von ihnen geliebten Pfleger. Einzelne Arten nehmen sich mit derselben Zärtlichkeit, welche sie ihren eigenen Kindern widmen, Verwaister an, und nicht bloß hilfloser ihrer eigenen Art, sondern auch Fremder.

Durchschnittlich scheinen die Papageien bereits im zweiten Jahre ihres Lebens die volle Pracht ihres Gefieders erlangt zu haben. Dem ungeachtet leben sie lange Jahre. Man hat an Gefangenen wunderbare Erfahrungen gemacht. Sie haben die Familie, in deren Mitte sie die Jugendzeit ihres Lebens verbrachten, lange überdauert; sie haben, wie in Amerika eine Sage geht, ein ganzes Volk dahinstirben und vergehen sehen. „Es ist wahrscheinlich“, bemerkt Humboldt, „daß die letzte Familie der Ararer erst spät ausgestorben sei. Denn in Mappures lebt noch ein alter Papagei, von dem die Eingeborenen behaupten, daß man ihn darum nicht verstehe, weil er die Sprache der Ararer rede.“

Es ist wahrscheinlich, daß die meisten größeren Papageien der Last des Alters, nicht aber ihren Feinden erliegen. Feinde haben auch sie, doch keinen schlimmeren als den Menschen. Den Raubthieren entgehen viele, Dank ihrer Klugheit; andere mögen den Räubern, welche im Stande sind, sie zu verfolgen in ihrer sicheren Höhe, wohl auch zu schaffen machen. Die

kleineren Arten fallen wohl oft den Falken oder den kletternden Raubsäugthieren zum Opfer; die größeren wissen ihren Schnabel auch als Waffe mit Erfolg zu benutzen. Dem Menschen gegenüber nützt ihnen freilich weder List noch Wehrhaftigkeit. Sie müssen der einen oder der anderen seiner unzähligen Listen schließlich doch erliegen.

Die Papageien werden allerorten verfolgt und mit einer gewissen Leidenschaft gejagt. Es geschieht dies ebensowohl, um sie zu nutzen, als um sich ihrer zu entwehren. Letzteres macht sich überall nothwendig, wo Pflanzungen an Wäldern stößen, welche von Papageien bewohnt werden. „Man bilde sich nicht ein“, sagt Audubon, „daß alle die Uebergriffe, welche sich die Papageien zu Schulden kommen lassen, seitens der Pflanze ohne ernste Vergeltung hingenommen werden. Im Gegentheil! — Die Vögel werden während ihrer räuberischen Einfälle in das Besitztum des Bauers von diesem massenhaft abgeschlachtet. Mit dem geladenen Gewehr in der Hand schleicht sich der erbooste Landmann herbei, und acht oder zehn von den Räubern erliegen dem ersten Schusse. Die Ueberlebenden erheben sich, schreien laut auf, fliegen vier oder fünf Minuten lang in Kreisen umher, kehren zu den Leichen der Gefallenen zurück, umschwärmen sie mit lautem klagenden Geschrei und fallen als Opfer ihrer Unhänglichkeit, bis schließlich so wenige übrig bleiben, daß sie der Bauer nicht für zahlreich genug hält, sein Kraut und Loth fernerhin an sie zu wenden. Ich habe im Laufe weniger Stunden mehrere Hunderte von ihnen in dieser Weise vertilgt und Körbe mit den Erbeuteten gefüllt. Die Angeschossenen wissen übrigens sich ihrer Haut zu wehren; sie bringen mit ihrem scharfen Schnabel gefährliche Wunden bei.“ Das Fleisch der erbeuteten Papageien wird, obgleich es hart und zäh ist, doch gern gegessen, mindestens zur Herstellung kräftiger Brühen verwendet. Schomburgk rühmt die Papageiensuppe als ein ganz vorzügliches Gericht.

Noch öfter werden die Vögel ihrer schönen Federn halber gejagt. „Es ist Nichts natürlicher“, sagt der Prinz, „als diese einfachste und schönste Art des Putzes, worauf der Wilde sogleich verfallen mußte. Wie schön sind die rohen Federarbeiten völlig ungebildeter Völker, wovon die Reisenden in den verschiedenen Theilen unserer Erde Nachricht gegeben haben! Viele der Urvölker von Brasilien haben sich in dieser Hinsicht ganz besonders ausgezeichnet!“ Auch wurden die Papageien Ursache zu einer weltgeschichtlichen Begebenheit; denn diese Vögel wirkten, unwillkürlich freilich, bedeutungsvoll ein auf eine der weltgestaltendsten Umwälzungen. Ein Flug Papageien half Amerika entdecken. Pinzon, der Begleiter und Untergebene des großen Entdeckers, hatte diesen dringend gebeten, den bisher festgehaltenen Lauf der Schiffe zu ändern. „Es ist mir“, versicherte er, „wie eine Eingebung, daß wir anders steuern müssen.“ „Diese Eingebung aber und was das Herz ihm sagte“, so belehrt uns Humboldt in seinem Kosmos, „verdankte Pinzon, wie den Erben des Kolumbus ein alter Matrose erzählt, einem Flug Papageien, den er abends hatte gegen Südwesten fliegen sehen, um, wie er vermuthen konnte, in einem Gebüsch am Lande zu schlafen.“

Der Nutzen, welchen die Papageien uns bringen, ist genau derselbe, welchen wir den Affen abzugewinnen wissen. Außer der Verwendung des Fleisches und Kleides der Vögel dienen sie uns als gern gesehene Gesellschafter im Zimmer. Wir gewinnen sie lieb trotz ihrer Unarten; wir vergeben ihnen die Beleidigungen unseres Gehörs und den nur zu häufigen Mißbrauch ihres zerstörungsfähigen Schnabels, welcher, so unglaublich das auch klingen mag, nicht einmal das Eisen verschont, weil wir uns durch ihr schönes Gefieder bestechen, durch ihre Klugheit einnehmen lassen.

Die Zähmung der Papageien erinnert in gewisser Hinsicht an die Unterjochung unserer Hausthiere. Sie ist uralte. Bereits Alexander der Große brachte zahme Papageien mit aus Indien. Er fand sie dort als Hausgenossen der Eingeborenen vor. Später kamen die Vögel häufig nach Rom. Ihre Schönheit und Klugheit befreundete sie den Römern so, daß diese Liebhaberei auf öffentlichem Markte gerügt wurde. „O unglückliches Rom“, rief der strenge Censor Marcus Porcius Cato aus, „in welche Zeiten sind wir verfallen, da die Weiber Hunde auf ihrem Schoße ernähren und die Männer Papageien in der Hand tragen!“ Man setzte sie in Käfige von Silber, Schildpatt und Elfenbein, ließ sie von eigens bestellten Lehrern unterrichten, lehrte sie hauptsächlich, das Wort „Cäsar“ auszusprechen und bediente sich eines besonderen Werkzeuges zu ihrem Unterrichte. Der Preis eines sprechenden Stittichs überstieg oft den Werth eines Sklaven. Ovid fand einen Papagei würdig, von ihm befangen zu werden; Helioagal glaubte, seinen Gästen nichts Köstlicheres vorsehen zu können, als Papageiköpfe. Noch unter Nero's Regierung konnte man wahrscheinlich nur indische Arten; später mögen wohl auch die afrikanischen Papageien eingeführt worden sein. Um die Zeit der



Kreuzzüge schmückten sie die Käfige in den Häusern reicher Leute unseres Vaterlandes und wurden auch hier zum Sprechen abgerichtet.

In Amerika fanden die ersten Entdecker gezähmte Papageien in den Hütten der Eingeborenen, wie dies heutigen Tages auch noch der Fall. Von Schomburgk erfahren wir, daß man die Vögel in ihren Heimatländern frei fliegen läßt, ohne ihnen die Flügel zu stutzen. „Ich sah mehrere“, schreibt er, „welche sich des Morgens unter die Flügel der wilden mischten, die über das Dorf hinwegflogen und bei der Rückkehr am Abend sich wieder auf die Hütte ihres Herrn niederließen.“ — Aus Schomburgk's Erzählungen geht hervor, daß zu den indianischen Niederlassungen im Walde die Papageien gehören, wie zu unsern Bauernhöfen die Hühner. „Aufsfallend ist die Zuneigung der zahmen Papageien und Affen gegen Kinder. Ich habe selten einen Kreis spielender Indianerkinder bemerkt, dem sich nicht auch Affen und Papageien beigefellt gehabt hätten. Diese lernen bald alle Stimmen ihrer Umgebungen nachahmen, das Krähen der Hähne, das Bellen der Hunde, das Weinen der Kinder, Lachen zc.“

Im Vergleich zu solchem Gefangenleben hat der für Europa bestimmte Papagei freilich ein trauriges Loos. Am übelsten ergeht es ihm, bevor er den Ort seiner Bestimmung erreicht. Kaum die Hälfte aller Papageien, welche an Bord eines Schiffes gebracht werden, überstehen die weite Seereise, und viele gehen auch noch in den dunklen, schmutzigen, verpesteten Buden der Händler zu Grunde. Erst wenn der Vogel in geeignete Pflege kommt, bessert sich sein Schicksal: er ist dann aber oft leutscheu, mißtrauisch, heftig und unartig geworden und verliert erst nach längerer Behandlung das Herbe seines Wesens.

Aber er ist klug und lernt es noch immer bald genug, sich in die veränderten Umstände zu finden. Zunächst gewöhnt er sich an allerlei Kost. Anstatt der saftigen Früchte und der Körner seiner heimatlichen Wälder werden ihm die Nahrungsmittel des Menschen geboten. Sie behagen ihm um so besser, je mehr er von ihnen kennen lernt. Anfänglich genügt ihm Hanf oder Kanariensamen, bald aber wird er lecker. Durch Darreichung von Süßigkeiten wird er zum verwöhnten Schlemker, welcher mit einfacher Nahrung sich nicht mehr begnügt. Man kann ihn an fast alle Stoffe gewöhnen, welche der Mensch genießt, auch an Kaffee, Thee, Wein, Bier und dergleichen: er berauscht sich sogar durch Genuß geistiger Getränke. Bloß auf die kleinen australischen Graupapageien paßt vorstehende Schilderung nicht; sie verschmähen außer ihrem Körnerfutter und Kräuterblättern andere Nahrung. Es wird behauptet, daß Fleischnahrung, welche man unsern Vögeln reicht, die Ursache einer Unart derselben ist. Viele gefangene Papageien nämlich ziehen sich selbst ihre Federn aus, rupfen sich zuweilen vollständig fahl. Sie verfolgen die hervorsprossende Feder mit einem gewissen Eifer und lassen sich durch keine Strafe, gegen welche sie sonst höchst empfindlich sind, von ihrem Beginnen abschrecken. Man hat beobachtet, daß Papageien, denen man einfaches Futter vorsetzt, es unterlassen, gegen sich selbst zu wüthen. Auch wird berichtet, daß jene üble Gewohnheit herrühre von dem natürlichen Bedürfniß des Vogels, zu nagen, zu kauen oder sich zu beschäftigen, ähnlich wie bei dem Eichhörnchen; es wird daher angerathen, den Papageien mehrere Sitzstäbe von Holz in den Käfig zu geben, an welchem sie dann ihren Zerstörungstrieb auslassen, während das eigene Gefieder verschont bleibt. Erfahrungsmäßig genügen den meisten größeren Papageiarten Hanf, hartgekochter Reis, Hafer, Mais, Salat, Kohl und Früchte, den kleineren Hirse, Kanariensamen, Salat und Pflanzenblätter. Bei solchem Futter befinden sie sich wohl und gedeihen. Bittere Mandeln und Petersilie werden ihnen verderblich: sie sterben rasch nach dem Genuße dieser Stoffe, welche für sie Gift sind.

Wie unter allen hochstehenden Thieren gibt es auch unter den Papageien, innerhalb ein und derselben Art, mehr oder minder Gelehrige oder, was dasselbe jagen will, höher oder geringer Begabte. Der Eine lernt rasch und viel, der Andere langsam und wenig, der Dritte gar nichts. Doch vermag ein regelrechter Unterricht viel, sehr viel. Ihr vortreffliches Gedächtniß kommt ihnen dabei sehr zu statten. Sie bewahren sich empfangene Eindrücke jahrelang auf. Ihr Gedächtniß ist für das Sprechenlernen ebenso wesentlich, als die Beweglichkeit ihrer Zunge, welche ihnen das Nachahmen menschlicher Laute ermöglicht. Sie erfassen einen Begriff, erlernen ein Wort; zu dem einen erwerben sie sich mehrere, und ihre Fähigkeit wächst, je mehr sie dieselbe beanspruchen. Bedingung zur Erziehung ist, daß der betreffende Vogel anfangs in engem Gewahrsam bleibe. Freiheit darf man ihm erst gestatten, wenn der ihm gewordene Unterricht fast beendet ist.

Dagegen verlangen die Papageien eine gewisse Freiheit, wenn sie einem Wunsche der wahren Liebhaber entsprechen, nämlich brüten sollen. Letzteres geschieht in der Gefangenschaft gewiß einzig und allein aus dem Grunde selten, weil man den Vögeln die erforderlichen Bedingungen

nicht gewährt. Es liegen gerade genug Erfahrungen vor, um zu beweisen, daß es eigentlich gar nicht so schwer ist, gefangene Papageien zur Fortpflanzung zu bringen. Erstes Erforderniß ist und bleibt, dem Värchen Raum, Ruhe und einen genügenden Mistbaum zu geben.

Die Eintheilung der Sittiche hat ihre besonderen Schwierigkeiten ebensowohl wegen der großen Anzahl der bekannten Arten, als auch wegen der überraschenden Uebereinstimmung aller wesentlichen Merkmale sämtlicher Mitglieder der Ordnung. Scharfe Grenzen zwischen den verschiedenen Familien sind kaum zu ziehen, obwohl sich das bezeichnende Gepräge der einen anderen gegenüber nicht verkennen läßt. Es erleichtert die Uebersicht, wenn man drei größere Gruppen oder Zünfte annimmt: die Kurzschwänze oder Papageien im engeren Sinne, die Kakadus und die Langschwänze oder eigentlichen Sittiche. Jede dieser Zünfte kann in engere Abtheilungen zerfällt werden, welche man als Familien betrachten darf, weil jede einzelne derselben wieder mehrere Sippen umfaßt. Eine decartige Eintheilung wird nachstehend befolgt werden.

Die kurzschwänzigen Papageien sind Vögel von sehr übereinstimmendem Gepräge, aber sehr verschiedener Größe. Einzelne Arten kommen etwa einer Krähe, die meisten einer Taube, die kleineren einem Finken an Größe gleich; das kleinste aller hierher zu zählenden Mitglieder, der kleinste Papagei überhaupt, ist zeiligroth. In der Regel ist das ganze Federkleid sehr gleichmäßig entwickelt. Die grüne Färbung tritt auch bei den kurzschwänzigen Papageien vorwaltend auf; doch kommt auch brennendes Roth, Blau, Gelb oder Grau, Braun, Grauschwarz zur Geltung.

Die Zunft ist über alle warmen Erdtheile verbreitet und namentlich in Afrika und Indien zahlreich vertreten.

Die kurzschwänzigen Papageien gelangen sehr häufig als Gefangene zu uns und sind als geschätzte Gesellschafter des Menschen gut beobachtet worden — aber nur im Zimmer, nicht in ihrem Freileben. Ueber dieses wissen wir, von einigen amerikanischen Arten abgesehen, noch auffallend wenig. Der Jago z. B., welcher schon seit dem sechszehnten Jahrhundert und zwar mit jedem von Westafrika auslaufenden Schiffe nach Europa gebracht wird, hat bis heutigen Tags noch keinen Beobachter seines Lebens und Treibens im freien Walde gefunden; wir sind über den erst vor wenig Jahrzehnten entdeckten, ungeniein beschränkten Kakapo weit besser unterrichtet, als über ihn, den wir bei jedem Händler jederzeit kaufen können. Ganz ähnlich verhält es sich rücksichtlich anderer Arten.

Hinsichtlich der höheren Fähigkeiten müssen die kurzschwänzigen Papageien als die klügsten oder geistreichsten von allen betrachtet werden.

Bezüglich der Nahrung ist hervorzuheben, daß eine hier einzuordnende Familie sich wesentlich von anderen Verwandten dadurch unterscheidet, daß sie vorzugsweise, wo nicht ausschließlich, Honig oder süße Pflanzensäfte überhaupt zu sich nimmt.

Die erste Familie umfaßt die Papageien ohne jede weitere Nebenbezeichnung (Psittaci). Sie zeichnen sich durch ihr derbes, breitsfederiges Gefieder aus. Der Schnabel ist mittellang, stark und fast im Halbkreise gekrümmt; der Lauf ist sehr kurz; die Zehen sind lang. Bei vielen umgibt das Auge eine nackte Stelle, welche bei einzelnen bis zum Oberschnabel sich erstreckt. Afrika und seine Inseln, verschiedene Eilande des großen Weltmeeres und Südamerika sind die Heimat der hierher zu zählenden Vögel. Die Familie ist sehr reich an Arten, und diese spielen in allen innerhalb derselben vorkommenden Größen.

Man kann in Zweifel sein, ob man den Papageien überhaupt die erste Stellung unter den Vögeln einräumt, dagegen braucht man sich wohl kaum zu bedenken, wenn man die Reihe der Affenvögel selbst mit dem Jago, dem grauen, oder rothschwänzigen Papagei (*Psittacus erithacus*), eröffnet. Ihn darf man gewissermaßen als das Urbild seiner ganzen Sippschaft betrachten, und darin sind wohl auch die meisten Naturforscher einig, weil sie ihm den uralten Namen *Psittacus* belassen haben.

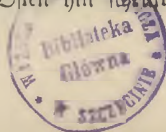
Der graue Papagei ist leicht beschrieben; denn er zeigt eigentlich nur zwei Hauptfarben auf seinem Gefieder. Der Schwanz ist blutzinnoberroth; alle übrigen Federn sind aschgrau oder graublau, etwas lichter gerandet. An Kopf und Hals treten diese Ränder stärker hervor, als



Der Jako (*Pastacus erithacus*).

im übrigen Körper, und deshalb erscheinen diese Theile lichter. Außerdem gibt es heller oder dunkler gefärbte Papageien dieser Art, solche, welche aschgraubläulich und hellmohnblau, und solche, welche schieferschwartzblau, ja fast schieferschwartz erscheinen. Die dunkleren sind jüngere, die lichterern ältere Vögel. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß grauschwarz, der Augenstern hellbraun, die nackte Stelle um das Auge weißlich gefärbt. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht durch die Färbung, wohl aber, obgleich unbedeutend, durch die Größe. Das Männchen ist größer, als das Weibchen. Zwölf Zoll Länge und 25 Zoll Breite darf als Durchschnittsmaß angenommen werden. Die Länge des Schwanzes beträgt 3 Zoll, die Länge des Fittigs vom Bug des Flügels bis zur Spitze  $8\frac{1}{2}$  Zoll. Die zusammengelegten Flügel überragen den Schwanz um einige Linien.

Es ist mehr als auffallend, daß man über das Freileben des rothschwänzigen Papageis noch so wenig weiß. Er ist weitaus der häufigste seiner Ordnung, welcher von den Schiffen nach Europa gebracht wird, und wahrscheinlich kommt kein einziges Schiff von der Westseite Afrikas nach irgend einem europäischen oder amerikanischen Hafen, welches nicht einen oder mehrere dieser Vögel an Bord hätte. Durch Heuglin's Forschungen wissen wir, daß sich das Vaterland des Jako von der Westküste Afrikas an bis tief in das Herz des Erdtheils erstreckt: gedachter Forscher fand ihn in zahlreicher Menge im Lande Wau und Bongo unter dem 8. Grad nördlicher Breite auf. Weiter nach Osten hin scheint er nicht vorzukommen; im Ost-



Sudahn wenigstens fehlt er gänzlich. Wie weit er nach Norden hinauf oder nach Süden hinabreicht, ist zur Zeit noch unbekannt.

Kast unbegreiflich erscheint es, wie es möglich ist, so viel dieser Papageien zu fangen; denn Nachstellungen machen bekanntlich alle klugen Vögel bald in hohem Grade vorsichtig und scheu. Höchstwahrscheinlich fängt man viele mit Hilfe gezähmter, welche man in einem Käfig ausstellt und die Wildlinge herbeiloden läßt: auf der sogenannten Lode also.

So ungenügend nun auch unsere Kenntnisse von dem Freileben des theilnahmwerthen Vogels sind, so genau hat man ihn in der Gefangenschaft beobachtet. Er ist, wie schon bemerkt, einer der beliebtesten aller Stubenvögel, und er verdient die Gunst, welche er seitens des Menschen genießt, denn er besitzt eine Sanftmuth, Gelehrigkeit und Aufhänglichkeit an seinen Herrn, welche Bewunderung erregt. Sein Ruhm wird so zu sagen in allen Sprachen verkündigt; von ihm erzählt jede Naturgeschichte, ja jedes Buch überhaupt, welches einen Theil des Thierlebens behandelt. Eine Menge von amüthigen Geschichten von ihm sind aufgezeichnet worden. Schon Le Vaillant erzählt sehr ausführlich von einem dieser Papageien, welcher in der Gefangenschaft eines Kaufmanns in Amsterdam lebte, und rühmt die guten Eigenschaften des Vogels. „Karl“, so hieß dieser Papagei, „sprach fast so gut wie Cicero; denn ich würde einen ganzen Band mit den schönen Redensarten anfüllen können, welche er hören ließ und welche er mir, ohne eine Silbe zu vergessen, wiederholte. Dem Befehle gehorsam, brachte er die Nachtmüze und die Pantoffeln seines Herrn und rief die Magd herbei, wenn man sie im Zimmer brauchte. Sein bevorzugter Aufenthalt war der Kaufladen, und hier erwies er sich nützlich; denn er schrie, wenn in Abwesenheit seines Herrn ein Fremder eintrat, solange, bis Jemand herbeikam. Er hatte ein vortreffliches Gedächtniß und lernte ganze Sätze und Redensarten des Holländischen vollkommen genau. Erst im sechzigsten Jahre seiner Gefangenschaft wurde sein Gedächtniß schwach und er vergaß täglich einen Theil von dem, was er schon konnte. Er wiederholte nie mehr als die Hälfte einer Redensart, indem er selbst die Worte versetzte oder die eines Satzes mit denen eines andern mischte.“

Vielleicht der ausgezeichnetste aller Papageien überhaupt lebte Jahre lang in Wien und Salzburg und fand zum Glück treue und fleißige Beobachter. Dieses Wunderthier, Jafco zugenannt, wurde im Jahre 1827 von dem k. k. Ministerialrath Andreas Mehletar von einem Schiffskapitain zu Triest für 25 Gulden erkaufte und kam im Jahre 1830 in den Besitz des Domceremoniarins Hanikl. Dieser gab ihm täglich vormittags von neun bis zehn oder abends von zehn bis elf regelrechten Unterricht, beschäftigte sich außerdem viel mit ihm und bewirkte so die hohe Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten. Nach Hanikl's Tode wurde der Papagei für 150 Gulden verkauft, im Jahre 1842 für 370 Gulden zum zweiten Male. Der Graf Gourcy Droitaumont war der Erste, welcher im Jahre 1835 in Oken's Isis einen Bericht über den Vogel gab, welcher überall Staunen erregte. Diesen Bericht hat der letzte Besitzer, Präsident von Kleinmayr auf den Wunsch von Lenz vervollständigt und so konnte dieser das ihm Mitgetheilte zusammenfassen, wie folgt:

„Der Jafco achtet auf Alles, was um ihn her vorgeht, weiß Alles zu beurtheilen, gibt auf Fragen die richtige Antwort, thut auf Befehl, was ihm geheißen wird, begrüßt Kommende, empfiehlt sich Gehenden, sagt nur früh „Guten Morgen“ und nur abends „Gute Nacht“, verlangt Futter, wenn er Hunger hat. Jedes Mitglied der Familie ruft er bei seinem Namen, und das Eine steht mehr bei ihm in Gunst, als das Andere. Will er mich (Kleinmayr) bei sich haben, so ruft er: Papa, komm her! Was er spricht, singt und pfeift, trägt er ganz so vor wie ein Mensch. Zuweilen zeigt er sich in Augenblicken der Begeisterung als Improvisator, und seine Rede klingt dann genau wie die eines Redners, den man von weitem hört, ohne ihn zu verstehen.“

Nun das Verzeichniß dessen, was der Jafco spricht, singt, pfeift u. s. w.: „Geistlicher Herr! guten Morgen.“ „Geistlicher Herr! ich bitt um a Mandel.“ „Magst a Mandel? Magst a Ruß? Bekommst schon was. Da hast was.“ „Herr Hauptmann, grüß Gott, Herr Hauptmann.“ „Frau Baumeisterin, gehorsamer Diener.“ „Bauer, Spizbub, Spizbub, Bauer, Wilddieb, gehst weiter? gehst weiter, gehst nach Haus oder nicht? wart du Kerl!“ „Du Lump du! Du Kerl, du Abscheulicher du!“ „Braver Paperl, guter Paperl!“ „Du bist a braves Buberl, gar a brav's Buberl!“ „Bekommst an Kuturuz, bekommst schon was.“ „Mami! Mami!“ „Herr Nachbar! Zeit lassen! Herr Nachbar! Zeit lassen!“ Wenn Jemand an der Thüre klopft, so ruft er sehr laut, sehr deutlich und ungenheim täuschend, wie ein Mann: „Herein, herein! Befehl mich, Herr Bräu, gehorsamer Diener! Freut mich, daß ich die Ehre hab, freut mich, daß ich die Ehre hab.“ Er klopft auch selbst an sein Haus und ruft Obiges.



— Er ahmt dem Kukuk sehr gut nach. — „Gib mir a Buffel, a schön's Buffel; kriegst a Mandel.“ „Schau her da!“ „Komm heraus!“ „Komm heraus, komm her da!“ „Mein liebes Paperl!“ „Bravo, bravissimo!“ „Beten, gehen wir zum Beten!“ „Gehen wir zum Essen!“ „Gehen wir zum Fenster!“ „Hieronymus, steh auf!“ „Ich geh, pfiet Gott!“ (behiüt dich Gott.) „Es lebe unser Kaiser! er lebe recht lange!“ „Wo kommst du her? Verzeihen Ihr Gnaden, ich hab glaubt, Sie sein a Vogel.“ — Wenn er Etwas zerbeißt oder in seinem Hause etwas ruiniert, so sagt er: „Nicht beißen, gib Ruß! Was hast 'than?“ „Was hast du gethan? Wart, du Spigbub du! Du Kerl du! Wart, ich hau dich!“ „Paperl, wie geht's dir denn, Paperl?“ „Hast was z'essen?“ „Guten Appetit!“ „Bst! Bst! Gute Nacht!“ „Der Paperl darf herausgehen, komm, allo komm!“ „Paperl, schieß, schieß, Paperl!“ Dann schießt er, indem er laut ruft „Puh!“ „Gugu! Gugu!“ (da da da da da) „Geh nach Haus! Gehst nach Haus? Allo marsch!“ „Gleich geh nach Haus! Wart, ich hau dich!“ Er läutet an einer Glocke, die in seinem Hause angebracht ist und ruft laut: „Wer läut? Wer läut? Der Paperl.“ „Katadu, Katadu!“ „Gagagaga! Wart mit dein Ga, du — du!“ „'s Hunderl ist da, a schön's Hunderl ist da, gar a schön's Hunderl!“ Dann pfeift er dem Hunde. — Er fragt: „Wie spricht's Hunderl?“ Dann bellt er. Darauf spricht er: „Pfeif 'n Hunderl!“ Dann pfeift er dem Hund. — Wenn man ihm befehlt: „Schieß!“ so schreit er „Puh!“ Dann macht er ein ordentliches Kommando: „Halt! richt Euch! Halt, richt! Macht euch fertig! Schlagt an, hoch! Feuer! Puh! Bravo, bravissimo!“ Bisweilen läßt er das „Feuer“ aus und ruft nach dem „Schlagt an, hoch!“ gleich „Puh!“ Worauf er aber nicht „bravo, bravissimo“ ruft, gleichsam im Bewußtsein eines Fehlers. — „Pfiet Gott, a Dio! Pfiet Ihnen Gott!“ So sagt er zu den Leuten, wenn sie fortgehen. „Was? mich beuteln? was? mich beuteln? (Beuteln heißt Jemand vor Aerger schütteln.) Er macht ein Zetergeschrei, als wenn er gebeutelt würde, dann ruft er wieder: „Was? mich beuteln? mich beuteln? Wart du Kerl! Mich beuteln?“ „Ja, ja, ja, so geht's auf der Welt! A so, A so!“ Dann lacht er mit der größten Deutlichkeit. — „Der Paperl ist krank, der arme Paperl ist krank.“

„Der Eigenthümer des Jako hatte eine Wachtel. Als sie im Frühjahr das erste Mal ihr Pickenwid schlug, lehrte sich der Papagei gegen sie und rief: „Bravo! Paperl! Bravo!“ — Um zu sehen, ob es möglich wäre, ihm auch Etwas singen zu lehren, wählte man anfangs solche Worte, die er ohnehin aussprechen konnte, z. B. wie folgt: „Ist der schöne Paperl da? ist der brave Paperl da? ist der liebe Paperl da? ist der Paperl da? Ja, ja!“ — Später lernte er das Liedchen singen: „O Pizigi, o Pizigi, blas anstatt meiner Jagot!“ — Er stimmt auch Akkorde an und pfeift eine Stala hinauf und herunter sehr geläufig und sehr rein, pfeift auch andere Stückchen und Triller, doch pfeift und singt er dieses Alles nicht jederzeit im nämlichen Tone, sondern bisweilen um einen halben oder ganzen Ton tiefer oder höher, ohne daß er falsche Töne hervorbringt.“

„Kleimayr starb im Jahre 1853. Jako begann, und wie es schien, aus Sehnsucht nach seinem geliebten Herrn, zu kränkeln, wurde im Jahre 1854 ganz matt in ein kleines Bettchen gelegt, sorgfältig verpflegt, schwachte da noch fleißig, sagte oft mit trauriger Stimme: „Der Paperl ist krank, armer Paperl ist krank“, und starb.“

Von einem anderen Jako berichtet eine junge Dame Folgendes: „Der Papagei, von dem ich Einiges mittheilen will, wurde uns von einem Manne, welcher lange in Ostindien gelebt hatte, zum Geschenk gemacht. Er sprach schon viel, aber nur Holländisch. Bald jedoch lernte er Deutsch und Französisch. In diesen drei Sprachen schwachte er so deutlich, wie ein Mensch. Dabei war er so aufmerksam, daß er oft Redewendungen auffaßte, welche ihm niemals vorgesagt worden waren; sie wundte er dann zu Aller Erstaunen gelegentlich passend an. Er sprach einzelne Worte und zusammenhängende Sätze in holländischer Sprache, brachte aber auch holländische Worte sinnig zwischen deutschen an, wenn ihm in dieser Sprache das passende Wort mangelte oder nicht einfiel. Er fragte und antwortete, forderte und bedaukte sich; er wandte die Worte mit Verständniß der Zeit, des Orts, der Personen an.“ „Papchen will „Kluttlut“ machen (trinken).“ „Papchen will was zu fressen haben.“ Erhielt er das Verlangte nicht sogleich, so rief er: „Papchen will und muß aber was zu fressen haben.“ Gesah es noch nicht, so warf er Alles durcheinander, um seinen Zorn auszulassen.“

„Er grüßte des Morgens mit „bon jour“, des Abends mit „bon soir“; er verlangte nach Ruhe und nahm Abschied. „Papchen will schlafen gehen.“ Wurde er weggetragen, so empfahl er sich durch wiederholtes „bon soir, bon soir“. „Seiner Gebieterin, welche ihm gewöhnlich Futter reichte, war er überaus zugethan. Wenn er von ihr Nahrung empfing, drückte er ihr küßend den Schnabel auf die Hand und sagte: „Küß' der Frau die Hand.“

Er nahm an Allem Theil, was seine Gebieterin that, und oft, wenn er sie mit irgend Etwas beschäftigt sah, fragte er sie mit unendlich komischem Ernst: „Ja, was macht denn da die Frau?“ Und als er sie nicht mehr sah, weil der Tod sie entführt, da fühlte auch er den Verlust und den Schmerz. Man hatte Mühe, ihm Speise beizubringen, und ihn am Leben zu erhalten. Ja, oft weckte er von neuem den herben Kummer der Trauernden, indem er sie fragte: „Wo ist denn die Frau?“

„Er pfliff wundervoll, namentlich die Weise: „Ich dank dir schon durch deinen Sohn“; er sang auch ganz prächtig. „Das Papchen muß 'mal singen“, ermahnte er sich selbst, und dann begann er: „Perroquet mignon, Dis-moi sans façon, Qu'a-t-on fait dans ma maison, Pendant mon absence?“ oder: „Ohne Lieb und ohne Wein, können wir doch leben.“ Nun setzte er bisweilen auch zusammen: „Ohne Lieb und ohne maison, können wir doch leben“ oder: „Ein Kuß — sans façon“, was ihn dann so erheiterte, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach u. a. m.“

Wir könnten noch von mehreren grauen Papageien berichten, welche es ebenfalls weit brachten in der Kunst zu sprechen; doch schließt Vorstehendes eigentlich Alles in sich ein, was ein Vogel dieser Art hierin leisten kann. Das wundervolle Gedächtniß und die Nachahmungsgabe des geistvollen Thieres haben übrigens auch ihre Schattenseiten, denn der Papagei findet auch die gemeinsten Worte, sowie die absonderlichsten Töne, Laute und Geräusche oft äußerst nachahmungswerth, lernt mit derselben Fertigkeit wie Worte, das Knarren einer Thüre in seiner Nähe, das Bellen des Hundes, das Miauen der Katzen, das Husten eines alten Menschen nachahmen und stört durch alles dies oft wesentlich sein im übrigen liebenswürdiges Geplauder.

Aber nicht bloß über den Verstand, sondern auch über das Gemüth des grauen Papageis sind hübsche Beobachtungen bekannt geworden. „Ein Freund von mir“, erzählt Wood, „besaß einen Vogel dieser Art, welcher die zielichste und liebenswürdigste Pflegemutter anderer kleiner hilflosen Geschöpfe war. In dem Garten seines Eigners gab es eine Zahl von Rosenbüschen, welche von einem Drahtgehege umwoben und von dichten Schlingpflanzen dicht umspunnen waren. Hier nistete ein Paar von Finken, welches beständig von den Einwohnern des Hauses gefüttert wurde, weil diese gegen alle Thiere freundlich gesinnt waren. Die vielen Besuche des Rosenhaines fielen Polly, dem Papagei, bald auf; er sah, wie dort Futter gestreut wurde und beschloß, so gutem Beispiele zu folgen. Da er sich frei bewegen konnte, verließ er seinen Käfig, ahmte den Lockton der alten Finken täuschend nach und schleppte den Jungen hierauf einen Schnabel voll nach dem andern von seinem Futter zu. Seine Beweise von Zuneigung gegen die Pflegekinder waren aber den Alten etwas zu stürmisch; unbekannt mit dem großen Vogel flogen sie erschreckt von dannen, und Polly sah jetzt die Jungen gänzlich verwaist und für ihre Pflegebestrebungen den weitesten Spielraum. Von Stund an weigerte sie sich, in ihren Käfig zurückzukehren, blieb vielmehr Tag und Nacht bei ihren Pflegekindern, fütterte sie sehr sorgfältig und hatte die Freude, sie groß zu ziehen. Als die Kleinen flügge waren, saßen sie auf Kopf und Nacken ihrer Pflegemutter, und dann kam es vor, daß Polly sehr ernsthaft mit seiner Last umherging. Doch erntete der Papagei wenig Dank; als den Pflegekindern die Schwingen gewachsen waren, flogen sie auf und davon.“

Nach derartigen Mittheilungen über das Gefangenleben des rothschwänzigen Papageis muß eine Schilderung seiner übrigen Eigenschaften als nebensächlich erscheinen. Einige Male hat man Gefangene auch zur Fortpflanzung gebracht und ohne besondere Mühe Junge gezogen. Dieser Papagei kann in der Gefangenschaft ein hohes Menschenalter erreichen. Derjenige, welchen der Kaufmann Minnick-Huyjen in Amsterdam besaß, hatte, bevor er durch Erbschaft seinem späteren Besitzer zufiel, bereits 32 Jahre in der Gefangenschaft gelebt und hielt dann noch 41 Jahre aus. Ungefähr vier bis fünf Jahre vor seinem Ende wurde er altersschwach und schwand ganz allmählich dahin.

Mehre amerikanische Arten der Kurzschwänze, welche man gegenwärtig mit dem Namen Grünpapageien (*Chrysotis*) bezeichnet, unterscheiden sich von den grauen Verwandten durch vorwiegend grüne Färbung und einen kleineren nackten Augentring; im übrigen sind beider Kennzeichen dieselben. Der Leib ist gedrungen, der Kopf groß, der starke Schnabel gebogen, der Schwanz kurz, breit und etwas gerundet, der Flügel breit und stark gebaut, bis über die Mitte des Schwanzes herabreichend, das Bein dick, stark und fleischig, der Fuß kräftig und mit großen Krallen bewehrt, das Gefieder knapp anliegend, derb, kleinfederig und schuppig.



Der Amazonenpapagei (*Chrysotis amazonicus*).

Von allen hierher gehörigen Vögeln kommen zwei einander sehr ähnliche Arten häufig zu uns: der grüne und der Amazonenpapagei. Beide sind große Vögel von 14 Zoll Länge und ungefähr 21 bis 23 Zoll Breite; der Schwanz misst 4 bis 4 $\frac{1}{2}$ , der Flügel vom Bug bis zur Spitze über 7 Zoll. Beide sind wiederholt verwechselt worden, niemals aber von denen, welche Gelegenheit hatten, sie im Freileben zu beobachten.

Der Amazonenpapagei (*Chrysotis amazonicus*) ist im ganzen hellgrün, auf der Stirn himmelblau, am Scheitel, auf den Wangen und an der Kehle gelb, am Flügelbug roth; die seitlichen Schwanzfedern sind innen blutroth; der Schnabel ist tief horngrau, die Wachshaut schwärzlich, der Fuß aschgrau, weißlich gepudert; die Regenbogenhaut ist nach außen orangegelb gerändert, nach innen blasgelb. Beim grünen Papagei (*Chrysotis aestivus*) dagegen sind nur der vorderste Stirnrand und der Flügel, d. h. ein vom Schnabel durch das Auge verlaufender Streifen himmelblau; der Flügelbug ist grün und die seitlichen, rothgefärbten Schwanzfedern zeigen eine grüne Binde.

Beide Arten sind in Südamerika weit verbreitet. Der Amazonenpapagei meidet das Küstenwaldgebiet und lebt dafür in Wäldern und Gebüsch der höheren Landesstriche, während der grüne Papagei ihn im Urwalde vertritt. Beide Arten ähneln sich in der Lebensweise. Am Morgen ziehen sie wie die übrigen kurzschwänzigen Papageien laut rufend und schreiend durch die Luft, schnell und stark mit den Flügeln schlagend, den mit Früchten behangenen

Waldbäumen und Pflanzungen zu, fressen hier während des Tages, ruhen in den Mittagsstunden, fliegen abends nochmals nach Futter aus und vereinigen sich außer der Brutzeit gegen Abend in zahlreichen Gesellschaften, welche einen heftigen Lärm verursachen, bevor ein Jeder sich seinen nächtlichen Stand erwählt hat. Von dem grünen Papagei, welcher in Brasilien Kurické genannt wird, erzählt der Prinz von Wied Folgendes:

„In allen von mir bereisten Gegenden der brasilianischen Ostküste ist dieser Papagei einer der gemeinsten. Ich fand ihn überall in Menge, wo dichte Urwälder an die Manguesümpfe und Flußmündungen grenzen, denn sie brüten sowohl hier, als dort, scheinen aber die Früchte der Mangue zu lieben. Schon in den Umgebungen von Rio de Janeiro, da, wo große Waldungen sind, trifft man diese Papageien in Menge an; aber auch an den nördlichen Flüssen, überall haben wir sie gefunden und besonders morgens und abends ihre laute Stimme in den sumpfigen, häufig von der Flut unter Wasser gesetzten Gebüsch der Flußmündung gehört. Ich habe, ich möchte sagen, unzählige Gesellschaften kurzgeschwänzter Papageien zusammen gesehen, so daß der ganze Wald von ihnen und ihrem außerordentlichen Geschrei erfüllt war, doch kann man sie mit den ungeheueren Rügen der Wandertaube in Nordamerika nicht vergleichen. Fallen diese Vögel in dem Urwalde auf einen hohen, dicht belaubten Baum, so ist es oft schwer, sie zu sehen. Die grüne Farbe schützt sie sehr; man bemerkt aber ihr Dasein an dem Herabfallen der Fruchthülsen und Kerne. Man schießt sie in Menge, weil sie ein kräftiges Essen geben: eine Papageibrühe ist nicht bloß in Brasilien, sondern auch in Surinam ein beliebtes Gericht.“

Sämmtliche hierher gehörige Arten legen während des Frühlings zwei weiße Eier in Baumhöhlungen auf die losgebliebenen Späne der Höhlwandungen selbst. Die aus dem Neste genommenen Jungen werden außerordentlich zahm und lernen deutlich reden. Deshalb findet man sie in Brasilien häufig in den Wohnungen und bringt sie in Menge in die Städte, wo die Matrosen sie kaufen, um sie mit sich nach Europa zu nehmen. Nicht hier gehören sie zu den gewöhnlichsten Papageien. Sie lernen allerdings nicht so fertig sprechen, wie der graue Papagei, beweisen sich jedoch gelehrig genug und auch ziemlich sanft und liebenswürdig, wenigstens gegen ihre rechtmäßigen Gebieter, d. h. gegen Diejenigen, welche sich am meisten mit ihnen beschäftigen.

Unter dem Sippennamen *Pionus* vereinigt man mehrere kleine Papageien, welche wir Stumpfschwanzpapageien nennen wollen. Ihre Gestalt ist gedrungen, der Schwanz sehr kurz, der Flügel dagegen ziemlich schmal, spitz und so lang, daß er zusammengelegt mindestens bis über die Mitte des Schwanzes hinabreicht; der Schnabel ist seitlich zusammengedrückt, und der Oberschnabel läuft gewöhnlich in einen langen, spitzen Endhaken aus; die Beine sind stark und kräftig. Das Gefieder ist im ganzen hart, die Federn sind aber mehr herz- als schuppenförmig und besonders an Kopf und Hals klein, dert und hervorstechend gefärbt. Man kennt viele hierher zu zählende Papageien, die meisten aus Südamerika, einige, welche man jedoch neuerdings in einer besonderen Sippe vereinigte, aus Afrika.

Von allen stumpfschwänzigen Papageien kommt wahrscheinlich keiner häufiger nach Europa, als die Maitacka der Brasilianer (*Pionus menstruus*). Sie ist ein mittelgroßer Papagei von 10 $\frac{1}{2}$  Zoll Länge und 20 Zoll Breite; die Länge des Schwanzes beträgt 3 Zoll, die Länge des Fittigs vom Bug bis zur Spitze 6 $\frac{1}{2}$  Zoll. Das Gefieder am Kopf und Nacken, am Hals und an der Oberbrust ist ultramarinblau; doch schimmert der schwarze Grund der Federn hier und da durch; die Nackenfedern sind erzgrün, blau gerandet; Rücken, Unterbrust, Bauch und Flügel sind erzgrün, die Federn auf dem Rücken dunkler gerandet, die auf der Brust himmelblau schimmernd; die Oberdeckfedern sind gelblicholivengrün, die untern spangrün; die Schwingen sind grün, schwarz gefäumt; die mittleren zwei Schwanzfedern sind grün, die seitlichen am Außentande und der Spitze blau.

Nach Angabe der Reisenden bewohnt die Maitacka alle Küstengegenden Brasiliens und Guianas in zahlreicher Menge. Sie lebt während der trockenen Jahreszeit paarweise, während der Regenzeit in starken Gesellschaften, welche alsdann laut schreiend von einem Baum zu dem andern ziehen, auf den fruchtbeschwerten einfallen, hier oft große Verwüstungen anrichten und abends wieder auf ihre gewohnten Standorte zurückkehren. In ganz Brasilien wird die Maitacka eifrig gejagt, theils um sie aus den Pflanzungen zurückzuschrecken, theils um sie für die



Die Maitaka (*Pious menstruus*). (S. 16.)

Küche zu erbeuten. Ebenso wird der Vogel gefangen zahm gehalten. Er ist zwar weniger gelehrig, als alle andern Papageien, befreundet sich aber doch bald mit dem Menschen und lernt auch einzelne Worte aussprechen.

An die *Kakadus* erinnert ein amerikanischer Papagei, welcher mit Recht zum Vertreter einer besondern Sippe (*Deroptus*) erhoben wurde. Linné, welcher ihn bereits kannte, hat ihm zwei verschiedene Namen gegeben, den einen wegen seines sperberartigen Gefieders (*Deroptus accipitrinus*), den andern wegen der hollenartig verlängerten Nackenfedern (*Deroptus coronatus*). Wir wollen ihn Zopfpapagei nennen; denn gerade das verlängerte Gefieder des Nackens, welches beliebig aufgerichtet werden kann, kennzeichnet ihn vor allen übrigen Südamerikanern. Das Gefieder ist auf dem Kopfe blasgelbgrau, auf dem äußersten Stirnrand und dem Zügel, d. h. einer durch das Auge verlaufenden Binde aber braun. Die Kehle wird aus trübblutrothen, himmelblau gesäumten Federn gebildet. Das Gefieder auf dem Rücken ist hellgrün, in der Mitte etwas dunkler, als an den Seiten; die Federn der ganzen Unterseite von der Brust an sind, soweit sie sichtbar werden, blutroth, auf der Brust grün, am Bauche dagegen breiter hellblau gesäumt. Soviel bis jetzt bekannt, bewohnt

der Zopfpapagei vorzugsweise die Waldungen um den Amazonenstrom und Guiana, wie es scheint, überall minder häufig, als andere Papageien.

\*

Unter den übrigen Mitgliedern der ersten Familie verdienen vor allen die Zwergpapageien (*Psittacula*) noch einer besondern Erwähnung. Sie gehören zu den anmuthigsten und liebenswürdigsten aller Papageien; ihre äußere Erscheinung ist überaus gefällig und gewinnend, und ihr Betragen steht damit durchaus im Einklang. „Die deutschen Dichter“, sagt Schomburgk, „kannten die zärtliche Liebe nicht, welche zwischen einem Pärchen der Zwergpapageien waltet; deshalb wählten sie ein Taubenpaar zum Sinnbild der idyllischen Liebe. Allein wie weit bleibt ein solches in seiner Zärtlichkeit hinter jenem zurück! Hier herrscht die vollkommenste Harmonie zwischen dem beiderseitigen Wollen und Thun: frisst das Eine, so thut dies auch das Andere; badet sich Dieses, so begleitet es Jenes; schreit das Männchen, so stimmt das Weibchen unmittelbar mit ein; wird Dieses krank, so füttert es Jenes, und wenn noch so viele auf einem Baume versammelt sind, so werden doch niemals die zusammengehörenden Pärchen sich trennen.“ Es ist bekannt, daß man diese niedlichen Thierchen nur paarweise in der Gefangenschaft halten kann, ihnen wenigstens die Gesellschaft verwandter Arten gewähren muß. Die Weibchen überleben nur selten den Tod ihres Gatten. Sie erliegen, wenn dieser stirbt, bald ihrer Sehnsucht und dem Grame.

Die Zwergpapageien verdienen ihren Namen. Sie sind sinken- oder lechchengroße Thiere, von welchen man viele Arten kennt, die über Afrika, Asien und Südamerika verbreitet sind, in ihren Sitten und Wesen aber sehr übereinstimmen.

Eine der hübschesten Arten dieser Gruppe ist der Zwergpapagei aus Mittelafrika (*Agapornis Swinderiana*), ein Thierchen von höchstens 5 Zoll Länge, wovon etwas mehr als 1 Zoll auf den Schwanz gerechnet werden muß. Die Hauptfarbe des Gefieders ist, wie bei allen übrigen Arten, grün, der Unterrücken und die Oberschwanzdeckfedern sind schön azurblau, der kurze, kaum abgerundete Schwanz ist mit Ausnahme der beiden mittleren grünen Steuerfedern an der Wurzelhälfte der Federn hochroth, an der Spitzenhälfte dagegen grün mit einer diese beiden Farben trennenden schwärzlichen Kante. Der Westen und das Innere Afrikas wird als die Heimat dieses niedlichen Vogels angegeben.

\* Unter den lebend zu uns gebrachten ist der gemeine Sperlingspapagei (*Psittacula passerina*) einer der bekanntesten. Er ist der kleinste aller Papageien Brasiliens, kaum oder nicht größer, als der vorhergehende und sehr gleichmäßig gezeichnet. Die Färbung des ganzen Gefieders ist ein lebhaftes Grün, welches an Stirn, Gesicht und den unteren Theilen ins Gelbliche spielt. Der Sperlingspapagei gehört zu den gemeinsten Vögeln Brasiliens. Er bewohnt ebensowohl das Küstenwaldgebiet, als die Gebüsche der trockenen Gegenden, welche er wundersam zu zieren weiß. Truppreiße kommt er bis in die Gärten der Ansiedelungen, gleich unsern Sperlingen, welchen er auch darin ähnelt, daß er, wenn er mit andern seiner Art vereint ist, laut durcheinander kreischt und schwätzt. Man kann zuweilen mit einem Schuß Duzende zu Boden strecken. Im übrigen lebt der Sperlingspapagei nach Art anderer Ordnungsv Verwandten. Die Gefangenen zeigen sich schon nach wenigen Tagen äußerst zutraulich und versuchen nicht, zu entfliehen, halten aber niemals lange aus und kommen deshalb auch verhältnißmäßig selten nach Europa.

Der Zwerg unter den Zwergen unserer Ordnung lebt auf Neuguinea und den Papua-Inseln und heißt *Nasiterna pygmaea*. Wir dürfen ihn Zelfigpapagei nennen; denn diesem Finken kommt er in der Größe ungefähr gleich. Die grüne Färbung seines Gefieders geht auf dem Kopf ins Gelbliche, im Gesicht ins Gelbbraune über. Die mittelsten Schwanzfedern sind blau, die übrigen schwarz mit gelben Spitzen. Der Schnabel ist unverhältnißmäßig hoch und stark.

\* \* \*

Zu Indien und auf den benachbarten Inseln leben kurzschwänzige Papageien, welche sich wesentlich von den bisher beschriebenen unterscheiden. Man nennt sie Loris (*Lorii*), und die neueren Naturforscher sind geneigt, aus ihnen eine eigene Familie zu bilden. Als unterschei-



Der Frauenlori oder Loriket (*Lorius Domicella*).

dende Merkmale gelten der verhältnißmäßig lange und schwache Schnabel, dessen Unterkiefer wenig gekrümmt, an den Schneiden nicht ausgerandet und an der Spitze eng zusammengezogen ist, die weniger fleischige, an der Spitze in einen Büschel horniger Fasern zertheilte Zunge und das sehr strahlige Gefieder, welches in den prachtvollsten Farben prangt. Die Unterseite pflegt mehr oder minder regelmäßig roth gefärbt zu sein.

Ueber das Freileben dieser Prachtvögel fehlen uns zur Zeit immer noch eingehende Berichte, wie ja überhaupt die Vögelwelt der indischen Inseln noch sehr wenig beobachtet und erforscht wurde. Es wird gesagt, daß die hierher gehörigen Papageien ihre Pinselzunge hauptsächlich zum Auslecken der süßen Säfte benutzen, welche aus den Rinden, den Blättern und den Blüthen der Bäume schwitzen, und daß diese sehr beschränkte Nahrung das größte Hinderniß für die Gefangenhaltung und zumal für weite Reisen dieser Vögel sei; doch kommen einige Arten nicht eben selten im gezähmten Zustande nach Europa und halten hier mehrere Jahre im Käfig aus. Auch sie sind gelehrig und können ebenfalls zum Sprechen gebracht werden; im ganzen ist jedoch ihr Wesen nicht besonders anziehend: sie sind still und langweilig.

Die eigentlichen Loris werden nur auf den Inseln des indischen Meeres gefunden. Auf Borneo und Neuguinea lebt die Art, welche am häufigsten zu uns gebracht wird, der Frauenlori oder Loriket (*Lorius Domicella*), das größte Mitglied seiner Familie, ein wirklich prachtvoll gefärbter Vogel von 12 Zoll Länge und 20 Zoll Breite. Sein Gefieder prangt in der lebhaftesten Scharlachfarbe; auf dem Scheitel ist es dunkelpurpurn, am Hinterkopf violett, auf der Oberseite der Flügel grün, auf den Schenkeln himmelblau, und über der Brust verläuft halbmondsförmig eine gelbe Binde; die Schwanzfedern sind scharlachroth an ihrem Grunde, gegen die Spitze hin schwarz gebändert und an der Spitze gelb gepupst; der Schnabel ist orangegeßb, die Füße sind dunkelgrau.

Der Frauenlori soll gesellig in Wäldern leben und diese niemals verlassen. Seine Bewegungen werden lebhaft genannt; der Flug soll reizend sein. Es scheint, daß er sich nicht ausschließlich von Pflanzenhonig ernährt; wenigstens erhält man ihn ohne besondere Schwierigkeit



Der gefärbte Loriket (*Psittoteles versicolor*).

mit eingeweichtem Brod und Milch oder anderem Papageifutter jahrelang auch bei uns zu Lande in der Gefangenschaft.

Auf dem Festlande Australiens werden die eigentlichen Loris durch mehrere Papageien vertreten, welche einige Naturforscher der in Rede stehenden Familie zuzählen, während andere sie zu den Langschwänzen rechnen, weil sie mit diesen äußerlich allerdings größere Ähnlichkeit haben, als mit den kurzschwänzigen Loris. Doch können in der Art zu nisten und zu leben kaum zwei Arten mehr verschieden sein, als eben die pinselzüngigen Loris und die übrigen Papageien Australiens. Jene sind Baumbögel und fressen Honig, diese treiben sich hauptsächlich im niederen Gebüsch und Gras umher und haben im wesentlichen den Bau anderer Körnerfresser. Unsere Vögel kennzeichnet äußerlich ein zierlicher, schlanker Bau mit verhältnismäßig kleinem Schnabel und mäßig verlängertem Schwanz, innerlich die bereits beschriebene Zunge, der kleine Magen, die dicke Haut, das zähe Fleisch und ein sehr übler Geruch.

Der gefärbte Loriket (*Psittoteles versicolor*) ist ein kleiner Vogel von nur  $6\frac{1}{2}$  Zoll Länge. Sein Gefieder ist sehr bunt; der Bügel und der Oberkopf sind schön tiefroth; ein Nackenband ist dunkelhimmelblau, der Rücken bläulichgrün, der Flügel grün; der Hinterrücken und die Oberschwanzdecken sind hellgelblichgrün. Alle Federn der Oberseite sind schmal gelbgrün gestreift und die Federn der Unterseite längs des Schaftes gelb gestrichelt. Zu beiden Seiten des Bauches und unter der Innenseite der Schenkel finden sich purpurrothe Flecke. Der Schnabel ist scharlachroth, der Fuß lichtaschgrau, die Wachshaut und der nackte Augenring sind grünlichweiß, die Regenbogenhaut ist röthlichgelb mit schmalem, rothen Ring um den dunklen Stern.

Er lebt auf der Nordseite Australiens, versammelt sich zu Zeiten in unermessliche Flüge und fällt dann auf den Gummbäumen ein, um dort Honig zu saugen. Es ist bedauerlich, daß man nicht im Stande ist, diese Papageien in der Gefangenschaft zu erhalten; sie würden, könnte man ein passendes Futter für sie finden und sie nach Europa senden, zu den angenehmsten aller Stubenvögel gehören.



Der Flug dieser Papageien ist kraftvoll, gewandt und Pfeilschnell, namentlich bei dem Aufsteigen erheben sie sich mit reißender Geschwindigkeit unter lautem, gleichmäßigem Schreien hoch in die Höhe und stürmen dann durch die Luft dahin. Auf den Bäumen klettern sie mit ziemlicher Gewandtheit in allen erdenklichen Stellungen umher, doch mehr reifen-, als papageienartig.

In gewissen Gegenden Australiens sind die Loriketen besondere Lieblinge der Eingeborenen, welche sorgfältig die Köpfe aller erlegten aufbewahren und sich daraus fettenartige Gehänge anfertigen, mit denen sie sich schmücken.

Eine andere Art dieser Gruppe, der Maidlori, bewohnt die Inseln des stillen Meeres und namentlich Tahiti. Von dieser Insel hat er seinen Namen erhalten: *Coryphilus taitianus*. Es ist ein kleiner Prachtvogel von ungefähr 6 Zoll Länge mit  $2\frac{1}{2}$  Zoll langem Schwanz, auf dem ganzen Rücken mit zarten, schwächlichen Schnabel- und schmalen verlängerten Kopffedern, welche eine Haube bilden. Das Gefieder prangt gleichmäßig in Purpurblau; nur die Kehle und Oberbrust sind blendend weiß, die Schwingen und die Schwanzfedern von unten aber düster schwarz.

Der Papualori oder Kasmalas, wie er auf der Nordwestküste Neuuguineas genannt wird (*Pyrrhodes — Carmosyna — papuensis*), mag uns eine der abweichenden Gestalten der Familie vorführen. Er ist gestreckter gebaut, als die vorigen und namentlich dadurch ausgezeichnet, daß die beiden mittelsten Federn seines ohnehin langen Schwanzes mehr als Körperlänge erreichen. Hierdurch läßt die Gesamtlänge des Vogels zu 17 Zoll an. Das Gefieder des Kasmalas ist lebhaft und schön gefärbt. Von der allgemeinen Grundfärbung, welche ein tiefes Scharlachroth ist, heben sich blaue, goldgelbe und grasgrüne Flecken verschieden gestaltet ab. Er ist ein Gegenstand der Jagd der dortigen Eingeborenen, welche den erlegten und getrockneten Prachtvogel in derselben Weise benutzen, wie die Paradiesvögel, und ihm deshalb auch oft beide Beine wegschneiden — warum, ist noch unbekannt. Nach Europa sind viel Bälge oder getrocknete Körper gekommen, welche derartig verstümmelt waren. Lebend hat man das schöne Thier noch nirgends in Europa gesehen.

\* \* \*

Neuholland scheint für die Vögel ein wahres Eden zu sein. Die dort lebenden Säugethiere sind verkümmerte Gestalten, welche eben nur an die vollkommeneren anderer Erdtheile erinnern: — die Vögel hingegen, welche den gedachten Erdtheil ihre Heimat nennen, sind ebenso vollkommen gebildet, als irgendwo anders und prangen zum großen Theil in einer wunderbaren Farbenpracht. Wir werden viele Familien kennen lernen, welche sich so recht als Kinder Neuhollands zeigen; keine einzige dieser Familien aber verleiht dem Erdtheil ein so bestimmtes Gepräge, wie die Papageien. Zwischen dem grünen Laubwerk der Gummibäume schimmern, wunderbaren Blüten vergleichbar, die blendenden Kakadus hervor; von den gelb blühenden Akazien hernieder leuchten die scharlachrothen Rosenparakits, und um die Blüten der Bäume tummeln sich die uns bereits bekannten honigfangenden Pinselzünzler in ewig beweglichen Gruppen, während die kleinen Graspapageien die oft trostlosen Ebenen des Innern freudig beleben. Wie bei uns die Schwalben durch die Straßen der Städte und Dörfer huschen, schwirren in Australien Flüge von Papageien über dieselben Wege dahin, und wie unsere Sperlinge auf den Landstraßen sich tummeln, sieht man dort sie gleichsam vertretende Papageivögel in buntem Gewimmel den Boden bedecken. Wenn der einsam wohnende Landbauer seine Ernte eingeheimst, erscheinen Flüge dieser Thiere vor den Thoren der Scheuern, wie bei uns die Tauben, und suchen in dem ausgedroschenen Stroh nach den letzten Körnern umher. Dichterisch fühlende Reisende sind begeistert von dem ewig wechselnden Schauspiel, welches die Prachtvögel gewähren; der Ansiedler hingegen haßt sie, weil sie nur zu oft in sein Besitzthum verwüstend einfallen, von Grund seines Herzens und schießt sie mit derselben Gleichgiltigkeit zusammen, mit welcher bei uns ein Bauer unter die räuberischen Spagen feuert.

Unter den mehr als sechzig bestimmten verschiedenen Papageiarten, welche Australien bevölkern, nehmen die Kakadus einen hohen Rang ein. Wir haben sie in eine besondere Familie eingeordnet, weil sie zwei bestimmt verschiedene Horden bilden, Gruppen, welche reich

an absonderlichen Gestalten sind, aber doch aller Verschiedenheit ungeachtet ein gemeinsames Gepräge zeigen.

Die eigentlichen Kakadus (*Ptyctolophus*) sind wohl den meisten Lesern vertraute Erscheinungen; denn eine oder die andere Art ist ihnen gewiß schon in Thiersehauubuden lebend vorgestellt worden. Bezeichnend für die Mitglieder der Gruppe ist außer der gedrungeneu Gestalt mit kurzem Schwanz und mittellangen Flügeln der große, kurze, breite, auf den Schneiden gezahnte Schnabel, dessen Oberkiefer sich mit starken Haken überbiegt. Die Zunge pflegt dickfleischig und glatt zu sein, der Augkreis ist gewöhnlich nackt, den Kopf schmückt meist eine aufrichtbare, durch lebhaft, jedoch regelmäßig versteckte Farben ausgezeichnete Holle. Ueber die Farbe des Gefieders kann im allgemeinen nur bemerkt werden, daß sie regelmäßig eine im hohen Grade ansprechende ist, sei es wegen des reinen Weißes oder wegen des überaus zarten Rosenroths oder sei es endlich wegen des für Papageien ganz ungewöhnlichen Dunkels, welches bei einzelnen Arten vorherrschend ist.

Australien im weiteren Sinne, also nicht ausschließlich Neuholland, sondern auch Neuguinea und selbst die Molukken und Philippinen sind die Wohngebiete des Kakadus. Hier leben die meisten Arten in großen, oft in ungeheuren Schaaren, welche sich in den Wäldern ansässig machen, von hier über die Fluren und Felder dahin streichen und den Beschauern unter allen Umständen ein zauberhaft erhabenes Schauspiel gewähren. Selbst der Forscher stimmt gern in die dichterischen Worte der Reisebeschreiber ein, welche dieses Schauspiel gar nicht hoch genug rühmen können. „Mitten in dem massigen Schatten des dunkelsten Laubwerks treiben weiße Kakadus ihr Spiel gleich Geistern des Lichts“, so sagt Mitchell von einer Art dieser Vögel und „ihr hochrother Fittig und ihre glühenden Hauben wandeln die Höhen, in denen sie leben, zu Gefilden von üppigster Wonne“, von einer zweiten Art. Man muß selbst umstrickt worden sein von all dem Zauber, welchen die Pflanzenwelt unter den Wendekreisen auf den Nordländer übt, und man muß erfahren haben, daß alle Pracht der Pflanzen doch erst durch die belebten Wesen, welche wir zu unsern Lieblingen erkoren haben, befähigt wird, ihre volle Wirkung zu äußern; man muß selbst von dem paradiesischen Wirrwarr einer durch den Menschen noch nicht behelligten Vogelwelt berauscht worden sein, um in solchen Aeußerungen nur den Erguß eines tief empfundenen Gefühls und nicht eine schwülstige Uebertreibung zu erkennen.

In ihrem Wesen und Treiben ähneln die Kakadus den übrigen Papageien. Sie gehören aber zu den liebenswürdigsten von allen. Schon das sanft ausgesprochene „Kakadu“, welches der Gruppe ihren Namen verliehen hat, erwirbt den schönen Vögeln unsere Zuneigung. Der Kakadu befreundet sich gern und innig mit den Menschen; er zeigt weniger Lüge, als andere Papageien, und erkennt dankbar die ihm gespendete Liebe, welche er von Jedem zu begehren scheint. Erst schlimme Erfahrungen machen ihn unfreundlich und unliebenswürdig, so daß der beleidigte Vogel sogar rachsüchtig sich zeigt und später Den, welcher ihm eine Unbill zufügte, gefährdet.

Aber der Kakadu besitzt noch andere gute Eigenschaften. Sein hochbegabter Geist bekundet sich nicht bloß in einem vortreflichen Gedächtniß, sondern auch durch eine große Gelehrigkeit. Er wetteifert hierin mit den begabtesten aller Papageien. Auch er lernt mit ziemlicher Leichtigkeit sprechen; auch er verbindet verschiedene Worte in sinngebender Weise und wendet ganze Sätze bei passender Gelegenheit an; auch er läßt sich abrichten zu Kunststücken mancherlei Art: ein sehr hoher Verstand ist nicht zu verkennen.

Im übrigen brauchen wir über das Leben des Kakadus nicht viel zu bemerken: es gleicht dem Treiben und Handeln anderer Papageien. Wie diese leben auch die Kakadus im Freien in Gesellschaften, welche selbst während der Brutzeit noch in einem gewissen Vereine bleiben. Die Nacht verbringen sie wohlverborgen in den dichtesten Kronen der höchsten Bäume; den Morgen begrüßen sie mit weithin tönendem Geschrei. Dann erheben sie sich und fliegen mit leichten Schwingenschlägen, viel schwebend und gleitend dahin, irgend einem Fruchtsfelde oder einem andern, Nahrung versprechenden Orte zu.

Zur Brutzeit trennen sie sich in Paare, und jedes derselben sucht nun eine passende Höhlung zur Aufnahme des Nestes aus. Dieses findet sich je nach den Umständen in Baumhöhlen aller Art, namentlich in hohlen Nesten, aber auch in den Spalten der Felsen. Gewisse steile Felswände an den Flüssen Südaustraliens werden alljährlich von Tausenden unserer Vögel besucht, in gleicher Weise wie die Klippen der nordischen Meere von den in noch größeren Mengen auftretenden Möven. Man behauptet sogar, daß einzelne dieser Wände von den Papageien ganz durchlöchert seien, und die Kraft und Festigkeit des Schnabels läßt Arbeiten im Gestein in der





Kalabu.



That glaublich erscheinen. Das Gelege besteht immer nur aus zwei rein weißen, etwas spitzigen Eiern, welche denen einer Zwergheime an Größe ähneln.

Des Schadens wegen, welchen die oft in so großen Mengen auftretenden Kakadus den Landbauern zufügen, werden sie in ihrer Heimat eifrig verfolgt und erlegt. Es wird von den Reisenden erzählt, daß sie bald sehr scheu werden, wenn sie feindliche Nachstellungen erfahren, dann, wie andere Papageien auch oder wie die Affen, mit wirklicher List ihre Raubzüge ausführen und deshalb auch sehr schwer oder nicht von den Feldern zu vertreiben sind.

In eigenthümlicher Weise betreiben die Eingeborenen die Jagd auf diese Vögel. „Vielleicht“, erzählt Kapitän Grey, „kann es kein fesselnderes Schauspiel geben, als die Jagd der Neuholländer auf Kakadus. Sie benutzen hierzu die eigenthümliche, unter dem Namen Bumerang bekannte Waffe, ein sichelartig geformtes, plattes Geräth aus hartem Holz, welches mit der Hand mehr als 100 Fuß weit geschleudert wird, die Luft in kurzen Kreisen durchschneidet und trotz der vielfachen Abweichungen von dem graden Wege mit ziemlicher Sicherheit das Ziel trifft, dieselbe gefährliche Waffe, welche auch von den Innerafrikanern in Holz und Eisen hergestellt wird. Ein Eingeborener verfolgt einen starken Flug unserer Vögel im Felde oder im Walde, am liebsten da, wo hohe, prachtvolle Bäume ein Wasserbecken umgeben. Solche Orte sind es hauptsächlich, welche die Kakadus aufsuchen, und hier sieht man sie oft in unzählbaren Schaaren versammelt, kletternd im Gezweige oder fliegend von Baum zu Baum. Hier pflegen sie auch ihre Nachruhe zu halten. Der Eingeborene schleicht zu solchen Lachen herbei mit Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln. Er drückt sich von einem Baum zum andern, kriecht von Busch zu Busch und gibt sich die größte Mühe, die wachsamten Vögel so wenig als möglich zu beunruhigen. Aber so lautlos sein federnder Gang auch ist, die Kakadus nehmen ihn doch wahr, und ein allgemeiner Aufruhr bekundet das Nahen des gefährlichen Feindes. Die Vögel wissen, daß Gefahr im Anzuge ist; sie sind nur noch ungewiß über sie. So kommt der Verfolger zuletzt bis an das Wasser heran und zeigt seine dunkle Gestalt unverbüllt. Mit ohrenzerreißendem Schreien erhebt sich die weiße Wolke in die Luft und in demselben Augenblick schleudert der Neuholländer seine Waffe unter sie. Der Bumerang, welcher mit Macht geworfen wurde, tanzt in den wunderbarsten Sprüngen und Drehungen über das Wasser hin, erhebt sich aber im Bogen mehr und mehr und gelangt bald genug mitten unter die Vögel. Eine zweite, dritte, vierte gleichartige Waffe wird nachgeschickt. Vergeblich versuchen die geängsteten Thiere zu entriimmen, der scheinbar regellose Flug des Geschosses macht sie verwirrt und lähmt ihre Flucht. Der eine und der andere kommt mit dem Bumerang in Berührung und wird regelmäßig zu Boden geschlagen, sei es, indem die saufende Waffe ihm den Hals abschlägt oder einen Flügel zertrümmert. Schreiend vor Schmerz und Grimm stürzt einer der Fliegenden nach dem andern zu Boden, und erst wenn der dunkle Jäger seinen Zweck erfüllt hat, besinnt sich die Masse und fliegt schreckerfüllt davon oder sucht in den dichtesten Baumkronen Zuflucht.“

Das Fleisch der Erlegten wird als erträglich wohlschmeckend bezeichnet, und namentlich die Suppe, welche man von ihnen bereitet, sehr gerühmt. Daß die Kakadus auch leicht gefangen werden können, beweisen die vielen, welche lebend zu uns kommen.

Bei geeigneter Pflege hält der Kakadu auch in Europa viele Jahre lang aus; man kennt Beispiele, daß einer länger als 70 Jahre im Bauer lebte. Seine Haltung erfordert wenig Mühe, denn er gewöhnt sich nach und nach an Alles, was der Mensch ißt.

Die eigentlichen Kakadus (*Cacatua*) kennzeichnen sich durch ihre weiße Farbe, welche nur bei einzelnen Arten von zartem Roth theilweise überhaucht wird, und durch den ausgebildeten, aus zwei Reihen langer schmaler Federn bestehenden Schopf, welcher nach Belieben aufgerichtet oder niedergelegt werden kann. Von diesen ist der gelbschopfige Kakadu (*Cacatua galerita*), eine der gemeinsten Arten, ein ziemlich großer Vogel von 1 Fuß 4 Zoll Länge und blendend weißer Hauptfärbung des Gefieders. Der lange Federschopf, die Ohrdecke, die Mitte der Unterseite, die Flügel und die Innensahne der Schwanzfedern an der Wurzelhälfte sind blaß schwefelgelb, der Augenstern ist tief braun, der Schnabel schwarz, der Fuß graulich braun. Der gelbschopfige Kakadu ist in allen Ansiedlungen Australiens mit Ausnahme der westlichen gemein. Er lebt ebenfalls in Zügen von Hunderten und Tausenden, hält sich aber entschieden an offene Ebenen und lichte Waldstriche mehr, als an die Buschwälder der Küsten.

Eine zweite Art des Festlandes von Australien, der Juta-Kakadu (*Cacatua Leadbeateri*) unterscheidet sich von dem eben Genannten durch die Pracht seiner Färbung. Auch



er ist weiß am Vorderkopf, an der Stirn und den Halsseiten, auf der Mitte und Unterseite der Flügel, der Bauchmitte und auf dem Wurzeltheil der Innenfahne der Schwanzfedern aber rosa- und unter den Flügeln schön lachsroth. Prächtigt ist die Haube. Die einzelnen Federn sind hochroth an der Wurzel, gelb gefleckt in der Mitte und weiß zugespitzt am Ende.

Dieser Prachtvogel ist weit über den Süden Australiens verbreitet, hält sich aber vorzugsweise an die hohen Gummibäume und an das Buschholz, welches im Innern des Landes die Steine der Flüsse bekleidet, und läßt sich niemals in der Nähe des Strandes sehen. Er ist unstreitig der schönste von allen, welche bis jetzt bekannt sind und deshalb für die Liebhaber von hohem Werthe. Er ziert in der That auch die reichste Papageiensammlung und erfreut Jedermann ebensowohl durch seine anmuthige Farbenpracht, wie durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens.

Der Helm- oder Schönkopfkakadu (*Caliccephalus galeatus*) mag neben dem Genannten noch Erwähnung finden, weil er gegenwärtig als Vertreter einer eigenen Sippe angesehen wird, welche gleichsam als ein Bindeglied zwischen den eigentlichen Kakadus und den Rabenkakadus erscheint. Bezeichnend für ihn ist der kurze, gewölbte Schnabel mit wenig vorstühendem Haken am Oberschnabel und der ziemlich stark abgerundete Schwanz. Das Gefieder ist sehr prächtig und mannichfaltig gezeichnet. Die Oberseite ist dunkelschieferblau, der Vorderkopf, die Wangen und der Federbusch sind scharlachroth, alle Federn mit Ausnahme der Hand- und Armschwinger und der Steuerfedern sind schmal weißlichgrau gesäumt, auf der Oberseite schärfer als auf der Unterseite. Ueber das Freileben dieses schönen Vogels fehlen zur Zeit noch Beobachtungen. Es wird berichtet, daß man ihn in den Wäldern an der Südküste Australiens und auf einigen benachbarten Inseln, sowie in dem nördlichen Theil von Vandiemensland finde, woselbst er die höchsten Bäume bewohne und die Samen der verschiedenen Gummibäume genieße. Er erträgt die Gefangenschaft wohl, und man hat ihn auch schon einige Male nach England gebracht.

\*

Von den bisher beschriebenen Kakadus unterscheiden sich mehrere Arten sehr auffallend durch ihren Schnabel, dessen Obertheil ungewöhnlich verlängert ist. Sie bilden eine eigene Horde, haben jedoch in ihrem Sein und Wesen mit den Kakadus große Aehnlichkeit. Der Nasenkakadu (*Liemetis nasieus*) kommt den Kakadus am nächsten. Er besitzt noch das vorherrschende weiße Gefieder und wenigstens eine kleine aufrichtbare Federholle am Vorderkopfe. Seine Länge beträgt 16 bis 17 Zoll. Der Schnabel mißt längs der Hirse gegen 2 Zoll. Beide Geschlechter sind gleichgefärbt. Das Gesamtgefieder ist weiß, auf den Unterflügeln und der Unterseite des Schwanzes bläulichschwefelgelb angeflogen. Man nimmt zwei Arten dieser Vögel an, von denen die eine auf Westaustralien und Neusüdwales, die andere auf Port Philippe und Südaustralien beschränkt ist. Sie sammeln sich in großen Flügen, welche Nachts und in den Mittagstunden auf den hohen Waldbäumen verweilen, sonst aber sich viel auf dem Boden umhertreiben. Der Nasenkakadu scheint die Gefangenschaft ohne Beschwerde jahrelang ertragen zu können. In Europa ist er namentlich in der letzten Zeit häufiger eingeführt worden, als früher; demungeachtet gehört er noch nirgends zu den häufigen Vögeln in den Sammlungen. Er ist jedoch düsterer, mürrischer und reizbarer, als andere Verwandte. In seinem Kreischen klingt ebenfalls das Wort „Kakadu“ wieder; dasselbe wird aber ganz anders betont, als bei seinen Verwandten. Uebrigens kann er auch sehr zahm werden und selbst sprechen lernen.

Mehr noch als der Nasenkakadu zeigt sich der Nestor (*Nestor productus*) als Vertreter der Erdpapageien unter den Kakadus. Er bildet mit drei andern Arten eine sehr ausgezeichnete Sippe der Papageivögel, deren Hauptkennzeichen in dem merkwürdig verlängerten, sichelförmig gebogenen, weit über den Unterkiefer hervorragenden Oberschnabel liegt. Der Schwanz ist mittellang, die Spitze der Steuerfedern theilweise fahnenlos. Das Gefieder ist härter und schuppiger, als bei anderen Kakadus und bei der genannten Art sehr bunt.

Alle Nestorarten, so auffallend in ihrer Gestalt, führen auch eine absonderliche Lebensweise. Sie sind auf ein merkwürdig kleines Gebiet beschränkt, denn sie finden sich nur auf Neuseeland und den benachbarten Inseln. Unsere Art lebt ausschließlich auf der Philippinsel, deren ganzer Umfang fünf Meilen beträgt, und es liegt in dieser Beschränkung der Heimat eine große Gefahr für das Thier, das nach wenig Jahren schon ausgerottet sein wird. Felsige Gegenden der Insel, welche mit hohen Bäumen theilweise bedeckt sind, bilden seinen bevorzugten Aufenthalt. Hier lebt er viel auf dem Boden; denn seine Nahrung besteht hauptsächlich aus saftigen Wurzeln, welche er mit seinem Schnabel ausgräbt. Dies nimmt man wenigstens an, weil man den Schnabel oft mit Erde beschmutzt gefunden hat. Nach der Versicherung einiger Beobachter soll er auch Honig saugen. Die hartschaligen Nüsse, welche andere Papageien betamtermaßen sehr lieben, werden von dem Nestor verschmäht; er erträgt, wie die meisten seiner Verwandten den Verlust seiner Freiheit ganz wohl und erweist sich als ein zufriedener, angenehmer und belustigender Gast. In seinem Gebahren weicht er auffallend von anderen Papageien ab, indem man ihn frei in der Hausflur umherlaufen lassen kann. Seine Stimme ist ein rauhes, quakendes und schnarrendes Getöse, welches zuweilen lebhaft an Hundegebell erinnert.

Nicht minder merkwürdig als der Nestor ist ein ihm zunächst verwandter Vogel, welchen wir Adlerpapagei nennen wollen (*Dasyptilus Pequetii*). Er gehört offenbar in dieselbe Horde, zeichnet sich aber durch sehr auffallende Gestalt und Befiederung aus. Erstere erinnert sehr an die des Adlers und letztere zeichnet sich aus durch ihre glänzend schwarze Färbung. Seine Leibeslänge beträgt mit dem 6 Zoll langen Schwanz 20 Zoll. Bis jetzt ist erst ein einziger Adlerpapagei nach Europa gekommen. Man kann nicht einmal sein Vaterland mit Sicherheit angeben; wahrscheinlich ist Neuguinea oder Sulawatti seine Heimat.

Auf Neuguinea und den benachbarten Inseln, namentlich auf Salawatti, Misool und Waigiu leben einige Arten Papageien, welche man ebenfalls zu den Kakadus rechnet. Es sind dies die Rüsselpapageien (*Microglossus*), sehr große Thiere von dunkler Färbung.

Die Kakadunähnlichkeit der Rüsselpapageien begründet sich hauptsächlich auf den kurzen, vier-eckigen Schwanz und die Federholle auf dem Kopfe, welche übrigens ganz anders gebildet ist, als bei den wahren Kakadus. Durch die nackte Wange und den ungeheuren großen Oberschnabel, welcher den sehr kurzen Unterschnabel nicht völlig bedeckt, erinnern die Vögel aber auch wieder an die Araras. Ihnen ganz eigenthümlich ist der Bau ihrer Zunge. Diese ist ziemlich lang, fleischig, nicht breiter als dick, aber oben ausgehöhlt und an der vordern Spitze abgesehen. Sie kann ziemlich weit aus dem Schnabel vorgeschoben und von dem Vogel wie ein Löffel gebraucht werden, mit welchem er die von dem Schnabel zerkleinerten Nahrungsmittel aufnimmt und der Speiseröhre zuführt. Die Zungenränder sind sehr beweglich und können vorn von rechts und links her gegen einander gewölbt werden, so daß sie den ergriffenen Speisebissen wie in einer Röhre einschließen, in welcher er leicht zum Schlunde hinabgleitet. Bezeichnend für die Rüsselpapageien sind außerdem ihre bis über das Fersengelenk hinauf nackten Füße und die kurzen und platten Fußwurzeln, auf welche sie bei dem Gehen aufreten sollen. Hierdurch schon würden sich die Thiere von allen übrigen Papageien unterscheiden.

Der Gasmalos, wie die bekannteste Art der Rüsselpapageien auf Neuguinea genannt wird (*Microglossus aterrimus*), ist einer der größten aller Papageien überhaupt; er übertrifft noch die meisten Araras an Stärke. Sein Gefieder ist gleichmäßig tief schwarz gefärbt und schillert etwas ins Grünliche, bei dem lebenden Vogel aber vorherrschend ins Grauliche, weil, wie bei so manchen andern Papageien, ein weißer mehliges Staub auf den Federn liegt. Die nackten, faltigen Wangen sind roth gefärbt. Die Holle besteht aus einer Anzahl einzelner Federn, welche lang und schmal sind; ihre Färbung spielt mehr ins Grauliche, als das übrige Gefieder.

Ueber das Freileben des Vogels ist wenig bekannt. „Der Rüsselpapagei“, sagt v. Rosenberg, niederländisch-indischer Regierungsbeamter, welcher neuerdings einige Nachrichten über die Papageien der Inseln des stillen Meeres gab, „ist nicht selten auf Waigiu, Misool, Sulawatti und an der Küste von Neuguinea selbst. Meistens sitzt er in der Krone der höchsten Bäume, ist daselbst beständig in Bewegung und läßt während des Sitzens oder, wenn er mit kräftigem Flügelschlag in hoher Luft dahinfliegt, seine schnarrende, von der weißer Kakadus ganz verschiedene Stimme hören. Die Eingeborenen nehmen die jungen Vögel aus dem Nest, ziehen sie auf und verkaufen sie nachher an Händler.“





Der Casualos (Microglossus aterrimus).

„In der Gefangenschaft verzehren sie am liebsten die Frucht des Kanaribaumes, deren eisenharte Schale sie ganz gemächlich aufsprengen. Sie werden sehr zahm. Einer dieser sogenannten Kakadus, einem Bewohner von Amboina gehörig, streicht fliegend in der ganzen Stadt umher und kommt zu gehöriger Zeit nach Haus, um zu essen und zu schlafen.“

Auch auf Amboina wird der Müßelpapagei oft gesehen. Das Stück kostet dort 20 bis 25 Gulden. In Europa gehört er zu den größten Seltenheiten der Sammlungen.

\*

Die Rabenkakadus (Calyptorhynchus), unter denen die eine, dem berühmten Erforscher Neuhollands, Banks, zu Ehren benannte Art (Calyptorhynchus Banksii) die bekannteste ist, unterscheiden sich nicht bloß durch die Färbung des Gefieders, sondern auch durch ihre Gestalt von den übrigen Kakadus sehr wesentlich. Der Schnabel ist kurz, halbmondsförmig gekrümmt und auffallend wegen der großen Breite des Unterkiefers, die Schwingen sind groß und breit, reichen aber nur bis zum ersten Drittel des langen, ziemlich stark abgerundeten Schwanzes herab. Die Haube ist verhältnismäßig viel kleiner als bei den übrigen Kakadus.



Der Rabentakadu (*Calyptorhynchus Banksii*).

Banks' Rabentakadu wird  $1\frac{1}{2}$  Fuß lang. Sein Gefieder ist sehr einfarbig, beim Männchen mit alleiniger Ausnahme der Schwanzfedern glänzend schwarz, grünlich schillernd, beim Weibchen grünlich schwarz, am Kopf, an den Halsseiten und auf den Flügeldecken gelb gefleckt, auf der Unterseite blaßgelb gebändert. Ein breites scharlachrothes Band zieht sich bei dem Männchen mitten über den Schwanz, läßt jedoch die beiden mittelsten Schwanzfedern und die Außenfahne der beiden seitlichen Federn frei. Bei dem Weibchen verlaufen breite gelbe, rothgelb gesprenkelte Bänder in derselben Weise, und auch die unteren Schwanzdeckfedern sind derartig gezeichnet.

Die Rabentakadus oder Geringeros sind ausschließlich in Neuhollland zu Hause, hier aber in sechs Arten auf verschiedene Strecken des Erdtheils vertheilt.

Die Rabentakadus sind echte Baumvögel, welche sich hauptsächlich von dem Samen der Eukalypten und anderer Bäume ihres Vaterlandes nähren, gelegentlich aber auch, abweichend von anderen Papageien, große Raupen verzehren und so in dieser Hinsicht ebenfalls an die Raben erinnern. Im Gegensatz zu den übrigen Katadus halten sie sich nur in kleinen Gesellschaften von vier bis acht Stück zusammen.

Soviel man bis jetzt weiß, brüten die Geringeros ausschließlich in Baumhöhlen. Sie erwählen dazu immer die höchsten und unzugänglichsten Bäume, regelmäßig solche, an denen selbst die Eingeborenen nicht emporklettern können.

Außer von den Menschen werden die Rabentakadus trotz ihrer Wehrhaftigkeit von den Raubvögeln und den Raubbeuteltieren verfolgt. Die Europäer scheinen das Fleisch nicht besonders



hoch zu schätzen, den Wilden hingegeben ist es wie alles Genießbare, welches das so arme Land bietet, ein Lederbissen. In der Gefangenschaft sieht man die *Oeringeros* äußerst selten, wahrscheinlich, weil man sich nicht bemüht, ihnen die Kerbthiernahrung irgendwie zu ersetzen.

\* \* \*

Mit demselben Rechte, mit welchem man die Eulen im Gegensatz zu den Falken in einer besondern Familie unterbringt, muß man den merkwürdigsten aller Papageien, den Kakapo oder Nachtpapagei von Neuseeland (*Strigops habroptilus*) als Vertreter einer eigenen Familie betrachten. Der Vogel erinnert auffallend an die Eulen, so auffallend, daß man ihn dieser Familie zurechnen könnte, widerspräche dem sein Fußbau nicht; sein wissenschaftlicher Name „Eulengesicht“ ist also sehr gut gewählt. Der große Leib ist dicht mit weichen zarten Federn bekleidet, welche um das Gesicht einen, wenn auch nur angedeuteten Schleier bilden; die Flügel sind kurz, der Schwanz ist lang und abgerundet; der Schnabel ist lang und gebogen, dem einer Eule ähnlich und auch wie bei dieser fast ganz in steifen, borstenartigen Federgebilden versteckt; die Füße sind mittellaug, die Zehen lang. Die Gesamtfärbung ist ein dunkles Grün mit ziemlich regelmäßiger Bandzeichnung und einzelnen unregelmäßigen gelben Flecken. In der Größe kommt der Kakapo fast demuhu gleich; er ist aber weit schlanker gebaut.

Auch der Kakapo ist auf Neuseeland beschränkt und gegenwärtig nur noch in den entlegensten Alpenthälern der Südinself ziemlich häufig zu finden, auf der Nordinsel dagegen schon gänzlich ausgerottet. Ueber seine Lebensweise haben neuerdings Haast und Hall Ausführliches mitgetheilt.

„Höchst auffallend“, berichtet der Erstere, „ist es, daß der Kakapo, ausgenommen das Thal des Makavoraflusses, der den See Wanaka bildet, niemals auf der Ostseite der Alpen sich findet, obgleich auch da große Wälder vorkommen. Es scheint, daß er, auf die Westseite der Hauptkette beschränkt, nur den niederen, bewaldeten Paß überschreitet, welcher von den Quellen des Haastflusses zu jenen des Makavora führt, und, die Mündung dieses Flusses in dem See Wanaka erreichend, wahrscheinlich in dem Mangel an Wäldern für sein Vordringen eine Grenze findet. Er ist im Thale des letztgenannten Flusses und im Makavorawald sehr häufig, obwohl dajelbst zahlreiche Holzfäller arbeiten. Am Rande dieses Waldes gelagert, hörten wir unaufhörlich seinen Ruf; aber keiner der Arbeiter vermuthete die Nähe eines so großen Vogels, obgleich der auffallende gellende Ruf ihre Aufmerksamkeit oft erregt hatte. Weniger zahlreich kommt er im Wilkintthale vor (wo ich, nebenbei bemerkt, die Spuren wilder Hunde fand). Im Hunterthal nur durch eine nicht sehr hohe Bergkette und einige niedere Sattel getrennt, ist keine Spur von ihm zu bemerken, obgleich ihm die großen Buchenwälder einen günstigen Aufenthalt bieten würden.“

„An solchen Orten“, fährt Vvall fort, „konnte man seine Spuren bemerken. Sie sind ungefähr einen Fuß weit, regelmäßig niedergedrückt bis zum Rande, welcher 2 bis 3 Zoll tief bis in das Moos hineinreicht, und kreuzen einander gewöhnlich in rechten Winkeln. Dabei sind sie so eigentümlich, daß sie denen, welche von Menschen herühren, oft täuschend ähneln, und anfänglich glaubten wir wirklich, es müßten Eingeborene in der Nähe gewesen sein.“

„Der Kakapo lebt in Höhlen unter dem Gewurzel der Bäume, wird auch wohl unter der Wölbung überhängender Felsen bemerkt. Da die Wurzeln vieler Baumarten Neuseelands sich theilweise über den Boden erheben, sind Höhlungen unter ihnen sehr gewöhnlich; es schien uns aber, als wären diese da, wo wir den Kakapo trafen, zum Theil erweitert worden, obgleich wir uns vergeblich nach ausseharter Erde umsehen. Häufig hatten die Höhlen zwei Oeffnungen, zuweilen waren die Bäume über ihnen eine Strecke hinauf hohl.“

„Bei Tage erblickt man den Kakapo nicht anders, als wenn man ihn aus seiner Höhle treibt; wir sahen uns nur mit Hilfe von Hunden im Stande, ihn aufzufinden. Vor Einführung der Hunde, als der Vogel noch häufig war in den bewohnten Theilen der Inseln, pflegten ihn die Eingeborenen bei Nacht mit Fackeln zu fangen. Gegenwärtig ist eine Rasse halbwilder Hunde, welche in den nördlichen Gegenden dieser Insel haust, dem Kakapo beständig auf den Fersen und er dort beinahe ganz ausgerottet.“

„Man war bisher der Ansicht, daß dieser Vogel eine nächtliche Lebensweise habe; aber ich glaube, diese Ansicht dürfte durch meine Beobachtungen wohl dahin abgeändert werden, daß dies nicht ausschließlich der Fall ist. Denn obwohl man seinen Ruf gewöhnlich eine Stunde nach Sonnenuntergang, wo die dicke Laubdecke große Dunkelheit schafft, ringsum vernimmt, und er alsdann herumzuschweifen beginnt (wobei er, angezogen vom Lichte, unserem Zelte nahe kam und von unserem Hunde gefangen wurde), so fanden wir ihn doch zwei Mal auch während

des Tages fressend und sehr achtsam auf eine nahende Gefahr. Das erste Mal war es eines Nachmittags bei bewölktem Himmel im lichten Walde, als wir von der Westküste zurückkehrten, daß wir einen Kakapo auf einem umgestürzten Baume unweit des Flusses Haast bemerkten. Als wir in die Nähe kamen, verschwand er schnell, wurde jedoch vom Hunde gefangen. Das zweite Mal sahen wir einen ebenfalls noch am hellen Tage, als wir in einer tiefen Felsenschlucht gingen, auf einem Fuchsiabaum 10 Fuß über dem Boden sitzend, dessen Beeren fressend. Als er uns bemerkte, stürzte er wie geschossen zu Boden und verschwand unter den umherliegenden großen Felsblöcken. Das Ueberraschendste für uns war, daß der Vogel keinen Gebrauch von seinen Flügeln machte, ja sie nicht ein Mal öffnete, um seinen Sturz zu mildern.“ Zu der Regel pflegt dieser Vogel nach Art der Hühnervögel zu laufen und dabei die Flügel nur ganz wenig zu lüften; er zieht auf diese Weise ziemlich weit, wie man an den Spuren sehen konnte, die oft über eine halbe Meile über Sand und Geröll bis ans Flußufer führten.

Lhall hat ihn jedoch fliegen sehen, wenn auch bloß über unbedeutende Strecken hinweg. „Bei unseren Jagden“, sagt er, „sahen wir den Kakapo nur dann fliegen, wenn er in einem hohlen Baume emporkletterte, um weiter oben einen Ausweg zu suchen. Von hier aus flog er regelmäßig nach tieferliegenden Bäumen herab, arbeitete sich an diesen aber und zwar kletternd mit Hilfe des Schwanzes rasch höher empor. Die Flügelbewegung war sehr unbedeutend, kaum, daß man sie wahrnehmen konnte.“

„Das Geschrei des Kakapo ist ein heiseres Krächzen, welches in ein müßtoniges Kreischen übergeht, wenn der Vogel erregt oder hungrig ist. Die Magen der von uns erlegten Kakapos enthielten eine blaßgrüne, mitunter fast weiße gleichartige Masse ohne Spur von Fasern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Nahrung zum Theil in Wurzeln, theils aber auch in den Blättern und zarteren Sproßlingen verschiedener Pflanzen besteht. Eine Eigenthümlichkeit, vielleicht Folge dieser Pflanzenkost, ist, daß er statt des öligen weichen Fettes, wie es andere Vögel unter der Haut haben, viel festes, weißes Fett besitzt und auch sein Fleisch weit derber und besser ist, als das der anderen Papageienarten, und einen ausgezeichneten Geschmack hat.“

Ueber die Fortpflanzung gibt Lhall Folgendes an: „Während der letzten Hälfte des Februars und der ersten des März, welche Zeit wir inmitten der Wohnplätze des Kakapo verweilten, fand ich in vielen seiner Höhlen Junge, oft nur eins und nie mehr als deren zwei. Gewöhnlich, jedoch nicht immer, wurde ein alter Vogel zugleich mit den Jungen in der Höhle angetroffen. Ein eigentliches Nest ist nicht vorhanden; der Kakapo scharrt sich nur eine leichte Höhlung in der trockenen Masse des vermoderten Holzes. Das Ei ist reinweiß, einem Taubenei an Größe ungefähr gleichkommend. Die Jungen, welche wir fanden, waren sehr verschiedenen Alters, einige fast ganz ausgefedert, andere noch mit Dunen bedeckt.“

„Viele Junge wurden uns lebend an Bord des Schiffs gebracht. Die meisten von ihnen starben nach wenig Tagen, wahrscheinlich in Folge ungenügender Pflege, einige hielten einen oder mehrere Monate aus. Gewöhnlich verkrüppelten ihnen schon nach wenigen Wochen der Gefangenschaft die Beine, wahrscheinlich wegen ihres zu engen Käfigs oder aus Mangel an gehöriger Nahrung. Man fütterte sie hauptsächlich mit eingeweichtem Brod und gekochten Kartoffeln. Wenn wir sie frei im Garten umherlaufen ließen, fraßen sie Kohl und Gras und knabberten gern an jedem grünen Blatte, welches ihnen in den Weg kam.“ Lebendig scheint dieser merkwürdige Vogel noch nicht nach Europa gebracht worden zu sein, weshalb eingehende Beobachtungen über sein Verhalten in der Gefangenschaft nicht vorliegen.

In der dritten und letzten Zunft vereinigen wir alle Papageien mit langem Schwanze. Dieselben sind ungemein reich an Arten. Ihre Größe schwankt ziemlich bedeutend; wir zählen unter ihnen die größten aller Papageien und solche von Finkengröße auf. Allen gemeinsam ist ein wenigstens körperlanger, abgestufter Schwanz, dessen Mittelfedern mehr als noch ein Mal so lang sein können, als die seitlichen es sind. Die Flügel, welche ziemlich spitz zu sein pflegen, reichen, zusammengelegt, selten über das erste Drittheil des Schwanzes hinab. Der Schnabel ist regelmäßig kräftig, fast immer kurz, sehr rundlich; jedoch kommt, als vereinzelte Bildung, auch ein langgestreckter, wenig gebogener Oberschnabel vor. Das Gefieder ist verschieden gebildet. Es besitzt niemals die Weichheit, das Zerchliffene des Federkleides der Loris, ist aber auch nicht so schuppig, wie bei den eigentlichen Papageien; die einzelnen Federn sind länglicher, als bei diesen. Schopffartige Verlängerung der Hauptfedern kommt ausnahmsweise vor. Hinsichtlich der Färbung läßt sich Allgemeingiltiges kaum sagen.



Man darf die Langschwänze die Urbilder der Papageiordnung nennen, auch deshalb mit, weil sie alle diejenigen Erdtheile bewohnen, in denen überhaupt Papageien leben. Hier nehmen sie in den verschiedenartigsten Verhältnissen ihren Aufenthalt. Sie sind es, welche noch hoch im Gebirge vorkommen, sie, welche wie halbe Sumpfvögel auf der Erde leben. Doch bilden die Urwaldungen auch für sie die bevorzugten Wohnstätten. Dank ihrer großen Verbreitung und ihrer Häufigkeit sind wir über ihr Leben ziemlich genau unterrichtet.

Unter allen langschwänzigen Papageien stellt man die größten oben an. Es sind dies die Araras (Aras), Papageien, welche sich vor allen übrigen leicht kennzeichnen durch ungemein großen Schnabel mit abgeplatteter breiter Spitze, sehr kurze, mitunter ganz verdeckte Wachshaut, starkbogig ausgeschnittenen oder ausgeschweiften Unterschnabel ohne untere Kinnkante, breite nackte Wangen, auf denen zuweilen kleine Federn reihenartig geordnet stehen, sehr starke, dicke, kurzläufige Füße mit langen Zehen und großen, stark gekrümmten Krallen, lange, zugespitzte Flügel, welche weit auf den mehr als körperlangen Schwanz hinabreichen, und durch sehr derbes Gefieder.

Alle Arten dieser in jeder Hinsicht ausgezeichneten Gruppe sind fast ausschließlich auf das östliche Südamerika beschränkt und bewohnen hier den Urwald, fern von den Menschen und seinem Treiben. Sie leben, abweichend von den meisten übrigen Papageien, in kleinen Gesellschaften, welche nur selten mit andern sich vereinigen und zu großen Haufen anwachsen, nähren sich hier hauptsächlich von Früchten, sind verhältnißmäßig ruhig und wenig lebendig, aber ebenso klug, als andere Papageien, legen in hohle Baumäste zwei weiße Eier, lassen sich, jung ausgezogen, leicht zähmen und ertragen die Gefangenschaft auch in andern Erdtheilen bei geeigneter Pflege viele Jahre lang. Aus diesem Grunde sieht man sie bei uns zu Lande sehr häufig. In ihrer Heimat werden sie ihrer Prachtfedern wegen eifrig verfolgt und wurden es von den Ureinwohnern Südamerikas von jeher.

In unseren Thiergärten und Thierbuden findet sich mit ziemlicher Regelmäßigkeit der Mafao (Ara Macao). Er ist ein stattlicher Vogel von 2<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Fuß Länge, wovon mehr als 1 Fuß auf den Schwanz zu rechnen ist, und 3<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Fuß Breite. Das Gefieder ist sehr prächtig, aber ansprechend gefärbt. Kopf, Hals, Rücken, Brust und Bauch sind scharlachroth, die Federn des Nackens und Oberrückens mit grünlichen Rändern, welche nach unten hinab immer breiter werden, der Mittel- und Unter Rücken sind schön himmelblau, die oberen Flügeldeckfedern scharlachroth, die mittlern der hintern, die untern und die Achselfedern grün; die vordern Unterflügeldeckfedern, die Schwingen und die Schwanzfedern auf ihrer Augenfahne sind ultramarinblau, die mittlern Schwanzfedern sind mehr oder weniger roth. Auf den nackten, fleischfarbigen Wangen, welche wie mit weißem Mehl überpudert zu sein scheinen, stehen in fünf bis sechs Reihen kleine pinselförmige rothe Federn, welche von der Gegend des Nasenloches ausgehen und beide Seiten des Auges umstrahlen. Der Schnabel ist oben hell hornfarben, an der Spitze und am Rande schwarz, wie der Unterschnabel; der Augenring ist gelblichweiß; die Füße sind schwarzgrau, die Krallen braunschwarz.

Unter allen Araras geht der Mafao am weitesten nach Süden hinab und nach Norden herauf, er scheint also über die ganze Fläche Brasiliens verbreitet zu sein. Früher lebte er in unmittelbarer Nähe der größeren Städte, z. B. Rio de Janeiro; gegenwärtig hat er die bevölkerteren Landstriche längst verlassen. Ebene, stürzreiche Urwälder scheinen seinen bevorzugten Aufenthalt zu bilden; ins Gebirge geht er nicht hinauf; wohl aber findet er sich in jenen trockenen höheren Gegenden, welche von der Hitze des Sommers verbrannt sind, und auch in den wilden felsigen Gebirgen der Provinz Bahia bildet sein Geschrei die Unterhaltung der Reisenden. „Während man auf den Flüssen der Küstenwälder schiffet“, sagt der Prinz von Wied, „erblickt man die stolzen rothen Vögel und erkennt sie an ihrer Stimme, Größe und dem langen Schweife sogleich, wenn sie mit ihren großen, langen Flügeln schlagend langsam durch die hohe dunkelblaue Luft dahinrudern.“ Die Reisenden pflegen von solchen, den Europäer im höchsten Grade fesselnden Erscheinungen nicht selten in übertriebenen Ausdrücken zu reden.

„Die Lebensart dieser schönen Vögel“, fährt der Prinz fort, „ist im allgemeinen nicht verschieden von der anderer Papageien. Am Mittag während der größten Hitze sieht man sie auf den unteren starken Ästen eines schattenreichen Baumes ausruhend sitzen. Der Hals ist eingezogen und der lange Schweif hängt gerade herab. Jedoch wird ihre Thätigkeit schon nach

ein paar Stunden der Ruhe wieder rege. Sie ziehen außer der Paarzeit in Gesellschaften nach den verschiedenen Früchten umher, jene mehrerer Palmenarten, des Sapucajabannes und anderer auffuchend, an deren steinharten Schalen sie die Kraft ihrer gewaltigen Schnäbel zu versuchen pflegen. So laut sie sich gewöhnlich hören lassen, so verhalten sie sich doch nach Art aller Papageien still, sobald sie einen Baum mit ihnen angenehmen Früchten entdeckt und sich hierauf niedergelassen haben. Hier erkennt man alsdann ihr Dasein besonders durch das Herabfallen der zerbißenen Fruchthüllen.“

Wenn sie auf einem Baume sitzen und fressen, schweigt gewöhnlich die ganze Gesellschaft, höchstens lassen sie leise Töne vernehmen, welche einer menschlichen Unterhaltung nicht unähnlich sind. Ihre laute Stimme hört man immer dann, wenn sie beunruhigt sind oder wenn sie fliegen; am lautesten schreien sie, wenn der Jäger sich leise herangeschlichen und durch einen Schuß die sorglos fressende Bande erschreckt ist. Dann erheben sie ein Geschrei, welches geradezu betäubend werden kann, und von dem Humboldt sagt: „ihr Geschrei ist es, welches das Brausen der Bergströme übertönt“. Die laute Stimme selbst ist ein sehr rauher, ziemlich einfüßiger Laut, welcher mit der Stimme unserer Rabenträhe Aehnlichkeit hat und das man durch die Silben „Aras“ oder „Arara“ wiedergeben kann.

Wie alle Papageien, sind auch die Araras sehr treue Gatten. In der Paarzeit wählen sie, um ihr Nest anzulegen, einen hohen Waldbaum von gewaltigem Umfange, an welchem ein hohler Ast oder eine eingefaulte Oeffnung sich befindet, die sie dann mit ihrem starken Schnabel bis zu der gehörigen Weite eröffnen. Hier legt das Weibchen zwei weiße Eier, wie die meisten Arten der Papageien. Der lange Schwanz wird beim Brüten zum Verräther, indem er weit aus der Oeffnung hervortragt.

Gefangene Araras scheinen von jeder Lieblingsthiere der Indianer gewesen zu sein. „Mit großer Theilnahme“, sagt Humboldt „sahen wir um die Hütten der Indianer zahme Araras, welche auf den Feldern herumflogen, wie bei uns die Tauben. Diese Vögel sind eine große Zierde der indianischen Hühnerhöfe; sie stehen an Pracht den Pfauen, Goldfasanen, Baumhühnern und Hocos nicht nach. Schon Columbus war die Sitte aufgefallen, Papageien, Vögel aus einer dem Hühnergeschlecht so fern stehenden Familie, aufzuziehen; und gleich bei der Entdeckung Amerikas hatte er beobachtet, daß die Eingeborenen auf den Antillen, statt Hühner, Araras oder große Papageien essen.“

Etwas Gefährliches bleibt es immer, Araras um sich zu haben; denn nur zu oft gebrauchen sie ihren furchtbaren Schnabel in unerwünschter Weise. Doch gibt es einzelne, welche sehr zahm werden. Die Arara lernt niemals so gut sprechen wie andere Papageien, entbehrt jedoch durchaus nicht aller Begabung hierzu.

Auch hält die rothe Arara die Gefangenschaft lange Jahre aus: Azara verbürgt ein Beispiel, daß solch eine Gefangene 44 Jahre in ein und derselben Familie verlebte. Sie wurde zuletzt sehr altersschwach und vermochte schließlich nur gekochten Mais zu verdauen. Uebereinstimmend wird angegeben, daß man den Vogel in Europa auch zur Fortpflanzung gebracht habe.

Die Jagd der Araras wird von Eingeborenen und Weißen mit gleichem Eifer betrieben; auch der europäische Jäger schätzt sich glücklich, wenn ein wohlgezielter Schuß ihm den herrlichen rothen Vogel in die Hände liefert. „Vorsichtig“, sagt der Prinz, „und von dem dichten Gebüsch oder den Stämmen gedeckt, schleicht sich der Jäger an ihre Gesellschaften heran und erlegt dann zuweilen mehrere von ihnen auf einen Schuß. Ihre laute Stimme, welche, wie bemerkt, immer gehört wird, wenn sie fliegen oder beunruhigt sind, macht gewöhnlich den Jäger aufmerksam. Man erlegt sie mit schwerem Blei, da man meistens in die Wipfel der höchsten Waldbäume nach ihnen schießen muß. Vermundet, klammert sich der Vogel mit seinem starken Schnabel und Klauen oft fest an die Zweige an und bleibt noch eine Zeit lang in dieser Stellung. Erhält der Jäger aber die ersehnte Beute, so gibt sie ihm eine erwünschte Speise. Das Fleisch gleicht dem Hindsfleisch und ist an alten Vögeln hart, in der kalten Jahreszeit oft sehr fett, gibt aber gekocht eine kräftige Brühe. Die schönen Federn werden vielfältig benutzt; jeder Jäger, welcher eine Arara erlegte, wird seinen Hut mit schönen rothen und blauen Schwung- und Steuerfedern zieren. Die Brasilianer gebrauchen die Schwungfedern zum Schreiben, viele Stämme der Wilden alle übrigen zum Puz.“

Neben dieser Arara verdienen einige andere wenigstens noch Erwähnung; so vor Allem die Soldatenarara (*Arara militaris*), ein prächtiger, jenem an Größe nicht nachstehender Vogel. Sein Gefieder ist im allgemeinen bläulichgrün, auf der Bauchseite und dem Flügelbug bräunlich überlaufen; ein blutrothes aus kleinen Federn bestehendes Band läuft über die Stirn.



Die Art verbreitet sich über die Gegend des oberen Amazonenstromes und reicht nördlich bis nach Amerika.

Eine dritte Art, der Anakan (*Ara severa*), fällt durch ihre geringe Größe auf. Die Gesamtlänge beträgt bloß  $1\frac{1}{2}$  Fuß. Der Anakan ist zierlicher gebaut, als seine uns bekannten Verwandten und ziemlich bescheiden gefärbt. Das Gefieder ist im allgemeinen grün, auf dem Scheitel ins Bläuliche spielend, die Stirn kirschrothbraun; die Schwingen sind oben blau, unten trübbröth. Er ist über alle heißen Theile Amerikas verbreitet, häufig in den Urwäldern, längs der Flüsse an einzelnen Stellen in sehr großer Anzahl, nach Süden hin ungefähr bis zum 19. Grad der südlichen Breite hinauf. Er lebt überall auf den höchsten Waldbäumen und zeigt sich oft auf den dürren Zweigen derselben, zumal bei heftigem Gewitterregen, von welchem er sich gern das Gefieder einnässen läßt.

Während bei den beschriebenen Araras die Hauptfarbe des oberen Gefieders ein mehr oder weniger lebhaftes Grün ist, überwiegt bei anderen die blaue Färbung. Zu diesen gehört zunächst die Ararauna (*Sittaco Ararauna*), ein bei uns ebenfalls sehr bekannter Vogel, welcher an Pracht seinen Verwandten nicht nachsteht. Der Leib ist etwas kleiner, der Schwanz hingegen länger, als beim Matao. Das Gefieder ist ziemlich gleichfarbig. Die Stirn und der größte Theil des Schweifes, sowie ein Ring um die Gurgel sind grün; diese Färbung geht auf der Oberseite in Hellblau über, während die Unterseite dottergelb ist. Die langen Schwanzdecken sind blau wie die Oberseite, das Gleiche ist bei den Schwanzfedern der Fall. Die Ringgegend ist dunkler gefärbt, fast schwarz; die nackten Wangen sind weiß und mit drei Reihen schwärzlicher Federn geziert. Der Augenstern ist grünlich weiß; der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Aus den Berichten der Reisenden geht hervor, daß die Ararauna ganz dieselbe Lebensweise führt, wie der Matao. Ihr Verbreitungskreis ist noch nicht mit Gewißheit bekannt, dem Anschein nach geht sie nicht sehr weit nach Süden hinab, wohl aber ziemlich weit nach Norden hinauf. Aus den bebauten und bevölkerten Gegenden ist sie zur Zeit längst verdrängt. Die Gefangenen, welche nach Europa gelangen, werden aus dem Innern nach den Küstenstädten und namentlich nach Bahia gebracht. Einzelne Liebhaber rühmen ihnen nach, daß sie gelehriger seien als ihre Verwandten.

Mit größerem Rechte als einige der vorhergehenden hat man die hiacintfarbige Arara zum Vertreter einer besonderen Sippe (*Anodorhynchus*) erhoben. Der sehr gewölbte Ober-schnabel ist von bedeutender Größe, viel stärker als bei den übrigen Papageien, mit auffallendem verlängerten Endhaken, welcher sich sichelförmig über den Unterschnabel herabbiegt. Das Gefieder ist sehr gleichmäßig ultramarinblau. Die Flügel auf der Unterseite, die Innenfahne der Schwingen und die Unterseite des Schwanzes sind mattschwarz, die äußersten oberen Flügeldecken schwarz gesäumt. Der Schnabel ist glänzend schwarz. In der Größe gibt die hiacintfarbige Arara dem Matao wenig oder nichts nach. Ueber die Lebensweise der hiacintfarbigen Arara ist wenig bekannt. Wir wissen, daß sie vorzugsweise im Stromgebiet des Rio de Franzisko gefunden wird und von hier westwärts bis nach dem Amazonenstrom hinauf sich erstreckt.

\*

Als die nächsten Verwandten der Araras dürfen wir wahrscheinlich die Perikitten oder Keilschwänze (*Conurus*) betrachten, viel kleinere Papageien, als die Araras, und von diesen leicht dadurch zu unterscheiden, daß ihre Wangen besiedert sind. Einige haben noch einen nackten Ring um die Augen, während bei den kleineren Arten das Gefieder bis dicht an die Augen heranreicht. Der Schnabel ist verhältnißmäßig stark, aber kurz und breit; die Wachsheit ist leicht besiedert; die Nasenlöcher, welche unmittelbar vor der Stirn sich befinden, sind von borstigen Federn umgeben. Das Gefieder ist kürzer und rundlicher, als bei den Araras, der Schwanz gewöhnlich nur mittellang. Die grüne Färbung ist zur vorherrschenden geworden, die Zeichnung verhältnißmäßig einfach. Doch gibt es auch sehr prachtvoll gefärbte Arten unter ihnen.

Eine solche ist die Garuba der Brasilianer (*Conurus luteus*), ein prächtiger Vogel von lebhaft dottergelber Farbe, welche nur auf den Schwingen und am Schwanz in Grün und

Die Garuba (*Conurus lutens*).

Schwärzlich übergeht. Der Kopf und die Seiten sind gewöhnlich lebhafter gefärbt, als der übrige Leib. Die Schwingen sind auf der Außenseite grün, an der Spitze aber schwärzlich und ebenso gesäumt; der Schnabel ist hornelbgrau, der Fuß fleischroth, grau überlaufen, die schmale nackte Stelle ums Auge weißlich, der Augenring dunkelorangehell. Die Länge beträgt  $14\frac{1}{2}$  Zoll, wovon über 6 Zoll auf den Schwanz zu rechnen sind; der Fittig mißt vom Bug bis zur Spitze ungefähr ebensoviel.

Namentlich das nördliche Brasilien und vorzugsweise die Gegend des Amazonenstromes bildet die Heimat der Garuba, doch soll sie nirgends besonders häufig sein.

Eine zweite, hierher gehörige Art ist die Tiriba der Brasilianer (*Conurus leucotis*), ein Vogel von nur 9 Zoll Länge, wovon über 4 Zoll für den Schwanz abgehen, offenbar der zierlichste und anmuthigste aller Perikitten. Der Scheitel ist braun; die vordern Federn desselben glänzen metallisch bläulichgrün; der Stirnrand, der Bügel, die Waden und die Kehle sind kirschroth; die Ohrgegend ist weißlich; Hals, Rumpf und Flügel sind dunkelgrün, der Rücken, die Schwanzspitze und die Bauchmitte, sowie die Flügel am Bug roth; die Mitte der Brust ist olivengrün, und die Federn sind hier wie am Vorderhalse durch ein weißes, schwarz gerandetes Endband hübsch gezeichnet. Die Schwingen sind außen blaugrün angeflogen, innen schwarz; der Schwanz ist am Grunde grün, auf der Oberseite kirschroth, unten blutroth.

Die Tiriba ist in vielen Gegenden an der Ostküste Brasiliens sehr häufig, obgleich nicht so gemein, als andere Arten ihrer Sippe. Ueberall beleben diese Perikitten in Menge die



Waldungen und namentlich diejenigen, welche von den Menschen noch wenig behelligt wurden; doch umschwärmen sie an der Secküste die menschlichen Wohnungen ziemlich nahe. Sie halten sich außer der Paarzeit stets in ziemlich starken Flügen zusammen, welche aufgeschreckt mit lauter Stimme pfeilschnell durch die hohen Baumkronen dahineilen und dann gemeinschaftlich auf einen Baum einfallen. Noch ist der Tag kaum angebrochen, so hört man schon ihr lautes durchdringendes, aber etwas schnarrendes Geschrei. Unter lebhaftem Ruf fallen sie in die Gebüſche ein, sind still, sobald sie sitzen, jedoch nicht ruhig; denn in den Baumkronen klettern sie sehr behend und geschickt auf und nieder, wobei der Schnabel viel von ihnen beansprucht und der lange Schwanz sorgfältig vor der Berührung an den Zweigen behütet wird. Bei ihrer grünen Farbe ist es oft schwer für den Jäger, sie aufzufinden; wenn sie Gefahr vermuthen, halten sie sich unbeweglich und sind ganz still. Erst wenn sie wieder auffliegen, erheben sie laut und schnell wiederholt ihre Stimme. Sie tragen wesentlich zur Belebung der Waldungen bei, namentlich in den sogenannten einsamen Waldungen, wo ihre Stimme oft die einzige ist, welche man vernimmt. Wo Pflanzungen in der Nähe des Waldes sind, verursachen sie Schaden wie alle übrigen Papageien; sie sind aber dem Mais weniger gefährlich, als dem Reis. Nach der Brutzeit erscheinen sie häufiger als sonst am Rande der Waldungen und zwar mit ihren Zungen, welche sie, obgleich dieselben schon vollkommen ausgewachsen sind, noch aus dem Kropfe füttern.

Das Nest wird in den Höhlungen alter Bäume erbaut und enthält zwei bis drei weiße Eier. Die Jungen wachsen ziemlich unbehelligt von den Menschen auf, weil man in Brasilien allgemein der Ansicht ist, daß die Perikitten ungeschriq sind, niemals sprechen lernen und auch in der Gefangenschaft nicht leicht ausdauern. Nur wenige Arten werden mit günstigeren Augen angesehen und häufig zahm gehalten, hauptsächlich ihres sanften Wesens halber. Einzelne Arten gehören zu den Lieblingsen der Indianer, daher man denn auch gewöhnlich ganze Flüge von Gezähmten in den Niederlassungen findet. Die Brasilianer setzen sie gewöhnlich auf einen Stock, welchen sie an der äußern Seite ihrer Wohnung anbringen, indem sie das eine Ende desselben in die Lettewand einstecken. Des Fleisches wegen werden die Perikitten nicht verfolgt; als Wild sind sie zu klein. Der Naturforscher, welcher andere Rücksichten zu befolgen hat, erlegt sie ohne sonderliche Mühe und oft viele von ihnen auf einen Schuß. Nach Europa kommen mehrere Perikitten recht häufig.

Zu den Perikitten gehört auch der einzige Papagei, welcher in Nordamerika vorkommt und deswegen nach einem Theil seiner Heimat der Karolinaperikitt genannt wurde (*Conurus carolinensis*). Seine Länge beträgt 12 bis 13 Zoll, die Länge des Schwanzes gegen 6 Zoll. Hauptfärbung ist ein angenehmes Grün, welches wie gewöhnlich auf dem Rücken dunkler, auf der Unterseite gelblicher ist; Stirn und Wangen sind röthlich orange, und dieselbe Farbe zeigt sich auch auf dem Hintertopfe, den Schultern und Schwingen, während der Nacken rein goldgelb ist. Der Karolinaperikitt kommt in Nordamerika bis zum 42. Grad nördl. Breite vor und scheint das dort oft recht rauhe Wetter wohl zu vertragen. Wilson berichtet, daß er höchlich überrascht gewesen sei, in einem Schneesturm des Februar einen Flug dieser Vögel laut schreiend längs der Ufer des Ohio dahinfliegen zu sehen. Zuweilen sieht man einzelne auch noch nördlicher, selbst in der Nähe Albanis; doch sind diese nur als Verirrte anzusehen, und zudem ist bemerkenswerth, daß man gegenwärtig den Vogel bei weitem nicht mehr so hoch im Norden sieht, als ehemals, weil er überhaupt viel seltener geworden ist. Bevorzugte Wohnplätze dieser Papageien sind alle Gegenden, deren reicher Boden mit einem Unkraut, Kunzellekte genannt, bewachsen ist, weil dessen Kapselfrüchte ihnen ungeachtet der dichten Bewaffnung mit langen Stacheln nicht unangreifbar sind und eine gesuchte Nahrung liefern. Nebenbei fallen sie freilich auch massenhaft in die Pflanzungen ein und thun hier oft großen Schaden, weil sie weit mehr verwüsten, als sie fressen; sie sind deshalb arg gehaßt von den Landbewohnern und werden eifrig verfolgt.

Der Karolinaperikitt begnügt sich übrigens keineswegs mit Kunzellekten, sondern frißt oder zerföhrt alle möglichen Arten von Früchten unerbittlich und ist deswegen der unwillkommenste Besucher für den Pflanzler, den Bauer oder den Gärtner. Die Getreideseimen in den Feldern werden oft von Flügen dieser Vögel besucht, welche dieselben so vollständig bedecken, daß die Haufen den gleichen Anblick gewähren, als wenn sie mit einem glänzend gefärbten Teppich überdeckt wären. Sie hängen sich rund herum am Seimen auf, ziehen das Stroh heraus und zerstören zweimal so viel von den Körnern, als zur Stillung ihres Hungers genügen würde. Sie überfallen die Birn- und Apfelbäume, wenn die Frucht noch sehr klein und unreif ist und zwar hauptsächlich der Samenterne wegen. Ebenso, wie im Kornfeld, fallen sie haufenweise auf den Obstbäumen im Garten ein, pflücken die Früchte, öffnen sie an einer

Stelle, nehmen die weichen und milchigen Kerne heraus, werfen die Frucht zu Boden, pflücken eine andere und gehen so von Zweig zu Zweig, bis der Baum, welcher vorher so versprechend aussah, seiner Früchte völlig ledig ist. Den meisten übrigen Früchten bringen sie eben solchen Schaden; nur der Mais zieht niemals ihre Aufmerksamkeit auf sich. Es versteht sich von selbst, daß diese Uebergriffe in die Gerechtsame des Pflanzers von diesem gerächt und den Papageien förmliche Schlachten geliefert werden. Oft fällt ein einziger Schuß ihrer zehn oder zwanzig; aber die Überlebenden kehren doch immer und immer wieder zu demselben Ort zurück: so kann es kommen, daß mehre hunderte dieser Vögel in wenig Stunden erlegt werden.

Außerdem finden wir noch die Geselligkeit und gegenseitige Anhänglichkeit dieser Vögel gerühmt. Ihr Flug ist rasch, dem der Tauben ähnlich. Insbesondere eigenthümlich erscheint es, wenn wir hören, daß sie gern Salz fressen. In der Nähe von Salinen sieht man sie immer in großer Anzahl, und hier bedecken sie ebensowohl den ganzen Grund, als die benachbarten Bäume, manchmal in solcher Menge, daß man nichts anderes sieht, als ihr glänzendes und schimmerndes Gefieder.

Am Mississippi erscheinen diese Vögel während der Frühjahrsmonate oft in ungeheuren Schaaren, obwohl sie von ihren erbittertsten Feinden, den Pflanzern, arg verfolgt werden. Am untern Missouri wurden sie auch noch bemerkt, am obern kamen sie nicht mehr vor. Indauer in der Nähe des Fort Union trugen Felle dieser Vögel als Zierrath an ihrem Kopfe. Die daselbst Gefangenen nahmen sogleich Nahrung an und wurden auch sehr bald zahm. Anfangs bijßen sie allerdings denjenigen, welcher sie angriff; bald aber gewöhnten sie sich an den Menschen.

Neben den genannten dürfte eine Art der Keilschwänze noch Erwähnung verdienen, nämlich der Nestor dieser Familie, ein wegen seiner Schnabelbildung sehr auffallender Vogel, der Choroy der Chilisen (*Enicognathus leptorhynchus*). Sein Gefieder ist ziemlich gleichmäßig dunkelgrün, auf den Flügeln bläulich, mit schwarzen Flecken an den Schwingenspitzen, auf den Schwanzfedern bräunlich, blutroth an den Spitzen derselben, oben grün mit rothem Stirnband, rothem Bügel und einigen dunklen undeutlichen Binden auf dem Oberkopfe. Seine Länge beträgt ungefähr 14 Zoll, wovon  $6\frac{1}{2}$  Zoll auf den Schwanz zu rechnen sind. Derselbe erinnert wegen seines weit vorgezogenen und verhältnismäßig verlängerten Oberschnabels an die Nasentafeladus, und es läßt sich von vornherein erwarten, daß er letzteren ähnlich leben wird. Er ist sehr gemein und oft in Schaaren von mehreren Hundert anzutreffen, deren Geschrei fast betäubt. Dabei ist er der gefährlichste Feind der Weizen- oder Maisfelder und der Apfelbäume, deren Früchte er bloß der Körner wegen zu Grunde richtet; sein Fleisch ist hart und zäh. Zunge lassen sich ohne Mühe groß ziehen.

\* \* \*

Auch in der alten Welt sind die langschwänzigen Papageien sehr zahlreich vertreten und zwar durch Arten, welche bei aller Verschiedenheit der mannsachen Sippen doch ein gemeinsames Gepräge zeigen. Sie sind die eigentlichen Sittiche (*Palacornithes*). Der sehr schlanke Leib mit zugespitztem Schwanz von Leibeslänge und darüber und ein im allgemeinen weitstrahliges, in den prächtigsten Farben prangendes Gefieder kennzeichnen sie. Ihre Verbreitung reicht über ganz Mittel- und Südafrika, einen großen Theil Indiens und Australiens; in günstigen Gegenden treten sie in sehr großen Schaaren auf. Die australischen Sippen unterscheiden sich von den asiatischen und afrikanischen hauptsächlich durch ihren verhältnismäßig breiten Schwanz.

Der berühmteste aller Sittiche wurde zu Ehren Alexander's des Großen benannt, weil man annimmt, daß dieser Kriegsheld, bekanntermachen ein großer Thierfreund, ihn zuerst in Europa einführte. In demselben Vaterlande aber hat der gedachte Vogel einen ihm sehr ähnlichen, aber kleineren Verwandten, den Halsbandsittich (*Palacornis torquatus*), und dieser ist es, welchen wir unserer Beschreibung zu Grunde legen. Derselbe ist ein ebenso anmuthig gebauter, als zarter und ansprechend gefärbter Vogel, deshalb auch bei Allen, welche ihn kennen, sehr beliebt. Er gehört zu den größeren Papageien und kann nur mit dem Alexanderpapagei verwechselt werden. Die Gesammtlänge des Männchens beträgt 14 bis 15 Zoll, wovon mehr als 10 Zoll auf den Schwanz kommen. Die Färbung des Gefieders ist im allgemeinen ein



Der Halsbandsittich (*Palacornis torquatus*).

sehr lebhaftes Grasgrün, welches auf dem Scheitel am lebhaftesten, auf der Unterseite am blähesten, auf den Schwingen aber am dunkelsten ist. Zu beiden Seiten des Halses und der Wangengegend geht diese Färbung in ein zartes Himmelblau über, welches durch einen dunkeln, schwarzen Kehlstreifen und durch ein prächtig rosenrothes Band von dem Grün des Halses getrennt wird. Die Spitzen der Schwanzfedern sind ebenfalls himmelblau, die Unterseite des Schwanzes aber, wie der Untertheil der Schwingen grüngelblich. Der Schnabel ist mit Ausnahme der dunkleren Spitze des Oberschnabels lebhaft roth, der Fuß grau, der Augenring gelblichweiß.

Der Halsbandsittich verbreitet sich über ganz Mittelafrica und findet sich von der Westküste an bis zum Ostrande des abissinischen Gebirges in jeder günstig gelegenen, ihm und seinem Treiben entsprechenden Waldung. Er verlangt nicht immer den ausgedehnten, ununterbrochenen Urwald, welcher im Innern Africas alle Niederungen bedeckt, sondern findet sich oft auch in beschränkteren Waldstücken, vorausgesetzt, daß hier einige von den immergrünen Bäumen sich finden, deren dicklaubige Kronen ihm zu jeder Jahreszeit gesicherte Ruheorte bieten. In Westafrika scheint er an der Küste des Meeres vorzukommen; in Nordostafrika wurde er südlich des 15. Grades der nördlichen Breite gefunden. Nach wiederholten Beobachtungen kann man mit aller Sicherheit darauf rechnen, in demselben Gebiete, in welchem Affen getroffen werden, auch Papageien zu begegnen und umgekehrt. Große zusammenhängende Waldungen in wasserreichen



Thälern bieten freilich beiden Thierarten alle Erfordernisse zu behaglichem Leben und erwünschtem Gedeihen. Es dürfte dem Reisenden in jenen Gegenden schwer werden, die Halsbandsittiche zu übersehen. Sie verkünden sich auch dem Naturunkundigen vernehmlich genug durch ihr kreischendes Geschrei, welches das Stimmgewirr der Wälder immer übertönt und um so bemerklicher wird, als auch die Sittiche regelmäßig in zahlreichen Familien leben.

Eine solche Familie, welche gar oft mit andern sich verbindet und dann zum Schwarm anwächst, hat sich einige Tamarinden oder andere dicht belaubte Bäume zum Wohnsitz ausgewählt und durchstreift von hieraus tagtäglich ein größeres oder kleineres Gebiet. In den Morgenstunden sind die Vögel noch ziemlich ruhig; bald nach Sonnenaufgang aber ziehen sie schreiend und kreischend nach Nahrung aus; und man sieht dann die Schwärme eiligen Fluges über den Wald dahin streichen. Afrikas Wälder sind verhältnißmäßig noch immer arm an Baumfrüchten; aber die unter dem Schatten der Bäume wuchernde Pflanzenwelt ist reich an Sämereien aller Art, und diese Samen sind es, welche auch die Papageien auf den Boden herablocken. Nur wenn die kleinen rundlichen Früchte des Christusdorn reif oder wenn die zarten Schoten der Tamarinde genießbar geworden sind, kommen die Papageien wenig oder nicht zur Erde herab. Nicht unwahrscheinlich ist, daß sie auch thierische Nahrung zu sich nehmen; wenigstens hat man sie oft in der Nähe von Ameisenhausen oder Termitengebäuden sich beschäftigen sehen und an Gefangenen eigenthümliche Gelüste nach Fleischnahrung beobachtet. In den Feldern, welche die Innereafrikaner am Waldestrande anlegen, sieht man sie selten, obgleich die Gefangenen mit den hauptsächlichsten Getreidearten jener Gegenden, mit Kafferhirse und Durrah, leicht hingehalten werden können. Es scheint, daß ihnen die Früchte und Sämereien des Waldes besser munden, als das Getreide. Bis gegen Mittag hin beschäftigt sich der Schwarm mit Ausschuchen seiner Nahrung, dann fliegt er zur Tränke, und hierauf begibt er sich nach einer jener dichten Baumkronen, um hier einige Stunden zu verweilen. Dabei wird viel geschmakt und auch gekreischt, die Gesellschaft macht sich also bemerklich genug, ist aber demungeachtet schwer zu entdecken. Dasselbe, was Prinz von Wied über die südamerikanischen Papageien sagte, gilt auch für unsere Sittiche; man muß sich sehr anstrengen, wenn man die grünen Vögel in dem grünen Gelaube wahrnehmen will. Dazu kommt, daß sie augenblicklich stillschweigen, wenn sie eine ihnen auffallende Erscheinung bemerken, oder sich leise und vorsichtig davon stehlen, wenn sie Verfolgung fürchten. Je länger man unter einem Baume verweilt, aus dessen Krone herab man Hunderte von Stimmen erschallen hörte, um so stiller und ruhiger wird es, und schließlich ist kein einziger mehr oben: einer nach dem andern ist lautlos einem ähnlichen Baume zugeflogen und verkündet nun von dorthier mit freudigem Geschrei, daß er seine listig angelegte Flucht glücklich beendet.

Nach einigen Stunden der Ruhe fliegen die Sittiche zum zweiten Male nach Speise und Trank aus; dann sammeln sie sich gegen Abend wieder auf ihren Lieblingsbäumen und erheben womöglich ein noch lebhafteres Geschrei, als vorher; denn jetzt handelt es sich nicht blos um den besten Zweig zum Ausruhen, sondern vielmehr um den sichersten Schlafplatz. Während des Frühlings jener Länder, welcher den ganzen Urwald mit zauberhafter Pracht begab, schlafen die Papageien regelmäßig in Baumhöhlen; in der trockenen Jahreszeit dagegen müssen sie oft mit dem Gelaube vorlieb nehmen, weil die wenigen Höhlungen der immergrünen Bäume bald besetzt sind, die in blätterlosen Bäumen befindlichen ihnen aber zu gefährlich scheinen: daher rührt das Geschrei und Gezänk, welches man während der trockenen Jahreszeit lauter vernimmt, als sonst.

In Mittelafrika jagt nur der sammelnde Europäer die Halsbandsittiche mit dem Feuergewehr, der Eingeborne behelligt sie nicht mit der Waffe und fangt sie höchstens, wenn er Aussicht hat, die lebenden Papageien gut zu verwerthen. Der Fang geschieht nicht planmäßig. Man hebt höchstens die jungen, fast flüggen Vögel aus oder überrascht einen oder den andern der Alten nachts in den Baumhöhlen. Am Senegal scheint man den Fang in ausgedehnterem Maße zu betreiben; von dort her kommen auch die meisten Halsbandsittiche, welche wir in der Gefangenschaft sehen. Sie müssen sehr billig zu erwerben sein; denn sie kosten bei uns nur wenige Thaler. Von Liebhabern der Halsbandsittiche wird berichtet, daß sie, wenn man sich mit ihnen beschäftigt, sehr bald zahm werden, großes Verständniß für ihren Gebieter an den Tag legen, aber doch selten und immer nur in beschränktem Grade sprechen lernen. Die Schönheit des Gefieders ist auch bei ihnen das anziehendste.

Bunter, jedoch nicht schöner, als der Halsbandsittich und sein indischer Verwandter, ist eine zweite Art unserer Sippe, der über Indien und seine Inseln weit verbreitete Vektet der



Malaien (*Palaeornis pondicerianus*). Er kommt in der Größe dem afrikanischen Halsbandstittich ungefähr gleich, unterscheidet sich aber durch die Zeichnung seines Gefieders. Die grüne Färbung ist hier allerdings auch vorherrschend, das zarte grauliche Rosenroth aber, welches bei den Vorigen das Halsband bildet, verbreitet sich über die ganze Brust und bei dem Männchen auch über den Oberkopf.

Da dieser Sittich ziemlich oft lebend zu uns herüberkommt, so dürfen wir annehmen, daß er weit verbreitet und in seiner Heimat nirgends selten ist. Dies bestätigt auch Bernstein. „Ob schon dieser Papagei“, sagt er, „überall auf Java vorkommt, ist seine Verbreitung doch keine gleichmäßige: denn während man ihn in manchen Gegenden als gemeinen Vogel findet, muß man in andern oft lange nach ihm suchen. Vorzugsweise bewohnt er die heißesten niedrig gelegenen Gegenden, sowie die Vorgebirge bis in Höhen von 4000 Fuß; in den höheren Gebirgen hingegen würde man vergeblich nach ihm sich umsehen. In der Nähe meines Wohnorts habe ich ihn stets in großer Menge in den Kaffeepflanzungen angetroffen. Durch seine laute, kreischende Stimme verräth er sich bald und bleibt daher nicht leicht unbemerkt, ob schon man ihn, da er sich in den dicht belaubten Baumkronen den Augen des Beobachters geschickt zu entziehen weiß, viel öfter hört, als sieht.“

„Ueber Tag durchstreift er paarweise oder in kleinen Trupps die Gärten und Gehölze seines Wohnortes; gegen Abend aber versammeln sich alle Vögel dieser Art, welche ein gewisses Gebiet bewohnen, auf einem bestimmten, großen, dicht belaubten Baume oder auch in dichten Bambusgebüsch und verbringen hier gemeinschaftlich die Nacht. Kennt man einen solchen Baum und stellt sich hier gegen Abend auf, so kann man ein anziehendes Schauspiel gewahren. Mit dem Sinken der Sonne kommen die Vögel allmählich von allen Seiten herbeigeslogen; sobald die ersten glücklich angelangt sind, erheben sie frohlockend ihre Stimme und beginnen ein Tonstück, in welches alle neuen Ankömmlinge einfallen, so daß es schließlich zu einem ohrbetäubenden Lärm anschwellt, welcher nicht früher endet, als bis der letzte Schein der Abendröthe am Himmel verschwunden ist. Dann tritt schnell allgemeine Ruhe ein.“

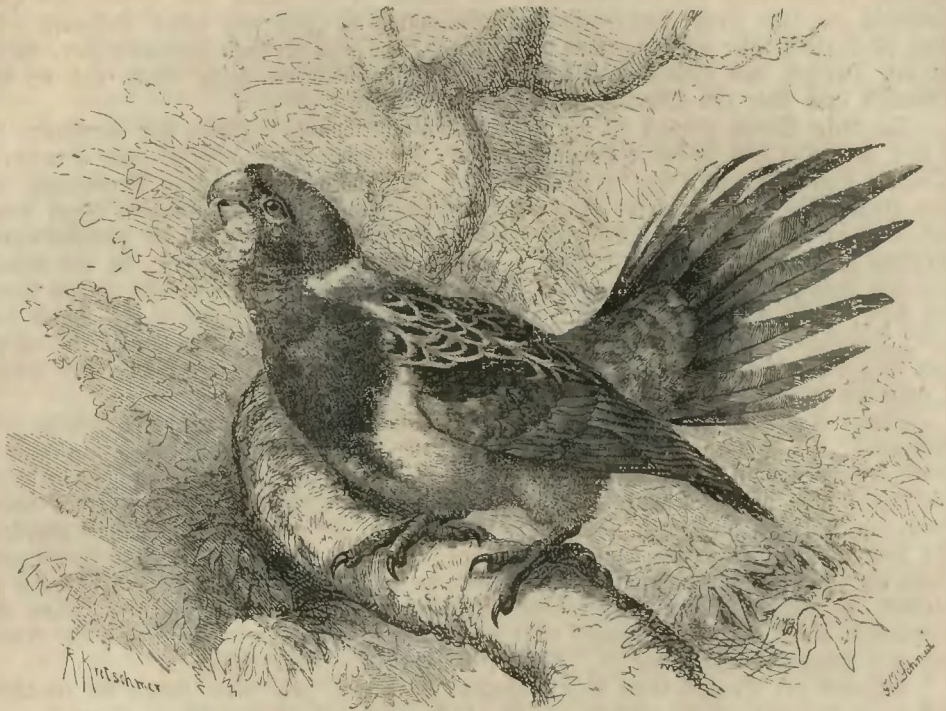
Während der Brutzeit leben diese Papageien paarweise, und dann finden die erwähnten abendlichen Zusammenkünfte nicht statt. Die Gefangenen unterscheiden sich in ihrem Betragen nicht von den nächsten Verwandten; sie werden sehr zahm, dem Menschen zugethan, mild und sanft in ihrem Wesen. Glaubwürdige Vogelhändler berichten, daß der Bettet bald und zusammenhängend sprechen lernt.

Unter den australischen Papageien erinnern die Prachtsittiche (*Polytelis*) noch am meisten an die eben beschriebenen. Die beiden Arten, welche man kennt, sind ziemlich große Vögel von 15 bis 16 Zoll Länge und darüber, schlank gebaut, aber mit ziemlich starkem Schnabel, dessen Oberschnabel weit über den unteren hervorragt. Bei dem scharlachbrüstigen Prachtsittich (*Polytelis barrabandi*) ist das Gefieder auf dem Halsrücken, der Ober- und der Unterseite des Leibes grasgrün, am Vordertopf, den Wangen und der Kehle königsgelb, auf den Schwingen und dem Schwanz aber tiefblau, mit Grün überlaufen; den Hals umgibt ein scharlachrothes Querband. Unter den australischen Papageien nimmt diese Art wegen ihrer Schönheit einen hohen Rang ein; über die Lebensweise fehlt uns leider noch genauere Kenntniß. Der Vogel soll in Neusüdwales nicht selten sein und namentlich im Innern ziemlich häufig vorkommen.

\*

Genauer sind wir mit den sogenannten Graspapageien (*Platycercus*) bekannt, prächtig gezeichneten, kleinschnäbligen, hochfüßigen Papageien, deren stüßiger Schwanz am Ende breiter, als an der Wurzel ist. Sie finden sich nur in Neuholland, verbreiten sich weit über den Erdtheil und halten sich in äußerst zahlreichen Flügen zusammen, welche den Ansiedlern sehr beschwerlich werden.

In ihrem Wesen haben sie viel mit den Sperlingspapageien oder mit den Finken gemein; sie laufen mehr auf dem Boden umher, als sie klettern, bedecken die Landstraßen wie unsere Sperlinge, die Felder wie unsere Finken oder die Graswälder wie unsere Rohrammer und finden sich nur, wenn sie zur Ruhe gehen wollen, im Walde oder auf einzelnen Bäumen ein. Mehr als andere Papageien wandern sie, erscheinen plötzlich in Massen in gewissen Gegenden und verlassen sie ebenso plötzlich wieder, wenn die Nahrung knapp geworden ist. Die

Die Rosella (*Platyercus eximius*).

meisten Arten fressen fast ausschließlich Sämereien und zwar vorzugsweise die verschiedenen Grasarten.

Von den andern Papageien unterscheiden sie sich namentlich auch durch das Brutgeschäft; denn ihre Weibchen legen sechs bis zehn Eier und ziehen somit eine zahlreiche Familie heran. Die Gefangenschaft vertragen sie fast alle gut; jedoch befreunden sie sich nicht in dem Grade mit Menschen, wie andere Papageien: sie sind weniger begabt, als diese und lernen deshalb nur selten zwischen den ihnen Wohlwollenden oder von ihnen zu Fürchtenden unterscheiden.

Eine unter den so schön gefärbten Thieren ausgezeichnete Art ist die Rosella (*Platyercus eximius*), ein wirklich prachtvoller Vogel von 13 Zoll Länge. Oberkopf, Halskränzen, die Brust und die Unterschwanzdecke sind scharlachroth, die Wangen weiß, die Rückenfedern schwarzgelb gesäumt, der Hinterrücken, die Oberschwanzdeckfedern und der Bauch mit Ausnahme eines gelben Flecks in der Mitte glänzend blaugrün, die Flügelmitte ist hochblau; die Schwingen sind dunkelbraun, am Außenrande blau, beide Mittelschwanzfedern grün, in Blaugrün an der Spitze übergehend, alle andern an der Wurzel blau, in Lichtblau übergehend und weiß zugespitzt. Der Schnabel ist hornfarbig, der Fuß braun, der Augenstern schwarzbraun. Neusüdwales und Tasmanien sind die Heimat dieses lieblichen Sittichs. Hier ist er einer der gemeinsten Vögel.

Zu den farbenprächtigen Graspapageien gehört auch der Buntsittich (*Psephotus multicolor*), ein dem vorigen nah verwandter, durch die ziemlich kurzen Flügel und den mehr lang gestreckten, seitlich nicht gleichmäßig sich verkürzenden Schwanz von ihm unterschiedener Vogel von einem Fuß Länge und 9 bis 10 Zoll Breite, welcher das Innere Australiens bewohnt und hier an den Ufern der Flüsse häufig ist. Die Färbung des Gefieders zeichnet sich durch ihre Mannichfaltigkeit aus. Bei dem Männchen sind die Federn der Stirn und Schultern schwefelgelb, der Unterschwanzdecke citronengelb, des Unterbauchs und der Schenkel scharlachroth,



des Hinterrückens bandartig gelblichgrün, dunkelgrün und röthlichkastanienbraun, die der Schwingen und Unterflügeldecken tiefblau, die Mittelschwanzfedern blau, die äußern blaugrün, gegen die Spitze hin blaßblau, an der Wurzel aber mit Ausnahme der mittlern schwarz gebändert. Ueber das Freileben aber fehlen ausführliche Berichte, und auch das Gefangenleben ist bis jetzt noch wenig beobachtet worden. Doch hat man die wenigen Vögel dieser Art, welche zu uns kamen, sehr schätzen gelernt. Der Buntfittich gehört unzweifelhaft zu den besten Erwerbungen, welche ein Liebhaber machen kann. Er gereicht jedem Vogelhaus zur Zierde und erfreut, wie seine Verwandten, ebensowohl durch seine Farbenpracht, als durch die Anmuth seines Betragens. Auch er wird bei uns zur Fortpflanzung gebracht; er verlangt durchaus keine besondere Pflege und hat bereits bewiesen, daß er sich zur Vermehrung im Käfige recht wohl eigne.

Die Hoffnungen, welche der Buntfittich bei allen Thierfreunden erweckt, hat der Wellenfittich (*Melopsittacus undulatus*) bereits wiederholt erfüllt: denn er wird schon gegenwärtig in ziemlich bedeutender Anzahl in den europäischen Thiergärten oder in den Zimmern der Liebhaber gezüchtet. Schwerlich eignet sich auch ein Papagei in demselben Maße, wie er, zum Stubenvogel, und alle Bemühungen, welche man auf seine Pflege und Fortpflanzung verwendet, sind deshalb nicht nur erklärlich, sondern der vollsten und lebhaftesten Theilnahme und Nach-eiferung werth. Andere Papageien bestechen durch die Pracht ihrer Farben, der Wellenfittich durch seine Anmuth und Liebenswürdigkeit, ich möchte sagen, durch seinen Liebreiz. Schönheit besitzt auch er im hohen Grade, aber seine Liebenswürdigkeit ist größer, als die Pracht seines Gefieders. Schon jetzt bildet dieser Vogel einen nicht unwichtigen Gegenstand des Handels, schon gegenwärtig wird er alljährlich zu Tausenden eingeführt, und der Bedarf steigert sich von Tag zu Tage, weil die Nachfrage immer größer wird. Es steht zu hoffen, daß er mehr und mehr so manche andere Stubenvogel verdrängen und in eben demselben Grade ein allgemeiner Liebling werden wird, als er jetzt bei denen beliebt ist, welche ihn kennen.

Der Wellenfittich gehört zu den kleinsten aller Papageien; doch läßt ihn der lange Schwanz größer erscheinen, als er ist. Die Länge beträgt 8 bis 9 Zoll. Seine Gestalt ist höchst zierlich. Der Leib ist schlank, der Schwanz ist lang und stufig, der Flügel verhältnißmäßig lang und spitzig, der Schnabel mäßig groß, mit stark abwärts gekrümmter Spitze und breiter, etwas geschwollener Wachsheit, in welcher die großen Nasenlöcher liegen. Die Färbung des Gefieders ist sehr ansprechend; denn das schöne Grasgrün, welches vorherrscht, ist hübsch gezeichnet und strich gefällig gegen lebhafter hervortretende Gesichtstheile ab. Der ganze Mantel, d. h. Hinterkopf, Nacken und Oberriicken, Schulter und Flügeldecken sind blaßgrünlichgelb, jede Feder an ihrer Spitze schwärzlichbraun gefleckt und gebändert, an Hals und Kopf feiner, als auf dem Rücken; die Unterseite dagegen ist einfarbig schöngrün. Die Gesichtsgegend, d. h. Vorderkopf, Scheitel und Gurgel sind gelb, seitlich begrenzt und geschmückt durch je vier hochblaue Flecken, von denen der auf den Wangen stehende am größten ist, die drei übrigen aber wie runde Tröpfchen erscheinen. Der Flügel ist braun, die Außenfahne der Schwingen aber tiefgrau, grüngelb gesäumt; der Schwanz ist mit Ausnahme der beiden blauen Mittelfedern grün, in der Mitte jeder Feder gelb gebändert. Der Augerring ist gelblichweiß, der Schnabel hornfarben, der Fuß blaßbläulich.

Gegenwärtig wissen wir, daß der Vogel in ungeheuren Schaaren das ganze innere Australien und zwar hauptsächlich die mit Gras bewachsenen Ebenen bewohnt, hier von den Grasamen sich nährend. Wie Gould berichtet, erschienen sie in Flügen von zwanzig bis hundert Stücken in der Nähe einer kleinen Lache, um sich zu tränken, und flogen von hier zu regelmäßigen Zeiten nach den Ebenen hinaus, um dort die Grasämereien, ihre ausschließliche Nahrung, aufzunehmen. Am häufigsten kamen sie frühmorgens und abends vor dem Dunkelwerden zum Wasser. Während der großen Tageshitze saßen sie bewegungslos unter den Blättern der Gummibäume, deren Höhlungen gerade jetzt von brütenden Paaren bewohnt wurden. So lange sie sich auf den Bäumen ruhig hielten, waren sie schwer zu entdecken; wenn sie aber zur Tränke gehen wollten, setzten sie sich frei und in Massen auf die abgestorbenen Zweige der Gummibäume oder auf die zum Wasser herntieder hängenden Nester.

Ihre Bewegungen sind wundervoll. Der Flug ist gerade und reizend schnell, falcken- oder schwalbenartig, dem anderer Papageien kaum ähnelnd, der Gang auf dem Boden verhältnißmäßig gut, ihr Klettern im Gezweige wenigstens nicht ungeschickt. Im Fluge lassen sie eine

Der Wellensittich (*Melopsittacus undulatus*).

kreisende Stimme vernehmen; im Sitzen unterhalten sie sich mit einem losenden Gezwitze, welches man nur deswegen nicht Gesang nennen kann, weil die einzelnen Töne der lautgebenden Vögel sich mit denen der unzähligen andern vermischen und hierdurch ein Wirrwarr von Tönen entsteht.

Noch vor wenigen Jahren kamen die Wellenpapageien nur vereinzelt zu uns; gegenwärtig bringt fast jedes Schiff Hunderte von ihnen mit nach Europa herüber. Die Gefangenen werden in Australien gesellschaftsweise in sehr kleine Käfige gesteckt, deren Sitzstangen wie Treppenstufen hinter und über einander liegen, damit auf möglichst wenig Raum die größtmögliche Anzahl von Vögeln Platz finden kann. Ein solches Reisegebäude gewährt ein überaus liebliches Bild. Die ganze Gesellschaft sitzt auf den Stangen in Reih und Glied, und eine Reihe Gesichter schaut über die Köpfe der andern herüber; aller Augen richten sich nach dem Beschauer, und jeder scheint um Erlösung aus der engen Haft zu bitten. Streit und Zank, wie er bei andern Papageien so häufig vorkommt, werden bei dem Wellensittich nicht beobachtet. Der Wellensittich gehört nicht zu den unzertrennlichen, d. h. zu denjenigen Arten, welche aus Trauer über den Verlust ihres Gefährten oft dahin welken und sterben; er verlangt aber Gesellschaft und erklärlicherweise am liebsten die des entgegengesetzten Geschlechts seiner eigenen Art. Im Nothfall findet er auch in einem verschiedenartigen kleinen Papagei einen Ersatz.

Ein wesentlicher Vorzug des Wellensittich ist seine Genügsamkeit. Kein zweiter Stubenvogel verlangt so wenig Abwechslung in seinem Futter, wie jener kleine Papagei. Ihm genügt



ein und dieselbe Nahrung jahrelang. Wir ersehen ihm die Grassämereien Australiens durch Hirsen- und Kanariensamen, dabei befindet er sich wohl und zufrieden. Auch nimmt er gerne saftige Pflanzenblätter zu sich, vor Allem Kohl, Kraut und ähnliches Grünzeug. Aber der Wellensittich versteht es auch noch in anderer Weise, sich die Zuneigung des Menschen zu erwerben. Die meisten anderen Papageien werden, so liebenswürdig sie sonst sind, zuweilen unerträglich durch ihre Stimme, denn selbst diejenigen unter ihnen, welche sich in Worten mit ihren Pflegern unterhalten, können ihrem angeborenen Hang zum Lärmen nicht widerstehen, und zwischen den nachgeschwatzten Worten der menschlichen Sprache gelst das abscheuliche Kreischen hindurch. Ganz anders ist es bei den Wellensittichen. Auch sie haben reiche Stimmittel; aber sie verwenden diese niemals in lästiger, vielmehr in höchst erfreulicher Weise. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß der männliche Wellenpapagei den Singvögeln beigezählt werden muß; denn sein Geplauder ist mehr, als ein Gezwitscher: es wird zu einem, wenn auch bescheidenen, so doch recht ansprechenden Liedchen, ja er lernt sogar die Stimme der Singvögel nachahmen.

Der Thierzüchter, welcher Wellensittiche paarweise hält, sie entsprechend pflegt, möglichst wenig stört und ihnen passende Nisthöhlen schafft, wird fast ausnahmslos die Freude erleben, daß sich seine Gefangenen vermehren. Bedingung ist, daß die Vögel wohl gepflegt und vor Allem nicht gestört werden. Der Ausbau des Nestes ist ausschließlich Sache des Weibchens. Es arbeitet mit dem Schnabel solange an dem Eingangsloche eines dazu eingestellten hohlen Weidenstumpfes, bis dies seinen Wünschen entspricht, nagt dann im Inneren größere oder kleinere Spänchen los und legt auf diese in Zwischenräumen von zwei Tagen seine vier bis acht kleinen ründlichen glänzenden weißen Eier, welche das Gelege bilden. Dann brütet es sehr eifrig achtzehn bis zwanzig Tage und während der ganzen Zeit wird es von dem Männchen gefüttert. Die Jungen, welche etwa 30 bis 35 Tage im Neste verweilen, verlassen dieses erst dann, wenn sie ganz befiedert sind. Während der ganzen Zeit ist das Weibchen eifrig bemüht, das Nest rein zu halten.

Sofort nachdem die erste Brut selbstständig geworden ist, schreiten die Alten zu einer zweiten, and wenn diese ausgeflogen, gewöhnlich zu einer dritten und vierten; — ja, im Thiergarten zu Breslau hat man beobachtet, daß ein Paar ein volles Jahr lang ununterbrochen brütete! Solche Fälle gehören zu den Ausnahmen: drei Bruten nach einander aber scheinen nach Erfahrung Regel zu sein.

Zum Schluß wollen wir noch anführen, daß Wellenpapageien sich auch bei uns wochenlang im Freien halten können. Auf dem Gute eines bedeutenden Thierliebhabers in Belgien entflohen im Frühling des Jahres 1861 zwei Paar Wellenpapageien aus einem Gebauer. Sie verloren sich alsbald in den Baumwipfeln einer großen Parkanlage und wurden längere Zeit gar nicht oder nur sehr flüchtig gesehen. Doch blieben sie in ihrem Gebiete wohnen, und wie sich später ergab, hatten sie hier sogar in Baumhöhlen genistet und eine Anzahl Junge erzogen. Der Besizer überraschte im Herbst einen ganzen Flug von zehn bis 12 Stück in einem Haferselde, woselbst sie sich gütlich thaten. Von nun an wurden die Vögel durch vorsichtiges Füttern allgemach herbeigelockt und vor Eintritt des Winters zehn Stück von ihnen gefangen.

Als Vertreter des Katadus innerhalb der Sittichfamilie darf die Corella der Ausiedler, der Schmutzsittich oder Falkenkatadu unserer deutschen Forscher (*Nymphicus Novae-Hollandiae*) betrachtet werden. Sie gehört zu den größeren Breitschwanzsittichen; sie wird reichlich einen Fuß lang. Das Gefieder ist sehr bunt gezeichnet; der Vorderkopf, der Schopf und die Wangen sind citronengelb, die Ohrdecken hoch orange, der Hinterhals, zwei mittlere Schwanzfedern und die Außenränder der Schwingen braungrau, der Rücken, die Schultern, die ganze Unterseite und die äußersten Schwanzfedern graulich chokoladenbraun, die Schultern und Seiten am dunkelsten, die oberen Flügeldeckfedern aber weiß; der Augenring ist dunkelbraun, der Schnabel bleifarbig, der Fuß blaulichgrau.

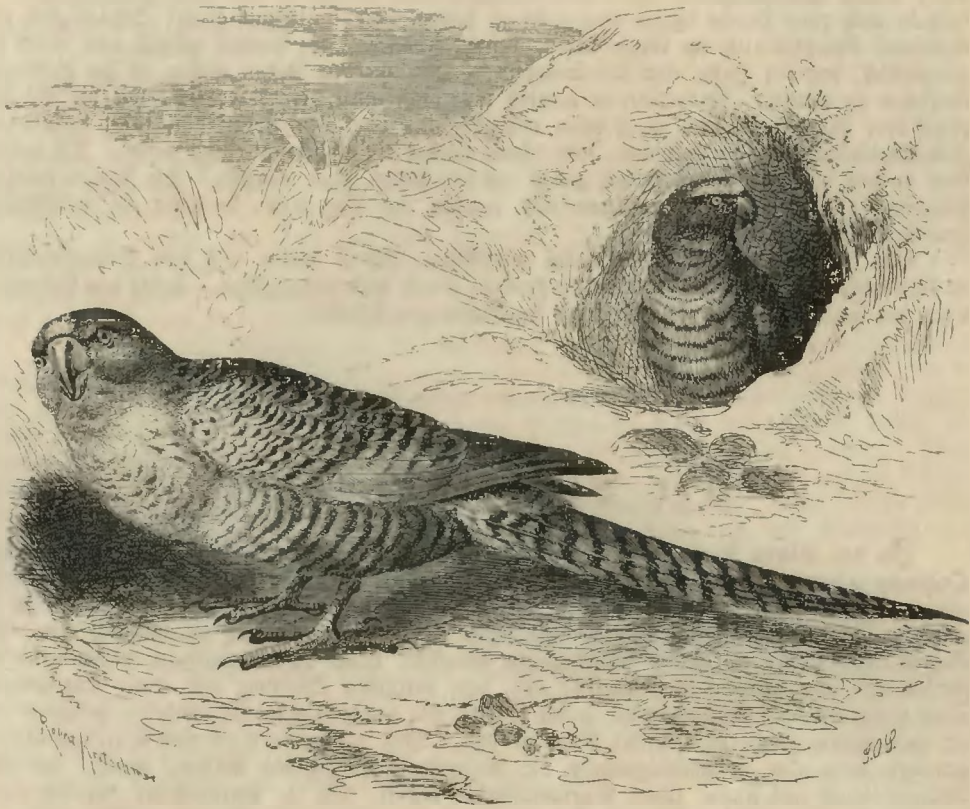
Man findet den schönen Vogel in großen Mengen im Innern Australiens. Nach der Brutzeit versammelt er sich in unermesslichen Flügen, welche den Boden auf große Strecken hin bedecken oder sich zu Hunderten auf abgestorbene Zweige der Gummibäume am Wasser niederlassen. Im September treten diese Schaaren eine Wanderung an und erscheinen dann auf den Brutplätzen; im Februar und März ziehen sie wieder nach Norden hinauf. Sie verzehren Grassämereien, wie die meisten Verwandten, können aber das Wasser nicht entbehren und





Gorella



Der Erdsittich (*Pezoporus formosus*).

müssen sich deshalb immer in der Nähe der Ströme aufhalten; daher nisten sie auch nur in den Waldungen längs der Flussufer. Sie sind durchaus nicht scheu und werden deshalb häufig erlegt und gefangen, ebensowohl ihres schwachhaften Fleisches wegen, als ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit im Käfig halber. Die fünf bis sechs weißen Eier, welche ein Gelege bilden, sind ungefähr einen Zoll lang. Neuerdings sind Corellas häufig nach Europa gekommen. Man sieht sie gegenwärtig in jedem Thiergarten und bei jedem größeren Vogelhändler. Sie verlangen ebensowenig Pflege als die Wellensittiche und vermehren sich in geeigneten Bruträumen ohne sonderliche Umstände.

Der Erdsittich (*Pezoporus formosus*) endlich, das letzte Mitglied der artenreichen Ordnung, welches hier Erwähnung finden kann, erinnert in vieler Hinsicht an den Eulenzpapagei oder Kakapo. Sein Gefieder zeigt eine ganz ähnliche Färbung, und die Lebensweise kommt der jenes Vogels in mancher Hinsicht gleich.

Die Länge des Erdsittichs beträgt ungefähr 13 Zoll; das Gefieder ist im wesentlichen dunkelgrün, dunkler gebändert. Die ganze Oberseite ist dunkelgrasgrün, Hals und Brust sind blaßgelbgrün, der Bauch und die Unterflügeldeckfedern schon gelbgrün mit zahlreichen schwärzlichen Wellenbändern; die Stirn ist scharlachfarben.

Der Erdpapagei verbreitet sich über alle Theile Südaustraliens mit Einschluß von Van diemensland. In den nördlichen Breiten des Erdtheils ist er noch nicht beobachtet worden; doch darf man annehmen, daß er auch hier nicht fehlt. Seine Lebensweise unterscheidet ihn von allen übrigen Papageien. Er bewohnt ständig ein gewisses Gebiet, aber fast ausschließlich den Boden; im Gezweig der Bäume sieht man ihn äußerst selten. Unfruchtbare sandige Gegenden, welche mit niedrigen Gräsern und Kräutern bestanden sind, oder mit Binsen bedeckter Moorboden

bilden seinen Aufenthaltort. Hier lebt er einzeln oder paarweise und sehr zurückgezogen, ist deshalb auch ohne Hunde schwer oder nicht zu finden. Er läuft mit großer Schnelligkeit und Ausdauer schneppenartig im Grase dahin, benützt jedes passende Versteck geschickt und drückt sich gelegentlich, wie ein Huhn oder ein Sumpfvogel, fest auf den Boden nieder, in der Hoffnung, übersehen zu werden. Nur wenn er plötzlich überrascht wird, erhebt er sich, wie die Sumpfvögel oder Fühner es thun, fliegt dann reißend schnell über den Boden hin, führt verschiedene Ritzackwendungen in der Luft aus, fällt schnell wieder ein und rennt eiligst weiter. Die weißen Eier werden auf den nackten Boden gelegt und von beiden Eltern bebrütet. Die Jungen erhalten frühzeitig das Gefieder ihrer Eltern und trennen sich sehr bald, nachdem sie selbstständig geworden, von diesen.

Das Fleisch des Erbsittichs gilt als vortrefflich. Es ist zarter, als das Schnepfenfleisch, im Geschmack dem Wildpret der Wachtel ähnlich, jedoch noch vorzüglicher. Ueber das Gefangenleben des sonderbaren Vogels sind keine Beobachtungen bekannt.

## Die Sperlingsvögel.

In den älteren Naturgeschichten bilden die Vögel, welche wir hier in einer besonderen Ordnung zusammenfassen, nur einen Theil einer solchen. Man ordnet ihnen noch eine Menge anderer Familien bei, deren Mitglieder höchstens insofern „Sperlingsvögel“ sind, als sie eine ungefähr ähnliche Größe zeigen. Es wird daher für den Leser zweckdienlich sein, den Begriff enger zu fassen, als es bisher üblich gewesen. Unter Sperlingsvögeln verstehen wir die Finken und ihre nächsten Verwandten, also den wirklichen Sperling und seine Angehörigen. Dies zugegeben oder angenommen, haben wir es mit einer Gruppe sehr einhellig gebauter und im wesentlichen gleichartig lebender Vögel zu thun. Man hat dieselben oft auch Regelschnäbler genannt, dann aber nothwendigerweise die Rabenvögel hinzuziehen müssen, welche, bei aller Verwandtschaft mit jenen, soviel Eigenthümliches haben, daß sie zweckmäßiger für sich allein betrachtet werden.

Die Sperlingsvögel sind ziemlich kleine Gesellen; die größten übertreffen kaum einen Staar, die kleinsten bleiben an Größe etwas hinter einem Zeisig zurück. Ihre Gestalt ist gedrungen, der Leib kräftig, der Hals kurz, der Kopf dick, der Flügel mittellang, mit neun bis zehn Schwingen am Handtheile und ebenso vielen am Unterarmtheile, der Schwanz gewöhnlich kurz, zwölffederig, der Fuß niedrig, ein sogenannter Wandelfuß, bei welchem drei Zehen nach vorn, eine nach hinten gerichtet, der Lauf vorn getäfelt, hinten mit Stiefelschiene, der Schnabel dick, im allgemeinen kegelförmig, selten schwach hakig, noch seltener gekreuzt. Das Gefieder pflegt dicht zu sein; die einzelnen Federn sind groß und verhältnißmäßig weich. Ihre Färbung ist im allgemeinen nicht besonders lebhaft; milde Farben sind vorherrschend. Zwar kommt und zumal bei einzelnen Familien das Gegentheil vor; doch fehlen meist die sogenannten metallischen, d. h. alle schimmernden Farben, oder sie sind höchstens angedeutet. Männchen und Weibchen unterscheiden sich gewöhnlich, jedoch keineswegs stets durch das Kleid; das Männchen ist im ersteren Falle der schönere Theil des Paares. Die Jungen ähneln der Mutter. Viele Arten sind einer doppelten Mauser unterworfen; nicht wenige aber wechseln ihr Federkleid nur ein Mal im Jahre. Der innere Bau des Leibes und seiner Werkzeuge weicht wenig von dem allgemeinen Gepräge ab.

Obwohl die Sperlingsvögel in vieler Hinsicht weit hinter den Papageien zurückstehen, darf man sie doch durchgehends als wohlbegabte Geschöpfe betrachten. Sie sind ziemlich bewegungsfähig, scharfsinnig und verständig. Ihr Flug ist nicht so reißend, wie der kleiner Papageien, aber rascher und leichter, als der größerer Arten dieser Ordnung, selten schwirrend, gewöhnlich zuckend, wogend, vor dem Niedersetzen regelmäßig schwebend. Der Gang ist oft schreitend, in der Regel aber hüpfend; er läßt einzelne Arten täppisch erscheinen, niemals aber so unbeholfen, wie den watschelnden Papagei. Viele Sperlingsvögel steigen geschickt in dem Gezweig umher, nur wenige aber klettern nach Art der Sittiche, kein einziger, wie Spechte und andere Klettervögel, im eigentlichen Sinne des Wortes. Dem Wasser scheinen alle entschieden abhold zu sein; sie lieben höchstens seine Nähe, nicht aber die Wogen selbst.



Unter den Sinnen dürfte das Gesicht ausnahmslos als höchstentwickelt angesehen werden; nächst dem scheinen namentlich Gehör und Gefühl wohl ausgebildet zu sein. Das geistige Wesen im engeren Sinne ist unserer vollsten Beachtung und Theilnahme werth. Alle Sperlingsvögel sind kluge Geschöpfe und dabei gutmüthige, vertrauensfelige Thiere; sie beweisen aber, falls sie Verfolgung erfahren, bald genug, daß Mangel an Verständniß ihnen nicht zugeschrieben werden darf. Sie lernen ihre Feinde kennen und würdigen, Gefahren ausweichen, in verschiedene Verhältnisse sich fügen; sie ändern ihr Betragen nach den Umständen, je nach der Zeit, nach dem Ort, nach dem Menschen, nach Verhältnissen, Ereignissen, Begebenheiten. Sie sind groß in ihren Eigenschaften und Leidenschaften, gesellig, friedfertig, zärtlich oder zeitweilig wiederum ungesellig, streitlustig, den sonst Geliebten gegenüber gleichgiltig. Ein lebendiges Gefühl ist ihnen eigen; man kennt Beispiele, daß zahme Sumpel in Folge freudiger oder trauriger Erregung urplötzlich todt zusammengebrochen sind! Ein vortreffliches Gedächtniß, welches die meisten besitzen, trägt wesentlich dazu bei, ihren Geist auszubilden und zu vervollkommen.

Eine anderweitige Begabung der Sperlingsvögel ist ihre Fähigkeit, zu singen. Hinsichtlich einzelner Papageien läßt uns ein besonderes Wohlwollen wohl auch von Gesang reden, wo es sich, streng genommen, um eine liebenswürdige Stümperei handelt: die Sperlingsvögel dagegen zählen unter sich mehrere wirkliche Sänger, wahre Meister in dieser edlen Kunst, welche die Kenner ebenfougt zu begeistern wissen, wie die geschulten Menschenänger ihre Zuhörer. Allerdings erreicht kein Sperlingsvogel die Krone der Meisterschaft, mit welcher die wahren Sänger dankbar begabt sind; allein der Edelfink trägt seinen Namen nicht umsonst: er hat sich ihn redlich verdient und zwar hauptsächlich durch seinen Gesang. Ihm reihen sich fast ebenbürtig noch manche Genossen seiner Gattung an.

Die Sperlingsvögel sind Weltbürger. Sie bewohnen alle Erdtheile, jedes Land, jeden Gau, die eisigen Felder des Hochgebirges oder Nordens, wie die glühende Niederung der Wendekreisländer, die Höhe, wie die Tiefe, den Wald, wie das Feld, das Rohrdickicht der Sümpfe, wie die pflanzenarme Wüste, die menschenwogende Weltstadt, wie die Einöde: sie leben und haufen überall. So weit der Pflanzenwuchs reicht, dehnt sich ihr Wohngebiet. In den Wäldern finden sie sich häufiger, als in den walddlosen Gegenden, unter den Wendekreisen selbstverständlich zahlreicher, als nah den Polen. Doch darf man sie als Gesamtheit nur bedingungsweise Baumvögel nennen; denn gar viele Arten leben fast oder ganz ausschließlich auf dem Boden, und fast alle treiben sich wenigstens viel auf ihm herum. Offene Gegenden in der Nähe von Waldungen, von Gebüsch bestanden, sind ihre eigentlichen Wohnsitze. Von hier aus besuchen sie die Gärten, die Vorhölder; im tieferen Walde, auf den buschlosen Ebenen und Gebirgen leben nur wenige.

Sämereien aller Art, Früchte, Beeren, Knospen und Kerbthiere bilden die Nahrung der Sperlingsvögel. Die meisten beschränken sich nicht eben in der Auswahl ihrer Speise; nur einzelne erscheinen uns wählerisch. Neuesterf wenige verschmähen Kerbthiere gänzlich; der weitaus größeren Anzahl sind solche ein sehr beliebtes Futter oder dienen wenigstens zur Azung der Jungen. Knospen und grüne Blätter werden gern gefressen, wie es scheint, oft nur als Leckerer. Die Gefangenen halten sich bei einfachem Körnerfutter jahrelang.

Fast alle Sperlingsvögel sind in hohem Grade gesellige Thiere. Einzelnen von ihnen begegnet man nur zufällig, Paaren bloß während der Brutzeit. Während der übrigen Monate des Jahres sammeln sich die Paare zu Trupps, und diese wachsen oft zu erstaunlichen Mengen an. Nicht bloß die Mitglieder einer Art gesellen sich, sehr regelmäßig vielmehr auch Artverwandte, welche unter Umständen monatelang zusammenbleiben, in einen engen Verband treten und gemeinschaftlich handeln. Die Klügeren pflegen dann für das Wohl der Gesamtheit Sorge zu tragen, und ihren Anordnungen wird von der Menge Gehorsam oder richtiger ihrem Vorgehen Nachahmung. Solche Versammlungen sind es, welche wir im Spätherbst auf unseren Feldern sehen; solche Genossenschaften lassen sich von einem Lockvogel, welcher in ihrer Mitte durch andere derselben Art vielleicht gar nicht vertreten ist, beihören; solche Gesellschaften stellen sich während des Winters im Bauerngehöft oder in den Straßen der Städte als Bettler ein. In Nord- und Südamerika, in Asien, Afrika und Australien walten dieselben Umstände ob.

Einige Sperlingsvögel verlassen alljährlich ihre Heimat und ziehen mit Beginn des Winters dem Süden zu; viele wandern nur oder unternehmen unregelmäßige Reisen; fast ebensoviele sind Standvögel. Unserem Vaterlande sendet der rauhe Norden allwinterlich Gäste zu, welche die bei uns einheimischen Artgenossen, welche ihrerseits weiter nach Mittag hin zogen, gewissermaßen ablösen. In sehr strengen Wintern kommen auch die Kinder des höchsten Nordens zu

uns, welche vielleicht Jahre lang vermißt worden waren. In südlicheren Ländern begeben sich die Sperlingsvögel nicht auf eigentliche Wanderungen, sondern streichen nur.

Der Frühling der betreffenden Heimatsländer, möge er nun Lenz oder Regenzeit heißen, ist die Zeit der Liebe für die Mehrzahl der Sperlingsvögel. Es gibt jedoch gerade unter ihnen einige Arten, welche sich im Ganzen wenig um das neu erwachende Leben der Natur kümmern und sich hinsichtlich ihres Brutgeschäftes an keine bestimmte Zeit des Jahres binden. Mit dem Beginn des Frühlings haben die großen Gesellschaften, welche der Herbst vereinigte, sich längst gelöst, und die Pärchen sich gefunden. Ein bestimmtes Gebiet wird von einem jungen Ehepaar erworben und aus ihm jedes andere vertrieben. Nistansiedelungen, wie wir sie bei geselligen Vögeln so oft beobachten, gehören unter den Mitgliedern unserer Ordnung zu den Ausnahmen.

Das Nest selbst ist sehr verschieden gestaltet, in der Regel aber ein mehr oder weniger künstlicher Bau. Es steht oder hängt auf und an schwankenden Zweigen, auf dickeren Nestern, zwischen dichtem Gelaube, in Baumhöhlungen, Felsspalten, Löchern, im und unter Gebüsch, im Röhricht, Getreide, Grase, auf der Erde. Seine äußere Wandung pflegt aus sorgfältig gewählten, hinsichtlich der Färbung mit der Umgebung übereinstimmenden Baustoffen zusammengeflochten, gewebt, gefilzt zu sein; seine innere Mulde wird gewöhnlich sehr zierlich ausgelegt. Gras- und Heuhalm, Flechten, Moos, Samenwolle verschiedener Pflanzen und ähnliche Stoffe bilden die Wandung, feinere Hälmchen, Würzeln, Moosstengel, Flechtenzöpfchen, Wollentheile, Fäden, Haare und Federn die Auslage der Mulde. Kunstlose, einem wirren Heubüschel vielleicht ähnliche Nester sind selten, sehr künstliche, napf- oder flaschenförmige viel häufiger. Eigenthümlich ist eine gewisse Schmaroberei, welche sich bei einzelnen Sperlingsvögeln bekundet; sie nehmen nicht nur anderer Vögel Nester gern in Beschlag, sondern drängen sich auch in den Horsten großer Raub- und Sumpfvögel als ungeliebte Mietheute ein.

Das Gelege enthält eine ziemliche Anzahl von Eiern, selten bloß drei, noch seltener über acht. Gestalt und Färbung schwankt erheblicher. Manche Sperlingsvögel legen einfarbige Eier, zumal hellblaue, die meisten jedoch solche, welche auf licht-, blau-, grün- oder gelbgrauem Grunde mit dunkleren Punkten, Tüpfeln, Flecken, Schmitzen und Schnörkeln gezeichnet sind. Das Weibchen brütet wohl in den meisten Fällen allein, und das Männchen sorgt dann für seine Ernährung; bei nicht wenigen Arten aber nehmen beide Eltern am Brüten Theil und lösen sich darin wechselseitig ab. In der Aufzucht und Erziehung der Jungen wetteifern Männchen und Weibchen miteinander. Die Jungen wachsen schnell heran und bedürfen nach ihrem Ausfliegen nur ausnahmsweise noch eine Zeitlang der Unterstützung ihrer Eltern, lernen es vielmehr rasch, sich selbst zu ernähren und schlagen sich, sobald sie wirklich selbstständig geworden sind, mit anderen ihrer Art in Flüge zusammen. Ihre Eltern scheitern inzwischen zu einer zweiten und wohl auch zu einer dritten Brut — obschon nicht alle; denn einige brüten nur einmal im Jahre.

Viele Feinde bedrohen ohne Unterlaß unsere verhältnißmäßig kleinen und schwächlichen Vögel. Einzelne Falken nähren sich fast ausschließlich von ihnen. Jene und ihre nächtlichen Vertreter, die Eulen, sind wohl als die schlimmsten Feinde der Sperlingsvögel zu betrachten; aber auch die Affen und Halbaffen, die kleinen Katzen, Marder, Bären, der Igel und die Spitzmäuse, die auf Bäumen lebenden Naget, sowie einzelne Schlangen werden ihnen gefährlich. Der Mensch ist ihnen durchaus nicht überall und immer freundlich gesinnt. Im Ganzen richten die Sperlingsvögel nicht eben großen Schaden an; viele leisten im Gegentheile durch Aufzehren von Kerbthieren und durch Auslesen von Unkrautgesäme ganz erklecklichen Nutzen: einzelne Arten aber können doch recht lästig werden, namentlich zu gewissen Zeiten, wenn sie, zu großen Schwärmen vereinigt, im reisenden Getreide oder auf fruchttragenden Obstbäumen einfallen und sich hier göttlich thun. Alsdann erscheint eine Abwehr wohl gerechtfertigt. Dazu kommt, daß es sich auch anderweitig verlohnt, Sperlingsvögel zu tödnen. Ihr Fleisch gilt fast ausnahmslos als leckeres Gericht. Man hat für einzelne eigene Herde errichtet, auf denen Hunderte, verlockt durch einen Gefangenen ihrer oder einer befreundeten Art, das Leben lassen müssen, und noch manche andere Fanganstalten in Anwendung gebracht; doch hat die Vermehrungsfähigkeit der Bedrohten die gelichteten Reihen bis her stets wieder gefüllt, und eine Abnahme unserer Freunde ist glücklicherweise noch nicht zu verspüren.

Viele Tausende werden gefangen, um als Stubengenossen des Menschen zu dienen. Keine andere Ordnung der ganzen Klasse liefert so viele ihrer Mitglieder für das Gebauer, wie die der Sperlingsvögel. Sie sind als Stubenvögel beliebt, soweit es Menschen gibt, welche Freude haben an gesiederten Wesen, die mit ihnen ein Zimmer theilen.



Die Sperlingsvögel eignen sich aber auch, wie wenig andere, zu Zimmergenossen. Sie beanspruchen nur die allereinfachste Pflege. Zum Gefängnisse der meisten genügt das einfachste Gebauer, zum Stubenfutter das gewöhnlichste Gefäße. Doch ist es rathsam, den Käfig möglichst wohllich einzurichten und die Nahrung mit einiger Sorgfalt zu wählen; namentlich empfiehlt es sich, den Gefangenen ein Gemisch von allerhand Sämereien vorzusetzen und sie auch regelmäßig durch Darreichung von Grünzeug zu erlaben. Ein vortreffliches Futter ist das sogenannte Scheuerngefäße, die Samen des verschiedenen „Unkrauts“, welche beim Wurfen des Getreides von diesem abgetrennt werden: es bietet der größeren Anzahl das Erforderliche. In Ermanglung des Scheuerngefäßes reicht man Glanz- oder Kanariengerste, Kürbissamen, Hirse, Mohn, etwas Hanf, welcher für die zartschnäbligen Arten zersprengt wird, nebst Salat-, Kohl-, Kraut- und anderen Gemüseblättern, auch wohl Semmel in Wasser und Milch geweicht oder mit Möhren und Dickmilch (Quark) vermischt. Frisches Wasser zum Trinken und Baden ist allen Vögeln überhaupt Bedürfnis; ebenso dürfen sie an reinem Sand nicht Mangel leiden. Reinhaltung des Käfigs ist unabwiesliche Bedingung für das Gedeihen der Gefangenen. Besonders anziehend und unterhaltend ist es, verschiedenartige Sperlingsvögel in einem großen Gesellschaftsbauer zu halten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß binnen wenig Jahren auch viele ausländische Sperlingsvögel bei uns werden gezüchtet werden. Die kleinen reizenden Finken Afrikas und Australiens und ihre kaum minder anmuthigen Vertreter in Amerika und Asien gelangen schon gegenwärtig in Menge zu uns und namentlich in unsere Thiergärten, deren Hauptberuf es ist, als Pflanzstätten fremdländischer Thiere zu dienen.

Unter dem zahlreichen Heer der Sperlingsvögel finden sich mehrere, welche in demselben Sinne die Papageien unter den Finken genannt werden dürfen, wie wir die Unzertrennlichen die Sperlinge unter den Sittichen nannten. Namentlich bei den Kreuzschnäbeln (*Loxiae*) ist die Papageienähnlichkeit von jeher anerkannt worden. Dieselben bilden eine eigene Familie im engeren Sinne; denn sie unterscheiden sich von allen übrigen Finken und nicht bloß von diesen, sondern von den übrigen Vögeln überhaupt durch die Bildung ihres Schnabels.

Dieser merkwürdig gestaltete Kreuzschnabel, welchen auch das Volk sehr richtig als ihr wichtigstes Merkmal aufgefaßt hat, bleibt ihr unbestrittenes Eigenthum. Dieser Schnabel ist dick und gleich von der Stirn aus stark gebogen: sein Rücken ist hoch und zugerundet; die breiten Kinnladen fallen plötzlich ab und endigen in scharfen, vorn neben einander hingebogenen Spitzen. Der Oberkiefer schlägt bald rechts bald links über den unteren hinweg, ohne daß man hierbei von einem bestimmten Gesetz sprechen könnte: es gibt eben oder annähernd soviel Rechtschnäbler oder Rechtschläger, als Linkschnäbler oder Linkschläger.

Wie die meisten Ordnungsverwandten leben auch die Kreuzschnäbel in Gesellschaften, welche die Waldungen selten verlassen und auf deren Bäumen ihren Unterhalt finden. Aber sie sind strenger, als andere Finken, an bestimmte Waldbäume gebunden: nur Schwarzhölzer bieten ihnen die Erfordernisse zu ihrem Leben. Im Laubwalde halten sie sich nicht oder nur flüchtig während des Durchzugs auf. So streng begrenzt aber ihr Aufenthalt ist, so unbegrenzt ist ihre Heimat. Man kann vielleicht sagen, daß der Norden sie am häufigsten beherbergt, darf ihn aber keineswegs ihre ausschließliche Heimat nennen. Die Kreuzschnäbel haben keine Heimat. Sie sind Zigeuner unter den Vögeln; sie leben überall und nirgends. Wie jenes merkwürdige Volk erscheinen sie plötzlich in einer bestimmten Gegend, verweilen hier geraume Zeit, thum vom ersten Tage an heimisch, liegen auch wohl dem Fortpflanzungsgeschäft ob und verschwinden ebenso plötzlich wieder, als sie gekommen. Ihre Wanderungen stehen allerdings im Einklang mit dem zeitweiligen Reichthum der Nadelwaldungen: wenn der Waldsamen gerathen ist, pflegen sie sich einzufinden. Doch ist auch hierin keine bestimmte Regel festzustellen. Zu manchen Zeiten leben sie jahrelang nach einander bei uns in Deutschland, zu anderen vergehen viele Jahre, ehe sie einmal sich zeigen. Wenn und wo sie aber auch erscheinen mögen, immer und überall sind sie heimisch. Sie fordern in jeder Beziehung die Beachtung des Menschen heraus und gehören deshalb, trotz ihres unregelmäßigen Erscheinens, bei uns zu den bekanntesten Vögeln. Sie sind die Lieblinge aller Gebirgsbewohner, aber auch Lieblingsgestalten der Sage und Dichtung, welche beide von ihrem Leben Vieles und Unmuthiges zu berichten wissen. Aus dem Nachfolgenden wird hervorgehen, warum.

Für Europa darf man wahrscheinlich vier verschiedene Arten annehmen; auf den Gebirgen Asiens und in Amerika leben ungefähr ebensoviele. Sie sämmtlich sind nicht nur ähnlich gestaltet.



Der Kiefernkreuzschnäbel (*Loxia pytiopsittacus*).

sondern auch ähnlich gefärbt. Die Färbung des Gefieders ist ein schönes Zinnober- oder Johannisbeerroth bei den alten Männchen, ein sehr verschiedenartiges Rothgelb, Goldgelb, Grün- gelb oder Lehmroth bei den jüngeren Männchen und ein mehr oder minder ins Gelbe oder Graue spielendes Grün bei den Weibchen. Das Gefieder der Jungen vor der ersten Mauser ist hellgrau, dunkel oder schwarzgrau gestrichelt. Die Schwung- und Schwanzfedern sind bei allen Arten grauschwarz.

Wegen des großen Kopfes und starken Schnabels, der stämmigen Füße und des kurzen Schwanzes haben die Kreuzschnäbel ein plumpe und ungeschicktes Aussehen; dem widerspricht jedoch ihr Leben und Betragen. Sie sind munter, flink und rasch, fliegen schnell und leicht, schweben vor dem Niedersetzen, klettern gewandt im Gezweig der Bäume herum und zeigen sich nur, wenn sie auf dem Boden umherhüpfen, läppisch und ungeschickt. Ihr Wesen hat mit dem der Papageien in vieler Hinsicht die größte Aehnlichkeit; nur ist ihr Verstand geringer.

Unter den bis jetzt bekannten steht hinsichtlich seiner Größe obenan: der Kiefernkreuz- schnäbel, Tannen- oder Kiefernpapagei (*Loxia pytiopsittacus*), ein Vogel von 7 bis  $7\frac{1}{2}$  Zoll Länge und  $11\frac{1}{2}$  bis 12 Zoll Breite. Der Schnabel dieser Art hat mit dem Papageienschnabel große Aehnlichkeit. Er ist sehr dick und hoch, in einem Halbkreise getrümmt, und jede Kinnlade läuft in einen kurzen Haken aus. Die Hauptfarbe des alten Männchens ist dunkel- oder licht-



mennigroth, zimmoerröthlich, ziegel- oder dunkel johannisbeerroth; die Schwung- und Schwanzfedern sind grauschwarz, mit graurothem Saume, der Unterbauch ist grauweiß.

Der Fichtenkreuzschnabel (*Loxia curvirostra*), welcher auch gemeiner, langsnäblicher, grauer, gelber, rother, bunter Kreuzschnabel oder Kreuzvogel, Krummschnabel, Grünig, Tannenpapagei, Tannenvogel, Zapfenbeißer und Zapfennager heißt, ist schwächer und schwächerer. Seine Länge beträgt 6 bis 6½ Zoll. Der viel schwächere und verhältnißmäßig längere Schnabel unterscheidet ihn leicht von dem vorhergehenden, welchem er in der Färbung fast vollständig gleichkommt.

Neben diesen beiden Arten erscheint bei uns, jedoch viel seltener, zuweilen der bindige Kreuzschnabel (*Loxia taenioptera*). Er ist etwas kleiner, als der Fichtenkreuzschnabel und sein Schnabel noch schwächer. Seine Hauptkennzeichen sind zwei weiße Binden, welche über den Flügel verlaufen.

Alle Kreuzschnäbel sind Bewohner der Nadelwäldungen und streng an diese gebunden, weil ihre Nahrung fast ausschließlich in dem Samen der Kiefern, Fichten, Tannen und Lärchenzapfen besteht. Im Norden sind sie häufiger, als im Süden, jedoch nur deshalb, weil dort die betreffenden Wäldungen in viel größerer Ausdehnung das Land bedecken, als hier. In Deutschland kommen wahrscheinlich alle Jahre Kreuzschnäbel vor, am häufigsten selbstverständlich dann, wenn die Samen der Nadelbäume wohl gerathen sind. Gute Samenjahre werden Ursache, daß die merkwürdigen Vögel zuweilen überaus häufig auftreten, auch an solchen Orten, wo man sie jahrelang nicht beobachtete. Sie erscheinen jedoch immer unregelmäßig: sie halten sich weder an eine bestimmte Jahreszeit, noch an eine bestimmte Gegend. In den Gebirgen pflegen sie häufiger zu sein, als in den Ebenen; haben diese aber Wäldungen, wie sie solche wünschen, so siedeln sie auch dort gern sich an. Bei ihren Streifereien gelangen sie gar nicht selten bis in die südlichsten Gegenden Europas.

Wenn in zusammenhängenden Wäldungen der Fichten- und Kiefern Samen wohl gerathen ist, hört man bei gelegentlichem Besuch dieser Wäldungen das allen Jägern wohlbekannte „Göp, göp, gip, gip“ oder „Zock, zock“ unserer Vögel oder vernimmt im günstigsten Falle auch den für Viele sehr angenehmen Gesang des Männchens. Die Kreuzschnäbel sind angekommen und haben sich häuslich eingerichtet. Ist der Wald versprechend, so schreiten sie zur Fortpflanzung, ist dies nicht der Fall, so schweifen sie eine Zeitlang hin und her und siedeln sich an einem anderen, passenderen Orte an. Die günstigsten Stellen eines Waldes, welche zum längeren Aufenthalt erwählt werden sollen, sind bald ausgefunden und werden nun als abendliche Sammelplätze der über Tag hin- und herschweifenden Gesellschaften benutzt, somit also gewissermaßen zum eigentlichen Wohnsitz.

Alle Kreuzschnäbel sind sehr gesellige Thiere, welche nur während der eigentlichen Brutzeit in Paaren sich zusammenhalten, ohne jedoch auch dann aus dem Verband der Gesellschaft zu scheiden. Ihr Betragen ist in jeder Hinsicht anziehend. Sie sind Baumvögel, welche nur im Nothfall auf die Erde herabkommen, um dort zu trinken oder um einige abgefallene Zapfen noch auszunutzen. Die Kronen der Fichten sind ihre Heimstätte, und hier wissen sie sich denn auch vortreflich zu benehmen. Sie klettern sehr geschickt in den Zweigen herum, indem sie sich nach Papageienart mit den Schnabelspitzen anhalten und fortklimmen; sie hängen sich kopfunterst oder kopfoberst mit Fuß und Schnabel am Zweige oder Zapfen an und verweilen ohne Beschwerde viele Minuten lang in dieser scheinbar so unbequemen Stellung. Sie fliegen schnell und verhältnißmäßig leicht, obwohl nicht gern weit, mit wechselweise stark ausgebreiteten und dann plötzlich angezogenen Flügeln, wodurch der Flug Wellenlinien annimmt. Während des Tages sind sie fast immer in Thätigkeit, höchstens mit Ausnahme der Mittagsstunden; denn sie sind äußerst muntere und unruhige Vögel. Im Frühjahr, Sommer und Herbst streichen sie schon vor Tagesanbruch im Walde auf und nieder und von einem Gehölz oder von einem Berge zum anderen; deshalb pflegen die Vogelfreier, welche es auf sie abgesehen haben, in den Monaten Juni und Juli bereits um zwei Uhr Morgens an Ort und Stelle zu sein.

Ihr Fang und ihre Jagd verursachen wenig Schwierigkeiten, weil ihre Geselligkeit so groß ist, daß sie dieser zu Liebe ihre Freiheit oft rücksichtslos aufs Spiel setzen: dies jedoch spricht wohl weniger für den Mangel an Verstand, als vielmehr für das gute Gemüth der wirklich lebenswürdigen Thiere. Das Männchen, dessen Weibchen eben erlegt wurde, bleibt zuweilen verdutzt oder traurig sitzen auf demselben Ast, von welchem der Gatte herabgeschossen wurde, oder kehrt, nach dem Gefährten suchend, wiederholt zu dem Orte der Gefahr zurück: wenn es aber wiederholt traurige Erfahrungen von der Tücke des Menschen machen mußte, zeigt es sich gewöhnlich sehr scheu.

In der Gefangenschaft werden alle Kreuzschnäbel bald rücksichtslos zahm. Sie vergessen schnell den Verlust ihrer Freiheit, lernen ihren Pfleger als Herrn und Gebieter kennen, legen alle Furcht vor ihm ab, lassen sich später berühren, auf dem Arme oder der Hand im Zimmer umhertragen und geben ihm schließlich durch mancherlei Gebahren ihre warme Liebe kund. Diese Liebenswürdigkeit im Käfig hat sie mit Allen, welche sie kennen, innig befreundet, und zumal die Gebirgsbewohner halten sie hoch in Ehren.

Die Lockstimme des Kiefernkreuzschnabels, welche beide Geschlechter hören lassen, ist das bereits erwähnte „Göp, göp“ oder „Gip, gip“ und „Zock, zock“. „„Göp“ wird im Fluge und im Sitzen ausgestoßen“, sagt Brehm der Vater, dem wir wohl die ausführlichste und beste Beschreibung der Kreuzschnäbel verdanken, „und ist ebensowohl ein Zeichen zum Ausbruch, als auch ein Ruf nach andern Kreuzschnäbeln und ein Ton, um die Gesellschaft zusammenzuhalten; deswegen klingt dieses „Göp“ auch sehr stark; „Gip, gip“ drückt Zärtlichkeit aus und ist ein Ton, den beide Gatten einander im Sitzen zuzurufen; er ist so leise, daß man nahe beim Baume sein muß, um ihn zu vernehmen. Oft glaubt man beim Hören dieses Rufes, der Vogel sei sehr weit, und wenn man genau nachsieht, erblickt man ihn über sich. „Zock“ wird gewöhnlich von sitzenden Vögeln ausgestoßen, um die vorüberfliegenden zum Herbeikommen und Auffügen einzuladen; doch hört man es auch zuweilen von Kreuzschnäbeln im Fluge. Es klingt stark und voll und muß der Hauptruf bei einem Lockvogel sein.“

Der Gesang des Männchens spricht viele Menschen außerordentlich an. Gewöhnlich singt der Kiefernkreuzschnäbel besser, als der Fichtenkreuzschnäbel; das Lied beider ähnelt sich aber. Es besteht aus einer laut vorgetragenen Strophe, auf welche mehrere zwischendernde, schwache und nicht weit hörbare Töne folgen.

Die Nahrung der Kreuzschnäbel besteht, wie bereits bemerkt, fast ausschließlich aus den Sämereien der Waldbäume. Zur Gewinnung dieser Nahrung ist ihnen ihr starker und gekreuzter Schnabel unentbehrlich. Es erfordert eine sehr große Kraft und viel Geschicklichkeit, die Kiefern- oder Fichtenzapfen aufzubrechen, um zu den wohl verborgenen Samen zu gelangen; beide aber besitzt der Kreuzschnäbel in hohem Grade. Er kommt angeflogen, hängt sich an einen Zapfen aus, sodasß der Kopf nach unten zu stehen kommt, oder legt den Zapfen auf einen Ast und setzt sich darauf oder beißt ihn ab, trägt ihn auf einen Ast und hält ihn mit den starken, langen und spitzigen Nägeln fest. Sehr schön sieht es aus, wenn ein Fichtenkreuzschnäbel, ein so kleiner Vogel, einen mittelmäßig großen Fichtenzapfen von einem Baume auf den andern trägt. Er faßt ihn mit dem Schnabel, gewöhnlich so, daß seine Spitze gerade vorwärts gerichtet ist, und fliegt mit geringer Anstrengung zehn, auch zwanzig Schritte weit auf einen benachbarten Baum, um ihn auf diesem zu öffnen; denn nicht auf allen findet er Aeste, auf denen er die Zapfen bequem aufbrechen kann. Der über das Kreuz gebogene Schnabel ist ihm und seinen Gattungsverwandten beim Aufbrechen der Zapfen von höchster Wichtigkeit; denn einen solchen Schnabel braucht er nur wenig zu öffnen, um ihm eine außerordentliche Breite zu geben, sodasß bei einer Seitenbewegung des Kopfes das den Samen einschließende Deckelchen mit der größten Leichtigkeit aufgehoben wird.

Der Fichtenkreuzschnäbel geht sehr selten an die weit schwerer aufzubrechenden Kiefernzapfen, weil er zu der an ihnen erforderlichen Arbeit nicht die nöthige Kraft besitzt. Der Kiefernkreuzschnäbel aber bricht auch Kiefernzapfen ohne Mühe auf; er kann mit einem Male alle die Deckelchen aufheben, die über dem liegen, unter welchen er seinen Schnabel eingesetzt hat. So lange sie Holzamen auffinden, gehen sie kaum andere Nahrung an; im Nothfall aber fressen sie ölige Sämereien, Hanf-, Distelfamen u. dgl. und zuweilen sehr gern Kerbthiere, namentlich Blattläuse, welche sie sich dann auch in den Gärten und Obstpflanzungen der Walddörfer zusammensuchen.

Eine nothwendige Folge des vielfachen Arbeitens auf den harzreichen Aesten und Zapfen ist, daß sie sich oft in sehr unerwünschter Weise beschmutzen, und oft kommt es vor, daß die Federn einen dicken Ueberzug von Harz erhalten. Aber die von ihnen aufgenommene Nahrung bewirkt auch noch etwas Anderes. Der Leib der Kreuzschnäbel, welche längere Zeit ausschließlich Nadelholzamen fressen, wird nämlich von dem Harzgehalt so durchdrungen, daß er nach dem Tode längere Zeit der Fäulniß widersteht.

Eine Kreuzschnäbelgesellschaft bildet zu jeder Zeit eine große Fierde der Waldbäume; am prächtigsten aber nimmt sie sich aus, wenn der Winter die Herrschaft führt und dicke Schnee auf den Zweigen liegt. Dann heben sich die rothen Vögelchen lebendig ab von dem düstern Astgrün und dem weißen Schnee.



Es ist bekannt, daß die Kreuzschnäbel in allen Monaten des Jahres nisten, im Hochsommer ebensowohl, als im eisigen Winter, wenn der Schnee dick auf den Zweigen liegt und alles übrige Leben im Walde fast vollständig verstummt ist. Der Kreuzschnäbel, welcher um diese Zeit brüten will, kümmert sich nicht um die Unbill des Wetters; er trägt den goldenen Frühling mit all seiner Lust und Freude in sich selber. Die zahlreiche Gesellschaft trennt sich jetzt in einzelne Paare, und diese wählen sich möglichst nahe neben einander die schönsten Bäume im Walde aus, um diesen die Wiege ihrer Kinder anzuvertrauen. Das Nest steht bald auf einem weit vorstehenden Aste, auf einer Gabel oder auf einem dicken Ast am Stamm, bald nahe am Wipfel, bald weit von ihm, immer jedoch so, daß Zweige von oder über dem Neste hinlaufen, durch welche es gegen den daran und darauf fallenden Schnee geschützt und zugleich möglichst versteckt ist. Es ist ein Kumpfbau, welcher äußerlich aus dünnen Fichtenreisern, Haidekraut, dünnen Grassstengeln, der Hauptsache nach aber aus Fichtenflechten, Baum- und Erdmoos gebaut und innen mit einzelnen Federn, Grasshälmchen und Kiefernadeln ausgelegt wird. Die Wände sind ungefähr einen guten Zoll dick und vortreflich zusammengewebt; der Napf ist verhältnißmäßig tief.

Das Gelege der Kreuzschnäbel besteht aus drei bis vier verhältnißmäßig kleinen Eiern, welche auf graulich- oder bläulichweißem Grunde mit verloschenen Flecken und Stricheln von blutrother, blutbraunlicher oder schwarzbrauner Farbe besetzt sind. Zuweilen stehen diese Flecken franzartig an dem stumpfen Ende, zuweilen verbreiten sie sich über das ganze Ei; dieses aber ist, aller Aenderung ungeachtet, immer als Kreuzschnäbel-Ei zu erkennen. Die sorgsame Mutter gibt sich dem Brutgeschäft mit großem Eifer hin, während das Männchen auch seinerseits durch Nahrung der Mutter die ihm zufallende Arbeit freudig übernimmt. Die Jungen, welche von den Eltern sehr geliebt werden, erhalten vom ersten Tage ihres Lebens an Fichten- oder Kiefern-samen zur Nahrung, zuerst solchen, welcher im Kropfe der Alten erweicht und bezüglich halb verdaut ist, später härteren. Sie wachsen rasch heran, bedürfen aber länger, als alle andern Sperlingsvögel, der Pflege der Eltern, nämlich bis ihr Schnäbel die zum Ausbrechen der Taumenzapfen erforderliche Form und Stärke erreicht hat.

Jagd und Fang der Kreuzschnäbel verursachen durchaus keine Schwierigkeiten. Die neu bei uns angekommenen lassen sich, ohne wegzuspringen, von dem Schützen unterlaufen, ja sie bleiben oft dann noch auf demselben Baume sitzen, wenn einer oder der andere ihrer Gefährten herabgeschossen wurde. Der Fang ist noch leichter als die Jagd. In Thüringen nimmt man hohe Stangen, bekleidet sie oben buschartig mit Fichtenzweigen und befestigt an diesen Leimruthen. Die Stangen werden auf freien Plätzen im Walde vor Tagesanbruch aufgestellt und ein Lockvogel im Bauer unten an ihnen befestigt. Alle vorüberfliegenden Kreuzschnäbel nähern sich wenigstens dieser Stange, um nach dem rufenden und lockenden Genossen zu schauen. Viele setzen sich auch auf den Busch und dabei gewöhnlich auf eine der Leimruthen. Auf diese Weise kann man oft Viele von ihnen an einem Morgen fangen.

Es ist wohl gestattet, einen der merkwürdigsten finkenähnlichen Vögel von den Sandwichs-inseln zur Familie der Kreuzschnäbel zu stellen, nämlich den Sittichgrünling (*Psittirostra psittacea*), der fast noch mehr als Bindeglied der Papageien und Finken, als unsere Kreuzschnäbel oder der Papageigimpel erscheint. In der Größe kommt er unserem Gimpel etwa gleich. Das Gefieder ist schön papageigrün, an der Brust leicht graulich überlaufen; Kopf und Hals sind scharf abgesetzt guttagegelb, die Schwingen und Schwanzfedern braun. Ueber Lebensweise und Betragen dieses sehr seltenen Vogels ist nichts bekannt.

Die Familie der Gimpel (*Pyrrhulao*) schließt sich innig an die vorhergehende an. Bezeichnend für die Gimpel ist der kurze, dicke, allseitig gewölbte Schnäbel mit kleinem Haken am Oberschnäbel, der kurze und mittelstarke Fuß, der wenig ausgeschnittene Schwanz, der mittellange, stumpfspitzige Flügel und das lange, ziemlich weichfedrige Gefieder, welches jedoch in Beschaffenheit und Färbung innerhalb der Familie große Abweichungen zeigt. Die Gimpel verbreiten sich mit Ausnahme Australiens über die ganze Erde, bewohnen aber hauptsächlich die gemäßigten und kalten Würtel. Sie leben in Waldungen und Gebüsch, doch auch auf Felsen und in Wüsten, treiben sich somit ebensoviel auf den Bäumen, als auf dem Boden

umher. Ihre Nahrung besteht ausschließlich, als bei allen übrigen Sperlingsvögeln, in Körnern und Samereien mancherlei Art und nebenbei in grünen Knospen und Blättern.

Die erste Stelle in dieser Familie verleihen wir dem Papageigimpel (*Paradoxornis flavirostris*), einem sehr auffallenden, noch wenig bekannten Vogel, welcher mit vier andern in Südasien lebt. Seine starken Füße, die gerundeten Schwingen, der abgestufte Schwanz und das lockere Gefieder sind der Gimpelfamilie eigen; und dieser entspricht entschieden auch die Lebensweise, welche mit dem Bau des Schnabels durchaus im Einklang steht. Derselbe ist sehr kurz und dick, im Verhältniß zur Größe des Vogels überaus kräftig und stark. Das lockere und weiche Gefieder ist im allgemeinen graubraun, unten etwas lichter, auf Hinterkopf und Nacken rothbraun, auf dem Mantel olivenfarbig; das Kehlsband und die Ohrdecken sind tief-schwarz, Gesicht, Scheitel, Wangen und Kehle weiß, dunkel gefleckt oder gebändert; die fahle Unterseite wird seitlich röthler. Die Länge beträgt reichlich 8 Zoll, wovon 3 Zoll auf den Schwanz gerechnet werden müssen. Alle Papageigimpel, welche bis jetzt bekannt wurden, bewohnen die Waldungen des Himalaya.

Weit besser sind wir über eine zweite Sippe der Familie unterrichtet. Ihr gehört ein Europäer an, der Hatengimpel (*Pinicola enucleator*), welcher in manchen Jahren auch in Deutschland beobachtet wird. Der Vogel verdient schon aus dem Grunde Beachtung, weil er der größte aller unserer Finken ist. Daß er durch Erscheinung und Wesen Jedem auffällt, beweist sein Namenreichtum. Er wird auch Finscher, Dompfaff, Hakenkreuzschnabel, Hakenkerbeißer oder Hakensink, Fichtenhacker, Hartschnabel, Finschpapagei, Parzsvogel und Krabbenfresser genannt. Sein Schnabel ist allseitig gewölbt, der Oberschnabel jedoch hakig übergebogen, wodurch er sich von den Schnäbeln anderer Gimpel unterscheidet. In der Größe kommt der Hatengimpel ungefähr einer Singdrossel gleich: seine Länge beträgt 8 bis 9 Zoll, wovon 3 bis 3 $\frac{1}{2}$  Zoll auf den Schwanz abgehen. Das Gefieder ist ziemlich reich, etwas weitstrahlig und sehr lebhaft, aber gleichmäßig gefärbt. Bei den alten Männchen ist ein schönes Johannisbeerroth die vorherrschende Farbe. Die Kehle ist lichter gefärbt, und der Flügel wird durch zwei weiße Querbinden geziert. Die Schwingen und Steuerfedern sind schwärzlich, heller gerandet; namentlich tritt dies auf den dunkeln Schulterfedern deutlich hervor. Der Schnabel ist schmutzigbraun, der Fuß graubraun, der Augenring dunkelbraun.

Alle nördlichen Länder Europas und Asiens sind als die Heimat des schönen und auffallenden Vogels zu bezeichnen. In Nordamerika findet sich eine ihm sehr verwandte Art. Soweit man weiß, kommt der Hatengimpel nirgends häufig vor, lebt vielmehr während des Sommers paarweise und einzeln in einem ziemlich großen Gebiet und scharft sich nur im Winter zu zahlreichen Flügen zusammen. Diese Flüge schweifen während des ganzen Winters in den nördlichen Waldungen umher, nähern sich auch wohl einsamstehenden Gehöften und kehren mit Beginn des Frühjahrs wieder in die Wälder zurück. Falls besondere Ereignisse, namentlich bedeutender Schneefall sie zum Wandern in südlichere Gegenden veranlassen, geschieht es, daß die Flüge sich mit anderen zusammenschlagen und die Vögel somit zuweilen sehr zahlreiche Schwärme bilden. In den Jahren 1790, 93, 98 und 1803 erschienen die Hatengimpel in so großer Anzahl in den Ostseeländern, daß in der Gegend von Riga allein längere Zeit allwöchentlich etwa tausend Paare gefangen werden konnten; im Jahre 1821 waren sie in Preußen sehr häufig, und auch später wurden sie während des Winters in einzelnen Gegenden unseres Vaterlandes massenhaft beobachtet.

Diesen unfreiwilligen Wanderungen in die südlich ihres Vaterlandes gelegenen Gegenden verdanken wir den größten Theil der Kunde, welche wir von ihrem Betragen besitzen; denn über ihr Leben in der eigentlichen Heimat ist bis jetzt noch sehr wenig bekannt geworden. Die Schaaren, welche bei uns ankommen, zeigen sich als höchst gesellige Vögel. Sie halten sich bei Tage truppweise zusammen, streifen gemeinschaftlich umher, gehen gemeinsam auf Nahrung aus und suchen vereint nachts den Schlafplatz auf. Auch in der Fremde bilden die ihnen vertrauten Nadelwaldungen ihren bevorzugten Aufenthalt, und namentlich diejenigen, in denen Wachholder das Unterholz bilden, scheinen von ihnen gern aufgesucht zu werden. In den Laubhölzern finden sie sich weit seltener; baumlose Ebenen durchfliegen sie so eilig als möglich.



Der Hatengimpel (*Piniola Enucleator*).

Anfangs zeigen sie sich in der Fremde so recht als harmlose, zutrauliche Geschöpfe, als einfältige Vögel im guten Sinne, als Thiere, welche die Tücke des Menschen noch nicht erfahren haben. Sie bleiben ruhig sitzen, wenn der Beobachter oder der Jäger sich dem Baum naht, auf welchem sie sich versammelt haben; sie schauen dem Schützen dummdreist ins Rohr und lassen es, gleichsam verdutzt, geschehen, wenn dieser einen um den andern von ihnen wegfängt oder vom Baume herabschießt, ohne an Flucht zu denken. Man hat mit Erfolg versucht, einzelnen, welche sich gerade mit Fressen beschäftigten, an langen Ruthen befestigte Schlingen über den Kopf zu ziehen; man hat überhaupt erfahren, daß auch die plumpesten Fanganstalten gegen sie angewandt werden dürfen. Von ihrer ruhrenden Anhänglichkeit zu ihren Gefährten erzählen Alle, welche sie in der Freiheit beobachten konnten. So fing man auf einem Vogelherde von einer Gesellschaft, welche aus vier Stück bestand, drei auf einem Zuge und bemerkte zu nicht geringem Erstaunen, daß auch der Freigebliene freiwillig unter das Netz trock, gleichsam in der Absicht, das Geschick der übrigen zu theilen. Doch würde man irren, wenn man dieses Gebahren der Vögel als Dummheit ansehen wollte: Erfahrung wijigt auch sie zuletzt und macht sie mißtrauisch, scheu und vorsichtig.

In seinem Vernehmen erinnert der Hatengimpel vielfach an die Kreuzschnäbel. Er zeigt sich durchaus als Baumvogel, welcher im Gezweig wohl heimisch, auf dem Boden hingegen fremd ist. In den Kronen der Bäume klettert er sehr geschickt von einem Ast zum andern, hüpfst auch mit Leichtigkeit über ziemlich weite Zwischenräume; auf dem Boden dagegen benimmt er sich schwerfällig. Der Flug ist ziemlich schnell und wie bei den meisten übrigen Finken bogig, vor dem Niederlassen aber schwebend.

Recht angenehm ist die Stimme. Der Lockton ist flötend und ansprechend, dem des Gimpels ähnlich, der Gesang, welcher auch während des ganzen Winters ertönt, mannsfach abwechselnd und wegen der sanften reinen Flötentöne im hohen Grade anmuthend. Wie uns die schwedischen Naturforscher mittheilen, singt er in den tageshellen Sommernächten seiner eigentlichen Heimat besonders eifrig und wird deshalb in Norland der — „Nachtwächter“ genannt.

Aber der Vogel hat noch andere gute Eigenschaften und beweist diese auch in der Gefangenschaft. Sein sanftes zutrauliches Wesen läßt von vornherein darauf schließen, daß er bald zahm wird, falls ihm nur die rechte Behandlung zu Theil wird. Leider kann er dieselbe nicht lange ertragen; die Gefangenen welken sichtlich dahin, namentlich wenn man vergißt, daß sie, die

Kinder des Nordens, vor Allem frische, kalte Luft bedürfen und sie im geheizten Zimmer hält. Ihre Ernährung verursacht wenig Schwierigkeiten. In der Freiheit nähren sich die Halengimpel von dem Samen der Nadelbäume, welchen sie zwischen den geöffneten Schuppen der Zapfen hervorziehen oder von den Nestern und Zweigen und bezüglich vom Boden auflesen; außerdem nehmen sie verschiedene andere Sämereien oder Beeren mancherlei Art gern an und betrachten Baumknospen oder Grünzeug überhaupt als Leckerbissen. Die Gefangenen füttert man mit Rüben, Lein und Hafer, Wachholder- oder Ebereschbeeren. Ueber die Fortpflanzung haben wir nur dürftige Berichte erhalten; denn der Halengimpel kommt im Sommer regelmäßig nicht südlich von Varnland und Dalarna vor. Doch hat er ausnahmsweise schon ein Mal mitten in Deutschland genistet. Sein Nest war ziemlich leicht gebaut, kaum besser oder dichter, als ein Grassäckenest. Die Eier haben eine schöne, lebhafte blaue Grundfarbe, sind am stumpfen Ende verwaschen rothbraun gewölkt und zeigen dort auch einzelne kastanienbraune Flecken und ähneln den Eiern des gemeinen Gimpels.

An den Halengimpel schließen sich zwei in Asien heimische Arten, die Rosengimpel (*Erythrothorax*), innig an; sie unterscheiden sich hauptsächlich durch die geringere Größe. Damit steht im Einklang, daß auch ihr Schnabel verhältnißmäßig schwächer ist. Beide sind ziemlich kleine Vögel von prächtiger Färbung und gehören zu den schönsten aller Sperlingsvögel überhaupt.

Der Rosengimpel oder Rosenfink (*Erythrothorax roseus*) ist 7 Zoll lang; die Stien ist glänzend weiß, der übrige Oberkörper lebhaft karminroth, auch auf den Flügeln, über welche zwei lichtere Bänder verlaufen. Der Unterkörper ist hoch karminroth. Das Weibchen ähnelt dem unsern Hänfling. Der Rosengimpel wurde im Bureja-Gebirge oft beobachtet. Im September hielt er sich in kleinen Kotten von 6 bis 12 Stücken zusammen, im Winter zeigte er sich nur in Paaren. Gegen den Frühling verschwanden sie allgemach. Lichte Laubwäldungen, namentlich solche aus Eichen und Schwarzbirken bestehen, zieht der Rosengimpel anderen Ortlichkeiten vor; sonst findet er sich wohl auch in buschigen Thälern.

Der Karmingimpel, der feuerfarbige oder Bandfink (*Erythrothorax erythrinus*), wird 6 Zoll lang. Das Gefieder des alten Männchens ist auf Kopf und Bürzel karminroth, auf dem Rücken braungrau, roth getanzt, auf den Schwingen und Schwanzfedern tief braungrau, am Vorderhalse hoch karminroth, auf der Brust weiß, aber karminroth angeflogen. Das einjährige Männchen und das Weibchen ähneln dem weiblichen Hänfling. Der Karmingimpel bewohnt die Wälder und das Röhricht im Norden Europas und Asiens. Er findet sich im nördlichen Schweden, in Finnland und Rußland und ist an manchen Orten häufig. In Deutschland hat man ihn wiederholt beobachtet, auch oft im Innern des Landes. Viel regelmäßiger erscheint er in Südasien.

Man weiß, daß er wasserreiche oder sumpfige Waldungen bevorzugt und hier sich von Sämereien mancherlei Art ernährt, wahrscheinlich auch von Rohrgesäme. In seinem Betragen erinnert er ebenso sehr an den Hänfling als an den Gimpel. Sein Gesang wird als angenehm, laut, lang und durchaus eigenthümlich bezeichnet, so daß Derjenige, welcher Vogelstimmen zu unterscheiden gelernt hat, den Karmingimpel augenblicklich erkennt. In Kamtschatka hat man ihm, wie uns Kittlik mittheilt, sehr sünreich einen russischen Text untergelegt: „Tschewitschu widäl“ (Ich habe die Tschewitscha gesehen!). „Tschewitscha“ heißt aber die größte der dortigen Lachsarten, der geschätzteste von allen Fischen des Landes und somit das vornehmste Nahrungsmittel der Einwohner; sie kommt ungefähr mit dem Vogel zugleich in Kamtschatka an. Jener Gesang wird nun so gedeutet, als ob er die Ankunft des Lachses verkünde, und der Karmingimpel ist sonach in einem Lande, dessen Bewohner sich hauptsächlich von Fischen nähren, nicht nur der Verkündiger der schönen Jahreszeit, sondern auch des sie begleitenden Erntesegens. Die Eier dieses Vogels sind größer, als die des Hänflings, und auf grünlichem Grunde mit rothen Pünktchen bestreut, besonders am stumpfen Ende. Kanariengimpel im Käfig gehören bei uns zu Lande zu den größten Seltenheiten.



Von den Rosengimpeln hat man neuerdings eine ebenfalls in Asien vorkommende Art dieser Familie, den sibirischen Gimpel (*Uragus sibiricus*), abgetrennt, hauptsächlich wegen der Schwanzbildung, welche allerdings eine sehr eigenthümliche ist. Bei den meisten Gimpeln ist der Schwanz beinahe so kurz, bei den sibirischen aber erreicht er Leiblänge und ist stufig, indem die vierte Schwanzfeder jeder Seite die längste von allen ist, die übrigen, also auch die mittelste, verkürzen sich in gleichmäßiger Abstufung. Der Schnabel ist verhältnißmäßig schwach und sein Oberkiefer nur wenig über den unteren gebogen. Im Flügel ist die vierte Schwungfeder die längste. In der Färbung steht der sibirische Gimpel dem Rosengimpel nahe. Er bewohnt sumpfige, mit Rohr bestandene Gegenden Nordasiens, namentlich Flußthäler. Im Spätherbst fetten sich die Paare zu Vanden von 10 bis 30 Stücken zusammen, wobei sie stets einseitig pfeifende Töne vernehmen lassen. Bei Irkutsk stellen sich diese Züge erst Ende Septembers in größerer Anzahl ein. Dort werden sie sammt Meisen, Kreuzschnäbeln, Gimpeln und Schneeammern von Vogelstellern gefangen. Sie halten sich aber meist nur kurze Zeit im Bauer und verlieren die ihnen eigene Lebhaftigkeit dann fast ganz. Bis gegen den November hin trifft man sie am häufigsten auf dem Durchzuge an. Später werden die einzelnen Paare feßhaft und bewohnen mit dem Dompfaffen die dicht bestrauchten Bachufer, halten sich auch gern in der Nähe des Getreides da auf, wo solches gestapelt wird, wie dies auf Halben in lichten Waldgebirgen zu gesehen pflegt. Im Bureja-Gebirge ließen sich größere Vanden erst Ende Septembers sehen. Sie waren, wie immer, außerordentlich munter. Niemals flogen sie gleichzeitig, vielmehr immer einzeln; dabei lockten sie fleißig. Der Flug geschieht in sehr flachen Bogen; die Flügel verursachen ein leises Schurren. Nach Temminck soll dieser noch in allen Sammlungen sehr seltene Vogel zuweilen nach Ungarn sich verfliegen.

Ausführlicheres, als wir über diese „Europäer“ mittheilen konnten, wissen wir über ein prächtiges und liebenswürdiges Mitglied der Gimpelfamilie, welches in Afrika seine eigentliche Heimat hat, von dort aus aber ebenfalls wiederholt nach Europa sich verflög. Dieser Vogel, den wir den Wüstengimpel oder bezeichnender den Wüstentrompeter (*Bucanetes githagineus*) nennen wollen, ist bestimmt unter den wüstengeborenen Vögeln, die sonst ohne Ausnahme ein fahles düsteres Kleid tragen, einer der beachtenswerthesten, ohne Zweifel der hübscheste und reichgefärbteste von allen, das wahre Schoßkind einer meist stiefmütterlichen Natur und ein Beweis mehr dafür, wie unter allen Klimaten die schöpferische Urkraft der ewigen Nothwendigkeit des Schönen Rechnung getragen hat.

Unser Wüstentrompeter, der „Steinvogel“ der Araber, der maurische Vogel oder der „Moro“ der Kanariier ist ein lebhafter und schöner Gimpel, ungefähr von der Größe eines Kanarienvogels,  $4\frac{1}{2}$  bis 5 Zoll lang, mit einem kurzen Schwänzchen von  $1\frac{1}{2}$  Zoll Länge. Sein Leib ist gedrungen, und der Kopf mit dem papageiartig gewölbten Scharlachsnabel erscheint etwas dick, ohne jedoch dem Vögeln etwas von der Zierlichkeit der Formen zu rauben. Die Füße sind von bemerkenswerther Zartheit für ein Thier, welches sich viel auf hartem Erdboden bewegt; das Gefieder ist verhältnißmäßig reich und im Hochzeitskleide des alten Männchens von einer prachtvollen Färbung, und besteht aus einer Mischung von Atlasgrau und Rosenroth. Das Roth gewinnt mit vorschreitendem Alter des Thierchens alljährlich an Ausdehnung und Stärke und tritt im Frühling, wo das Gefieder den höchsten Grad der Ausfärbung erreicht, am vollendetsten auf, so daß es dann den purpurnen Schmelz der unsere Saaten schmückenden Madoblume (*Githago*), welche dem Vogel seinen wissenschaftlichen Namen lieh, an Schönheit weit hinter sich zurückläßt. Gegen den Herbst hin verblaßt es zusehends und ähnelt dann mehr dem Weibchen, dessen Hauptfärbung ein gefäligtes Gelbroth ist.

Wer die Wohnsitze des Wüstentrompeters kennen lernen will, muß der Wüste zutwandern; denn ihr ausschließlich, aber ihr im weitesten Sinne, gehört der Vogel an. Man fand ihn als häufigen Brutvogel auf den kanarischen Inseln und zwar vorzugsweise auf den östlichen, auf Lanzarote, Fuertaventura und Gran Canaria; auch traf man ihn nicht minder selten in dem größten Theil Oberegyptens und Arabiens bis gegen die Steppen hin, wo er allgemach verschwindet, auch vereinzelt in dem wüstenhaften Arabien. Von diesen Gegenden seiner Heimat aus hat er sich auf die griechischen Inseln, in die Provence und bis nach Toskana verfliegen. Auf Malta trifft er jeden Winter als Gast ein.

Die Vertlichkeit, welche der Wüstentrompeter bevorzugt, muß vor Allem baumlos und von der heißen Sonne beschienen sein. Der schuchterne Vogel will sein Auge frei über die Ebene

oder das Hügelgelände schweifen lassen. Was er vorzieht, sind die dürrsten und steinigsten Orte, wo der in der Mittagshize aufsteigende Luftstrom über verbranntem Gestein zittert, so daß von seinem Flimmern und vom Widerschein des Lichtes auf dem pflanzenleeren Boden der Wanderer fast erblindet. Nur wenig Gras, im Sommer verdorrt und gelb gebleicht, darf zwischen den Steinen hervorragen, nur hin und wieder niederes Gestrüpp zerstreut der Erde entsprossen, damit dem Wüstentrompeter wohl sei an einer Stelle. Da lebt er denn, mehr Geröll- als Felsenvogel — ein Dickhäutler mit den Sitten eines Steinschmähers! — stets gesellig, wenn die Sorgen der Fortpflanzung ihn nicht vereinzeln, familienweise oder in kleinen Trupps. Von Stein zu Stein hüpfet das muntere Vögelchen, oder es gleitet in meist niedrigem Fluge dahin. Selten vermag der Blick, es weit in die Landschaft hinaus zu verfolgen; denn das röthlichgraue Gefieder der Alten verschmilzt so unmerkbar mit der gleichartigen Färbung der Steine und mehr noch der blattlosen Gypsorbienstämme und Zweige, wie das Isabell der Zungen mit dem fahlen Gelb von Sand, Luffstein oder Kalk. Dazu kommt noch jenes Flimmern der unteren Luftschichten in der an Spiegelungen und Einmischungen so reichen Wüste, die uns erst recht erkennen lehrt, wie unentbehrlich das wohltuende Grün einer zusammenhängenden Pflanzendecke doch dem menschlichen Auge ist. Gar bald würden wir seine Spur verlieren, wenn nicht die Stimme, welche eine der größten Merkwürdigkeiten des Vogels ist, unser Wegweiser, ihn aufzusuchen, würde. Horch! ein Ton wie der einer kleinen Trompete schwingt durch die Luft: gedehnt, zitternd, und wenn unser Ohr ein feines ist und wir gut gehört haben, werden wir diesem seltsamen Klange vorhergehend oder unmittelbar nach ihm ein paar leise, silberhelle Noten vernommen haben, die wie die kaum hörbaren Accorde einer von unsichtbaren Händen gerührten Harmonika, glockenrein durch die stille Wüste hinklingen. Oder es sind sonderbar tiefe, dem Gequäl des kanarischen Laubfrosches nicht unähnliche, nur weniger rauhe Silben, die, häufig wiederholt, hinter einander ausgestoßen werden, und die das Thierchen selbst mit gleichen, aber schwächeren Lauten, bauchrednerisch, als kämen sie aus weiter Ferne, beantwortet. Nichts ist wohl mißlicher, als Vogelöne durch Buchstaben wiedergeben zu wollen: beim Moro dürfte es vorzugsweise schwierig sein. Es sind eben Stimmen aus einer besondern, für sich bestehenden Sphäre, die man vernommen haben muß, um sich eine richtige Vorstellung davon zu machen. Niemand wird einen wirklichen Gesang von einem Vogel so beschaffener Gegenden erwarten. Die erwähnten, abenteuerlichen Klänge, denen er oft noch eine Reihenfolge krähender und schnurrender anhängt, vertreten bei ihm die Stelle eines solchen. Sie passen in ihrer Seltsamkeit so vollkommen zu der gleichfalls ungewöhnlichen Umgebung, daß man ihnen stets freudig lauscht und auf sie horcht, sobald sie schweigen. Diese Trompetenstöße sind wie eine der melancholischen Stimmen der Wüste selbst oder als ob die Geister der Einöde redeten.

Da, wo das Erdreich aus nichts als Flugsand besteht, verschwindet der Moro. Er ist nicht dazu gemacht, wie ein Brachuhu oder wie ein Wüstenläufer über den Sand zu laufen. Auch steiles felsiges Gebirge scheint er nicht gerade aufzusuchen; desto mehr liebt er jene öden, schwarzen Lavaströme voll gleitscherartig klaffender Risse und Schlünde, auf denen kaum ein Halmchen grünt, die ihn aber durch die sicheren Schlupfwinkel, welche sie in ihren Höhlungen darbieten, anzulocken scheinen. Nie sieht man den Wüstentrompeter sich auf einen Baum oder Strauch niederlassen. In bewohnteren Gegenden sind diese Vögel ziemlich scheu; da aber, wo die Einsamkeit und das Schweigen der Wüste sie umgibt, noch recht zutraulich. Ganz ähnlich ist es in den Niländern. Hier belebt der Wüstentrompeter die felsigen Ufer und zwar an manchen Stellen in erstaunlich großer Menge.

Die Nahrung des Vogels besteht in der Freiheit fast oder ganz ausschließlich aus verschiedenen Sämereien, vielleicht auch aus grünen Blättern und Knospen; Kerbthiere scheint er zu verschmähen. Das Wasser ist ihm Bedürfnis. Wie spärlich, trüb und lau auch die Quelle rinnt, sie muß durch einen, wenn auch meilenweiten Flug täglich einmal wenigstens erreichbar sein. Das Erscheinen des Wüstentrompeters ist für die von Durst gequälte Karavaue immer ein günstiges Wahrzeichen. Sie erscheinen des Morgens und Nachmittags in Gesellschaft an der Tränke, trinken viel und in langen Zügen und baden sich dann wohl auch in leichterm Wasser.

Im März beginnt die Brutzeit, doch ist die Auffindung des in den Schlünden der Lavamassen oder unter großen überhängenden Felsmassen verborgenen Nestes nicht gelungen. Im Herbst und Winter scheinen die Wüstentrompeter größere Wanderungen zu unternehmen; auf den kanarischen Inseln kommen dann viele an, welche aus Afrika herübergeflogen sind.

Der Naturforscher erlegt diesen Wüstenbewohner leicht an der Tränke, aber auch zwischen den Steinen ohne Mühe so viele von ihnen, als er will. Schwieriger ist es, die Vögel zu fangen; denn dazu bedarf man eines Lockvogels derselben Art. Diesen fesselt man in einem



wüſten Thalgrunde oder am Rande eines Stoppelfeldes möglichſt fern von Baum und Buſch, wo man weiß, daß dergleichen Vögel umherſtreifen, zu ebener Erde an. Bald wird kein unaufhörlich ausgeſtoſener Lockton die wilden Kameraden herbeirufen. Sie laſſen ſich aus der Luſt nieder; ſie hüpfen, wie tanzend, von einem Steine zum andern. Einen Augenblick noch zaudern ſie, aber ſchon ſind ſie ſo nahe, daß man ihre Farben erkennen, ihre Augen glänzen ſehen kann. Sie picken von dem rings um den Lockvogel herum ausgeſtreuten Futter, und wenige Sekunden ſpäter klappt das Netz über ihnen zuſammen: ſie ſind gefangen! Anfangs trotzig und wild, bequemen ſie ſich doch bald, den Kanariensamen, welchen man ihnen vorlegt, als Nahrung anzunehmen.

Die Moros ſind harte und dauerhafte Vögel, die, obwohl ſie die Wärme, im Norden zur Winterzeit die Nähe des Ofens ſuchen, doch auch ziemlich niedrige Wärmegrade zu ertragen vermögen. Das Benehmen dieſer Gimpel iſt ſanft und friedlich. Sie empfehlen ſich durch ihr keckes, anmuthiges Weſen, durch Zahmheit und große Verträglichkeit ſowohl unter einander, als gegen andere Vögel, vorzüglich aber durch die ſonderbaren ſtark betonten Laute, die ſie hören laſſen. Das Trompeten der Männchen ertönt auch im Spätherbſt und Winter. Als große Freunde der Geſelligkeit rufen und antworten die Thierchen einander fortwährend. Am angenehmſten aber werden ſie im Zimmer ohne Zweifel dadurch, daß ſie bei Licht ſtets munter und meiſt noch lebhafter, als bei Tage ſind. Kaum wird die Lampe angezündet, ſo begrüßen ſie ihren Herrn durch Trompeten, ohne durch Flattern, wie ſo viele Kerbthierfreſſer, zu ſpäter Stunde läſtig zu werden. Sie führen dann die beſtändigſten Konzerte auf, die man ſich denken kann. Bald ſind es ſchöne und helle, aber kurze Trompetenklänge, bald jener langgedehnte dröhnende Ton, der die Hauptnote ihres Geſanges ausmacht. An dieſen ſchließt ſich oft ein Schurren oder verſchiedentlich betonte Laute, die das Miauen der Katzen nachzuahmen ſcheinen. Ein andermal beginnen ſie mit Tönen, leiſ und rein, wie ein Silberglöckchen läutet; darauf folgt dann ein ganz entgegengeſetztes, ſaſt ammerartiges Geſchnarr.

Auch im Gebauer halten ſich die Wüſtentrompeter, ihrer Natur gemäß, am liebſten am Boden auf, wo ſie auch meiſt ſchlafen. Sie lernen jedoch bald, ſich auf Sproſſen und Stangen zu ſetzen. Ueber den Erdboden hüpfen ſie mit großer Schnelligkeit, hüpfend, nicht ſchreitend, hin. Sie ducken ſich viel unter Gegenſtänden, die ſie verbergen können, kriechen aber nie in Höhlungen mit engem Eingange. An der Sonne ſtrecken ſie ſich behaglich mit geſträubtem Gefieder aus und bilden zu mehreren beſammen ſo die reizendſten Gruppen. Man ſieht ſie nicht oft ſich baden. Man ernährt den Wüſtentrompeter, wie andere Finken, mit Sämereien, von welchen er die größeren öligen, z. B. Hanf, den mehllhaltigen, wie Hirſe- und Epſisamen, vorzieht. Grünes Kraut iſt ihnen angenehm, deſgleichen geweichte Semmel, Obſt, Kartoffel u. a. m.

Die Moros zeigen viel Neigung, ſich in der Gefangenschaft fortzupflanzen und wären gewiß mit einiger Sorgfalt und Ausdauer leicht völlig zu zähmen. Es iſt bei ihnen zu dieſem Behufe die Anwendung künstlicher Wärme nicht erforderlich. Die Witterung unſeres Frühlings genügt ihnen vollkommen. Es müſſen die eiskalten, mit glühend heißen Tagen wechſelnden Nächten der Sahara ſein, die dem Vogel die Empfindlichkeit gegen niedrigere Wärmegrade genommen und ihn in dem Grade bei uns eingebürgert haben. Man hat beobachtet, daß ſie zum Bau eines einfachen, aus Strohhalmen, mit Federn ausgelegten Neſtes geſchritten ſind und bis zu vier Eiern gelegt haben. Die Bruten verunglückten leider. Die Eier ſind für den Vogel ziemlich groß, von Farbe blaßmeergrünlich oder noch heller, mit zerſtreuten rothbraunen Pünktchen und Flecken, die am ſpizigen Ende ſehr vereinzelt ſtehen, am ſtumpfen eine Art Kranz bilden.

Von allen biſher genannten Gimpeln unterſcheiden ſich die noch zu beſchreibenden Arten durch ihr reicheres Gefieder und die weniger lebhafte, auch geringeren Wechſel unterworfenere Färbung deſſelben. Doch ſind auch ſie ſehr schön gezeichnete, anmuthige und liebenswürdige Vögel.

Zu ihnen gehört auch der allbekannte Rothgimpel oder Blut-, Roth-, Gold-, Loh-, Laub- und Quittſchünke, Rothſchläger, Rothvogel, Dompfaß, Domberr, Pfäfflein, Gumpf, Gifer, Lübbich, Lüff, Luſ, Lüch, Schmil, Schnigel, Hale, Vollenbeißer, Brommeiß u. ſ. w. (Pyrrhula vulgaris). Viele ſeiner Namen ſind, wie wir bald ſehen werden, Klangbilder ſeiner Stimme, andere beziehen ſich auf Zeichnung und Färbung. Der Gimpel wird 6 bis 7 Zoll lang und die Länge des Schwanzes 2½ Zoll. Kaſt ſcheint es, als ob man es mit mehreren Arten zu thun habe, weil die Größenverhältniſſe ſehr erheblich ſchwanken. Ungeachtet der einfachen Färbung iſt unſer Gimpel ein ſehr ſchöner Vogel. Das alte Männchen iſt auf dem Oberkopfe

und an der Kehle, auf Flügeln und Schwanz glänzend dunkelschwarz, auf dem Rücken aschgrau, auf dem Unterbauche weiß, auf der ganzen übrigen Unterseite aber lebhaft hellroth. Das Weibchen unterscheidet sich leicht durch die aschgraue Färbung seiner Unterseite und die weniger lebhaften Farben überhaupt. Den Jungen fehlt die schwarze Kopfplatte. Der Flügel ist in allen Kleidern durch zwei graulichweiße Binden geziert, welche in der Gegend des Handgelenks verlaufen. Als Spielarten kommen weiße oder schwarze und bunte Gimpel vor.

In Europa fehlt der Gimpel wahrscheinlich in keinem Lande, obgleich er in den südlichen Gegenden wohl nur während des Winters gefunden wird. Außerdem ist man ihm in einem großen Theile Asiens begegnet. In Deutschland trifft man ihn zu jeder Jahreszeit überall, wo es große Wälder gibt, während er die waldarmen Strecken nur bei seinen Streifereien im Winter zu besuchen pflegt. So lange nicht besondere Umstände den Gimpel zu größeren Wanderungen nöthigen, bleibt er im Vaterlande und schlägt sich hier durch schlecht und recht.

Das Betragen ist sehr anmuthend. Der Vogel hat wirklich viele gute Eigenschaften, welche ihm sicherlich die Gunst jedes scharfer beobachtenden Menschen gewinnen müssen. „Der Name Gimpel“, sagt Brehm d. V., „ist als Schimpfwort eines als beschränkt zu bezeichnenden Menschen allbekannt und läßt auf die Dummheit unseres Vogels schließen. Es ist nicht zu leugnen, daß er ein argloser, den Nachstellungen der Menschen keineswegs gewachsener Vogel ist; er läßt sich leicht schießen und fangen. Doch ist seine Dummheit bei weitem nicht so groß, als die der Kreuzschnäbel; denn obgleich der noch übrige Theil einer Gesellschaft nach dem Schusse, welcher einen Vogel dieser Art tödtet, zuweilen auf oder neben dem Baume, auf welchem sie erst saß, wieder Platz nimmt: so weiß ich doch kein Beispiel, daß auf den Schuß ein gesunder Gimpel sitzen geblieben wäre, was allerdings bei den Kreuzschnäbeln zuweilen vorkommt. Wäre der Gimpel wirklich so dumm, als man glaubt, wie könnte er Vieder so vollkommen nachpfeifen lernen? Ein hervorstechender Zug bei ihm ist die Liebe zu seines Gleichen. Wird einer von der Gesellschaft getödtet, so klagen die andern lange Zeit und kommen sich kaum entschließen, den Ort, wo ihr Gefährte geblieben ist, zu verlassen; sie wollen ihn durchaus mitnehmen. Dies ist am bemerkbarsten, wenn die Gesellschaft klein ist. Diese große Anhänglichkeit war mir oft rührend. Einst schoß ich von zwei Gimpelmännchen, welche in einer Hecke saßen, das eine, das andere flog fort, entfernte sich so weit, daß ich es aus den Augen verlor, kehrte aber doch wieder zurück und setzte sich in denselben Busch, in welchem es seinen Gefährten verloren hatte. Mehrliche Beispiele konnte ich noch mehrere anführen.“

Der Gang unseres Gimpels ist hüpfend, auf der Erde ziemlich ungeschickt. Auf den Bäumen ist er desto gewandter. Sein Flug ist leicht, aber langsam, bogenförmig und hat mit dem des Edelfinken einige Aehnlichkeit. Der Lockton, welchen beide Geschlechter hören lassen, ist ein klagendes „Jüü“ oder „Lüü“ und hat im Thüringischen unserm Vogel den Namen Lübüch verschafft. Er wird am häufigsten im Fluge und im Eisen vor dem Wegfliegen oder kurz nach dem Ausfliegen ausgestoßen, ist, nachdem er verschieden betont wird, bald Anlockungs-, bald Warnungsruf, bald Klage-ton. Er wird jedes Mal richtig verstanden. Man sieht hieraus, wie fein die Unterscheidungs-gabe bei den Vögeln sein muß, da die Veränderungen des Locktons, welche vom Menschen oft kaum zu bemerken sind, in ihren verschiedenen Bedeutungen stets richtig aufgefaßt werden. Der Gesang des Männchens ist nicht sonderlich; er zeichnet sich namentlich durch einige knarrende Töne aus und läßt sich kaum gehörig beschreiben. In der Freiheit ertönt er vor, und in der Brutzeit und in der Gesangenschaft fast das ganze Jahr.

Baum- und Grassämereien bilden die Nahrung des Gimpels; nebenbei verzehrt er die Kerne mancher Beerearten und im Sommer viele Kerbthiere. Den Fichten-, Tannen- und Kiefern-samen kann er nicht gut aus den Zapfen herausklauben und liest ihn deshalb gewöhnlich vom Boden auf. Seine Jungen füttert er vorzugsweise mit Kerbthieren groß.

Auch bei uns nistet der Gimpel regelmäßig, besonders in gebirgigen Gegenden, wo große Strecken mit Wald bestanden sind und dieser heimliche, wenig besuchte Dickichte enthält. Ausnahmsweise siedelt sich der Gimpel aber auch in Parks und großen Gärten an, vorausgesetzt, daß er sich hier vom Wohlwollen der Besitzer überzeugt hat. Das Nest besteht äußerlich aus dürrer Fichten-, Tannen- und Birkenreischnen, auf welche eine zweite Lage äußerst feiner Wurzelsfasern und Bartflechten folgen, welche innerlich mit Reh- und Pferdehaaren oder auch nur mit zarten Grasblättern und feinen Flechtentheilen ausgefüllt werden. Zuweilen wird der innere Wand auch wohl Pferdehaar oder Schafswolle beigemischt. Im Mai findet man in diesem Neste vier bis fünf verhältnißmäßig kleine, rundliche, glattschalige Eier, welche auf bleichgrünlichem oder grünlichbläulichem Grunde mattviolette oder schwarze Flecken und rothbraune Punkte, Büge und Schnörkel zeigen. Das Weibchen zeitigt die Eier binnen zwei Wochen und wird, so lange es





Zeilig, Etieglig und Gimpel.



auf dem Neste sitzt, von dem Männchen ernährt. Beide Eltern theilen sich dann in die Erziehung ihrer Kinder, welche sie äußerst zärtlich lieben und mit Lebensgefahr zu verteidigen suchen.

Im Gebirge werden die jungen Gimpel, noch ehe sie flügge sind, aus dem Neste genommen und im Zimmer erzogen und gelehrt. Je früher man nämlich den Unterricht an ihnen beginnen kann, um so günstiger ist das Ergebnis. Ein guter Lehrer gehört selbstverständlich auch dazu; denn ein schlechter verdirbt mehr, als er lehrt. Auf dem Thüringerwalde werden jährlich Hunderte junger Gimpel erzogen und dann durch besondere Vogelhändler nach Berlin, Warschau, Petersburg, Amsterdam, London, Wien, ja selbst nach Amerika gebracht. Der Unterricht beginnt vom ersten Tage ihrer Gefangenschaft an, und die hauptsächlichste Kunst des Unterrichts besteht darin, daß der Lehrer selbst das einzulübende Lied möglichst rein und immer gleichmäßig vorträgt. Man hat versucht, die Gimpel mit Hilfe von Drehorgeln zu lehren, aber nur wenig Erfolg erzielt. Selbst die Flöte kann das nicht leisten, was ein gut pfeifender Mund vorträgt. Einzelne Gimpel lernen ohne große Mühe zwei bis drei Stückchen, während andere immer Stümper bleiben; einzelne behalten das Gelehrte zeitlebens, andere vergessen es namentlich während der Mauser wieder. Auch die Weibchen lernen ihr Stücklein, obwohl selten annähernd so voll und rein, wie die Männchen. Von diesen werden einzelne zu wirklichen Künstlern. Bluthänflinge und Schwarzdrosseln wird man manches Lied nicht übel pfeifen hören; aber dem Gimpel kommt an Reinheit, Weichheit und Fülle des Tons kein deutscher Vogel gleich. Es ist unglücklich, wie weit er gebracht werden kann. Er lernt oft die Weisen zweier Lieder und trägt sie so flötend vor, daß man sich nicht satt daran hören kann. Das Liebenswürdige des zahmen Gimpels wird durch seine außerordentliche Zahmheit und durch die Anhänglichkeit an seinen Herrn vermehrt. Unter allen Vögeln dieser Art verdient einer genauer geschildert zu werden, den sein Besitzer selbst aufgezogen und gelehrt. Er hing ganz tief, so daß man nahe zu ihm treten und sich mit ihm unterhalten konnte. Er scheute sich auch vor fremden Menschen nicht. Wenn er das gelernte Lied, welches er wunderschön vortrug, pfeifen sollte, ging sein Herr zu ihm, rief ihn beim Namen und verbeugte sich drei Mal, was der Vogel jedes Mal mit großer Freude und Anmuth erwiderte. Nach der dritten Verbeugung fing er die herrliche Weise zu pfeifen an und vollendete sie in einem Zuge ohne die geringsten Fehler. Er erwartete nun von seinem Herrn die Bezeugung der Zufriedenheit und war außer sich vor Freude, wenn er recht gelobt wurde. Sonderbar war es, daß er bei jedem Manne, welcher sich ihm näherte und ihn gehörig mit Verbeugungen begrüßte, ein Gleiches that, aber nie einem Frauenzimmer Gehorsam leistete. Eine Verwandte des Besitzers setzte dessen Mühe auf und näherte sich mit ihr dem unhoflichen Vogel, aber er blieb unfolgsam, wie bisher.

So weit wird aber selten ein Gimpel gebracht, und soll er dahin kommen, dann muß er frühzeitig aus dem Neste genommen werden, darf außer der Weise, die er lernen soll, keine andern Töne hören; er ahnt sonst auch diese nach. Da kann es dann kommen, wie bei jenem, der die Hälfte des gelehrten Liedchens, seinen Waldgesang, das Geschrei der Sperlinge, das Krähen des Haushahns u. dgl. unter einander vortrug.

Es ist erklärlich, daß gut gelernte und gezähmte Gimpel viel Freude verursachen; sie werben aber auch selbst förmlich um die Gunst der Menschen, von denen sie Freundliches erfahren haben. Vielleicht gibt es keinen andern Stubenvogel, welcher in demselben Grade zahm wird, wie der Gimpel. Das Vorherrschen seines Gemüthes über den Verstand macht sich bei genauer Beobachtung bald bemerklich. Der Gimpel tritt nicht bloß in ein Abhängigkeitsverhältniß zu dem Menschen, sondern schließt warme Freundschaft mit ihm. Er verlangt, daß dieser sich mit ihm beschäftige; er äußert seine Freude über das ihm gespendete Lob oder seine Trauer über den ihm gewordenen Tadel. „Wir haben hier öfters welche gehabt“, sagt Lenz, „welche jedesmal eine lebhafteste Freude äußerten, sobald ein gemeiner Mann aus dem nächsten Städtchen, wo sie aufgezogen worden, in die Stube trat, ja, die oft schon ganz unruhig wurden, wenn sie Jemand von dort vor der Thür sprechen hörten. Ja, wir kennen bereits mehrere Beispiele, daß Gimpel in Folge allzu heftiger Gefühlserregung starben. Eine meiner Familie befreundete Frau besaß einen Gimpel, welcher so zahm war, daß er von seinem Bauer aus das ganze Zimmer durchstreifen durfte. Eines Nachmittags konnte sich die Herrin nicht mit dem Vogel abgeben, so sehr er auch wiederholt um Liebkosungen bat. Sie mußte ihn endlich, gestört durch sein Umherfliegen, in den Käfig sperren und diesen, weil der Gimpel sehr unglücklich sahien, mit dem Tuche verhängen. Der Gimpel stieß noch einige traurige Töne aus, als ob er um Freiheit und Liebe bitte, wurde dann ganz still, zog seinen Kopf ein, sträubte das Gefieder und fiel todt von seiner Sitzstange herab. Das gerade Gegentheil hat ein alter Herr meinem Vater berichtet. Er mußte verreisen, und sein Gimpel war sehr traurig und still während seiner



Abwesenheit. Die Freude unseres Vogels kannte aber keine Grenzen mehr, als sein Freund und Gebieter zu ihm zurückkehrte; er schlug mit den Flügeln, nickte freundliche Grüße zu, wie es ihm gelehrt worden war, sang die Lieblingslieder, flatterte auf und nieder, wurde plötzlich ruhig und fiel todt zu Boden. Ihn hatte die Freude getödtet."

Jung ausgeflogene Gimpel können zum Aus- und Einsiegen gewöhnt werden. Es ist wahrhaftig kein Wunder, daß man solchen Vogel lieb gewinnt. Dazu kommt nun noch, daß der Gimpel sich sehr leicht im Käfig erhalten läßt. Wenn man ihm einen geräumigen Bauer gibt, diesen reinlich hält und ihn mit Badewasser versorgt, begnügt er sich gern mit bloßem Rübsamen. Doch ist es anzurathen, daß man ihm ab und zu Grünzeug aller Art: Salat, Kohl, Brunnenkresse, Vogelniere, Kreuzwurz und mancherlei Beeren nicht vorenthält; man befriedigt damit gewissermaßen eine Lederei. Bei geeigneter Pflege kann man ein gefangenes Paar sogar leicht zum Nisten bringen.

Der Fang des Gimpels verursacht dem Geübten kaum Schwierigkeiten; der Fang zur Geselligkeit, welcher gerade bei diesen Vögeln besonders ausgebildet ist, wird ihm verderblich. Wer seinen Vockton gut nachzupfeifen versteht, kann ihn im Walde nach und nach weite Strecken fort und an den Ort hinlocken, wo er ihn hinhaben will. Kaum braucht man dann neben den Spreuteln, Kloben und Veimruthen noch einen lebenden Vogel seiner Art; schon ein ausgestopfter thut oftmals dieselben Dienste. Außerdem geht der Gimpel ohne langes Besinnen auf den mit Vogelbeeren geköberten Herd, unter das Rudnetz, in Reisentasten, auf den Lockbusch, kurz auf oder in alle Arten von Fallen. Mit dem Feuertöcher erlegt ihn wohl nur der Naturforscher, denn einen Gimpel seines Fleisches wegen zu tödten, ist wahrhaftig ein Verbrechen. Ebensowenig ist man berechtigt, ihn als schädlich zu erklären und zu verfolgen.

Vor etwa zwanzig Jahren galt ein bei uns wohnendes Mitglied der Gimpelfamilie noch überall in Deutschland, wo es sich blicken ließ, als seltene Erscheinung: gegenwärtig ist dies nicht mehr der Fall. Der Girlich ist nach und nach eingewandert und hat sich einen Landstrich nach dem andern erobert. Gegenwärtig ist er bereits bis nach Thüringen vorgeedrungen und wahrscheinlich wird er hier binnen wenigen Jahrzehnten ebenso häufig sein, als er es in den Rheinländern bereits ist. Wir dürfen uns freuen, daß ihn unser Deutschland gefällt; denn wir erhalten durch ihn einen der anmuthigsten Gartenbewohner, welchen wir uns wünschen können.

Der Girlich oder Grilisch, Hirngirl, Hirngritterl, Schwäderlein, Zimit, Kanarienzischen etc. (*Serinus hortulanus*), hat mit dem allbekanntesten Kanarienvogel viel Uebereinstimmendes. Sein Gefieder ist der Hauptfarbe nach gelblich oder grün. Er ist ein prächtiges, unserem Zeißig nicht unähnliches Vögeltchen von  $4\frac{1}{2}$  Zoll Länge. Der Vorderkopf, die Kehle, Gurgel und Brustmitte sind grünlich hochgelb, der Bauch lichtgelb, die Oberseite dagegen d. h. Hinterkopf, Oberhals und Oberriiden olivengrün. Ueber die Flügel verlaufen zwei gelbliche Binden, die Schwingen und Steuerfedern sind einfach schwarzgrau, grünlich gesäumt.

In Deutschland ist der Girlich ein Wandervogel, welcher regelmäßig im Frühjahr und zwar in den letzten Tagen des März oder in den ersten Tagen des April erscheint und bis in den Spätherbst hin bei uns verweilt. In ganz Südeuropa streicht er während des Winters höchstens von einem Ort zum andern, ohne jedoch eine wirkliche Wanderung anzutreten. Hier ist er überall viel häufiger als bei uns. In Deutschland war er vor wenig Jahren noch weit seltener als gegenwärtig; er eroberte sich unser Vaterland mehr und mehr. Früher traf man ihn bloß im Südosten und Südwesten, jetzt ist er bereits bis Mitteldeutschland vorgeedrungen.

Der Girlich ist ein sehr schmucker, lebendiger und anmuthiger Vogel, welcher auch recht leidlich singt. In seinem Betragen hat er manches Eigenthümliche. Die ersten Ankömmlinge bei uns sind immer Männchen; die Weibchen folgen später nach. Erstere machen sich sogleich durch ihren Gesang und ihr unruhiges Treiben sehr bemerkbar; sie setzen sich auf die höchsten Baumspitzen, lassen die Flügel hängen, erheben den Schwanz ein wenig, drehen sich beständig nach allen Seiten und singen dabei eifrig.

Der Gesang ist für einen Finken eigenthümlich; und man vergleicht ihn mit dem Gesange des Flühvogels oder der Heckenbraunelle. Ausgezeichnet kann man den Gesang gerade nicht nennen: er ist zu einförmig und enthält zu viel schwirrende Klänge. Der Name Hirngritterl, welchen das bayerische Volk dem Girlich gab, ist gewissermaßen ein Klangbild dieses Gesanges.

Das Nest ist ein kleiner Kunstbau, aber ziemlich verschieden zusammengesetzt. Am meisten ähnelt es dem Neste unseres Edelfinken. Zuweilen ist es fast nur aus dünnen Würzeln

erbaut; zuweilen besteht es aus Halmen, Gras und Heu. Innen ist es äußerst fein und weich mit Haaren und Federn ausgelegt. Es steht bald höher, bald tiefer, immer aber möglichst verborgen im dichten Gezweig eines Busches oder Baumes. Das Gelege enthält vier bis fünf kleine, stumpfbauchige Eier, welche auf schmutzig weißen oder grünlichen Grunde überall, am stumpfen Ende jedoch mehr als an der Spitze mit mattbraunen, rothen, rothgeaun, purpurschwarzen Punkten, Flecken und Schnörkeln gezeichnet sind. In Deutschland beginnt die Brutzeit Mitte Aprils. Höchst wahrscheinlich macht ein und dasselbe Paar mindestens zwei Bruten im Jahre.

Allerlei kleine Körner und Sämereien bilden die Nahrung des Gimpel. In der Gefangenschaft ernährt man ihn mit Rübsen, Mohn, Hirse und andern feinen Sämereien; Hanfskörner kann er mit seinem zarten Schnäbelchen nicht bewältigen, wenn sie ihm jedoch zerquetscht vorgelegt werden, nimmt er dieselben gern an. Wasser ist ihm unentbehrlich; er trinkt viel und verdurstet sehr leicht. Jung Eingefangene gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, werden aber nicht sonderlich zahm. Sie bekunden auch im Käfig viele gute Eigenschaften. Die Männchen singen sehr fleißig, fast das ganze Jahr hindurch. Sie sind immer munter und guter Dinge, friedfertig andern Vögeln gegenüber und gesellig im hohen Grade.

Dreihundert Jahre sind verflossen, seit der Kanarienvogel durch Züchtung über die Grenzen seiner wahren Heimat hinauszgeführt und Weltbürger geworden ist. Wie wenn von zwei Brüdern einer eine Laufbahn wählt, die ihn durch Günst des Schicksals, seinen Begabungen eine ungeahnte Entfaltung gestattend, auf einen jener glänzenden Gipfel des Ruhmes hebt, an denen das Auge der Menschheit haftet, der andere aber im nächsten Umkreise seiner Geburtsstätte, den stillen Sitten und der schlichten Tracht seiner ländlichen Vorfahren getreu, nur von wenigen nahen Freunden gekannt und geschätzt, unberühmt und doch glücklicher vielleicht, fortlebt; ganz so ist es den beiden Arten eines Vogels ergangen, den die Natur ursprünglich zum Schmuck einsamer Inseln des Weltmeeres bestimmt hatte. Der gesittete Mensch hat die Hand nach ihm ausgestreckt, ihn verpflanzt, vermehrt, an sein eigenes Schicksal gekettet und durch Wartung und Pflege zahlreich auf einander folgender Geschlechter so durchgreifende Veränderungen an ihm bewirkt, daß wir jetzt fast geneigt sind zu irren, indem wir in dem goldgelben Vögeln das Urbild der Art erkennen möchten und darüber die wilde, grünliche Stammart, die unverändert geblieben ist, was sie von Anbeginn her war, beinahe vergessen haben. Wenn es nun für den Freund der Natur überhaupt von Wichtigkeit ist, das Lebensbild jeder beliebigen Art in möglichst klaren Zügen vor sich entrollt zu sehen, so wird im vorliegenden Falle die Theilnahme dadurch noch erhöht, daß wir es mit dem Urzustande eines Wesens zu thun haben, welches eine Geschichte besitzt und Vergleiche mancherlei Entwicklungsstufen gestattet, welches, als ein Bestandtheil häuslicher Beschäftigung sich mit unsern frühesten Erinnerungen verknüpft, fast möchten wir sagen, als Echo des Familienglücks eine wahrhafte Theilnahme des Herzens in Anspruch nimmt und zuletzt noch, abgesehen von seiner Schönheit und seinen übrigen fesselnden Eigenschaften, aus weiter Ferne in unser Vaterland eingebürgert, seit lange schon für mehrere tausend arme Gegenden desselben eine nicht unbedeutende Erwerbquelle geworden ist.

Die Naturforscher früherer Jahrhunderte schmückten das Wenige, welches sie über das heimatische Leben des Kanarienvogels uns zu sagen wußten, wohl auch noch mit allerlei Zuthaten aus; sie irren sich selbst über das Vaterland. Erst Humboldt spricht mit der ihm eigenen Bestimmtheit von dem wilden Kanarienvogel, welchen er im Jahre 1799 während seines Aufenthalts auf Teneriffa kennen lernte. Spätere Naturforscher und selbst Vogelkundige behandeln ihn mit Geringschätzung; aber erst Volle widmet ihm eine ebenso anziehend geschriebene, als ausführliche Schilderung, und ihm danken wir denn jetzt eine Kenntniß, welche wenig oder nichts zu wünschen übrig läßt. Derselbe fand den Vogel auf den fünf Waldinseln der kanarischen Gruppe, auf Gran Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma und Ferro, aber auch auf Madeira und glaubt, daß das Thierchen früher noch auf mehreren andern, jetzt entwaldeten Inseln vorgekommen sein mag. Er lebt nämlich an den gedachten Orten überall, wo dicht wachsende Bäume mit Gestrüpp abwechseln, vorzugsweise also längs der Wasserbetten jener Inseln, welche während der Regenzeit Bäche sind, während der trockenen Zeit aber versiegen, demungeachtet jedoch von einem üppig grünen Pflanzensaume eingefast sind. Nicht minder häufig ist er in den Gärten und die Wohnungen des Menschen und zwar inmitten volkreicher Städte ebensovoll, wie an den abgelegensten stillsten Winkeln der Insel.



Der wilde Kanarienvogel, welcher auch in seiner Heimat von Spaniern und Portugiesen „Canario“ genannt wird (*Dryospiza canaria*), ist merklich kleiner und gewöhnlich auch etwas schlanker, als derjenige, welcher in Europa gezähmt gehalten wird. Bei dem alten Männchen ist der Rücken gelbgrün mit schwärzlichen Schaftstrichen und sehr breiten, hellaschgrauen Federändern, welche beinahe zur vorherrschenden Farbe werden. Der Bürzel ist gelbgrün, die Oberschwanzdeckfedern aber sind grün, aschgrau gerandet; Kopf und Nacken sind gelbgrün mit schmalen grauen Rändern, die Stirn und ein breiter Augenstreif, welcher nach dem Nacken zu kreisförmig verläuft, sind grünlich goldgelb, ebenso Kehle und Oberbrust, die Halsseiten dagegen aschgrau. Die Brustfärbung wird nach hinten hin heller, gelblicher; am Bauch weißlich, die Schultern schön zeisiggrün, matschwarz und blasgrünlich gebändert, die schwärzlichen Schwungfedern sind schmal grünlich, die schwarzgrauen Schwanzfedern weißlich gesäumt. Der Augenring ist dunkelbraun; Schnabel und Füße sind bräunlich fleischfarben. Dieses Kleid wird erst nach Abschluß des zweiten Lebensjahres angelegt und es ist zu bemerken, daß die Gesamtfärbung im großen Ganzen mit dem Kleid desjenigen zahmen Kanarienvogels übereinstimmt, welchen wir den grünen oder grauen nennen.

Die Nahrung des wilden Kanarienvogels besteht größtentheils, wenn nicht ausschließlich, aus Pflanzenstoffen, aus kleinem Gesäme, zartem Grün und saftigen Früchten, namentlich aus Feigen. Wasser ist für den Kanarienvogel ein gebieterisches Bedürfnis. Er fliegt oft, meist gefellig, zur Tränke und liebt das Baden, bei welchem er sich sehr naß macht, im wilden Zustande ebenso sehr als im zahmen.

„Paarung und Nestbau“, berichtet Volle, „ersolgen im März, meist erst in der zweiten Hälfte desselben. Nie baute der Vogel in den uns zu Gesicht gekommenen Fällen niedriger, als acht Fuß über dem Boden, oft in sehr viel bedeutenderer Höhe. Für junge, noch schlauke Bäumchen scheint er besondere Vorliebe zu hegen und unter diesen wieder die immergrünen oder sehr früh sich belaubenden vorzüglich gern zu wählen. Wir fanden das erste uns zu Gesicht gekommene Nest auf einem etwa zwölf Fuß hohen Buchsbaume, der sich über einer Mirtenhecke erhob. Es stand, nur mit dem Boden auf den Ästen ruhend, in der Gabel einiger Zweige, unten breit, oben sehr eng mit äußerst zierlicher Mundung, nett und regelmäßig gebaut. Es war durchweg aus schneeweißer Pflanzenwolle zusammengesetzt und nur mit wenigen dünnen Hälmchen durchwebt. Das erste Ei wurde am 30. März, dann täglich eines hinzu gelegt, bis die Anzahl von fünfem beisammen war, welches die regelmäßige Zahl des Geleges zu sein scheint. Die Eier sind blaß meergrün mit röthlich braunen Flecken besät, selten beinahe oder ganz einfarbig. Sie gleichen denen des zahmen Vogels vollkommen. Ebenso hat die Brutzeit durch die Zähmung keine Veränderung erlitten; sie dauert beim wilden Kanarienvogel ebenfalls ungefährl. dreizehn Tage. Die Jungen bleiben im Nest, bis sie vollständig besiedert sind und werden noch eine Zeit lang nach dem Ausfliegen von beiden Eltern, namentlich aber vom Vater, aufs sorgsamste aus dem Kropfe gefüttert. Die Zahl der Bruten, welche in einem Sommer gemacht werden, beträgt in der Regel vier, mitunter auch nur drei.“

„Sämmtliche Nester waren auf gleich saubere Weise aus Pflanzenwolle zusammengesetzt; in einzelnen fand sich kaum ein Grassalm oder Rasenstückchen zwischen der glänzenden Pflanzenwolle. Das Männchen sitzt, während das Weibchen brütet, in dessen Nähe, am liebsten hoch auf noch unbelaubten Bäumen. Von solchen Ruhepunkten aus läßt es am liebsten und längsten seinen Gesang hören. Es ist eine Freude, dann dem kleinen Künstler zu lauschen, zumal wenn es, wie uns das häufig vergönnt war, von dem Erker eines Iselno-Hauses herab geschehen kann, wo man sich oft in der Höhe des singenden Vogels befindet, der in ganz geringer Entfernung vor uns sitzt. Wie bläht er dann seine kleine gesangreiche Kehle auf, wie wendet er die goldgrün schimmernde Brust bald rechts, bald links, sich im Strahl seiner heimatlichen Sonne badend, bis auf einmal der leise Ruf des im Neste verborgenen Weibchens sein Ohr trifft und er mit angezogenen Flügeln sich in das Blättermeer der Baumkrone stürzt. In solch einem Augenblick, umgeben von der Blütenpracht und den Düften seines Vaterlandes, ist das unscheinbare grüne Vögeltchen schöner, als die schönsten seiner Brüder, die in Europa die Tracht der Sklaverei tragen. Es ist ja an seiner Stelle, und die Weise seines Liedes versetzt um so weniger einen unwiderstehlichen Zauber zu üben, als durch alle Sinne zugleich weiche und wohlthuende Empfindungen auf den Zuhörer einwirken und mit dem Reize des Fremdartigen sich gerade durch diese Vogelstimme träumerische Erinnerungen der Kindheit mischen. Unzweifelhaft ist nichts mehr im Stande gewesen, uns anzuhelmeln und das Gefühl des Fremdseins auf den Inseln zu verschleichen, als gerade der überall uns freundlich grüßende Gesang des wilden

Kanarienvogels, der dort etwa in derselben Häufigkeit, wie der Schlag des Finken in Deutschland ertönt."

"Es ist viel über den Werth des Gesanges geredet worden. Von einigen überschätzt und allzusehr gepriesen, ist er von Andern einer sehr strengen Beurtheilung unterzogen worden. Man entfernt sich nicht von der Wahrheit, wenn man die Meinung ausspricht, die wilden Kanarienvögel fangen, wie in Europa die zahmen. Der Schlag dieser letzteren ist durchaus kein Kunstzeugniß, sondern im Ganzen geblieben, was er ursprünglich war. Einzelne Theile des Gesanges hat die Erziehung umgestaltet und zu glänzenderer Entwicklung bringen, andere der Naturzustand in größerer Frische und Reinheit bewahren mögen, das Gepräge beider Gefänge aber ist noch jetzt vollkommen übereinstimmend und beweist, daß, mag ein Volk auch seine Sprache verlieren können, eine Vogelart dieselbe durch alle Wandlungen äußerer Verhältnisse unverfehrt hindurchträgt. So weit das unbefangene Urtheil. Das befangene wird bestochen durch die tausend Reize der Landschaft, durch den Zauber des Ungewöhnlichen. Was wir vernehmen, ist schön; aber es wird schöner noch und klangreicher dadurch, daß es nicht im staubigen Zimmer, sondern unter Gottes freiem Himmel erschallt, da wo Rosen und Jasmin um die Chypresse ranken und die im Raum verschwimmenden Klangwellen das Harte von sich abstreifen, welches an dem meist in zu großer Nähe vernommenen Gesang des zahmen Vogels tabelnswürth erscheint. Und doch begnügt man sich nicht, mit dem Ohre zu hören; unmerklich vernimmt man auch durch die Einbildungskraft, und so entstehen Urtheile, die später bei Andern Enttäuschungen hervorrufen."

"Der Flug des Kanarienvogels gleicht dem des Hänflings. Er ist etwas wellenförmig und geht meist in mäßiger Höhe von Baum zu Baum, wobei, wenn der Vogel schwarmweise fliegt, die Glieder der Gesellschaft sich nicht dicht an einander drängen, sondern jeder sich in einer kleinen Entfernung von seinem Nachbar hält und dabei einen abgebrochenen, oft wiederholten Lockruf hören läßt. Der Fang dieser Thierchen ist sehr leicht, zumal gehen die Jungen fast in jede Falle, sobald nur ein Lockvogel ihrer Art daneben steht: ein Beweis mehr für die große Geselligkeit der Art. Gewöhnlich bedient man sich, um ihrer habhaft zu werden, auf den Kanaren eines Schlagbauers, der aus zwei seitlichen Abtheilungen besteht, den eigentlichen Fallen mit aufstellbarem Trittholz, getrennt durch den mitten inne befindlichen Käfig, in welchem der Lockvogel sitzt. Dieser Fang wird in baumreichen Gegenden, wo Wasser in der Nähe ist, betrieben und ist in den frühen Morgenstunden am ergiebigsten. Der Preis junger, bereits ausgeflogener Vögel pflegt in Santa Cruz, wenn man mehrere auf einmal nimmt, etwa 2½ Egr. für das Stück zu betragen. Frisch gefangene alte Männchen werden mit 10 Egr. bezahlt. In Canaria sind, trotz der daselbst herrschenden größeren Billigkeit, die Preise um vieles höher, was allein schon hinreichen würde, ihre größere Seltenheit daselbst darzuthun."

In der Gefangenschaft gibt es kaum einen empfindlicheren Körnerfresser als diesen Wildling, von welchem viele an Krämpfen zu Grunde gehen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln kann man darauf rechnen, während der Seereise und unmittelbar nach derselben die Hälfte der Vögel einzubüßen.

Ueber das Gefangenleben des zum Hausvogel gewordenen Kanarienvogels wollen wir Lenz reden lassen. „Um zu erfahren, wo jetzt die beste Kanarienzucht zu finden, habe ich alle Theile Deutschlands und alle rings um dasselbe liegenden Länder durchsucht, habe auch deswegen mit noch ferneren Ländern mich in Verbindung gesetzt und bin nun überzeugt, daß jetzt die besten Kanarienvögel in Andreasberg auf dem Harz und einigen ihm benachbarten Dörfern gezogen werden."

"In Andreasberg findet man fast Haus für Haus eine besondere Stube oder einen bedeutenden Theil der Wohnstube für die Kanarienhede eingerichtet. Gar Mancher löst jährlich aus dem Ertrag 70 bis 80 Rthlr., und im ganzen werden von da, wie mir dortige Beamte sagten, jährlich für etwa 12,000 Rthlr. Kanarienvögel verkauft. — Wann sich dieser Erwerbszweig dort festgesetzt, weiß kein Mensch; aber jedenfalls wird er durch dreierlei Vortheile unterstützt: 1) die Wohlfeilheit des Holzes, so daß man in dem rauhen Klima den Thierchen immerfort eine warme Stube bieten kann; 2) den herrlichen Sommerrübsamen, welchen man aus der nicht gar weit entfernten goldenen Aue bezieht und 3) die gute Semmel, für welche ebenfalls die goldene Aue den Stoff liefert. — Der Gesang der Andreasberger Vögel ist äußerst verschieden; einen schlechten habe ich dort gar nicht gehört, dagegen viele, die fast ganz aus feinen schwirrenden und schnurrenden Trillern, tiefen Rollen, gluckenden Tönen, Hohlpffeifen u. s. w. zusammengesetzt und von Fehlern fast oder ganz frei sind. — So viel als möglich ziehen die Leute in Andreasberg nur einfarbig blaßgelbe Vögel ohne Hauben, und zwar deswegen, weil



der einfarbige Vogel keine unregelmäßige Zeichnung haben kann und weil der blaßgelbe gleich im Neste, wenn er ein Männchen ist, als solches daran erkannt werden kann, daß sein Gelb um die Augen und um die Schnabelbasis dunkler ist. Dieses Zeichen bleibt auch nach dem Ausfliegen noch eine Zeitlang deutlich genug, und danach werden die Männchen von den Weibchen getrennt. Die letzteren scheidet man schon im Sommer, so weit man sie nicht selbst behalten kann, durch Herumträger in die Welt; die jungen Männchen und ausgeflichteten alten werden Ende Oktobers oder Anfang Novembers an einzelne Händler, die sie hundertweise nehmen, verkauft und in die großen Städte, namentlich auch viel nach Rußland und Amerika ausgeführt.“

„Auch an der Nordseite des Harzes bis Braunschweig, und an der Südseite bis Bodungen und Duderstadt werden sehr viel Kanarienvögel gezogen und als harzer Vögel in den Handel gebracht. Sie sind aber bedeutend geringer an Güte des Gesanges, doch in der Regel besser als diejenigen, welche man weit vom Harzwald zieht. — Die Behauptung, welche man früherhin oft in Schriften fand, „daß in Tirol die meisten und besten Kanarienvögel gezogen würden, und daß dort der Hauptsitz der Zucht und des Handels in Znst wäre“, war irrig. Ich habe die Sache in Tirol und Znst selbst untersucht und gefunden, daß dort nur sehr wenig und sehr geringe Vögel seit Menschengedenken gezogen werden. — Auch in Belgien, dessen Kanarienvögel als holländische in Menge nach England und Amerika gehen, habe ich genau nachgesehen und gefunden, daß die dortigen Vögel besonders groß, schlank, schön gelb, an Gesang aber sehr gering sind.“

„Um gut singende Vögel zu haben, muß man durchaus Männchen und Weibchen von gut singender Rasse anschaffen und ganz darauf verzichten, seine Kanarienvögel bei Lerchen, Finken, Nachtigallen u. s. w. in die Lehre zu thun. Was sie da lernen, ist unnatürlich und wird deswegen leicht vergessen. In Andreasberg hält man streng darauf, daß die jungen Vögel nur bei weisterhaft schlagenden alten lernen. Junge, in der Lehre befindliche Vögel hänge man so, daß sie gar keinen zwischierenden oder singenden Vogel, außer ihrem Lehrmeister und namentlich auch keine Kanarienweibchen hören, denn von letzteren lernen sie leicht elende, kurze Strophen. Der Platz muß so gewählt sein, daß neben dem Lehrling oft Menschen hin und her gehen, damit er zahm bleibt oder wird; ferner so, daß er weit vom Fenster ist, da dessen Nähe den Vogel zerstreut, so daß er sich gewöhnt, abgebrochen zu singen und ihn heftig macht, so daß er sich anz Schreien gewöhnt. Das Futter bestehe ganz einfach aus Sommerrübsamen und in Wasser geweichten Semmelkrümchen, damit der Vogel sich nicht vorzugsweise mit Fressen, sondern lieber mit Singen beschäftigt. Alles Grüne verleitet ihn zu unnützem Knupfern. Sowie man merkt, daß er sich mit Zupfen an Fädchen, Spänchen und Papier u. dgl. belustigt, ist solcher Lust ein Ziel zu setzen, indem man den Gegenstand, woran gezupft wird, wegnimmt; auch gebe man dem Vogel, wenn er das Knupfern nicht läßt, was den Drang, seine Schnabelscheiden etwas abzustumpfen, anzeigt, täglich vier harte Haferkörner, an denen er die gewünschte Arbeit für seinen Schnabel haben kann. Kann man einen jungen Vogel zwei Jahre lang bei seinem Lehrmeister lassen, so lernt er sicher soviel, als ihm nach seinen Fähigkeiten möglich ist. Von fremden Vögeln sind dem Gesang des jungen Kanarienvogels die Erlenzeisige, Stieglitze und Hänflinge am gefährlichsten; doch wird die Gefahr sehr gemindert, wenn mehrere Kanarienvögel gleichen Schlages beisammen sind.“

„Den Käfig betreffend, so ist zu bemerken, daß man sich vor solchen zu hüten hat, welche Messing enthalten oder mit Farbe angestrichen sind; daß der Boden mit Sand beworfen sein muß; und daß nebenbei ein Stückchen Lehm und zerstoßene Eier- oder Schneckenkalk willkommen sind; daß Lindenhölz die besten Eistabchen gibt; daß der Käfig so wenig Ritzen, als möglich haben muß, und daß, sobald sich Ungeziefer in den Ritzen oder am Vogel zeigt, der Käfig mit Lein- oder Rüßöl überall, wo irgend ein Ritze ist, tüchtig gesalbt werden muß. — Die Weibchen thut man, sofern sie sich friedfertig gegen einander betragen, was nicht immer der Fall ist, außer der Hochzeit in großen Käfigen zusammen und von den Männchen weg.“

„Der Platz, welchen man dem Käfig anweist, ist am besten Winter und Sommer über lau oder ziemlich warm. Grelle Sonnenhitze, der sich der Vogel nicht entziehen kann, ist schädlich, eine schattende Decke schützt ihn genügend dagegen. Den Weibchen schadet es durchaus nicht, wenn sie in einer Kammer, wo die Luft oft gegen den Gefrierpunkt sinkt, überwintert werden. Männchen singen unter solchen Umständen wenig oder gar nicht. — Wie viel Grade der Kälte Kanarienvögel ertragen können, geht aus Erfahrungen hervor, wonach dieselben in ungeheizten Lokalen überwinterten, in welchen die Kälte auf zehn, ja vorübergehend selbst auf zwanzig Grad R. stieg, ohne schädliche Nachwirkung für die Vögel.“

„Ein im geschlossenen Raume hängender Kanarienvogel ist vor scharfem Zugwind zu schützen. Er kann durch ihn augenblicklich heiser werden. Es tritt auch die Heiserkeit ohne Zug öfters ein, wenn Vögel zu gut gefüttert werden. — Alle Mittel scheinen gegen dieses Uebel nicht zu helfen. Die beste Wirkung zeigte eine bloß aus Kanariensamen bestehende Fütterung und neben dieser täglich etwas geriebene Möhre. — Es gibt auch Dünste, die schädlich werden können. Einer meiner Onkel stellte eines Abends eine blühende *Orehis bifolia* in die Stube, wo er drei Kanarienvogel hatte. Am folgenden Morgen waren die zwei Weibchen todt, das Männchen lag wie sterbend am Boden, wurde noch schnell in frische Luft gebracht und so gerettet. Tabakrauch schadet nicht.“

„Was die Fütterung betrifft, so bin ich jetzt fest überzeugt, daß die zu Andreasberg gebräuchliche jedenfalls die beste ist. Sie besteht bloß aus Sommerrübsamen, der in Uebersuß gereicht wird, und nebenbei so viel in Wasser geweichtes Semmel, als der Vogel täglich fressen will. — Durch gemischtes, verschiedenartiges Futter erzeugt man Fresser und Schreihälse, die leicht fett werden und dann weder zur Hecke, noch zum Singen taugen. Bei guter Wartung kann ein Kanarienvogel über 20 Jahr alt werden, wovon mir Beispiele bekannt sind. Von Malaga wird mir geschrieben, daß man dort im Durchschnitt 16 Jahre rechnet.“

„Will man eine Kanariennecke anlegen, so hat man Männchen zu wählen, die nicht durch zu gutes Futter gemästet sind; Weibchen, welche fett sind, werden bei jedem Ei, das sie legen, krank, sterben auch nicht selten, ehe es zum Legen kommt, und jedenfalls geben Eier solcher Weibchen gar keine Junge oder nur Schwächlinge. Mit der übrigen Einrichtung kann man in verschiedener Weise verfahren: Man thut in einem geheizten Raume, dessen Wände weder Tapeten, noch gefärbten Kalk haben dürfen, schon im März oder April, im ungeheizten erst im Mai auf 1 oder 1½ Kubiklastern ein Männchen und drei oder vier Weibchen, für jedes Weib zwei Nester. Wenn man ein Männchen nur mit einem Weibchen paaren will, muß man einen Käfig haben, der groß, wo möglich wenigstens zwei Fuß lang, hoch und breit ist, damit die Thierchen Raum für ihre oft sehr heftigen Zänkereien haben. Dem Männchen und Weibchen gebe man, so lange sie zu dem genannten Zweck beisammen sind, neben dem gewöhnlichen Futter auch gequetschten Hanf, dann aber keinen mehr.“

„Die Nester müssen an einem ruhigen Plage so stehen, daß man sie leicht herausholen, untersuchen und wieder hinein thun kann. Kleine Nestchen taugen gar nichts, weil die Jungen aus ihnen leicht zu früh ausfliegen; aus demselben Grunde taugen auch Nester nichts, welche die Vögel gleich den wilden selbst auf hingesezte Bäumchen bauen. Die Andreasberger Nistkästchen sind von Holz, vierkantig, im Lichten volle vier Zoll weit, vier Zoll hoch. Auf den Boden lege man zwei Linien hoch Holzasphe zum Schutz gegen Milben; auf die Nische zwei Linien hoch durchgeseibten Sand; auf diesen drücke man so viel feines Moos, daß es bis gegen die Hälfte des Kästchens steigt. Auf diese Mooslage bauen die Vögelchen die Nesthöhlung aus Charpie, die man ihnen, zu ein Zoll Länge geschnitten, gibt.“

„Die Eier sind weißlich, am stumpfen Ende röthlich punktiert und werden 13 bis 15 Tage bebrütet. Badet sich das brütende Weibchen, so geschieht dadurch den Eiern kein Schaden. Hämmeret man in der Stube, oder schlägt man die Thüren tüchtig zu oder fällt ein Donner Schlag, so leiden auch hierdurch die Eier nicht. Sind die Jungen ausgekrochen, so holt man zufällig vorhandene faule Eier oder sterbende Junge heraus und wirft sie weg. Die Jungen fliegen etwa 21 Tage alt aus, können 25 bis 30 Tage alt selbst zu fressen beginnen. Vier Wochen nach dem Ausfliegen, zuweilen auch mehrere Wochen später, beginnen die jungen Vögel ihre Federn, die des Schwanzes der Flügel ausgenommen, zu wechseln, und dieser Wechsel hält, allmählich vorschreitend, einige Monate an. Noch vor der Mauser oder nach deren Beginn fangen die gesunden jungen Männchen an zu singen und sind eben daran zu erkennen, daß sie Zusammenhängendes hervorbringen, während die Weibchen nur Abgebrochenes hören lassen.“

„Es kommt nicht gar selten der unangenehme Fall vor, daß weder die Weibchen, noch die Männchen ihre Jungen in erforderlicher Weise füttern. In diesem Falle übernimmt man die Fütterung selbst, schneidet aus einem Gänsekiel ein Löffelchen und gibt eine Mischung von gequeultem und dann zerriebenem Rübsamen, etwas zerriebenem Mohn und mit Wasser angefeuchteten Semmelkrumen. — Vorjährige Weibchen pflegen zwei bis drei Bruten, jede zu drei bis fünf Eiern, zu machen, ältere drei bis vier mit drei bis sechs, oder seltener sieben Eiern. Geht eine Brut zu Grunde, so tritt auch der Fall ein, daß ein Weibchen deren fünf macht. Während der Heckezeit sehe man darauf, daß der Boden mit Sand und einigen Lehmstückchen zugleich auch mit zerstoßenen Schalen von Hühnereiern oder Schnecken bestreut sei, statt deren auch weißer Kalk aus Wänden dienen kann. — Die Fütterung während der Zeit des Brütens



und des Aufziehens der Jungen betreffend, so halte ich es fürs Beste, gar Nichts zu geben, als trockenen Sommererbsamen, ferner in einem besondern Napf in Wasser gequellten Rüb- samen und in Wasser geweichte alte Semmel. Einweichen der Semmel in Milch ist gefährlich, weil diese Masse zu leicht säuert.“

„Recht zahme Stieglitz-, Erdenzeisig-, Hänfling- und Grünsingmännchen baaren sich in der Gefangenschaft ziemlich leicht mit Kanarienvögelchen; die so gezogenen Vastarde leisten im Singen viel weniger, als echte Kanarienvögel, sind zur Fortpflanzung in ihrem zweiten Lebensjahre untauglich und leisten später in dieser Hinsicht auch nicht viel.“

„Der Kanarienvogel ist ein sehr gelehriges Thierchen. Es werden welche für Geld gezeigt, die die Buchstaben eines ihnen vorgelegten Wortes aus einem in Reihe und Glied liegenden ABC holen und das Wort daraus zusammensetzen; die aus einer Reihe von verschiedenfarbigen Pappchen die befohlene Arbeit ausführen; die subtrahiren, addiren, dividiren, multipliciren, indem sie die verlangte Zahl aus einer Reihe von hingelegeten Zahlen hervorsuchen; andere, die auf Befehl singen; die zu sterben scheinen, wenn ein Knäbchen auf sie abgefeuert wird, sich dann von zwei andern auf einem Wägelchen zu Grabe fahren lassen, dort wieder erwachen und ein schönes Stückchen singen u. s. w. — Jede Abrichtung eines Kanarienvogels oder Stieglitzes zu Kunststückchen geschieht, wie beim Hunde oder Pferde, hauptsächlich durch Hunger, und die Belohnung besteht in einem Hanfsorn oder Zuckertückchen. Er thut Alles auf Zeichen seines Herrn, die er genau kennt. Soll er z. B. ein Wort aus Buchstaben zusammensetzen, so hüpfet er an den in einer Reihe liegenden Buchstaben hin und nimmt jedes Mal denjenigen, bei welchem ihm sein Herr winkt, u. s. w.“

\* \* \*

Als die Urbilder der Finken überhaupt werden von den Naturforschern europäische und bezüglich deutsche Arten betrachtet. Es geschieht dies nicht bloß aus dem Grunde, weil sie den ersten Naturbeschreibern zunächst zur Beobachtung vorgelegen haben, sondern auch deshalb, weil sie wirklich fast alle Eigenschaften der Finkenvögel in sich vereinigen. Diesen Thieren hat man den Namen Edelfinken gegeben und den altwissenschaftlichen Namen *Fringillae* belassen. Sie haben in Asien und in Nordamerika Verwandte, gehören aber doch im wesentlichen unserm Europa an. Im allgemeinen kennzeichnet sie ein gestreckter, länglicher, kreiselförmiger, ziemlich stumpfspiziger Schnabel, ein mittelhoher Fuß, ein schmaler, ziemlich spitzer Flügel und ein ziemlich langer am Ende meistens ausgeschmittener Schwanz. Der Leibsbau pflegt lang und gestreckt zu sein; das Gefieder ist ziemlich knapp, bei dem Männchen gewöhnlich lebhaft und nach den Jahreszeiten verschieden gezeichnet. Die Weibchen sind kleiner und minder schön als die Männchen.

Wälder und Baumpflanzungen ganz Europas, auch wohl felsige, nur mit niederm Baumwuchs bestandene Gegenden bilden die Aufenthaltsorte dieser Vogel. Sie leben gesellig unter sich und mit andern Arten, keineswegs aber immer friedlich zusammen; einige sind vielmehr herrschsüchtige und zänische Gefellen, welche selbst dann, wenn die Noth sie vereinigt, mit ihren Genossen Kampf und Streit beginnen. Sämereien der verschiedensten Pflanzen und im Hochsommer Kerbthiere bilden ihre Nahrung. Die Jungen werden vorzugsweise mit Kerbthieren groß gefüttert. Die Männchen von allen Arten sind fleißige, und die einiger Arten sehr geschätzte Sänger. Beliebt und wohlgekommen sind sie eigentlich alle. Sie schaden wenig, bringen im Gegentheile nicht unbedächtlichen Nutzen und erfreuen außerdem durch ihre Lebhaftigkeit im Betragen und die angenehmen Lieder, welche sie hören lassen. In Deutschland gehören sie zu den Zug- oder wenigstens Strichvögeln; wanderlustig sind sie ohne Ausnahme, obgleich nicht alle größere Reisen antreten. Einige verweilen auch in strengen Wintern in unserm Vaterlande. Sie erscheinen frühzeitig im Jahre und beginnen sehr bald den Bau ihrer künstlichen und schönen Nester, brüten ein bis drei Mal während des Sommers, schaaren sich dann in großen Flügen zusammen, schweifen noch von Gau zu Gau und wandern dann allmählich nach südlicher gelegenen Gegenden.

Die vorzüglichen Eigenschaften der Edelfinken, ihre hohen, geistigen Begabungen, ihr reichhaltiger Gesang, ihre leichte Zähmbarkeit und ihre Genügsamkeit endlich, so weit es sich um Nahrung handelt, lassen die Finkenliebhaberei, welche namentlich in einigen Gegenden unseres Vaterlandes allgemein ist, als sehr erklärlich erscheinen. Sie sind Haus- und Stubengenossen des Menschen von Alters her und werden an einzelnen Orten mehr noch als die Nachtigall geschätzt, verehrt, ja förmlich vergöttert. Nicht wenigen Menschen sind sie ein Gegenstand der lebhaftesten Theilnahme, fortwährender Unterhaltung, ja nothwendige Bedingung zum Glück-

lichsein. Diese Worte sind buchstäblich zu nehmen; aber nur Derjenige, welcher selbst unter Finkenliebhabern gelebt hat, kann verstehen, wie und warum dem so ist. Der Fink und namentlich der Edelfink gehört in gewissen Gegenden Deutschlands zum Hause, zur Familie: er ist jedem Glied derselben geradezu unentbehrlich. Er erheitert den arbeitsmüden Mann; er läßt ihn seine Armuth vergessen.

Wenn man von den Finken im allgemeinen spricht, behält man unwillkürlich den Buch- oder Edelfinken im Auge; er ist es, welchen man unter allen seinen Verwandten obenan stellt. Von den vielen Namen, welche er sonst noch trägt, ist keiner so bezeichnend für ihn, als derjenige, welcher ihn geradezu den edelsten unter seinen Genossen nennt. Der Fink ohne alle Nebenbezeichnung, der Edel-, Buch-, Garten-, Wald-, Boot-, Kott-, Spreu-, Roth-, Schild-, Dörpfink und wie er sonst noch heißt (*Fringilla coelebs*), ist, ganz abgesehen von seiner Allbekanntheit, kaum mit einem andern Mitglied seiner Kunst zu verwechseln. Seine Länge beträgt 6, die Breite  $7\frac{3}{4}$  Zoll; das Weibchen ist wenige Linien kürzer und schmaler. Das Gefieder ist ansprechend gefärbt und gezeichnet. Bei dem Männchen ist die Stirn tiefschwarz, Kopf und Nacken sind aschblau, der Rücken ist braun, der Unterkörper mit Ausnahme des weißen Bauches weinroth, der Flügel zwei Mal weiß gebändert. Das Weibchen und die Jungen sind oben olivengraubraun, unten grau, auf den Flügeln ebenfalls gebändert.

Mit Ausnahme der nördlichsten und südlichsten Länder ist der Edelfink in ganz Europa eine gewöhnliche Erscheinung. Es gibt wenige Gegenden, in denen er nicht zahlreich auftritt. Er bewohnt ebensowohl die Nadel- wie die Laubwälder, die ausgedehnten Waldungen wie Feldgehölze, Baumpflanzungen und Gärten und meidet eigentlich nur sumpfige oder nasse Strecken. Ein Paar lebt dicht neben dem andern; aber jedes wahrt sich eifersüchtig das erkorene Gebiet und vertreibt aus demselben mit größter Strenge jeden Eindringling der gleichen Art. Erst wenn das Brutgeschäft vorüber, sammeln sich die einzelnen Paare zu größeren Schaaren und streifen nun gemeinschaftlich durch das Land.

Bei uns ist der Fink ein Sommervogel. Einzelne, namentlich Männchen, überwintern zwar auch in Deutschland; die große Menge aber wandert dem warmen Süden zu. Vom Anfang des Septembers an sammeln sich die Reiselustigen in Flüge; im Oktober haben sich die gedachten Herden gebildet, und zu Ende des Monats verschwinden sie allgemach aus unsern Gauen. Dann stellen sie sich in Südeuropa und in Nordwestafrika, aber nur sehr einzeln in Egypten ein. Auf dem Rückzuge nach Deutschland wandern die Finken in getrennten Schaaren, die Männchen besonders und zuerst, die Weibchen um einen halben Monat später. Selten kommt es vor, daß beide Geschlechter fortwährend zusammen leben. In den ersten schönen Tagen des März vernimmt man bereits regelmäßig den muntern, frischen Schlag der Heimgekehrten. Jedes Männchen hat sich den alten Wohnplatz wieder aufgesucht und harret nun sehnsüchtig der Gattin. Wenn diese ebenfalls eingetroffen ist, beginnen sofort beide die Anstalten zum Nestbau. Die Wiege für die erste Brut pflegt fertig zu sein, noch ehe die Bäume sich völlig belaubt haben.

Das Nest selbst gehört zu den schönsten und kunstreichsten von allen Vauten, welche die bei uns heimischen Vögel überhaupt ausführen. Es ist fast kugelförmig, nur oben abgeflacht. Die dicken Außenwände werden aus grünem Erdmoos, zarten Würzeln und Halmchen zusammengefeßt, nach außen hin aber mit den Flechten desselben Baumes, auf dem es steht, überzogen und diese durch Kerbtiergespinnste mit einander verbunden, so daß die Außenwände die täuschendste Aehnlichkeit mit dem Aste und namentlich mit einem alten Knorren desselben erhalten. Das Innere ist tief napfförmig und sehr weich mit Haaren und Federn, mit Pflanzen- und Thierwolle ausgepolstert. Auch der Rundige hat Mühe, ein solches Nest aufzufinden; der Unkundige entdeckt es nur durch Zufall.

Solange der Nestbau währt, und auch dann, wenn das Weibchen brütet, schlägt der Fink fast ohne Unterbrechung während des ganzen Tages, und jedes andere Männchen in der Nähe erwiedert den Schlag seines Nachbarn mit mehr als gewöhnlichem Eifer; denn nicht bloß Eifersucht, sondern auch Ehrgeiz kommt hierbei zur Geltung. Der Edelfink kämpft wie die meisten übrigen Singvögel zunächst mit der Waffe des Liebes; aber bei dem Wettkämpfen bleibt es nicht, denn die Nebenbuhler im Liebe erhitzen sich gar bald gegenseitig in so hohem Grade, daß ihnen jene Waffe nicht mehr genügt. Dann beginnt ein tolles Zagen durch das Gezweig, bis der eine den andern im buchstäblichen Sinne des Worts beim Kragen gepackt hat und beide nun, unfähig, noch zu fliegen, wirbelnd zum Boden herabstürzen.











gelten andere Benennungen, zum Theil jedenfalls für dieselben Schläge, obwohl nicht verkannt werden darf, daß die Finken je nach der Gegend verschieden schlagen.

In früheren Zeiten war die Finkenliebhaberei zur förmlichen Leidenschaft der Gebirgsleute geworden. „Es gab Messerschmiede, Schälenschnaider und Feilenhauer“, sagt ein Berichterstatter, „welche den ganzen Tag über während ihrer Arbeit am Schraubstocke dem am Fenster hängenden Vogel vorpfeifen, bis dieser die Stücken eins nach dem andern nachpfeift. Am Sonntag und am Feiertag wurden die Finken anderer Liebhaber „berührt“. Man durchstreifte die Wälder auf Meilen hin, um einen vorzüglichen Schläger zu erkunden, raufte sich blutig dieser Vögel wegen, ja es soll vorgekommen sein, daß ein wahrer Liebhaber als Tauschgegenstand für einen ersehnten Finken eine Kuh geboten und gegeben hat. Gegenwärtig ist die Liebhaberei überall im Abnehmen begriffen, jedoch noch keineswegs verschwunden. In Belgien veranstaltet man noch heutigen Tages Wettfingen unter den Finken. Die Vögel werden nach der Angabe von Lenz jeder in seinem kleinen Käfig in Reih und Glied gestellt; das Wettfingen selbst währt eine Stunde. Eigens dazu beauftragte Leute merken bei jedem einzelnen Vogel an, wie oft er in dieser Stunde schlägt; nach der Menge der Schläge werden die Preise vertheilt. Es soll Finken gegeben haben, welche in einer Stunde über 700 Mal geschlagen haben.

Es läßt sich erwarten, daß der gefangene Edelfink im Käfig ein erträgliches Loos genießt. Der wahre Liebhaber hält ihn so hoch in Ehren, daß er ihn gewiß keinen Mangel leiden läßt. Doch gibt es leider viele Leute, welche glauben, daß man die Finken blenden müsse, und zumal in Belgien ist dieser abscheuliche Gebrauch noch allgemein.

Der Edelfink wird immer mit leichter Mühe gefangen, in größter Menge während seines Herbstzuges und der einzelne am sichersten in der Nistzeit; dann wird seine rege Eifer sucht ihm zum Verderben. Man setzt einen zahmen Finken in einen Fallbauer und darf sicher sein, daß der freilebende, um einen Kampf mit demselben zu beginnen, herbeikommen und eingekerkert werden wird. Man bindet dem gefangenen Finken eine Leimruthe auf die Flügel und läßt ihn unter dem Baume, auf welchem der freilebende schlägt, umherlaufen, bis dieser ihn erspäht. Er stürzt sich dann mit Wuth von oben herab und bleibt natürlich an der Leimruthe kleben. Man wendet die Locke an u. s. w. Viel ergiebiger ist der Fang im Herbst auf Vogelherden.

Der Edelfink schafft nur Nutzen, bringt keinen Schaden. Er verzehrt im Freileben Sämereien verschiedener Pflanzen, hauptsächlich aber die des Unkrauts; in der Gefangenschaft erhält man ihn Jahre lang mit Sommerrüben. Während der Nistzeit ernährt er sich und seine Jungen ausschließlich von Kerbtieren und wird dadurch zu einem wahren Wohltäter der Wälder und Gärten. Man sollte ihn deshalb allerorten hegen und pflegen, nicht aber so schonungslos verfolgen, wie es leider noch in gar vielen Gegenden geschieht.

Der nächste Verwandte unseres Finken ist der Bergfink (*Fringilla Montifringilla*), hier oder da wohl auch Wald-, Baum-, Laub-, Buch-, Tannen-, Mist-, Roth-, Winter-, Roth-, Gold-, Quätschfink, Quäter, Wädert, Kögler, Zetscher, Zerling und Böhmer genannt, ein Vogel, welcher unsern Edelfinken im hohen Norden zu vertreten scheint, fast in jedem Winter aber, in schneereichen gewiß, unser Vaterland besucht. Seine Länge beträgt 6½ bis 7 Zoll. Im Hochzeitskleide ist das Männchen auf der Oberseite glänzend tiefschwarz, am Vorderhals und den Schultern orangerothfarben, auf dem Unterrücken, der Brust und dem Bauche weiß, an den Seiten schwarz, in den Weichen mit länglich mattschwarzen Tüpfeln gefleckt; über die Flügel verlaufen zwei weiße Binden; die untern Flügeldeckfedern sind schwefelgelb. Das Weibchen ist auf Kopf, Nacken und Rücken mehr braunschwarz, auf der Unterseite trüber und schmutziger gefärbt.

Als Heimat des Bergfinken sind die Länder des Nordens vom 65. Grad der Breite an zu betrachten. Von hieraus durchstreift und durchzieht er im Winter ganz Europa bis Spanien und Griechenland oder Asien bis zum Himalaya und kommt auf diesem Zuge sehr häufig zu uns. Bei uns erscheint er Ende Septembers regelmäßig mit Edelfinken, Hänflingen, Ammern, Feldspertlingen und Grünlingen vereinigt in Wäldern und auf Feldern. Der Bergfink hat mit seinem edeln Verwandten viele Aehnlichkeit. Auch er ist als einzelner Vogel zänkisch, jähzornig, bissig und futterneidisch, so gesellig er im übrigen zu sein scheint. Der Gesang ist ein erbarmliches Gezirp ohne Wohlklang, Regel und Ordnung, eigentlich Nichts weiter, als eine willkürliche Zusammenfügung der verschiedenen Laute. Man jagt den Bergfink bei uns hauptsächlich seines wohlschmeckenden, wenn auch etwas bittern Fleisches halber und fängt ihn namentlich auf den Finkenherden oft in großer Menge. Bei seiner Unerfahrenheit werden ihm auch andere Fallen aller Art leicht verderblich.

Hoch oben auf den Alpengebirgen der alten Welt, von den Pyrenäen an bis nach Sibirien hin, im Sommer immer über der Grenze des Holzwachses, lebt ein unserm Edelfink sehr verwandter Vogel, der Schnee- oder Steinfink (*Montifringilla nivalis*). Er unterscheidet sich von den vorstehend beschriebenen Arten durch den langen, gekrümmten, spornartigen Nagel der Hinterzehe, die langen Flügel und die gleichartige Befiederung beider Geschlechter; er wird deshalb als Vertreter einer besondern Sippe angesehen. Seine Länge beträgt  $8\frac{1}{4}$ , seine Breite 14 Zoll. Das Gefieder ist einfach, aber ansprechend gezeichnet. Bei alten Vögeln sind Kopf und Nacken aschblaugrau: der Mantel ist braun, der Oberflügel halb schwarz, halb weiß, der Unterkörper weißlich, die Kehle aber schwarz oder wenigstens schwärzlich. Der Schwanz ist mit Ausnahme seiner obern Deck- und der beiden Mittelfedern weiß; die weißen Federn an ihrer äußersten Spitze aber sind schwarz. Im Sommer ist der Schnabel schwarz, im Winter gelb, der Fuß ist schwarz, der Augenring braun.

Man begegnet dem Schneefink auf allen hohen Gebirgen und so auch auf den bairischen, salzburger, tiroler und schweizer Alpen. Hier bringt er den Sommer stets weit über dem Holzwachse und den fetten Alpenweiden in der Umgebung einer schon fast erstorbenen Natur zu, indem er nur die erhabensten rauhen und öden Gegenden nahe an der Grenze des ewigen Schnees und Eises bezieht, stets um so höher wohnt, je weiter hinauf in warmen Frühlingen der Schnee vergeht. Er hält sich in kühlen Jahren zwar etwas niedriger, jedoch immer noch in der unfreundlichen Nachbarschaft von Eisfeldern, meist an der Mittagsseite der Berge und stets auf kahlen zerklüfteten Felsen, welche ihre zackigen Kronen hoch in die Wolken emporstrecken. Man sieht ihn bald paarweise, bald in kleinen Schwärmen an den Felsenköpfen. Diese tummeln sich lustig herum, fast lachenartig fliegend oder auf dem Boden schreitend und hüpfend nach Art der Edelfinken. In den strengsten Wintern nur steigen sie in die tieferen Alpenthäler herab, und bei dieser Gelegenheit kommen sie wohl auch in das flachere Land, in welchem sie jedoch immer bald die Höhen aufsuchen. In den Hospizen werden sie regelmäßig gefüttert und sammeln sich deshalb oft in Schaaren um diese gastlichen Häuser. Als Stubenvogel wird der Schneefink nicht gehalten, da sein Gesang als der schlechteste aller Finken- gefänge gilt.

Amerikanische Forscher haben mit dem Schneefinken einen Vogel verwechselt, welcher mit ihm wohl den Namen, sonst aber nichts weiter gemein hat. Der Winter- oder Ammerfink, wie wir ihn nennen wollen (*Nyphaea hiemalis*), gilt als der Vertreter einer eigenen Sippe der Finkenfamilie. Der Leib ist kräftig, der Hals kurz; der Kopf groß, der Schnabel kurz, sehr spitzig. Die Läufe sind mittellang und dünn, die Flügel kurz, aber gewölbt und gerundet, die dritte und vierte Schwinge am längsten; der Schwanz ist lang und gegabelt, das Gefieder sanft und zerklüftet. Beim Männchen sind Kopf, Nacken, Rücken, Schwingen, Schwanz und Vorderbrust schwarzgrau, auf dem Kopf etwas tiefer, als übrigen; die Schwingen sind weißlich gerändert, die beiden äußersten Schwanzfedern, wie die Unterbrust und der Bauch weiß. Der Schnabel ist röthlichweiß, dunkel an der Spitze, der Augenstern schwärzlich braun. Die Länge beträgt  $5\frac{3}{4}$  Zoll.

Der Vogel gehört zu den gemeinsten Arten seiner Familie und kommt im größten Theile Nordamerikas, wenigstens zeitweise häufig vor. Er ist ein Bewohner der Gebirge und des Nordens von Amerika. Hier gründet er sein Nest, und von hieraus wandert er nach dem Süden, wenn der Winter sich einstellt.

Wenn Schnee gefallen ist und seine Futterplätze bedeckt sind, erscheint er im Gehöft des Bauern, längs der öffentlichen Wege und schließlich auch in den Straßen der Stadt, begibt sich vertrauensvoll unter den Schutz des Menschen und wird, wie zu erwarten, tagtäglich grausam gekäufcht d. h. zu Hunderten weggefangen. Doch hat er immerhin mehr Freunde, als Feinde: viele Amerikaner haben ihn ebenso lieb, als wir unser Rothkehlchen.

Zur Zeit der Paarung kämpfen die Männchen heftig unter einander, jagen sich, fliegend, hin und her, breiten dabei Schwingen und Schwanz weit aus und entfalten so eine eigenthümliche und überraschende Pracht. Zugleich geben sie ihren einfachen, aber angenehmen Gesang zum Besten, in welchem einige volle, langgezogene Töne die Hauptsache sind. Er gleicht dem Gezwitscher junger Kanarienvögel. In der Gefangenschaft wird der Vogel nicht gehalten. Man hat es versucht, aber gefunden, daß er still und langweilig ist, auch, wie es scheint, von der Hitze viel zu leiden hat.



Der Bluthänfling (*Cannabina linota*).

Auch die Hänflinge (*Cannabina*) hat man in der Neuzeit von den übrigen Finken getrennt und in einer besonderen Sippe vereinigt. Ihr echt kegelförmiger, runder, kurzer, scharf zugespitzter Schnabel, die ziemlich langen, schmalen, spitzen Flügel und der am Ende gabelförmig ausgeschnittene, an den Ecken aber spitzige Schwanz gelten als Kennzeichen dieser Gruppe. Sie findet nur im Norden der alten Welt ihre Vertreter.

Unser Blut- oder Rothhänfling, Rubin, Rothkopf, Rothbrüster, gemeiner oder grauer, brauner, weißer, Mehl-, Krauthänfling, Hemperling, Hanfbogel oder Hanfint, Hanfer, Wetsche u. s. w. (*Cannabina linota*) ist 5 Zoll lang und 8<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Zoll breit. Die Färbung ist nach Geschlecht, Alter und Jahreszeit verschieden. Das alte Männchen im Frühjahr gehört unter unsere Prachtvögel. Sein Vorderkopf ist hell blutroth; der Hinterkopf, Nacken, die Kopf- und Halsseiten sind grau; der Rücken ist rostbraun, der Bürzel weißlich, der Vorderhals weißlichgraubraun, die Brust brennend blutroth, der übrige Unterkörper weiß, an den Seiten hellbräunlich. Bei dem Weibchen und den Jungen ist die Färbung weniger lebhaft, vorherrschend braun und grau.

Der Bluthänfling bewohnt ganz Europa und den größten Theil Nordasiens, auch Kleinasien und Syrien. Auf dem Zuge erscheint er regelmäßig in Nordwestafrika, sehr selten aber in den nordöstlichen Ländern dieses Erdtheils, z. B. in Egypten. In Deutschland ist er überall häufig, am gemeinsten vielleicht in hügeligen Gegenden. Hohe Gebirge meidet er, ausgedehnte Waldungen nicht minder. Unter unsern Finken gehört er zu den liebenswürdigsten und amnthigsten, abgesehen von seiner Gesangkunst, welche ihn zu einem der beliebtesten Stubenvögel stempelt. Er ist ein geselliger, munterer, flüchtiger und ziemlich scheuer Vogel, außer der Brutzeit immer in kleinen und großen Flügen bei einander. Im Herbst, gewöhnlich schon im August, schlagen sich die Bluthänflinge in große Herden zusammen, so daß auf hundert und mehrere in einem Zuge gesehen werden. Im Winter mischen sie sich unter die Grünfingel, auch unter die Edel- und Bergfinken, Feldspertlinge und Goldammern. Im Frühjahr scheidern sie sich nach der Paarung von einander, brüten aber oft in friedlicher Nähe neben einander.

Der Flug des Hänflings ist leicht, ziemlich schnell, in Abjagen und schwebend, besonders wenn der Vogel sich setzen will, oft im Kreise sich herumdrehend; oft nähert sich der Hänfling



im Fluge dem Boden, so daß man glaubt, er wolle sich niederlassen; er erhebt sich aber nicht selten wieder und fliegt eine große Strecke weiter. Auf der Erde hüpfet er ziemlich geschickt herum. Wenn er auf Bäumen singt, sitzt er gewöhnlich auf der höchsten Spitze oder auf einem einzeln stehenden Aste; dies thut er auch auf Büschen, besonders auf Fichten- und Tannenbüschen; überhaupt sitzt er gern auf dem Wipfel, auch wenn er nicht singt.

Sein Gesang, einer der besten, welchen ein Fink überhaupt vorträgt, fängt gewöhnlich mit dem Lockton „Gädgäd“ an. Diesen Lauten werden aber störende, klangvolle Töne beigemischt und sie wie jene mit viel Abwechslung und Feuer vorgetragen. Jung eingefangene Männchen lernen leicht Gesänge anderer Vögel nachahmen oder Liedchen nachpfeifen.

Bereits im April schreitet der Hänfling zum Nestbau, und während des Sommers nistet er mindestens zwei, gewöhnlich aber drei Mal. Das Nest wird am liebsten in Bor- oder Feldhölzern, aber auch in einzelnen Büschen angelegt, meist niedrig über dem Boden. Es besteht äußerlich aus Reiserchen, Würzelchen und Grassängeln, Haidekraut und dergl., welche Stoffe nach innen zu immer feiner gewählt werden und so gleichsam eine zweite Lage bilden. Zur eigentlichen Ausfütterung wird Thier- und Pflanzenwolle vorzugsweise, namentlich aber auch Pferdehaare benutzt. Das Gelege enthält vier bis fünf Eier, welche auf weißbläulichem Grunde mit einzelnen blaßrothen, dunkelrothen und zimtbraunen Punkten und Strichelchen gezeichnet sind. Sie werden vom Weibchen allein in dreizehn bis vierzehn Tagen ausgebrütet, die Jungen aber von beiden Eltern gemeinschaftlich aufgefüttert und noch nach dem Ausfliegen lange geführt, namentlich die der letzten Brut. Selbst die mit dem Nest ausgenommenen und in einen zugänglichen Käfig gesperrten Jungen werden von den Alten mit treuer Sorge gefüttert. Während das Weibchen auf dem Neste sitzt, kommt das Männchen oft herbei geflogen und singt von einem der nächsten Bäume herab sehr eifrig.

Im Gegensatz zu den Edelfinken leben die Hänflinge auch während der Paarungs- und Brutzeit in Frieden zusammen. Die Männchen mehrerer nahe bei einander brütenden Weibchen machen ihre Ausflüge nicht selten gemeinschaftlich und singen dann auch, ohne sich zu zanken, zusammen neben den Nestern.

Der Hänfling ernährt sich fast ausschließlich von Sämereien, wird aber demungeachtet nirgends schädlich. Das Unkraut liefert ihm wohl die Hauptmasse seiner Mahlzeiten. Er frisst die Samen von Wegebreit, Löwenzahn, die Sämereien aller Kohl-, Mohn-, Hanf- und Rübsenarten und namentlich Grasgesäme. Die Jungen werden mit erweichten Sämereien aus dem Kropfe gefüttert. Gefangene ernährt man ohne Mühe mit Rübsamen; Grünfutter, Salat z. B., wird ihnen zum Lederbissen.

Mit Recht gilt der Hänfling als einer der beliebtesten Stubenvögel. Er befreundet sich nach kurzer Gefangenschaft innig mit seinem Gebieter, ist anspruchslos, wie wenig andere Vögel, und singt fleißig und eifrig fast das ganze Jahr hindurch.

Ein dem Bluthänfling sehr nahe verwandter Vogel, der Berg- oder Steinhänfling, Felsfink, Widder oder Grainlein (*Cannabina montium*), ersetzt unsern Bluthänfling in den nördlichen Ländern. Seine Länge beträgt  $4\frac{1}{2}$  bis 5 Zoll. Das Gefieder ist oben schwarzbraun mit rostfarbigen Federrändern, auf dem Vordel roth, auf der Brust rostbraun, braun gestreift, auf der übrigen Unterseite weiß. Erst hoch oben im Norden der alten Welt, von Schottland oder Norwegen an nördlich, in Lappland, Rußland und Sibirien ist der Berg- oder Steinhänfling eine ständige Erscheinung. In seinem Betragen ähnelt er seinem Verwandten. Im höheren Norden vereinigt der Berg- oder Steinhänfling sich auch oft mit Leinfinken und andern Verwandten. Stimme und Gesang ähneln ebensowohl unserm Bluthänfling, als dem Zeisig; sein Gesang ist nicht gerade vorzüglich zu nennen; er wird aber mit so viel Munterkeit und Feuer vorgetragen, daß der Nordländer, welcher ohnehin wenig andere Finkenklänge zu hören bekommt, ihn doch recht gerne vernimmt. In der Gefangenschaft beträgt sich der Berg- oder Steinhänfling wie seine Verwandten.

An die Hänflinge erinnern die Leinfinken oder Birkenzeiße (*Linaria*), welche allwintertlich in größeren oder kleineren Schaaeren als Gäste in unserm Vaterlande eintreffen und hier harmlos und vertraut in unmittelbarer Nähe des Menschen eine Zeitlang ihr Wesen treiben. Man ist mit sich noch nicht einig, ob diese Vögel in mehrere Arten zerfallen oder nicht. Ziemlich bedeutende Abweichungen in Größe und Gefieder lassen sich nicht wegleugnen; unsere Kenntniß des Lebens aber ist noch nicht ausreichend, um mit Bestimmtheit das Eine oder das Andere behaupten zu können.



Der Birkenzeisig oder Leinsink (Linaria rubra) beweist schon durch seinen Namenreichtum, wie bekannt er uns Deutschen geworden ist; er heißt auch noch Flach-, Berg-, Meer-, Kessel- und Birkenzeisig, Karminhänsling-, Schwarzbärtchen, Tschetscherling, Tschetschen, Tschetscher, Schöfferte, Grafel, Todten- und Mausevogel. Nur ein gänzlich Unkundiger kann ihn mit dem Hänsling verwechseln; er unterscheidet sich von diesem auf den ersten Blick. Das alte Männchen ist ein wirklich prachtvoll gefärbter Vogel. Der Vorderkopf ist dunkelkarminroth, der Untertheil des Oberrückens blaßroth, das Gefieder des übrigen Oberkörpers braun mit helleren Federanten. Die Schwung- und Steuerfedern sind schwärzlich, grau gesäumt, der Flügel ist zweimal hell gebändert; die Unterseite ist im ganzen lichtweißlich, die Kehle aber schwarz; der Vorderhals, die Oberbrust und die Brustseiten sind blaßkarminroth. Der Oberschnabel ist hornblau, der Unterschnabel gelb, der Fuß graubraun, der Augenstern dunkelbraun. In der Größe kommt der Birkenzeisig dem Hänsling fast gleich; seine Länge beträgt 5 Zoll, die Breite  $8\frac{1}{2}$  Zoll.

Erst wenn man die ungeheuren Birkenwäldungen des hohen Nordens durchwandert oder mindestens gesehen hat, begreift man, warum der Birkenzeisig nicht in jedem Winter mit derselben Häufigkeit bei uns erscheint, wie zuweilen. Er braucht nicht zu wandern, wenn seine Hauptnahrung, der Birkenamen, im Norden gerathen ist. Nur wenn dort Mangel eintritt, sieht er sich genöthigt, nach südlicheren Gegenden hinabzustreifen. Der Birkenzeisig ist in demselben Grade an jene Wäldungen gebunden, wie der Kreuzschnabel an den Nadelwald. Er findet in ihnen zur Winterzeit Sämereien und in den Sommermonaten, während er brüet, Kerbthiere, namentlich Mücken in größter Menge.

Es ist wiederholt behauptet worden, daß der Birkenzeisig auch in Deutschland brüete, bis jetzt aber ist noch kein Nest des Vogels in unserm Vaterlande gefunden worden. Es hält auch im Norden schwer, ein Nest zu entdecken; in der Bauart kommt es ganz mit dem unsern Hänslings überein, innen ist es mit Schneehuhnsedern ausgefüllt. Die vier Eier sind nicht größer als die vom Girkig und auf grünlichweißem Grunde mit braunröthlichen Tupfeln besetzt. Zu uns kommt der Birkenzeisig Anfangs November als Wintergast, manchmal in sehr großer Menge und nicht immer in solchen Jahren, welche auch bei uns mit einem strengen Winter beginnen. Höchst wahrscheinlich wird das Mißrathen des Birkenamens in seiner Heimat die Ursache zu seiner Wanderung. Eine höchst merkwürdige Beobachtung theilt Wagner mit, nämlich, daß sich eine Menge Birkenzeisige gegen Abend nach und nach, mit dem Kopfe zuerst und mit eingezogenen Flügeln in den Schnee stürzten, um daselbst zu übernachten, derselbe zog bei solcher Gelegenheit mehrere von ihnen aus dem Schnee hervor.

Man darf wohl behaupten, daß der Birkenzeisig jedem Naturfreund Vergnügen gewährt. Er ist ein unruhiger, gewandter, munterer Gesell, dessen Beweglichkeit und Raßlosigkeit erfreut und dessen Harmlosigkeit sehr für ihn einnimmt. Im Klettern ist er geschickter als seine sämmtlichen Verwandten; er wetteifert nicht bloß mit dem Kreuzschnabel, sondern auch mit dem beweglichen Volk der Meisen. Birken, deren fadenähnliche Zweige von einer Schaar der niedlichen Vögel bedeckt sind, gewähren einen prächtigen Anblick. Hier hängt und klettert die ganze Gesellschaft in den verschiedensten Stellungen auf und nieder und klaubt sich aus den Samenzäpfchen gar eifrig Nahrung aus. Die Lockstimme ist ein wiederholt ausgestoßenes „Tschettsch“, welches namentlich beim Aufsitzen aus allen Kehlen ertönt; ihr wird häufig ein zärtliches „Main“ angehängt. Der Gesang besteht wesentlich aus diesen beiden Lauten, welche durch ein ungeordnetes Gezwitscher verbunden werden.

Im Käfig geht das niedliche Vögelchen ohne alle Umstände ans Futter, wird auch in kürzester Zeit ungemein zahm, begnügt sich mit einfacher Nahrung und erfreut durch seine Beweglichkeit und die Kletterkünste, welche er auch im Gebauer ausübt. Mit andern kleinen Vögeln macht er sich bald innig vertraut und liebt sie auf die verschiedenste Weise. Weder seine Jagd, noch sein Gang hat irgend welche Schwierigkeit, man erlegt ihn mit dem Gewehr in Menge und sängt ihn in jeder passenden Falle. Seine Geselligkeit wird ihm dem Vogelsteller gegenüber regelmäßig zum Verderben; denn hat man erst Einen gefangen, so kann man sich Anderer, welche der Gefangene herbeilockt, leicht bemächtigen. Es muß noch entschieden werden, ob der in Nordamerika vorkommende Birkenzeisig derselbe ist, welcher in Europa lebt, oder nicht.

Die Zeisige (*Spinus*) unterscheiden sich von den Birkenzeisigen hauptsächlich durch den längeren, feinspitzigeren Schnabel, welcher auf der Spitze bogenförmig gewölbt ist, durch die mit kurzen Nägeln besetzten Zehen und die verhältnißmäßig langen Flügel, sowie endlich durch die Färbung des Gefieders. Unser gemeiner oder Erlenzeisig, Zeising, Zising, Zislein, Gelbbogel, Angelsches u. s. w. (*Spinus viridis*), wird 5 Zoll lang und 9 Zoll breit. Bei dem Männchen ist der Oberkopf schwarz, der Rücken gelbgrün, schwarzgrau gestrichelt, der Flügel schwärzlich, zweimal gelb gebändert, der Unterkörper an der Brust hochgelb, am Bauche weiß, an der Kehle schwarz. Beim Weibchen ist der Oberkörper graugrün, dunkler gestrichelt, der Unterkörper weiß oder gelblichweiß, durch schwärzliche Längsflecken gestreift. Die Zungen sind gelber und noch bunter gezeichnet als die Weibchen.

Vom mittleren Norwegen, Schweden und Rußland an kommt der Zeisig durch ganz Europa vor und ist namentlich in gebirgigen Gegenden häufig; in Nordasien soll er nicht gefunden werden; in Nordostasien aber kommt er vor. Der Zeisig ist ein Strichvogel, welcher außer der Brutzeit weit im Lande umherstreift, unser Vaterland aber nur selten verläßt; um so häufiger kommen in manchen Wintern Zeisige aus nördlichen Ländern zu uns, um Herberge während des Winters zu nehmen.

Während des Sommers bewohnt der Vogel die Nadelwälder bergiger Gegenden, namentlich diejenigen, in denen der Holzsaft gut gerathen ist. In diesen Wäldern brütet er auch, und von ihnen aus beginnt er dann seine Streifereien. In gewissen Wintern erscheint er zu Tausenden in den Dörfern und in unmittelbarer Nähe derselben; in andern Wintern sieht man hier kaum einzelne. Baumlose Gegenden meidet er ängstlich, er hält sich vielmehr fast beständig in den obersten Kronen der Bäume auf.

Der Zeisig gehört zu unsern anmüthigsten Finken. „Er ist“, sagt Raumann, „immer munter, flink und fed, hält sein Gefieder stets schmuck, obgleich er dasselbe meistens nicht anlegt, bewegt sich schnell hin und her, wendet oft den Hinterleib hinüber und herüber, wozu er gewöhnlich lockt oder singt; er hüpfet, steigt und klettert vortreflich, kann sich verkehrt an die Spitzen schwankender Zweige hängen, an senkrechten, dünnen Ruthen ungemein schnell auf und abhüpfen und gibt in dem Allen den Meisen wenig nach. Sein Sitz auf Zweigen ist höchst verschieden, und nirgends hat er lange Ruhe, wenn er nicht beim Fressen ist. Auch auf der Erde hüpfet er leicht und schnell, ob er dies gleich, so lange es gehen will, zu vermeiden sucht.“ Sein Flug ist wogend, schnell und leicht, er scheut sich deshalb nicht, große Räume zu überfliegen und steigt zu bedeutenden Höhen empor. Sein Lockton klingt wie „Trettet“ oder wie „Tettertettet“ und „Di, di“ oder „Didilei“. Mit letzteren Tönen pflegt auch der Gesang des Männchens zu beginnen: — ein nicht eben ausgezeichnetes, aber doch gemüthliches Gezwitscher, welchem als Schluß ein langgezogenes „Dididli dididanau“ angehängt wird. Im übrigen hat er in seinem Betragen große Ähnlichkeit mit dem Birkenzeisig. Er ist wie dieser arglos und zutraulich, gefellig, furchtjam, friedfertig und in gewissem Grade leichtsinnig; wenigstens verschmerzt kaum ein anderer Vogel so leicht wie er den Verlust seiner Freiheit.

Als Stubenvogel empfiehlt er sich sehr. Er ist äußerst gelehrig, eignet sich bald allerlei belustigende Kunststücke an, macht kaum nennenswerthe Ansprüche an das Futter, verträgt sich mit allen übrigen Vögeln, in deren Gesellschaft er leben muß, und wird seinem Herrn rücksichtslos zugethan. Man kann ihn so gewöhnen, daß er frei nach Belieben aus- und einfliegt, oder ihn dahin bringen, daß er auf den Ruf zu seinem Gebieter zurückkehrt.

„Ich hatte“, erzählt Hoffmann, „in meinem Gesellschaftsbauer, welcher im Garten stand, mehrere Zeisige, von denen einer besonders so zahm war, daß ich ihn, wenn er sich nicht eben satt gefressen hatte, in den Garten hinausnehmen konnte. Sobald ich dann an der Thür des Gebauers stand und dem Zeisige den in meiner Hand befindlichen Hanfsamen zeigte, so flog er mir auf die Hand, fraß ruhig darauf und ließ sich wieder in seine Behausung bringen. — Einmal kam eine Schaar von wilden Zeisigen lockend über mich weggeslogen, als ich meinen zahmen auf der Hand sitzen hatte. Kaum hörte dieser seine Brüder, so ließ auch er ein helles „Zöri“ ertönen. Auf dies hin saß die Schaar auf einem der benachbarten Bäume nieder, und der meinige flog von der Hand weg und zu ihnen hinauf. Es war ein herzlicher Empfang, der ihm zu Theil wurde; alle schnatterten zusammen und begrüßten den neuen Genossen. Obwohl ich meinen Liebling schon für verloren hielt, lockte ich ihn doch versuchsweise auf die ihm wohlbekannte, Futter verheißende Art. Zu meiner großen Freude und Ueberraschung kam er herunter und setzte sich wieder auf meine Hand; nun wollte ich jedoch nichts mehr wagen, sondern hielt mit dem Daumen der Hand, auf welcher er saß, eine seiner Zehen fest und brachte ihn in das Gebauer zurück. Als er von dem Baume Nestchen für Nestchen herunter-



kletterte, waren ihm einige der zutraulichen Wildfänge nachgehüpft und hatten sich meiner Hand bis auf sechs Fuß genähert.“

Dies eine Beispiel beweist, wie zahm ein Reisig werden kann, zugleich aber, wie innig einer dieser Vögel an dem andern hängt. Jeder Vogelliebhaber, welcher Zeisige hält, hat Ähnliches beobachtet; denn jeder Gefangene ruft und bittet die Vorüberfliegenden, welche er hört, so lange, bis sie herbei kommen und wenigstens einen Augenblick in seiner Nähe verweilen; dann geben Alle ihre größte Freude kund.

Eierereien mancher Art, hauptsächlich aber Baumgesäme, junge Knospen und Blätter und während der Brutzeit Kerbthiere bilden die Nahrung des Zeisigs. Die Jungen werden ausschließlich mit letzteren, zumal mit Käupchen, Blattläusen u. dgl. aufgefüttert. Deshalb erscheinen die Alten bald nach dem Ausfliegen ihrer Jungen mit diesen in den Gärten und Obstpflanzungen, welche immer reicher an Kerbthieren zu sein pflegen, als die tieferen Wälder. In der Gefangenschaft ernährt man sie mit Fichtensamen, Mohn, Rübsen u. dgl. und gibt ihnen ab und zu etwas Grünes.

Die Nester der Zeisige sind schwer aufzufinden und zu erreichen, da sie auf Fichten und Tannen in ziemlicher Höhe und weit ab vom Stamme, fast am Ende der Nester versteckt sind. Dieselben weichen einigermassen von einander ab, bestehen aber im wesentlichen äußerlich aus dünnen Reisern, sodann aus Baummoos und Fichtenflechten, Schafwolle u. dgl., welche Stoffe durch Raupenspinnstoffe fest unter einander verbunden werden, und sind inwendig mit Würzeln, Pflanzenwolle, Flechtenfasern, Moosstengeln, Grasblättchen und Federn dicht ausgefüllt. Ihre Wandungen sind sehr dick, und der Napf ist ziemlich tief. Die Eier sind nach Gestalt, Größe und Farbe verschieden, gewöhnlich aber auf weißblaulichem oder bleich grünblauem Grunde mit mehr oder minder deutlichen Punkten, Flecken und Adern gezeichnet. Das Weibchen brütet allein und pflegt, gleich nachdem es das erste Ei gelegt hat, auf ihm sitzen zu bleiben. Bei geeigneter Pflege brütet der Zeisig auch in der Gefangenschaft.

Der letzte deutsche Fink, welchen wir hier betrachten wollen, ist der allbekannte Stieglitz oder Distelzeisig, Kletterrothvogel, Gold- oder Jupiterzink, Trun, Sterlig u. s. w. (*Carduelis elegans*). Derselbe kennzeichnet sich durch seinen sehr langen, kegelförmigen, seitlich wenig zusammengedrückt, an der dünnen Spitze etwas gebogenen Schnabel, durch die kurzen, starken Füße, den mittellangen Schwanz und das bunte Gefieder, welches bei beiden Geschlechtern gleich gefärbt ist. Die Länge des Männchens beträgt 5 Zoll und darüber; der Schwanz misst 2 Zoll. Das Gefieder ist geschmackvoll gezeichnet und theilweise prächtig gefärbt. Den am Grunde fleischfarbenen, an der Spitze bläulichen Schnabel umgibt ein schwarzer Kreis, auf welchen ein breiter, karminrother folgt. Der Hinterkopf und ein Theil der sonst weißen Wangen sind schwarz, der Rücken ist braun, der Unterkörper weiß, die Seiten der Oberbrust aber sind lichtbraun, Flügel und Schwanz schwarz mit weißem Spiegel, die Schwingen sind an der Wurzelhälfte goldgelb.

Hinsichtlich seiner Verbreitung übertrifft der Stieglitz die meisten übrigen Finken. Von dem mittleren Schweden an findet er sich durch ganz Europa, aber auch auf Madeira, auf den kanarischen Inseln, in Nordwestafrika und in einem großen Theil Asiens, von Sirien an bis nach Sibirien hinauf. Auf Cuba ist er verwildert. Innerhalb dieses Verbreitungskreises scheint der Stieglitz nirgends zu fehlen; er kommt aber keineswegs überall mit gleicher Häufigkeit vor. In einzelnen Gegenden ist er selten, in andern sieht man ihn in großen Flügen. In Deutschland scharrt er sich namentlich zu Herbstes Anfang und zieht dann zuweilen in Gesellschaften im Lande umher, welche mehrere Hunderte zählen. Diese Massen pflegen sich gegen den Winter hin in kleinere Trupps aufzulösen, welche sich dann wochenlang zusammenhalten. Als eigentliche Aushaltsorte unserer Vögel sind Gegenden zu betrachten, in denen der Laubwald vorherrscht oder welche reich an Baumpflanzungen sind. Als Waldbewohner im strengeren Sinne ist der Stieglitz nicht zu betrachten; denn lieber noch als in zusammenhängenden Beständen siedelt er sich in Gärten oder Parks, an Straßen, auf Angern oder Wiesen und ähnlichen Orten an, und hier pflegt er auch zu brüten.

Der Stieglitz ist ein höchst anmuthiger Vogel, nicht bloß rücksichtlich seiner angenehmen Gestalt und schönen Zeichnung, sondern auch hinsichtlich seines Betragens. Er ist in allen Leibesübungen wohl bewandert, beständig in lebhafter Bewegung, unruhig, gewandt, flug und listig, nebenbei ein tüchtiger Sänger. Als wahrer Baumvogel kommt er nur ungern auf den

Boden herab und bewegt sich hier auch ziemlich ungeschickt; dagegen klettert er trotz einer Meise, hängt sich wie die Zeisige geschickt von unten an die dünnsten Zweige und arbeitet Minuten lang in solcher Stellung. Sein Flug ist leicht und schnell, wie bei den meisten Finken wellenförmig und nur dann schwebend, wenn der Vogel sich niederlassen will. Im Sitzen sieht der Stieglitz sehr schlank aus, weil er sein Gefieder immer knapp anlegt. Dazu bevorzugt er die höchsten Spitze der Bäume oder Gesträuche; er hält sich aber niemals lange an ein und demselben Orte auf, denn seine Unruhe macht sich immer geltend. Den Menschen gegenüber zeigt er sich stets vorsichtig, scheu aber nur dann, wenn er bereits Nachstellungen erfahren hat. Mit andern Vögeln lebt er in Frieden, läßt jedoch einen gewissen Muthwillen an ihnen aus. Am häufigsten sieht man ihn mit den Meisen zusammen. Seine Lockstimme läßt sich am besten durch seinen Namen wiedergeben; denn dieser ist nichts Anderes, als ein Klangbild der Silben „Stiglit“, „Pickelnit und pickelnid ti kleia“, welche er im Sitzen wie im Fliegen vernehmen läßt. Ein sanftes „Mai“ wird als Warnungsruf gebraucht, ein rauhes „Närärärä“ ist das Zeichen unangenehmer Erregung. Die Jungen rufen „Zif liti zi“ u. s. w. Das Männchen singt laut und angenehm, obgleich die einzelnen Töne denen des Bluthänflings an Klang und Fülle weit nachstehen. Aber der ganze Gesang wird mit viel Abwechslung und so fröhlich vorgetragen, daß der Liebhaber seineitwegen den Stieglitz hoch in Ehren hält. In der Gefangenschaft singt dieser fast das ganze Jahr; im Freien schwingt er nur während der Mauser und bei sehr schlechtem Wetter.

Die Nahrung besteht in Gesäme mancherlei Art, vorzüglich aber in den Samen der Disteln im weitesten Sinne, und man darf deshalb da, wo Disteln oder Kletten stehen, sicher darauf rechnen, Stieglitze zu bemerken. Im Sommer verzehrt der Stieglitz nebenbei viele Kerbthiere, und mit ihnen füttert er auch seine Jungen groß. Er nützt also zu jeder Jahreszeit; denn durch Verminderung des schädlichen Unkrauts macht er sich nicht minder verdient, als durch Wegfangen der Kerbthiere.

Das Nest sieht bei uns in lichten Laubwäldern oder in Obstplantagen, oft in Gärten und unmittelbar bei den Häusern, gewöhnlich in einer Höhe von 20 bis 24 Fuß über dem Boden. Es wird am häufigsten in einer Astgabel des Wipfels angelegt und so gut verborgen, daß es von unten her erst dann gesehen wird, wenn das Laub von den Bäumen fällt. Dem Nest des Edelfinken steht es an Schönheit nach; doch ist es immerhin ein fester, dicht zusammengefülzter Kunstbau. Das Gelege enthält vier bis fünf zart- und dünnchalige Eier, welche auf weißem oder blaugrünlichem Grund sparsam mit violettgrauen Punkten bedeckt, am stumpfen Ende aber kranzartig gezeichnet sind. Selten findet man diese Eier früher als im Mai, und wahrscheinlich nisten die Paare nur einmal im Laufe des Sommers. Das Weibchen brütet allein und zeitigt die Jungen binnen 13 bis 14 Tagen. Es verläßt das Nest nur auf Augenblicke; denn der Nahrung wegen braucht es sich nicht zu entfernen, das Männchen trägt ihm diese herbei. Die zarten Jungen werden mit kleinen Kerbthierlarven, die größeren mit Kerbthieren und Sämereien gefüttert, die ausgeflogenen noch lange von den Eltern geleitet und geführt. Wie der Hänfling füttert auch der Stieglitz seine Kinder groß, wenn sie vor dem Ausfliegen in einen Käfig eingesperrt wurden.

Es hält, wenn man die Sitten des Stieglitzes kennt, nicht schwer, sich seiner zu bemächtigen; zumal im Winter, wenn einzeln stehende Distelbüsche die hauptsächlichsten Futterplätze des Vogels bilden, kann man ihn durch geschickt aufgestellte Sprenkel, Leimruthen, Zug- und Schlaggarne leicht berücken. Im Käfig zeigen sich die Gefangenen zuerst sehr scheu; bald aber werden sie zahm und zutraulich, und wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, kann man sie schon nach Monatsfrist zu allerlei kleinen Kunststücken abrichten und ans Aus- und Einfliegen gewöhnen. Im Gesellschaftsbauer sind sie allerliebste; sie vertragen sich sehr gut mit andern Vögeln und bringen durch ihre Unruhe Leben in die Gesellschaft. Mit Kanarienvögeln paaren sie sich oft und erzeugen dann Blendlinge, welche die Färbung beider Eltern in sonderbarer Vereinigung erhalten. Als Stubenfutter ist reiner Mohn am meisten zu empfehlen; ihm fügt man zur Abwechslung Distel- und Klettenamen, gequetschten Hanf und grüne Blätter bei. Jung aus dem Nest genommene füttert man anfangs mit Milchsemmel, später mit Mohn, welchen man vorher im Wasser aufweichte, bis sie im Stande sind, mit dem feinen Schuabel auch trockene Körner zu zermalmen.

Der Golddistelfink (*Astragalinus tristis*), der nächste Verwandte des Stieglitz, ist ein kleines niedliches Vögeltchen von  $4\frac{1}{2}$  Zoll Länge und 8 Zoll Breite, in der Gestalt unserem Stieglitz sehr ähnlich, aber von vorherrschend goldgelbem Gefieder. Das Lebensbild, welches



amerikanische Forscher von ihrem Golddistelfint entwerfen, gleicht dem unserm Stieglitz in jeder Hinsicht, so daß man also jenen so recht eigentlich als die amerikanische Form oder Ausgabe unserm Stieglitz betrachten darf.

\* \* \*

Eine besondere Familie bilden wir aus den verschiedenen Sperlingen (Passeres) im engeren Sinne, jenen allbekanntem Hausfinken, denen es in der Gesellschaft des Menschen so behagt, daß sie seine Wohnung überall aufsuchen und sich ihm förmlich aufdrängen. Dieser Bund, welchen die Vögel mit dem Gebieter der Erde schlossen, besteht wenigstens auf der größeren Halbkugel der Erde aller Orten; dem Sperlinge umfliegen ebensowohl die Hütte des Innerafrikaners, wie die Prachtgebäude unserer Städte. Neuerdings hat sich der Mensch eines Vorurtheils, welches er früher gegen die treuen Gäste hegte, in so weit entledigt, daß er sie sogar dahin nachholt, wo sie vorher noch nicht heimisch waren, und so haben sich denn die Hausperlinge gegenwärtig auch Amerika und Australien erobert. Auf Cuba sind sie bereits vollständig eingebürgert, d. h. verwildert; sie finden sich hier schon in ziemlich starken Flügen. Wahrscheinlich werden sie noch wie andere Hausthiere den Menschen über die ganze Erde folgen.

Die Sperlinge kennzeichnen sich im allgemeinen durch starken, dicken, kolbigen Schnabel, welcher an beiden Kinnladen etwas gewölbt ist, durch ihre kurzen, stämmigen Füße mit mittellangen Beinen und kurz gekrümmten Nägeln, durch die kurzen Flügel und den wenig oder nicht am Ende ausgehöhlten Schwanz. Es sind meist plump gestaltete und mit wenig Ausnahmen sehr einfach gefärbte und gezeichnete Vögel, welche im Gefieder so große Uebereinstimmung haben, daß man noch heutigen Tags gewisse Arten von ihnen nur als Spielarten ein und derselben Grund- oder Urform erklärt. Beim Männchen herrscht Kastanienroth, Braun und Grau im Gefieder vor. Die Weibchen sind durchgängig grau, auf dem Mantel mehr oder minder braun gefleckt; die Jungen ähneln ihnen mehr oder minder.

Noch wissen wir keineswegs mit Sicherheit anzugeben, wie viele Arten von den uns bekannten Finken zur Familie der Sperlinge zu zählen haben; doch scheint sich so viel festzustellen, daß die Familie nicht gerade zahlreich an Mitgliedern ist. In Lebensweise und Betragen ähneln sich alle Sperlinge. Sie finden sich vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich in Ländern, wo Getreidebau stattfindet, und bewohnen die Behausungen des Menschen im weitesten Sinn, außerdem Felswände, Gärten und Waldränder. Alle Arten sind Standvögel, welche höchstens zu gewissen Zeiten nach benachbarten Gegenden kleine Ausflüge unternehmen, die man kaum einen Strich nennen kann. Mehr als die meisten andern Finken halten sie sich, um Nahrung zu suchen, auf dem Boden auf und ähneln darin den Ammern, welche man als die vollkommensten Erdfinken zu betrachten hat. Doch lieben sie baumlose Gegenden ebenso wenig, als große zusammenhängende Waldungen; in diesen fehlen sie gänzlich, in jenen erwählen sie sich Orte, wo es mindestens Hecken und anderes niederes Gebüsch gibt, welches ihnen bei Gefahr eine sichere Zuflucht gewähren kann. Einige Arten finden in den Höhlen der Felswände Schutzorte.

Ihre Bewegungen sind schwerfällig; selbst ihr Hüpfen auf dem Boden erscheint noch etwas unbehilflich. Der Flug strengt sie an und ermüdet sie sehr bald, fördert aber demungeachtet ziemlich rasch. Ebenso wenig als durch die Bewegungen zeichnen sie sich durch ihre Stimme aus. Keine einzige Art ist fähig, wirklich zu singen, und der Lockton fast aller ist einsilbig und unangenehm mißtonend. Dagegen müssen ihre geistigen Fähigkeiten als hoch entwickelte betrachtet werden. Alle Sperlinge beenden eine große Klugheit: sie besitzen, wie man zu sagen pflegt, wahren Menschenverstand. Leider haben sie demungeachtet nur wenig gute Eigenschaften. Sie leben zwar immer in Gesellschaften und schlagen sich namentlich im Spätsommer zu großen Flügen zusammen, dulden wohl auch andere Vögel unter sich, sind aber äußerst reizbar und zanküchtig, zumal wenn die Eifersucht ins Spiel kommt. Dann gibt es viel Streit und Kampf unter den Gesellschaften: die erbesten Gegner fallen wüthend über einander her, zanken und beißen sich unter großem Lärm, verfolgen sich eifrig und nehmen dabei die sonderbarsten Kampfstellungen an. Der Friede wird zwar gewöhnlich rasch wiederhergestellt, währt aber auch unter solchen Umständen nie lange, sondern geht vielmehr bald wieder in Thätigkeiten über. Indes scheint es, als ob die lebhaften und thätigen Vögel sich mehr zu ihrer Unterhaltung streiten, als in der Absicht, wirkliche Erfolge zu erzielen. Unter den übrigen Eigenschaften, welche wir bei den einzelnen Arten genauer kennen lernen werden, verdient noch die große Keilichkeitsliebe der Sperlinge hervorgehoben zu werden. Alle Arten baden und putzen sich sehr häufig

und nehmen jede Gelegenheit wahr, sich zu reinigen. Sie baden sich so tüchtig im Wasser, daß ihr ganzes Gefieder vollkommen durchnäßt wird, paddeln sich aber auch, wie die Hühner im Sand oder während des Winters im Schnee und halten so ihr einfaches Federkleid immer in Ordnung.

Die Sperlinge sind Körner- und Kerbthierfresser. Unter den Sämereien bevorzugen sie Getreide aller Art, und gerade dies scheint der Hauptgrund ihrer Anhänglichkeit an den Menschen zu sein. Während des Sommers aber stellen sie den Kerbthieren mit großem Eifer nach und füttern mit ihnen fast ausschließlich ihre Jungen groß. Sie sind jedoch genähsig und begnügen sich nicht lange mit gleichmäßigem Futter; deshalb fallen sie auf Obst- und Fruchtbäumen aller Art in Massen ein und thun hier zuweilen großen Schaden.

So viel uns bekannt, nisten alle Sperlinge mehrmals im Jahre. Die Nester stehen regelmäßig in Höhlungen, gar nicht selten aber auch im dichten Gezweig mancher Bäume. Sie sind kunstloser, als bei allen übrigen Finken, gewöhnlich nur unordentliche über einander geworfene Haufen aus allerhand tauglichen Stoffen, welche ohne Auswahl zusammengeschleppt und ohne Ordnung über einander gehäuft werden. Nach des Orts Beschaffenheit sind sie sehr verschieden gestaltet, immer aber eher ein wirrer Haufen, als ein Nest zu nennen; nur das Eine kann als Regel gelten, daß die weicheren Stoffe, namentlich die Federn innen und die rauhen Stoffe außen abgelegt werden. Die Eier sind auf graulichem Grunde dunkler gefleckt, gepunktet und gestrichelt.

Für die Gefangenschaft eignet sich kein einziger Sperling. Sein Betragen in der Freiheit kann anziehend sein, im Käfig wird der Vogel sehr bald lästig; denn hier zeigt er gewöhnlich nur seine unangenehmen Eigenschaften.

Es versteht sich ganz von selbst, daß wir unter allen Sperlingen unserm Haus-, Hof-, Rauch-, Faul- und Kornsperrling, Sparling, Sperr, Spatz, Dieb, Lining, Lepes, Haus- und Mistfink (*Passer domesticus*) die erste Stelle einräumen. Bei dem alten Männchen des Hausperlings ist der graulichblaue Scheitel seitlich hoch kastanienbraun gefärbt, der Mantel rostfarben mit schwarzen Längsstreifen, der Flügel einmal breit weiß, einmal schwach rostgelb gebändert, die Wangen grauweiß, der Vorderhals schwarz, der Unterkörper hellgrau. Das Weibchen ist auf dem Scheitel hellbraungrau, auf dem Rücken hellbräunlich, mit schwärzlichen Längsflecken, auf der ganzen Unterseite grauweißlich; über die Augen verläuft ein blaßgelber Streifen. Die Jungen gleichen bis zum ersten Federwechsel der Mutter. Manchfache Ausartungen kommen vor: es gibt weiße, gelblichweiße, senfemgelbe und schwarze Sperlinge, letztere in Städten und an einzelnen Fabriken, jedoch nur äußerlich vom Rauch geschwärzt.

Der Hausperling gehört zu den verbreitetsten Finken. Sein Heimatskreis reicht über den ganzen Norden der alten Welt. Erst in Mittelasien und Südasien ersetzen ihn andere Arten, welche sich hauptsächlich durch größere Reinheit und Schönheit ihrer Farben unterscheiden.

Es ist bezeichnend für den Sperling, daß er überall, wo er vorkommt, Hausvogel ist. Man hat ihn neuerdings in Australien, Nord- und Mittelamerika eingeführt, und in beiden Erdtheilen hält er sich, wie die neuesten Beobachtungen mittheilen, ebenfalls zu den Menschen.

Die Anhänglichkeit des Sperlings an die Wohnung des Menschen ist merkwürdig. Er nistet stets in unmittelbarer Nähe der Ortschaften, bezüglich in den Häusern selbst und macht von hieraus höchstens Ausflüge ins Freie, ganz nach Art der Hausvögel; wird aber ein neues Haus gebaut, so siedelt er gewiß sich an. Nur wenige Dörfer gibt es, in welchen kein Sperling vorkommt; es sind immer Walddörfer, welche keine Felder haben, denn der Sperling verlangt weniger nach der Gesellschaft seiner Gastfreunde, als vielmehr nach einem Orte, wo er sich ohne Sorge ernähren kann.

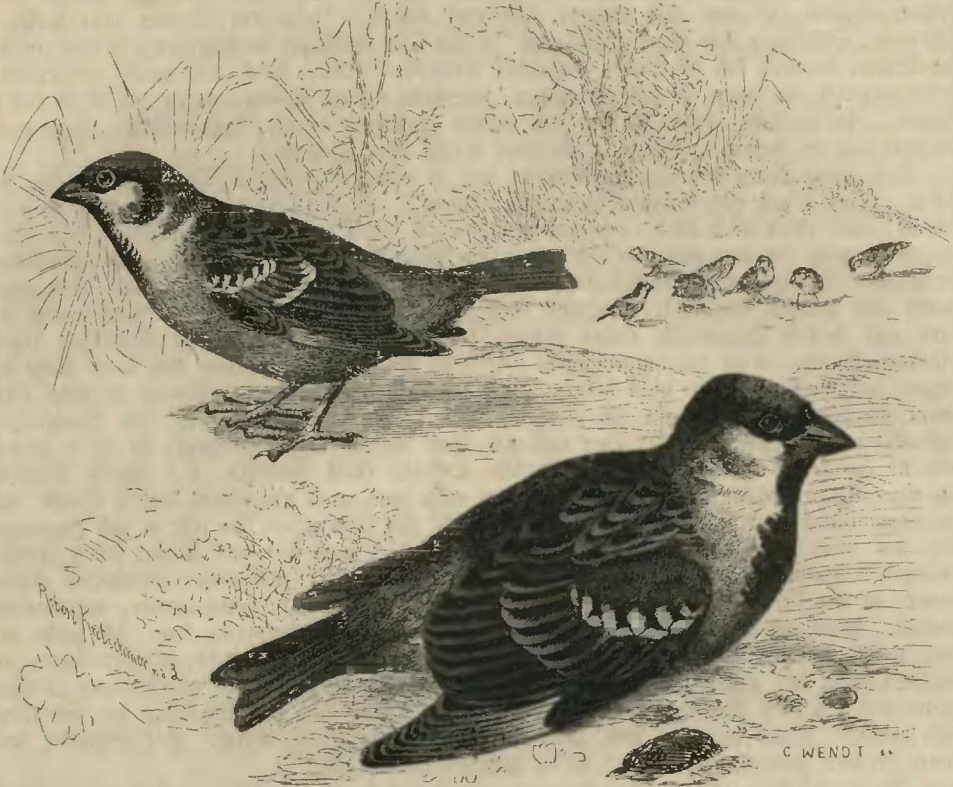
Unser Hausspatz ist ein äußerst geselliger Vogel. Er trennt sich bloß während der Brutzeit in Paare, ohne jedoch deshalb aus dem Gemeinverband zu scheiden. Oft brütet ein Paar dicht neben dem andern, und die Männchen suchen, so eifersüchtig sie sonst sind, auch wenn ihr Weibchen brütend auf den Eiern sitzt, immer die Gesellschaft von ihres Gleichen auf. Die Jungen schlagen sich sofort nach ihrem Ausfliegen mit andern in Trupps zusammen, welche bald zu Flügen anwachsen. Sobald die Alten ihr Brutgeschäft hinter sich haben, finden auch sie sich wieder bei diesen Flügen ein und theilen nunmehr mit ihnen Freud und Leid. So lange es Getreide auf den Feldern gibt oder überhaupt, so lange es grün draußen ist, fliegen die Schwärme vom Dorfe aus alltäglich nach der Flur hinaus, um dort sich Futter zu suchen, kehren aber jedes Mal wieder nach dem Dorfe zurück. Hier halten sie ihre Mittagsruhe in



dichten Baunkronen oder noch lieber in Hecken, und hier versammeln sie sich abends unter großem Geschrei, Gelärm und Gezänk, entweder auf dicht belaubten Bäumen oder später in Scheunen, Schuppen und andern Gebäuden, welche Orte ihnen zur Nachtherberge werden müssen. Im Winter bereiten sich die klugen Geschöpfe förmliche Betten, weich und warm ausgefüllerte Nester nämlich, in denen sie sich verkriechen, jedenfalls in der Absicht, gegen die Kälte sich zu schützen. Zu gleichem Zwecke wählen sich andere Schornsteine zur Nachtherberge, ganz unbekümmert darum, daß der Rauch ihr Gefieder beruht oder schwärzt.

Das ganze Leben des Spazes beweist, daß er einer der klügsten Vögel ist, welchen wir haben. „Im Thun und Treiben unseres Sperlings“, sagt Raumann, „den man bald einen Schelm, bald einen Dieb schilt, den man grundhäßlich findet und mit aller möglichen Verachtung behandelt, zeigt sich dem einfachen Beobachter vor Allem ein im Widerspruch stehendes Verhältniß der Körperkräfte zu den Geistesfähigkeiten. Seine Körperbewegungen sind in der That etwas plump oder ziemlich ungeschickt, während seine Klugheit Alles übertrifft, was man in der Art kennt und seinem Scharfblicke nichts entgeht, was ihm nützen oder seine Sicherheit irgend gefährden könnte. Auch bei aufgeblähtem Gefieder, in trüber Laune kann das kleine Auge den listigen, verschlagenen Sinn nicht bergen. Er merkt es bald, wo er friedlich geduldet wird, scheint da zutraulicher, vergißt sich aber dessenungeachtet nie so weit, daß ihm Sorglosigkeit einstens schaden könnte. Hat er aber vollends schon Nachstellungen erfahren, so ist er immerwährend auf seiner Hut. Das ungewöhnliche Dessinen eines Fensters, das scharfe Anblicken von einer ihm verdächtigen Person, das Zielen nach ihm, auch mit einem bloßen Stöcke, setzt ihn augenblicklich in Angst und Schrecken und macht ihn fliehen. — So sehr er sich gezwungen sieht, die menschliche Gesellschaft zu suchen, so ist dies doch nie auf Kosten seiner Freiheit geschehen. Die Nähe des Menschen hat ihn nicht, wie unsere Feldtaube, allmählich zähmen können; sie hat im Gegentheil auf ihn gewirkt, ihn nur noch listiger, verschlagener, mißtrauischer gemacht. Man hat unzählige Beweise seiner Schlaueit und Fedennann kann sich leicht und bald, so oft er will, davon überzeugen. Welcher Auszubildung sein Ueberlegungsvermögen, sein Verstand fähig ist, zeigen die ganz alten Vögel, im Gegensatz von den unerfahrenen Jungen, bei welchen sich diese Kräfte erst nach und nach entwickeln. In der Stellung des Sperlings liegt, trotz der etwas plumpen oder unbehilflichen Gestalt, etwas Redes. Der Schwanz wird immer erhaben getragen und öfters damit gewippt oder gezuckt.“

„Die allbekannteste unangenehme Stimme unseres verrufenen Sperlings zu beschreiben, würde fast überflüssig sein, wenn eine kurze Beschreibung davon nicht oft zum Vergleich mit der anderer Vögel dienen müßte. Wer hörte nicht da, wo ihrer viele wohnen, ihr immerwährendes, mannsfach verändertes Schilp, Schelm und Dieb bis zum Ueberdruß? Wer sah nicht die alten Männchen vor ihrer Höhle, auf einem Lieblingsfisse hinter oder auf einem Schornsteine, Dachrinne u. s. w., zumal in der Brutzeit sich mächtig blähen und ihr „Schilp“ so eifrig und anhaltend ausrufen, als wenn es ihm noch so anmuthiges Lied wäre? Allein nicht Jedem fiel es schon auf, wie manches alte Männchen sich einen besondern Vokton erkunden zu haben und darin so verliebt zu sein scheint, daß es nicht müde wird, ihn bis zum Uebermaß zu wiederholen. Wer staunte nicht schon über den Lärm, den dieses Schilpen, von vielen Kehlen ausgestoßen, beim Ausruhen der Herden in dichtbelaubten Bäumen und vor dem Schlafengehen in denselben machte? — „Dieb“ rufen sie meistens im Fliegen, „Schilp“ im Sitzen; beides sind ihre Voktöne. Aber die Spazen sind fast unerträgliche Schwärzer, welche selten das Maul halten und auch im ruhigen Treiben, beim Fressen u. s. w. ein wiederholt ausgestoßenes, leises „Dieb“, „Bilp“ oder „Binm“ nicht unterlassen können. Ein sanfteres „Dürr“ und „Die, die, die“ sind Töne der Zärtlichkeit; aber mit einem heftigen, schnarrenden „Trrrr“ zeigen sie eine bevorstehende Gefahr an, und dieser Ton ist auch für andere Vögel ein Warnungszeichen. Hat die Gefahr sich verwirklicht und in augenscheinliche Noth verwandelt, z. B. beim plötzlichen Erscheinen eines Raubvogels, einer Kaze und anderer Feinde, so wird daraus ein hastiges „Teltterelltellstell“. Ist der Sperling in Sicherheit, der Raubvogel aber joeben bei ihm vorbeigesflogen, so ruft er ein sanfteres „Dürrr“ mehrmals nach einander aus. Habern sich die Männchen um die Weibchen, dann macht ihr „Tell, tell, silp, den, dell, dieb, schilp“ u. s. w., aus mehreren Kehlen durcheinander gerufen, den bekannnten Lärm, den man zu allen Zeiten, doch mehr im Frühjahr, als sonst, vernimmt. Viel anders klingt auch der noch mit „Zworr, Dürr“ und ähnlichen zärtlichen Tönen durchwehete Gesang nicht, welchen die alten Männchen, besonders im Frühjahr, im warmen Widerschein der Sonne, in Bäumen, Hecken und anderswo hören lassen, welcher aber kaum den Namen eines Gesangs verdient. — Die Jungen schilpen wie die Alten, nur einsförmiger, und werden schon im Neste beim Füttern sehr laut.“



Der Feldsperling (*Passer montanus*) und der Haussperling (*Passer domesticus*).

Der Sperling vermehrt sich sehr stark. Er beginnt bereits früh im Jahr mit seinem Nestbau und brütet mindestens drei Mal im Laufe des Sommers.

Das Nest selbst wird nach des Orts Gelegenheit angelegt, in der Regel steht es in passenden Höhlungen in Gebäuden, gar nicht selten aber auch in Baumlöchern, in Staarkübeln, in Schwalbennestern, in dem Unterbau der Storchnester und endlich mehr oder minder frei im Gezweig, manchmal in niedern Büschen, häufiger 12 bis 20 Zoll über dem Boden. Je nach diesem Standorte ist es verschieden gebaut, immer aber nichts Anderes, als ein lieblich zusammengetragener Haufen von Stroh, Heu, Werg, Borsten, Wolle, Haaren, Papierschnitzeln, Lappen u. dgl., welcher innen mit Federn ausgefüllt wird. Die Nester, welche frei auf Bäumen stehen, erhalten oben eine Haube; die, welche in Höhlen angelegt werden, sind oben bald geschlossen, bald unbedacht. Sehr gern nimmt der Spatz die Nester der Schwalben in Besitz, auch dann noch, wenn die Schwalben bereits Eier oder Junge haben. Der unverschämte Nesträuber pflegt in solchen Fällen die Eier und die Jungen, nachdem er sie getödtet, herauszuwerfen und kümmert sich nicht im geringsten um das Klagen der Mutter. Bis in die neueste Zeit ist behauptet worden, daß die Schwalbe für solche Unbill sich räche und das Sperlingsweibchen, während es brütet, im Neste einmaure; die Angabe ist aber leider nur als eine hübsche Fabel zu betrachten: von einem Naturforscher wenigstens ist die „Schwalbenrache“ noch nicht beobachtet worden.

In günstigen Jahren findet man bereits im März das erste Gelege im Neste. Es pflegt aus 5 bis 6, ausnahmsweise auch wohl 7 bis 8 Eiern zu bestehen, welche zart und glattschalig, aber wenig glänzend und auf bläulich oder röthlichweißem Grunde braun und aschgrau gefleckt, bespritzt und gepunktet sind, in der Zeichnung aber sehr abweichen. Beide Gatten brüten wechselsweise und zeitigen die Brut in dreizehn bis vierzehn Tagen; die ausgeschlüpften Jungen füttern sie zuerst mit zarten Kerbthieren, später mit solchen und mit vorher im Kropf aufgequollenen Körnern und endlich hauptsächlich mit Getreide und andern Samereien, auch wohl mit Früchten.



Bereits acht Tage nach dem Ausfliegen der Jungen treffen die Alten zur zweiten Brut Anstalt, richten das erste Nest einigermaßen wieder her, und im Verlauf von vierzehn Tagen hat das Weibchen wieder Eier. So geht es den ganzen Sommer hindurch fort bis in den September hinein.

Beide Eltern lieben ihre Brut ganz ungemein und vergessen deshalb selbst die ihnen sonst eigene Vorsicht. Wird einer der Gatten getödtet, so strengt sich das andere umso mehr an, um die hungrige Schaar zu ernähren. Ein Beispiel der Elternliebe der Sperlinge führt Selby an. Er beobachtete, daß ein Spazepärchen bis in den Winter Futter ins Nest trug, untersuchte dieses endlich und fand in ihm ein Junges, um dessen Fuß sich ein Faden gewickelt hatte, so daß es das Nest nicht hatte verlassen können!

Die meisten Leute sind geneigt, den Sperling als einen überwiegend schädlichen Vogel anzusehen. In der That läßt sich nicht verkennen, daß er sich vorzugsweise von Sämereien, namentlich Getreide ernährt und deshalb zuweilen recht lästig werden kann. Auch durch seine Diebstähle an Obst mancherlei Art wird er verhaßt, und da, wo er massenhaft auftritt, macht sich seine Verfolgung oft nöthig. Dagegen nützt er durch Aufzehren der schädlichen Kerbthiere unzweifelhaft mehr, als er schadet. Er macht sich während des ganzen Sommers hochverdient um Obstpflanzungen und Felder und schadet nur während der Reife gewisser Fruchtarten: er muß also als überwiegend nützlicher Vogel betrachtet werden. Für die Wahrheit dieser Behauptung haben wir mehr als einen Beweis. Friedrich der Große gab einmal, geärgert durch die Sperlinge, den Befehl, diese Vögel überall wegzufangen und todzuschießen und setzte für jeden getödteten Spaz eine Belohnung von 6 Pfennigen aus. Nunmehr zog Alles zur Sperlingsjagd aus, und der Staat bezahlte in wenigen Jahren Tausende von Thalern als Auslösung für die eingelieferten Korndiebe. Aber die Folge zeigte sich bald. Auf den Obstbäumen, welche früher von den Sperlingen gebrandschaft worden waren, nahmen die Raupen und andere Kerbthiere in solcher Menge überhand, daß sie nicht bloß ohne Früchte, sondern bald auch ohne Blätter dastanden. „Da zog der große König“, sagt unser Berichterstatter, „weislich seine Hand von dem Rade des Schöpfungswerkes zurück, in welches er eingreifen zu müssen geglaubt hatte. Er widerrief seinen Befehl und war noch obendrein genöthigt, Sperlinge von weither wieder herbeischaffen zu lassen, und diese Eingewanderten wurden nun sorgfältig geschont.“ Nach Australien hat man die Sperlinge nur deshalb eingeführt, weil man hofft, daß sie die Kerbthiere in den Obstpflanzungen vertilgen werden. Diese Angabe spricht gewiß mehr, als weitläufige Auseinandersetzungen für den Nutzen der Sperlinge. Man muß bei Berechnung ihres Nutzens und ihres Schadens nur immer festhalten, daß sie stetig und unmerklich das ganze Jahr hindurch sich nützlich machen, empfindlich schädlich aber nur zu gewissen Zeiten werden.

Uebrigens nützt uns der Sperling auch unmittelbar durch sein Fleisch, welches von Jedermann als wohlschmeckend gerühmt wird. In Italien baut man den Spaz zu Liebe Thürme aus Steinen, deren Wände eine Menge kleine Eingänge haben, welche zu Nistkästchen führen. Diese untersucht man von Zeit zu Zeit, nimmt alle flüggen Vögel aus, bratet sie an dünnen Spießen und schätzt sie als Vorkerbissen.

Es ist nicht eben leicht, den Sperling zu erbeuten. So zudringlich er sich zeigt, so sorgfältig achtet er seiner Sicherheit. Er kennt seine Feinde sehr wohl und weiß, daß der Feinde schlimmster sein Brodherr ist; deshalb ist all seine Zuneigung und Freundschaft zu letzterem bloß eine scheinbare: er traut ihm nie. Kein anderer Vogel gibt sich so große Mühe, das Wesen des Menschen zu ergründen, als dies der Sperling thut, welcher auch bei dem vertraulichsten Umgang mit dem Gebieter der Erde sein Heil zu wahren weiß. Der Verstand des Vogels und sein merkwürdiges Gedächtniß hilft ihm über so Vieles hinweg, was Andern verderblich wird. Er fürchtet beständige Tücke und Hinterlist und betrachtet das einfachste Ding mit scheelem Auge, bis er sich überzeugt hat, ob wohl eine Falle dahinterstecke oder nicht. Eine seiner Art angethane Unbill läuft überlieferungsmäßig unter dem Volke fort und wird so leicht nicht vergessen, wiederholte Beweise von freundschaftlicher Gesinnung dagegen werden dankbar anerkannt, jedoch keineswegs mit rücksichtslosem Vertrauen erwidert. Man kann die Sperlinge dahin bringen, daß sie Futter vor den Fenstern auflesen, gewiß aber nicht gewöhnen, daß sie das Futter aus der Hand des Gebers nehmen. Gestellte Fallen weiß der Spaz sicher zu meiden; leere Drohungen verachtet er nicht minder: der Strohhalm oder die Klappermühle, bunte Federn und Lappen, welche über die Beete gespannt sind, halten ihn wohl ein oder zwei Tage ab, durchaus aber nicht für immer. Es ist unverkennbar, daß der Sperling sich anders benimmt, je nach der Dertlichkeit, welche er bewohnt und je nach den Menschen, mit denen er es zu thun hat. Man muß also, will man des Vogels in Menge habhaft werden, neue Listen und Kniffe

erfennen. Demungeachtet kommt man durch Zufall oft genug in Besitz der häufigen Vögel: ihre Dreistigkeit oder die Unvorsichtigkeit der Jungen wird ihnen zum Verderben.

Für das Gebauer eignen sich solche Gefangene nicht. Von den guten Eigenschaften der freilebenden Sperlinge bemerkt man an den Gefangenen wenig oder Nichts. Sie werden niemals ordentlich zahm und können auch nicht wohl in den Gesellschaftsbauer gebracht werden, weil sie ihre Mitgefangenen in der rohesten Weise zu mißhandeln pflegen. —

In allen südlichen Ländern kommen sehr nahe verwandte Arten der Hausperlinge vor, welche in der Lebensweise keine oder wenigstens unmerkliche Unterschiede zeigen, gleichwohl aber durch irgend welche Merkmale von den unseren ständig abweichen.

Ein solcher Sperling ist der sogenannte italienische (*Passer italicus*). Bei dem alten Männchen dieses Vogels sind Oberkopf und Hinterhals dunkelrothbraun, die Halsseiten und Wangen weiß, die Gurgel, Kehle und Oberbrust dunkelbraunschwarz und die Weichen rostgrau. Dieser Spaz kommt hauptsächlich in Italien und Südfrankreich vor, fehlt aber, soweit bekannt, auf dem Festlande Spaniens und in Egypten gänzlich. Im südlichen Frankreich soll er mit unserm gewöhnlichen Hausperling zusammenleben, und da mag es wohl oft vorkommen, daß beide sich unter einander vermischen und Blendlinge erzeugen, welche eine Mittelfärbung zur Schau tragen.

Im innern Afrika, von Mittelnubien an südlich und wahrscheinlich auch in Indien wird unser Hausperling wiederum durch einen andern, ihm aber auch sehr ähnlichen, nur lebhafter gefärbten Vogel ersetzt.

Der spanische Sperling (*Passer hispanicus*) oder, wie er mit größerem Recht genannt zu werden verdient, der Sumpfsperling (*Passer salicicolus*), kommt unserm Hausperling an Größe gleich. Seine Länge beträgt 6 bis 6 $\frac{1}{2}$  Zoll. Viel bedeutender sind die Unterschiede hinsichtlich der Färbung. Beim alten Männchen sind Kopf und Hinterhals dunkelrothbraun, der Rücken ist schwarz und kastanienbraun gefleckt, die sehr dunkle Kehle, Brust und Seiten sind schwarz, „einem aufgelösten, in schwarzen Perlen zerfließenden Halsbande vergleichbar“, welches auch das Weibchen noch schmückt. Ueber die Augen, wo sich bei unserm Sperlingsmännchen nur ein kleines, weißes Fleckchen zeigt, zieht sich ein blendend hellweißer Streifen. Das übrige Gefieder kommt in der Färbung mit dem unserm Hausperlings überein, und das Weibchen ähnelt dem Weibchen unseres Spazes aufs täuschendste.

Der Sumpfsperling findet sich, soviel bis jetzt bekannt, in Spanien, Griechenland, im Norden Afrikas und auf den nordwestlichen Inseln des Erdtheils, sowie auch in gewissen Theilen Sibiriens, jedoch vorzugsweise — in Spanien und Egypten nur — in Gegenden, welche reich an Wasser sind. Er ist kein Hausperling, sondern ein echter Feldperling, welcher bloß zufällig in der Nähe menschlicher Wohnungen vorkommt.

Es ist nicht eben leicht, das Betragen des Sumpfsperlings als absonderlich zu schildern; denn er ähnelt dem Hausperling in seinem Leben und Treiben sehr. Doch ist sein Flug schneller, als der unseres Spazes, und es hält sich der Sumpfsperling im Fluge dicht geschlossen, was kein anderer Sperling thut. In Egypten bildet er, wenn er von den Reisfeldern aufschwirrt, förmliche Wolken. Die einzelnen Vögel fliegen so dicht neben einander, daß man mit einem einzigen Schusse Massen herabdonnern kann.

In geistiger Hinsicht dürfte der Sumpfsperling seinem Vetter wohl ziemlich gleichkommen. Doch scheint der erstere scheuer und ängstlicher zu sein, als der Hausspaz, wahrscheinlich bloß aus dem Grunde, weil dieser sich inniger mit dem Menschen vertraut gemacht hat.

Auf den kanarischen Inseln und in Egypten beginnt die Brutzeit des Sumpfsperlings im Februar, spätestens zu Anfang des März. Im Delta waren in den angegebenen Monaten alle Palmenkronen mit Nestern bedeckt, aber auch alle Höhlungen in den Stämmen dieser Bäume von nistenden Sumpfsperlingen bevölkert. Das Nest unterscheidet sich von dem unseres Hausperlings nicht: es ist ein ebenso lieberlicher und willkürlicher Bau, wie ihn der Hausspaz aufzutragen und zu schichten pflegt. Die Eier ähneln denen unseres Feldperlings in so hohem Grade, daß sie von den tüchtigsten Kennern mit Feldperlingsiern verwechselt werden können.

Der Sumpfsperling ist nirgends beliebt, und man hat auch wohl Grund zu einer ungünstigen Meinung über ihn. In den Reisfeldern Egyptens verursacht er, seiner erstaunlichen Menge wegen, großen Schaden.

In Mittel- und Nordeuropa lebt neben dem Hausspaze ein anderes Mitglied der Familie, der Feldperling, Holz-, Wald-, Weiden-, Nuß-, Rohr-, Berg-, Braun-, Roth-, Ringel-



sperling, Spaz oder Fint (*Passer montanus*). Er ist etwas kleiner, als der Hauspaz,  $5\frac{1}{2}$  Zoll lang, im ganzen dem gemeinen Spaz ähnlich gefärbt, aber doch leicht von ihm zu unterscheiden. Der Oberkopf und Nacken sind rothbraun, der Mantel ist rostig sperlingsfarben, Zügel, Kehle und ein Fleck auf den Wangen sind schwarz, das Uebrige der Kopfseiten aber weiß. Die Unterseite ist lichtgrau, und über den Flügel verlaufen zwei weiße Querbinden. Das Auge ist dunkelgraubraun, der Schnabel schwarz, der Fuß röthlich hornfarben. Beide Geschlechter sind gleich gefärbt und die Jungen laun von den Alten unterschieden.

Der Feldspaz gehört mehr dem Osten der alten Welt an, als der eigentliche Hausperling. Er ist in Deutschland nirgends selten, reicht nach Norden hin ungefähr bis zum Polarkreis, findet sich in einem großen Theil Asiens und kommt häufig noch auf Japan vor. In Süd-europa ist er selten, nach Nordafrika verirrt er sich nur zuweilen. Abweichend von unserm Spaz bevorzugt er das freie Feld und den Laubwald vor den Dörfern und Städten. Zu den Wohnungen der Menschen kommt er im Winter, um Nahrung bittend, heran, im Sommer hingegen hält er sich da auf, wo Wiesen mit Feldern abwechseln und alte, hohle Bäume ihm geeignete Nistplätze gewähren. Hier lebt er gewöhnlich in Gesellschaften und nur während der eigentlichen Brutzeit paarweise. Die Gesellschaften streichen in beschränkter Weise im Lande hin und her, mischen sich unter Goldammern, Lerchen, Finken, Grünlinge, Hänfinge und andere Ordnungsverwandte, besuchen mit diesen die Felder, oder, wenn der Winter hart wird, die Gehöfte des Landmannes, und zertheilen sich in Paare, wenn der Frühling beginnt.

In seinem Wesen hat der Feldsperling Vieles mit seinem Verwandten gemein; er ist aber nicht so klug als dieser. Vom Herbst bis zum Frühling bilden Körner und Samereien, im Sommer Raupen, Blattläuse und anderes Ugeziefer die Nahrung des Feldspazes, welcher mit Recht als ein wahrer Wohlthäter der Obst- und Laubbäume betrachtet wird. Auf Weizen- und Hirsefeldern richtet er zuweilen Schaden an; dagegen läßt er die Früchte und die keimenden Gartenpflanzen unbehelligt. Seine Jungen füttert er mit Kerbthieren und mit milchigen Getreidekörnern auf.

Unser Vogel ist leichter zu erbeuten, als der Hauspaz. Auf Finkenherden wird er oft in Menge gefangen, aber auch durch Vogelleim, Schlingen und Dohnen, durch Schlaggarne und durch Fallen anderer Art kann er leicht betriegt werden. In der Gefangenschaft erhält man den Feldsperling ohne Mühe mit allerhand Gefäme, dem man als Lederbissen ab und zu grüne Blättchen beifügt. Er geht ohne Umstände ans Futter und wird auch bald erträglich zahm. Im Gesellschaftsbauer ist er recht hübsch; nur mangelt ihm freilich die Gabe des Gesanges.

In den Walddörfern Ost-Sudahns, wo man keinen Hausperling mehr antrifft, findet sich bei den Hütten der Eingeborenen ein eigenthümlicher Sperling ein, welcher gegenwärtig mit Recht einer besondern Sippe zugezählt wird. Dies ist der sogenannte einfache Spaz (*Pyrgitopsis simplex*), eins der größten Mitglieder unserer Familie, ausgezeichnet durch seinen schlanken Leibesbau und den langgestreckten Schnabel. Seine Länge beträgt reichlich  $6\frac{1}{2}$  Zoll. Die Färbung entspricht dem Namen. Kopf und Nacken sind mausgrau, der Rücken und die Flügeldeckfedern rostfarbig braun, die Schwung- und Steuerfedern dunkelbraun, an den Rändern verwaschen rostroth gesäumt. Die Unterseite ist mit Ausnahme der lichterem Kehle und des weißlichen Bauches hellröthlichgrau. Das Auge ist licht rothbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß röthlich hornfarben. Die Geschlechter unterscheiden sich hinsichtlich der Färbung nur wenig; das Weibchen ist höchstens etwas blässer. Der Verbreitungskreis des einfachen Sperlings erstreckt sich über Mittel- und Südafrika.

In denselben Gegenden kommt noch ein Sperling vor und zwar einer der schönsten von Allen, der Goldspaz (*Chrysospiza lutea*). Das Männchen ist ein prachtvoller Vogel. Der Kopf, der Nacken und die ganze Unterseite ist schön goldgelb, von derselben Farbe, welche unser gezähmter Kanarienvogel zu zeigen pflegt, der Mantel aber ist rothbraun. Die kleinen Oberflügeldeckfedern sind schwärzlich, die Schwingen und Steuerfedern dunkelgrau, auf der Außenseite rothbraun gesäumt. Der weibliche Vogel ist andern Sperlingsweibchen sehr ähnlich; doch spielen alle Farben mehr ins Gelbliche, und namentlich die Kehle ist gelb. In der Größe kommt der Goldspaz unserm Feldsperling ungefähr gleich.

Es scheint, daß der im Ost-Sudahn häufige Vogel auf gewisse Stellen beschränkt ist. Offene, mit niederen Miniosenbüschen bewachsene Ebenen wasserreicher Gegenden scheinen seine bevorzugten Aufenthaltsorte zu bilden. Hier treibt er sich umher ganz in der Weise unseres Feldsperlings. Er hält sich regelmäßig in zahlreichen Flügen, welche bis zu Hunderten anwachsen können, fällt nach Sperlingsart in den Getreidefeldern ein oder treibt sich zwischen den Grashalmen in der Steppe umher und schweift gern von einem Orte zum andern, obgleich nur innerhalb eines kleinen Gebietes. Da er von den Eingeborenen durchaus nicht behelligt wird, ist er wenig oder nicht scheu und läßt den Jäger nahe an sich herankommen. Vor der Regenzeit, wenn die Dürre hart das Land drückt und winterlichen Mangel hervorgerufen hat, erscheint der Goldspatz in den Dörfern und Städten, so namentlich in Chartum und macht sich hier im Gehöft und im Garten zu schaffen, ganz so, wie der Feldspatz während des Winters bei uns zu Lande. Sie werden zuletzt ebenso dreist, wie ihre europäischen Verwandten und fliegen höchstens, wenn man mitten unter sie geht, vom Boden aus auf die benachbarten Bäume und Mauern, kehren aber augenblicklich wieder zum Boden zurück, wenn die Störung vorüberging.

Das letzte Mitglied der Sperlingsfamilie ist der Stein- oder Bergsperling, Stein- oder Graufink (*Petronia rupestris*). Derselbe zeichnet sich durch gedrungenen Leibesbau, namentlich durch verhältnißmäßig starken Schnabel, sowie durch bescheidene Färbung aus. Seine Länge beträgt 6 $\frac{1}{4}$  Zoll; das Weibchen ist, wie gewöhnlich, etwas kleiner. In der Färbung hat der Steinsperling mit dem Weibchen unseres Hausspatzes Aehnlichkeit. Der Rücken ist graubraun, schwarzbraun und grauweiß in die Länge gefleckt; der Rücken und die Oberschwanzdeckfedern sind grau; die Unterseite ist grauweiß, die Kehle aber schön schwefelgelb; der Scheitel ist grau, seitlich und auf der Stirn olivenbraun gestreift; über das Auge zieht sich ein lichter Streifen; die Schwanzfedern haben auf der inneren Fahne am Ende einen weißen Flecken.

In Deutschland gehört der Steinsperling durchaus nicht zu den häufigen Vögeln. Man findet ihn nur sehr einzeln in felsigen Gegenden oder als Bewohner alter verfallener Gebäude, namentlich als Ansiedler auf alten Ritterburgen. Von Südfrankreich an aber wird er häufig, und in Spanien, Algerien und auf den kanarischen Inseln gehört er zu den gemeinen Vögeln des Landes. Dort bewohnt er alle geeigneten Orte in Menge, die Städte und Dörfer ebensowohl, als die einsamsten Felshöhlen. Auf Canaria sind Thürme und sehr hohe Gebäude innerhalb der Städte sein Lieblingsaufenthalt. Er meidet also den Menschen keineswegs, bewahrt sich aber unter allen Umständen seine Freiheit. In die Straßen der Städte und Dörfer kommt er nur höchst selten herab; er fliegt vielmehr von dem gewählten Nistplatze aus regelmäßig nach der Flur hinaus, um dort sich seine Nahrung zu suchen. Eine eigenthümliche Schen und Vorsicht, welche man fast eine ungeredtfertigte nennen möchte, zeichnet ihn vor andern Sperlingen sehr aus. Er will auch da, wo er wenig mit dem Menschen zusammenkommt, nichts mit diesem zu thun haben.

In seinen Bewegungen unterscheidet sich der Steinsperling ganz wesentlich von seinen Verwandten. Er fliegt schnell, mit schwirrenden Flügelschlägen, schwebt vor dem Niedersetzen mit stark ausgebreiteten Flügeln und erinnert viel mehr an den Kreuzschnabel als an den Spatz. Auf dem Boden hüpfet er ziemlich geschickt umher. Im Sitzen nimmt er eine lockere Stellung an und wippt häufig mit dem Schwanz. Sein Lockton ist ein schnalzendes, dreisilbiges „Güüb“, bei welchem der Ton auf die letzten Silben gelegt wird; der Warnungsruf ein sperlingsartiges „Err“, welches man jedoch auch sofort erkennen kann, der Gesang ein einfaches, oft unterbrochenes Zwitschern und Schwirren, welches in mancher Hinsicht an das Lied des Gimpels erinnert, jedoch nicht gerade angenehm klingt.

Hinsichtlich der Nahrung gilt höchst wahrscheinlich dasselbe, was wir von den übrigen Sperlingen erfahren haben. Während des Sommers verzehren die Steinsperlinge vorzugsweise Kerbthiere, im Winter Sämereien, Beeren u. dgl. In Spanien trifft man sie häufig auf den Landstraßen, wo sie nach Art der Feld- und Hausperlinge den Mist durchwühlen.

Nur in Gegenden, wo unsere Vögel häufig sind, kann man sich ihrer ohne große Mühe bemächtigen. In Spanien werden sie schodweise auf den Markt gebracht. Man fängt sie dort mit Hülfe von Lockvögeln unter Regen oder auf den mit Leimruthen überdeckten Bäumen.

In der Gefangenschaft verursacht der Steinsperling wenig Mühe, aber viel Vergnügen. Er wird bald zutraulich, verträgt sich mit andern Vögeln vortrefflich und erfreut durch die Anmuth seines Betragens.



Der Grünling (*Chloris hortensis*).

Ein sehr auffallend gestalteter Fink, der Kernbeißer, ist gewöhnlich den Edelfinken zugerechnet worden, verdient aber als Vertreter einer eigenen Familie betrachtet zu werden, in welche allerdings nur wenig andere Finken einzureihen sind. Zu diesen dürfen wir einen in Deutschland überall häufig vorkommenden Finken, den Grünling oder Schwunsch-, Grün-, Hirsen- und Ruttvogel, Kappfink, Tutter, Wontig, Gröning, Grinling und wie das Volk ihn sonst noch benennen mag (*Chloris hortensis*), zählen und ihn als ein Uebergangsglied von den Edelfinken zu den Kernbeißern betrachten. Der Schnabel ist schwächer, als bei diesen, aber stärker, als bei jenen, kegelförmig, an den Schneiden scharf und eingezogen, mit einem kleinen Ballen im Unterkiefer. Grün ist die Hauptfarbe des Gefieders. Beim Männchen im Hochzeitskleid ist der Oberkörper olivenzeisiggrün, der Unterkörper grüngelb, der Flügel aschgrau, der Schwanz schwarz, jener auf den neun vordersten Schwungfedern, dieser am Hinterende der fünf äußeren Schwanzfedern schön gelb gefleckt. Der Schnabel ist hornfleischfarben, der Augenstern braun. Die Länge beträgt fast 6 Zoll.

Mit Ausnahme der nördlichsten Gegenden Europas fehlt der Grünling nirgends in diesem Erdtheil; und ebenso verbreitet er sich weit über Asien, obwohl er in Sibirien, welches im wesentlichen dieselben Finken besitzt, wie Mitteleuropa, gänzlich fehlt. In Japan ersetzt ihn eine andere, nahe verwandte Art. Sehr häufig ist er in Südeuropa, namentlich in Spanien, aber auch bei uns gehört er zu den allbekanntesten Finken. Er bewohnt am liebsten fruchtbare Gegenden, wo kleine Gehölze mit Feldern, Wiesen und Gärten abwechseln, findet sich in allen Augenenden in Menge, hält sich in unmittelbarer Nähe bewohnter Gebäude auf, meidet aber die größeren Wälder. Bei uns ist er eigentlich Wandervogel; wenigstens begibt sich der größte Theil von denen, welche im Sommer hier lebten, auf die Reise. Diese wird aber höchstens bis Spanien ausgedehnt; die dort einheimischen Grünlinge wandern nicht. Wahrscheinlich ist, daß diejenigen, welche bei uns überwintern, eigentlich im hohen Norden zu Hause sind.

Der Grünling lebt paar- oder familienweise. Er erwählt sich ein kleines Gehölz oder einen Garten zum Standorte, sucht sich hier einen dichtbelaubten Baum zum Schlafplatze aus und streift von hieraus nach Nahrung umher. Während des Tages sieht man ihn gewöhnlich im Freien und zwar hauptsächlich auf dem Boden, wo er sich mit allerhand Sämereien zu

schaffen macht. Bei Gefahr flüchtet er den nächsten Bäumen zu und verbirgt sich hier im Gelaube der Krone. Er ist ein munterer und rascher Vogel, so plump er auch auf den ersten Anblick hin erscheinen mag. Seine Bewegungen sind lebhaft und gewandt. Sein Gang ist hüpfend, aber nicht ungeschickt, sein Flug ziemlich leicht, bogenförmig. Beim Auffliegen läßt er gewöhnlich seinen Lockton, ein kurzes „Tschid“ oder „Tsched“ vernehmen, welches zuweilen vielmals nach einander wiederholt wird. Der Ton der Zärtlichkeit ist ein angenehmes sanftes, jedoch immerhin weit hörbares „Zwui“ oder „Schwunsch“. Dasselbe wird auch als Warnungston gebraucht, dann aber gewöhnlich mit einem sanften hellen Pfeifen begleitet. Da, wo der Grünling sich sicher weiß, ist er sehr wenig scheu, in Gesellschaften aber oft sehr vorsichtig. Es scheint, daß einer dann immer mehr auf die Sicherheit der Gesamtheit bedacht sein will, als der andere.

Die Sämereien der verschiedensten Pflanzen, vor Allem ölige, Rübsamen, Leindotter, Händrich, Hanfsamen und dergleichen, bilden die hauptsächlichliche Nahrung des Grünlings. Er pflegt zwei Mal im Jahre zu brüten, in guten Sommern wohl auch drei Mal. Das Nest wird auf Bäumen oder in hohen Hecken angelegt, zwischen einer starken Gabel oder dicht am Stamme und je nach den Umständen aus sehr verschiedenen Stoffen zusammengebaut. Dürre Reiserchen und Würzelchen, Quecken, trockene Halme und Grasswurzeln bilden die Unterlage, auf welche eine Schicht feinerer Stoffe derselben Art, untermischt mit grünem Erdmoos oder Flechten, auch wohl mit Wollkimpchen zu folgen pflegt. Zur Ausfütterung der Nestmulde dienen einige äußerst zarte Würzelchen und Häutchen, auf und zwischen denen Pferde-, Hirsch- und Rehhaare liegen, vielleicht auch kleine Flöckchen Thierwolle eingewebt sind. Ende Aprils findet man das erste Gelege. Es besteht aus vier bis sechs Eiern, von 9 bis 10 Linien Länge, welche sehr hauchig, dünn und glattchalig und auf bläulichweißem oder silberfarbenen Grunde mit bleichrothen deutlichen oder verwachsenen Flecken und Pünktchen bedeckt sind, besonders am stumpfen Ende, wo die Flecken nicht selten einen losen Kranz bilden. Das Weibchen brütet allein.

Zu den natürlichen Feinden dieses Vogels gesellt sich der Mensch des leckeren Fleisches wegen, welches der Grünling liefert. Er verfolgt ihn entweder mit dem Gewehr oder fängt ihn auf Finkenherden mit andern Verwandten, selbst auch wohl auf Lockbüschen, auf Trinkerden, in Spreukeln oder Schlingen. Als Stubenvogel ist der Grünling nicht besonders zu empfehlen. Sein Gesang ist zu unbedeutend, seine Klugheit nicht groß genug, als daß er hierdurch sich Freunde erwerben könnte.

Das Urbild der Familie, der Kirschkernbeißer, der Kirschkint, Kirschnacker, Kirschnackeller, Kern-, Stein-, Nuß- und Vollenbeißer, Dickchnabel, Finkenkönig, Klepper, Leste, Lysblicker u. s. w. (*Coccothraustes vulgaris*), ist der dickleibigste und plumpeste aller deutschen Finken, deshalb mit keinem andern zu verwechseln. Für ihn gelten die Kennzeichen der Familie im vollen Umfange. Die Länge dieses Vogels beträgt 7 Zoll, die Schwanzlänge  $2\frac{1}{4}$  Zoll. Das Weibchen ist kleiner. Das Gefieder ist graugelb auf dem Vorderkopfe, braungelb auf Hinterkopfe und Wangen, aschgrau auf Nacken und Hinterhals, lichtbraun auf dem Rücken, kastaniengraubraun auf der Unterseite und schwarz an der Kehle. Die Schwinge sind schwarz mit einem weißlichen Flecken auf der Mitte, der Schnabel ist dunkelblau im Frühling, horngrau, dunkler an der Spitze, im Herbst und Winter. Der Augenstern ist lichtgrau, der Fuß lichtrothlich. Ein bezeichnendes Merkmal dieses Vogels bilden die mittleren Schwungfedern, welche am Ende erweitert und stumpfwinklig ausgeschnitten sind. Mancherlei Spielarten sind beobachtet worden.

Als Heimat des Kernbeißers sind die gemäßigten Länder Europas und Asiens anzusehen. Seine Nordgrenze erreicht er in Schweden und in den westlichen und südlichen Provinzen des europäischen Rußlands. In Sibirien findet er sich von dem Quelllande des Amur an bis zur europäischen Grenze als Sommervogel. In Deutschland wandert er. Er findet sich nämlich oft auch im Winter, aber wahrscheinlich nur als ein Gast, welcher aus dem nördlicheren Europa gekommen ist. In Südeuropa erscheint er nur auf dem Zuge. So durchstreift er Spanien, wo er vielleicht bloß in den nördlichsten Provinzen brütet, und geht bis nach Nordwestafrika, namentlich nach Algier und Marokko hinüber. In Egypten wurde er nicht beobachtet.

Bei uns zu Lande ist er nur in gewissen Gegenden häufig, in andern seltener, obgleich überall ein bekannter Vogel, weil er auf seinen Streifereien allerorten sich zeigt und Jedermann auffällt. Er wählt zu seinem Sommeraufenthalte bergige oder hügelige Gegenden mit Laub-



waldungen; denn den Nadelwald meidet er immer. Die Laubwaldungen geben ihm übrigens nur während der Brutzeit Herberge; denn nach derselben streift er mit seinen Jungen im Lande umher und kommt bei dieser Gelegenheit auch in die Kirsch- und Gemüsegärten herein.

Ende Octobers oder im November beginnt er seine Wanderschaft, im März kehrt er wieder zurück; einzeln aber kommt er auch erst im Mai an. Im Sommer wählt sich jedes Paar ein ziemlich großes Gebiet in Feldhölzern oder ausgedehnten Baumgärten, am liebsten in der Nähe von Kirschpflanzungen, und sucht sich hier die höchsten Bäume aus, welche allen übrigen bevorzugt werden. Die Nachtruhe hält es im einsamen Walde und zwar in der dichten Krone eines Baumes ab, wo beide auf einem Zweige dicht am Schaft sitzen.

Der Kernbeißer ist, wie sein Leibesbau vermuthen läßt, ein etwas plumper und träger Vogel. Auch sein Flug ist schwerfällig, aber schnell und rauschend. Allein man darf sich nicht verleiten lassen, von dem plumpen Aussehen des Vogels auf seine geistigen Eigenschaften zu schließen. Der Kernbeißer ist ein sehr vorsichtiger und listiger Gesell, welcher seine Feinde bald kennen lernt und mit Schlaueit auf seine Sicherung Bedacht nimmt. Er fliegt ungern auf, wenn man sich ihm nähert, ist aber auch beim Freßen immer so auf seiner Hut, daß er jede Gefahr sogleich bemerkt und ihr dadurch zu entgehen sucht, daß er sich in dichtes Laub verbirgt oder, wenn dieses nicht vorhanden ist, flüchtet. Er weiß es recht gut, wenn er sich hinlänglich versteckt hat; denn dann hält er sehr lange aus, was nur selten der Fall ist, wenn er frei sitzt. Wenn die Bäume belaubt sind, kann man ihn lange knacken hören, ehe man ihn zu sehen bekommt. Wenn er aufgeschreckt wird, setzt er sich fast immer auf die Spitzen der Bäume, um jede ihm drohende Gefahr von weitem bemerken zu können. Mit seiner List verbindet er eine große Keckheit.

Am liebsten verzehrt der Kirschkernbeißer die von einer harten Schale umgebenen Kerne verschiedener Baumarten. Die Kerne der verschiedenen Weiß- und Rothbuchen scheint er allen anderen vorzuziehen. Er beißt die Kirsch ab, befreit den Kern von dem Fleische, welches er wegwirft, knackt ihn auf, läßt die steinige Schale fallen und verschluckt den eigentlichen Kern. Dieß Alles geschieht in einer halben, höchstens ganzen Minute und mit so großer Gewalt, daß man das Aufknacken auf dreißig Schritte weit hören kann. Mit dem Samen der Weißbuche verfährt er auf ähnliche Weise. Die von der Schale entblößten Kerne gehen durch die Speiseröhre gleich in den Magen, und erst, wenn dieser voll ist, wird der Kropf von ihnen angefüllt. Wenn die Bäume von den ihnen zur Nahrung dienenden Sämereien entblößt sind, sucht sie der Kernbeißer auf der Erde auf. Deshalb sieht man ihn im Spätherbst und Winter oft auf dem Boden umherhüpfen. Außerdem frißt er auch Kornsämereien gern, geht deshalb im Sommer oft in die Gemüsegärten und thut an den Sämereien großen Schaden. Es ist kaum glaublich, wie viel ein einziger solcher Vogel von den verschiedenen Kohl- und Krautarten zu Grunde richten kann. Im Winter geht er stark auf die Vogelbeerbäume, ebenfalls nur der Kerne wegen. Außerdem verzehrt er Baumknospen und im Sommer sehr oft auch Kerbtbiere, besonders Käfer und deren Larven.

Je nachdem die Witterung günstig oder ungünstig ist, nistet der Kernbeißer ein- oder zweimal im Jahre, im Mai und Anfangs Juli. Jedes Paar erwählt sich ein umfangreiches Nistgebiet und duldet in diesem kein anderes seiner Art. Das Männchen hält deshalb immer oben auf den Baumspitzen Wache und wechselt seinen Sitz bald auf diesen, bald auf jenen hohen Baum, schreit und singt dabei und zeigt eine außerordentliche Unruhe. Der Gesang selbst ist nicht viel werth. Naumann rechnet ihn zu dem schlechtesten von allen ihm bekannten. Schwirrende und scharfe Töne, welche dem wie „Zi“ oder „Zick“ klingenden Lockton sehr ähnlich sind, bilden ihn, und wenn mehrere Männchen zugleich singen, wird daraus, wie gedachter Forscher sagt, ein sonderbares, unangenehmes Geschwirr, welches man auf weit hin hören kann. Zum Glück erfreut das singende Männchen durch sein Lied sich und seine Gattin mehr, als den Menschen. Er singt stundenlang unter allerlei Wendungen und Bewegungen seines Leibes, welche sein behagliches Selbstgefühl deutlich genug ausdrücken. Das Nest steht hoch oder tief auf schwachen oder dünnen Zweigen, gewöhnlich aber gut versteckt. Seine erste Unterlage besteht aus dünnen Reisern, starken Grasshalmen, Würzelchen und dergleichen, die zweite Lage aus gröberem oder feinerem Baummoos und Flechten, die Ausfütterung aus Wurzelfasern, Schweinsborsten, Pferdehaaren, Schafwolle und dergleichen. Das Gewebe seiner Wandungen ist nicht sehr dick; doch gehört es unter die gut gebauten Vogelnester. Seine ansehnliche Breite macht es leicht kenntlich. Die drei bis fünf Eier sind einen Zoll lang, ziemlich bauchig und auf schmutzig oder grünlich und gelblich aschgrauem Grunde mit deutlichen und verwaschenen braunen, schwarzbraunen, dunkelashgrauen, hell- und ölbraunen Flecken, Strichen und Aederchen,

gezeichnet, um das stumpfe Ende herum am dichtesten. Das Weibchen brütet mit Ausnahme der Mittagsstunden, um welche Zeit es das Männchen ablöst. Die Jungen werden von beiden Eltern gefüttert, sehr geliebt und noch lange nach dem Ausfliegen geführt, gewartet und geätzt; denn es vergehen Wochen, bevor sie selbst im Stande sind, die harten Kirscherne zu knaden.

Der Kernbeißer gehört durchaus nicht zu den beliebten Vögeln; ja, er macht sich einzelnen Grundbesitzern sogar sehr verhasst. Der Schaden, welchen er in Kirschpflanzungen anrichtet, ist durchaus nicht unbedeutend. „Eine Familie dieser Vögel“, sagt Naumann, „wird bald mit einem Baum voll reifer Kirschen fertig. Sind sie erst einmal in einer Anpflanzung gewesen, so kommen sie gewiß immer wieder, so lange es noch daselbst Kirschen gibt, und alles Lärmen, Klappern, Peitschentnallen und Pfeifen hält sie nicht ganz davon ab, alle aufgestellten Scheusale werden sie gewohnt. Schießen ist das einzige Mittel, sie zu verschrecken, und dies darf nicht blind geschehen, sonst gewöhnen sie sich auch hieran. Die gewöhnlichen sauren Kirschen sind ihren Anfällen am meisten ausgesetzt. In den Gemüsegärten thun sie oft großen Schaden an den Sämereien und in den Erbsenbeeten an den grünen Schoten. Sie zerschroteten dem Jäger seine Beeren auf den Ebereschbäumen und richteten andern Aufzug an. Weit weniger Schaden würden sie thun, wären sie nicht so unersättliche Fresser und hätten sie nicht die Gewohnheit, einzelne Bäume, Beete und Pflanzungen immer wieder und so lange heimzuzukuchen, bis sie solche ihrer Früchte oder Samen gänzlich beraubt haben.“

Es ist kein Wunder, daß der Mensch sich dieser ungebetenen Gäste nach Kräften zu erwehren sucht und Schlinge und Leimruthe, Netz, Falle und Dohue, das Feuergewehr und andere Waffen gegen sie in Anwendung bringt.

In der Gefangenschaft machen sich die Kernbeißer auch nicht liebenswürdig. Sie gehen zwar ohne alle Mühe ans Futter, gewöhnen sich an Mühsaat, Hanf, Leinen, Hafer und dergleichen, knaden artig Kirsch- und Pflaumenkerne auf, fressen Salat und dergleichen, verursachen also keine Mühe; sie werden auch bald sehr zahm; aber sie sind bei alledem langweilige und ihren Mitgefangenen gegenüber gefährliche Vögel. Ihre Zanflust stört das Leben in einem Gesellschaftsbauer unter allen Umständen, selbst dann, wenn der Störenfried eine Zeit lang sich gut beträgt.

Vor seinem Schnabel muß man sich stets in Acht nehmen; denn er beißt stets und tüchtig und in Alles, was man ihm vorhält. In Folge dieser Eigenschaft wurde ein Kernbeißer, der sich im Besitz eines Studenten in Jena befand, von den Freunden des Vogelliebhhabers oft betrunken gemacht. Dies gelang sehr leicht. Die lustigen Gesellen füllten eine unten aufgeschlitzte Federpule mit Bier und hielten sie dem Kernbeißer vor. So oft dieser in den offenen Theil der Spule gebissen hatte, richteten sie letztere aufrecht, so daß das Bier in den Schlund des Kernbeißers lief. Dieses Verfahren brauchte man nur einige Male zu wiederholen, und der dickköpfige Gefelle war so betrunken, daß er beim Herumhüpfen hin und her taumelte.

Einer der schönsten Kernbeißer, vielleicht der prachtvollste von allen, bewohnt die noch wenig durchforschten nördlichen Länder Amerikas. Man hat ihn den Abendkernbeißer genannt, weil sein Entdecker behauptete, daß man nur in dem dämmernden Zwiellicht jener hohen Breiten „seinen auffallenden und traurigen Ton vom Walde her schallen höre, während der schwermüthige Abendsänger selbst verborgen bleibe“. Diese Angabe hat sich durch neuere Beobachtungen nicht bestätigt. Der Abendkernbeißer (*Hesperiphona vespertina*), welchen die Indianer wegen seines prachtvollen Gefieders den Zuckervogel nennen, ist ungefähr 8 bis 8½ Zoll lang, wovon auf den Schwanz 3 Zoll zu rechnen sind. Beim Männchen sind Oberkopf, Flügel und Schwanz tiefschwarz, eine Binde, die von der Stirn an über die Augen verläuft, der mittlere Theil des Rückens und die ganze Unterseite aber, die unteren Flügel und Schwanzdeckfedern hochgelb, der Nacken, die Kopfseiten, Vorder- und Hinterhals, der Ober Rücken und die Brust dunkelolivbraun, die Schulterseiten gelb mit grünlichem Schimmer, die letzten Schwinge endlich blendend weiß.

Der Abendkernbeißer ist sehr zahlreich in den Fichtenwäldern. Man kann kaum einen Fichtenhain betreten, ohne Schaaren von ihm zu sehen. Sie sind so vertrauenselig und zahm, daß man leicht eine Menge aus ihnen erbeuten kann. Es scheint, als ob sie sehr gesellig wären; wenigstens sieht man nur selten einen einzelnen. Sie nähren sich von dem Samen der Fichten und anderer Bäume, welche sie von den starken Nestern auflesen und durch wiederholtes Aufspringen auf die äußersten Zweige ausschütteln. Ebensowohl aber als Sämereien



verzehren sie eine Menge von den Larven der großen schwarzen Ameise, und wahrscheinlich deshalb sieht man sie oft auch auf den Stämmen der niederen Eichen sitzen, welche hier die Wälder umgürten. Es scheint, daß man den schönen Vogel nicht oft erlegt; denn er gehört in allen Sammlungen zu den größten Seltenheiten.

Der auffallendste aller Kernbeißer, *Geospiza magnirostris*, findet sich mit mehreren Verwandten auf den Galapagos-Inseln. Sein ungeheurer Schnabel und der kurze Schwanz zeichnen ihn sehr aus; das Gefieder ist bei dem alten Männchen rabenschwarz, beim Weibchen braun; der Schnabel ist hornfarbig, der Fuß dunkel. Er lebt hauptsächlich auf dem Boden und sucht sich hier allerhand Nahrung zusammen.

\* \* \*

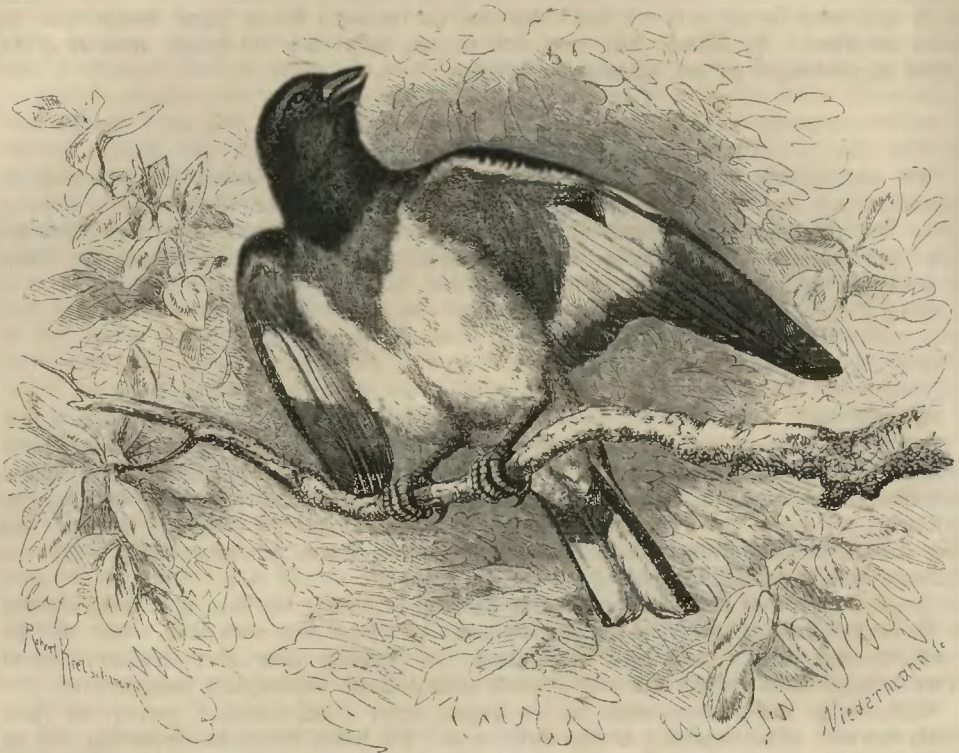
Amerika und namentlich der Süden dieses Erdtheils ist reich an dickschnäbligen Finken; sie aber werden nicht zu den eigentlichen Kernbeißern gerechnet, sondern in einer eigenen Familie vereinigt, die wir Papageisinken (*Pityli*) nennen. Sie sind Kernbeißer mit Hakenschnabel, kurzen Flügeln und langem Schwanz. Der Schnabel ist gewöhnlich sehr stark, dick, bandig, kegelförmig, die Spitze des Oberschnabels hakig, über die des unteren gebogen und hinter dem Haken ausgekerbt, der Mundrand mehr oder weniger eingebogen, schwach winkelig. Die erste Schwinge ist stets beträchtlich verkürzt, die dritte neben der vierten in der Regel am längsten. Der lange Schwanz ist meist zugerundet oder zugespitzt, seltener abgestutzt oder ausgeschnitten. Die Beine sind kräftig; der Lauf ist ziemlich hoch, die Zehen sind mittellang. Das Gefieder ist voll, ziemlich weich, meist ohne Metallglanz, oft einfarbig grau oder grünlicholivengrau, seltener rothgelb oder schwarz und noch seltener durch lebhaftere Farbenfelder ausgezeichnet.

Südamerika insbesondere muß als die Heimat dieser Vögel betrachtet werden; in Nordamerika kommen verhältnißmäßig wenige Arten vor. Sie haben in ihrem Wesen sehr viel mit unsern Kernbeißern, aber auch Manches mit den Gimpeln gemein, bewohnen mehr die Gebüsche und Vornwälder, als den eigentlichen Urwald und fressen harte Sämereien, Beeren und Kerbtiere. Die meisten sind klanglose Geschöpfe, von denen man höchstens kurze Locktöne hört; andere hingegen sind berühmt wegen ihrer Lieder und deshalb hochbeliebte Stubenvögel.

Die Reihe mag ein Amerikaner eröffnen und zwar eine der prächtigsten Arten, welche wir als ein Mittelglied zwischen den Kernbeißern und den Papageisinken ansehen dürfen.

„Einst im Monat August“, erzählt Audubon, „als ich mich mühselig längs der Ufer des Mohawksflusses dahinschlief, überkam mich die Nacht. Ich war wenig bekannt in diesem Theile des Landes und beschloß deshalb, da zu übernachten, wo ich mich gerade befand. Der Abend war schön und warm; die Sterne spiegelten sich wieder im Flusse; von fern her tönte das Murmeln eines Wasserfalles. Mein kleines Feuer war bald angezündet unter einem Felsen und ich neben ihm dahingestreckt. In behaglicher Ruhe, mit geschlossenen Augen, ließ ich meinen Gedanken freien Lauf und befand mich bald in einer geträumten Welt. Da plötzlich drang mir in die Seele der Abendgesang eines Vogels, so klangvoll, so laut, wegen der Stille der Nacht, daß der Schlaf, welcher sich bereits auf meine Lider herabgesenkt hatte, wieder von hinnen floh. Niemals hat mich der Wohlklang der Töne mehr erfreut. Er belebte mir durchs Herz und machte mich glücklich. Fast hätte ich meinen mögen, daß selbst die Gule durch den süßen Wohlklang erfreut war; denn sie blieb still diese Nacht. Lange noch, nachdem die Töne verklungen waren, freute ich mich über sie, und in dieser Freude schlief ich ein.“

Der Vogel, von welchem der dichterische Forscher so begeistert spricht, ist der rosenbrüstige „Kernbeißer“ (*Coccyzus ludovicianus*), ein Thier, ebenso erfreulich für das Auge, als sein herrlicher Gesang für das Ohr. Seine Länge beträgt 7 Zoll 3 Linien, die Schwanzlänge 2 Zoll 8 Linien. Der ganze Kopf einschließlich des Oberhalses und Nackens, der Rücken, die Schwingen und der Schwanz sind glänzend schwarz, die erste Reihe der Deckfedern, die Spitzen der zweiten Reihe und die Wurzelhälfte der ersten Schwingen aber weiß, wodurch zwei weiße Flügelbänder entstehen. Dieselbe Farbe zeigen die Innensahne der drei äußern Schwanzfedern, die Brustseiten und der Bauch; der Unterhals aber und die Brustmitte sind prachtvoll karminroth, welche Farbe auch auf den Unterflügeldeckfedern sich zeigt, hier jedoch licht überflogen ist.



Der rosenbrüstige Kernbeißer (*Coccothraupis ludoviciana*).

Man hat diesen prachtvollen Vogel beobachtet in den unteren Theilen von Louisiana, Kentucky und Cincinnati, in Pennsylvania, Newyork und andern östlichen Staaten, durch die britischen Provinzen von Neubraunschweig und Neuschottland bis Neufundland, in der Nähe von Philadelphia, am Ontario und Eriesee.

Die Nahrung besteht in allerhand Gesäme, namentlich in Grasjämereien, sodann aus verschiedenen Beeren und im Frühling aus Knospen und zarten Blüten. Nebenbei jagt er Kerbtbiere und zwar häufig auch im Fluge, wie andere Finken dies ebenfalls zu thun pflegen.

Die wenigen Vogelliebhaber, welche bis jetzt über das Gefangenleben des rosenbrüstigen Kernbeißers berichten, sind einstimmig in dessen Lobe. Er gilt für einen der besten und unermüdblichsten Sänger. Sein Gesang ist reich an Weisen, und höchst wohlklingend. Die einzelnen Töne sind voll und klar. Bei guter Witterung singt er während der Nacht, mit all den verschiedenen, ergreifenden Tönen der Nachtigall, und es scheint, daß er, wenn er sich dem Gesange mit Eifer hingibt, vor Entzücken über denselben in die höchste Aufregung versetzt wird. Die Töne sind schmetternd, jetzt laut, klar und voll, dann klagend und hierauf wieder lebhaft und endlich zart, süß und gehalten.

Der auch in Europa wohlbekannte Kardinal oder Haubenternbeißer (*Cardinalis virginianus*) ist der Vertreter einer zweiten Sippe dieser Familie; er wird 8 Zoll 3 Linien lang, die Länge des Schwanzes ist 4 Zoll. Das Männchen im Hochzeitskleide ist ein schöner, aber ziemlich einfarbiger Vogel. Sein weiches und etwas glänzendes Gefieder ist sehr gleichmäßig dunkelroth, auf dem Kopfe scharlachroth, am Gesichte und an der Kehle aber tief schwarz. Die Innenfahnen der Schwingen sind lichtbraun, ihre Schäfte dunkelbraun; der Schnabel ist korallenroth, der Augenring dunkelgraubraun, der Fuß blaßbräunlich, aschbläulich überlaufen.

Der Kardinal ist über ganz Nordamerika verbreitet und da, wo er vorkommt, häufig. In den südlichen Staaten ist er gemein, in den hochnordischen dagegen fehlt er gänzlich. Die



Küstenländer scheint er zu bevorzugen; doch fand man ihn auch ziemlich weit nach Westen hin. In gelinden Wintern verweilt er jahraus, jahrein an demselben Orte; bei strengerer Witterung soll er eine kleine Wanderschaft nach Süden hin antreten. Er ist ein angenehmer Vogel, welcher wegen seines prachtvollen Gefieders schon von weitem in die Augen fällt und eine wahre Zierde des Waldes bildet, besonders im Winter, wo er den entlaubten Bäumen zum größten Schmuck gereicht. Am Tage hält er sich gern in den dichtverwirrten Zweigen der Schlingpflanzen auf, und von hieraus streift er dann nach den benachbarten Feldern und Gärten, falls ihm der Wald selbst nicht genug Nahrung bietet. Man begegnet ihm ebensowohl in der Nachbarschaft der Städte, als im tiefsten und einsamsten Walde.

Im Winter kommt er, wenn er im Lande bleibt, nicht selten in das Gehöft des Bauern herein, und pickt hier vor der Scheuer mit Sperlingen und Tauben, mit Schneevögeln, Sumpf- und Singsperlingen, geselligen Ammern und andern das Gesäme auf, dringt in offene Ställe und Böden oder sucht an den Einhegungen der Gärten und Felder nach Sämereien aller Art.

Der Nistplatz ist ein Busch, ein Baum nahe am Gehöft, inmitten des Feldes, am Waldrande oder im Dickicht, je nach Gelegenheit. Ein Flußufer scheint zu den erwünschten Brutorten zu gehören. Nicht selten findet man das Nest in unmittelbarer Nähe eines Bauernhauses und oft nur wenige Ellen entfernt von dem eines Spottvogels. Es besteht aus trockenen Blättern und Zweigen, namentlich stacheligen Reifern, welche mit Halmen und Rebenschlingen verbunden sind. Die Mulde wird mit zarten Grasshalmen ausgelegt. Vier bis sechs Eier von schmutzig weißer Farbe, über und über mit olivenbraunen Flecken gezeichnet, bilden das Gelege. In den nördlicheren Staaten brütet der Kardinal selten mehr als ein Mal, in den südlichen zuweilen drei Mal im Jahre. Die Jungen werden nur wenige Tage von ihren Eltern geführt, dann aber ihrem Schicksale überlassen.

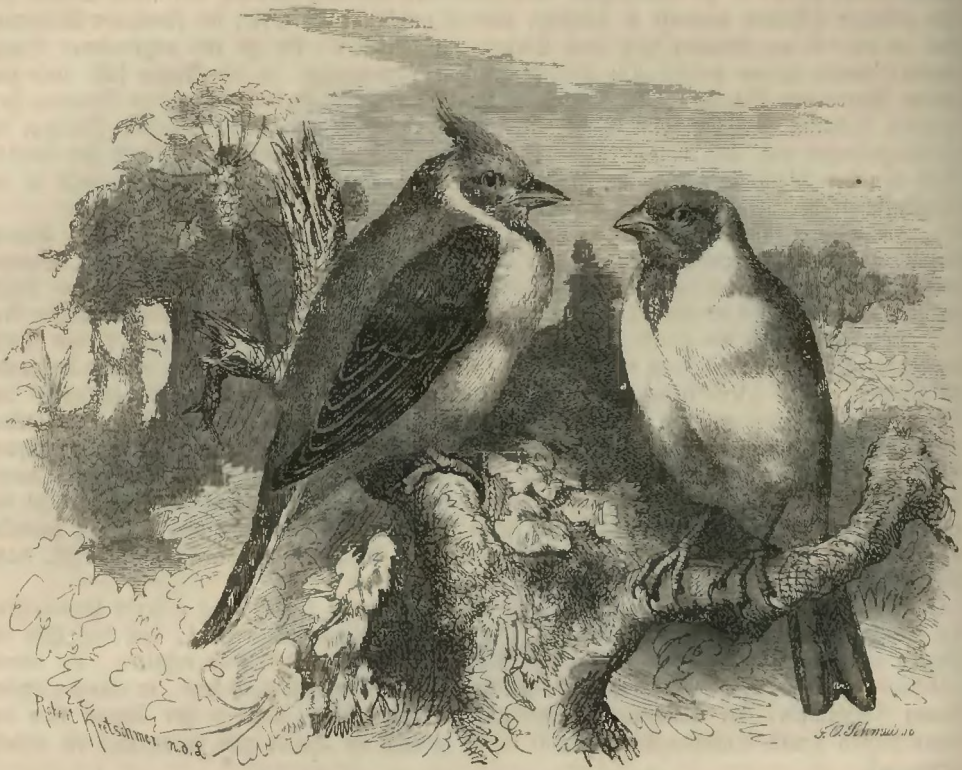
Die amerikanischen Forscher rühmen ziemlich einstimmig den Gesang unseres Kernbeißers, die europäischen Beobachter hingegen und zumal die deutschen finden nicht, daß das Lied des Vogels begeistern könne. Im Käfig läßt sich der Kardinal ohne Mühe erhalten. Er nimmt mit dem einfachsten Körnerfutterm vorlieb, ist hart und ausdauernd und kann, in einem größeren Raum freigelassen, zur Fortpflanzung gebracht werden. Aber auch er hat Etwas von den Eigenschaften seines deutschen Verwandten: er ist jänkisch im Bauer und beunruhigt die andern Brutvögel.

Die Südamerikaner bezeichnen mit dem Namen Kardinal einen andern dickschnäbligen Kernbeißer, welchen wir Dominikanerfink zu nennen pflegen. Er bildet mit einigen andern die Gruppe der Graufinken (*Paroaria*), so genannt, weil das Gefieder bleifarbig ist. So pflegt mindestens der Rücken gefärbt zu sein, während die Bauchseite weiß und der Kopf gewöhnlich roth ist. Die Gestalt dieser Vögel ist verhältnißmäßig schlank, der Flügel ziemlich spitz, fast bis zur Mitte des mächtig langen, abgerundeten Schwanzes reichend. Der Schnabel ist noch ziemlich dick, aber gerade, die Spitze kaum hakig, der Mundrand etwas eingebogen, mit leichter Winklung neben der Mitte, das Bein mittellang und kräftig.

Der Dominikanerfink (*Paroaria dominicana*) wird 6 $\frac{1}{2}$  Zoll lang; der Schwanz 3 Zoll. Das Gefieder ist auf Nacken, Rücken, Flügel und Schwanz dunkelschiefergrau, auf der Unterseite weiß, längs der Brustseiten hier und da schiefergrau gefleckt; der Kopf, die Kehle und die Mitte des Vorderhalses mit Ausnahme der schwarzen Ohrdecken aber sind dunkelblutroth, am Hinterhalse durch ein weißes Band von dem grauen Nacken getrennt. Der Oberschnabel ist schiefer-schwarz, der Unterschnabel weißlich, der Augenring braun, das Bein fleischbraun.

Auch dieser schöne Kernbeißer kommt sehr oft nach Europa herüber und ist deshalb hier wohl bekannt. In seinem Vaterlande wird er häufig im Käfig gehalten, obgleich er ein langweiliger, einfältiger Gesell ist. Er verbreitet sich über ganz Nordbrasilien und wird namentlich bei Bahia, Para und am Amazonenstromen gefunden. Wie alle seine Sippschaftsgenossen lebt er paarweise einzeln im Gebüsch der Vorwälder. Eigentlich häufig lebt er nirgends. Man hält ihn oft im Käfig, weil er sehr gut ausdauert und wenig Mühe verursacht. Im Thiergarten zu Frankfurt hat er sich fortgepflanzt.

Kleinere Arten dieser Familie sind das in den Graäserbenen Brasiliens lebende Pfäffchen (*Sporophila* oder *Gyrinorhyncha minuta*), ein Vögelnchen von 4 Zoll Länge, mit schwarzer

Der Dominitanerfint (*Paroaria dominicana*).

Oberseite, rostrothem Bürzel und solcher Unterseite beim alten Männchen oder brauner Oberseite, rostrother Brust und rostgelber Unterseite beim Weibchen, welchem auch das Junge ähnelt; ferner der aus Sancta Fe de Bogota stammende Diademruderfint (*Catamblyrhynchus diademata*). Er ist  $5\frac{1}{4}$  Zoll lang. Zügel, Wangen, Halsseiten und die ganze Unterseite sind kastanienbraun, die Stirn und der Vorderkopf orangegelb, Hinterkopf und Nacken schwarz, die Oberseite übrigens bläulichgrau.

Der aschblaue Papageifint, welcher der Familie ihren Namen verleiht (*Pitylus coeruleus*), ist ein sehr großer Fint von 9 Zoll Länge. Beim Männchen ist die Färbung dunkelschwärzlich-schiefergrau, in das Indigoblaue spielend, auf dem Mantel und den Flügeln blaugrünlich, glänzend; das Gesicht, die Zügel, die Gegend bis zum Auge, die Ohrdecken, der Vordertheil und die Seiten des Halses, Kinn, Kehle und Oberbrust sind tiefschwarz; die Schwingen und Steuerfedern sind schwarz, erstere am hinteren Rande weißlich; die inneren Flügeldeckfedern sind reinweiß.

Von Sankt Paulo an bis Bahia und darüber hinaus scheint dieser Papageifint überall paarweise vorzukommen; er ist jedoch nirgends häufig. Seine Lockstimme gleicht etwa der unseres Kernbeißers; sie ist ein etwas zischender oder zirpender Ton.

Dem vorstehend beschriebenen nah verwandt ist der Maskenpapageifint der brasilianischen Wälder (*Caryothraustes brasiliensis*), fast so groß, wie der deutsche Kernbeißer, nämlich  $6\frac{1}{2}$  bis 7 Zoll lang. Das ganze Gesicht ist kohlschwarz, die Stirn, die Gegend über dem Auge, Kopf und Halsseiten, der Unterhals und die Mitte der Brust und des Bauches aber



sind schön lebhaft gelb, die Brust und Leibseiten olivenfarben überlaufen. Die Oberseite ist olivengrün, die Schwungfedern sind graubraun mit stark grünen Rändern und einem gelben Hinterrand; die graubraunen Schwanzfedern sind an der Innenseite fahlgraubraun, an der äußeren olivengrün, die beiden mittelsten fast gänzlich olivengrün. Er verbreitet sich über den größten Theil Amerikas und ist in Brasilien an einzelnen Stellen nicht selten.

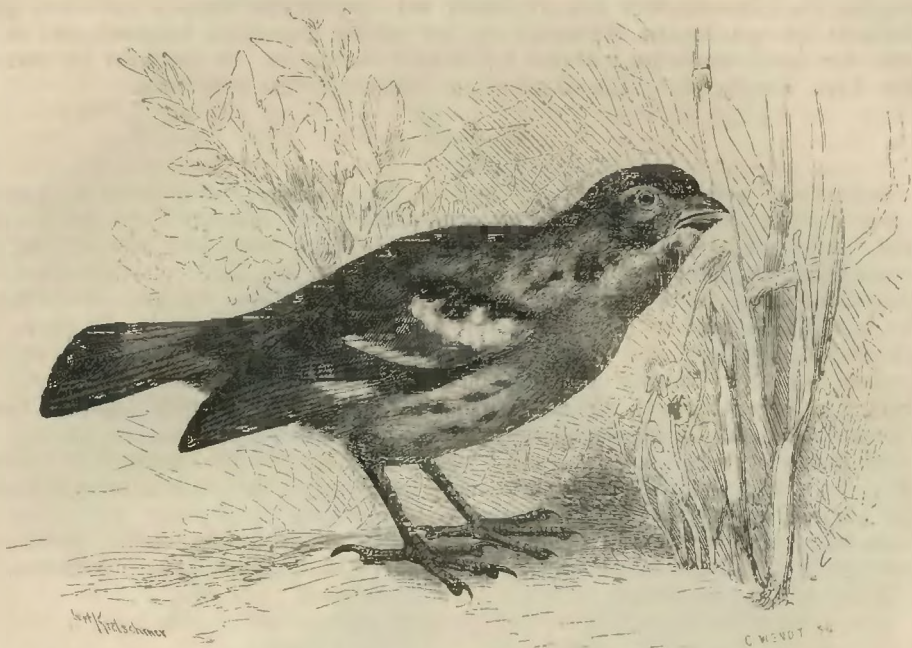
Mehrere sehr dickschnäbelige, kurzflügelige und langschwänzige Papageifinken Südamerikas mit olivengrünem Gefieder auf Rücken und Flügeln werden von den Guaraniern Habias genannt, und dieser Name ist schon in so viel wissenschaftliche Bücher übergegangen, daß auch wir ihn anwenden wollen. Eine bekannte Art ist der Capi (*Saltator coerulescens*), ein schlanker Vogel von der Größe unserer Ansel. Das Gefieder ist bläulichschiefergrau, auf Nacken, Rücken und Flügeln gelbbraun überlaufen, besonders auf den vordersten großen Deckfedern; der Bügel und ein Streif am obern Augenrande und die vom schwarzen Rinnstreif seitlich begrenzte Kehle sind weiß, die Oberbrust ist grau, die Unterbrust und Bauchmitte weißlichgrau, der Hintertheil wie die Innenseite der Flügel rostgelb, aber grau gefleckt, der Schwanz dunkelschiefergrau. Die Habias sind hauptsächlich im Süden Brasiliens bis Paraguay hin und von der Ostküste bis über die Cordilleren hinweg bis zur Westküste ziemlich häufig. Sie bewohnen Gärten, Hecken, Gebüsch und Buschwälder, nicht aber die eigentlichen Waldungen. Ueberall sind sie häufige Standvögel, welche mit großer Lebendigkeit umherhüpfen und dabei ihre Nahrung suchen, welche aus Körnern, Knospen, Schnecken und Kerbtieren besteht. Ihre Stimme ist unbedeutend; gewöhnlich vernimmt man nur einen oft wiederholten Schrei als Lockton.

An die Habias schließen sich naturgemäß einige auffallende Vögel an, welche man Pflanzenmäher (*Phytotoma*) genannt hat. Schon Molina, der erste Naturbeschreiber Chiles, erwähnt eines von ihnen und berichtet namentlich über die Lebensweise sonderbare Dinge. „Der Pflanzenmäher“, sagt er, „nährt sich von Kräutern, hat aber die böse Eigenschaft, sie nicht eher zu freissen, als bis er den Stengel dicht an der Wurzel abgejagt hat. Oft schneidet er Pflanzen bloß zum Zeitvertreib ab, ohne ein Blatt davon zu freissen. Die Einwohner befehlen ihn daher ohne Unterlaß und geben den Knaben, welche seine Eier ausnehmen, eine gute Belohnung. Da ihm diese Nachstellung bekannt ist, baut er sein Nest in die dichtesten Bäume und an schattige, wenig besuchte Orte. Ungeachtet dieser Vorsicht hat er sich sehr vermindert, und von dem Eifer, mit welchem ihn die Einwohner auszurotten suchen, darf man schließen, daß er sich nicht mehr erhalten wird, falls seine Nachkommenschaft nicht unterlassen sollte, ihren bösen Namen zu bethätigen.“ Lange Zeit hielt man die von dem Vogel verübten Uebelthaten für eine vollständige Fabel, neuere Beobachtungen aber haben ergeben, daß Etwas an der Sache ist.

Die Pflanzenmäher sind dickschnäblige Finken, welche in Gestalt und Wesen den Habias sehr ähneln, sich aber von diesen und allen übrigen Regelschnäblern dadurch unterscheiden, daß ihre Schnabelränder sägenartig mit feinen Zähnen besetzt sind. Dieses Merkmal ist so eigenthümlich, daß man die Pflanzenmäher bereits als Vertreter einer eigenen Familie aufgestellt hat.

Die Länge der Parita oder Para (*Phytotoma Rara*), welche nach ihrem Geschrei benannt wurde, beträgt 6 $\frac{1}{2}$  Zoll, die Schwanzlänge 2 $\frac{1}{4}$  Zoll. Das Gefieder ist bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich gefärbt. Die Oberseite ist dunkelolivengrün, jede Feder mit schwärzlichen Schaftstrichen und breitem gelblichgrünen Rande; die Unterseite ist gelbgrün mit dunkleren Strichen längs der Federspitze. Die Stirn ist rostroth, der Kopf dunkler, mit schwarzen Schaftstreifen; Kehle und Bauch sind gelb, die Oberbrust und die Schwanzfedern von unten an gesehen bis zum dunkeln Enddrittel rostroth; die Schwüngen sind dunkelgrau, fast schwarz, licht gerandet, mit zwei weißen, durch die Enden der Deckfedern gebildeten Binden; die Schwanzfedern sind auf der Außenseite und am Ende dunkel, auf der Innenseite rostroth.

„Wir haben den Pflanzenmäher“, sagt d'Orbigny, „auf dem östlichen Abhange der bolivianischen Anden oft gefunden, immer in trockenen oden Gegenden des gemäßigten Gürtels auf Hügeln und Ebenen, niemals aber in den heißen, feuchten, buschreichen Thälern, nach welchen er nicht herabzu steigen scheint. Man kann sagen, daß er im Getreidegürtel lebt; denn wir haben ihn niemals weder über noch unter dieser Grenze gesehen. Er hält sich immer in

Die Parita oder Rara (*Phytotoma Rara*).

der Nähe der bewohnten und bebauten Gegenden auf und ist sehr gemein. Man sieht ihn während des ganzen Jahres allein, in Paaren, oder in kleinen Gesellschaften unter Habias, mit denen er die Weinberge und Gärten durchstreift und die Pflanzungen verwüstet, indem er die Schößlinge abschneidet, die Früchte anbeißt etc., und zwar geschieht dies ohne alle Scheu; denn bis jetzt hat man noch gutwillig sich von diesem Schmarotzer plündern lassen, ohne nach Mitteln zu suchen, ihn zu vertreiben.“

„Seine Gewohnheiten sind die der Habias. Der Flug ist kurz und niedrig, niemals ausgedehnt. Auf den Boden haben wir ihn nie herabkommen sehen. Sein oft wiederholter Ruf ist unangenehm. Er klingt wie das knirschende Geräusch einer Säge.“

Auch Voed bestätigt die Angaben über die Schädlichkeit dieses Vogels. „Sein gezähnter Schnabel“, sagt er, „ist ein furchtbares Werkzeug zur Vernichtung der jungen Schößlinge, denen er äußerst schädlich ist, und dies umso mehr, da er besonders morgens und abends in der Dämmerung seinem Raube nachstellt. Dieser besteht vorzüglich in jungen Pflanzen, welche er dicht am Boden abmäht, und von deren Saft sein Schnabel oft grün gefärbt ist. Kein Wunder, daß er gehaßt, gefürchtet und verfolgt wird. Am Tage sitzt er häufig auf den Spitzen der Sträucher und Bäume, auf Pfählen der Umzäunung und ist nicht schwer anzuschleichen und zu erlegen. Auf dem Boden drückt und verbirgt er sich gern in die Furchen. Wären diese Thiere so schaarenweise vorhanden, wie andere Finken, es läme keine einzige Gemüsepflanze in der Provinz davon. Seine Nahrung zwingt ihn, in der Nähe von bebauten Plätzen sich aufzuhalten. Im Winter streicht er weg, wohin, weiß ich noch nicht.“

\* \* \*

Ueber den größten Theil Amerikas verbreitet sich eine artenreiche Gruppe von eigenthümlichen Vögeln in Finkengestalt, welche sich durch die Pracht ihres Gefieders so auszeichnen, daß die hierher gehörigen Arten kaum bekannt werden können, so schwer es auch sein mag, ihnen, wie der ganzen Gruppe überhaupt, eine passende Stellung in der Reihenordnung der Kegeleschnäbler anzuweisen. Noch heutigen Tags sind die Naturforscher keineswegs einig, welche



Stellung sie gedachten Vögeln, den Tangaras, anweisen sollen. Die Meisten bereinigen sie allerdings mit den Kegelschnäblern, und sie dürfen wohl bei den Sperlingsvögeln belassen werden.

Die Tangaras, welche wir Farbenfinken nennen könnten (*Tanagrae*), sind Kegelschnäbler von der Größe unseres Sperlings und darüber, mit sehr verschiedenem, immer aber kegelförmigem, auf der Spitze schwach gebogenem Schnabel, dessen leicht hakiger Oberlief vor der Spitze eine schwache Einkerbung zeigt. Die Flügel und der Schwanz sind von mittlerer Länge. Das Gefieder ist ziemlich derb, bunt und brennend gefärbt, meist blau, grün, roth mit Schwarz und Weiß gemischt, wenn auch diese Färbung in der Regel nur den Männchen zukommt, während das Weibchen stets ein matteres, unscheinbareres Federkleid trägt.

Der größte Theil Amerikas beherbergt ein oder das andere Mitglied dieser Familie. Die Wendekreisländer des Erdtheils müssen als die eigentliche Heimat betrachtet werden. Die Tangaras leben hauptsächlich in Waldungen, einige Arten auf den höchsten Bäumen, die andern in niedern Gebüsch. In unmittelbarer Nähe des Menschen siedeln sie sich selten an; wohl aber fallen sie oft verheerend in die Pflanzungen ein und werden dann sehr lästig, trotz ihrer erfreuenden Farbenpracht. Im stillen Wald entzücken sie den Forscher; denn sie fallen schon von weitem durch ihr lebhaftes Gefieder auf und werden den hohen Bäumen zur herrlichen Zierde. Doch ist ihre Farbenpracht das Einzige, welches sie anziehend macht; denn im übrigen sind sie stille und langweilige Geschöpfe.

Die Gabe des Gesanges ist ihnen fast gänzlich versagt; sie sind höchstens im Stande, einige wenige, kaum zusammenhängende Töne hervorzubringen. Nur einzelne sollen einen leisen Gesang haben.

Die Nahrung ist verschiedener Art; doch scheinen Beeren oder weiche saftige Zucker- und mehlsaltige Fleischfrüchte geringerer Größe das Hauptfutter zu bilden. Viele fressen nebenbei auch Kerbthiere, einzelne Sippen schon ausschließlich trockene Sämereien.

Wenige Arten nur werden in der Gefangenschaft gehalten, und keine einzige ist fähig, sich hier die Liebe des Menschen zu erwerben.

Eine Art dieser Sippe ist die Schmucktangara (*Tanagra ornata*). Ihre Länge beträgt 7 Zoll. Beim Männchen sind Kopf, Hals, Brust und Bauch bis zu den Beinen indigoblau, die Mitte des Bauches, die Schenkel und der Steiß grünlich aschgrau. Der Rücken ist schmutzig grünlich grau, indigoblau überlaufen; die kleinen Deckfedern am Flügelbuge sind blau, die kleinsten Deckfedern hingegen citronengelb; der ganze übrige Flügel ist graubraun mit grünen Federäumen. Der Schwanz ist graubraun; die mittleren Federn sind grün überlaufen, die übrigen grün gesäumt.

Alle Waldungen der mittleren Küstenstreifen Brasiliens beherbergen die Schmucktangara in zahlreicher Menge. Nach Norden hin verbreitet sie sich vom Amazonenstrom bis über Guiana.

Besser sind wir über die in Nordamerika vorkommenden Arten der Familie unterrichtet, von welchen der Flachsvogel der Amerikaner (*Pyrranga rubra*) die am häufigsten vorkommende und am weitesten verbreitete Art ist. Die Länge beträgt 6½ Zoll. Beim Männchen im Hochzeitskleide bildet ein prachtvolles Scharlachroth die Grundfärbung, von welcher die tief-schwarzen Flügel und der ebenso gefärbte Schwanz lebhaft abstechen. Bald nach der Brütezeit legt das Männchen sein Prachtkleid ab und erscheint dann in dem einfachen Gewande des Weibchens, welches auf der Oberseite zersiggrün, auf der unteren gelblichgrün ist.

Der Sommerrothvogel oder die eigentliche Feuertangara (*Pyrranga aestiva*) ist etwas größer als ihre Verwandte, 6¼—7¼ Zoll lang und ebenfalls roth, auf den Flügeln und Schwanz aber nicht schwarz, sondern hellbräunlich zinnoberroth, wie das ganze Kleid überhaupt sanfter gefärbt ist. Das Weibchen ist olivengrün, auf Kopf und Hals bräunlich überlaufen, auf der Unterseite gelb, längs der Mitte der Brust und des Unterleibes röthlich überlaufen.

Hinsichtlich der Lebensweise ähneln sich beide Feuertangaras sehr. Sie bewohnen die an verschiedenen Baumarten reichen, großartigen Wälder Amerikas und leben hier, still und zurückgezogen, paarweise. Gewöhnlich sieht man sie hoch oben auf den Spitzen der Bäume.

„Als wir im Frühjahr 1834“, sagt der Prinz von Wied, „den Missouri wieder hinabreisten und im Monat Mai die großen geschlossenen Waldungen des untern Missouri erreichten, durchstreiften wir jene hohen, geschlossenen und wild gedrängten Forsten von mancherlei Baumarten, wo eine einsame Ruhe herrschte und mancherlei fremdartige Vogelstimmen sich vernehmen ließen. Unter zahlreichen Vögeln sahen wir häufig auf der Spitze der höchsten Bäume den scharlachrothen Vogel im hellen Sonnenlichte glänzen, wo er sich prachtvoll gegen den blauen Himmel malte, und waren entzückt von diesem Anblick.“

Nicht selten nahen sich die Tangaras aber auch den Pflanzernwohnungen und kommen selbst in die Gärten herein, gewöhnlich als ungebetene Gäste, welche von den Beeren und Früchten oder auch wohl den Flachsknoten ihren Zoll erheben. Sie sind nirgends häufig, werden aber überall bemerkt: der Sommerrothvogel ist eine in ganz Amerika bekannte Erscheinung. Seinen Namen führt er, weil sein Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nur etwa vier Monate beträgt. Er erscheint im Monat Mai und verläßt das Land wieder in der Mitte des Septembers.

In der Gefangenschaft sieht man diese Tangaras selten. Man kann sie leicht mit Körnern und Früchten erhalten, hauptsächlich mit reifem Pflanz. Doch erfreuen sie den Besitzer keineswegs: sie sind zu still und ruhig, und ihr Gesang ist zu unbedeutend, als daß sich der Mensch für solche Stubengenossen begeistern könnte. Nach Europa herüber kommen einzelne solcher Gefangenen, immer aber selten.

Eine zahlreiche Genossenschaft kleiner Vögel vom Ansehen der Buchfinken, Zeisige, Hänflinge, welche aber sehr bunt und prächtig gefärbt sind, hat man Callisten (Calliste) genannt. Sie finden sich in den Gebüschen der Waldgegenden Brasiliens, leben hier in kleinen Trupps zusammen und unterscheiden sich von andern Tangaras hauptsächlich dadurch, daß sie sich ausschließlich von Sämereien ernähren. Eine der hervorragendsten Arten dieser Gruppe ist die rothnackige Calliste (Calliste festiva), ein kleiner Vogel von 5¼ Zoll Länge. Seine Gestalt ist sehr zierlich und schlank gebaut, die Färbung allerliebst. Der vorderste Stirnrand und der Flügel, die Nasenfedern, das Kinn und der Ober Rücken sind schwarz, der Hintertheil der Seiten, sowie die kleinen Federchen am Rande des Augenslids schön grünblau, der ganze übrige Oberkopf bis in den Nacken, und auch die Kehle prächtig ultramarinblau. Hinter und unter dem Auge und an der Wurzel des Unterkiefers beginnt ein breiter, prachtvoll zinnoberrother Streifen, welcher die Backen, die Ohrgegend, den Seitenhals und unter dem blauen Hinterkopf den ganzen Nacken einnimmt. Im übrigen ist ein lebhaft glänzendes Grün die vorherrschende Färbung. Die Flügel sind bräunlich schwarz, alle Federn mit breiten, lebhaft grünen Rändern; der Flügelbug aber ist durch einen schön orangefarbenen Streifen noch besonders geschmückt. Die Schwanzfedern ähneln den Schwingen in der Färbung, sind aber überall stark grün überlaufen. Der Schnabel ist glänzend schwarz, der Fuß tief schwarz.

Bei andern Tangaras, welche die Sippe der Schwielen Schnäbler (Ramphocelus) bilden, ist der Schnabel dick und hoch, am Grunde bauchig angeschwollen und am Unterkiefer mit einer besonders gefärbten Schwiele bedeckt, welche sich bis unter den Mundwinkel erstreckt. Sie zeichnet unsere Sippe vor allen übrigen aus. Eine Art dieser Sippe ist die Tapiranga oder Tijé der Brasilianer (Ramphocelus brasilianus). Ihre Länge beträgt 7 Zoll. Das Gefieder des Männchens ist sehr derb, fast hornig und glänzend, gleichmäßig lichtblutroth, überall gleich lebhaft. Die Flügel und der Schwanz sind bräunlichschwarz, ihre oberen Deckfedern an der Spitze blutroth gesäumt, ihre hinteren Schwingen blutroth gerandet, ihre unteren Deckfedern schwarz, weißlich marmorirt. Der Augenring ist schön hochblutroth, der Schnabel bräunlichschwarz, die Schwiele des Unterkiefers aber weiß, der Fuß dunkelbräunlich bleifarben.

„Der Tijé“, sagt der Prinz von Wied, „ist einer der schönsten Vögel von Brasilien und in den von mir bereisten Gegenden gemein. Der erste Anblick seines prachtvoll blutrothen Gefieders in den malerischen mit schönen Blumen gezierten Gebüschen jener waldigen Flußufer, oder in dem hellgrünen, zart gefiederten Mimosenlaube, von dem hellen Lichte der Mittagssonne zu seltenem Glanze erhöht, entzückt den fremden Jäger, welcher nicht genug eilen kann, zum ersten Male diese kostbare Beute in seine Gewalt zu bekommen. Nicht in den großen geschlossenen Urwäldern trifft man diesen schönen Vogel am häufigsten an; er liebt mehr die dem Wasser



nahen Gebüsche in abwechselnd offenen Gegenden, wo er in dem dunkeln Schatten Nahrung findet. Hier hüpfet er in den dichten Gebüschen umher und läßt seine kurze Lockstimme „Zäpp! Zäpp! Zäpp!“, welche der unseres Sperlings nicht unähnlich ist, hören. Sehr gemein ist der Vögel an den Ufern der Flüsse an der ganzen Ostküste an mit Rohr bewachsenen Stellen, oder in den großen, von den Flüssen und dem Meere wenig entfernten Rohrbrüchen. Er ist hier einer der gemeinsten Vögel, welcher außer der Paarzeit in kleinen Flügen oder Gesellschaften nach Beeren und anderen Früchten umherzieht und dann auch den Orangen und andern edlen Früchten stark nachstellt. Das Nest enthält zwei schöne himmelblaue oder apfelgrüne, bräunlich besprenge und am stumpfen Ende mit schwarzen Zügen gezeichnete Eier.“

Auch die letzte Sippe zeichnet sich durch den Bau ihres Schnabels aus. Dieser ist einer der sonderbarsten aller Regelschnäbler überhaupt. Er ist gestreckt, der Oberschnabel mit ziemlich derben Haken über den untern gebogen, aber besonders deshalb merkwürdig, weil er im vorderen Drittel einen verhältnißmäßig sehr starken Zahn besitzt. Eine Art, die schwarzköpfige Würgtangara (*Lanio atricapillus*) ist  $5\frac{1}{4}$  Zoll lang. Beim Männchen ist die Oberseite schwarz, die Stirn, die Augen, die Gurgel und eine Binde über die Steuerfedern sind grünlichbraun, die ganze Unterseite ist lebhaft gelb, der Rücken ebenso, die Brust dagegen röthlich gefärbt. Ueber die Flügel verläuft eine weißliche Binde. Er ist einer der gewöhnlichsten Vögel an der Küste und den Pflanzungen Guianas. Man sieht diese Tangara dort paarweise auf den Kohl- und Kokusbäumen, auf welchen sie auch ihr Nest einlegen soll.

\*

Die zweite der Horden, welche wir oben erwähnten, umfaßt die Organisten (*Euphoniae*). Ihren Hauptzügen zu Folge sind die Organisten Tangaras; allein man hat sie nicht ohne guten Grund von ihnen getrennt, da sie sich durch zwei Zähne hinter der Kuppe des Oberkiefers auszeichnen, während alle übrigen Tangaras nur einen solchen tragen. Eine höchst auffallende Eigenthümlichkeit dieser Thiere ist bei ihrer Zergliederung bemerkt worden. Sie besitzen nämlich gar keinen eigentlichen Magen, sondern am Schlunde nur eine spindelförmige Erweiterung gleich einem Kropfe. Die Organisten leben einsam im dichten Walde, nähren sich von kleinen mehrfamigen Beeren und haben eine angenehme, sehr klangvolle Stimme „mit förmlichen Oktavmodulationen“, die sie vielfältig hören lassen. Die Brasilianer kennen deshalb diese kleinen Sänger sehr wohl. Unsere Vögel nisten im dichten Gebüsch und legen sehr lange, blaßröthliche, am stumpfen Ende rothbraun getüpfelte Eier.

Es genügt, eine einzige Art der Familie zu schildern, denn alle übrigen ähneln ihr nicht nur in Gestalt und Färbung, sondern auch in der Lebensweise mehr oder weniger. Die Guttarama (*Euphonia violacea*) wird 4 Zoll lang. Bei dem Männchen ist die Stirn und die ganze Unterseite dottergelb, die Oberseite von der Stirn an violett stahlblau, auf den Flügeldeckfedern und an den Rändern der Schwingen, welche letztere am Grunde innen weiß gesäumt sind, ins Erzgrüne spielend. Die Schwanzfedern sind oben stahlblaugrün, unten schwarz, die beiden äußern jederseits auf der Innenseite weiß, wie es auch der Schaft ist.

Ueber die Lebensweise sind die Berichte sehr dürftig, obgleich der Vogel häufig im Käfig gehalten wird. Die Guttarama ist ein sehr niedliches, lebhaftes, bewegliches Thier, welches gewandt in den Kronen der Bäume umherhüpfet, schnell fliehet und oft seine kurze klangvolle Lockstimme vernehmen läßt. Ihre Nahrung besteht in mancherlei Früchten, besonders stellt sie, wie viele Tangaras, den reisenden Orangen, Bananen und Guaben nach, und dann thut sie oft vielen Schaden. In Guiana, wo sie häufig ist, soll sie in die Reisfelder einfallen und hier zuweilen sehr lästig werden.

\* \* \*

Afrika, Südasien und Neuhoiland beherbergen eine Menge kleiner, oft prächtvoll bunt gezeichneter Finken von gedrungenem Leibesbau, mit verschieden dickem Schnabel ohne übergebogenen Haken, mittellangen Flügeln, kurzem, meist stufigen Schwanz, dessen beide Mittelfedern sich zuweilen verlängern, und verhältnißmäßig schwachen Füßen. Diese Finken, welche

Die Guttarama (*Euphonia violacea*). (S. 101.)

wir Prachtfinken (*Amadinae*) nennen wollen, sind muntere regsame Thierchen, welche wesentlich zur Belebung ihrer Heimatsgegend beitragen. Selten finden sich einzeln, vielmehr gewöhnlich in Gesellschaften, welche zu starken Schwärmen anwachsen können. Sie halten sich vorzugsweise in den lichten Steppenwaldungen auf, manche Arten aber auch im Schilf oder in dem hohen Grase, welches meilenweit die Ebenen bedeckt, während wieder andere selbst noch auf den dürresten Strecken zu finden sind. Hier schweifen sie außer der Brutzeit regellos umher, ihrer Nahrung nachgehend. Die Männchen versuchen durch ihren Eifer im Singen den Mangel an Begabung zu ersetzen. Man hört ihre Lieder fast das ganze Jahr. Manche sind recht angenehme Sänger; die große Mehrzahl aber stümpert erbärmlich, und kaum ein einziger dürfte mit den bevorzugten Brüdern im Norden wetteifern können. Eigenthümlich sind diesem Gesange leise und gezogene Töne, welche zuweilen geradezu bauchrednerisch klingen. Hinsichtlich ihrer Bewegungen stehen die Prachtfinken hinter keinem Mitgliede ihrer Familie zurück. Sie fliegen gut, einzelne Arten pfeilschnell, obwohl mit stark schwirrendem Flügelgeschlag; sie bewegen sich, ihrer schwachen Füße ungeachtet, geschickt auf dem Boden und an den Halmen des Grases oder des Schilfes; einzelne von ihnen hängen sich wie die Meisen an die Zweige an. Ihre Brutzeit trifft mit dem erwachenden Frühling ihrer bezüglichen Heimatländer zusammen; sie währt aber länger, als dieser. Die meisten Arten brüten auch dann noch, wenn der heiße Sommer bereits winterliche Armuth über das Land verhängte. Freilich läßt der Sommer sie nicht Sorge leiden; denn er reißt gerade ihre Nahrung, welche vorzugsweise aus dem Gesäme allerhand Gräser oder schilffartiger Pflanzen besteht. Mit diesen und mit Kerbthieren werden die drei bis sechs Jungen eines Geleges leicht genug aufgefüttert.

Ungeachtet ihres schönen Gefieders, ihrer liebenswürdigen Sitten, ihrer leichten Zähmbarkeit und ihrer häufigen Gefangenhaltung sind die Prachtfinken nicht mehr beliebt, als andere Verwandte. Auch sie erlauben sich Plünderungen im reifen Getreide, und auch sie müssen von den Feldern vertrieben werden, wenn sie sich zu Tausenden hier einfinden.

Schon seit langer Zeit werden viele der hierher zu zählenden Vögel unter dem Namen Bengalisten lebend auf unsern Markt gebracht, und gegenwärtig kommt kaum ein einziges Schiff von der Westküste Africas oder aus Australien an, welches nicht eine Ladung dieser



Vögel an Bord hätte. Sie halten bei geeigneter Pflege — und sie verlangen sehr wenig davon — jahrelang im Käfig aus und brüten auch, wenn ihnen dazu Gelegenheit geboten wird.

Der in allen Seeplätzen wohlbekannte Bandvogel oder Halsbandsfink (*Amadina fasciata*) mag die Reihe der Arten eröffnen. Sein Schnabel ist sehr stark, kaum länger als breit und hoch, der Oberschnabel am Firstengrunde platt, seitlich der Firste bogenförmig in die Stirn tretend, der Unterschnabel sehr breit. Der Flügel ist mittellang, der Schwanz kurz und abgerundet. Das Kleid ist braun, heller gefleckt und angenehm schwarz gezeichnet. Die Schwanzfedern sind schwarz, weiß zugespitzt. Die Gesamtlänge dieses niedlichen Vogels beträgt 5 Zoll. Beim Männchen bildet ein angenehmes Fahlbraun die Grundfarbe. Es ist auf dem Rücken dunkler, auf der Unterseite lichter, überall aber schwarz gewellt. Einzelne Brust- und Seitenfedern zeigen einen schwarzen Flecken, welcher wie ein V gestaltet ist. Die Oberflügeldeckfedern enden mit einem großen graurothlichen Fleck, welcher durch einen schwarzen Halbmond vor ihm besonders hervorgehoben wird. Die Schwingen sind braun, fahl gesäumt. Die Schwanzfedern sind mattschwarz, unten graulich, auf der Außenseite der Außenseitenfedern weiß. Ein ebenso gefärbter Endfleck zeichnet die übrigen aus, mit Ausnahme der beiden mittleren, welche ganz schwarz sind. Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen nicht bloß durch seine schönere Färbung, sondern auch durch ein prächtig karminrothes breites Halsband, welches von einem Auge zu dem andern über das weiße Unter Gesicht und die weiße Kehle verläuft. Der Augenring ist braun, der Schnabel und die Beine sind blaßbraun.

Man darf schon aus der Menge der Bandvögel, welche zu uns gebracht werden, schließen, daß dieser Prachtsfink in seinem Vaterlande ein häufiger Vogel ist. Wir kennen ihn seit mehreren Jahrhunderten als Erzeugniß Westafrikas. Der Vogel beschränkt sich aber nicht bloß auf den Westen des Erdtheils, sondern verbreitet sich von hieraus bis zur Ostküste. In den Nilländern begegnet man ihm vom 16. Grade nördlicher Breite an überall in den dünn bestandenen Wäldern der Steppe. Die eigentliche Wüste meidet er; mit der Grenze des Regengürtels aber findet er sich, und wo er vorkommt, ist er nicht selten. In die eigentlichen Urwäldungen d. h. jene geschlossenen, in Nahrungsfülle schwelgenden Waldsäune zu beiden Ufern der Ströme kommt er nicht herein, oder wenn er hier erscheint, geschieht es nur zufällig, und er verweilt hier bloß kurze Zeit. Diese Waldungen bieten ihm nicht das, was er verlangt, nicht die samenreichen Gräser und andere niedere Bodenpflanzen, auf und unter denen er sein Futter sucht. Die Gefangenen knabbern gern an Obst und dergleichen, und so dürfen wir annehmen, daß er auch Früchte nicht verschmäht.

Man begegnet dem Bandsinken in Ostafrika gewöhnlich in Gesellschaften von zehn bis vierzig Stück. Ein solcher Schwarm nähert sich furchtlos der Hütte des Dörflers und treibt sich ungeschert im Gezweig über derselben oder auf dem Boden neben ihr herum. Die Vögel wissen, daß auch sie der Gastfreundschaft sicher sind. In den Vormittagsstunden sieht man die Bandsinken, emsig mit ihrer Nahrung beschäftigt, auf dem Boden umherlaufen. In den Mittagstunden sind die Bandsinken still; sie sitzen dann in den Zweigen eines schattigen Baumes und geben sich einem Halbschlummer hin. Nachmittags fliegen sie wiederum nach Nahrung aus.

Die Brutzeit fällt in Ostafrika in den September und Oktober. In den oberen Nilländern stellt den Bandsinken Niemand nach. Der Sudahnese begnügt sich, die ihn brandschakenden Getreidediebe einfach zu verschrecken. Dort fängt man also den Vogel auch nicht. Um so häufiger kommt er aus Westafrika zu uns. Die Länder am Gambia scheinen die eigentliche Quelle unserer Vogelhändler zu sein. Der Bandvogel wird selten allein zu uns gebracht, gewöhnlich vielmehr im bunten Durcheinander mit einer Menge seiner Verwandten. Hunderte der „Bengalisten“ werden in ein und demselben Bauer zusammengesperrt, dürftig genug mit Nahrung versehen: und dennoch kommen von diesen Hunderten die meisten bei uns lebend an, viele freilich in einem sehr traurigen Zustande, abgemagert, entfedert, erbärmlich in jeder Hinsicht. Doch erholen sie sich sehr bald und erkennen die geringste Pflege dankbar an. Man hält sie entweder im Gesellschaftsbauer, wo sie trotz ihrer Wehrhaftigkeit keinen Unfug stiften, oder aber paarweise im kleineren Bauer in der Hoffnung, sie zum Brüten zu bringen.

Die Bandvögel sind allerliebste Gefangene. Das Pärchen ist zärtlich wie Turteltauben. Jeder einzelne Theil bemüht sich, den andern zu erfreuen; jeder überhäuft den andern mit Liebesbeweisen. Wenig ausländische Finken sind leichter zum Brüten zu bringen, als gerade sie. Wenn man ihnen genügende Wärme gibt bei Tag und Nacht, und sie nicht auffallend beun-

ruhigt, schreiten sie fast regelmäßig zur Fortpflanzung. Beide bauen dann am Neste; beide brüten und beide theilen sich in die Fütterung der Jungen. Das Männchen läßt sich, während sein Weibchen brütet, kaum Zeit zu singen; es hat zu viel mit der geliebten Gattin zu thun, hält sich stets zu ihr und verweilt auch die Nacht neben ihr im Neste. Mit zärtlichem „Quitt, quitt“ ruft es ihr ohne Unterlaß zu; es läßt sie, so zu sagen, nicht einen Augenblick lang aus dem Auge.

Das Nest wird im Käfig aus trockenen Grasblättern, feinem Heu und Pflanzenwolle zusammengebaut. Es ist melonenförmig, oben geschlossen, mit seitlichem Flugloch, innen warm ausgefüttert. Vier bis fünf weiße, fein roth gepunktete Eier bilden das Gelege. Sie werden binnen vierzehn Tagen ausgebrütet. Die Jungen, welche in einem dichten Flaumenkleid zur Welt kommen, werden anfangs wie Kanarienvögel mit Eidotter geätzt, später aber mit aufgeweichten Sämereien, Hirse, Kanariensamen, Wegebreit, Miere und Kreuztraut, Salat und Gänseblüthstelen, welcher von den Alten vorher im Kropf aufgeweicht wurde, groß gefüttert. Die erste Brut findet gewöhnlich im Januar statt; auf sie folgen aber mehrere bis zum August.

Die Kappenfinken (*Spermestes*) sind den Bandfinken ähnlich gestaltet. Eines der bekanntesten Glieder dieser Sippe ist das Elstervögelchen (*Spermestes cucullata*). Seine Länge beträgt 3 $\frac{1}{2}$  Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite schwarzbraun, schimmernd, auf Kopf und Hals bis zur Oberbrust am dunkelsten, auf der Unterseite weiß, auf dem Hintertheil, den Ober- und Unterschwanzdeckfedern und an den Bauchseiten graulichweiß und mattschwarz gebändert, hier aber durch einen großen, dunkeln, metallgrün glänzenden Flecken, welcher auf den Brustseiten steht, noch besonders geziert. Schwingen und Steuerfedern sind einfarbig schwarz, die Schwungfedern auf der Unterseite grau schimmernd. Die Iris ist braun, der Oberschnabel schwarz, der Unterschnabel weißlich, der Fuß schwarz.

Wir wissen, daß die Länder um den Gambia die Heimat des Elstervögelchens sind, sind aber über seine Lebensweise im Freien nicht weiter unterrichtet. Um so besser kennen wir das Gefangenleben. Sie entwickeln in demselben all die liebenswürdigen Eigenschaften, die so eben bei den Bandvögeln geschildert worden sind. Auch in Anlage und Bau des Nestes gleichen sie ganz den Vorigen. Dagegen übertreffen die Elstervögelchen die Genannten, sowie wohl überhaupt alle Stubenvögel durch die Unermüdllichkeit, mit der sie gemeinschaftlich brüten und sodann das junge Volk aufziehen. Sie wechseln beim Brutgeschäft keineswegs ab, sondern besorgen es gleichzeitig gemeinschaftlich. Fast scheint es ungläublich, wenn wir aus dem Bericht eines sorgfältigen Beobachters entnehmen, daß ein Pärchen dieser Vögel, nachdem es Ende September den Bau seines Nestes vollendet hatte, innerhalb eines Jahres nicht weniger als sieben Mal brütete und im Ganzen 26 Junge glücklich aufbrachte. Die Jungen schlüpften aus, Mitte Oktober, Mitte Januar, Ende März, Ende April, am 24. Juni, 20. August und die letzten am 5. Oktober. Bald darauf starb das Weibchen, wahrscheinlich erschöpft durch Anstrengungen, welche eine so rasch sich drängende Nachkommenschaft ihr bereitet hatten. Zu bedauern ist, daß dem sonst so ausführlichen Bericht nichts über das spätere Schicksal der Jungen beigelegt ist.

Das Gelege der Elstervögelchen enthält 4 bis 6 niedliche, vollkommen weiße Eierchen, deren täglich eines gelegt wird. Vom letzten Ei an kann man die Brütezeit auf 12 Tage berechnen. Die Jungen entwickeln sich außerordentlich rasch und mit dem 16. bis 18. Tage verlassen sie fast vollständig besiedert das Nest und lernen schnell allein ans Futter gehen.

Wegen ihrer seltenen Zutraulichkeit empfehlen sich die Elstervögelchen als Stubenbrüter ganz besonders, zumal ihnen jeder kleine Käfig mit der nöthigen Nisthöhle genügt. Auf dem Schreibpult und auf dem Nähtisch sind sie heimisch zu machen und führen sie uns, während es draußen friert und schneit, das anziehende Bild eines innigen Familienlebens in immer neuen Scenen vor und zaubern die zwitschernden Jungen den Frühling in unser winterliches Stubenleben. Es wäre gewiß eine dankenswerthe Aufgabe, diese lieben Vögelchen bei uns heimisch, d. h. zu Hausthieren zu machen, die, wenn sie auch keinen eigentlichen Gesang haben, doch durch die Innigkeit der Gattenliebe, durch die Leichtigkeit, mit welcher sie und zwar im Winter brüten, gewiß Jeden, der Sinn für das Leben und Treiben der Thiere hat, ergözen und eine reiche Quelle von überraschenden Beobachtungen bieten.



Unter der großen Anzahl ähnlicher Finken, welche außer den beiden genannten in Westafrika vorkommen, verdient einer besonders noch Erwähnung und zwar seines ungeheuren Schnabels wegen, welcher unter den Verwandten seines Gleichen nicht hat. Dies ist der Rußknackerfink (*Pyrenestes ostrinus*). Er ist einer der größten seiner Familie; denn die Länge beträgt  $5\frac{1}{4}$  Zoll. Der Schnabel ist fast so groß, als der Kopf, stark, kegelförmig. Das Kleid ist auf Kopf, Hals, Brust, Bürzel und den Oberschwanzdeckfedern glänzend blutroth, auf dem Leib, den Flügeln und dem Schwanz dunkelbraun. Der Schnabel ist bläulichschwarz, der Fuß braun. Die wenigen Bälge, welche von diesem prachtvollen Vogel erhalten wurden, stammen aus der Sierra Leona und Whantee.

Auch die Finken Neuholands bekunden, wie die meisten Erzeugnisse dieses Erdtheils, ihr selbstständiges Gepräge. Sie zeichnen sich vor den uns bisher bekannt gewordenen nicht bloß durch auffallende Gestalt, sondern auch durch eigenthümliche Farbenvertheilung aus. Einzelne Arten wetteifern an Pracht mit den Tangaras Amerikas; alle aber sind viel mehr echte Finken, als diese.

Es gehört hierher die Sippe der Schilffinken (*Donacola*); dieselbe kennzeichnet sich durch kurzen, dicken Schnabel, verhältnißmäßig lange Flügel, einen kurzen Schwanz mit abgerundeten Schwanzfedern, starke Fußwurzeln und ein Kleid, welches auf der Oberseite dunkel, unten heller gegürtelt und seitlich gebändert ist.

Zwei verwandte Arten, der kastanienbrüstige und der doppelbindige Schilffink (*Donacola castaneathorax* und *Donacola bivittata*), sind in der Neuzeit wiederholt lebend nach Europa gekommen und dadurch wenigstens in der Gefangenschaft bekannt geworden. Beide ähneln sich in hohen Grade. Ihre Länge beträgt gegen 4 Zoll. Der Kopf und der Oberhals sind aschgrau, Wangen und Gurgelgegend schwärzlichbraun; die Oberseite ist röthlichbraun, der Schwanz ist fahl, blaßbraun gesäumt. Ueber die Brust verläuft ein breiter, lichtkastanienbrauner Gürtel. Brust und Bauch nebst den Unterschwanzdeckfedern sind weiß oder grauweiß. Beim doppelbindigen Schilffinken reicht das Schwarz der Wangen tiefer zur Brust herab; der Brustgürtel ist breiter und wird auf der Mittelbrust durch eine breite schwarze Binde von dem lichterem Unterleib getrennt.

Zur Zeit sind wir weder über die Heimatsgegend, noch über das Betragen der beiden gedachten Arten in Vaterlande genau unterrichtet. Sie sollen an den Fluß- und Landseeufern wohnen und in ihren Sitten der Bartmeise ähneln. Die Gefangenen erinnern in ihrem Betragen sehr an die längst bekannte Maja aus Indien. Es sind muntere, allertliebste Vögel, welche man paarweise zusammenhalten muß, weil sie nur dann ihr eigentliches Wesen bekunden. Der Lockton klingt höchst sonderbar. Er ist ein langgezogener Ton, welcher etwa wie „Zie“ lautet, aber merkwürdig fortgeponnen wird. Einen eigentlichen Gesang haben sie nicht.

Hauptsächlich der Nahrung sind auch die Schilffinken sehr anspruchslos. Gewöhnliches Fein- und grobes Getreide genügt ihnen; Grünzeug aller Art scheint ihnen Vorkere zu sein.

Ein zweiter Australier bildet mit einigen andern die Sippe der Graßfinken (*Poëphila*). Ihr Schnabel ist kernbeiserartig, am Grunde fast so hoch und breit, als lang. Die Flügel sind mäßig lang; der Schwanz ist vollkommen keilförmig, stark abgestuft; beide Mittelfedern sind beträchtlich verlängert.

Bewunderungswürdiger Spelzfink (*Chloëbia mirabilis*) ist die Art genannt worden, die wir kurz beschreiben wollen. Und in der That, der Vogel verdient solchen Namen! Sein Gefieder ist überaus prächtig gefärbt. Der Scheitel und die Seiten des Kopfes sind schön karminroth, nach hinten schwarz umrandet; die Kehle ist schwarz. Hierauf folgt ein himmelblaues Band, welches sich rings um den Hals schließt, an der Kehle am schmalsten, im Nacken am breitesten ist und hier durch Gelblichgrün in das gleichmäßige Papageigrün übergeht, welches die Färbung des Mantels bildet. Der Bürzel und die Oberschwanzdeckfedern sind blaßblau, die Schwingen braungelblich gesäumt, die seitlichen Schwanzfedern lichtblau, die mittleren dunkelgrau bis schwarz. Auf der Unterseite wird das lichtblaue Halsband durch einen breiten lilablauen Gürtel begrenzt, welcher sich über die Oberbrust zieht und nach hinten hin durch einen schmalen orangefarbenen Saum von dem gleichmäßig gelben Bauche getrennt wird.

Man entdeckte diesen prächtigen Vogel, einen der zierlichsten Finken überhaupt, in der Nachbarchaft der Rafflesbay an der Nordküste Neuhollands.

Nach den Berichten, welche uns im allgemeinen über das Leben der australischen Finken geworden sind, ergibt sich, daß dieselben in ihrem Wesen und Treiben von ihren Verwandten sich nicht unterscheiden. Bezeichnend für ihr Treiben dürfte sein, daß sie sich hauptsächlich zwischen den hohen Schilfgräsern aufhalten, welche die Ebene bedecken oder in den Rohrwäldern finden, welche die Flußbetten umjäumen. Hier lesen sie sich die verschiedenen Samen der betreffenden Pflanzen theils vom Boden auf, theils kauen sie sich dieselben aus den Aehren heraus, welche sie emporklettern an den Stengeln erreichen. Man trifft auch sie in Flügen zusammen; doch scheint es, als ob sie nicht so gesellig waren, als andere Verwandte. Die Nähe der menschlichen Behausungen meiden sie nicht; sie kommen vielmehr vertrauensvoll in die Gärten herein und sind selbst in den Städten gewöhnliche Erscheinungen.

Die Nester werden sehr verschieden beschrieben. Einige stehen im Schilf und ähneln denen der Beutelmeisen, andere finden sich auf Bäumen und einzeln in den Horsten größerer Raubvögel. Seit einigen Jahren sind viele australische Finken lebend nach Europa gekommen, und gegenwärtig bringt jedes Schiff fast eine Ladung der niedlichen Thierchen mit und wir dürfen hoffen, daß wir auch den „bewunderungswürdigen“ Spelzfinken in nicht allzu langer Zeit lebend bei uns sehen werden. Er wird eine der größten Zierden der Vogelhäuser bilden.

Als asiatischen Vertreter der Familie haben wir den allbekanntesten Reisvogel (*Padda oryzivora*) aufzuführen. Er ist eins der größten Mitglieder der Familie. Der Schnabel ist groß und stark, die beiden ersten Schwingen der ziemlich langen Flügel sind die längsten; der kurze Schwanz ist abgerundet.

Unausgehülfter Reis heißt in der chinesischen Sprache Padda; der Name des Vogels ist somit im Deutschen passend wiedergegeben. Er führt diesen Namen aber auch in allen übrigen Sprachen und schon seit den ältesten Zeiten. Ihn sieht man häufig auf alten chinesischen Malereien dargestellt, ihn ganz besonders, oft prächtig ausgeführt, als Bild auf Reispapier. Unfern Thierkundigen ist der Vogel schon seit fast anderthalb Jahrhunderten bekannt, und noch heutigen Tages kommt er massenhaft als Gefangener zu uns. Sein Gefieder ist im allgemeinen aschgrau, auf den Flügeln dunkler, an den Weichen rosenroth überlaufen. Kopf und Kehle sind glänzend schwarz, die Wangen rein weiß, die Schwingen grau, der Schwanz ist rein schwarz. Der Augenring ist braun, das Augentlid aber roth, der Schnabel lebhaft rosenroth, an der Spitze und den Rändern perlweiß. Der Fuß ist röthlich. Mancherlei Spielarten kommen vor.

Der Reissvogel ist weit über Hinterasien verbreitet. Er bewohnt in Menge den ganzen Süden von Asien, namentlich aber Java und Sumatra. Zumal auf ersterer Insel ist er gemein; doch findet er sich, wie Bernstein berichtet, nur in der Nähe des Menschen.

„Gleich unserem europäischen Feldsperlinge bewohnt der Reissvogel ausschließlich die bebauten Landstriche und ist in diesen eine der gewöhnlichsten Erscheinungen. Während der Zeit, in welcher die Reisfelder unter Wasser gesetzt sind, d. h. in den Monaten November bis März oder April, in denen der angepflanzte Reis heranwächst und der Ernte entgegenreift, halten sich die Reissvögel paarweise oder in kleinen Familien in Gärten, Dorfgehölgern und Gebüschern auf und nähren sich hier von verschiedenen Sämereien, mancherlei kleinen Früchten und wohl auch von Kerbthieren und Würmern. Sobald aber die Reisfelder sich gelb zu färben beginnen und durch Ablassen des Wassers trocken gelegt werden, begeben sie sich, oft in großen Schaaren, dorthin und richten selten merklichen Schaden an, so daß man auf alle mögliche Weise bemüht ist, sie zu vertreiben.“

„In den Gegenden, die besonders von diesen gefiederten Dieben zu leiden haben, errichtet man zu diesem Zwecke in der Mitte des Feldes ein — oder wenn dieses groß ist, mehrere — auf 4 hohen Bambuspfählen ruhendes kleines Wacht haus, von dem aus nach allen Richtungen hin zahlreiche Fäden zu den, in gewissen Entfernungen von einander durch das ganze Feld gesteckten, dünnen Bambusstöcken laufen, an denen große dürre Blätter, bunte Lappen, Puppen, hölzerne Klappern u. dgl. hängen. Wenn nun der in dem Wacht häuschen wie eine Spinne in ihrem Gewebe sitzende Eingeborene an den Fäden zieht, dann raffeln in demselben Augenblicke alle die trockenen Blätter, zappeln die Puppen, ertönen die Klappern, und erschrocken entfliehen die ungebetenen Gäste. In dieser Zeit sind sie ziemlich fett und wohlbeleibt und liefern, besonders die Zungen, ein beliebtes Gericht, weshalb ihnen eifrig nachgestellt wird.“



Der Weißvogel (*Padda oryzivora*).

Das Nest fand man bald im Gipfel verschiedener Bäume, bald zwischen den zahlreichen Schmarozern, welche die Stämme der Arengpalme bedecken. Die auf den Bäumen angelegten Nester sind meistens größer und haben eine im allgemeinen ziemlich regelmäßige halbtugelige Gestalt; die zwischen den Schmarozern zu Seiten der Arengpalme angebrachten dagegen sind kleiner und weniger bestimmt geformt. Die einen wie die andern aber sind fast ausschließlich aus den Halmen verschiedener Gräser verfertigt, welche jedoch unter einander nicht eben sehr fest verflochten sind, so daß der ganze Bau keine besonders große Festigkeit hat. Sechs bis acht glänzend weiße Eier von 9 Linien Länge bilden das Gelege.

Der Weißvogel gehört in Käfig nicht gerade zu den liebenswürdigsten seines Geschlechts. Er ist zänkisch, vertreibt die kleineren Arten vom Futternapf, wird selten und nur unvollständig zahm, hat sich auch, so viel bekannt, noch nirgends fortgepflanzt. Sein Gesang ist erbärmlich, eigentlich kaum Gesang zu nennen. Somit empfiehlt ihn nur sein hübsches Gefieder.

\*

Die dünn- und kleinschnabeligen Prachtfinken heißen Astrilden (Astrildae). Auch sie sind sehr verschieden gestaltete und gefärbte Thiere, im allgemeinen aber schlanker und langschwänziger, als die vorhergehenden, denen sie übrigens in ihrem Leben und Treiben so ähnlich sind, daß fast Alles, was von jenen gesagt wurde, auch für diese gilt. Sie bewohnen dieselben

Gegenden, wie die Prachtfinken, vorzugsweise aber Afrika vom 18. Grad nördlicher Breite an bis gegen die Kapländer hin. Wir beschränken uns im Nachfolgenden auf die bekanntesten Arten.

Eine solche ist das Goldbrüstchen (*Pytelia subflava*); es wird  $3\frac{1}{4}$  bis  $3\frac{3}{4}$  Zoll lang. Die ganze Oberseite ist olivenbräunlichgrau, die Kehle weiß, die Oberbrust und der Bauch sind gelb, die Bauchseiten olivengraulich mit weißen Mondflecken. Der Schwanz ist schwarz, die Federn am Ende weiß gesäumt. Schnabel und Beine sind roth.

Wir erhalten diesen überaus niedlichen Finken häufig aus Westafrika, namentlich dann, wenn Schiffe vom Gambiastrom herkommen. Dort muß er in großen Mengen leben und hundertweise auf den Markt kommen; denn unter den Bengalisten ist er eine der gewöhnlichsten Erscheinungen. Im Käfig beträgt er sich sehr liebenswürdig. Seine Haltung verursacht nicht die geringsten Schwierigkeiten. Er verlangt nur zarte kleine Samereien der verschiedensten Art. Bei geeigneter Pflege schreiten Pärchen zur Fortpflanzung.

Wohl ebenso zierlich und nicht minder liebenswürdig als das Goldbrüstchen ist der Blutfink (*Lagonosticta minima*), ein weit verbreitetes Vögelchen, welches vom 18. Grad nördlicher Breite an überall in den Niländern zu finden ist und von hieraus oder von der Ostküste an quer durch ganz Afrika hindurch bis zur Westküste sich verbreitet.

Von den Händlern gewöhnlich der „Kleine Senegali“ genannt, ist der Blutfink ein Vögelchen von  $3\frac{1}{4}$  Zoll Länge, dessen Schwanz gegen  $1\frac{1}{2}$  Zoll lang wird. Das Männchen ist ein prächtig gefärbtes und gezeichnetes Thierchen. Der Oberkopf und Hinterhals, der Rücken und der Flügel sind dunkelbraun, welche Färbung auf dem Schwanz in das Schwarze übergeht; das Gesicht, der Vorderhals, die Brust und der Hintertheil sind karminroth; der Bauch ist hell erdbraun. Neuester kleine Punkte zieren die Brustseiten und die Seiten des Bürzels. Schnabel und Füße sind roth; der Augenstern ist braun. Das Weibchen ist fast durchaus graubraun, jedoch ebenfalls seitlich weiß gepunktet.

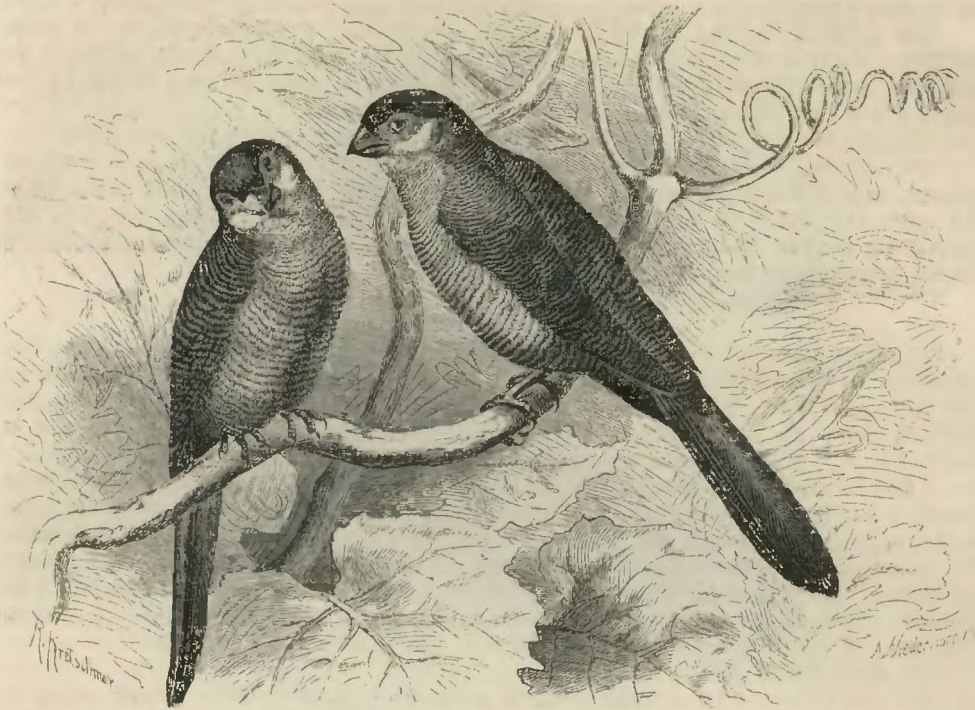
Den Blutfinken ist eine ähnliche Stellung zuzuweisen, wie solche unsere Hausperlinge sich erworben haben. Er fehlt zu gewissen Zeiten keiner der Dorfschaften Südnubiens und Ost-Sudahns; er fehlt nicht einmal der mitten im Walde stehenden einzelnen Hütte. In Sudahn trifft man ihn gewöhnlich in der Nähe der Dorfschaften, mit andern Familienverwandten vereinigt, oft in ungeheuren Schwärmen; er lebt aber auch fern von den Menschen in der einsamen Steppe und selbst im Gebirge noch bis zu vier- und fünftausend Fuß Meereshöhe, obgleich hier seltener.

In seinem Betragen ähnelt der Blutfink seinen Verwandten. Er ist nicht bloß ein zierlich gefärbtes, sondern auch ein anmuthiges und liebenswürdig sich benehmendes Thierchen, an welchem man seine rechte Freude haben kann. So lange die Sonne am Himmel steht, ist er kaum eine Minute lang ruhig; höchstens in den Mittagstunden sucht er im schattigen Gelaube der immergrünen Bäume Schutz gegen die drückende Sonne. Sonst fliegt er ohne Unterbrechung von Zweig zu Zweig oder trippelt mit rascher Geschäftigkeit auf den Nestern, den Häusern und endlich auf dem Boden umher. Jede seiner Bewegungen zeugt von großer Gewandtheit. Kaum einer seiner Verwandten übertrifft ihn in der Eilfertigkeit seines Fluges.

Der Blutastrild denkt mit dem ersten Frühlingregen, etwa Anfangs September, an seine Fortpflanzung. Bis dahin lebte er in Schaaren; jetzt trennt er sich in Pärchen, und diese kommen nun vertrauensvoll in die Dörfer und Städte herein und spähen nach einer passenden Stelle unter dem Dache des kegelförmigen Strohhauses oder der würfelförmigen Lehmhütte des Eingeborenen. Hier, in irgend einer Höhlung oder auf einer andern passenden Unterlage wird ein wirrer Haufen von dünnen Halmen zusammengetragen, dessen Inneres aber eine wohlausgerundete, jedoch keineswegs auch sorgfältig ausgelegte Höhlung enthält. Im Nothfall brütet der Blutfink auch auf Bäumen oder selbst nahe am Boden. Das Nest enthält kleine weiße, sehr rundliche, glatte Eier, ein wenig größer als die unseres Zaunkönigs. In der Gefangenschaft hat der Blutastrild sich wiederholt fortgepflanzt.

Als australischen Vertreter der Blutfinken darf man den Buntfink (*Emblema picta*) betrachten. Wir kennen denselben nur aus der Abbildung, nach der er sich durch seinen langgestreckten, kegelförmigen Schnabel, sowie durch sehr ansprechende Färbung besonders auszeichnet.



Das Fälschchen (*Astrilda undulata*). (S. 110.)

Der zweite Tropenvogel, welchem man auf dem Wege nach Ost-Sudahn längs der Nilufer begegnet, ist der blaue Stahlfink (*Hypochera ultramarina*). Man kennt von ihm nur noch einen einzigen Verwandten aus Westafrika, den grünen Stahlfink (*Hypochera nitens*), welcher unter demselben Namen zu uns gebracht wird. Das Kleid ist beim Männchen schwarz mit dunkelgrünem oder dunkelblauem Schimmer, beim Weibchen sperlingsfarbig. Der blaue Stahlfink schillert ultramarinblau, der grüne stahlgrün. Die Länge beträgt 4 Zoll 6 Linien, die Schwanzlänge 1 $\frac{1}{2}$  Zoll.

Schon in Dongola ist der ultramarinblaue Stahlfink ein gewöhnlicher Vogel. Man begegnet ihm hier überall, nahe den Häusern ebensowohl, als in den Feldern oder selbst in der pflanzenarmen Steppe, hier vorzugsweise in der Nähe der Brunnen oder an andern Haltestellen der Karawane, bei welchen sich dieser Fink und viele Verwandte gern einfinden, um die geringfügigen Abfälle von der Tafel der Menschen und Kamele aufzupicken. Sobald die Jungen ausgeflogen sind, scharen sie sich in Schwärme und fallen, zu andern Finken gesellt, massenhaft in den Durrhafeldern ein. Der Stahlfink wird deshalb auch von den Arabern bitter gehaßt und nach Möglichkeit verschreckt.

In der Gefangenschaft hält ihn in seiner Heimat Niemand. Um so häufiger wird auch er oder richtiger sein grünlicher Verwandter an der Westküste Afrikas gefangen und von dort aus nach Europa und Amerika übergeführt. Die angenehmen Eigenschaften der Stahlfinken, wenn man sie abgefordert hält, sind eben ihre Lebhaftigkeit und ihr zarter, lieblicher Gesang, bei einem hübschen, kräftigen Anstande. Um sie zur Fortpflanzung zu bringen, bedarf es vor allem einer sorgfältigen Absonderung der Pärchen und der Erhaltung einer höheren Wärme.

Der treue Genosse des Blutfinken ist der Benguelist oder Schmetterlingsfink (*Marioposa phoenicotis*). Das Kleid ist auf der ganzen Oberseite erdgrau, im Gesicht, auf der Brust, an den Seiten und der oberen Schwanzmitte glänzend grünblau, am Bauch aschgrau.

Die Wangen ziert ein karminrother Flecken; der Schnabel ist blaßkarminroth, der Fuß etwas lichter, etwa fleischfarbig. Der rothe Wangenfleck fehlt dem Weibchen. Die Länge beträgt  $4\frac{1}{4}$  Zoll.

Der Schmetterlingsfink ist weit über Afrika verbreitet. Wir erhalten ihn von der ganzen Westküste. Er ist lebhaft, beweglich und erfreut den beobachtenden Naturforscher außerdem noch durch sein nettes, obgleich leises Liedchen. Das Nest steht in den Wäldern auf niedern Büschen, ganz frei und sieht einem Bündel getrockneten Heues ähnlicher, als dem frischgebauten Neste eines Vogels; die Eier sind glänzend weiß, ihre Zahl schwankt zwischen vier und sieben.

Auf unserm Thiermarkt ist der Benguelift, von den Händlern gewöhnlich „Cordon bleu“ genannt, nicht selten. In Hamburg kann man das Pärchen zum Preis von 3 Thlr. kaufen. Bei guter Pflege hält man ein solches mehrere Jahre in der Gefangenschaft. Die Kälte verträgt der zärtliche Vogel nicht; deshalb muß man ihn immer warm halten, namentlich im Winter, seiner eigentlichen Brütezeit.

Die eigentlichen Astrilds ähneln den Schmetterlingsfinken. Auch sie sind schlank gebaute Thierchen mit ziemlich langem, keilförmigem Schwanz; der Schnabel ist kaum länger als hoch und breit, seine Firsche tritt stumpfbogenförmig in die Stirn ein. Das Kleid ist seidenartig, seine Färbung äußerst zart, die Zeichnung fein gewellt. Zwei Arten, der graue Astrild und das Fasänchen (*Astrilda cinerea* und *Astrilda undulata*), kommen häufig als Gefangene zu uns. Bei ersterem ist das Gefieder bräunlichgrau, auf der Unterseite heller, kaum sichtbar dunkel gewellt, der Schwanz aber schwarz, jede Außenfeder auf ihrer äußern Fahne weiß, der Bügel, welcher das Auge rings umschließt, blutroth wie der Schnabel, der Fuß graulich. Das Fasänchen ist erdgrau, an der Kehle verloschen licht weißlichgrau, auf Unterbrust und Bauchseiten rosenroth überlaufen. Die Außenfahnen der äußeren Schwanzfedern sind graulichweiß, schwach dunkel gebändert. Die Länge von beiden beträgt wegen des langen Schwanzes 4 Zoll, der Schwanz mißt gegen 2 Zoll. Ganz Mittel- und Südasien ist die Heimat dieser Finken.

Am der Westküste Afrikas wird das Fasänchen, wie alle übrigen Verwandten, massenhaft gefangen und zu uns auf den Markt gebracht. Es ist sehr beliebt. Sein niedlich gezeichnetes Gefieder, sein theilweise fasanenartiger Anstand, sein lieblich angenehmer, mit zitternder Metallstimme zwitschernder Gesang und seine leichte Eingewöhnung und Vertraulichkeit empfehlen es vor allen andern. Es paart sich und nistet im Spätherbst und Winter, pflanzt sich auch noch leichter als andere fort. Auch ihm ist eine gleichförmige Wärme nothwendig, welche zur Nachtzeit nicht abnimmt. Dann hält es sich sechs bis acht Jahre.

\* \* \*

Unter allen Finken, welche Afrika und Südasien beherbergen, fällt eine artenreiche Familie auch dem naturunkundigen Laien auf, nicht sowohl durch die Gestalt der hierher gehörigen Vögel, als vielmehr wegen der Kunstfertigkeit derselben, nach welcher man sie Weber genannt hat. Im ganzen Innern Afrikas verleihen die Nester der Webervögel gewissen Bäumen einen eigenthümlichen Schmuck. Bäume, welche mit einem Theil ihrer Krone ein Wasser beschatten, werden von den gefiederten Künstlern allen übrigen vorgezogen. Sie sind zuweilen mit Nestern ganz bedeckt. Aber im Nothfall siedelt sich eine Webervogelschaar auch an andern Mimosen an, vorausgesetzt, daß diese einen schlanken und ziemlich hohen Stamm besitzen. Nächst den Mimosen ist es zumeist der Christusdorn, welcher mit Nestern behangen wird.

Die Webervogelansiedelungen können geradezu als bezeichnendes Merkmal für Innerafrika gelten. Sie verleihen den Bäumen ein ganz absonderliches Gepräge. Es ist bezeichnend für diese eigenthümlichen Künstler, daß sie stets in größeren Gesellschaften brüten. Ein Webervogelnest an einem Baume ist eine Seltenheit, gewöhnlich findet man ihrer zwanzig, dreißig; ja, es gibt Bäume, welche mit ihnen beladen sind. Die ungemeine Festigkeit dieser künstlichen Nester läßt sie jahrelang Wind und Wetter Trotz bieten, und so kann es kommen, daß man an demselben Baume, welcher eben von einer Ansiedelung der Vögel bevölkert ist, noch die Nester von drei und vier früheren Jahrgängen hängen sieht.

Einen solchen Schmuck gewahrt man in Mittelasien überall, im Gebirge, wie in der Ebene, in dem einsamen Wald, wie unmittelbar über dem Hause des Dörflers, am häufigsten jedoch auf Bäumen, welche mit ihren Zweigen über Flüsse, Flußbetten oder tiefe Thäler herabhängen. Das Gleiche ist in Westafrika der Fall; dasselbe vernehmen wir von den Vogelkundigen Indiens, von den Reisenden, welche auf Java oder auf Madagaskar Beobachtungen sammelten.





Brutneſter des goldſtirnigen Webers (*Oriolus icterocephalus*) aus Südafrika.

Die Webervögel (*Plocei*) ſind große oder mittelgroße Finken, meiſt von geſtrecktem Leibesbau, mit langem, ſchlantem oder ausnahmsweiſe kurzem und ſtumpfem Schnabel, langen Flügeln, mittellangem Schwanz und oft ſehr prächtigem Gefieder, welches bei einigen Arten während der Fortpflanzungszeit ſich durch eine eigenthümliche Federbildung auszeichnet. Gelb und Röthlichgelb mit Schwarz ſind die hauptſächlichſten Färbungen, welche vorkommen; es gibt aber auch vorwaltend ſchwarze, rothe, ſperlingsgraue und weißliche Weber. Der Kopf oder das Geſicht pflegt dunkel gefärbt zu ſein; der Rücken iſt meiſt grünlich oder röthlichgelb, die Unterſeite reingelb, ſicht oder dunkelroth gefärbt.

Afrika vom 18. Grad nördlicher Breite an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung mit ſeinen weſtlichen und ſüdöſtlichen Inſeln, und Südaſien mit ſeinen großen Eilanden bilden die Heimat dieſer Vögel. Sie pflegen, wo ſie vorkommen, häufig zu ſein und zeichnen ſich vor allen übrigen Finken durch eine auch während der Brutzeit nicht geſtörte Geſelligkeit aus. Nach der Brutzeit ſchlagen ſie ſich in Flüge zuſammen, welche oft zu vielen Tauſenden anwachſen und unter Umſtänden wahrhaft verheerend in die Felder einfallen können, ſchwärmen längere Zeit im Lande umher und kehren ſchließlich zu demſelben Baum oder wenigſtens in deſſen Nähe zurück, welcher ihre oder ihrer Jungen Wiege war. Hier herrſcht dann einige Monate lang ein ſehr reges Leben; denn der Bau der Neſter erfordert viel Zeit, und die Vögel ſind, falls man ſo ſagen darf, ſo eigensinnig, daß ſie oft das faſt ganz fertige Neſt wieder einreißen und





Südafrikanische Webervögelneſter.

ein neues errichten. Die Neſter ſind ohne Ausnahme Kunſtbauten, welche entweder aus Reiſern oder Wurzeln, gewöhnlich aber aus biegsamen Graſhalmen, die, wie es ſcheint, durch den Speichel der Vögel noch beſonders geſchmeidig gemacht werden, zuſammengeſchichtet oder gewebt ſind. Das Gefüge und die Anlage ſind ziemlich verſchieden. Bei einigen Arten bauen ſich auch die Männchen beſondere Neſter, in denen ſie verweilen, während die Weibchen brüten. Manche Webervögel bauen ſich ihre Neſter ſo dicht an einander, daß die ganze Anſiedlung in gewiſſem Sinne nur ein einziger Bau iſt. Andere errichten große Neſter, welche wenigſtens drei, vier Neſtkammern enthalten. Die Mehrzahl ſind ſolche, welche excluſiv zur Wiege der Jungen und bezüglich zum Singkammerchen des Männchens beſtimmt ſind.

Die Oſtafrikaner betrachten auch dieſe Kunſtzeugniſſe unſerer Vögel mit gleichgiltigem Auge; andere Völkerverſtanden aber haben ſie wohl beobachtet, wenn auch theilweiſe mit dem Auge des Märchendichters. So hat man in mehreren Lehmkümpfen gefunden, und das Volk hat ſich dieſes flugs zu erklären gewußt, indem es ſagt, daß der Webervogel des Nachts in dieſen Lehm Leuchtkäſer einklebe, welche dazu beſtimmt ſein ſollen, ſein Neſt zu erleuchten. Nach Bernſtein's Angaben hat der feſte Bau des Baharwebervogels die Grundlage gegeben zu der malayiſchen Sage, daß derjenige, welcher ſo glücklich iſt, eines dieſer Neſter aus einander zu nehmen, ohne dabei einen der daſſelbe zuſammensetzenden Halme zu zerbrechen, in ſeinem Innern eine goldene Kugel finde.

Sämereien aller Art, namentlich aber Getreide, Körner und Schilfgeſäme bilden die bevorzugte Nahrung der Webervögel. Außerdem ſind ſie ſehr eifrige Kerbthierjäger, und mit dieſen hauptſächlich füttern ſie ihre verhältnißmäßig zahlreiche Brut heran. Ihre Raubzüge gegen die Felder unternehmen ſie wohl excluſiv nach der Brutzeit, während ſie die gewaltigen Schwärme bilden. Dann nöthigen ſie den Menſchen gar oft zur erſten Abwehr, zumal den Bewohner ärmerer Gegenden, welcher in ſeinem Getreidefelde ſein Ein und Alles beſitzt. Im Oſt-Sudahn begnügt man ſich übrigens, ſie aus dem Felde zu vertreiben, Niemand denkt daran, ſie zu fangen oder zu tödten.

Die Jungen ſind wohl geborgen. An dem ſchwankenden Gezweige kann ſich keine der ſo gern neſterplündernden Meerkatzen, kein anderes Raubäugethier erhalten: es ſtürzt zum Boden,



in's Wasser hinab, wenn es sich mit Räubergelüsten naht. Bei gewissen Arten — so beim Mahaliweber, wird das Nest noch außerdem gegen Angriffe verwahrt, indem die bauenden Eltern Dornen mit den Spitzen nach außen einflechten. Innerhalb ihres Nestes also sind alte und junge Weber gegen jeden gewöhnlichen Feind gesichert.

Auf unsern Märkten kommen mehrere Arten ziemlich häufig vor, fast ohne Ausnahme solche, welche in Westafrika zu Hause sind. Man kann einzelne der prächtigsten für wenige Thaler unseres Geldes kaufen, und wenn man sie gehörig pflegt und ihnen Gelegenheit gibt, ihre Kunst auszuüben, hat man seine wahre Freude an ihnen. Ihr Gesang ist allerdings nicht viel werth, dafür aber weben sie, so lange ihre Brutzeit währt, außerordentlich fleißig die kunstvollsten Baue zusammen, zur wahren Augenweide ihres Gebieters.

Eins der berühmtesten Mitglieder der ganzen Familie ist der Siedelweber (*Philetaerus socius*) aus Südafrika. Sein Kleid ist sehr einfach; der Oberkopf, die Halsseiten, der Vorderhals und die Brust sind einfarbig erdgrau, der Oberkopf verwaschen dunkel gefleckt. Genick und Rücken sind erdgrau und schwarz gewellt, die Flügeldecken, Schwingen und Schwanzfedern sind dunkelbraun, blaßerdgrau gesäumt, die Bauchseitenfedern schwärzlich, blaß gesäumt. Ein kleines Fleckchen vor jedem Auge und die Umgebung des Unterschnabels sind schwarz, der Schnabel und die Beine sind blaß hornfarbig. Die Länge beträgt 6 Zoll 9 Linien.

Aus den neuen Beobachtungen geht hervor, daß der Siedelweber die Ufer des Orange-Flusses in Südafrika nicht überschreitet. Wie weit er von hieran nach Norden reicht und sich über das Innere Südafrikas verbreitet, ist bis jetzt noch unbekannt. A. Smith fand ihn am häufigsten um Tatalu. „Das Auffällige dieser Vögel“, sagt er, „ist der gesellige Bau ihrer Nester unter einem Dache. Wenn sie einen Nistplatz gefunden und den Bau der Nester begonnen haben, beginnen sie, gemeinschaftlich das Allen dienende Dach zu errichten. Jedes Pärchen baut und bedacht sein eigenes Nest, aber eins baut dicht neben das andere, und wenn alle fertig sind, glaubt man nur ein Nest zu sehen, mit einem Dache oben und unzähligen kreisrunden Löchern auf der Unterseite. Zum zweiten Male werden dieselben Nester nicht zum Brüten benutzt, sondern dann unten an die alten neue angehängt, so daß nun Dach und alte Nester die Bedeckung der neuen bilden. So nimmt die Masse von Jahr zu Jahr an Größe und Gewicht zu, bis sie endlich zu schwer wird, den Ast, an dem sie hängt, zerbricht und herabfällt.“ Solche Ansiedelungen findet man gewöhnlich auf großen, hohen Bäumen; wo diese jedoch nicht zu finden sind, wird wohl auch die baumartige Aloe benutzt. Zu uns kommen die Siedelwebervögel leider nicht herüber.

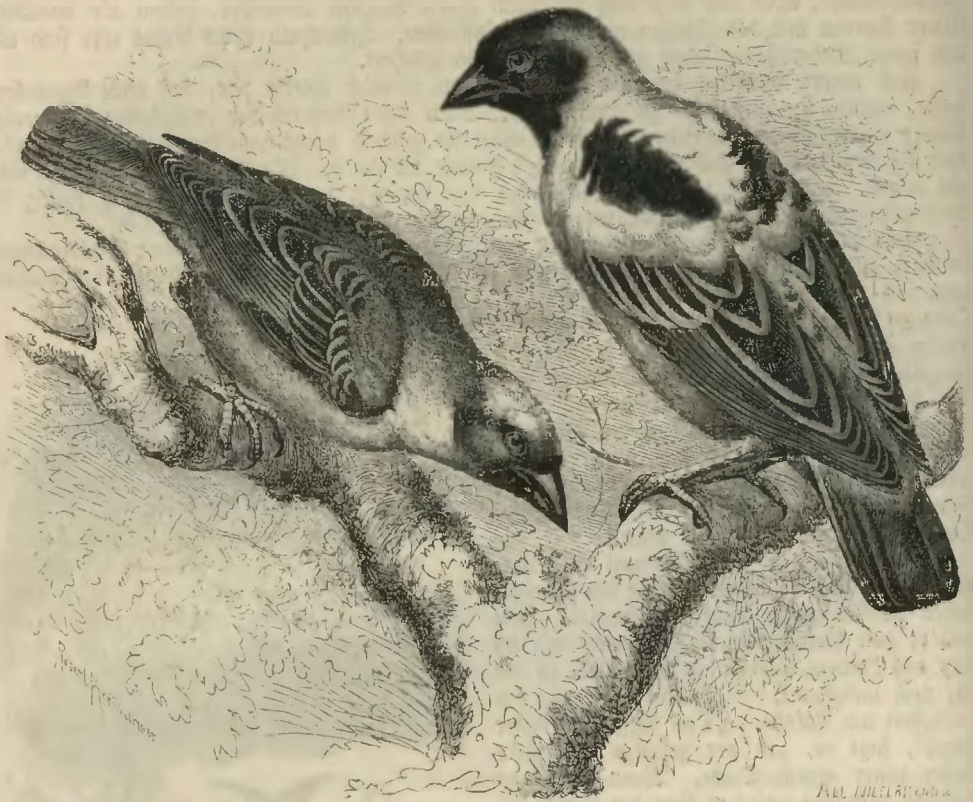
Im Ost-Sudahn wird der Goldweber (*Ploceus galbula*) häufig beobachtet. Derselbe ist ein schöner Vogel; Scheitel, Nacken, die Kopfseiten und die ganze Unterseite sind lebhaft citronengelb, die Stirngegend vor und unter den Augen, sowie ein Band um den Unterschnabel dagegen roth, wie Mohnblüthe. Der Rücken und die Flügeldecken sind zeisiggrün, die Federn mit dunkeln Schaftstrichen, die Schwingen sind rothbraun, gelbgrün gesäumt, die Steuerfedern gelbbraun, zeisiggrün gesäumt. Die Iris ist rothbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß gelblich.

Der Goldwebervogel findet sich in Abissinien und im ganzen Ost-Sudahn an geeigneten Orten in großer Anzahl, nicht selten in Gesellschaft seines Verwandten, des graugrünen Webervogels, doch siedeln sich die verschiedenen Arten regelmäßig auf verschiedenen Bäumen an. Die Webervögel sind gleichsam ein Gemisch verschiedener Finken. Dies spricht sich in ihrem ganzen Wesen aus. Nur die unter allen Umständen sich gleichbleibende Geselligkeit ist ihnen



Nest des Siedelwebers (*Philetaerus socius*).





Der Goldweber (*Ploceus galbula*) und der Mästenweber (*Ploceus larvatus*).

eigenthümlich. Morgens und abends erscheinen sie schaaerenweise auf gewissen Bäumen, während der Brutzeit selbstverständlich auf dem, welcher die Nester beherbergt. Die Männchen sitzen auf der Spitze der höchsten Zweige und singen. Der Gesang ist keineswegs schön, aber im höchsten Grade gemüthlich.

So treibt sich die Gesellschaft bis ein paar Stunden nach Sonnenaufgang herum; dann geht sie auf Nahrung aus. In den Mittagsstunden sind die Webervögel still: es ist die Zeit, in welcher sie sich nach den Trinkplätzen begeben. In dem Gebüsch um die Lachen oder in solchen, welche an einer feuchten Stelle des Stromes liegen, sammeln sie sich jetzt in verschiedenen Flügen, manchmal zu Tausenden, schreien und lärmen in ihm nach Art unserer Sperlinge und stürzen sich plötzlich alle zusammen auf ein Mal an das Wasser, nehmen hier einen Schluck und eilen so schnell als möglich wieder in das Gebüsch zurück. Zu diesem eiligen Trinken haben sie ihre guten Gründe; denn ihre Hauptfeinde, die Sperber und die kleinen Falken, zumal der rothhäufige Falk (*Falco ruficollis*), lauern über den Bäumen auf die Durstigen und stürzen sich pfeilschnell unter sie, sowie sie das sichere Gebüsch verlassen. Gewöhnlich verweilt eine Webervogelschaar stundenlang an ein und derselben Stelle und während dieser Zeit stürzt sie sich vielleicht zehn oder zwanzig Mal an das Wasser hinab. Nachmittags geht es wieder zum Futtersuchen, und abends sammelt sich die Schaar auf demselben Baume, welcher am Morgen sie vereinte, und dasselbe Lied wird gesungen oder bezüglich gesponnen.

Beim Nestbau wird zuerst ein Gerippe von langen Grashalmen gefertigt und an die äußerste Spitze langer biegsamer Zweige befestigt. Man erkennt dann zwar die Form des Nestes bereits deutlich; doch ist dasselbe noch überall durchsichtig. Nun wird es weiter ausgebaut und namentlich an den Wänden mit großer Sorgfalt verdichtet. Alle Halmen werden von oben nach unten gezogen, um so ein möglichst wasserdichtes Dach herzustellen, auf der einen Seite,



gewöhnlich nach Süden hin, bleibt das kreisrunde Eingangslöcher offen. Das Nest gleicht jetzt seiner Gestalt nach einem stumpfen Kegel, welcher auf eine Halbfugel gesetzt ist. Noch ist es jedoch nicht vollendet; es wird nun zunächst die Eingangsröhre angefertigt. Diese heftet sich nun das Schlupfloch an, läuft an der ganzen Wandung herab und wird mit dieser fest verbunden. An ihrem unteren Ende befindet sich das Einflugloch. Ganz zuletzt erst wird auch das Innere vollends ausgebaut und mit einer Unterlage von äußerst feinen Grasshalmen ausgefüllt. Oft bauen die Vögel noch während des Eierlegens rüftig am Neste fort. In solchem schwankenden Gebäude findet man 3 bis 5 Eier von 9 Linien Länge, welche auf grünem Grunde braun gefleckt sind.

Die Männchen sind die hauptsächlichsten Baumeister, während die Weibchen allein dem Brutgeschäft obliegen.

Es ist ein hübsches Schauspiel, die alten Webervögel am Neste zu beobachten. Die Regsamkeit in der Ansiedelung ist, wenn die Weibchen brüten und noch mehr, wenn die Jungen heranwachsen, ungemein groß. Von Minute zu Minute beinahe kommt eins der Eltern um das andere angefliegen, hängt sich unten an das Nest an und steckt nun den Kopf durch den Eingang, um die hungrige Brut zu äzen, ohne eigentlich ins Nest einzutreten. Da nun ein Nest dicht neben dem andern hängt, gleicht der ganze Baum wirklich einem Bienenstocke. Fortwährend kommen Einige, fortwährend fliegen Andere wieder dahin.

Der berühmteste aller Webervögel ist der Baya (*Nelicurvus Baya*) aus Hindostan oder Südastien überhaupt; denn der Vogel kommt auch auf Java und anderen südasiatischen Eilanden häufig vor. Er ist auf der Oberseite dunkelbraun, alle Federn aber und besonders die großen Deck- und Hinterschwungfedern sind fahlweiß gefärbt, wodurch die Grundfärbung bedeutend lichter wird. Die Unterseite ist fahlweiß, auf der Brust hellbraun überlaufen, jede einzelne Feder mit einem dunkeln Schaftstrich oder Schaftfleden gezeichnet. Gesicht und Vorderhals sind schwarz, der Oberkopf lebhaft gelb. Die Länge des Vogels beträgt 6 Zoll.

Der gemeine Webervogel verbreitet sich über ganz Indien und findet sich ebenso in Assam, Birma und auf der malayischen Halbinsel. Getreide aller Art, vorzugsweise aber Reis und verschiedene Grassamereien, bilden seine hauptsächlichste Nahrung.

Der Baya nistet während der Regenzeit, je nach der Verlichkeit vom April bis zum September. Sein langes retortenartiges Nest ist Jedermann als ein ebenso zierliches als wohlgefügttes Gebäude bekannt. Sehr oft sieht man es an den Palmen aufgehängt, seltener an andern Bäumen. Oft wird ein Baum gewählt, dessen Zweige über das Wasser hängen, zumal wenn dieser ausgebreitete Zweige und lockeres Gelaube hat. In Indien wird das Nest nur auf Bäumen gesehen, in Birma aber soll der Vogel es auch gelegentlich an dem Schilf der Häuser und Hütten anbringen, ohne Furcht vor den Menschen. In Rangun sieht man manche Hütte, welche zwanzig, dreißig und mehr dieser langen Nester trägt, und auf einem Hause hatte sich ein ganzer Schwarm angesiedelt. Hier hingen ungefähr über hundert Nester rund um das Haus vom Dache herab. Auffallend ist ferner, daß der Vogel, welcher in gewissen Gegenden Indiens die Nachbarschaft der Dörfer oder Weiler zu bevorzugen scheint, in andern sich in die entlegensten Waldstücke zurückzieht oder einen einzeln stehenden hohen Baum inmitten weiter und wenig besuchter Reisfelder sich erwählt.

Auffallend ist es, daß dieser Webervogel Lehnklumpen in sein Nest einträgt, bis zu drei Unzen Gewicht. Abgesehen von den Märchen der Eingebornen über dessen Zweck scheint es, daß er nur dazu dienen kann, das Nest im Gleichgewicht zu halten und die Wirkung des Windes zu brechen.

Junge Bayas werden oft gefangen, gezähmt und zu Kunststücken abgerichtet, ganz wie unsere Kanarienvögel, denen sie an Gelehrigkeit ungefähr gleichkommen. Viel unterhaltender aber sind sie in einem großen Vogelhaus oder Gesellschaftskäfig, weil sie hier wie die übrigen Weber ihre Kunstfertigkeit im Bauen bethätigen.

Am häufigsten unter allen Webervögeln gelangt der Blutschnabelweber oder Diod ( *Quelea sanguinirostris* ) zu uns. Er fehlt gegenwärtig keinem Thiergarten und ist ein regelmäßiger Standvogel jedes Händlers. Derselbe erreicht eine Länge von 4 Zoll 10 Linien.





Daya, japanischer Webervogel.

JAHNKE & CO.  
Lith.



Die Iris ist braun, der Schnabel braunroth, der Fuß blaßröthlich. Je nach Geschlecht und Jahreszeit verändert sich das Gefieder dieses Vogels. Im Hochzeitskleide ist ein angenehmes Fahrlroth die Hauptfärbung, im übrigen trägt dieselbe einen sperlingsartigen Charakter.

Der Diöch scheint einer der häufigsten aller Webervögel zu sein. Man begegnet ihm im Sudahn in ungeheuren Schaaren. Auch rechnet man ihn zu den gemeinsten Vögeln Mittelafrikas, und von der Westküste gelangen so viele zu uns, daß wir wohl annehmen dürfen, er müsse auch dort massenhaft auftreten.

In seiner Lebensweise unterscheidet sich der Vogel nicht unwesentlich von den früher genannten. Er ist unter allen Umständen geselliger und unruhiger, in seinen Bewegungen hurtiger, wenn auch vielleicht nicht gewandter. In der Gefangenschaft hält sich auch bei uns der Diöch ohne Beschwerde jahrelang, und wenn man ihm die nöthigen Baustoffe gibt, beginnt er bald mit seinen Webereien. Den Gefangenen, welche in kleinen Bauen leben, pflegt man verschiedenfarbige Fäden in hinlänglicher Menge zu reichen. Aus ihnen bereiten sie sich bald ein kunstreiches Gewebe, welches sich oft durch prächtige Muster auszeichnet. Ein Beobachter will gefunden haben, daß sie den hell und auffallend gefärbten Federn den Vorzug vor dunkleren geben.

Die Diöchs nisten auf Bäumen gesellig nahe beisammen. Ihre Nester hängen sie an die Spitzen der Zweige; sie bestehen aus trockenen, wenn auch zerbrechlichen Kräutern, denen sie aber die Festigkeit, Biegsamkeit und Haltbarkeit der Binsen zu geben wissen, indem sie dieselben mit einer leimigen Feuchtigkeit umgeben. Sie befestigen jeden Theil mit den Behen, machen ihn mit dem Schnabel glatt, drehen ihn nach allen Seiten, auch nach Umständen im Ritzack und in Schraubendrehungen. Dann heften sie drei bis vier Halme an schwache Zweiglein, fügen andere dergleichen dazwischen, um ihnen Festigkeit zu geben und die kleinen Zweiglein, welche das Zimmerwerk des Nestes ausmachen, einander mehr zu nähern. Während dieses Baues sind Männchen und Weibchen gemeinschaftlich unter stetem Ranten beschäftigt. Das Nest wird so geschickt gebaut, daß es einem zart geflochtenen Weidenkörbchen nicht unähnlich ist. Das Männchen arbeitet gewöhnlich außen und das Weibchen innen, wobei sie einander die Hälmschen zureichen. Das Nest ist kugelig und vorn senkrecht, hier findet sich der Eingang in der Mitte. Die Vögel arbeiten nur etwa 3 bis 4 Stunden früh, aber so thätig, daß in weniger als acht Tagen der Bau fertig wird.

Als Musterbild der vorwaltend schwarz gefärbten Webervögel mag der Taha (*Taha dubia*) gelten. Oberkopf und Rücken sind vom Genick an, die Schultern, die Ober- und Unterschwanzdecken und der Hinterbauch hochgelb, die Flügel und der Schwanz schwarzbraun, alle Federn mit breiten, röthlichbraunen Säumen; das übrige Gefieder ist tief schwarz. Südafrika ist die Heimat dieses niedlichen Webers; er lebt während der Brutzeit im Schilf und hängt sein Nest an die Rohrstengel an.

Wenn in Sudnubien die grüne Durrah, welche jeden bebaubaren Streifen der Nilufer bedeckt, sich der Reife naht, kann man ein prachtvolles Schauspiel gewahren. Ein einfach zwitschernder Gesang richtet die Aufmerksamkeit nach einem bestimmten Theile des Feldes hin, und hier sieht man auf einem der höchsten Fruchtkolben, einem leuchtenden Flämmchen vergleichbar, einen prachtvollen Vogel sitzen und unter lebhaften Bewegungen sich hin und her drehen. Er ist der Sänger, dessen Lied man vernahm. Der einfache Ton findet bald Echo in dem Herzen anderer, und hier und da huscht es empor, über das ganze Feld vertheilt es sich, Dukende, ja vielleicht Hunderte der brennendrothen Thierchen erscheinen in der Höhe und werden dem Grün zum wunderbarsten Schmuck. Es hat den Anschein, als wollte jeder der Sänger, welcher emporstieg, die Pracht seines Gefieders von allen Seiten zeigen. Er hebt die Flügeldecken; er brüsst sich förmlich im Strahle der Sonne und zeigt sich dem Beschauer von allen Seiten. Ebenso schnell als er gekommen, verschwindet er wieder, aber nur, um wenige Minuten später von neuem emporzusteigen.

Die Vögel, von denen wir reden, sind die allen Liebhabern überseeischer Vögel wohlbekannteren Feuerfinken (*Euplectes franciscanus* oder *Euplectes ignicolor*). Außer der Paarungszeit tragen alle Feuerfinken, die Männchen wie die Weibchen oder Jungen, ein ungemein bescheidenes, sperlingsfarbiges Kleid; gegen die Brutzeit hin aber verändert sich das Gefieder des Männchens vollständig und zwar nicht bloß hinsichtlich der Färbung, sondern auch hinsichtlich der Beschaffenheit der Federn. Diese sind dann sehr weich und sammtig, in der Steuergegend förmlich zerchliffen und dabei von auffallender Länge. Der männliche Feuerfink während der Paarungszeit ist auf Oberkopf, Wangen, der Brust und dem Bauche sammtschwarz, im übrigen



Der Feuerfink (*Euplectes Petiti*).

aber lebhaft mennig-, fast zimberroth, auf den Flügeln aber braun mit fahlbrauner Zeichnung, welche dadurch entsteht, daß alle Federränder bedeutend lichter gefärbt sind, als die Federmitte.

Der Feuerfink bewohnt alle Durrah- und Dachsenfelder wasserreicher Gegenden, von Mittelnubien an bis in das tiefste Innere Afrikas. Er zieht bebauten Gegenden unter allen Umständen den unbewohnten vor und findet sich nur im Nothfalle in den rohrartigen Gräsern. Ein Durrahhfeld ist das Paradies, aus welchem er sich schwer vertreiben läßt. Hier lebt er mehr nach Art der Rohrsänger, als nach Finkenweise. Geschickt klettert er wie jener an den Halmen auf und nieder, gewandt schlüpft er durch das Schilfgras am Boden, und wie der Rohrsänger verbirgt er sich bei Gefahr in dem Dickicht der Halme. Erst nachdem die Felder abgeerntet sind, welche ihm während der Brutzeit Herberge gaben, streift er, wie Andere seiner Familie, im Lande umher.

Die Nester sind ebenfalls kunstreich zusammengewebt, aber doch viel leichtfertiger gebaut, als die anderer Webervögel. Die Jungen sind ausgeflogen, bevor die Durrah eingeerntet wird, und indem nun Alt und Jung sich zu großen Schaaeren zusammenschlagen, werden sie jetzt oft zur Landplage. Dann sind die armen Nubier, welche jeden fruchtbaren Schlammstreifen benutzen und bebauen müssen, genöthigt, gegen diese Vögel Wachen auszustellen, und ihrthalben werden die Gerüste errichtet, von denen weiter oben schon gesprochen wurde.

Der Feuerfink kommt häufig lebend auf unsern Thiermarkt, und seine Pracht und sein anmuthiges Betragen empfehlen ihn sehr als Stubenvogel.

Die vorstehende Abbildung stellt einen verwandten Feuerfinken (*Euplectes Petiti*) vor. Bei ihm ist fast die ganze Unterseite schwarz, das übrige Gefieder hingegen ähnlich gezeichnet, wie bei jenem.

Auch die größte Weberfamilie, welche man einem Mitgliede zu Liebe Büffelweber (*Textor*) genannt hat, verdient der Erwähnung, weniger ihrer Farbenpracht, als ihrer eigenthümlichen Sitten halber. Die bekannteste Art der Gruppe ist der Viehweber oder Büffel-





Der Weibervogel (Textor Dinecellii).

vogel (*Textor erythrorhynchus*). Seine Länge beträgt  $8\frac{1}{4}$  bis  $9\frac{1}{4}$  Zoll. Das Gefieder ist schwarz, auf den vorderen großen Flügeldeckfedern und den Schwingen am Außenrande weiß gefärbt, der Schnabel ist blaßrosenroth, der Fuß blaßbraunlich, das Auge dunkelbraun. Der Weibervogel (*Textor Alecto* oder *Alectornis albirostris*) ähnelt ihm in der Färbung, ist aber doch leicht zu unterscheiden, zumal durch die Aufstreifung der Schnabelwurzel. Die Länge beträgt 9 Zoll 6 Linien. Von diesen beiden unterscheidet sich eine dritte in Abissinien entdeckte Art (*Textor Dinecellii*). Bei ihr sind Kopf und Unterseite weiß, der Mantel, die Schwingen und der Schwanz chokoladenbraun, Hintertheil und Schwanzdecken aber scharlachroth und die Bügel endlich schwarz. Die Länge beträgt 7 Zoll 6 Linien.

Alle drei Büffelweber ähneln sich in ihrem Leben. Sie gehören zu den merkwürdigsten Vögeln, welche die gesammte Familie aufweisen kann. Sie sind Finken, erinnern jedoch in mehr als einer Hinsicht an die Drosseln; sie sind Weibervögel, ihre Nester aber haben mit denen unserer Elster mehr Aehnlichkeit, als mit den zierlichen Bauten, welche ihre Verwandten aufzuführen. Alle drei Arten leben vorzugsweise auf Viehweiden, am liebsten in der Nähe von Herden, meist in Gesellschaft von Glanzdrosseln und Madenhackern. Vom Büffelweibervogel sagt A. Smith Folgendes: „Erst als wir nördlich über den 25. Grad südlicher Breite gelangt waren, trafen wir diesen Vogel, und wie die Eingebornen versichern, kommt er auch selten weiter südlich vor, aus dem einfachen Grunde, weil dort die Büffel seltener sind. Wo wir ihn antrafen, fanden wir ihn stets in Gesellschaft der Büffel, auf deren Rücken er saß und zwischen denen er umherflog. Er hüpfte auf den Thieren herum, wie ein Madenhacker und bekümmerte sich nur um seine Nahrung, welche vorzugsweise aus den Federn bestand, die sich an die Büffel festgesetzt hatten. Dies lehrte uns die Eröffnung ihrer Magen zur Genüge. Auf dem Boden kamen sie, um den Koth der Büffel zu durchsuchen. Nächst dem Dienste, welchen sie den Büffeln durch Ablefen gedachter Schmarotzer erweisen, nützen sie noch dadurch, daß sie ihre



Freunde warnen, wenn irgend etwas Verdächtiges sich zeigt. Dann erheben alle Büffel die Köpfe und entfliehen. Die Büffelweber besuchen nur Büffel, und diese haben keinen andern Wächter, während die Madenhacker dem Rhinoceros gehören.“

\* \* \*

Als die nächsten Verwandten der Webervögel betrachtet man die Wittwen (*Viduae*). Sie sind mittelgroße Finken, welche sich vor allen übrigen dadurch auszeichnen, daß sie während der Brutzeit ein Gefieder anlegen, in welchem einige Schwanzfedern eine eigenthümliche Gestalt erhalten und eine unverhältnißmäßige Länge erreichen. Nach der Brutzeit verlieren sie diesen Hochzeitschmuck vollständig und legen dann auch ein unscheinbares Kleid an. Ich weiß nun nicht, ob man ihnen deshalb oder wegen ihres schwarzen Gefieders den auffallenden Namen gegeben hat, welcher jetzt in allen europäischen Sprachen üblich ist. Von einigen Forschern wird behauptet, daß der Name nur durch einen Irrthum entstanden sei. Die ersten Wittwen wurden durch die Portugiesen aus Whydah an der afrikanischen Westküste gebracht und einfach Whydahvögel genannt, in welchem Namen man das lateinische Wort *Vidua* zu erkennen glaubte. Dem sei, wie ihm wolle, gewiß ist, daß unsere Vögel Wittwen heißen. Außer den angegebenen Merkmalen mag noch erwähnt werden, daß der Schnabel kurz, kegelförmig, spitzig, vorn zusammengedrückt, an der Wurzel aber etwas aufgetrieben ist. Die Flügel sind mittellang. Das Gefieder der Männchen ist auf der Oberseite schwarz mit Weiß oder Roth, auf der Unterseite roth, goldgelb oder weiß.

Alle Wittwen sind in Afrika zu Hause, und die meisten verbreiten sich weit über den Erdtheil, doch besitzen ebensowohl der Süden, wie der Westen und Osten ihre eigenthümlichen Arten.

In der Lebensweise haben die Wittwen manches Eigenthümliche. Sie erinnern mehr als andere finkenartigen Vögel an die Ammern. Während der Brutzeit leben die meisten paarweise, einige aber, wie es scheint, in Vielweiberei. Nach der Brutzeit und Mauer schlagen sie sich in starke Flüge zusammen. Die Männchen ändern je nach ihrem Kleide ihr Benehmen. Wenn sie im Hochzeitskleide prangen, nöthigt sie der lange und schwere Schwanz zu eigenthümlichen Stellungen und Bewegungen. Im Sitzen lassen sie die langen Federn einfach herabhängen; im Gehen aber müssen sie dieselben hoch tragen, und deshalb stützen sie den Schwanz dann ein wenig, während sie dies sonst nicht thun. Den größten Einfluß übt der Schwanz auf ihren Flug aus. Er hindert sie an den raschen Bewegungen, welche sie sonst zeigen: sie schleppen denselben förmlich mit Mühe durch die Luft und werden bei einigermaßen starkem Winde durch ihn ungemein aufgehalten. Sobald sie gemauert haben, bewegen sie sich leicht und behend nach anderer Finken Art.

Die meisten Arten scheinen Erdfinken zu sein, welche am Boden ihre hauptsächlichste Nahrung finden. Man sieht sie hier sich nach Art anderer Verwandten beschäftigen, um die ausgefallenen Grassamereien, ihr hauptsächlichstes Futter, und nebenbei Kerbthiere aufzulesen. Während der Brutzeit jedoch halten sich namentlich die Männchen mehr auf Bäumen auf und suchen hier nach Nahrung umher. Manche Arten scheinen hauptsächlich im Korbrieh zu leben und auch dort zu brüten.

Die Brutzeit fällt mit dem Frühling ihrer Heimat zusammen, bald nachdem das Männchen sein Hochzeitskleid angelegt hat. Im Sudahn brüten sie Ende Augusts, in den abissinischen Gebirgen hingegen in unsern Frühlingsmonaten. Die Nester ähneln denen der Webervögel, sind aber doch leicht kenntlich. Nach der Brutzeit streichen die Vögel, wohin und wie weit ist noch nicht ermittelt.

Leider werden von den bis jetzt bekannten Arten nur wenige gefangen und lebend zu uns gebracht. Es sind hauptsächlich deren zwei, welche die Westküste bewohnen. Wenn man von ihnen auf die Gesamtheit schließen darf, muß man sagen, daß die Wittwen anmuthige Stubenvögel sind. Es ermangelt ihnen zwar die Lebendigkeit mancher anderen Finken, und ihr Gesang ist auch nicht viel werth: sie erfreuen aber dafür durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens und durch die eigenthümliche Pracht ihres Gefieders, deren sie sich wohl bewußt zu sein scheinen. Bei geeigneter Pflege halten auch sie sich jahrelang im Käfig, und wahrscheinlich kann man sie ebenso gut zur Fortpflanzung bei uns bringen, als andere ausländische Finken.

In Habesch lebt die gelbschulterige Trauerwittwe (*Colius passer naviscapulatus*), ein Vogel von 8 Zoll 10 Linien Länge, reinschwarz mit gelben Schultern und fahlweißlich gesäumten Schwingen und Flügeldeckfedern.

Bei der Schlepptwittwe (*Chera castra*), der größten von allen, sind alle Federn des Schwanzes sehr verlängert und dachförmig gestaltet, während der übrige Leibesbau nichts Auf-



fallendes zeigt. Die Männchen sind sammtschwarz, auf den Schultern aber scharlachroth, welche Farbe durch eine reinweiße Binde von den schwarzen, lichtgelb gefärbten Oberdeckfedern der Flügel geschieden ist. Die Länge beträgt, des langen Schwanzes halber,  $20\frac{1}{2}$  Zoll; die längsten Schwanzfedern messen  $15\frac{1}{2}$  Zoll. Es wird versichert, daß das Männchen bei stürmischem Wetter mit der Hand gefangen werden kann, weil es dann des langen Schweifes halber buchstäblich nicht fliegen könne.

Ganz Mittelafrika bewohnen die Hahnschweiwittwen (*Steganura*), also genannt, weil beim Hochzeitleide des Männchens die beiden inneren Schwanzfedern hahnschweifartig gebogen, dabei sehr breit und lang sind.

Das Kleid ist bei der männlichen Paradiesmittwe (*Steganura paradisea*) auf Obertopf, Rücken und Schwanz schwarz, am Nacken und auf der Unterseite aber feuerroth gefärbt. Das Weibchen ist sperlingsartig. Die Länge des Vogels, mit Ausschluß der langen Schwanzfedern, beträgt  $5\frac{3}{4}$  Zoll, mit diesen  $11\frac{1}{4}$  Zoll.

Die Paradiesmittwe bewohnt Mittelafrika und zwar vorzugsweise die dünn bestandenen Wälder der Steppe. Den Ortschaften nähert sie sich nicht gern, obgleich auch sie keinen Grund hat, den Menschen und sein Treiben zu meiden. In baumreichen Gegenden Mittelafrikas trifft man sie überall, während der Fortpflanzungszeit paarweise, sonst in kleinen Gesellschaften oder selbst in größeren Flügen. Ihr Prachtkleid trägt sie während der Regenzeit, etwa vier Monate lang.

Wir erhalten diese Wittwen von Westafrika aus sehr oft lebendig. Von den Thierhändlern wird sie als „Paradiesvogel“ ausbezogen. Für sie gilt hauptsächlich das in der Einleitung Gesagte. Der Gesang ist einfach, entbehrt jedoch nicht aller Anmuth. Das Männchen beginnt ihn, sobald es sein Prachtkleid anlegt; es schweigt, wenn es dasselbe verliert. Paare, welche zusammengehalten werden, schreiten manchmal zur Fortpflanzung. Die Nahrung, welche man ihnen in der Gefangenschaft reicht, ist das gewöhnliche Stubensfutter der Vinken; doch thut man wohl, wenn man dem Gefäße Ameiseneier beifügt. Es liegen Erfahrungen vor, daß Paradiesmittwitten zwölf bis fünfzehn Jahre in der Gefangenschaft ausgehalten haben.

Dieselben Länder und Oertlichkeiten bewohnt die Dominikanerwittwe (*Vidua serena*). Sie ist kleiner und schlanker gebaut, als die Paradiesmittwe und an dem kleinen, kurzen, rothen



Die Paradiesmittwe (*Vidua paradisea*).



Der weißkehlige Sperling (*Zonotrichia albicollis*).

Schnabel, dessen Firste spitzwinklig in die Stirn tritt, leicht zu kennen. In der Gefangenenschaft hält sie sich ebenso leicht, wie die Paradieswittwe.

Die letzte Art, welche wir erwähnen wollen, ist die Haarschweißwittwe (*Tetraonura regia*). Sie unterscheidet sich von der vorigen im Leibesbau dadurch, daß die vier Mittelschwanzfedern erst gegen die Spitze hin breitere Fahnen zeigen, bis dahin aber eine kaum sichtbare Fahne haben. Auch diese Wittwe bewohnt die Westküste Afrikas, namentlich Angola. Nach Europa kommt sie selten lebend und wird deshalb überall und immer theuer bezahlt.

\* \* \*

In Amerika leben verschiedene bunte, aber ammerartig gezeichnete Finken mit schlanken, kegelförmigen, geradspitzigen, auf der Firste wenig gebogenen, zierlichen Schnabel, mit mittellangen Flügeln, welche sich durch die sehr langen Armschwingen auszeichnen, hohen Läufen und langen Beinen, welche große Krallen tragen, die am Daumen sporenartig sich strecken. Man hat diese Vögel Ammersinken (*Passerellae*) genannt, weil sie mit den Ammern immer noch die größte Ähnlichkeit zeigen. Sie leben viel auf dem Boden und bewegen sich hier ganz nach Art der Ammer. Einige Arten sind Waldbögel, welche die offenen Tristen meiden, andere leben in wasserreichen Gegenden, an Flußufern, andere auf Feldern und Wiesen, einige sogar am Meere, und einzelne endlich vertreten in der neuen Welt die Stelle unseres Haussperlings. Es wird genügen, wenn wir einige der häufigsten und deshalb bekanntesten Mitglieder dieser Familie betrachten.

Den Norden Amerikas belebt der weißkehlige Sperling in zahlreicher Menge, den Süden dagegen der Morgenfink.

Der weißkehlige Sperling (*Zonotrichia albicollis*) wird  $6\frac{1}{2}$  Zoll lang. Der Oberkopf ist dunkelbraun und schwarzbraun gemischt, durch einen hellgraubraunen, heller und dunkler gefleckten Längsstreifen getheilt. Ein ähnlicher, weißlichgraubrauner Streifen verläuft über jedem Auge nach dem Hinterkopfe und unter diesem in gleicher Richtung ein dunkelbrauner.



Die Backen, der Unterhals und die Oberbrust sind aschgrau, das Kinn und die Kehle abgesetzt weiß, nach unten schwärzlich gerandet, die Obertheile röthlichbraungrau, die Federn mit schwarzen Längsflecken, die Schulter- und Flügeldeckfedern schwarzbraun, die Federn am Vorderrande rothbraun, ihre Spitzen aber gelblichweiß, wodurch zwei helle Querbänder entstehen. Man rühmt den Gesang dieses Vogels, welcher oft ungemein fett wird und dann ein vortreffliches Gericht gibt. Im Käfig gewährt der weißkehligc Bindenammerfink viel Vergnügen, weil er, wenn der Frühling gekommen ist, des Nachts singt, wie er dies in seiner hochnordischen Heimat zu thun gewohnt ist.

Auch der südliche Vertreter dieses Vogels, der Morgenfink (*Zonotrichia matutina*), welcher über ganz Brasilien verbreitet ist, wird als Sänger gerühmt.

Ein zweiter Nordamerikaner, der rostschcittlige oder Baumspcrling, mag uns mit der Sippe der Ammerfinken (*Spizella*) bekannt machen. Ihre Mitglieder haben einen zugespitzten, kegelförmigen, an den Seiten zusammengedrücktcn Schnabel, mit eingezogenen Schnabelrändern, mittellange Flügel, einen am Ende nur wenig ausgechnittenen Schwanz, großfüßige, glattgetäfelte Beine und ein weiches, angenehmes, jedoch nicht besonders lebhaft gefärbtes Gefieder. Der Baumspcrling (*Spizella canadensis*) ist 5 Zoll 7 $\frac{1}{2}$  Linien lang. Er kommt in allen Staaten Nordamerikas vor, wenn auch vielleicht nicht überall als Brutvogel. In den nördlichen Staaten scheint er allerorten zu brüten, und in den meisten Gegenden gehört er zu den gemeinsten Finken des Landes. Besonders häufig ist er im Winter, wo er sich mit Finken und Ammern zusammenrottet und im Lande umherstreift, alle Gebüschc, Hecken, Bäume durchkriechend und nach Sämereien suchend. In den südlichen Staaten erscheint er mit Anfang des Winters, wird gegen den Frühling hin einzelner und verschwindet schließlich bis auf wenige Nachzügler gänzlich. Die Nahrung besteht aus verschiedenen Sämereien, Beeren und Kerbthieren. In der Gesangenschaft scheinen diese Vögel nicht oft gehalten zu werden.

Noch häufiger ist der Steppenfink (*Passerculus savannus*). Die allgemeine Färbung des Gefieders der Oberseite ist ein Bläßröthlichbraun. Die Unterseite ist weiß, die Brust mit kleinen, tiefbraunen Streifen derselben Farbe gezeichnet. Die Länge beträgt 5 $\frac{1}{2}$  Zoll; er ist einer der häufigsten Arten seiner Familie und zugleich einer der herrlichsten, welche während des Winters auch in den nördlichen Staaten aushalten. Die Felder und offenen Gehölze bedeckt er in allen Monaten vom Oktober bis April. Für die Gesangenschaft eignet sich der Savannenfink nicht. Sein Gesang ist nicht der Rede werth, sondern besteht nur aus einzelnen klanglosen Tönen. Deshalb fängt man den Vogel auch nur, um ihn zu verspeisen.

Cabanis rechnet zu der Familie der Ammerfinken auch die Uferfinken (*Amodromus*). Sie kennzeichnen sich durch schlanken, verlängerten, zugespitzten Schnabel mit eingezogenen Mundrändern, kurze Flügel und einen mittellangen Schwanz mit zugespitzten Federn.

Der Seefink (*Amodromus maritimus*), 6 bis 7 Zoll lang, oben olivenbraun, auf der Brust aschgrau, an der Kehle und am Bauch weiß. Dieser merkwürdige Vogel lebt nicht nach Art der Finken, sondern wie ein Strandläufer an der Küste des Meeres und läuft hier an der Flutmarke außerordentlich schnell und behend umher; seine Hauptnahrung besteht aus Garnelen, kleinen Krabben, Meeresschnecken und kleinen Fischen, und sein Fleisch erhält von dieser Nahrung einen thranigen Beigeschmack wie das Fleisch der eigentlichen Meervögel.

\* \* \*

Als Verbindungsglieder zwischen den eigentlichen Finken und den Lerchen gelten die Ammer (*Emberizae*). Die Familie, welche durch sie gebildet wird, ist reich an Sippen und Arten, das Gepräge derselben aber ein sehr übereinstimmendes. Die Ammer sind dickleibige Vögel mit mittelgroßen Flügeln, in denen die zweite oder dritte Schwinge die längste zu sein pflegt, mit ziemlich großem, etwas breitsedrigem, am Ende ausgechnittenem oder geradem Schwanz, kurzen, langzehigen Füßen, deren hinterste Zehe einen großen, krummen, oft spornartig verlängerten Nagel trägt, und einem ganz eigenthümlich gebildeten Schnabel, welcher als das Hauptmerkmal der Familie angesehen werden muß. Er ist verhältnißmäßig klein, kurz, kegelförmig und spitz, an der Wurzel dick, nach vorn aber sehr zusammengedrückt, und zwar ist der Oberschnabel

schmäler als der untere, welcher ihn gewissermaßen aufnimmt. Die Ränder sind in der Mitte stark eingebogen und biegen sich am Mundwinkel eckig steil herab. Der Oberkiefer trägt im Gaumen einen knöchigen Höcker, welcher in eine entsprechende Ausbuchtung des unteren paßt. Das Gefieder ist ziemlich locker, bei den Männchen gewöhnlich schön gefärbt, als bei den Weibchen und im Jugendkleide anders gefärbt und gezeichnet, als im Alter. Der innere Leibesbau der Ammer stimmt mit dem anderer Finken im wesentlichen überein; doch zeichnen sie sich dadurch aus, daß kein einziger ihrer Knochen luftführend ist. Der Schlund ist erweitert, ein eigentlicher Kropf nicht vorhanden. Der Magen ist muskelkräftig.

Die Ammer gehören ihrer Hauptmenge nach der Nordhälfte der Erde an, werden jedoch im Süden durch verwandte Vögel, von denen man einige ihrer Familie einreicht, vertreten. Sie leben größtentheils in niederem, dünnem Buschwerk oder Röhricht, auch wohl auf dem buschlosen Boden, kommen deshalb in den eigentlichen Wäldern nur selten vor, lieben dafür aber die Nähe der Gewässer und fruchtbare Tristen. Einige Arten bevorzugen das Gebirge; die große Mehrzahl liebt die Ebene. Sie gehören nicht zu den beweglichsten oder begabtesten Vögeln, entbehren jedoch keineswegs der Anmuth in ihrem Wesen. Ihr Gang ist hüpfend oder schreitend, ihr Flug zuckend oder wogenförmig, ihr Gesang sehr einfach, die Laestimme ein lang gezogener Ton. Durch große Klugheit zeichnen sie sich nicht aus.

Alle Arten sind gesellige Thiere, welche sich außer der Brutzeit in größeren Schaaren und zuweilen in zahllosen Flügen zusammenhalten und auch während der Brutzeit dicht bei einander, jedoch immer paarweise in einem gewissen Gebiete leben. Sonst vereinigen sie sich auch mit andern Vögeln, mit Finken oder Lerchen und verweilen längere Zeit in deren Gesellschaft. Den Menschen und sein Gewehr meiden sie nicht; sie siedeln sich vielmehr gern in der Nähe der Wohnungen an und kommen im Winter als Bettler in die Gehöfte oder in den Garten, vor die Scheuer und in den Stall.

Einige Arten sind Wandervögel, die meisten Strichvögel; wenige verweilen jahraus, jahrein an dem Orte, wo sie brüten.

Die Nahrung ist gemischter Art. Während des Sommers nähren sich die Ammer vorzugsweise von Kerbthieren, namentlich von kleinen Heuschrecken, Käferchen, Raupen und anderen Larven, Fliegen, Mücken und dergleichen; im Winter nehmen sie mit nehligen Sämereien vorlieb, während sie ölige Körner möglichst vermeiden. Ihre Nahrung suchen sie auf dem Boden. Sie fressen viel und werden deshalb bei hinlänglicher Futtermenge sehr fett.

Ihr Nest bauen sie auf den Boden in eine kleine Vertiefung desselben und zuweilen ein wenig über die Bodenfläche. Es ist stets ein einfacher Bau aus Halmen und Wurzeln, welcher innen mit feineren Stoffen derselben Art und mit Haaren, ausnahmsweise wohl auch Federn, ausgelegt wird. Das Gelege besteht aus vier bis sechs dunkel betüpfelten und geaderten, falls man so sagen darf, bekratzten Eiern, welche von beiden Eltern bebrütet werden, wie diese sich auch in die Aufzucht der Jungen theilen.

Das wohlschmeckende Fleisch der Ammerarten, welches schon seit Alters her eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, gibt den Menschen zur Verfolgung der im ganzen nützlichen Vögel Veranlassung. Namentlich im Süden unseres Erdtheils wird ihnen eifrig nachgestellt; doch gleicht ihre starke Vermehrung die Verluste ziemlich aus. Die nördlichen Arten leben unbehelligt von den Menschen und finden nur in den kleinen Raubäugethieren, Falken und Eulen ihrer Heimat Verfolger und Feinde.

Für das Gebauer eignen sich diese Vögel nicht, sie lassen sich zwar sehr leicht erhalten, sind aber langweilige Gefellen, welche wenig Vergnügen gewähren.

Eine von den südamerikanischen Arten ist der Haubenammer (*Gubernatrix cristatella*). Dieser hübsche Vogel besitzt einen aufrichtbaren Federkropf am Hinterkopf. Die Grundfarbe des Rückens ist grünlich, der Flügelbug und die äußersten Schwanzfedern sind gelb gefäumt, der Oberkopf und die Kehle schwarz. Beim Männchen ist die Unterseite gelb und ein ebenso gefärbter Streif verläuft über dem Auge. Ueber das Freileben dieses eigenthümlichen und noch in allen Sammlungen seltenen Vogels fehlen genauere Nachrichten. Der Süden Amerikas, d. h. die La Plataländer und das südliche Brasilien bilden seine Heimat. Hier lebt er, ganz nach Ammerart, zwischen lichterem Gebüsch auf der Erde. Er kommt, wenn auch nicht eben häufig, lebend nach Europa herüber und wird hier von den Händlern „grüner Kardinal“ genannt. Seine Unterhaltung erweist sich bei dem gemischten Futter der Finken und Nachtigall nicht schwierig. Zur Paarzeit dürfen nicht mehrere Vögel beisammen sein, da sonst heftige Kämpfe entstehen, die meist mit dem Tode des unterliegenden Theiles enden. Unter günstigen Umständen sind jedoch diese Vögel bei uns zur erfolgreichen Fortpflanzung gebracht worden.



Der Gesang des grünen Kardinals ist einfach und läßt sich durch die Silben: „Du diu, widu widu diu“ oder auch „Du diu dwi, widu widu diu“ wiedergeben. Die Stimme des Vogels ist kräftig und volltönend und er läßt sie in den Sommermonaten, besonders Vormittags, fleißig erschallen.

Die größte bei uns vorkommende Art der Familie ist der Grauammer, welcher auch wohl Lerchen-, Gersten-, Wiesen-, Winterammer und Strumpfwirker genannt wird (*Miliaria valida*). Seine Länge beträgt 7½ Zoll. Das Gefieder ist sehr einfach gefärbt, auf der Oberseite leuchtengrau, unten weißlich oder gelbweißlich, bis zur Unterbrust und an den Seiten braun gestreift.

Der größte Theil Europas beherbergt unsern Vogel. Von Südschweden an findet er sich an geeigneten Orten überall, entweder als Stand- oder wenigstens als Strichvogel. Im Süden scheint er häufiger zu sein, als im Norden. Auf dem Zuge geht er einzeln oder in Schaaren bis nach Nordafrika hinüber, ist dann in Egypten nicht selten und auf den kanarischen Inseln oft sogar sehr gemein. Er bevorzugt wasserreiche Ebenen und hält sich hier hauptsächlich in Feldern und auf Wiesen auf. In größeren Waldungen sieht man ihn ebenso wenig, als auf hohen Gebirgen, gleichviel, ob dieselben kahl oder mit Pflanzen bestanden sind.

Der gedrungene, kräftige Leib, die kurzen Flügel und die schwachen Beine lassen vermuthen, daß der Grauammer ein schwerfälliger Gesell ist. Er hüpfet am Boden in gebückter Stellung langsam umher, zuckt dazu mit dem Schwanz und fliegt mit Anstrengung unter schnurrender Flügelbewegung in Wogenlinien, jedoch immer noch schnell genug, weiß auch mancherlei geschickte Wendungen, welche man ihm nicht zutrauen möchte, auszuführen. Seine Lockstimme ist ein scharfes „Tid“, welches beim Aufstiegen oft wiederholt und auch im Fluge häufig ausgestoßen wird. Der Warnungsruf ist ein gedehntes „Sieh“, der Ton der Zärtlichkeit ein sanfteres „Tid“. Der Gesang ist weder angenehm noch laut; er ähnelt dem Geräusch, welches ein in Bewegung gesetzter Strumpfwirkerstuhl hervorbringt: — daher der Name Strumpfwirker. Doch scheint er unsern Aumer höchlichst zu entzücken; wenigstens nimmt er dabei die sonderbarsten Stellungen an und bemüht sich nach Möglichkeit, mit seinen Geberden dem mangelhaften Tonstück nachzuhelfen. Liebenswürdige Eigenschaften zeigt der Grauammer nicht. Er ist ein langweiliger Vogel, welcher außerdem noch andern friedfertigeren Verwandten durch seine Zanfucht beschwerlich fällt.

Das Nest wird im April in eine kleine Vertiefung in das Gras oder zwischen andere deckende Pflanzen gebaut, immer nahe über dem Boden. Alte Strohhalme, trockene Grasblätter, Hälmchen bilden die Wandungen; die innere Höhlung ist mit Haaren oder sehr feinen Hälmchen ausgelegt. Die vier bis sechs Eier haben eine feine, glanzlose Schale und sind auf mattgraulicher oder schmutzig gelblicher Grundfarbe mit rothbläulichgrauen Punkten, Flecken und Strichelchen gezeichnet und geädert, am stumpfen Ende am dichtesten. Die Jungen werden mit Kerbthieren groß gefüttert und sind Ende Mais flugbar. Sobald sie selbstständig geworden, scheiten die Alten zur zweiten Brut; wenn auch diese glücklich vollendet ist, schaaren sie sich in Flüge und beginnen nun ihre Wanderung.

Man stellt dem Grauammer des leckern Vratens halber mit dem Gewehr oder mit dem Strichnetz, auch wohl auf eigenen Herden nach. Für das Gebauer fängt man ihn nicht.

Häufiger, jedoch kaum mehr verbreitet, ist der Goldammer (*Emberiza citrinella*); er ist 6½ Zoll lang und 10 bis 10½ Zoll breit; das alte Männchen ist ein sehr hübsch gefärbter und gezeichneter Vogel. Der Kopf und der Unterkörper sind hochcitronengelb, Brust und Bauch mit rothbräunlichen Flecken gestrichelt, die Brustseiten hochrothroth, der Hintertheil ist rostfarbig, der Mantel auf rothrothem Grunde dunkelbraun gefleckt. Olivengrün und Kostgelb mischt sich auf den Nacken und Halsseiten ein; über den Flügel verlaufen zwei lichtere Binden, welche durch die hellgelblichen Endsäume der Deckfedern gebildet werden. Die Schwingen und Steuerfedern sind lichter gesäumt.

Mittleuropa und ein großer Theil Asiens, namentlich Südsibirien, sind die Heimat des Goldammers. In Spanien wird er durch seinen nächsten Verwandten, den Zaunammer (*Emberiza Cirlus*), vertreten. In vielen Gegenden Deutschlands wohnt er mit der Fetzammer zusammen. In unserm Vaterlande ist er überall gemein und bewohnt im Sommer jede Gegend, wo es Buschwerk gibt, auch die Waldländer mit. Im Gebirge steigt er ziemlich weit empor. In seinem Betragen unterscheidet er sich nicht unwesentlich vom Grauammer. Er ist behender, gewandter, auch friedfertiger, bevorzugt das Gebüsch vor den buschlosen Gegenden und singt, wenn auch nicht schön, so doch besser, als jener.





Der Gartnammer oder Ortolan (*Emberiza-Glycispina-hortulana*).

Man findet oft schon im März das Nest, welches von dem des Grauammer durch feinere Stoffe sich unterscheidet, in niederem Gesträuch, meist nahe auf dem Boden zwischen den Stämmen oder im dichten Gezweig, und Anfangs April sicher das erste Gelege. Das Männchen ist um diese Zeit sehr munter, singt von frühesten Morgen bis zum späten Abend sein einfaches Liedchen, welches das Volk sich in die Worte übersetzt hat: „Siz, siz noch viel zu früh“ oder „Wenn ich nen Sichel hätt, wollt ich mit schnitt“, oder endlich „Wie, wie hab ich dich lieb“. Der Sänger sitzt beim Singen auf einer freien Spitze und läßt den Menschen sehr nahe an sich herankommen und sich und sein Treiben leicht beobachten. Das Gelege besteht aus vier bis fünf Eiern, welche feinschalig sind und auf trübweißem oder rötlichem Grunde mit dunkleren bunten Flecken und Aderchen bezeichnet und bekrizelt sind.

Berühmter als der Goldammer ist ein naher Verwandter von ihm, der Gartnammer oder Ortolan, welcher auch wohl Fett-, Feld- und Sommerammer, Gärtner, Gränzling und Heckengrünling genannt wird (*Emberiza-Glycispina-hortulana*). Er ist ein wenig kleiner, als der Goldammer, 6 Zoll 2 bis 3 Linien lang.

Die Geschlechter unterscheiden sich wenig durch die Färbung. Ein angenehmes Rötlich-braun, welches bei dem Männchen lebhafter als bei dem Weibchen ist, ist die Grundfarbe. Der Kopf, Nacken und Vorderhals sind grau, die Kehle, ein Streif vor der Wange und kleinerer



Kreis ums Auge strohgelb. Der Rücken ist mit dunkleren Längsstreifen gezeichnet, die hinteren Armsfedern sind dunkelbräunlich mit lichterem, die übrigen mit lichtrothlichen Säumen, welche auch auf den Schwingen und Schwanzfedern sich zeigen. Die lichterem Spitzen der Deckfedern bilden ebenfalls deutliche Flügelbinden; die äußeren Schwanzfedern zeigen auf ihrer Innenseite einen langen weißen Keilfleck.

Auch der Gartenammer verbreitet sich über einen großen Theil Europas, kommt aber in vielen Gegenden nur äußerst selten vor. In Deutschland bewohnt er ständig die unteren Oberrhein- und die Mark, auch Schlesien und die Lausitz. In den übrigen Ländern und Gauen ist er eine sehr seltene Erscheinung. Dagegen ist er häufig in Süd- und Nordnorwegen und Schweden, auch noch hoch oben im Gebirge z. B. auf dem Dovrefjeld, und gemein in Südeuropa, namentlich in Süditalien und an der Ostküste Spaniens. Außerdem hat man ihn in Holland, England, Frankreich, Rußland und im mittleren Asien bis zum Altai gefunden. In Nordafrika hingegen ist er selten; Leben und Bewegung unterscheiden den Gartenammer wenig von anderen Arten seiner Familie.

Der Ortolan ist zu einer eigenthümlichen Berühmtheit gelangt. Bereits die alten Römer wußten sein schwachstes Fleisch zu würdigen und mästeten diese Vögel in besonders dazu hergerichteten Käfigen, welche nachts durch Lampenschein erhellt wurden, damit die Fettammer um so mehr fressen sollten. Dasselbe Verfahren soll jetzt noch in Italien, dem südlichen Frankreich und namentlich auf den griechischen Inseln angewendet werden. Dort fängt man die Vögel massenhaft ein, würgt sie ab, nachdem sie den nöthigen Grad von Fettigkeit erhalten haben, siedet sie in heißem Wasser und verpackt sie zu zwei und vierhundert Stück mit Essig und Gewürz in kleine Fäßchen, welche dann versendet werden. Gutschmecker zahlen für den so zubereiteten Gartenammer sehr gern hohe Preise. In manchen Gegenden Deutschlands sollen die Förster heutigen Tages noch gehalten sein, Gartenammer für ihre Herrschaft zu fangen. Das Fleisch ist ebenso wohlschmeckend wie das der Schnepfen, ist aber noch weit zarter und feiner.

Noch schöner gezeichnet als der Gartenammer ist der Zipp-, Bart- oder Rothammer (*Emberiza-glycisphina-cia*), welcher ebenfalls in Deutschland beobachtet worden ist, an einzelnen Stellen sogar als Brutvogel. Dieser überaus zierliche Ammer ist ebenso schön gefärbt, als gezeichnet. Auch bei ihm ist ein angenehmes Röthlichbraun die Grundfärbung; der Kopf, die Kehle und die Oberbrust aber sind zart aschgrau, die Wangen und Ohrgegend von einem schwarzen Ringe umgeben, welcher innen und außen von einem weißlichen Bande begrenzt wird. Der Rücken ist streifenartig mit dunkleren Flecken gezeichnet, der Flügel durch zwei lichtere Bänder verziert. Der Zippammer gehört dem Süden an. In Deutschland findet er sich nur am Rhein und in Oesterreich. Häufig ist er in Spanien, Italien und Griechenland. Er ist ein Gebirgsvogel, welcher die Ebenen meidet.

Das Nest hat man in den Nischen und Höhlungen der Weinbergsmauern gefunden, auch am Rhein, wo er an einzelnen Orten nicht selten nistet; er erscheint dort Anfangs April und verweilt bis zum November. Seiner Schönheit wegen ist der Zippammer ein sehr anmuthiger Stubenvogel.

Südosteuropa, namentlich Griechenland und Dalmatien, viele Inseln des adriatischen Meeres, die Levante, sowie ferner einen großen Theil Südwestasiens bewohnt der Kappenammer (*Euspiza melanocephala*), eine der farbenprächtigsten von allen bis jetzt bekannten Ammerarten. Er heißt auch Ortolanönig, Prachtkammer, und wird 7 bis 7½ Zoll lang. Das Männchen ist auf dem Kopf kohlschwarz, auf dem Rücken rostfarbig, auf der ganzen Unterseite sehr gleichmäßig und prachtvoll goldgelb, auf Flügeln und Schwanz dunkelbraun.

Auch der Kappenammer wird den deutschen Vögeln zugezählt, weil er wiederholt bei Triest und selbst weiter im Innern Deutschlands gefunden worden ist; doch gehört er hier überall zu den großen Seltenheiten.

Von allen bisher genannten Mitgliedern der Familie unterscheidet sich der Mohrhammer oder Rohrperling, Rohrlepp, Moosammerling, Schilfvogel oder Schilfschwärzer (*Cynchramus Schoeniellus*) hauptsächlich durch seine Lebensweise. Man hat ihn namentlich wegen seines kleinen und kleinhöckerigen Schnabels von andern Ammern getrennt; doch sind die Unterschiede zwischen ihm und den übrigen nur geringfügiger Art. Er wird 6 Zoll 2 Linien lang. Beim Männchen ist der Kopf und die ganze Kehle tiefschwarz. Vom Schnabelwinkel läuft ein weißer Streifen nach der Schulter zu und verbindet sich hier mit einem Halsband von gleicher Färbung. Der Rücken ist braun, jede Feder mit dunklem Schaftstrich und lichterem Saum, wodurch eine dem Sperlingsgesieder ähnliche Zeichnung entsteht. Die Unterseite ist weiß, an den Seiten graulich mit dunkleren Längsstreifen.



Der Rohrammer (*Cynchramus Schoeniclus*).

Auch der Rohrammer ist sehr weit verbreitet. Es gibt in Europa vielleicht kein Land, in welchem er nicht bemerkt worden ist. In den meisten Gegenden ist er Brutvogel, so noch im südlichen Lappland. Dagegen ist sein Wohngebiet beschränkt; denn er lebt nur in wasserreichen Gegenden, am liebsten in Ebenen und hier ausschließlich da, wo sumpfige Orte mit hohen Wasserpflanzen, Rohr, Schilf, Riedgras, Weidengebüsch und ähnlichen Sumpfgewächsen bestanden sind, also mit andern Worten an Teichen, Flüssen, Secufern, in Morästen und auf nassen Wiesen. Hier brütet er auch.

Das Nest wird sehr versteckt auf kleinen Inseln und andern wasserfreien Erdstellen errichtet, stets auf der Erde, zwischen Wurzeln und Gras. Es wird lieblich zusammengebaut, wie von andern Arten der Familie, gewöhnlich aus allerlei Halmen und Ranken, Grasschoppeln und durren Grasblättern, welche innerlich mit einzelnen Pferdehaaren oder mit Rohr- und Weidenwolle belegt sind, und enthält zweimal, im Sommer im Mai oder Anfangs Juli, vier bis sechs niedliche Eier, welche sehr abändern, gewöhnlich aber auf grauweißem, ins Bräunliche oder Rötliche spielendem Grunde mit aschgrauen bis schwarzbraunen, schärferen oder verwaschenen Flecken, Punkten und Aederchen bezeichnet sind.

Der Rohrammer ist wenig scheu, am allerwenigsten am Neste. Hier läßt ihn seine große Liebe zur Brut alle Vorsicht vergessen. Das brütende Weibchen sitzt so fest über den Eiern,



daß man es fast mit der Hand fangen kann; das Männchen kommt, sobald man sich dem Neste nähert, ängstlich herbeigeslogen und schreit kläglich.

Im übrigen muß der Rohrspaz ein munterer, netter Vogel genannt werden. Sein Lockton ist ein helles „Zie“, welches mehr gedehnt wird als von andern Arten der Familie; der Gesang ist stammelnd, „der Rohrhammer würgt die einzelnen Töne hervor“. Dafür aber singt er sehr fleißig vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht, und dieser Eifer befriedigt. Während seines Sommerlebens nährt sich auch der Rohrhammer fast ausschließlich von Kerbtieren, selbstverständlich von solchen, welche im Rohre, im und am Wasser leben; im Herbst und Winter aber bilden die Gesäme von Rohr, Schilf, Binjen, Seggengras und anderen Sumpfpflanzen seine Kost.

Der Rohrhammer ist ein angenehmer Zimmervogel, obgleich er sehr schweigsam ist. Seine Munterkeit, welche er auch im Käfig beibehält, erfreut, und sein Geschwätz unterhält. Aber er ist zarter, als andere Ammern und verlangt deshalb bessere Kost. Mit Nachtigallenfutter gehalten, erlebt man die Freude, sie stets wohl und munter zu sehen.

Im hohen Norden finden wir den Sporenammer (*Centrophanes lapponicus*), welcher sonst auch Lerchen- und lappländischer Ammer-, Lerchen- oder Sporenfink genannt wird; bei ihm ist der Sporn länger als die Hinterzehe und sehr wenig gebogen, das Gefieder des Männchens auch durch schwarze Aehlfärbung ausgezeichnet. In seiner äußeren Erscheinung hat der Sporenammer aus dem ersten Blick hin mit dem Rohrhammer einige Aehnlichkeit. Das Männchen ist ein anmuthig gezeichneter Vogel. Der Oberkopf, die Kehle und der ganze Vorderhals sind schwarz, der Nacken ist schönroth, durch ein röthlich weißes Band, welches an der Stirn über den Augen beginnt und sförmig an der Kehle sich herabzieht, von dem Schwarz getrennt, der Rücken ammerfarben, die ganze Unterseite graulichweiß, seitlich schwarz mit großen schwarzen Rund- und Längsflecken gezeichnet.

Der Lerchenammer ist wiederholt in Deutschland als Zugvogel betrachtet und deshalb den Verzeichnissen der deutschen Vögel eingereiht worden; seine eigentliche Heimat aber ist der hohe Norden der Erde. Er findet sich rings um das Eismeer in allen nördlichen Ländern, vorzugsweise aber in den unter dem Namen Tundra bekannten steppenartigen Gegenden. In seinem Betragen gibt er sich als ein Mittelthing zwischen einer Lerche und einem Rohrhammer zu erkennen.

Blos ausnahmsweise erscheinen unsere Vögel als Wintergäste in Deutschland und leben hier mit den Lerchen in bester Eintracht, folgen ihnen überall hin und trennen sich nur ungern von deren Gesellschaft. Gelegentlich des Lerchenstriches mögen viele Sporenammer gefangen und dann als Lerchen mit verspeist werden. Im Käfig ist unser Ammer ein sehr munterer und lebhafter Vogel, welcher vom März bis zum August fleißig singt, sich bei einfacher Nahrung gut hält und deshalb seinem Besitzer viel Freude macht.

Die letzte Art der Familie, welche wir zu erwähnen haben, ist der bei uns wohlbekannte Schneeammer, Schnee- und Wintervogel, Schnee- oder Winterperling, Streit- oder Neuvogel, Berg- oder Eisammer (*Plectrophanes nivalis*), der Schneefink unter den Ammern. Das auffallend dicke Gefieder kennzeichnet diesen Vogel vor allen übrigen Verwandten. Die Länge des Männchens beträgt 6<sup>3</sup>/<sub>4</sub> bis 7<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Zoll. Das alte Männchen im Sommerkleide ist ein prachtvoller Vogel, so einfach das Gefieder auch gefärbt ist. Die ganze Rückenmitte, die Spitzen der Schwungfedern, ein Fleck am Handgelenk und die Mittelschwanzfedern sind schwarz, die Federn anfänglich mit graulichbraunen Säumen, welche später verschwinden; das ganze übrige Gefieder ist weiß. Die Iris ist hellbraun, der Schnabel an der Wurzel blau, an der Spitze schwarz, der Fuß bräunlichschwarz. Beim Weibchen ist der Kopf schwärzlich, bei den Jungen grau. Im Winterkleide dagegen herrscht auf Kopf und Rücken ein durch schwarze Mondflecken unterbrochenes Braungrau vor. Auch die Brust ist trüber gefärbt, und nur die Schwingen und Steuerfedern zeigen annähernd dieselbe Farbe wie im Sommer.

Ungefähr dieselben Länder, welche den Sporenammer beherbergen, sind auch die Heimat des Schneeammers. Er kommt jedoch noch weiter nach dem Pol hin vor und findet sich als Brutvogel auf den nördlichsten Inseln, so auf Spitzbergen und Nowaja Semlja.

Gebirgshalden und felsige Berge bilden seinen eigentlichen Wohnort. Hier verlebt er sein kurzes Sommerleben, hier liebt und brütet er. Das Nest wird nach den neuesten Beobachtungen stets in Felspalt u oder unter großen Steinen angelegt, auf Spitzbergen z. B. an den Felsenabhängen in einer Höhe von ein- bis dreihundert Fuß über dem Meere. Es besteht äußerlich aus Grasshalmen, Moos und Erdschlechten und ist inwendig mit Federn und Dunen ausgefüllt. Der Eingang ist stets möglichst eng, wenn thunlich nicht größer, als daß die Eltern bequem aus- und einschlüpfen können. Das Gelege besteht aus fünf bis sechs Eiern, welche so außer-



Der Schneeammer (*Plectrophanes nivalis*).

ordentlich verschieden gefärbt und gezeichnet sind, daß eine Beschreibung mit Worten nicht genügt. Schon mit Ende des Aprils läßt das Männchen, auf der Spitze eines Steines sitzend, seinen kurzen, aber helltönenden und angenehmen Gesang hören. Bald nach der Brutzeit schlagen sich die Paare mit ihren Jungen zu großen Flügen zusammen, welche noch eine Zeitlang in der Heimat verweilen, dann aber unter Umständen ihre regelmäßige Winterreise antreten. An der Brutstelle ernähren sich auch diese Ammer fast ausschließlich von Kerbtieren und zwar ebenfalls von Mücken; während des Winters müssen sie sich mit allerlei Gesäme begnügen.

Wenig andere Vögel reisen in so ungeheuren Gesellschaften, wie gerade diese Nordländer. Sie erscheinen ziemlich regelmäßig jeden Winter in Deutschland, hier aber nur selten in solchen Massen, wie im hohen Norden. In Petersburg nennt man sie „Schneeflocken“, und dieser Ausdruck ist für sie bezeichnend; denn in der That wirbeln sie wie Schneeflocken vom Himmel hernieder und bedecken dann alle Straßen und die Felder da, wo sich irgend etwas Genießbares für sie findet. Ähnliches kann in sehr strengen Wintern bei uns auch stattfinden; gewöhnlich aber sieht man diese Wintergäste in Deutschland nur familienweise. Zuweilen erscheinen sie auch massenhaft auf Schiffen, um hier einige Augenblicke von ihrer Wanderung auszuruhen.

Die Schneeammer ähneln in ihrem Betragen den Lerchen ebenso sehr, als den Ammern. Sie sind unruhige, bewegliche Vögel, welche auch während der strengsten Kälte ihre Munterkeit nicht verlieren. Selten nur verweilen sie an ein und demselben Orte längere Zeit; sie durchstreifen vielmehr gern ein gewisses Gebiet. Bei tiefem Schneefall suchen sie auch bei uns die Straßen auf und kommen selbst in die Städte herein. Ihre Lockstimme ist ein hellpfeifendes „Fit“ und ein klingendes „Zirr“, welche beide Töne hauptsächlich im Fliegen ausgestoßen werden. Der Gesang des Männchens ist ein Gezwitzcher, welches in manchen Theilen dem Gesange der Feldlerche ähnelt, sich aber durch laute, scharfklingende Strophen unterscheidet.

In der Stube sind sie anfangs sehr unruhig und unbändig, gewöhnen sich jedoch bald an die Gefangenschaft, begnügen sich mit einfachem Futter, süngen fleißig und gewähren dann viel Vergnügen. Bei guter Pflege halten sie mehrere Jahre im Zimmer aus; doch verlangen sie



einen kühlen Raum. Sie ertragen eher die strengste Kälte, als selbst geringe Wärme. Andern Vögeln gegenüber zeigen sie sich sehr verträglich.

\* \* \*

Die Lerchen (*Alaudae*) sind gewissermaßen als die Hühner unter den Sperlingsvögeln anzusehen. Alle bisher genannten Mitglieder der Ordnung waren vorzugsweise Baumvögel: die Lerchen gehören dem flachen Boden an. Sie sind im Gezweig der Bäume so fremd, daß es uns auffällt, wenn sie sich einmal auf einer Astspitze niederlassen.

Alle Lerchen sind kräftig gebaute Sperlingsvögel mit großem Kopf, kurzem oder mittellangen Schnabel von verschiedener Stärke, langen und sehr breiten Flügeln, kurzem Schwanz und ziemlich niedrigen Füßen mit mittellangen Zehen, deren hinterste oft einen spornartigen Nagel trägt, mit zwölffedrigem, nicht besonders langen oder kurzen, meist gerade abgesehnittenen Schwanz und erdfarbenem Gefieder, welches nach dem Geschlecht wenig, nach dem Alter sehr verschieden ist. Der innere Leibesbau kommt im wesentlichen mit dem anderer Sperlingsvögel überein. Das Geripp ist kräftig, zum großen Theil marklos und luftführend. Die Eingeweide sind vorhanden; die Lungen sind groß; der Magen ist fleischig, also muskelkräftig; ein Kropf fehlt.

Freie Gegenden, Wüsten und Steppen ebensowohl, wie das bebaute Land, bilden die Wohnstätte der Lerchen; einige Arten leben auch im Walde. Sie gehören vorzugsweise der nördlichen Erdhälfte an, verbreiten sich aber über große Strecken derselben, obwohl die einzelnen Arten mehr oder weniger an bestimmte Stellen gebunden sind: die einen an die Felder, die andern an die Steppen oder Wüsten zc. Alle im Norden wohnenden Lerchen sind Zug- oder wenigstens Wandervögel, die im Süden lebenden Stand- oder Strichvögel. Ihre Reisen sind nicht sehr ausgedehnt, und der Aufenthalt in der Fremde währt immer nur kurze Zeit. Sie gehören zu den ersten Vögeln, welche der kommende Frühling uns sendet, und verweilen bei uns bis spät in den Herbst hinein.

In ihren Begabungen haben die Lerchen vieles Eigenthümliche. Sie sind unter allen Sperlingsvögeln die besten Läufer: ihr Gang ist kein Hüpfen, sondern ein Schreiten, welches ungemein beschleunigt werden kann; ihr Flug ist durch vielfachen Wechsel ausgezeichnet. Wenn sie Gile haben, fliegen sie in großen Bogenlinien sehr rasch dahin, und die Flügel werden dabei abwechselnd schnell bewegt und dann wieder eingezogen; beim Singen hingegen erheben sie sich flatternd gerade empor oder drehen sich in großen Schraubenlinien zum Himmel auf, senken sich von dort aus erst langsam schwebend hernieder und stürzen dann plötzlich mit ganz eingezogenen Flügeln wie ein lebloser Gegenstand zum Boden herab. Manchmal flattern sie mit zitterndem Flügelschlag hart über dem Boden oder dicht über dem Spiegel großer Wasserflächen dahin; zuweilen zeigen sie rasch nach einander alle ihnen möglichen Künste des Fluges. Ihre Sinne scheinen durchgängig wohl entwickelt zu sein; ihr Verstand hingegen ist gering. Sie sind lebhaft, selten ruhig, vielmehr immer in Bewegung, in gewissem Sinne rastlos. Mit andern ihrer Art leben sie höchst friedfertig, so lange die Liebe nicht ins Spiel kommt, während der Paarungszeit hingegen in fortwährendem Streit. Um andere Vögel bekümmern sie sich wenig, obwohl sich einzelne Arten den Schwärmen der Finken und Ammern beimischen. Stärkeren Thieren gegenüber benehmen sie sich stets furchtsam, dem Menschen gegenüber nur dann nicht, wenn sie sich durch längere Schonung von ihrer Sicherheit vollständig überzeugt haben. Die meisten von ihnen sind gute Sänger, einige ganz ausgezeichnete. Das Lied, welches sie vortragen, ist arm an Strophen, aber ungemein reich an Abwechslung; die wenigen Töne, aus denen es besteht, werden hundertfältig verschmolzen und so zu einem immer neuen Ganzen gestaltet. Einzelne Arten besitzen auch die Gabe, fremde Laute nachzuahmen und bereichern dadurch ihren Gesang noch wesentlich.

Die Lerchen verbringen den größten Theil ihres Lebens auf dem Boden. Hier suchen und finden sie ihre Nahrung, hier reinigen sie sich, hier kämpfen sie den in der Luft begonnenen Streit aus, hier endlich gründen sie ihr Nest. Die Nahrung besteht aus Kerbthieren und Pflanzenstoffen. Während des Sommers nähren sie sich von Käferchen, kleinen Schmetterlingen, Heuschrecken, Spinnen und deren Larven; im Herbst und Winter fressen sie Getreidekörner und eine Anzahl von Pflanzen, und im Frühling nehmen sie Samen, Kerbthiere und junge Pflanzenstoffe, namentlich die Schößlinge des Getreides zu sich. Sie verschlucken die Körner ganz, d. h. unenthülft und bedürfen deshalb stets eine Menge Sand und kleiner Steine, welche die Zerkleinerung der Körner erleichtern helfen müssen. Das Wasser meiden sie fast ängstlich; um sich

zu reinigen, paddeln sie sich, wie die Döhner, im Sande und Staube oder im Winter im Schnee.

Das Nest wird in feichten, von ihnen selbst ausgescharrten Vertiefungen angelegt. Es ist ein wenig gerageltes Gemisch aus dünnen Grasblättern, feinen Halmen und dergleichen; die Baustoffe sind jedoch stets so gewählt, daß sie aufs vollkommenste mit der Färbung der Umgebung übereinstimmen und so das Nest möglichst wenig verrathen. Das Gelege enthält vier bis sechs Eier. Jedes Lerchenpaar brütet während des Sommers mindestens zweimal, und deshalb ist die Vermehrung der Vögel eine sehr bedeutende.

Das gesammte kleine Raubzeug und zwar das auf der Erde dahinschleichende ebensowohl, wie das fliegende, beschdet die nordischen Lerchenarten. Im Süden vermehrt sich das Heer der Feinde noch durch verschiedene Schlangen und Eidechsen. Gefährlicher noch als alle natürlichen Feinde zusammengenommen wird einzelnen Arten der Mensch. Er verfolgt sie zu gewissen Zeiten des Jahres ganz regelrecht und mordet Hunderte und Tausende von ihnen mit einem Male, des köstlichen Fleisches halber; denn nur die allerwenigsten Lerchen von denen, welche gefangen werden, genießen im Käfig ein wenigstens erträgliches Loos.

Man kann die Lerchen in mehrere Gruppen einteilen, welche wir Horden nennen wollen. Die erste derselben vereinigt die Kalandlerlerchen (*Calandrac*). Ein herrlicher und deshalb hochgeschätzter Sänger Südeuropas, die Kalandlerlerche (*Melanocorypha Calandra*), ist eine der größten Lerchen überhaupt. Die Länge beträgt 7 bis 8 Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite lichtlerchenfarbig, d. h. auf rötlich-fahlem Grunde mit schwarzen Längsflecken gezeichnet. Die weißgesäumten Enden der Flügeldeckfedern bilden zwei Binden; die Schulterfedern sind weiß gesäumt; die äußerste Steuerfeder ist fast ganz weiß. Die Unterseite ist lichtgelblichweiß, auf der Oberbrust durch Braun in die Länge gestreift; ein schwarzer Quersleck steht auf jeder Seite des Oberhalses. Das Auge ist lichtbraun; Schnabel und Fuß sind hornfarben.

Südeuropa, zumal der Südosten des Erdtheils, aber auch Süditalien und Spanien sind die Heimat der Kalandlerlerche. Von hier aus erstreckt sie sich über einen großen Theil Mittelasiens. Sie ist in Deutschland wiederholt erlegt worden und soll auch in Nordamerika vorgekommen sein. Auf ihrem Zuge berührt sie Nordafrika und, jedoch äußerst selten, auch die oberen Niländer. Von Sibirien aus streift sie wahrscheinlich bis nach Indien; in China ist sie häufig. Schon in Südspanien scheint sie hier und da Standvogel zu sein. Auch sie bewohnt gern das bebaut Land, nimmt aber auch auf ausgedehnten, dünnen, steppenartigen Ebenen Herberge. In Asien ist sie durchaus Steppenvogel.

In ihrem Betragen unterscheidet sich die Kalandlerlerche nicht wesentlich von unserer Feldlerche.

Die Kalandlerlerche wird in ihrer Heimat außerordentlich hoch geschätzt, und sie verdient es. Wer sie zum ersten Male singen hört, bleibt überrascht stehen; die Ueberraschung geht aber bald in Entzücken über. Der Gesang zeichnet sich vor allen bekannten Lerchengesängen durch einen wunderbaren Reichthum und ebenso große Fülle und Kraft aus. Aber dabei genügen dem herrlichen Sänger die eigenen Töne nicht einmal: er nimmt noch eine Menge Strophen aus Anderer Liedern auf. „Sowie die Kalandlerlerche alle übrigen Mitglieder der Familie an Größe übertrifft“, sagt Cetti, „so überbietet sie dieselben an Gesang. Sie kann mit jedem andern Vogel hierin um den Vorrang streiten. Ihre natürliche Stimme scheint mir ein Geschwätz von nicht großer Annehmlichkeit zu sein; ihre Einbildungskraft aber faßt Alles, was sie zu hören bekommt, und ihre dichterische Kehle gibt Alles verschönert wieder. Auf dem Lande ist sie ein Echo aller Vögel; man braucht, um so zu sagen, anstatt all' der andern nur sie zu hören. Sie macht ebenso sehr von dem Geschrei der Raubvögel, als von der Weise der Sänger Gebrauch und verschwendet, in der Luft schwebend, Tausende in einander geflochtene Strophen, Triller und Lieder. Sie lernt, so viel man ihr vorspielt; das Flageolett hat keine bessere Schülerin, als sie. Ihre erlangte Geschicklichkeit macht sie nicht eitel: sie, die Künstlerin, singt vom Morgen bis an den Abend. Eine vor dem Fenster hängende Lerche dieser Art ist hinreichend, die ganze Gegend zu erheitern. Sie ist die Freude und der Stolz des Handwerkers, das Entzücken der Vorübergehenden.“ Alle übrigen Beobachter sind einstimmig in diesem Lobe.

Schade nur, daß der Gesang der Kalandlerlerche für das Zimmer zu laut ist, daß er im geschlossenen Raum auf die Länge nicht ertragen werden kann. Sie hält bei einfacher Nahrung



Die Kalandlerlerche (*Melanocorypha Calandra*).

jahrelang im Zimmer aus. Man reicht ihr Nachtigallensfutter und etwas Getreide; dabei befindet sie sich wohl und singt das ganze Jahr hindurch. Es ist auffallend, daß wir bisher den in ganz Südeuropa häufigen Vogel noch so selten lebend erhielten; er würde allen Thiergärten zur größten Zierde gereichen und sicherlich sich auch bei uns viele Liebhaber erwerben. In Spanien werden viele Kalandlerlerchen für das Gebauer gefangen. Es geschieht dies in durchaus eigenthümlicher Weise. Man geht des Nachts auf geeignete Feldstücke; einige der Fänger tragen Herdenglocken, andere Blendlaternen, die übrigen Handnetze. Die Lerchen werden durch den Lichtschimmer geblendet, durch den Klang der Herdenglocken aber irre geführt und zu der Meinung verleitet, daß ihnen eine Kinder- oder Schafherde nahe. Sie warten die Ankunft der Fänger ruhig ab, drücken sich sodann auf den Boden nieder und werden dann entweder mit den Netzen überdeckt oder sogar mit der Hand ergriffen.

Eine Kalandlerlerche im Kleinen ist die Kalandrelle der Spanier und Italiener (*Calandritia brachydactyla*). Sie unterscheidet sich von der Kalandlerlerche durch den auch verhältnißmäßig kleineren Schnabel und den sehr kurzen Sporn. Der Verbreitungskreis der Kalandrelle ist ausgedehnter, als der ihrer großen Verwandten. Alle Ebenen Südeuropas und Mittelasiens, sowie endlich Westafrika beherbergen die kleine Lerche in großer Anzahl. Sie bevorzugt die ödesten Gegenden, ohne jedoch Felder zu meiden. Jene wüstenartigen Strecken des Südens und die asiatischen Steppen sind ihre wahre Heimat. Der Boden dort gleicht ihrem Gefieder so täuschend, daß sie des verdeckenden Getreides nicht bedarf. Flug und Betragen haben manches Eigenthümliche; im ganzen ist jedoch auch die Kalandrelle eine echte Lerche. Ihr Gesang ist nicht ausgezeichnet.

Anfang Septembers schaaren sich die Kalandrellen zu Flügen zusammen, welche bald förmliche Heeresmassen werden, und wandern nun nach Süden. Sie erscheinen in den waldigen Steppen des innern Afrika in ganz ungeheuren Schaaren, welche auf halbe Stunden hin und im buchstäblichen Sinne des Wortes den Boden bedecken oder beim Aufstiegen Wolken bilden. Ganz so ist es in Indien, und auch in Spanien werden die Thierchen zu Hunderten und Tausenden erlegt und gefangen. Demungeachtet gleicht ihre starke Vermehrung ihre Verluste rasch wieder aus.

Der Kalandlerlerche sehr nahe verwandt ist eine, den Steppen Innerasiens angehörige, durch ihre Färbung sehr auffallende Lerche, welche man bezeichnend Mohrenlerche (*Saxilauda tatarica*) genannt hat. Sie kommt in der Größe der Kalandlerlerche gleich. Das Gefieder



Die Berglerke (*Phileremos alpestris*). (S. 135.)

des alten Männchens ist kohlschwarz, nach der Mauser auf dem Rücken und der Unterseite weißlich überflogen, ja selbst weißschattig. Der Schnabel ist gelb, der Fuß bräunlich, das Auge lichtbraun. Das Weibchen ist lerchengrau, dunkelgrau gefleckt, auf der Unterseite weiß. Alle Salzsteppen Mittelasiens beherbergen diese Lerche in Menge jahraus jahrein; doch hat sie sich schon mehrmals bis nach Deutschland versflogen.

Die Wüstenlerche (*Ammonomanes deserti*) gehört zu den kleineren Arten ihrer Familie. Sie ist bloß  $5\frac{1}{2}$  Zoll lang, auf der Oberseite sehr gleichmäßig graulich-, sand-, mehl- und rostgelblich, an der Kehle fein dunkel gestrichelt, an den schwärzlichen Schwung- und Steuerfedern dunkelrostbraun getanzt. Sie wird in ganz Egypten und Arabien überall in der Wüste angetroffen, selbst inmitten der großen Sandstrecken, welche der Araber sehr bezeichnend Ham-mada's, d. h. die durchglühten, nennt. Sie meidet das bebautte Land und findet sich erst da, wo der dürre Sand der belebenden Kraft des Wassers zu spotten scheint. Der Wüste gehört sie vollständig und ausschließlich an, hier aber ist sie häufig und ihr Kleid ist dieser Umgebung vollständig angepaßt.

Die Wüstenlerche ist ein liebenswürdiges, aber ein stilles, ernstes Thierchen. Lauf und Flug sind behend und gewandt; denn die arme Wüste verlangt derartige leibliche Befähigung von ihren Kindern. Sie ist eins der anspruchlosesten Geschöpfe; einige hundert Gewiertellen Sandfläche, ein paar Steine darauf und ein wenig dürftiges Niedgras zwischen ihnen genügen ihr, und vergeblich fragt man sich, wie solcher, dem menschlichen Auge vollkommen todt erscheinender Wohnsitz dem Vogel Heimat sein kann, wie er ihn ernähren könne.

Das Männchen hat einen leisen, hübschen, jedoch ziemlich armen Gesang, aus welchem ein schwermüthiger Lockton am öftersten wiedertönt. Die Wüstenlerche ist so harmlos, wie nur irgend ein anderer Vogel des Landes. Sie scheut den Menschen nicht, gleichsam als wisse sie, daß sie seines Schutzes sicher sei.



Weiter im Innern Afrika's, aber von der Ostküste des Erdtheils an bis zum atlantischen Meere und bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung leben noch andere Lerchen, die Zwerge der Familie, worunter die schwarzköpfige Ammerlerche (*Pyrrhulaua leucotis*); sie ist auf dem Kopf und der Unterseite schwarz, auf dem Rücken zimtbraun, die Wangen und eine Binde, welche über den Nacken verläuft, sind weiß, die Hüften schmutzig weiß, die Schwingen und Steuerfedern braun, die letzteren zur Hälfte weiß. Die Länge beträgt 5 Zoll.

Vom 16. Grad nördlicher Breite an vermisst man in allen tiefer gelegenen Gegenden die kleine, muntere und bewegliche Lerche nirgends; sie fehlt nur dem höheren Gebirge und dem eigentlichen Walde. Dem ihr gewährten Schutz vertrauend, treibt sie vor den Augen des Menschen ungeschert ihr Wesen. Ihr Gesang ist höchst einfach, kaum mehr als eine oftmalige Wiederholung des leisen, aber wohlklingenden Lockrufes „Titit“, welches durch einige andere Laute verbunden wird.

Eine der anmuthigsten aller Lerchen, was Zeichnung und Betragen anlangt, ist die Alpen- oder Berglerche (*Phileremos alpestris*). Ihre Kennzeichen bestehen in einem gestreckten Leibesbau und zwei kleinen Federhörnern an den Seiten des Hinterkopfes.

Die in Nordeuropa lebende und fast allwintertlich in Deutschland vorkommende Alpenlerche ist 7 Zoll lang und 13 Zoll breit. Das Gefieder ist auf der Oberseite rostrothlichgrau; die Schwingen und Schwanzfedern sind schwarz, breit dunkelbraun gesäumt; die Brust und der Bauch sind lichtfahlgrau, fast weißlich. Sehr hübsch ist der Kopf gezeichnet. Die Stirn ist schmutziggelb, die Ohrgegend gelbgrau, ein schmaler Streifen, welcher über dem Auge hinläuft und sich nach hinten verbreitert, die Kehle und die Halsseiten sind schwefelgelb, ein Band auf dem Kopfe, die Federohren, ein Streifen, welcher vom Schnabel beginnt und unter dem Auge weg bis zur Halsmitte verläuft, und ein dreieckiger halbbandartiger Flecken in der Kropfgegend endlich sind sammtschwarz. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel hornblau, der Fuß graublau.

Die Alpenlerche trägt ihren Namen nicht von den Schweizer, sondern von den nordeuropäischen und bezüglich sibirischen Alpen. Sie ist in ganz Nordasien ziemlich häufig und wird in Nordamerika und Indien durch ihr nahe verwandte Arten ersetzt. Früher gehörte sie in Nordwesteuropa zu den Seltenheiten: seit etwa fünfzig Jahren aber hat sie sich mehr und mehr verbreitet, und gegenwärtig ist sie in Nordskandinavien eine regelmäßige Erscheinung. In ihrem Betragen hat die Alpenlerche große Aehnlichkeit mit der Feldlerche. Doch steigt sie nicht wie ihre südliche Schwester singend in die Luft; sie singt entweder von Steinen oder auch von Baumzweigen herab. Gelegentlich ihrer Winterreise besucht die Alpenlerche ziemlich regelmäßig Deutschland, und es scheint, daß dies, seitdem sie sich in Fimmarken angesiedelt, viel öfterer geschieht, als es früher der Fall war.

\*

Die Lerchen im engeren Sinne (*Alaudae*) haben einen dünneren Schnabel, kürzere Flügel und einfachere Zeichnung, als die vorhergehenden, denen sie sonst in jeder Hinsicht, namentlich aber im Betragen, ähneln. Unsere deutschen Arten, die Lerchen im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. diejenigen, welche bei uns regelmäßig vorkommen und brüten, gehören sämmtlich dieser Horde an.

Die Hauben-, Schopf-, Kamm-, Zobel-, Weg-, Roth- und Hauslerche (*Galerita cristata*) verdient an erster Stelle genannt zu werden. Ueber die Färbung des Gefieders ist schwer etwas Bestimmtes zu sagen; denn die Haubenlerche ändert sehr ab. Bei unserer deutschen Haubenlerche ist die Oberseite gewöhnlich röthlichfahlgrau, die Kehle licht, gelblichweiß etwa, die übrige Unterseite hellgelblichfahl. Die Mitte jeder Feder ist durch dunkle Schaftstriche, welche länger oder kürzer sein können, gezeichnet. Ungefleckt sind nur die Kehle, der Hinterbauch und ein Streifen über dem Auge. Die Schwingen und die Steuerfedern sind dunkelbraun oder schwarz, rostroth gesäumt. Das Auge ist braun, der Oberschnabel dunkelgrau, der untere horngrau, der Fuß röthlich. Die Länge beträgt 6<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Zoll.

In Lebensweise und Betragen haben alle Haubenlerchen große Aehnlichkeit. Ihre Verbreitung ist eine außerordentlich große. Sie bewohnen ganz Europa, ganz Mittel- und Süd-asien und Afrika, so weit es mir bekannt geworden ist. Im Süden scheinen sie häufiger zu sein, als im Norden; in Afrika und Spanien sind sie die überall vorkommenden Arten ihrer Familie; aber auch in Deutschland sind sie durchaus nicht selten. Hier haben sie sich namentlich in den letzten Jahren weiter verbreitet und auch da eingefunden, wo sie früher fehlten. Im Süden Europas findet man sie in und bei den Dörfern ebensowohl, als auf der einsamen,

Die Haubenlerche (*Galerita cristata*).

menschenleeren Ebene oder im Gebirge; in Afrika bewohnen sie, wie schon angedeutet, das bebaute Land, wie die eigentliche Wüste; in Deutschland bevorzugen sie die Nähe des Menschen entschieden, und namentlich im Winter drängen sie sich diesen förmlich auf. Sie kommen dann wie die Sperlinge und Finken in das Innere der Dörfer und Städte herein: sie werden zu Bettlern vor den Scheuern und Klüchen.

Ihr Betragen hat manches Eigenthümliche. Sie sind außer der Paarungszeit stille Vögel, welche sich nur durch ihre Allgegenwart bemerkbar machen, im übrigen aber so anspruchslos erscheinen, als möglich. Von der Feldlerche unterscheiden sie sich leicht durch ihre gedrungene Gestalt und die spizige Haube, welche sie fast immer sehr aufrecht tragen. Im Sitzen und Laufen, auch im Fluge ähneln sie den übrigen Verwandten sehr. Ihre Stimme ist ein leises „Hoid hoid“, welchem ein helles angenehmes „Qui qui“ zu folgen pflegt. Der Gesang zeichnet sich durch Abwechslung aus und hat keine Vorzüge, obwohl er weder mit dem der Feldlerche noch vollends mit dem der Haideleerche verglichen werden kann. Homöer mit seinem feinen Ohre für Vogelsänge rühmt besonders das Lied der spanischen Haubenlerche und sagt: „Das Klagen der Haideleerche ist ihr nicht nur eigen, sondern sie übertrifft diese liebe Sängerin gerade in dieser Eigenthümlichkeit noch bedeutend. Auch der Ton ist durchaus verschieden von dem der deutschen Haubenlerche: er ist so weich, so klagend, so silberrein, wie bei der Haideleerche, aber noch melancholischer. Der Vortrag steht mit dieser Tonweise im engsten Zusammenhange: ich kenne kaum etwas Schöneres, als den gefühlvollen Gesang dieser Lerche, während im Vergleich damit der oft schreiende Ton und die Sangesweise unserer deutschen Haubenlerche mir oft zuwider war. Als ich den Gesang der südeuropäischen Art hörte, wollte ich ihn durchaus nicht für den einer Haubenlerche halten.“ Auch die wüstenbewohnende Haubenlerche singt sehr angenehm, und man ist vielleicht noch mehr geneigt, als in Südspanien, ihr das gut zu rechnen, weil in der Wüste jeder Laut eine erfreuliche, ein Vogelgesang aber eine geradezu entzückende Wirkung äußert.

Die Nahrung ist gemischter Art. Es scheint, als ob sie ebenso viel Sämereien als Kerbtiere zu sich nehmen; mit letzteren füttern sie ihre Jungen groß. Im Herbst, im Winter



und im Frühling begnügen sie sich mit Gesäme aller Art. Im Frühjahr pflücken sie sich zarte Grasspitzen und andere grüne Kräuter ab. In der Gefangenschaft ernährt man sie leicht mit Droßelfutter und Sämereien.

Das Nest wird auf Feldern, trockenen Wiesen, in Weinbergen, Gärten und ähnlichen Orten auf dem Boden angelegt, oft sehr nahe bei bewohnten Gebäuden, so z. B. in viel besuchten öffentlichen Gärten. Es steht aber immer sehr verborgen und ist schwer zu finden. In seiner Bauart unterscheidet es sich wenig von andern Lerchennestern; auch die Eier sind sofort als Lercheneier zu erkennen: sie sind auf gelbem oder röthlichweißen Grunde mit sehr vielen aschgrauen und gelbbraunen kleinen Punkten und Flecken über und über bestreut. Das erste Gelege besteht gewöhnlich aus vier bis sechs, das zweite aus drei bis vier Eiern. Beide Geschlechter brüten abwechselnd, das Weibchen während der Nacht und in den Mittagstunden. Die Jungen schlüpfen nach vierzehntägiger Bebrütung aus und werden von beiden Eltern reichlich mit Insekten gefüttert. Sie verlassen das Nest, noch ehe sie ordentlich fliegen können, huschen anfangs behend auf dem Boden hin und drücken sich bei Gefahr platt auf demselben nieder. Die Eltern führen sie so lange, bis sich selbst forthelfen können. Dann schreiten sie zur zweiten Brut.

Die Haubenlerchen genießen insofern ein glücklicheres Loos, als sie nicht in so großer Menge wie die Feldlerchen für die Küche gefangen und außerdem kaum verfolgt werden. Im Käfig hält man Haubenlerchen selten.

Geringe Größe, zarter Schnabel, kleine Flügel, große, runde, breite Flügel und eine kaum bemerkbare Hölle kennzeichnen unsere Haide-, Baum-, Wald-, Busch-, Holz-, Dull- oder Lullerche (*Chorys arborca*), welche außerdem den stolzen Weinamen Wald- oder Haidenachtigall und zwar mit vollem Recht trägt. Unter unsern deutschen Lerchen ist sie die kleinste. Ihre Länge beträgt höchstens 6 Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite lerchenfarbig mit einem Anflug ins Röstliche, auf der Unterseite weißlich, bis zur Brust schwärzlich längs gestreift.

Mittel- und Südeuropa und ein großer Theil Mittelasiens bis nach Kamtschatka hin beherbergen diesen liebenswürdigen Vogel. Aber er ist hinsichtlich seines Aufenthaltes beschränkter, als andere Lerchen; denn er gehört nur den ödesten Haide- und Waldgegenden an. Nach der Brutzeit kommt sie mit ihren Jungen auf die gemähten Wiesen und auf dem Zuge besucht sie die Bruch- und Stoppelfelder der ebenen Gegenden, denn sie macht auf der Wanderung kleine Tagereisen, weil sie Zeit haben muß, die ihr spärlich zugemessene, in kleinen Käfern und winzigen Sämereien bestehende Nahrung aufzusuchen. Sobald der Schnee auf den Bergen geschmolzen ist, in der letzten Hälfte des Februar, kehrt sie von ihrer Wanderung, welche sich bis Afrika erstreckt, zurück in unser Vaterland und nimmt ihren alten Wohnplatz wieder ein. In ihrem Betragen ist sie ein allerliebstes Thierchen, rasch und gewandt in ihren Bewegungen; da, wo sie geschont wird, zahm und zutraulich, wo sie Verfolgung erfährt, oder auch nur fürchtet, vorsichtig und schen. Sie läuft hurtig mit kleinen Schritten, etwas empor gerichteter Brust und kleiner Hölle, und nimmt sich dabei sehr gut aus.

Ihr zierliches Nest findet man nach der Beschaffenheit der Frühlingswitterung früher oder später, zuweilen schon in den letzten Tagen des März, unter einem Fichten- oder Wachholderbusche, oder im Graze. Es ist in einer gescharten Vertiefung von zarten, dünnen Grasshalmen und Grassblättern gebaut, tiefer als eine Halbkugel und inwendig sehr glatt und schön. Es enthält vier bis fünf, selten drei weißliche mit grau- und hellbraunen Punkten und Flecken dicht bestreute Eier, welche das vom Männchen mit Nahrung versorgte Weibchen allein ausbrütet. Nach der ersten Brut führen beide Eltern ihre Jungen nur kurze Zeit, denn sie machen bald zu einer zweiten Brut Anstalt. Nach dieser vereintigen sie sich mit allen ihren Kindern in eine kleine Gesellschaft und wandern entweder familientweise, oder in Flügen, welche aus zwei oder mehr Familien bestehen, die sich zusammengefunden haben. Sie verlassen uns in der letzten Hälfte des Oktobers oder zu Anfang Novembers.

„Das Herrlichste an der Haiderlerche“, sagt Brehm der Vater, „ist ihr vortrefflicher Gesang. Man ist auf einer Fußreise begriffen und befindet sich in einer oden Gegend, in welcher vielleicht nicht einmal eine Ausücht in eine schöne Ferne für den Anblick der ärmlichen Pflanzenwelt entschädigen kann. Alles Thierleben scheint gänzlich erstorben. Da erhebt sich die liebliche Haiderlerche, läßt zuerst ihren sanften Lockton „Lullu“ hören, steigt in die Höhe und schwebt laut stötend und trillernd halbe Stunden lang unter den Wolken herum, oder setzt sich auf einen Baum, um dort ihr angenehmes Lied zu Ende zu führen. Noch lieblicher aber klingt dieser Gesang des Nachts. Wenn ich in den stillen Mitternachtsstunden ihren ärmlichen Wohn-

platz durchschritt, in weiter Ferne eine Ohreule heulen oder einen Ziegenmelker schnurren, oder einen nah vorüberfliegenden Käfer schwirren hörte und mich so recht einsam in der oben Gegend fühlte, war ich jeder Zeit hoch erfreut, wenn eine Haideleerche emporstieg und ihre schönen Triller erschallen ließ. Ich blieb lange stehen und lauschte auf diese gleichsam vom Himmel kommenden Töne. Gestärkt setzte ich dann meinen Wanderstab weiter. Ich weiß recht gut, daß die Haideleerche zu singen anfing, weil ein innerer Drang sie dazu trieb und sie ihr Weibchen durch ihren Gesang unterhalten und erfreuen wollte: allein es schien mir, als sei sie emporgestiegen, um mir, ihrem alten Freunde, ihre Aufmerksamkeit zu beweisen und ihm die Einsamkeit zu versüßen.“

Die Haideleerche kann sich hinsichtlich ihres Gesanges mit der Nachtigall nicht messen, und dennoch ersetzt sie diese. Das Lied der Nachtigall ertlingt nur während zweier Monate: die Haideleerche aber singt von Anfang des März bis August und nach der Maiur noch in der letzten Hälfte des Septembers und in der ersten des Oktober, und sie singt in den oben, armen Gegenden: sie singt im Gebirge, wo außer ihr nur wenige andere gute Säger wohnen, — da, wo sie lebt, kaum ein einziger! Sie ist der Liebling aller Gebirgsbewohner, der Stolz der Stubenvogeliebhaber, die Freude des während der ganzen Woche an die Stube gefesselten Handwerkers. Sie wird deshalb oft gefangen, gewöhnlich mit der Locke oder auch einfach, indem man in Frühjahr eine mit einer Leimruthe bespizten, auf einer Stange befestigten kleinen Busch inmitten einer freien Stelle des Wohnplatzes aufstellt. Einen solchen erhabenen Gegenstand sucht sie gern auf, um sich auf ihm für Augenblicke niederzulassen: dabei wird sie gefangen. Solche Vogelstellerei ist gewiß nicht blos zu entschuldigen, sondern vollständig zu rechtfertigen. Anders verhält sich die Sache mit dem Lerchenstreichen in den Ebenen, bei welchem auch das liebenswürdige Kind des Gebirges nicht verschont wird. Hunderte der nirgends häufigen Vögel werden während ihrer Reise gefangen und getödtet.

Den für die Zimmer gefangenen Haideleerchen gibt man einen langen, mit Leinwand bedeckten Käfig ohne Springhölzer, belegt den Boden mit Vöschpapier, streut etwas Kies in den Winkel und füttert die Gefangenen mit Mohnsamen, Schenergesäme und Nachtigallfutter. Dabei erhält man die Haideleerche aber höchstens zwei oder drei Jahre.

Die Feldlerche, auch Brach-, Korn-, Saat-, Tag-, Sang- und Himmelklerche genannt (*Alauda arvensis*), ist 6 bis 7 Zoll lang, das Gefieder auf der Oberseite echt lerchenfarbig, auf der Unterseite weißlich, am Kopfe braun gefleckt, an den Seiten dunkel gestrichelt; sie und ihre Verwandten, welche von vielen Naturforschern höchstens als Spielarten ein und derselben Art angesehen werden, bewohnen ganz Europa mit seinen Inseln und den größten Theil Asiens bis nach Kamtschatta hin und zwar vorzugsweise die ebenen Gegenden. In Indien wird die bei uns lebende Art durch verwandte Arten vertreten; im Norden Amerikas hingegen fehlen solche gänzlich, und Audubon ließ deshalb einmal eine Menge deutscher Lerchen, welche er mit sich von Europa herüberbrachte, in seiner geliebten Heimat frei, um diese durch einen neuen geschätzten Säger zu bereichern. In Deutschland fehlt die Feldlerche nirgends; sie wohnt hier selbst auf niederen Bergen und hart an der Seelüste. „Kein Vogel“, sagt Naumann, „ist häufiger als sie, keiner so gemein; denn selbst der Hausperling bewohnt nur Gegenden, wo der Ackerbau blüht, und verschwindet, wo dieser aufhört. Nicht so unsere Lerche: sie bewohnt alle Gegenden.“

Bei uns ist die Lerche, wie bekannt, ein Sommervogel, welcher die liebe Heimat während der eigentlichen Wintermonate verläßt und eine regelmäßige Wanderung nach Süden hin antritt. Diese erstreckt sich übrigens nicht weit: schon in Egypten gehören die Feldlerchen zu den seltenen Erscheinungen. Große Scharen trifft man im Winter auf der fastlichen Hochebene an; ebenso häufig soll man ihr in den kalten Monaten in Algier und in Griechenland begegnen.

Die Lerche gilt uns als Frühlingsbote. Sie erscheint bereits mit der Schneeschmelze, oft noch vor ihr, in manchen Jahren schon anfangs Februar. Je nachdem die Witterung günstig ist, währt der eigentliche Zug länger oder kürzer. Ende Februars aber haben die meisten Lerchen bereits ihre Wohnplätze eingenommen, und im März hört man das bekannte Lied allüberall. Sie ist ein unsteter Vogel, welcher selten lange an ein und demselben Orte verweilt, vielmehr beständig hin und herläuft, hin und wiederfliegt, sich mit anderen ihrer Art streitet und zankt und dazwischen lockt und singt. Sie geht gut, bei langsamem Gange nickend, bei raschem fast wie ein Strandläufer, fliegt ausgezeichnet, aber sehr verschiedenartig, je nach dem Zweck, welchen sie zu erfüllen trachtet, bei eiligem Flug mit bald angezogenen, bald wieder schwirrend bewegten Schwingen, in großen Bogenlinien dahin, im Singen endlich in der allbekanntesten langsamen, oft schwebenden Weise mit gleichmäßigen Flügel schlägen, welche den





Die Feldlerche (*Alauda arvensis*).

Vogel höher und höher heben. Auf dem Boden zeigt sie sich gern frei, stellt sich deshalb auf Erdschollen, kleine Hügelchen oder Steine, zuweilen auch auf die Spitzen eines Strauches, Baumes oder Pfahles und behauptet solche Lieblingsplätze mit großer Hartnäckigkeit. Der Lockton ist ein angenehmes „Gerr“ oder „Gerrel“, welchem ein hellpfeifendes „Trit“ oder „Tie“ zugefügt wird. Bei dem Neste vernimmt man ein helles „Titri“, im Neger ein scharrendes „Scherrerererr“. Zur Schilderung des Gesanges wollen wir Naumann's Worte entlehnen: „Kaum verkündigt frühmorgens ein graulicher Streif im Osten die Ankunft des jungen Tages, so wirbeln sie schon ihr Liedchen ununterbrochen, bis die Nacht völlig entchwunden, dies auf einem Erdhügelchen oder einer Erdscholle sitzend; aber nun schwingen sie sich auf und begrüßen die aufgehende Sonne mit ihrem fröhlichen Lobgesange, hoch in der Luft flatternd, und treiben es den ganzen Tag, bis etwa eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang, wo sie endlich verstummen. Man muß sich wundern, wie sie so viel Zeit auf das Singen verwenden können, da sie ihre Nahrung doch nicht haufenweise beisammen finden, folglich darnach suchen müssen. — Kein Vogel singt wenigstens im Fluge so anhaltend, als die Feldlerche. Mit fast zitterndem Flattern steigt das Männchen singend allmählich in die Höhe, immer höher und höher, fast senkrecht aufwärts, beschreibt nun eine große Schraubenlinie und schwingt sich dann öfters so hoch, daß man es kaum noch sieht; seine großen Flügel und der breite Schwanz tragen es,



jedoch unter stetem Flattern, leicht, und es schwingt sich so auch weit vom Plaze, wo es aufstieg, über Städte und Dörfer hinweg, und in einem großen Bogen wieder zurück, senkt sich allmählich und stürzt nun auf einmal aus einer gewissen Höhe mit angezogenen Flügeln, wie ein fallender Stein zu seinem Weibchen oder Neste, oder wenigstens in deren Nähe herab. Nicht immer steigen die Lerchen so hoch, und machen auch nicht allemal einen so großen Umschweif; denn ein solcher Zug und Gesang dauert öfters eine Viertelstunde lang und darüber; aber sie singen meistens fliegend, und gewöhnlich nur ihr erstes Morgenlied und ihren letzten Abendgesang sitzend. — Auch bei ihren Zänkereien singen sie oft kurz abgebrochene Strophen; selbst die Weibchen stünpern etwas und fliegen dazu in einem großen Bogen, aber nicht weit, weg. — Der Ton im Feldlerchengesang ist hell, rein und stark genug, um weit gehört zu werden, daher sehr angenehm; er besteht auch aus vielen Strophen, die bald trillernd und wirbelnd, bald aus hellpfeifenden und gezogenen Tönen zusammengesetzt sind, welche zwar abwechselnd genug sind, aber einzeln oft zum Ueberdruß wiederholt werden. Es gibt Sängler unter ihnen, welche eine einzelne Strophe oft zehn und mehre Male wiederholen, ehe sie in eine andere übergehen, die bis zum Ende aber alle schnell auf einander folgen. Der Gesang der verschiedenen Männchen ist indessen so verschieden, wie die Strophen, woraus er besteht, und man hört von manchen Theile, die vielen andern fehlen, obgleich alle Variationen desselben Thema's zu sein scheinen, alle sich in den meisten Strophen, Trillern, Läufers u. s. w. ähneln und doch verschieden sind. Dies ist hier so auffallend, wie bei den Nachtigallen. Sie scheinen auch fremde Töne einzumischen, was ich glaube besonders an denen bemerkt zu haben, welche bei Sumpfs- und Wasservögeln wohnen, so daß sie in einzelnen Tönen zuweilen täuschen können. — Auch die jungen Männchen singen im Herbst beim Wegzuge, wenn recht schönes Wetter ist, zuweilen schon recht angenehm, doch nicht so laut und anhaltend als die Alten.“

Mit anderen ihrer Art leben die Feldlerchen nur während der Zugzeit und in der Winterherberge im Frieden. So lange die Liebe in ihm mächtig ist, zankt das Männchen eines Paares mit jedem andern, dessen es ansichtig wird. Die Kämpfe sind oft sehr hartnäckig; die Streiter packen sich und zausen sich tüchtig herum, und gar nicht selten schlägt sich noch ein drittes Männchen ins Spiel. Dann wirbeln alle drei vereint aus der Höhe zum Boden hernieder, und der Zank hat für den Augenblick ein Ende. In der nächsten Minute aber beginnt er von neuem wieder; denn jedes neue Lied des einen Männchens dünkt dem andern die Aufforderung zum Streite zu sein. Zuweilen gehen zwei Gegner auch zu Fuße auf einander los und nehmen dabei ähnliche Stellungen an, wie kämpfende Haushähne. Dabei wird wader gefochten, freilich regelmäßig ohne wesentlichen Schaden für irgend einen der Streiter. Der Besiegte muß fliehen, der Sieger kehrt frohlockend zu seinem Weibchen zurück, welches gar nicht selten an den Prügeln des Männchens theilnimmt.

Das Nest findet man oft schon anfangs März, gewöhnlich auf Getreidefeldern, nicht selten aber auch auf Wiesen und selbst in Brüchen auf erhöhten Inselchen, welche mit Gras oder Seggen bewachsen, sonst aber ganz eng vom Wasser umgeben sind. Die einzelnen Paare behaupten ein Gebiet von zwei bis höchstens dreihundert Schritten im Durchmesser, dann beginnt das eines anderen, und in bebauten Ebenen ist derart eine ganze Wegend bevölkert. Die kleine Vertiefung, in welcher das Nest steht, wird im Nothfall von den beiden Lerchen selbst ausgescharrt oder wenigstens erweitert und bezüglich gerundet; dann baut sie das Weibchen unter Mithilfe des Männchens dürftig mit alten Stoppeln, Grasbüscheln, zarten Wurzeln und Halmchen aus und bekleidet die Nestmulde vielleicht noch mit einigen Pferdehaaren. Mitte März ist das Gelege vollständig. Es besteht aus fünf bis sechs Eiern, welche auf grüngellichem oder röthlichweißen Grunde mit vielen Punkten und Flecken von graulichbrauner oder grauer Farbe sehr ungleichartig übersät sind. Beide Geschlechter brüten, das Weibchen, wie gewöhnlich, länger und ausdauernder, als das Männchen. Die Jungen entschlüpfen, wenn sie laufen können, dem Neste und verbergen sich auf dem Felde genau so, wie die jungen Haubenlerchen. Sobald sie selbstständig geworden sind, schreiten die Alten zur zweiten, und wenn das Jahr gut ist, zur dritten Brut.

Unter den vielen Feinden, welche die Lerchen haben, steht der Mensch leider obenan. Er verfolgt die harmlosen und nützlichen Thiere namentlich während ihres Herbstzuges mit allerlei Netzen und Fallen, hauptsächlich aber mit dem großen Streichgarn, welches über ganze Felder hinwegreicht und oft zu gleicher Zeit Hunderten von Lerchen verderblich wird. Welche Massen von Lerchen im Herbst gefangen werden, geht daraus hervor, daß an Lerchen im Monat Oktober zur Stadt Leipzig 403,455 Stück gebracht worden sind, welche Anzahl aber mit denen, welche im September und November eingebracht zu werden pflegen, um ein gutes vermehrt



werden muß. Es ist auch hierbei zu erinnern, daß ein großer Theil von den Lerchen nicht nach Leipzig kommt, weil auf den Dörfern mancher gute Schlucker wohnt, der sich mit Lerchen etwas zu gute thut.

Der zweifelhafte Feind unserer Vögel ist der Baumfalk. Bei seinem Erscheinen verstummen die fröhlichen Gefänge der Lerchen. Alles stürzt auf die Erde nieder, um sich platt niederzudrücken, wohl wissend, daß dies hier das beste Rettungsmittel ist; nur die, welche zu hoch in der Luft waren und den pfeilschnellen Feind nicht früh genug gewahr wurden, suchen in höhern Regionen Schutz. Unter beständigem Singen (welchem man aber die Angst anhört) steigen sie immer höher und höher, und retten sich dadurch, daß sie immer über dem Falken sind; denn er kann nur von oben niederstoßen und muß sie deshalb immer übersteigen; das aber wird ihm sauer und so läßt er solche meist unbeachtet. Ihre Furcht vor ihm kennt keine Grenzen: sie suchen, wenn er sie verfolgt, sogar bei Menschen Schutz, verkriechen sich unter Wagen und Zugvieh, und man weiß sogar von einer hartverfolgten Lerche, welche sich in dieser Noth einem Reiter auf den Sattelknopf setzte.

Der schöne Gesang, leichte Zähmbarkeit und Anspruchslosigkeit machen die Feldlerche zu einem sehr beliebten Stubenvogel. Wenn man für einen guten Bauer sorgt, kann man alt eingefangene drei bis vier Jahre lang am Leben erhalten, jung aufgezogene noch länger. Diese werden außerordentlich zahm und nehmen leicht Lehre an; einige lernen z. B. kleinere Lieder herrlich nachzupfeifen.

Afrika beherbergt außer den bereits genannten noch mehrere sehr eigenthümliche Lerchen, welche eine besondere Horde bilden. Die Stelzenlerchen (*Certhilaudae*) zeichnen sich besonders aus durch sehr hohe Füße mit kurzen oder mittellangen Zehen und Nägeln.

Ein Hauptmerkmal der Sippe der Sporeulerchen (*Macronyx*) ist der auffallend lange, mehr oder weniger gekrümmte Sporen an der Hinterzehe; er übertrifft diese bedeutend an Länge. Eine Art (*Macronyx capensis*) wurde Wachtlerche genannt, weil sie beim Erscheinen eines Menschen oder eines andern ihr auffallenden Wesens sehr deutlich das „*Qui vive, qui vive*“ der französischen Soldaten ausstößt. Dieser Vogel gehört zu den buntesten aller Lerchen. Die Federn der Oberseite sind dunkelschwarz, die Unterseite ist ziemlich gleichmäßig rostroth; die mit einem schwarzen Bande eingefasste Kehle und ein Strich über dem Auge sind röthlich-orangefarben; das Auge ist röthlichbraun, der Schnabel graubraun, der Fuß gelblich. Diese Art ist in ganz Südafrika häufig, vorzugsweise auf grasigen Ebenen und an den Ufern der Bäche und wird ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen sehr eifrig verfolgt.

Die Läuferlerchen (*Alaemon*) erscheinen gewissermaßen als Mittelglieder zwischen den Lerchen und den Kennvögeln, welche wir später kennen lernen werden.

Eine der bekannteren Arten dieser Sippe, welche auch wiederholt in Europa beobachtet wurde, ist die Wüstenläuferlerche (*Alaemon desertorum*). Sie ist auf Kopf und Hinterhals graulich-isabellfarben, auf Rücken und Flügeldeckfedern gelblicher, auf der Unterseite weiß, auf der Brust spärlich durch schwarzbraune Längsflecken gezeichnet. Die Länge beträgt 8 Zoll.

Diese auffallende Lerche ist in allen Wüsten Nordostafrikas nicht gerade selten. Besonders häufig wird sie zwischen Kairo und Suez beobachtet, in kleinen Familien zu vier bis sechs Stücken, niemals in Flügen. In ihrem Betragen ist die Wüstenläuferlerche ein wirkliches Mittelglied zwischen ihren engeren Verwandten und den Kennvögeln. Sie läuft absatzweise ungemein rasch, viel mehr strandläufer-, als lerdchenartig, fast ganz wie der Wüstenkennvogel (*Cursorius isabellinus*), fliegt leicht, viel schwebend und sehr oft schnurgerade in die Höhe, nicht langsam steigend, wie andere Lerchen, sondern mit jähen Flügelschlägen sehr rasch sich aufwärts fordernd; dann schwebt sie einige Augenblicke lang auf ein und derselben Stelle und läßt sich plötzlich mit zusammengelegten Flügeln wieder zum Boden herabfallen.

## R a b e n v ö g e l .

Das Gepräge der Sperlingsvögel, ihr Leibesbau und ihre Eigenthümlichkeiten werden in einem gewissen Grade durch die Rabenvögel wiederholt; deshalb sind diese gewöhnlich auch nur als die Glieder einer Zunft oder Unterordnung von jenen angesehen worden. Wir erheben diese Unterordnung zu einer Ordnung, weil die Rabenvögel, ungeachtet der zugestandenen Uebereinstimmung mit den Sperlingsvögeln, dennoch ein selbstständiges Gepräge zeigen.

Wir haben es in dieser Ordnung mit Vögeln zu thun, deren Größe zwischen der eines Raben und eines Finken schwankt. Der Leib aller hierher zu zählenden Geschöpfe ist sehr übereinstimmend gestaltet und gebaut. Der Rumpf ist gestreckt, ohne deshalb verschmächtigt zu sein, der Kopf ist verhältnißmäßig groß, der Hals kurz, der Sittig mittel- oder ziemlich lang, zugespitzt oder gerundet, der zwölffederige Schwanz verschieden gebildet: kurz und gerade abgeschnitten, ein wenig gerundet oder lang und dann meist beträchtlich abgestuft, der Fuß kräftig, weder stelzenartig verlängert, noch besonders verkürzt, am Lauf mit Tafelschuppen beschudert, kurzzeitig und ziemlich stark bekrallt. Der Schnabel erreicht die halbe, zuweilen auch die ganze Kopfänge und selbst noch etwas mehr; er ist ziemlich gerade, mehr oder weniger kegelförmig, auf der Firste oft etwas gebogen, an der Spitze ein wenig herabgestümmt, nicht aber hakig. Die Federn sind verhältnißmäßig klein und etwas derb; sie stehen dicht und lassen das Gefieder deshalb voll erscheinen; sie verlängern und zerfleißeln sich auch wohl bei Einzelnen in eigenthümlicher Weise. Ihre Färbung wechselt. Schwarz ist die Farbe, welche am häufigsten vorkommt; nachst dem tritt Gelb und Weiß auf, seltener Grün, Braun, Roth zc. Sehr oft schillern die Federn in prachtvoll metallischem Glanze.

Der innere Leibesbau kommt in vielen Stücken mit dem der Sperlingsvögel überein. Das Geripp ist kräftig; viele seiner Knochen sind luftführend. Die Wirbelsäule besteht sehr übereinstimmend aus 12 Hals-, 8 Rücken-, 10 bis 11 Becken- und 7 bis 8 Schwanzwirbeln. Die Singmuskeln im unteren Kehlkopf sind vorhanden. Die Speiseröhre erweitert sich nicht kropfartig; der Vormagen ist kurz und drüsenreich, aber dünnwandig, der Magen niemals so muskeltig, wie bei den Sperlingsvögeln. Alle Sinneswerkzeuge sind wohl entwickelt; das Gehirn ist sehr groß.

Die Rabenvögel bewohnen alle Erdtheile und alle Breiten- oder Höhegürtel derselben. Die meisten sind weit verbreitet, einzelne jedoch auch sehr beschränkt in ihrem Vorkommen. Der Süden ist reicher an Arten, als der Norden; die hier lebenden Raben sind dafür aber weiter verbreitet, als die, welche unter niederen Breiten wohnen. Als eigentliche Heim- und Wohnstätte unserer Vögel ist der Wald anzusehen; doch weiß auch die Seelüste, die baumlose Steppe oder Wüste, das Hochgebirge Einzelne zu fesseln, und so begegnet man ihnen vom Meeresstrande an bis zum Gletschergürtel hinauf allüberall, — auch an oder in menschenbelebten Dörfern oder Städten.

Owen hat einmal behauptet, daß man in dem Raben den vollkommensten aller Vögel vor sich habe, und es läßt sich dagegen nicht viel einwenden. Die Begabung der Rabenvögel ist in der That eine außerordentliche, weil ebenso hohe, wie mannichfaltige; ihre geistige Befähigung ist nicht minder groß, als ihre leibliche. Die Rabenvögel fliegen leicht, rasch und sehr gewandt; sie gehen gut und bewegen sich auf dem Boden mit demselben Geschick, wie im Gezweig der Bäume; ihre Stimme ist reichhaltig; ihre Sinne sind ziemlich gleichmäßig entwickelt; ihr Verstand steht auf so hoher Stufe, wie bei wenig anderen Vögeln überhaupt. Einige erscheinen als ganz besonders bevorzugt; sie vereinigen gewissermaßen die Eigenschaften der Papageien und Falken in sich.

Solcher Vielseitigkeit entsprechen Lebensweise, Betragen, Ernährung, Fortpflanzung und andere Thätigkeiten und Handlungen dieser Vögel. Im allgemeinen läßt sich darüber wenig sagen; denn eigentlich scheint den Rabenvögeln Alles möglich zu sein. Die Lebensweise der kleineren Arten erinnert vielfach an das Treiben der Finken und Ammern; die größeren Mitglieder der Ordnung hingegen bekunden in ihrem Gebahren viel Eigenthümliches. Sie sind, wenigstens zum Theil, sehr tüchtige Räuber, weil sie jede ihrer Gaben aufs beste anzuwenden wissen und bei ihrer Jagd Kraft und Gewandtheit mit Muth und List vereinigen. Sie sind aber nicht bloß Räuber, sondern auch schlimme Diebe, welche Freude an ihnen ganz unnützen, dem Menschen vielleicht sehr werthvollen Dingen zu haben scheinen und daher manchen Unfug stiften. Alles Genießbare ist ihnen recht, und um die Mittel zur Erwerbung sind sie nie verlegen. So führen sie ein wirklich beneidenswerthes Leben. Jede Vertlichkeit bietet ihnen das Erforderliche, weil sie eben Alles zu gebrauchen verstehen, und wenn ihnen eine Gegend ausgenutzt erscheint, verlassen sie dieselbe. Dem entsprechend sind sie Stand-, Strich-, Wander- und Zugvögel, je nach Art, Heimatsgegend, Witterung, nach den Umständen. Ihre Lebensweise ist ebenso vielseitig, wie ihre Begabung. Sie leben gern in Gesellschaften; aber kein Mitglied derselben opfert dem Verbands seine Selbstständigkeit. Einer steht dem anderen treulich bei in Gefahr und Noth; die Gatten eines Paares hängen mit uniger Zärtlichkeit an einander; die Eltern lieben ihre Jungen in so hohem Grade, wie wenige andere Vögel; aber im übrigen erkennt und benutzt jeder seinen Vortheil bestmöglichst. Ihre geselligen Vereinigungen sind, wie es scheint, Folge der Erkenntniß aller Vortheile, welche ein Verband Gleichbefähigter dem



Einzelnen gewährt; sie sind Verbindungen zu Schutz und Trutz, zur Ermöglichung geselliger Freuden, zur Unterhaltung des ewig nach Beschäftigung strebenden Geistes. Einzelne Arten halten förmlich Zusammenkünfte an gewissen Orten und zu gewissen Stunden ab, scheinbar zu dem Zwecke, gegenseitig die Erlebnisse des Tages auszutauschen. Lehre und Warnung der durch Erfahrung gewichtigten Weisen eines Verbandes findet in den Jüngeren, minder Erfahrenen eifrige Schüler, und so bilden sich auch deren Geistesfähigkeiten in überraschend kurzer Zeit aus. Ueberlegene Klugheit wird selbst von anderen Arten der Ordnung bereithwillig anerkannt; daher werden die Klügsten bald zu Leitern und Führern ganzer Genossenschaften.

Die Art und Weise des Brutgeschäfts weicht bei den verschiedenen Arten der Ordnung vielfach ab. Einige sind Höhlenbrüter, andere Weber; die meisten erbauen sich freistehende Nester. Ihre Geselligkeit wird durch die Sorge um einen geeigneten Nistplatz wenig gestört. In den Siedelungen, welche mehrere Arten bilden, fehlt es anfänglich nicht an Streit um den Nistort und die Niststoffe: der eine wird wo möglich gewaltsam erobert, die anderen werden listig weggestohlen; ist jedoch ein Platz wirklich bebaut und das Nest belegt, so endet der Kampf, und der Friede tritt wieder ein. Die Bauart des Nestes ist verschieden, je nach dem Standorte desselben und nach der Kunstfertigkeit und Laune seiner Gründer; die Anzahl der Eier eines Geleges schwankt zwischen vier und acht. Beide Eltern brüten und beide lieben ihre Brut in so hohem Grade, daß der Ausdruck „Rabenvater“ und bezüglich „Rabennutter“ als eine durchaus unverdiente Schmähung unserer Vögel zu brandmarken ist. Auch während des Brütens müßigen sich die männlichen Glieder der Paare gern noch ein Stündchen ab, um den Anforderungen des geselligen Verkehrs zu genügen; zumal die Männchen kommen ziemlich regelmäßig an bestimmten Orten zusammen, um mit einander zu singen oder zu schwätzen. Die Jungen werden nach dem Ausfliegen längere Zeit geführt, ernährt, gewarnt und beschützt, am längsten selbstverständlich von denen, welche im Laufe des Sommers nur einmal brüten. So ist es gewöhnlich; die Ausnahmen von der Regel werden weiter unten ausführlicher zu behandeln sein.

Im allgemeinen haben wir die Rabenvögel als vorwiegend nützliche Thiere anzusehen. Alle kleineren Arten erwerben sich durch Vertilgung schädlicher Kerbthiere, Schnecken und Würmer hohe Verdienste und brandschützen dagegen nur ausnahmsweise das Besitztum des Menschen; die größeren und stärkeren Raben aber sind Räuber, welche sich ohne Besinnen auch an höheren Wirbelthieren vergreifen, deren Thätigkeit oder anderweitige Nutzbarkeit für uns eripriesslich ist. Einige Raben gehören wegen solcher Raubgelüste ganz entschieden zu den schädlichsten Vögeln unseres Vaterlandes oder heimatlichen Erdtheils; sie können sich sehr verhasst und ernste Abwehr nöthig machen.

Für die Gefangenschaft eignen sich, soviel erprobt, alle Arten der Ordnung. Sie gewöhnen sich leicht an einfaches Erbskutter und auch bald an ihren Gebieter, welchen viele rasch liebge winnen und in vieler Hinsicht erfreuen. Sie sind neben den Papageien die einzigen Vögel, welche nicht nur allerlei Lieder nachpfeifen, sondern auch Worte der menschlichen Sprache nachschwätzen lernen; einzelne unter ihnen sprechen sogar: sie schwätzen mit Verständniß des gewählten Ausdrucks. Zum Aus- und Einfliegen lassen sie sich ohne Mühe gewöhnen, überhaupt zu Mancherlei abrichten. Ergötzlich oder unterhaltend sind sie alle.

Viele Rabenvögel können auch nach dem Tode benutzt werden. Das Fleisch der kleineren Arten ist wohlschmeckend; von anderen finden die Federn Verwendung.

Nächst dem Menschen verfolgen Raubsäugthiere und Raubvögel wenigstens die kleineren Arten; denn die großen und starken wissen sich durch ihre Klugheit und Gewandtheit, durch ihren Muth und ihr geselliges Zusammenhalten vor den meisten Räubern zu wahren und haben höchstens in verschiedenen Schmarozern lästige Gegner.

Die Rabenvögel lassen sich in vier Unterabtheilungen bringen, nämlich in die der Staarvögel, Paradiesvögel, eigentlichen Raben und Pisangfresser.

Die Staarvögel (Sturnidae) zählen unter die mittelgroßen und kleinen Angehörigen der Ordnung. Sie sind wohlgebildete und hochbegabte Geschöpfe, welche im allgemeinen mit den Raben zwar große Ähnlichkeit zeigen, sich aber auch wiederum als Verwandte der Trojvögel und selbst der Finken bekunden. Mit Ausnahme Neuhollands verbreitet sich diese Zunft über alle Erdtheile; sie sind nicht bloß die redseligsten oder sangfertigsten, sondern auch die als Baukünstler am meisten ausgezeichneten Rabenvögel.

Die erste Familie umfaßt die Stärlinge (Icteri), Vögel von Krähen- bis Finkengröße. Sie bewohnen und beleben die



Waldungen, nähren sich von kleinen Wirbel-, Korb- und Muschelthieren, Früchten und Sämereien, und machen sich oft verhaßt, oft wieder sehr nützlich. Ihre Nester pflegen künstlich zu sein.

In der ersten Horde vereinigen wir die Hausenvögel (Agelai), zu denen die kleinsten Arten der Familie gehören.

Einer der häufigsten und verhaßtesten Vögel Nordamerikas, der Doblinsk, oder, wie unsere Händler sagen, der Paperling (*Dolichonyx oryzivorus*), verdient an erster Stelle genannt zu werden, weil er halb Fink, halb Staarvogel zu sein scheint.



Der Paperling (*Dolichonyx oryzivorus*).

Ist nach Geschlecht und Jahreszeit sehr verschieden. Im Hochzeitskleide sind Ober- und Vorderkopf, die ganze Unterseite, sowie der Schwanz des Männchens schwarz; der Nacken ist bräunlichgelb, der Ober Rücken schwarz, jede Feder aber breit gelb gesäumt. Die Schultergegend und der Bürzel sind weiß mit gelbem Schimmer, die Schwingen und Flügeldeckfedern schwarz, aber sämmtlich gelb gesäumt. Das Auge ist braun, der Ober Schnabel dunkelbraun, der Unterschnabel bläulichgrau, der Fuß lichtblau.

Der Paperling ist in Nordamerika ein Sommervogel, welcher sehr regelmäßig erscheint und wegzieht. Auf seiner Reise nach Süden berührt er Mittelamerika und namentlich Westindien, vielleicht auch die nördlichen Länder Südamerikas; doch scheint er nicht bis nach Brasilien vorzudringen. Das Nest wird auf oder hart über dem Boden ohne große Sorgfalt, jedoch immer zwischen Gras oder Getreidehalmen angelegt und selbstverständlich zum Mittelpunkt des Wohngebietes eines Paares. Während nun die Weibchen brüten, treiben sich die Männchen im nekadendem Wettstreit über dem Halmenwalde umher. Eins und das andere erhebt sich singend in die Luft und schwingt sich hier in eigenthümlichen Absätzen auf und nieder. Das Lied des Einen erregt alle Uebrigen, und bald sieht man eine Menge aufsteigen und vernimmt von jedem die anmuthig heitere Weise. Mit Recht rühmen die Nordameritaner den Gesang dieses Vogels; er genügt selbst dem verwöhnten Ohre eines deutschen Liebhabers. Die Töne sind reich an Wechsel, werden aber mit großer Schnelligkeit und anscheinender Verwirrung ausgestoßen und so eifrig fort-

gesetzt, daß man zuweilen den Gesang von einem halben Duzend zu vernehmen glaubt, während doch nur ein einziger singt.

In den letzten Tagen des Mai findet man in dem verhältnismäßig großen Neste vier bis sechs Eier, welche auf weißlichem Grunde dicht mit dunkelblauen und unregelmäßig mit schwärzlichen Flecken gezeichnet sind. Die Jungen werden hauptsächlich mit Korbthieren aufgefüttert, wachsen rasch heran, verlassen das Nest und schlagen sich sodann mit andern ihrer Art in zahlreiche Flüge zusammen. Nunmehr zeigt sich der Paperling von seiner andern Seite, denn jetzt beginnen die Verwüstungen. Die Vögel fliegen von Feld zu Feld, fallen in ungeheuren Schwärmen ein, fressen die noch milchigen Körner des Getreides ebenso gern, als die bereits gereiften und fügen wegen ihrer ungeheuren Menge den Landeuten wirklich erheblichen Schaden zu. Jedes Gewehr wird jetzt gegen sie in Bereitschaft gesetzt; Tausende und Hunderttausende werden erlegt, jedoch vergeblich; denn die Verwüstungen währen demungeachtet fort. Man



Der Ruhflaar (*Melothrus pecoris*). (S. 146.)

vertreibt die Vögel höchstens von einem Felde, um sie in das andere zu jagen. Sobald sie ihr Werk im Norden beendet haben, fallen sie in die südlichen Pflanzungen ein.

Ungeachtet der Verwüstungen, welche der Paperling zeitweilig im Felde anrichtet, fragt es sich noch sehr, ob er als ein überwiegend schädlicher Vogel betrachtet werden darf. Bis zur Getreidereife macht auch er sich wie unser Sperling durch Aufzehren von Kerbthieren ungemein nützlich, und deshalb verdient er wenigstens bis zu dem Zeitpunkte, wo er als schädlicher Vogel auftritt, geschont zu werden.

Es scheint, als ob der Haß, mit welchem der Landmann den Paperling betrachtet, wesentlich dazu beitrüge, daß man den so unterhaltenden Vogel selten im Käfig hält. Erst in den letzten Jahren ist er wiederholt lebend nach Europa herübergekommen und gegenwärtig wohl in jedem Thiergarten oder bei jedem Händler zu finden. Man darf ihn allen Liebhabern als einen höchst angenehmen, unterhaltenden Stubenvogel empfehlen.

Fast ebenso häufig ist der Rothflügel, ein bei aller Einfachheit sehr schöner Vogel. Er bildet mit Verwandten die Sippe der Sumpftrupiale (*Agelaius*). Im Hochzeitskleid ist der männliche Rothflügel (*Agelaius phoeniceus*) tief schwarz, auf der Schulter aber prächtig scharlachroth. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel und die Füße sind bläulichschwarz. Die Länge beträgt  $8\frac{1}{2}$  Zoll.

Die Lebensgeschichte des Rothflügels ähnelt in vieler Hinsicht der seiner beschriebenen Verwandten. Auch er ist über ganz Nordamerika verbreitet und wo er vorkommt, häufig. In den nördlichen Theilen der vereinigten Staaten ist er ein regelmäßiger Sommergast, in den südlichen hingegen ein nur zeitweilig massenhaft auftretender Vogel.

Gegen die Erntezeit fällt er in unschätzbare Masse in die Felder ein und es ist daher kein Wunder, daß die amerikanischen Landleute auf den prächtigen Vogel nicht wohl zu sprechen sind, daß sie für seine Schönheit kein Auge und für seine Thätigkeiten nur Verwünschungen haben. Demungeachtet dürfte es auch hinsichtlich dieser Thätigkeit fraglich sein, ob der Nutzen, welchen sie bringen, den Schaden, den sie verursachen, nicht aufwiegt.

Der Rothflügel wird seiner Schönheit halber oft in Gefangenschaft gehalten und läßt sich mit Drosselfutter und Gesame mancherlei Art leicht erhalten, singt auch recht fleißig im Käfig,

ist ewig munter und in Thätigkeit, stets heiter, mit wenigem zufrieden und, unter Gleichstarken mindestens, verträglich. Einen Gesellschaftsbauer belebt er in der amnthigsten Weise.

Aus der Sippe der Kuhvögel (*Molothrus*) ist die bekannteste Art der berühmte oder berüchtigte Kuhstaar (*Molothrus pecoris*). Das alte Männchen ist ein sehr einfach gefarbter, aber doch hübscher Vogel. Kopf und Hals sind rufbraun, das ganze übrige Gefieder ist bräunlichschwarz, auf der Brust bläulich, auf dem Rücken grün und blau glänzend. Das Auge ist dunkelbraun; der Schnabel und die Füße sind bräunlichschwarz. Die Länge beträgt 7 Zoll.

Der Kuhvogel ist ebenfalls über einen großen Theil Nordamerikas verbreitet und wenigstens in einzelnen Gegenden sehr häufig. Auch er lebt hauptsächlich auf sumpfigen Strecken, gern aber nebenbei auf Weiden zwischen Rindern und Pferden. Seine Schlafplätze wählt er sich im Gebüsch oder Köhricht an Flussufern. Im Norden der vereinigten Staaten erscheint er zu Ende März oder Anfangs April in kleinen Flügen. Erst gegen den Abend hin scharft er sich zu großen Massen, oft mit den Schwärmen des Rothflügels vereinigt. Ende September verläßt er das Land wieder, gewöhnlich in Gesellschaft mit andern Vögeln. Seine Nahrung ist wesentlich dieselbe, welche seine Verwandten verzehren. Unfern Staaren ähnelt er darin, daß auch er oft von dem Rücken des Viehs die Schmarotzer ablieft, welche sich dort festgesetzt haben.

Dies Alles würde nach dem Vorhergegangenen eine besondere Erwähnung kaum nöthig erscheinen lassen; der Kuhvogel zeichnet sich aber anderweitig so wesentlich aus, daß er unsern Buche nicht fehlen darf. Er brütet nämlich nicht selbst, sondern legt, wie unser Kuckuck, seine Eier in anderer Vögel Nester. Noch mehr: er lebt nicht einmal in Paaren. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß bei unserm Kuckuck ganz dasselbe Verhältniß stattfindet; uns wird es aber bei diesem Vogel nicht so leicht, darüber Gewißheit zu erlangen, während eine derartige Beobachtung bei dem häufig und gesellig lebenden Kuhvogel keine Schwierigkeiten darbietet.

Das Ei des Kuhvogels ist, wie bei dem Kuckuck, kleiner, als man, von seiner Größe schließend, vermuthen möchte. In der Färbung scheint es wenig abzuändern. Es ist auf blaßblaugrauem Grunde mit umberbraunen Flecken und kurzen Strichen bezeichnet, am dichtesten gegen das dickere Ende hin. Nach Audubon legt der Kuhvogel niemals mehr als ein Ei in ein Nest, zweifelsohne ihrer aber mehrere in Verlauf der Brutzeit. Nach ungefähr vierzehntägiger Bebrütung schlüpft der junge Vogel aus und zwar immer zuerst (?). Daher kommt es, daß die übrigen Eier von den eigenen Eltern vernachlässigt werden; denn das Pflingstkind nimmt fortan ihre ausschließliche Sorgfalt in Anspruch. Die treuen Pflegeeltern geben sich die größte Mühe, es groß zu ziehen und beweisen ihm gegenüber alle ihre Zärtlichkeit und Aufopferungsfähigkeit. Auch der ausgeflogene Kuhvogel läßt sich noch lange füttern, sobald er aber selbstständig geworden ist, verläßt er rücksichtslos seine Pflegeeltern.

\*

Eine zweite Horde unserer Familie umfaßt die Glibbvögel (*Icteri*). Sie bewohnen vorzugsweise die südliche Hälfte Amerikas, ohne jedoch im Norden zu fehlen. Ihre Gesellschaften beleben die Gebüsch und Wälder, und ihre oft sehr reichhaltigen Lieder erfreuen den Ansiedler wie den Jäger inmitten des Waldes. Ihre Nahrung besteht aus Kerbthieren und Früchten; zu gewissen Zeiten verzehren auch sie Körner mancherlei Art. Unter den Staaren sind sie dasselbe, was die Webervögel unter den Finken: die Erbauer äußerst künstlicher Nester, welche ebenfalls, und oft in großer Anzahl, auf ein und demselben Baume aufgehängt werden. Fast alle Arten sind geschätzte Stubenvögel, sie empfehlen sich durch die Schönheit ihres Gefieders, durch ihr lebhaftes Betragen und durch ihren reichen Gesang.

Brasilien und Guyana beherbergen recht häufig eins der schönsten Mitglieder der Familie, den Soffre, wie er von den Landeseingeborenen genannt wird (*Icterus Jamaicai*). Bei ihm sind Kopf, Kehle, Rücken und Schwanz schwarz, der Nacken, der Unterrücken, die Brust und der Bauch lebhaft orangegelb, ein Theil der hintern Armschwingen nach unten weiß gesäumt, die kleinen Deckfedern am Bug orangegelb, die Unterflügeldeckfedern dottergelb. Die Länge beträgt 10 Zoll.

„Dieser schöne Vogel“, sagt der Prinz von Wied, „ist eine der größten Zierden der dicht belaubten Baumkronen. Sein prachtwoll feuerfarbiges Gefieder glänzt wie eine Flamme im dunkeln Laube. Man sieht ihn auf der Spitze eines mächtig hohen Baumes oder auf der Seite einer dicht belaubten Baumkrone, in welche er sogleich einschlüpft, sobald man sich ihm nähert, ohne jedoch besonders scheu zu sein. Seine Sitten sind angenehm. Er ist lebhaft und in steter Bewegung. Seine Stimme ist höchst abwechselnd und mannichfaltig; denn er ahmt



anderer Vogel wieder nach und mischt dabei allerlei eigenthümliche Strophen ein. Er ersetzt also unsern Pirol nicht bloß durch die Schönheit des Gefieders, sondern auch durch seine laute volltönende Stimme. Besonders gern hält er sich da auf, wo die dichten Waldungen an offene oder urbar gemachte Stellen grenzen. Hier begegnet man ihm während der Brutzeit paarweise, nach ihr in kleinen Gesellschaften oder Familien, welche dann vereint umherstreifen. In seinem Magen fand ich Ueberreste von Kerbthieren; er sucht aber auch alle Arten reisender Früchte auf, stellt vorzüglich den Orangen und Bananen nach und thut an diesen oft Schaden. Zur Zeit der Reife jener Früchte kommt er den menschlichen Wohnungen sehr nahe."

Der Soffre kommt, wenn auch nicht gerade häufig, so doch zuweilen lebend selbst nach Europa und befindet sich bei gewöhnlichem Drosselfutter durchaus wohl. Der Vogel erfreut durch seine Lebhaftigkeit und die Pierlichkeit seiner Bewegungen ebenso sehr, wie durch seine Schönheit und den wirklich vortrefflichen Gesang. Im Gesellschaftsbauer kann er leider nicht geduldet werden; denn kleinere Vögel fällt er mörderisch an, überwältigt sie und verzehrt sie ohne Umstände.

Unter den nordamerikanischen Arten der Horde verdient der Baltimorevogel (*Myphantès Baltimore*) als der bekannteste der Erwähnung. Beim alten Männchen sind Kopf, Vorderhals und Nacken, die Schwingen und großen Flügeldeckfedern, sowie die mittelsten Steuerfedern schwarz, die ganze Unterseite, der Unterrücken und die kleinen Flügeldeckfedern aber glänzend orangegebl, die Federn der Brust und des Rückens licht scharlachroth. Die seitlichen Steuerfedern sind an der Wurzelhälfte schwarz, an der Spizenhälfte orangefarbig. Die Schwingen sind weiß gesäumt und die großen Oberflügeldeckfedern weiß zugepizt. Das Auge ist orangegebl, der Schnabel und der Fuß sind lichtgrau. Die Länge beträgt  $7\frac{1}{4}$  Zoll.

Der Baltimorevogel verbreitet sich über Nordamerika bis zum 55. Grad nördlicher Breite und findet sich vorzugsweise an Flußufern. Nach Audubon ist er an geeigneten Orten sehr häufig, während er andere nur auf dem Zuge berührt. Hügelige Landschaften scheinen ihm vor Allem zuzusagen. Er ist ein Sommervogel, welcher mit Beginn des Frühlings paarweise im Lande eintrifft und dann baldmöglichst zur Fortpflanzung schreitet. Sein Nest ist verschieden, je nachdem das Land, in welchem der Vogel wohnt, heißer oder kälter ist. Es wird an einem schlanken Zweige angehängt und sehr künstlich gewebt. In den südlichen Staaten Nordamerikas besteht es nur aus sogenanntem „spanischen Moose“, und ist so locker gebaut, daß die Luft überall leicht hindurch dringen kann; das Innere enthält auch keine wärmenden Stoffe, ja der Bau wird sogar auf der Nordseite der Bäume angebracht. In den nördlichen Staaten hingegen wird es an Zweigen aufgehängt, welche den Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, und innen mit den wärmsten und feinsten Stoffen ausgekleidet. Die Thiere richten sich also ganz nach dem Klima ein. Der Bau des Nestes geschieht wie bei unserm Pirol. Der Vogel fliegt zum Boden herab, sucht sich geeignete Stoffe, heftet das Ende derselben mit Schnabel und Klauen an einen Zweig und verflecht das Ganze mit großer Kunst durch einander. Gelegentlich des Nestbaues wird der Baltimorevogel übrigens zuweilen lästig. Die Frauen haben es dann nöthig, auf das Garn zu achten, welches sie bleichen wollen; denn jener schleppt alle möglichen Fäden, welche er erlangen kann, seinem Neste zu. Man hat oft Zwirnssträhne oder Knäuel mit Seidenfäden im Nestgewebe des Baltimorevogels gefunden und zwar immer so verflochten, daß es ganz unmöglich war, die Fäden zu lösen.

Nachdem der Bau fertig ist, legt das Weibchen vier oder sechs Eier, welche auf blaßgrauem Grunde mit dunkleren Flecken, Punkten und Strichen bezeichnet sind. Nach vierzehntägiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen; drei Wochen später sind sie flügge. Dann brütet, wenigstens in den südlichen Staaten, das Paar wohl noch einmal im Laufe des Sommers. Bevor die Jungen ausfliegen, hängen sie sich oft an der Außenseite des Nestes an und schlüpfen aus und ein wie junge Spechte. Hierauf folgen sie ihren Eltern etwa vierzehn Tage lang und werden während der Zeit von ihnen gefüttert und geführt. Sobald die Maulbeeren und Feigen reifen, erscheinen sie auf den Bäumen, wie sie früher auf den Kirsch- und andern Frucht bäumen erschienen, und dann können sie ziemlich bedeutende Verwüstungen anrichten. Im Frühjahr hingegen nähren sie sich fast ausschließlich von Kerbthieren, welche sie entweder von Zweigen und Blättern ablesen oder fliegend verfolgen und zwar mit großer Behendigkeit. Schon frühzeitig im Jahre treten sie ihre Wanderung an. Sie reisen bei Tage in hoher Luft, meist einzeln, unter laut tönendem Geschrei und mit großer Eile. Erst gegen Sonnenuntergang senken sie sich nach geeigneten Bäumen hernieder, suchen hastig etwas Futter, schlafen, frühstücken und setzen dann ihre Reise fort.





Baltimorevogel.



Die Bewegungen des Baltimorevogels sind zierlich und gleichmäßig. Der Flug ist gerade und anhaltend, der Gang auf dem Boden ziemlich geschickt. Seine größte Fertigkeit entfaltet der Vogel im Gezweig der Bäume; hier klettert er mit den Meisen um die Wette.

Seiner Schönheit halber hält man den Baltimorevogel häufig im Käfig. Man füttert ihn hier mit getrockneten Rosinen, Korinthen, Feigen und Kerbthieren; dabei hält er jahrlang aus. Der Gesang ist zwar einfach, aber äußerst angenehm wegen der Fülle, der Stärke und des Wohlklangs der drei oder vier, höchstens acht oder zehn Töne.

\*

Den Gilbvögeln stehen die Schwarzvögel (*Cassici*) nahe; sie vertreten in Amerika theilweise die Stelle unserer Raben. Sie sind schöne, lebhafte und bewegliche Geschöpfe, welche in den Wäldern und immer auf Bäumen leben. Zur Zeit der Reife des Getreides oder der Früchte nähern sie sich den Wohnungen und Pflanzungen ohne Scheu und machen sich dann zuweilen lästig. Im Walde stellen sie Kerbthieren und die größern Arten wohl auch kleinen Wirbelthieren nach; nebenbei fressen sie Früchte und Sämereien. Ihre Stimme entbehrt keineswegs alles Wohlklanges und zeichnet sich durch große Biegsamkeit aus. Nach Schomburgk werden einzelne Arten von den Europäern Guyanas Spottvögel genannt. Sie ahmen nicht bloß die Stimmen aller um und neben ihnen singenden und schreienden Vögel, sondern auch die Laute der Säugethiere nach.

Raum weniger merkwürdig als durch ihre Stimme werden die Schwarzvögel durch ihren Nestbau. Auch sie bilden Brutansiedelungen und hängen ihre beutelförmigen, ziemlich künstlichen Nester gemeinschaftlich an ein und demselben Baume auf, gar nicht selten in brüderlicher Eintracht mit verwandten Arten, welche nach der Brutzeit ihren eigenen Weg gehen und sich um die Mitbewohner der Ansiedelungen nicht mehr bekümmern. Die Nester werden, wie bei einzelnen Webervögeln, jahrelang benutzt, vor der Brutzeit jedoch jedesmal sorgfältig wieder ausgebessert. Sie gleichen großen, unten stark gefüllten Schrotbeuteln, wie sie früher üblich waren, sind aber so lustig, daß man den brütenden Vogel sehen kann. Ihr Bau erfordert viel Zeit und einen großen Aufwand von Mühe und Geschicklichkeit. Einzelne Arten gebrauchen nur zwirnfadenartige Streifen oder Fasern, welche sie von den Wedeln der Maximilianen abschälen.

Im Süden Amerikas lebt der Zapu oder die Haubenkassike (*Cassicus cristatus*), ein Vogel von der Größe unserer Dohle. Das Gefieder ist der Hauptsache nach glänzend schwarz; der Unterrücken und der Hintertheil sind dunkelrothbraun, die seitlichen Steuerfedern gelb, die beiden mittelsten schwarz.

Diese Vögel sind höchst gesellschaftlich. Man findet sie auch zur Brutzeit in Menge, oft dreißig, vierzig und mehr Paare auf einem kleinen Raume vereinigt, und ihre merkwürdigen Beutelnester hängen alsdann beinahe an allen Zweigen eines oder mehrerer der hohen ausgebreiteten Urwaldbäume. Der Zapu befestigt sein merkwürdiges Nest zuweilen auf sehr hohen, zuweilen auf mäßig hohen Bäumen. Es ist beutelförmig, fünf bis sechs Zoll weit, schmal, lang, unten abgerundet, oft drei bis vier Fuß lang, oben an einem ziemlich schlanken, etwa fingerdicken Zweige festgeschlungen und stark befestigt; hier befindet sich auch eine längliche, gänzlich unbeschränkte Oeffnung zum Eingang. Die Gestalt und die biegsame, dem lockern Filze ähnliche Masse dieses Nestes gibt dasselbe vollkommen der Gewalt des Windes preis; es ist dessen Spiel, selbst bei einer leisen Luftbewegung. Der Vogel flücht und sitzt dieses Beutelnest auf die künstlichste Art aus Tillandsia- und Gravathea-Fäden so fest in einander, daß man es nur mit Mühe zerreißten kann. Unten im Grunde dieses tiefen Beutels findet man zur Unterlage der jungen Vögel Moos, dürres Laub und Bast. Ein solcher mit Nestern beladener Baum, auf welchem die großen schönen Vögel sich geschäftig ab und zu bewegen, bietet dem Vogelkundigen und Jäger ein höchst anziehendes Schauspiel dar. Das weit größere, schönere Männchen breitet seinen prächtigen Schwanz aus, bläht, wie der Schwan, seine Flügel auf, bringt den Kopf unterwärts, wobei es den Kropf ausbläht, und läßt alsdann seinen sonderbaren flötenartigen Rehlaut hören.

Gefangene Kassiken kommen selten zu uns, obgleich sie sich ziemlich leicht im Käfig halten lassen, wo sie munter und regsam sind.

Mehrere Schwarzvögel hat man ihrer eigenthümlichen Schwanzbildung halber Bootschwänze (*Quiscalus*) genannt; ihr Schwanz ist stark zugerundet, die mittelsten Federn desselben kehren ihre Fahnen nach aufwärts. Das Gefieder ist schwarz mit metallischem Glanze.

Der Bootschwanz (*Quiscalus major*), 16 Zoll lang, ist in den südlichen Staaten Nordamerikas zu Hause und in jumpfigen Gegenden oder an Flußufern sehr häufig. Im

trockenen Lande kommt er nicht vor. Er lebt gesellig zu allen Zeiten des Jahres, schlägt sich oft in sehr große Schaaren zusammen und schwärmt in den großen salzigen Marschen und an den schlammigen Küsten seiner Heimat umher; denn seine Hauptnahrung besteht aus kleinen Krabben und Würmern. Kerbthiere verschmäht er selbstverständlich ebensowenig, als andere seiner Verwandten, und zur Zeit der Frucht- oder Getreidereife erscheint auch er in den Pflanzungen: in den Reiszeldern soll er oft großen Schaden anrichten.

\*     \*     \*

(Staaren.) Die Staaren im engeren Sinne (Sturni) sind mittelgroße, gedrungen gebaute, kurzschwänzige, aber ziemlich langflüglige Vögel mit mittelmäßig langem, geraden, breitkegelförmigen Schnabel und mittelhohen, ziemlich starken Füßen. Das Gefieder ist ziemlich reichhaltig, aber hart, seine Färbung sehr verschieden. Die Staaren sind, wie alle Mitglieder ihrer Gattung, gesellige Vögel, welche sich außer und auch während der Brutzeit in größeren oder kleineren Gesellschaften zusammenhalten und alle Geschäfte gemeinschaftlich verrichten. Ungeachtet ihres plumpen Ansehens sind sie rasch und gewandt, auf dem Boden wie in den Zweigen oder in der Luft. Sie gehen schrittweise, etwas wackelnd, aber doch rasch und gut, fliegen leicht, mit behenden Flügelschlägen, rasch und rauschend und bewegen sich auch im Gezwieg oder im Köhricht mit viel Geschick. Alle Arten sind lebhaft, unruhige, ununterbrochen beschäftigte Vögel, welche nur kurze Zeit ruhen und auch dann noch irgend welche Thätigkeit vornehmen. Nur während des Schlafens sitzen sie wirklich still. Ihre Nahrung besteht aus Kerbthieren, Würmern und Schnecken, nebenbei auch in Früchten und andern Pflanzentheilen; doch werden sie niemals schädlich. Das Nest, ein großer unregelmäßiger Bau, wird in Höhlungen von Bäumen, Felsen, Gemäuern u. s. w. angelegt. Die Anzahl der Eier eines Geleges schwankt zwischen vier und sieben. Alle Arten halten die Gefangenschaft leicht und dauernd aus; einzelne werden in ihr zu den ergößlichsten Vögeln, welche man überhaupt gefangen halten kann.

Unter allbekanntester Staar oder Strahl, die Sprehe oder Spren (*Sturnus vulgaris*) scheint alle Eigenthümlichkeiten der Mitglieder seiner Familie in sich zu vereinigen und seine ausführliche Lebensschilderung würde deshalb hinreichen, uns mit der Familie selbst bekannt zu machen. Der Staar ist je nach Alter und Jahreszeit verschieden gefärbt und gezeichnet. Das Kleid des alten Männchens ist im Frühling schwarz mit grünem und purpurfarbigem Schiller, welche Färbung auf den Schwingen und dem Schwanz der breiten grauen Mäuler wegen sichter erscheint. Einzelne Federn des Rückens zeigen graugilbliche Spitzenflecke. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß rothbraun. Gänzlich verschieden ist das Herbstkleid, d. h. die Tracht sofort nach beendeter Mauser. Dann endigen alle Federn des Rückens, Oberrückens und der Brust mit weißlichen Spitzen, und das ganze Gefieder erscheint deshalb gepunktet. Der Schnabel erhält zugleich eine dunklere Färbung. Die Länge beträgt  $8\frac{1}{2}$  bis  $8\frac{3}{4}$  Zoll. Im Süden Europas wird der Vogel durch eine ihm sehr verwandte Art, den sogenannten einfarbigen Staar (*Sturnus unicolor*) vertreten, dessen matt schieferfarbnes schwach metallisch glänzendes Gefieder fast gänzlich ungestreift ist.

Von Island und den Faroerinseln an wird der gemeine Staar im größten Theile Europas wenigstens zeitweilig gefunden; denn er ist keineswegs überall Standvogel. So erscheint er in allen südlichen Provinzen Spaniens nur während des Winters, und wahrscheinlich wird dasselbe für Süditalien und Griechenland gelten; in den Pyrenäen und in den südlichen Alpen jedoch ist er noch Brutvogel. Er bevorzugt ebene Gegenden und in diesen Auwaldungen, weil er ein Freund des Wassers oder mindestens feuchter Strecken ist. Er läßt sich aber auch in Gegenden, welche er sonst nur auf dem Zuge berührt, fesseln, sobald man ihm zweckentsprechende Wohnungen, d. h. Brutkästen herrichtet. Venz hat ihn im Thüringerwalde heimisch gemacht.

Bei uns zu Lande ist der Staar Zugvogel; aber er erscheint unter allen am frühesten und bleibt bis tief in den Spätherbst hinein. Seine Reisen dehnt er höchstens bis Nordafrika aus; in Algier und Egypten ist er jeden Winter ein regelmäßiger Gast. Die Hauptmasse der Ausgewanderten bleibt bereits in Südeuropa wohnen und treibt sich hier während des Winters mit allerhand andern Vögeln, mit Raben, Drosseln und ähnlichen im Lande umher. Wenn der Staar meint, daß die Heimat ihm wieder Nahrung geben könne, macht er sich auf die Reise, und so sieht man ihn bei uns regelmäßig schon vor der Schneeschmelze.

Es gibt vielleicht keinen Vogel, welcher munterer, heiterer, fröhlicher wäre, als der Staar es ist. Wenn er bei uns ankommt, ist das Wetter noch recht trübe: Schneeflocken wirbeln vom



Der Staar (*Sturnus vulgaris*).

Himmel herunter, die Nahrung ist knapp, und die Heimat nimmt ihn sehr unfreundlich auf. Demungeachtet singt er schon vom ersten Tage an heiter und vergnügt sein Lied in die Welt hinein und setzt sich dazu, wie gewohnt, auch noch auf die höchsten Punkte, wo das Wetter ihm von allen Seiten beikommen kann. Er betrachtet die Verhältnisse mit der Ruhe und der Heiterkeit eines Weltweisen und läßt sich nun und nimmermehr um seine ewig gute Laune bringen. Wer ihn kennt, muß ihn lieb gewinnen, und wer ihn noch nicht kennt, sollte Alles thun, ihn an sich zu fesseln. Der Staar wird dem Menschen zu einem lieben, treuen Freunde, welcher jede Sorgfalt, die ihm gewidmet wurde, tausendfach vergilt. Deshalb ist er denn auch der Liebling von Groß und Klein, ein gern gesehener Gast, wo er sich zeigt.

Sein Sommerleben ist, mit kurzen Worten beschrieben, folgendes: Sofort nach der Ankunft im Frühjahr erscheinen die Männchen auf den höchsten Punkten des Dorfes oder der Stadt, auf dem Kirchturme oder auf alten Bäumen also, und singen hier unter lebhaftesten Bewegungen der Flügel und des Schwanzes. Der Gesang ist eigentlich nicht viel werth; er ist mehr ein Geschwätz als ein Lied; er enthält auch einzelne unangenehme, schnarrende Töne:



dafür aber wird er mit so viel Lust und Fröhlichkeit vorgetragen und auf die pfeisenden starken Laute so viel Ausdruck gelegt oder die schnalzenden, schmagenden so gemüthlich hergeplappert, daß man ihn doch recht gern hört. Ein bedeutendes Nachahmungsvermögen trägt noch wesentlich dazu bei, wir wollen nicht sagen, die Schönheit, sondern die Ergöhllichkeit des Gesanges zu vermehren. Alle Laute, welche in einer Gegend hörbar werden: der Pfiff des Pirols, wie das Kreischen des Hehers, der laute Schrei des Bussards, wie das Gackern der Hühner, das Klappern einer Mühle oder das Knarren einer Thüre und Windfahne, der Schlag der Wachtel, das Lullen der Haidelerche, ganze Strophen aus dem Gesang der Schilfsänger, der Drosseln, des Blaukehlchens, das Zwickern der Schwalben und dergl. — sie alle werden mit geübtem Ohre aufgefaßt, eifrigst gelernt und dann in der lustigsten Weise wiedergegeben. Mit dem ersten Grauen des Tages beginnt der Staar zu singen, hält damit ein paar Stunden an, läßt sich, nachdem er sich satt gefressen, zeitweilig wieder hören und hält nun, immer mit andern vereinigt, abends noch einen großen Gesangsvortrag.

Zur Anlage seines Nestes benutzt der Staar Baumhöhlungen aller Art; in Ermangelung dieser natürlichen Brutstellen siedelt er sich in Gebäuden an; am häufigsten aber bezieht er die von den Menschen ihm angefertigten Brutkästchen: ausgehöhlte Stücke Baumschaft von 1½ bis 2 Fuß Länge, welche oben und unten mit einem Brettchen verschlossen und unfern der Decke mit einer Oeffnung von 2 Zoll Durchmesser versehen wurden, oder aus Brettern zusammenge nagelte Kästen ähnlicher Gestalt, welche auf Bäumen aufgehängt, auf Stangen oder an Hausgiebeln befestigt werden. Das Nest ist ein wirrer Bau. Die Unterlage besteht aus Stroh und Grasshalmen; die innere Wandung wird mit Federn von Gänsen, Hühnern und andern großen Vögeln ausgefüllt; im Nothfall behilft sich der Staar aber auch mit Stroh oder Heu allein und im Walde zuweilen mit verschiedenen Flechten. Ende Aprils findet man hier das erste Gelege, fünf bis sechs große, längliche, etwas rauschalige, aber schön glänzende Eier von lichtblauer Farbe, welche vom Weibchen allein ausgebrütet werden. Sobald die Jungen dem Ei entschlüpft sind, haben beide Eltern so viel mit Futterzutragen zu thun, daß dem Vater wenig Zeit zum Singen übrig bleibt; ein Stündchen aber weiß er sich doch abzustehlen. Deshalb sieht man auch während dieser Zeit gegen Abend die ehrbaren Familienväter zusammenkommen und singend sich unterhalten. Sind jedoch die Jungen glücklich ausgeflogen, dann singen die Staaren wieder wie im Frühjahr; denn jetzt verurthacht ihnen die Vinderschaar durchaus keine Sorge mehr. Drei bis vier Tage unter Geleit der Eltern genügen den Jungen, sich selbstständig zu machen. Sie vereinigen sich dann mit andern Nestlingen und bilden nunmehr schon ziemlich starke Flüge, welche ziellos im Lande umherschweifen. Die Eltern schreiten währenddem zur zweiten Brut und suchen, wenn auch diese endlich glücklich ausgekommen, die ersten Jungen in Gesellschaft der zweiten auf. Von nun an schlafen die Eltern nicht mehr an den Brutstellen, sondern entweder in Wäldern oder später im Röhricht der Gewässer. „Meilenweit“, schildert Lenz, „ziehen sie nach solchen Stellen hin und sammeln sich abends, von allen Seiten her truppweise anrückend. Ist endlich Ende August das Schilfrohr und der Rohrkolben in Flüssen, Teichen, Seen hoch und stark genug, so ziehen sie sich nach solchen Stellen hin, vertheilen sich bei Tage stunden- und meilenweit und sammeln sich abends, von allen Seiten her truppenweis anrückend, bei den Schilf- oder Rohrkolben-Dickichten zu Tausenden, ja zu Hunderttausenden an, schwärmen stundenlang, bald vereint, bald getheilt, gleich Wolken umher, lassen sich abwechselnd auf den Wiesen oder auf dem Rohre nieder und begeben sich endlich mit eintretender Nacht schnurrend, zwitschernd, pfeisend, singend, kreischend, zankend zur Ruhe, nachdem ein Jeder sein Plätzchen auf einem Halme erwählt und erlämpft, und durch seine gewichtige Person den Halm niedergebogen hat. Bricht der Halm unter der Last, so wird mit großem Lärm emporgeschoßen und dann wieder mit Lärm ein neuer gewählt. Tritt eine allgemeine Störung durch einen Schuß und dergl. ein, so erhebt sich die ganze Armee tosend mit Saus und Braus gen Himmel und schwirrt dort wieder eine Zeitlang umher. — Kommt Ende Septembers heran, so treiben die Schaaren ihr geselliges, lustiges Leben weiter so fort; aber die alten Paare gehen jetzt an ihre Nester zurück, singen da morgens und abends, als wäre gar kein Winter vor der Thür, verschwinden aber aus Deutschland und ziehen sammt der lieben Jugend nach Süden, sobald die ersten starken Fröste eintreten oder der erste Schnee die Fluren deckt. Ist die Witterung günstig, so bleiben sie bis zur letzten Woche Octobers, oder zur ersten Novembers, dann geht aber die Reise unaufhaltsam fort.“

In der Winterherberge treiben sie es ebenso lustig wie in der Heimat. Man kann sie im Januar von den Thürmen der Domkirche zu Toledo hernieder und in Egypten von dem Rücken der Büffel herab ihr Lied vortragen hören.



Der Staar verdient die größte Schonung; denn er macht sich durch Aufzehren der schädlichsten Kerbthiere, Würmer und Schnecken ungemein verdient. „Bei keinem Vogel“, sagt Lenz, „läßt sich so bequem beobachten, wie viel Nutzen er thut, als bei dem Staar. Ist die erste Brut ausgetrocknet, so bringen die Alten in der Regel vormittags alle drei Minuten Futter zum Nest, nachmittags alle fünf Minuten; macht jeden Vormittag in sieben Stunden 140 fette Schnecken (oder statt deren das Gleichwerthige an Heuschrecken, Raupen und dergl.), nachmittags 84. Auf die zwei Alten rechne ich für die Stunde wenigstens zusammen zehn Schnecken, macht in 14 Stunden 140; in Summa werden also von der Familie täglich 364 fette Schnecken verzehrt. Ist dann die Brut ausgeflogen, so verbraucht sie noch mehr; es kommt nun auch die zweite Brut hinzu, und ist nun auch diese ausgeflogen, so besteht jede Familie aus zwölf Stück, und frist dann jedes Mitglied in der Stunde fünf Schnecken, so vertilgt die Staarenfamilie täglich 840 Schnecken.“ Die Staaren waren im Gothaer Lande früher nur einzeln zu finden. Allein seit 1836, wo Lenz im Verein mit einem sachverständigen Förster anfang, geeignete Nistkästen aufzustellen, haben sich diese Vögel dort so zahlreich angesiedelt, daß er ihre Gesamtzahl auf 180,000 schätzt, die täglich Millionen von Schnecken und dergl. vertilgen.

Ein nahrungsuchender Staar ist eine allerliebste Erscheinung; die ihm angeborene Munterkeit und Regsamkeit zeigt sich auch während seiner Mahlzeiten.

Auffallend ist es, daß man so wenig Staaren in der Gefangenschaft sieht. Ihre Haltung verursacht durchaus keine Mühe, und sie ergötzen ihren Gebieter aufs höchste. Der Staar ist auch alt eingefangen leicht zu zähmen und unzweifelhaft einer der angenehmsten und drolligsten Stubenvögel. „Hier zeigt er denn auch“, sagt Raumann, „manche angenehme Eigenschaften, welche man im Freien nicht so an ihm beobachten kann. Er ist so klug wie ein Hund, sieht auf Mienen und Geberden seines Wärters, und weiß daraus zu schließen, ob er gut oder böse auf ihn ist. Er ist immer lustig, in seinen Bewegungen schnell, aufmerksam auf Alles, was um ihn her vorgeht, neugierig, Alles zu begucken und zu beschnäbeln und weiß sich immerwährend zu beschäftigen. Immer müssen sie etwas vorhaben; sie befinden sich daher in der Stube oder in einem eigenen großen Vogelbehälter besser als in einem Käfige. Unter allen Eigenschaften, welche sie zu angenehmen Stubenvögeln machen, ist jedoch ihre ausgezeichnete Gelehrigkeit die hervorsteckendste. Die Jungen, welchen man übrigens die Zunge nicht zu lösen braucht, lernen nicht nur allerlei fremde Vögelgesänge und Melodien, welche man ihnen vorpfeift, ganz vortrefflich und besser als irgend ein anderer Vogel nachpfeifen, sondern auch deutlich und vernnehmlich menschliche Worte und kurze Redensarten nachsprechen; ja man erzählt ein Beispiel, daß ein Staar das „Vater Unser“ Wort für Wort und ohne Anstoß hersagen konnte.“

„Als Knabe“, erzählt Lenz, „besaß ich einen Staar, welcher zwei Liedchen piff, zwischen welche er immer noch den Staarengesang nebst zehnerlei andern Tönen mischte, und das Wort Spitzbube ganz deutlich aussprach. Drängte man ihn in eine Ecke und neckte ihn mit dem Finger, so wurde er wüthend, richtete sich auf den Fehlen hoch empor, biß nach allen Seiten um sich, piff aus Leibesträßen und schrie immer dazwischen: Spitzbube, Spitzbube! Spielte ich auf der Wiese, so war Staarmaz mit und badete sich im Bache; arbeitete ich im Garten, so war er behilflich und suchte Regenwürmer auf; saß ich auf dem Nirschaume, so saß er neben mir und pflückte noch fleißiger als ich. Wie ein Hund wußte er meine Mienen zu deuten und meine Worte zu verstehen. Er war sehr lecker und suchte immer zum Mehlwurmsstopfe zu gelangen. Einst war er zum Fenster hinausgeflogen, und ich suchte ihn eine Zeitlang vergebens. Endlich hörte ich einen gewaltigen Lärm; ich lief hin, da standen einige Bürschchen unter einem Baume und warfen jubelnd mit Steinen und Erdlößen nach dem Staarmaz. Dieser saß oben ganz ruhig, schnarrte, piff und schrie: Spitzbube.“

Der nächste Verwandte, welcher Europa bewohnt, ist der Rosenstaar oder Hirtenvogel, die Akerdrossel oder Staaramsel (Pastor roseus). Der Rosenstaar wird  $8\frac{1}{4}$  bis  $8\frac{3}{4}$  Zoll lang; beim ausgefärbten Männchen sind Kopf, Hals und Oberbrust glänzend blauschwarz mit purpurnem Schiller, Schwinge und Schwanz braunschwarz mit blauschwarzem Schimmer; der übrige Körper ist blasrosenroth. Der Südosten unseres Erdtheils von Ungarn an und der größte Theil Mittel- und Südasiens bis Indien hin sind die Heimat dieses schönen Vogels. Von hieraus verfliegt er sich ziemlich regelmäßig nach Griechenland, seltener nach Spanien, Frankreich und Deutschland, wo er wiederholt erlegt worden ist. Dagegen wandert er regelmäßig nach den südlichen Ländern Asiens und verbringt hier den Winter.

In seiner Lebensweise hat er die größte Ähnlichkeit mit seinem deutschen Verwandten; er gesellt sich auch gern zu ihm und bildet mit ihm vereint große Flüge. Der Lockton ist ein angenehmes „Swit“ oder „Hurwitt“, welchem aber gewöhnlich ein kreischendes „Kritsch“

Der Rosenstaar (*Pastor roseus*).

angehängt wird. Dieses „Kritsch“ und ein ebenso wenig angenehmes „Tschirt“ bilden den Grundton des Gefanges des Männchens, welcher eigentlich nichts weiter ist, als ein Gemengfel zwitschernder, kreischender, krächzender Töne.

Nicht unkonst führt der Rosenstaar auch den Namen Heuschreckenvogel; denn diese Kerfe bilden seine bevorzugteste Speise. Er verfolgt sie in allen Abschnitten ihres Lebens, vom Ei an bis sie erwachsen sind, und tödtet, wenn man den Berichten glauben darf, ihrer weit mehr, als er wirklich zur Nahrung nöthig hat. Namentlich die Wanderheuschrecke findet in dem Rosenstaar ihren gefährlichsten Feind. Sein Erscheinen gilt in vielen Gegenden als Vorbote der Heuschreckenplage.

Das Nest der Staarameln wird in hohlen Bäumen angelegt und gleicht einem Staarerneste durchaus. In der Gefangenschaft sind die Rosenstaaren nicht besonders angenehm; sie sind gefräßig und langweilig.

In Indien leben Verwandte unserer Staare, welche man Minos oder Meinas (*Acridotheres*) nennt. Die traurige Meina (*Acridotheres tristis*) ist ein Vogel von 10 Zoll Länge. Kopf, Nacken und Brust sind glänzend schwarz, das übrige Gefieder ist zimtbraun, am dunkelsten auf dem Rücken und den Schwungfedern, am lichtesten auf der Unterseite. Der Unterbauch und die Unterschwanzdeckfedern sind weiß. Weder das Kleid, noch der Charakter dieses Vogels entsprechen dem von Linné ihm verliehenen Beinamen. Die Meina wird vielmehr sehr häufig eingefangen und im Käfig gehalten. Sie wird ungemein zahm und fliegt ihrem Besitzer oft wie ein Hund in und außerhalb des Hauses nach. Wie der Staar lernt sie bald mancherlei Klänge und Laute, auch Worte und Sprüche nachahmen. Sie ist der Gottheit Ram geheiligt, auf deren Hand sie sitzt. Von Indien aus hat man sie auf den Maskarenen behufs Vertilgung der Kerbtbiere eingeführt, und dort hat sie sich auch vollständig eingebürgert. Nach Europa wird sie nicht selten gebracht.

Eine den echten Staaren nahe verwandte Horde umfaßt die Grakeln oder Alkeln (*Graculac*), Bewohner Indiens, welche sich von Alters her großen Ruhm erworben haben. Eine der bekanntesten Arten ist die Meinate oder der Mino der Indier (*Gracula musica*)



oder *Gr. religiosa*), ein ziemlich großer Vogel von 10 Zoll Länge. Das Gefieder ist einfarbig, glänzend purpurschwarz, mit grünem Schimmer auf dem Hinterrücken und den Oberschwanzdeckfedern, geringerem Glanz auf der Unterseite und kohlschwarz, glanzlos auf Flügeln und Schwanz. Ein weißer Flecken, welcher sich über die sieben Handschwinge erstreckt, bildet ein sichtbares Flügelband. Die sehr lebhaft tiefgelb gefärbten Hautwülste beginnen hinter jedem Auge, ziehen sich über die Ohren dahin, verdicken sich hier und heften sich mit einem schmalen Streifen an den Scheitel an. Ein anderer Flecken unter dem Auge ist ebenfalls nackt und gelb gefärbt. Der Schnabel ist orangefarbig, der Fuß gelb, der Augenring dunkelbraun.

Die Meinate bewohnt hauptsächlich die Wälder Indiens. Sie ist ein lebendiger, kluger und beweglicher Vogel, welcher in seinem Wesen und Betragen unserm Staar am nächsten kommt. Ihr Gesang ist sehr reichhaltig, wechselvoll und anmuthend, obgleich auch er einige unangenehme Laute hat. Die Kunst, andere Töne nachzuahmen, besitzt die Ael in hohem Grade, und deshalb wird sie oft gezähmt und ergötzt Jedermann durch ihr heiteres Wesen, ihre Gelehrigkeit und ihre Nachahmungsgabe. Liebhaber versichern, daß sie hinsichtlich der letzteren alle Papageien bei weitem übertreffe. Deshalb empfiehlt sie sich als Stubenvogel; sie wird als solcher auch oft nach Europa eingeführt, wo sie bei geeigneter Pflege jahrelang die Gefangenschaft erträgt. Doch entsprechen nach anderen Beobachtungen nicht alle Aeln diesem von Jerdon gezeichneten Bilde.

Man kennt bis jetzt zwei Arten der Madenhäcker (*Buphagae*), welche beide in Mittel- und Südafrika gefunden werden. Sie ähneln sich nicht nur in der Größe, sondern auch in der Färbung, und scheinen in der Lebensweise vollständig mit einander übereinzustimmen. Der gemeine Madenhäcker (*Buphaga africana*) wird 9 Zoll lang. Die ganze Oberseite, der Vorderhals und die Oberbrust sind sehr gleichfarbig röthlichbraun, der Bürzel und die Unterseite hellfahl, die Flügel und der Schwanz dunkler braun. Der Schnabel ist vorn zinnoberroth, an der Wurzel aber gelb; der Fuß ist bräunlichgrau, das Auge lebhaft rothbraun. Die zweite Art, der rothschnäbelige Madenhäcker (*Buphaga erythrorhyncha*) wird 8 Zoll lang. Das Gefieder ist auf der Oberseite aschgraubräunlich, auf der Unterseite blaßgelb; der Schnabel ist lichtroth, der Fuß braungrau, der Augenring und das äußere Augenlid goldgelb.

Beide Madenhäckerarten sind weit verbreitet. Der erstgenannte findet sich von Südafrika an bis Habesch und bis zum Senegal, der zweite scheint mehr der Mitte des Erdtheils anzugehören und ist von der Ostküste bis nach Westen hin beobachtet worden. Man sieht die Madenhäcker in kleinen Gesellschaften zu sechs bis acht Stücken und zwar ausschließlich in der Nähe größerer Säugethiere, ohne welche sie, wie es scheint, gar nicht zu leben vermögen. Sie folgen den Herden der weibenden Rinder oder Kamele, finden sich aber auch auf einzelnen von diesen ein; gewöhnlich lassen sich die Trupps auf ein und demselben Thiere nieder. Aus den Berichten der südafrikanischen Reisenden erfahren wir, daß sie, in gleicher Weise wie den Herdenthiere, den Elefanten und Nashörnern ihre Dienste widmen. Wahrscheinlich besuchen sie alle größeren Säugethiere überhaupt. Sie widmen ihre Thätigkeit namentlich solchen Herdenthiere, welche wunde Stellen haben und deshalb die Fliegen herbeilocken. Daher hassen sie die Abissinier, welche glauben, daß sie durch ihr Picken die aufgeriebene Stelle reizen und die Heilung verhindern; es sind aber die Larven verschiedener Biessfliegen, die sich unter der Haut der Thiere eingebohrt haben und die vollgesogenen Zedden, welche sie herbeiführen. Erstere wissen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen, letztere von allen Stellen des Leibes abzulesen. Säugethiere, welche sie von Jugend auf kennen, verrathen niemals, daß die Schmarotzerei der Vögel ihnen lästig werde; sie behandeln die Madenhäcker vielmehr mit wirklicher Freundschaft und lassen sie gewähren, gleichviel wie sie es treiben, ohne auch nur mit dem Schwanz nach ihnen zu schlagen: Thiere hingegen, welche sie nicht kennen, geberden sich wie unsinnig, wenn sie plötzlich den Besuch der in bester Absicht erscheinenden Vögel erhalten. So erzählt Anderson, daß eines Morgens die Ochsen seines Gespanns in den lächerlichsten Säzen und in der wildesten Unordnung davon rasten, weil ein Schwarm Madenhäcker sich auf ihnen niederließ. Ein mit Madenhäckern bedecktes Pferd oder Kamel gewährt einen lustigen Anblick. Ehrenberg sagt sehr richtig, daß die Vögel an den Thieren heruntklettern, wie die Spechte an den Bäumen. Der Madenhäcker weiß jede Stelle an dem Körper auszumachen. Er hängt sich unten am Bauche zwischen den Beinen an, steigt an diesen herab, kopfunterst und kopfobers, setzt sich auf den Rücken, auf die Nase, kurz, sucht so recht buchstäblich den ganzen Leib ab. Fliegen und Bremsen liebt er geschickt vom Felle ab, die Maden unter der Haut zieht er hervor, nachdem er sich erst eine Oeffnung gehackt hat. Aber er mag arbeiten, wie er will, die Thiere





Der rothschnäbelige Madenhacker (*Buphaga erythrorhyncha*).

verharren ganz ruhig; sie scheinen zu wissen, daß der augenblickliche Schmerz nur zu ihrem Besten ist.

Der Madenhacker seinerseits vertraut übrigens auch nur dem Thiere; vor dem Menschen nimmt er sich sehr in Acht. Bei Annäherung eines solchen und namentlich eines Fremden klettert die ganze Gesellschaft, welche an dem Thiere saß, rasch nach dem First des Nidens empor, setzt sich fest und schaut nun vorsichtig dem Nahenden entgegen, den sie nicht näher als vierzig Schritt an sich herantommen lassen. Gewöhnlich erheben sie sich schon viel früher. Daß wild lebende Thiere sich nach und nach gewöhnen, auf die Warnung des Madenhackers zu achten, ist sehr erklärlich.

Im Uebrigen bedarf die Lebensgeschichte dieser merkwürdigen Vögel noch sehr einer ausführlichen Beobachtung.

\* \* \*

(Glanzdroffeln.) In den heißen Gegenden Afrikas und in einem Theile von Asien leben Vögel, welche in ihrer Gestalt und in ihrem Wesen unsern Staaren sehr ähnlich sind, aber ein prachtvoll gefärbtes, atlasartiges Gefieder tragen und deshalb vielleicht als Uebergangsglieder zwischen den Staaren und Paradiesvögeln betrachtet werden können. Wir nennen sie Glanzdroffeln (*Lamprotornithes*).

Sie beleben die verschiedensten Oertlichkeiten, denn sie sind höchst lebhaft, muntere, dreiste und geschwätige Vögel. Sie leben regelmäßig in Gesellschaften, manche in ziemlich bedeutenden Schaaren, und viele brüten auch gemeinschaftlich. Ihre Nahrung besteht aus Früchten, Sämereien, Kerbthieren, Würmern, kleinen Schnecken, ausnahmsweise wohl auch in Nas. Den Herdenthieren erweisen sie, wie die Madenhacker oder unsere Staaren, Dienste, indem sie ihnen Becken und anderes Ungeziefer ablesen.



In Afrika, welches die meisten Arten der Familie beherbergt, werden die Glanzdrosseln nicht verfolgt, und dies ist wohl auch der Grund, weshalb diese prachtvollen Vögel selten lebend zu uns gebracht werden. Wie diejenigen, welche zu uns kamen, beweisen, halten sie sich bei einfachem Futter jahrelang im Käfig und bewahren sich auch hier ihre Munterkeit und Lebhaftigkeit. Sie gehören unbedingt zu den anziehendsten Vögeln eines Gesellschaftsbauers: die Pracht ihres Gefieders besticht jeden Beschauer.

Die Familie zerfällt in mehrere Horden. Einer solchen angehörig ist der in Nordostafrika ziemlich häufige Glanzstaar (*Lamprocolius chalybeus*), ein Vogel von 10 $\frac{1}{4}$  Zoll Länge. Sein Gefieder ist bronzegrün, an den Kopfseiten, auf dem Bürzel und auf dem Unterbauch aber blau und an den Spitzen der Schulterfedern ebenso gefleckt. Alle diese Farben zeigen einen wundervollen Glanz und Schimmer und schillern in der verschiedenen Beleuchtung in einer mit Worten kaum auszudrückenden Weise. Zwischen Männchen und Weibchen bemerkt man keinen Unterschied.

Der Glanzstaar bewohnt die dichten Waldungen in Flußthälern, wie die dünner bestandenen der Steppe oder des Gebirges. Er lebt gewöhnlich paarweise; nur nach der Brutzeit bildet er kleine Flüge. Die Vögel treiben sich ebensowohl im dichtesten Gebüsch, wie auf den über der Ebene zerstreuten Felsblöcken herum. Sie sind munter und lebhaft, wie alle ihre Familienverwandten, halten sich viel auf dem Boden und im niederen Gebüsch, gegen Abend aber auch in den höheren Bäumen auf. Der eigenthümliche Flug macht sie dem geübten Auge in jeder Entfernung kenntlich. Er entspricht so recht den sammetenen Flügeln: er ist weich, wie diese, zwar ziemlich leicht, aber nicht schnell, sondern eher schleppend. Der Lauf ist sehr rasch, mehr Sprung-, als schrittweise, fördernd und rastlos. Ueber andere Begabungen ist nicht viel Rühmenswerthes zu sagen. Der Gesang ist ganz unbedeutend, der Lacton unangenehm, mißlautend, freischend. Hätte der Glanzstaar sein prachtvolles Gefieder nicht, man würde ihn kaum anziehend nennen können. Die Pracht des Gefieders aber ist so groß, daß man immer von neuem wieder zur Bewunderung hingerissen wird.

Wenn man durch das Duster des Waldes geht, geschieht es wohl manchmal, daß plötzlich ein heller Schimmer in die Augen fällt, vergleichbar einem Sonnenstrahle, welcher von einer spiegelnden Metall- oder Glasfläche zurückgeworfen wird. Der Schimmer ist wirklich nichts anderes, als der vom Gefieder abprallende Sonnenschein: denn wenn man den Glanzstaar aufgefunden hat, kann man gewahren, daß er bei günstiger Beleuchtung mit jeder Bewegung einen Sonnenstrahl zurückspiegelt. Gleich nach dem Tode verliert das Gefieder den größten Theil seiner Schönheit; seine volle Pracht zeigt es nur, so lange der Vogel lebt, so lange er sich in der glühenden afrikanischen Sonne bewegt.

Im Sudahn fällt es Niemand ein, den prachtvollen Vogel im Käfig zu halten, und nach Europa ist er auch wohl niemals gekommen, sondern nur Verwandte von ihm, welche die Westküste bewohnen.

In denselben Gegenden lebt eine zweite Art der Familie, der Staarglanzvogel (*Notauges chrysogaster*). Er und seine Verwandten unterscheiden sich durch derberes und milder schimmerndes Gefieder, etwas schlankeren Schnabel, kürzeren Schwanz und verhältnißmäßig starke, hohe Füße mit ziemlich langen Behen.

Eine andere Art der Sippe, vielleicht die schönste von allen, der Prachtglanzstaar (*Notauges superbus*), bewohnt Abissinien und das tiefere Innere Afrikas. Er ist auf dem Oberkopf röthlicherzfarben, auf dem Mantel grün, mit schwarzen, seidiggänzenden Flecken an den Federenden, auf Vorderhals, Oberbrust und Schwanz blau, stahlglänzend, auf dem übrigen Unterleibe, mit Ausnahme eines weißen Brustbandes, roth. —

Der Staarglanzvogel ist der häufigste von allen, welchen man im Sudahn begegnet. Ihn trifft man in allen Steppen, welche mit niederem Buschwerk bestanden sind, in zahlreichen Flügen an; paarweise bemerkt man ihn äußerst selten. Die Lebensweise erinnert ebensowohl an die unserer Staaren, wie an die unserer Drosseln.

Ein zweites Mitglied der Horde wurde wegen seines schuppigen Gefieders Schuppen- glanzstaar (*Pholidauges leucogaster*) genannt. Derselbe bewohnt Mittelfrika von der Ost- bis zur Westküste, wird aber auch noch jenseits des rothen Meeres in Arabien gefunden. An Pracht des Gefieders steht der Schuppenglanzstaar keinem anderen Mitgliede seiner Familie nach. Die ganze Oberseite und der Hals bis zur Brust herab sind purpurblau, wundervoll ins Violette schimmernd, Brust und Bauch hingegen weiß. Die Schwingen sind schwärzlichbraun, nach außen hin violett gerandet. Alle dunkeln Stellen des Gefieders schimmern bei



Der Prachtglanzflaot (*Notauges superbus*).

gewisser Beleuchtung in kupferfarbigem Metallglanze. Die Farbe der Iris ist lebhaft braun; der Schnabel und der Fuß sind schwarz.

Eine wenig zahlreiche Gruppe der Glanzdrosseln können wir Glanzelstern nennen, weil sie mit diesem allbekanntem Vogel in ihrer Gestalt einige Ähnlichkeit zeigen und auch in ihrem Betragen an ihn erinnern. Die Glanzelstern (*Lamprotornis*) sind größer, als die bisher erwähnten Arten und durch ihren auffallend langen Schwanz so ausgezeichnet, daß sie, streng genommen, kaum einer erschöpfenden Schilderung bedürfen. Durch Le Vaillant sind wir mit dem weit verbreiteten Schweißschwanzvogel (*Lamprotornis aenea*) bekannt geworden. Er ist 18 bis 20 Zoll lang, wovon der Schwanz 10 bis 13 Zoll wegnimmt. Das Gefieder ist der Hauptfärbung nach schimmernd blaugrün, auf dem Rücken und Unterleibe braun, mit Kupferglanz auf dem Kopfe. Die Flügeldeckfedern zeigen schwarze Spitzenflecken. Der Schwanz ist purpurblau, in allen Metallfarben schimmernd, durch dunklere Querflecken leicht gezeichnet. Das Auge ist hellgelb, der Schnabel und die Füße sind schwarz.

West- und Südafrika sind das Vaterland dieses Prachtvogels; im Norden wird er durch eine naheverwandte Art vertreten. Le Vaillant erzählt, daß der Schweißschwanzvogel in großen Flügen zusammenlebe, sich auf Bäumen aufhalte, aber auch auf die Erde herabkomme, um Würmer und Kerbtiere aufzusuchen, daß er sich auf dem Boden wie eine Elster bewege und fortwährend schreie, weiß aber im übrigen auch nichts über ihn zu berichten. Die Paare oder Trupps leben viel auf dem Boden und bewegen sich hier ganz nach Art unserer Elstern; die Ähnlichkeit wird namentlich dadurch eine auffallende, daß der Schweißschwanzvogel seinen prächtigen Schwanz ganz wie die Elster nach oben gestellt trägt. Fremdartigen Erscheinungen gegenüber zeigt sich das schöne Thier mißtrauisch; es ist auch da scheu, wo es den Menschen nur von seiner guten Seite kennen gelernt hat.



Zu Anfang des Jahres 1865 kamen plötzlich viele Glanzdroffeln und unter ihnen auch Schweifglanzvögel auf den europäischen Thiermarkt, wie erzählt wurde, durch Bemühung und Vermittelung eines Franzosen, welcher über hundert Stück nach Paris gesandt haben soll. Seitdem sieht man wohl in jedem größeren Thiergarten mehrere der prächtigen Vögel.

Die Schweifglanzvögel darf man als lebhafte und muntere, aber ziemlich stille und höchst verträgliche Geschöpfe bezeichnen, welche man im Gesellschaftsbauer unter dem verschiedenartigsten Kleingeflügel halten darf, ohne irgend welche Befürchtungen hegen zu müssen. Gewöhnliches Droffelfutter, mit Ameiseneiern reichlich besetzt und mit einigen Korinthen und zerschnittenen Feigen gewürzt, scheint ihnen zusagende Kost zu sein; wenigstens halten sie sich dabei vortreflich. Auf lebende Kerbthiere sind sie erpicht; sie verfolgen Fliegen, Käfer und Schmetterlinge mit größtem Eifer und wissen auch die fliegenden geschickt wegzutapern.

Jedenfalls sind die prachtvollen Thiere wohl geeignet, den Liebhaber zu erfreuen. Nicht ihr schimmerndes Gefieder allein, sondern auch ihr Betragen macht sie anziehend. Das helle Auge gibt ihnen ein gewacktes, kluges Ansehen.

Die letzte Horde der Familie wird durch die Felsenglanzvögel (*Moriones*) gebildet. Die hierher gehörigen Vögel zeichnen sich aus durch minder prachtvolles, aber immer noch glänzendes Gefieder, welches je nach dem Geschlecht verschieden ist, und durch eine, bei allen Arten vorkommende bräunliche Färbung der Schwungfedern oder wenigstens eines Theiles derselben. Im übrigen wiederholen sie gewissermaßen die Glanzdroffeln. Felsen, kahle Hochbäume oder Ruinen Abissiniens beherbergen Schaaren eines hierher gehörigen Vogels, den wir Felsenstaar (*Ptilonorhynchus albirostris*) nennen. Das Gefieder ist seidig, und bei dem Männchen ist ein schönes Blauschwarz mit Stahlglanz die herrschende Farbe; die großen Flügeldeckfedern und der Schwanz sind sammtschwarz, die Schwingen zimmetroth, auf den äußern Fahnen gegen die Spitze hin schwärzlich; die Iris ist rothbraun, der Schnabel lichthornbraun, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt  $11\frac{1}{2}$  Zoll.

Einige sehr nahe verwandte Vögel, die Bergglanzstaare (*Amydrus*), bewohnen Süd- und Mittelafrika, finden sich aber auch im steinigten Arabien. Eine Art dieser Gruppe, *Naborup* (*Amydrus Naborup*) genannt, ist  $9\frac{1}{2}$  Zoll lang, von Farbe schwärzlichstahlblau; die sechs ersten Schwungfedern aber sind auf der Außenseite rothbraun, auf der innern lichtbraun, gegen die Spitze hin schwarzbraun. Der Augenstern ist lichtroth, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Sein kurzer Gesang ist angenehm, der Lockton äußerst wohlklingend.

\* \* \*

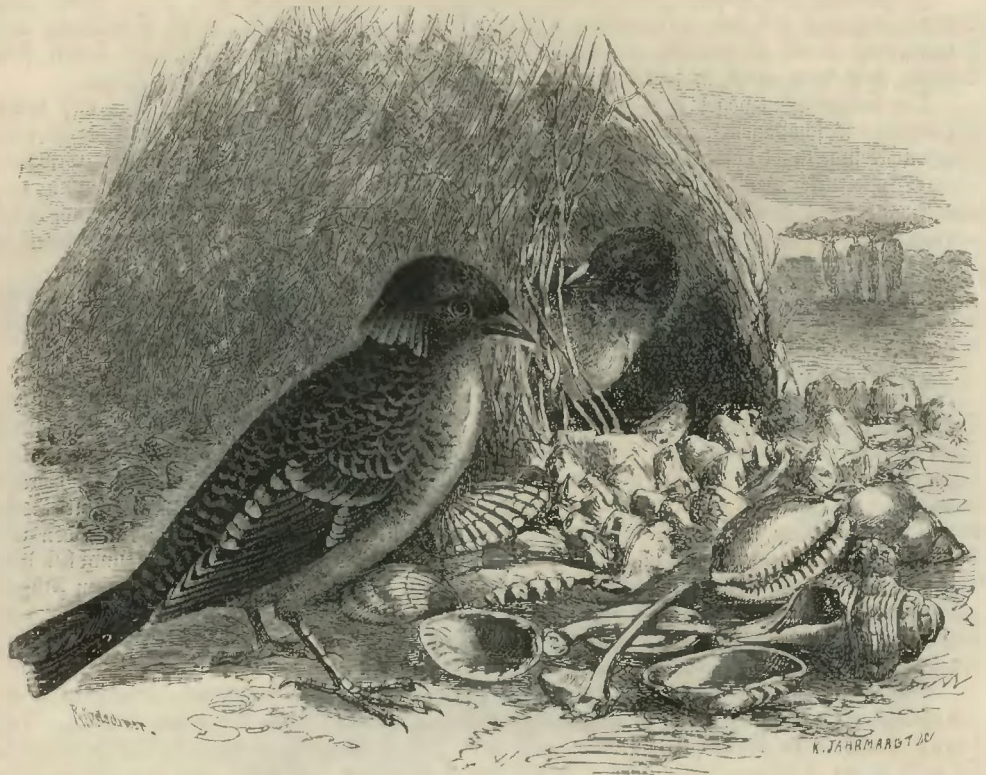
(*Pirote*.) Die zur Familie der Pirole (*Orioli*) gehörigen Vögel gehören der Osthälfte der Erde an. Die meisten sind Bewohner der alten Welt; einige leben in Neuholland. Sie bewohnen die Waldungen und halten sich meist auf Bäumen auf; doch sind einige Arten in gewissem Sinne auch Erdvögel. Kerbthiere und Früchte bilden die Nahrung.

So viel man bis jetzt weiß, leben nur wenige Arten gesellig. Die Nester sind ohne Ausnahme künstliche Gebäude, welche zwischen Baumzweigen aufgerichtet oder angehängt werden. Einige Arten errichten sich noch außerdem Vergnügungslauben, welche sie mit allerhand glänzenden Dingen verzieren.

Von den australischen Arten ist eine in der Neuzeit berühmt geworden, der Atlasvogel (*Ptilonorhynchus holosericeus*). Das alte Männchen ist ein prachtvoller Vogel. Sein wie Atlas glänzendes Gefieder ist tief blauschwarz; die Vorder- und Armschwingen, Flügeldeck- und Steuerfedern sind sammtschwarz, blau an der Spitze; die Iris ist hellblau bis auf einen schmalen rothen Ring, welcher den Stern umgibt, der Schnabel lichtbläulichhornfarben, an der Spitze gelb, der Fuß röthlich.

Gould hat uns mit der Lebensweise der Atlasvögel ziemlich genau bekannt gemacht. So viel man bis jetzt weiß, ist Neusüdwaales ihr Vaterland und das üppige, dicht beblätterte Gestrüpp ihr Lieblingsaufenthalt. Das Merkwürdigste in der Lebensweise der Atlasvögel ist der Umstand, daß sie sich zu ihrem Vergnügen laubenartige Gewölbe erbauen, in denen sie sich scherzend umhertreiben. Gould lernte diese Gebäude zuerst im Museum zu Sydney kennen, wohin eines von denselben durch einen Reisenden gebracht worden war, nahm sich vor, der Sache auf den Grund zu kommen und beobachtete nun längere Zeit die Thiere bei ihrer Arbeit. „Bei Durch-



Der Kragenvögel (*Chlamydera maculata*). (Z. 161.)

streifung der Cedergebüsche des Liverpoolkreises“, so erzählt er, „fand ich mehrere dieser Lauben oder Spielplätze auf. Sie werden gewöhnlich unter dem Schutze überhängender Baumzweige im einsamsten Theile des Waldes und zwar stets auf dem Boden angelegt. Hier wird aus dicht durchflochtenem Reisig der Grund gebildet und seitlich aus feineren und biegsameren Reiskern und Zweigen die eigentliche Laube gebaut. Die Stoffe sind so gerichtet, daß die Spitzen und Gabeln der Zweige sich oben vereinigen. Auf jeder Seite bleibt ein Eingang frei. Einen besondern Schmuck erhalten die Lauben dadurch, daß sie mit grellfarbigen Dingen aller Art verziert werden. Man findet hier buntpfarbige Schwanzfedern verschiedener Papageien, Muschelschalen, Schneckenhäuser, Steinchen, gebleichte Knochen u. s. w. Die Federn werden zwischen die Zweige gesteckt, die Knochen und Muscheln am Eingange hingelegt. Alle Eingebornen kennen diese Liebhaberei der Vögel, glänzende Dinge wegzunehmen und suchen verlorne Sachen deshalb immer zunächst bei gedachten Lauben. Ich fand am Eingange einen hübsch gearbeiteten Stein von 1 $\frac{1}{2}$  Zoll Länge nebst mehreren Lätzchen von blauem, baumwollenen Zeuge, welche die Vögel wahrscheinlich in einer entfernten Niederlassung aufgesammelt hatten. Die Größe der Lauben ist sehr verschieden.“

Es ist noch nicht vollkommen erklärt, zu welchem Zwecke die Altvögel solche Gebäude aufrichten. Das eigentliche Nest sind sie gewiß nicht, sondern nur ein Ort der Vergnügung für beide Geschlechter, welche hier spielend und scherzend durch und um die Laube laufen. Wie es scheint, werden die Lauben während der Paarungs- und Brütezeit zum Stelldichlein benutzt, und wahrscheinlich gebrauchen sie die Thiere mehrere Jahre nach einander.

Auch in der Gefangenschaft bauen die Vögel ihre Lauben. Strange, ein Liebhaber zu Sidney, schreibt an Gould: „Mein Vogelhaus enthält jetzt auch ein Paar Altvögel, von welchen ich hoffte, daß sie brüten würden, als sie in den beiden letzten Monaten anhaltend beschäftigt waren, Lauben zu bauen. Beide Geschlechter besorgen die Aufrihtung der Lauben; aber das Männchen ist der hauptsächlichste Baumeister.“



In der letzten Zeit sind ein Paar lebende Vögel dieser Art glücklich nach London gelangt und haben hier nicht verfehlt, die Aufmerksamkeit aller Besucher des Thiergartens auf sich zu ziehen.

Die Kragenvögel (*Chlamydera*), nahe Verwandte der Atlasvögel, zeigen dieselbe Gewohnheit, wie diese. Der gefleckte Kragenvögel (*Chlamydera maculata*) ist 10½ Zoll lang. Das Gefieder ist vorherrschend braun, die Unterseite graulichweiß; ein schönes Nackenband von verlängerten pfirsichblührothen Federn bildet eine Art Fächer.

Die Kragenvögel bewohnen ausschließlich das Innere Australiens und hier zahlreich niedere Gebüschzüge an den Rändern der Ebenen. Sie sind aber sehr scheu und werden deshalb von den Reisenden gewöhnlich gar nicht gesehen. Ihre Lauben sind noch künstlicher und noch mehr ausgeschmückt, als die der Atlasvögel. Sie finden sich an ähnlichen Orten, sind aber länger und bogiger, manche über drei Fuß lang. Außerlich bestehen sie aus Reisig, welches mit langen Grasshalmen schön belegt ist. Die Aus schmückung ist überaus reich und mannigfaltig. Man findet zweischalige Muscheln, Schädel, Knochen kleiner Säugethiere u. dergl. Zur Befestigung der Gräser und Zweige werden Steine benutzt und sehr künstlich geordnet. Sie liegen vom Eingang an jederseits so aus einander, daß zwischen ihnen Fußstege entstehen, während die Sammlung der Schmucksachen einen Haufen vor beiden Eingängen bilden. Bei einzelnen Lauben fand man fast einen halben Scheffel von Knochen, Muscheln u. dergl. vor jedem Eingange. Diese Gebäude waren wahrscheinlich seit mehreren Jahren benutzt worden. Aus der Entfernung der Lauben von den Flüssen, welche die Muscheln geliefert haben mußten, konnte der Forscher schließen, daß die Vögel ihre Schmucksachen unter Umständen meilenweit herbeischleppen. Im Aussehen der Stoffe scheinen die Baukünstler sehr wählerisch zu sein; sie nehmen nur solche, welche abgebleicht und weiß oder farbig sind. Gould überzeugte sich, daß die Lauben von mehreren Kragenvögeln zum Stellsichern benutzt wurden; denn als er sich einst verborgen vor einem der Gebäude auf die Lauer legte, schoß er kurz nach einander zwei Männchen, welche aus demselben Eingange hervorgelaufen kamen.

Die zweite Horde vereinigt die eigentlichen Pirole in sich. Gelb und Schwarz sind die vorherrschenden Farben der Männchen; die Weibchen tragen ein graugrünlisches Kleid. Unser Pirol oder Kirschvogel, die Golddrofiel, Regentaze, der Pfingstvogel, Bülow, Wiedewall, Bieresfel, Schulz von Milo, Berolft, Weihrauch, Gelbling u. s. w. (*Oriolus Galbula*), das Urbild der Familie, ist 9¼ Zoll lang. Beim ausgefärbten Männchen sind die Zügel, die Flügel und der Schwanz der Hauptsache nach schwarz, die übrigen Theile prächtig hochgelb. Ein gelber Flecken ziert die Wurzeln der Schwungfedern und die Spizen der Steuerfedern. Der Schwanz ist gliblich gespitzt, und die Flügel Federn sind lichter gerandet. Das Auge ist karmiroth, der Schnabel schmuzigroth, der Fuß bleigrau.

Der Name Pfingstvogel ist insofern passend gewählt, als der Pirol erst gegen Pfingsten hin bei uns eintrifft. Er ist ein Sommergast, welcher nur kurze Zeit in seiner eigentlichen Heimat verweilt und schon im August wieder davonzieht. Diese Abgabe gilt für ganz Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens, und für den größten Theil Mittelasiens, welche Erdstrecken als die Heimat des Pirols betrachtet werden müssen. Seinen Aufenthalt wählt er sich vorzugsweise in Laubwäldern und namentlich in solchen der Ebene. Eichen- und Birkenwaldungen und zumal Feldgehölze, welche aus diesen Bäumen bestehen, sind seine Lieblingsplätze; von hieraus kommt er bei seinen Streifereien gern auch in die Gärten an Dörfern und Städten herein, besonders zur Zeit, wenn die Kirschen reifen.

In seinem Wesen hat der Pirol sehr viel Eigenthümliches. „Er ist“, sagt Naumann, „ein scheuer, wilder und unsteter Vogel, welcher sich immer den Augen der Menschen zu entziehen sucht, ob er gleich oft in ihrer Nähe wohnt. Er hüpfet und flattert immer in den dichtest belaubten Bäumen umher, verweilt selten lange in dem nämlichen Baume und noch weniger auf demselben Aste; seine Unruhe treibt ihn bald da, bald dorthin. Doch nur selten kommt er in niedriges Gesträuch und noch seltener auf die Erde herab. Geschieht dies, so hält er sich nur so lange auf, als nöthig ist, ein Kerbthier u. dergl. zu ergreifen. Ausnahmsweise blos thut er dann auch einige höchst ungeschickte, schwerfällige Sprünge; denn er geht nie schrittweise . . . Er ist ein muthiger und zänkischer Vogel. Mit seines Gleichen beißt und jagt er sich beständig herum, er zankt sich aber auch mit andern Vögeln, so daß es ihm, zur Paarungszeit besonders, nie an Händeln fehlt. Er hat einen dem Anschein nach schweren, rauschenden, aber dennoch ziemlich schnellen Flug, welcher, wenn es weit über das Freie geht, nach Art der Staaren in großen, flachen Bogen oder in einer seichten Schlangenlinie fortgesetzt





Der Pirol (Oriolus Galbula).

wird. Ueber kurze Räume fliegt er in gerader Linie, bald schwebend, bald flatternd. Er fliegt gern, streift weit und viel umher, und man sieht oft, wie einer den andern Viertelstunden lang jagt und unablässig verfolgt."

Die Lockstimme ist ein helles „Jäck, jäck“ oder ein rauhes „Kräk“, der Angstschrei ein häßlich schnarrendes „Querr“ oder „Chrr“, der Ton der Zärtlichkeit ein sanftes „Wülow“. Die Stimme des Männchens, welche wir als Gesang anzusehen haben, ist volltönend, laut und ungemein wohlklingend. Der lateinische und deutsche Name sind Klangbilder von ihr. Raumann gibt sie durch „Ditleo“ oder „Gidaditleo“ wieder; die Landleute aber übertragen sie durch „Pfringsten Bier hol'n; ausaufen, mehr hol'n“, oder „Hest Du gesopen, so betahf och“, und scheinen in Anerkennung der Bedeutung dieser Wahrsprüche an dem „Bieresel“ ein ganz absonderliches Wohlgefallen zu haben. In Thüringen weiß man von derartigen Redensarten nichts; demungeachtet ist der Pirol ein überall gern gesehener, willkommenener Voael. Er gehört zu den fleißigsten Sängern unseres Waldes. Man hört ihn bereits vor Sonnenaufgang und mit wenig Unterbrechung bis gegen Mittag hin und vernimmt ihn von neuem, wenn die Sonne sich neigt. Aber auch an schwülen Tagen ist er, abweichend von andern Vögeln, rege und laut. Ein einziges Pirolpaar ist fähig, einen ganzen Wald zu beleben; denn es ist im höchsten Grade unruhig und das Männchen läßt seine Stimme bald von diesem, bald von jenem Baume erschallen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft beginnt der Pirol mit dem Bau seines künstlichen Nestes, welches stets in der Gabel eines schlanken Zweiges aufgehängt wird. Es besteht aus halbtrockenen Grasblättern, Halmen, Ranten, aus Nesselfast, Berg, Wolle, Birkenchale, Moos, Spinnengewebe, Raupengespinnst und ähnlichen Stoffen, ist tief napfförmig und wird inwendig mit feinen Grasspisen oder mit Wolle und Federn ausgepolstert. In der Regel wählt der Pirol einen höheren Baum zur Anlage desselben; nach Päßler's Erfahrung kommt es aber auch vor, daß er kleine niedrige Baumchen ausucht. Die langen Fäden werden mit dem Speichel auf den Nst getlebt und mehrere Male um denselben gewickelt, bis die Grundlage des Baues hergestellt worden ist. Dann wird das Uebrige dazwischen geflochten und gewebt. Beide



Geschlechter sind in gleicher Weise am Baue thätig; nur die innere Auspolsterung scheint vom Weibchen allein besorgt zu werden. Anfangs Juni hat das Weibchen seine vier bis fünf glattschaligen und glänzenden Eier, welche auf hellweißem Grunde mit aschgrauen und röthlich-schwarzbraunen Punkten und Flecken gezeichnet sind, gelegt und beginnt nun eifrig zu brüten. Es läßt sich schwer vertreiben; denn beide Geschlechter lieben die Brut außerordentlich.

Kerbthiere der verschiedensten Art, namentlich aber Raupen und Schmetterlinge, Würmer und zur Zeit der Fruchtreife Kirschchen und Beeren bilden die Nahrung des Pirols. Er bedarf viel und kann deshalb einzelnen Fruchtbäumen schädlich werden; doch überwiegt der Nutzen, welchen er leistet, den geringen Schaden, den er durch seine Plünderereien in den Gärten uns zufügt, bei weitem. Die Gefangenen ernährt man mit Nachtigallfutter; es gelingt aber nur selten, sie längere Jahre im Käfig zu halten.

In Afrika und in Südasien leben mehrere Pirole, welche dem unserigen sehr ähnlich sind, in Australien aber neben den bereits genannten Gliedern der Familie noch Verwandte des eigentlichen Pfingstvogels und unter ihnen einige, welche als Uebergangsglieder von den Pirolen zu den Paradiesvögeln betrachtet werden dürfen. Ein solcher ist der Prinzpirol (*Sericulus chrysocephalus*), einer der schönsten Vögel des Erdtheils. Der Kopf, Halsrücken und ein von hier nach der Brust sich hinziehender Bogen sind schön hochgelb, das übrige Gefieder ist sammt-schwarz. Die Länge beträgt 8<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Zoll. Nach Gould scheint der Prinzpirol auf Ostaustralien beschränkt zu sein; in seiner Lebensweise ähnelt er unserm Pirol.

\* \* \*

(Paradiesvögel.) Erst in den leztvergangenen Jahren ist uns ausführlichere Kunde geworden über mehrere prächtige Vögel Neuguineas und der umliegenden Inseln, welche schon seit Jahrhunderten als theilweise verstümmelte Völge bei uns eingeführt wurden und die eigenthümlichsten Sagen ins Leben gerufen haben. Paradiesvögel nannte und nennt man sie, weil man annahm, daß sie unmittelbar dem Paradiese entstammten und in ganz eigenthümlicher Weise lebten. Die Vögel kamen immer ohne Füße zu uns, man übersah die ihnen durch die Eingeborenen zugefügte Verstümmelung und nahm an, daß sie niemals Füße besessen hätten. Die fast einzig dastehende Federbildung der betreffenden Thiere und ihre prachtvollen Farben gaben der Einbildung freien Spielraum, und so kam es, daß die unglaublichsten Fabeln wirklich geglaubt wurden. „Veranlaßt noch heutzutage“, sagt Böppig treffend und wahr, „der Anblick des Paradiesvogels jeden Laien zur Bewunderung, so läßt sich denken, mit welchem Staunen die vom Auslande abgetrennten Bewohner des europäischen Festlandes die erste Kunde von jenen wunderbaren Thieren erhalten haben mögen, als Pigafetta, Magalhaen's überlebender Begleiter, 1522 in Sevilla wieder eintraf. Man liest nicht ohne eine gewisse Rührung, wie einige der eifrigen, aber in ihren Mitteln unendlich beschränkten Naturforscher des 15. Jahrhunderts es als eines der größten Ereignisse ihres Lebens, als eine Erfüllung eines lange umsonst gehegten Wunsches bezeichnen, daß ihnen endlich der Anblick der verstümmelten Haut eines Paradiesvogels zu Theil geworden. Entschuldigung mag es daher verdienen, wenn in jenem Zeitabschnitte Fabeln entstanden, welche ungewöhnlich lange Zeit vollen Glauben fanden. Man betrachtete jene Vögel als lustige Silfen, welche ihre Heimat allein in dem unendlichen Luftmeere fänden, alle auf Selbsterhaltung zielenden Geschäfte fliegend vornahmen und nur während einiger flüchtiger Augenblicke ruhten, indem sie sich mit den langen fadenförmigen Schwanzfedern an Baumstäben aufhingen. Sie sollten gleichsam als höhere Wesen von der Nothwendigkeit, die Erde zu berühren, frei sein und von ätherischer Nahrung, vom Morgenhau sich nähren. Es half zu nichts, daß Pigafetta selbst die Fußlosigkeit jener Wundervögel als eine Fabel erklärte, daß Maregrav, Clusius und andere Forscher jener Zeit die letztere als gar zu ungereimt bekämpften: das Volk blieb bei seiner vorgefaßten, allerdings nicht undichterischen Ansicht.“

Jahrhunderte vergingen, bevor etwas Sicheres uns bekannt wurde. Verschiedene Reisende lieferten wichtigere oder unwichtigere Beiträge zur Kunde der Paradiesvögel; kaum Einer aber blieb frei von dem nun einmal herrschenden Wunderglauben. Erst Lesson, der bekannte französische Naturforscher, welcher gelegentlich seiner Weltumsegelung dreizehn Tage auf Neuguinea verweilte, berichtet aus eigener Anschauung über die lebenden Paradiesvögel. Nach ihm haben uns in den lezten Jahren die Engländer Bennett und Wallace und der Darmstädter Rosenbergs werthvolle Mittheilungen über das Frei- und Gefangenleben der märchenhaften Vögel gemacht, und so ist unsere Kunde wesentlich befördert worden; wirklich befriedigend ist sie heutigen Tages noch nicht.





Paradiesvogel. Echsfederiger Paradiesvogel. Manucodiata.



Die Paradiesvögel (Paradiscae) sind prachtvolle Vögel von der Größe eines Heheres bis zu einer Lerche; aber sie sind Vögel, welche sich nicht bloß durch die Farbenschönheit ihres Gefieders, sondern auch durch zierlichen Bau und eigenthümliche Federbildung auszeichnen. Der Schnabel ist mittellang, gerade oder etwas gebogen, seitlich zusammengedrückt, an der Wurzel mit einer befiederten Haut bedeckt, unter welcher die Nasenlöcher verborgen sind. Die Flügel sind mittellang, sehr abgerundet, da die sechste und siebente Schwinge über die andern hervorragen. Der gerade, zwölfjährige Schwanz ist mäßig lang, durch drahtartig verlängerte Federn ausgezeichnet, oder sehr lang, einfach gebildet und dann stark abgestuft. Die Füße sind kräftig, großzehlig und mit scharfen, krummen Klauen bewehrt. Bei mehreren Arten verlängern sich die Federn der Weichengegend in ungewöhnlicher Weise und nehmen gleichzeitig eine sonderbare Bildung an: sie zerfleischen sich. Nur die Männchen haben das prachtvolle Gefieder und die verlängerten Federn; die Weibchen und Jungen sind viel einfacher gefärbt.

Die Paradiesvögel sind auf Neuguinea und die benachbarten Inseln beschränkt. Sie bewohnen außer dem genannten großen Gilande auch die Kruiinseln, Salawati, Meisol und Waigiru. Jede der letztgenannten Inseln beherbergt einen oder mehrere Paradiesvögel. Nicht ihre Vögel allein, sondern auch die anderer Prachtvögel werden von den Papuas bereits seit Jahrhunderten in den Handel gebracht, und namentlich die Holländer haben sich mit dem Eintausch derselben befaßt. Deshalb erhebt Schlegel mit Recht den Vorwurf, daß wir die bisherige Unkenntniß der Paradiesvögel den Holländern zu verdanken haben, welche fort und fort die verstümmelten, auf die ungenügendste Weise zubereiteten Vögel auf den Markt brachten, ohne sich auch nur im geringsten um die freilebenden Thiere zu kümmern. Rosenberg beschreibt die Art und Weise der von den Eingeborenen beliebten Zubereitung wie folgt: „Die Papuas erlegen die Männchen und zuweilen auch die Weibchen mit Pfeilen und streifen ihnen hierauf mittels eines Querschnittes über Rücken und Bauch die besonders dicke Haut ab. Dann schneiden sie die Füße mit dem Hintertheil der Bauchhaut weg, reißen die großen Schwungfedern aus und spannen nun die so verarbeitete Haut über ein rundes Stäbchen, so daß dieses einige Zoll lang aus dem Schnabel hervorragt, welcher letzterer mittels einer Schnur an dem Holz befestigt wird. Hierauf hängen sie die mit Holzasthe eingeriebenen Vögel im Innern der Hütte über einer Feuerstelle auf, um sie im Rauch zu trocknen und vor Ungeziefer zu bewahren. Der Balg ist damit fertig. Die Eingeborenen von Meisol lassen Füße und Schwungfedern an dem Balge; auch die Kruesen haben bemerkt, daß unverstümmelte Vögel mehr gesucht und besser bezahlt werden, als verstümmelte, und kommen daher langsam von der alten Gewohnheit zurück, so daß jetzt auch schon von den Kruiinseln gute Vögel in den Handel gelangen. Kaufleute aus Mangakassar, Ternate und dem östlichen Ceram sind es hauptsächlich, welche die Paradiesvögel aufkaufen und nach ihrer Heimat oder nach Singapore bringen, von wo aus sie weiter nach Europa und China ausgeführt werden. Nach der Aussage dieser Leute kommen die schönsten Vögel von der Nordküste Neuguineas und aus den tief in der Gilbilbai liegenden Gegenden. Der Sultan von Tidore, Lehns Herr des unter niederländischer Oberherrschaft stehenden Theils von Neuguinea, erhält jährlich von dort als Zoll eine unbestimmte Anzahl Vögel, deren Geldwerth an Ort und Stelle zwischen 25 Gents und einem Gulden holländisch beträgt.“

So viel mag als Vorbemerkung genügen. Das Wenige, was wir über das Leben der theilnahmwerthen Vögel wissen, wird uns die nun folgende Beschreibung der wichtigsten Arten kennen lehren.

Die Paradiesvögel im engsten Sinne (Paradiscae) kennzeichnen sich vor Allem dadurch, daß die Männchen Büschel aus langen, zerfleissenen Federn tragen, welche in einer unter dem ersten Flügelgelenk liegenden Hautfalte von Zolllänge wurzeln und von dem Vogel beliebig ausgebreitet und zusammen gelegt werden können. Die beiden mittelsten Schwanzfedern sind außerordentlich lang und ihre Fahnen nur angedeutet.

Der Paradies- oder Göttervogel, welchen Linné, um die alte Sage zu verewigen, den fußlosen nannte (Paradiscae apoda; Abb. S. 164), ist 13 Zoll lang, also ungefähr ebenso groß wie unsere Dohle. Die vorherrschende Färbung ist ein schönes Kastanienbraun; die Stirn ist sammtschwarz mit smaragdgrünem Schimmer; der Scheitel und Oberhals sind citronengelb; die Kehle ist goldgrün, der Vorderhals violettbraun; die langen zerfleissenen Seitenfedern sind glänzend orangegeb, am Ende purpurroth getüpfelt: — sie verbleichen rasch, wenn sie dem Sonnenlichte ausgesetzt werden. Das Auge ist weißlich gelb, der Schnabel und die Füße sind aschblaugrau. Dem Weibchen mangeln alle verlängerten Federn, und seine Färbung ist düsterer, auf der Oberseite bräunlich fahlgrau, an der Kehle graulichviolett, am Bauche fahlgelb. Der Paradiesvogel scheint auf die Kruiinseln beschränkt zu sein.

Der Tjankar oder Wumbi der Papuas (Paradisea Papuana) ist etwas kleiner, ungefähr 12 Zoll lang. Der Rücken ist hell kastanienbraun, der Unterkörper dunkelrothbraun; der Scheitel, Oberhals und Nacken, sowie die Seiten sind blaßgelb, die Federn um die Stirn und um den Schnabel schwarz, grünlich glänzend, die Kehlfedern smaragdgrün. Er bewohnt die nördliche Halbinsel von Neuguinea, sowie die Inseln Salawati und Meisol in Menge, scheint aber nach Osten hin seltener zu werden.

Der Sebum endlich oder der rothe Paradiesvogel (Paradisea rubra) ist ungefähr ebenso groß, als der vorhergehende, zeichnet sich aber vor beiden bisher Genannten durch einen goldgrünen, aufrichtbaren Federbusch am Hinterkopfe aus. Der Rücken ist graugilbfahl, welche Farbe sich in Gestalt eines Brustbandes auch über die Unterseite verbreitet; die Brust und die Flügel sind rothbraun, die Schnabelwurzelgegend und ein Fleck hinter dem Auge sammtschwarz; die Kehle ist smaragdgrün; die seitlichen Federbüsche sind prachtvoll roth, am Ende im Cirkel gedreht; die langen Schwanzfedern, welche sich nach außen krümmen, haben breitere Schäfte. Bis jetzt ist diese Art einzig und allein auf der Insel Waigiru gefunden worden und ist viel seltener als die anderer Paradiesvögel.

In ihrer Lebensweise und im Betragen scheinen die drei genannten Arten die größte Ähnlichkeit zu haben. Sie sind lebendige, muntere, kluge, aber gefallsüchtige Vögel, welche sich ihrer Schönheit und der Gefahr, welche diese mit sich bringt, wohl bewußt sein mögen. Alle Reisenden, welche sie in ihren heimatlichen Ländern beobachteten, sind entzückt von ihnen.

„Der Paradiesvogel“, sagt Rosenberg, „ist ein Strichvogel, welcher bald nach der Küste, bald wieder nach dem Innern des Landes zieht je nachdem reife Baumfrüchte vorhanden sind. Zur Zeit meines Aufenthaltes zu Doreh standen gerade die Früchte einer Laurinec, welche nahe hinter den Dörfern auf der Insel wuchs, in Reife. Mit kräftigem Flügelschlag kamen die Vögel, zumeist Weibchen und junge Männchen, dessen Bäumen zugeflogen und waren so wenig scheu, daß sie selbst zurückkehrten, nachdem einigemal auf sie gefeuert worden war. Sonst sind die Paradiesvögel, namentlich die alten Männchen, furchtjam und schwer zum Schuß zu bekommen.“

„Ihr Geschrei klingt heiser, ist aber auf weiten Abstand zu hören und kann am besten durch die Silben „Wuk, wuk, wuk“ wiedergegeben werden, auf welche oft ein kräzendes Geräusch folgt.“

Beständig in Bewegung fliegt der Paradiesvogel von Baum zu Baum, bleibt nie lange auf demselben Zweige still sitzen und verbirgt sich beim mindesten Geräusch in die dichtbelaubtesten Bäume. Er ist schon vor Sonnenaufgang munter und beschäftigt, seine Nahrung zu suchen, welche in Früchten und Kerbthieren besteht. Abends versammelt er sich truppweise, um im Wipfel irgend eines hohen Baumes zu übernachten. Lesson erzählt, daß die Paradiesvögel in Flügen von dreißig bis vierzig ankommen, unter Leitung eines Anführers, welcher höher fliegt, als die andern. Bei Sturm erheben sie sich hoch in die Luft, wie es scheint, um dem Wehen auszuweichen. Zuweilen sollen ihre langen Federn aber so in Verwirrung gerathen, daß sie nicht mehr fliegen können, zu Boden stürzen und entweder im Wasser zu Grunde gehen, oder auf dem Boden liegen bleiben, bis sie sich von dem Sturz erholt haben und an einem höhern Gegenstand emporklettern können.

Man sieht stets mehr Weibchen als Männchen; dieser Umstand dürfte dadurch erklärt werden, daß eigentlich nur der Männchen nachgestellt wird.

„Um sich der Paradiesvögel zu bemächtigen“, erzählt Rosenberg weiter, „gehen die wilden Eingeborenen von Neuguinea folgender Weise zu Werke: In der Jagdzeit, welche in die Mitte der trockenen Jahreszeit fällt, suchen sie erst die Bäume aufzuspiüren, auf welchen die Vögel übernachten und welche meist die höchsten des Waldes sind. Hier erbauen sie sich in deren Nestern eine kleine Hütte aus Blättern und Zweigen. Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang klettert ein geübter Schütze, versehen mit Pfeil und Bogen, auf den Baum, verbirgt sich in der Hütte und wartet in größtmöglicher Stille die Ankunft der Vögel ab. Sobald sie heransliegen, schießt er dieselben, einen um den andern, bequem nieder und einer seiner Gefährten, welcher sich am Fuße des Baumes verborgen hat, sucht die Gefallenen zusammen. Diese stürzen todt zu Boden, wenn sie mit scharfgespizten Pfeilen getroffen werden, gelangen dagegen unversehrt in die Hand des Jägers, wenn sie mit Pfeilen geschossen wurden, welche mehrere, ein Dreieck bildende Spitzen haben, zwischen die der Körper des Vogels durch die Kraft des Schusses eingeklemmt wird.“ Nach Lesson fangen die Eingeborenen aber auch mit dem Leim des Brodfruchtbaumes, und nach Wallace's Angabe wird der Sebum nur durch



Echlingen berückt, welche man im Gezweig der Frucht tragenden Bäume aufstellt, so daß der Vogel mit dem Fuß in die Schlinge treten muß, wenn er die Frucht wegnehmen will. Das andere Ende der Schlinge reicht auf den Boden hernieder, so daß der gefangene Vogel ohne besondere Mühe von dem Baume herabgezogen werden kann.

Wallace soll so glücklich gewesen sein, zuerst zwei lebende Paradiesvögel nach Europa zu bringen. Auf Amboina, Mangakassar, in Batavia, Singapore und Manila hat man den Psittak schon wiederholt in der Gefangenschaft gehalten. Ein chinesischer Kaufmann in Amboina bot Lesson zwei Paradiesvögel an, welche bereits ein halbes Jahr im Käfig gelebt hatten und mit gekochtem Reis gefüttert wurden. Der gute Mann forderte aber 500 Franken für das Stück, und diese Summe konnte der Naturforscher damals nicht erschwingen. Nach Rosenberg's Angabe soll der Statthalter von niederländisch Indien, Baron Soot van der Beele, für zwei erwachsene Männchen die Summe von 150,000 (?) Gulden bezahlt haben. Rosenberg selbst brachte diese Vögel von Mangakassar nach Java. Bennett beobachtete einen andern gefangenen Psittak in China, welcher neun Jahre im Käfig verlebt hatte. Die Möglichkeit, Paradiesvögel gefangen zu halten, ist also genügend erwiesen.

Ueber das Betragen der Gefangenen erfahren wir im wesentlichen Folgendes: Der Paradiesvogel bewegt sich in einer leichten, spielenden und anmuthigen Weise. Er blickt schelmisch und herausfordernd um sich und bewegt sich tänzelnd, wenn ein Besucher sich seinem Käfig nähert; denn er ist entschieden gefallsüchtig und scheint bewundert werden zu wollen. Er badet sich täglich zweimal und erhebt dann oft seine Federn bis über den Kopf. Auf seinem Gefieder duldet er nicht den geringsten Schmutz, und oft breitet er Flügel und Schwanz aus, in der Absicht, das Prachtleid zu überschauen. Es ist wahrscheinlich, daß er sich nur aus Eitelkeit, um sein Gefieder zu schonen, so selten auf den Boden herabläßt. Namentlich am Morgen versucht er, seine volle Pracht zu entfalten; er ist dann beschäftigt, sein Gefieder in Ordnung zu bringen. Die schönen Seitenfedern werden ausgebreitet und sanft durch den Schnabel gezogen, die kurzen Flügel so weit als möglich entfaltet und zitternd bewegt. Dann erhebt er wohl auch die prächtigen langen Federn, die wie Flaum in der Luft zu schweben scheinen, über den Rücken; breitet sie aber ebenfalls dabei aus. Dieses Gebahren währt einige Zeit; dann bewegt er sich mit raschen Sprüngen und Wendungen auf und nieder. Eitelkeit und Entzücken über die eigene Schönheit drücken sich während dem in unverkennbarer Weise durch sein ganzes Benehmen aus. Er betrachtet sich abwechselnd von oben und unten und gibt seinen Gefühlen oft durch Töne Ausdruck, welche freilich nur krächzend sind. Nach jeder einzelnen Prachtentfaltung erscheint ihm eine Ordnung des Gefieders nothwendig. Er läßt sich diese Arbeit aber nicht verdrießen und spreizt sich immer und immer wieder von neuem, wie ein eitles Frauenzimmer. Erst die sich einstellende Fresslust läßt ihn seine Gefallsucht vergessen. Die Sonnenstrahlen scheinen ihm sehr unangenehm zu sein, und er sucht sich deshalb denselben zu entziehen, so viel er kann.

Seine Stimme ist sehr eigenthümlich. Sie erinnert zwar an das Krächzen der Raben; der Tonfall ist jedoch weit mannichtiger. Die einzelnen Laute werden mit einer gewissen Heftigkeit ausgestoßen und oft wiederholt. Dabei hüpfst der Vogel lebhaft und vergnügt von einer Stange zur andern, und es hat den Anschein, als ob er den Besucher begrüßen wolle. Zuweilen klingt seine Stimme fast belfernd; die einzelnen Töne bewegen sich dann in größerer Höhe als sonst und sind so laut, daß sie gar nicht im Einklang zur Größe des Vogels zu stehen scheinen. Wenn man versucht, sie in Silben zu übertragen, kann man die schwächeren Laute etwa durch „Hi, ho, hei, hau“, die stärkeren durch „Hoä, hoä, hoä, hoä“ wiedergeben.

Seine Gefangenkost besteht aus gekochtem Reis, untermischt mit hartem Ei und Pflanzenstoffen, sowie aus lebenden Heuschrecken; denn todte Kerbthiere verschmäht er. Er weiß die lebende Beute dieser Art mit großer Geschicklichkeit zu fangen, legt sie dann auf die Sitzstange, zerhackt ihr den Kopf, beißt ihr die Springbeine ab, hält sie mit seinen Klauen fest und verzehrt sie dann. Er ist durchaus nicht gefräßig und genießt seinen Reis mit großer Ruhe und Ausdauer, ein Korn um das andere. Auch beim Fressen steigt er nicht auf den Boden herab; diesen berührt er nur dann, wenn er sich baden will.

Die Glieder der zweiten Sippe der Familie hat man Schnirkelschwefel (Cicinnurus) genannt. Sie vertritt der Königsparadiesvogel (Cicinnurus regius; Abb. S. 164). Er ist bedeutend kleiner als die vorhergehenden, etwa von der Größe einer kleinen Drossel. Die beiden mittleren Schwanzfedern sind bis zur Spitze fahnenlos, hier aber mit rundlichen





Der Fadenhohf (*Seleucidus resplendens* oder *S. alba*). (S. 169.)

Fahnen besetzt, welche sich schraubenförmig drehen oder verschnöckeln. Das Männchen ist auf der Oberseite rubinroth, auf der Stirn und dem Scheitel orangenfarbig, an der Kehle gelb, auf dem Bauche graulichweiß. Ein kleiner schwarzer Fleck steht über dem Auge, ein metallisch grünes Brustband scheidet die dunkle Farbe des Unterhalses von der lichten des Bauches; die Seitenfedern sind grau, mit einer weißlichen und röthlichen Querlinie und einem glänzend smaragdgrünen Endband.

Der Königsparadiesvogel ist der verbreitetste von allen, und zugleich unter dem Namen *Manucodiata* der fabelhafte Vogel der älteren Schriftsteller, der stets in der Luft schweben, von Thau leben und die auf den Rücken des Männchens gelegten Eier vom Weibchen daselbst ausbrüten lassen soll.

Bei andern Paradiesvögeln verlängern sich die Federn des Nackens und des Oberrückens, sowie die der Brust tragenförmig; dafür aber fehlen ihnen die langen Seitenfedern und die fahnenlosen Mittelschwanzfedern. Der Kragenparadiesvogel (*Lophorina superba*) ist



schwarz. Die verlängerten Federn der Brust sind glänzend stahlgrün, die langen Schulterfedern liegen in der Ruhe wie ein Mäntelchen über dem Rücken; sie werden aber aufgerichtet, sobald sich der Vogel in seiner vollen Pracht zeigen will.

Einen ebenso schönen als merkwürdigen und seltenen Paradiesvogel hat man ebenfalls zum Vertreter einer besondern Sippe (*Parotia*) erhoben. Bei ihm sind die seitlichen Federn verlängert, jedoch nicht zerschliessen, wie die bei den eigentlichen Bartvögeln; der Schwanz aber ist abgestuft und keine seiner Federn bartlos. Dafür trägt der Vogel drei langschäftige und nur an der Spitze kurz behartete Federn auf jeder dem Kopfsseite hinter dem Ohre und wird deshalb geradezu der sechsfederige Paradiesvogel (*Parotia sexsetacea* oder *sexpennis*; Abb. S. 164) genannt. Er erreicht Drosselgröße und ist bis auf ein goldgrünes Brustschild dunkelschwarz.

Die Paradiesesfliege (*Astrapia gularis*). (S. 170.)

Prachthopfe (*Epimaechi*) hat man wegen ihres dünnen gebogenen Schnabels eine andere Horde genannt, zu welcher der prachtvolle Fadenhoppf (*Selencides resplendens* oder *S. alba*), gehört. Die Länge dieses wunderbaren Vogels beträgt 32  $\frac{1}{2}$  Zoll. Die sammtartigen Federn des Kopfes, Halses und der Brust sind schwarz, in Dunkel-Grün und Purpur-Violett schillernd, die verlängerten Brustseitenfedern bis auf einen glänzenden oder schillernden smaragdgrünen Saum ebenso gefärbt, die langen zersaßerten Seitenfedern prächtig goldgelb, welche Farbe aber, wenn der Balg auch nur kurze Zeit der Einwirkung von Licht und Rauch ausgesetzt wird, bald verbleicht und sich in Schmutzigweiß umwandelt. Flügel und Schwanz sind violett, herrlich glänzend, unter gewissem Lichte gebändert. Das merkwürdigste sind offenbar die langen Seitenfedern. Die längsten von ihnen reichen bis über den Schwanz hinaus, und die letzten untersten ver-





wandeln sich in ein langes nacktes Gebilde von der Stärke eines Pferdehaares, welches am Ursprunge goldgelb, von da an aber braun gefärbt ist. Das Auge ist scharlachroth, der Schnabel schwarz, der Fuß fleischgelb. Die Insel Salawati ist ihre ausschließliche Heimat; sie sind hier in bergigten Strecken durchaus nicht selten. Völlig unversehrte Bälge dieses Vogels sind erst in der neuesten Zeit nach Europa gekommen.

Der Kragenhopf (*Epimachus magnus*) ist 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Fuß lang, wovon mehr als 2 Fuß auf den Schwanz kommen; denn der Vogel ist nicht groß und kommt hinsichtlich seines Leibes höchstens einer Taube gleich. Der Kopf ist mit kleinen rundlichen Schuppenfedern bedeckt, welche bronzegrün sind, aber blau und goldgrün schillern. Die langen zerfaserten Hinterhalsfedern sind sammtig und schwarz. Der Rücken ist ebenso gefärbt. Die Unterseite ist schwarzviolett, die großen Schmuckfedern an den Brustseiten, welche in der Ruhe nachlässig über die Flügel gelegt werden, schillern im prachtvollsten Glanze. Der Schnabel und die Beine sind schwarz.

Auch von diesem wunderbaren Vogel gibt es noch keinen vollständigen Balg in den europäischen Sammlungen.

Zu den Paradiesvögeln stellen wir noch die Paradieselster (*Astrapia gularis*). Das Gefieder ist auf der Oberseite purpurschwarz, mit prachtvoll metallischem Schiller. Die Scheitelfedern sind hiacinthroth, smaragdgold zugespitzt; die ganze Unterseite ist malachitgrün. Vom Augenwinkel läuft eine hiacinthrothe Binde herab, welche sich im Halbeitel unter der Kehle endigt. Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt etwa 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Fuß. Je nach dem einfallenden Lichte leuchtet das metallisch glänzende Gefieder in den glühendsten und wunderbarsten Farben.

Ueber das Leben der Paradieselster fehlen alle Nachrichten. Auch Rosenberg konnte nur getrocknete Bälge erwerben. Nach den ihm gewordenen Berichten lebt der Wundervogel ausschließlich auf der ziemlich großen Insel Obi, welche vor der Gilwitbai liegt.

\* \* \*

(Raben.) Die Raben im engeren Sinne (*Coraces*) zählen unter sich die größten Mitglieder der Ordnung. Ihr Schnabel ist groß, stark, gerade nach vorn gekrümmt, an der scharfen Schneide gezahnt; der Oberschnabel ist nur ausnahmsweise hakig übergebogen.

Die Raben bewohnen alle Theile und alle Breiten- oder Höhengürtel der Erde. Weitaus die meisten sind Standvögel, welche jahraus, jahrein an ein und derselben Stelle oder wenigstens in einem gewissen Gebiet verweilen, in ihm aber gern hin- und herstreichen. Mit Ausnahme des Gefanges, welcher den Raben fehlt, vereinigen sie so zu sagen alle Begabungen in sich, welche den Gliedern der Ordnung eigen sind. Sie gehen gut, fliegen leicht und anhaltend, auch ziemlich rasch, besitzen sehr gleichmäßig entwickelte Sinne, namentlich einen ausgezeichneten Geruch, und stehen hinsichtlich ihres Verstandes hinter keinem ihrer Ordnungsverwandten zurück. Einzelne kommen selbst den Papageien an geistiger Befähigung fast gleich.

An die Paradiesvögel erinnern die Felsenrabenvögel oder Steinkrähen (*Fregili*). Europa beherbergt nur zwei Arten dieser Horde; andere hierher zu zählende Vögel bewohnen Indien und Neuholland.

Die Alpen- oder Steinkrähe, der Gebirgs- oder Feuerrabe, die Krähendohle, der Eremit, Klausrabe oder Thurmwiechopf (*Fregilus graculus*), zeichnet sich vor Allen durch ihren lang gestreckten, dünnen und bogenförmigen Schnabel aus. Dieser ist, wie die mittelhohen, kurzzeihigen Füße, prächtig korallenroth gefärbt. Das Auge ist dunkelbraun, das Gefieder gleichmäßig glänzend blauschwarz. Die Länge beträgt 15 Zoll.

Unsere europäischen Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung, die Marpathen, der Balkan, die Pyrenäen und fast alle übrigen Gebirge Spaniens, auch einige Berge Schottlands und alle Gebirge vom Ural und Kaukasus an bis zu den chinesischen Zügen, ja selbst die Hochgebirge Javas beherbergen diesen, in jeder Hinsicht anziehenden und beachtungswerthen Vogel; auf dem Himalaya wird er durch eine sehr nah verwandte Art ersetzt. In den Schweizer Alpen ist er seltener, in Spanien aber, wenigstens an vielen Orten, außerordentlich zahlreich. Dort bewohnt er nur das eigentliche Hochgebirge, einen Gürtel hart unter der Schneegrenze, und versteigt sich gar häufig bis in die höchsten Alpenspitzen: in Spanien begegnet man ihm schon an Felsenwänden, welche sich bis zu höchstens sechs- oder achthundert Fuß über dem Meer erheben. In



Die Alpenkrähe (*Fregilus graculus*).

den rhätischen Gebirgen nistet er mitunter auf den Kirchtürmen der oberen Bergdörfer, nach Art der Dohle, verläßt die Ortschaften aber im Oktober und wandert südlicheren Gegenden zu. Er erscheint nach Tschudi gelegentlich dieses Zuges in Scharen von 400 bis 600 Stück am Hospiz des Sankt Bernhardberges, ohne jedoch hier zu verweilen. In Spanien und wahrscheinlich auch in allen südlicheren Gebirgsländern findet das Gegentheil statt. Hier ist die Alpenkrähe Stand- oder höchstens Strichvogel, denn es mag wohl möglich sein, daß sie im Winter das Hochgebirge verläßt und in tiefere Thäler herabgeht.

Nach unseren Beobachtungen erinnert die Alpenkrähe lebhaft an die Thurmdohle; sie fliegt aber leichter und zierlicher als diese und ist auch viel klüger und vorsichtiger. Beobachtet man die Thiere länger, so bemerkt man, daß sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf den bestimmten Plätzen erscheinen und sie mit derselben Regelmäßigkeit wieder verlassen. In den frühesten Morgenstunden fliegen sie auf Nahrung aus, kehren gegen neun Uhr vormittags auf ihre Wohnplätze zurück, verweilen hier kürzere Zeit bis zur Tränke, suchen von neuem Nahrung und erscheinen erst in den heißen Mittagstunden wiederum auf ihrer Felsenwand. Während der Mittagshize halten sie sich in schattigen Felsenlöchern verborgen, beobachten aber genau die nächste Umgebung und lassen nichts Verdächtiges vorüber, ohne es mit lautem Geschrei zu begrüßen. Die vorbeistreichenden Adler werden von der ganzen Bande streckenweis verfolgt und muthig angegriffen, jedoch mit sorgfältigster Berücksichtigung der betreffenden Art; denn vor dem gewandten

Sabichtsadler (*Pseudaëtos Bonellii*) nehmen sich die klugen Vögel wohl in Acht, verbergen sich sogar vor ihm noch tiefer in ihre Felsenhöhlen, während sie sich um den Geieradler (*Gypaëtos barbatus*) gar nicht kümmern — ganz einfach deshalb, weil sie ihn als Das erkennen, was er ist: als einen ihnen durchaus ungefährlichen Geier. In den Nachmittagsstunden fliegen die Alpenkrähen abermals auf Nahrung aus, und erst mit Sonnenuntergang kehren sie, nachdem sie nochmals sich getränkt haben, zu den Wohn- und Schlafplätzen der Gesellschaft zurück. Eigenthümlich ist es, daß die Alpenkrähe nur gewisse Dertlichkeiten bewohnt und in andern, scheinbar ebenso günstigen, fehlt.

Erst wenn man beobachtet, welche Gegenstände die Alpenkrähe hauptsächlich zu ihrer Nahrung wählt, erkennt man, wie geschickt sie ihren bogenförmigen Schnabel zu verwenden weiß. Nach unsern Erfahrungen ist sie nämlich fast ausschließlich ein Kerbthierfresser, welcher nur gelegentlich andere Nahrung aufnimmt. Heuschrecken und Spinnenthiere, darunter Skorpionen, dürften in Spanien die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten bilden, und dieser Thiere weiß sie sich mit größtem Geschick zu bemächtigen. Sie hebt mit ihrem langen Schnabel kleinere Steine in die Höhe und sucht unter denselben die versteckten Thiere hervor, bohrt auch, wie die Saatkrahe, nach Kerfen in die Erde oder steckt ihren Schnabel unter größere Steine, deren Gewicht sie nicht bewältigen kann, um hier nach ihrer Lieblingsspeise zu forschen.

Die Brutzeit fällt in die ersten Monate des Frühlings. In Spanien findet man schon Anfangs Juli ausgeflogene Junge. Zur Anlage ihres Nestes wählt die Alpenkrähe die Höhlen unersteiglicher Felsenwände; es soll ein großer, aus dürren Stengeln und Heu errichteter Bau sein, zu dessen innerer Ausfütterung Moos gebraucht wird. Die drei bis fünf Eier, welche man im Mai hier findet, sind auf weißlichem oder schmutziggraugelbem Grunde mit hellbraunen Flecken und Punkten bezeichnet. Die Brutzeit währt achtzehn Tage. Wahrscheinlich brütet das Weibchen allein, während beide Eltern unter großem Geschrei und Gelärm das schwere Geschäft der Auffütterung ihrer Kinder theilen.

Auch während der Brutzeit leben die Alpenkrähen in derselben engen Verbindung, wie in den übrigen Monaten des Jahres. Sie sind gesellschaftliche Vögel im vollen Sinne des Wortes. Ganz ohne Neckereien geht es freilich nicht ab, und möglicherweise bestehen sich auch die Genossen eines Verbandes nach bestem Können und Vermögen; dies aber ist nun einmal Rabenart und stört die Eintracht nicht im Geringsten. Bei Gefahr steht sich der ganze Schwarm treulich bei, und jeder beweist unter Umständen einen wirklich erhabenen Muth. Verwundete wurden von den Gesunden unter lautem Geschrei umschwärmt, wobei letztere ganz unverkennbar die Absicht bekundeten, den unglücklichen Genossen beizustehen.

Alle Raben sind anziehende Gefangene; kein einziger aber kommt der Alpenkrähe gleich. Schon Schinz spricht sich sehr rühmend über einen Vogel dieser Art aus, welchen er gezähmt hatte, und alle andern Forscher, welche nach eigener Erfahrung berichten konnten, stimmen ihm freudig bei.

Aus den vorliegenden Schilderungen entnehmen wir, daß die Alpendohle in der Gefangenschaft alsbald sehr zahm wird, sich gegen ihren Herrn niemals böse oder bissig erweist, vielmehr, gleich einem Hund, ihm ganz besonders zugethan wird, ihm folgt und besonders gerne von ihm mit den Fingern in den Federn sich krauen läßt. Beständig munter und neugierig, untersucht sie alle Winkel und Ritzen mit ihrem Schnabel, schleppt allerlei Dinge, besonders glänzende, hinweg, um sie zu verstecken, verschluckt jedoch keineswegs glühende Kohlen, wie ihr nachgesagt wurde.

Alpenkrähen, obwohl alt gefangen, gewöhnten sich doch bald so an ihren Herrn, daß sie frei aus- und einfliegen durften. Sie kamen auf die Erker der benachbarten Häuser und baten mit lautem Geschrei um Einlaß, merkten auch sehr bald, wo sie gern gesehen und bezüglich gefüttert wurden. Sie erschienen dann täglich mehrmals zur gewohnten Stunde, um ihre Freunde zu begrüßen und ihre Nahrung in Empfang zu nehmen. Dies wurde in Muria beobachtet. Aber auch in Belgien besaß ein Liebhaber eine zahme Alpenkrähe, welche nach Belieben umherfliegen konnte. Sie spielte den Herrn im Gehöft und Garten, machte sich überall zu schaffen, riß auch wohl ein Pflänzchen ab oder suchte ein junges Vögelchen zu überlisten, benahm sich aber stets liebenswürdig.

An Gefangenen kann man leicht beobachten, wie sie ihre Nahrung suchen. Sie beschäftigen sich in ihren freien Stunden eifrig damit, den Bodenraum ihres Käfigs zu durchstöbern. Hierdurch ist es unmöglich, Ordnung zu erhalten; den grünen Rasen vernichten sie in kürzester Frist, weil sie ohne Unterlaß mit ihrem Schnabel bohren und arbeiten und in wenigen Stunden alle Bemühungen des Gärtners vernichten.



Die Haltung der Alpenkrähen ist überaus einfach. Sie nähren sich zwar hauptsächlich von Fleisch, nehmen aber fast alle übrigen Speisen an, welche der Mensch genießt. Weißbrod gehört zu ihren Vorkerbissen, nicht minder frischer Käse (Quark). Sie verschmähen aber auch kleine Wirbelthiere nicht, obwohl sie sich längere Zeit abmühen müssen, um eine Maus oder einen Vogel zu tödten und bezüglich zu zerkleinern. Schwache Vögel fallen sie mit großer Wuth an, und auch gleich starke, Heher und Dohlen z. B., mißhandeln sie ganz abscheulich. Ihre Zuneigung beschränkt sich auf menschliche Wesen. Nicht unerwähnt sei es, daß Alpenkrähen in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung gebracht werden können.

Die nahe verwandte Alpendohle oder Schneekrähe, die Berg- und Steindohle, die Flütäpie oder Alpenamsel (*Pyrrhocorax alpinus*) unterscheidet sich nur durch kopflangen und verhältnißmäßig stärkeren Schnabel von gelber Farbe, sowie durch amsel-, nicht krähenartiges Gefieder. Dieses ist bei alten Vögeln samtschwarz, bei jungen mattschwarz. Der Fuß ist bei jenen roth, bei diesen gelb. Hinsichtlich der Größe ist zwischen Alpenkrähe und Alpendohle kaum ein Unterschied, und Lebensweise und Betragen sind ebenfalls im wesentlichen dieselben.

„Wie“, erzählt Tschudi, „zum Saatsfeld die Lerche, zum See die Möve, zum Stall und der Wiege der Amsel und Hausrotschwanz, zum Kornspeicher die Taube und der Spaz, zum Grünhag der Zaunkönig, zum jungen Lerchenwald die Meise und das Goldhähnchen, zum Feldbach die Bachstelze, zum Buchwald der Fink, in die zapfenbehangenen Föhren das Eichhorn gehört, so gehört zu den Felsenzimmern unserer Alpen die Bergdohle oder Schneekrähe. Findet der Wanderer oder Jäger auch sonst in den Bergen keine zwei- oder vierfüßigen Alpenbewohner — eine Schaar Bergdohlen, die zankend und schreiend auf den Felsenvorsprüngen sitzen, bald aber schrill pfeifend mit wenigen Flügelschlägen aufstiegen, in schneckenförmigen Schwankungen in die Höhe steigen und dann in weiten Kreisen die Felsen umziehen, um sich bald wieder auf einen derselben niederzulassen und den Fremden zu beobachten, — die findet er gewiß immer, sei es an den Weiden über der Holzgrenze, sei es in den todten Geröllthalten der Hochalpen, ebenso häufig auch an den nackten Felsen am und im ewigen Schnee. Fand doch v. Dürer selbst auf dem Firnmeer, das die höchste Kuppe des Tödi (11,000 Fuß über dem Meer) umgibt, noch zwei solcher Krähen und Professor Meyer bei seiner Erstbegehung des Finsteraarhorns in einer Höhe von 13,000 Fuß über dem Meer noch mehrere derselben. Sie gehen also noch höher, als Schneefinken und Schneehühner und lassen ihr helles Geschrei als eintönigen Ersatz für den trillernden Gesang der Flühlerche und des Citronfinken hören, der ein paar Tausend Fuß tiefer den Wanderer noch so freundlich begleitete. Und doch ist es diesem gar lieb, wenn er zwischen ewigem Eis und Schnee wenigstens diese lebhaften Vögel noch schwärmend sich herumtreiben und mit dem Schnabel im Firn nach eingesunkenen Kerbthieren hacken sieht. Wie fast alle Alpenthiere gelten auch die Schneekrähen für Wetterpropheten.“

„Ihre oft gemeinsamen Nester sind in den Spalten und Höhlen der unzugänglichsten Kuppen und darum noch selten beobachtet worden. Das einzelne Nest ist flach, groß, besteht aus Grasshalmen und hält in der Brütezeit fünf kräheneigroße Eier mit dunkelgrauen Flecken auf hellaschgrauem Grunde. Die Schneekrähen bewohnen gewisse Felsengrotten ganze Geschlechter hindurch und bedecken sie oft fußhoch mit ihrem Kothe.“

„Dieser Vogel ist einer von denjenigen“, sagt Savi, „welche sich am leichtesten zähmen lassen und die größte Anhänglichkeit an ihren Pfleger zeigen. Man kann ihn Jahre lang halten, frei herumlaufen und fliegen lassen. Er springt auf den Tisch und ißt mit Fleisch, Früchte, besonders Trauben, Feigen, Kirschen, Schwarzbrod, trockenen Käse und Dotter. Er liebt die Milch und zieht bisweilen Wein dem Wasser vor. Wie die Raben hält er die Speisen, welche er zerreißen will, mit den Klauen, versteckt das Uebrige und deckt es mit Papier, Splintern u. dergl. zu, setzt sich auch wohl daneben und vertheidigt den Vorrath gegen Hunde und Menschen. Er hat ein seltsames Gelüste zum Feuer, zieht oft den brennenden Docht aus den Lampen und verschluckt denselben, holt ebenso des Winters kleine Gluten aus dem Kamin, ohne daß es ihm im geringsten schadet. Er hat eine besondere Freude, den Rauch aufsteigen zu sehen, und so oft er ein Kohlenbecken wahrnimmt, sucht er ein Stück Papier, einen Lumpen oder einen Splitter, wirft es hinein und stellt sich dann davor, um den Rauch anzusehen. Sollte man daher nicht vermuthen, daß dieser der „brandstiftende Vogel“ (*Avis incendiaria*) der Alten sei?“

Die Raben im engsten Sinne, eine an Sippen und Arten zahlreiche Horde, kennzeichnen sich durch großen, aber verhältnißmäßig kurzen, mehr oder weniger gebogenen, an der Wurzel mit steifen Vorstenhaaren überdeckten Schnabel, welcher stets eine schwarze Färbung zeigt, durch mittellange Flügel, welche zusammen gelegt ungefähr das Ende des Schwanzes erreichen, durch starke Füße, welche ebenfalls schwarz gefärbt sind, und durch ein ziemlich reiches Gefieder von vorwaltend schwarzer Farbe mit mehr oder weniger Glanz.

Unter den hierher zu zählenden Vögeln gebührt unserm Koll- oder Edelkraben (*Corax nobilis*) die erste Stelle. Er ist der Rabe im eigentlichen Sinne des Wortes; seine Färbung ist gleichmäßig schwarz. Nur das Auge ist braun; die Länge beträgt reichlich 2 Fuß, die Schwanzlänge 9 $\frac{1}{2}$  Zoll.

Unter allen Raben scheint der Kollkrabe am weitesten verbreitet zu sein. Er bewohnt ganz Europa vom Nordkap an bis zum Kap Tarifa und vom Vorgebirge Finisterre an bis zum Altai. Er findet sich aber auch im größten Theile Asiens vom Eismeer bis zum Punjab und vom Altai bis nach Japan, und es ist noch sehr fraglich, ob der im Norden Amerikas lebende Rabe von dem unserigen verschieden ist oder nicht. Bei uns zu Lande ist der stattliche, stolze Vogel nur in gewissen Gegenden häufig, in andern bereits ausgerottet. Der Kollkrabe liebt ein inniges Verhältniß mit dem Menschen gar nicht und sucht jeder Vertraulichkeit von seiten des letzteren auszuweichen. Man findet ihn daher nur an spärlich bewohnten Orten unseres Vaterlandes: in Gebirgen, in zusammenhängenden, hochständigen Waldungen, an felsigen Meeresküsten und in andern Gegenden, wo er möglichst ungestört sein kann. Gegen die Grenzen unseres Erdtheils hin lebt er mit dem Herrn der Erde in besseren Verhältnissen, als in Mittel- und Westeuropa. Hier ist er, obwohl nirgends selten, doch auch nirgends gerade häufig, während er in Schweden ebensowohl als in Griechenland, in Spanien so gut wie in Rußland gemein zu nennen ist.

Der Standort eines Kollkrabepaares ist stets vortrefflich gewählt. Der Vogel bewohnt ein großes Gebiet und sieht besonders auf Mannfaltigkeit der Erzeugnisse desselben. Gegenden, in denen Wald und Feld, Wiese und Gewässer mit einander abwechseln, sind seine liebsten Wohnsitze, weil er hier die meiste Nahrung findet. Die Meeresküste oder ein südliches Gebirge ersetzen ihm solche Vorzüge des platten Landes vollständig; hier sieht man ihn dann nicht mehr einzeln, wie in letzteren, sondern zuweilen in ganzen Flügen.

Der Kollkrabe lebt gewöhnlich, also auch im Winter, paarweise. Hört man den einen des Paares, so braucht man sich nur umzusehen, der andere ist nicht weit davon. Trifft ein Paar bei seinem Fluge auf ein anderes, dann vereinigen sich die beiden und schweben einige Zeit mit einander umher. Die Einzelnen sind ungepaarte Junge, welche herumstreichen; denn der Kollkrabe gehört zu den Vögeln, die, einmal gepaart, zeitlebens treu zusammenhalten. Sein Flug ist wunderschön. Er geht fast gerade aus und wird, wenn er schnell ist, durch starke Flügelschwingen beschleunigt; oft aber schwebt der Rabe lange Zeit und führt dabei die schönsten kreisförmigen Bewegungen aus, wobei Flügel und Schwanz stark ausgebreitet werden. Man sieht deutlich, daß ihm das Fliegen keine Anstrengung kostet, und daß er oft bloß zum Vergnügen große Lustreisen unternimmt. Gelegentlich derselben nähert er sich auf den Bergen oft dem Boden; über die Thäler aber streift er gewöhnlich in bedeutender Höhe weg. Bei seinen Spazierflügen stürzt er oft einige Fuß weit herab, besonders wenn nach ihm geschossen worden ist, so daß der mit dieser Spielerei unbekannte Schütze glauben muß, er habe ihn angeschossen und werde ihn bald herabstürzen sehen. Während des Winters bringt er den größten Theil des Tages fliegend zu. Der Flug ähnelt dem der Raubbögel mehr, als dem anderer Krähen; er ist so bezeichnend für ihn, daß ihn der Kundige in jeder Entfernung von den verwandten Krähenarten zu unterscheiden im Stande ist. Auf der Erde schreitet der Rabe mit einer scheinbar angenommenen lächerlichen Würde einher, trägt dabei den Leib vorn etwas höher als hinten, nickt mit dem Kopfe und bewegt bei jedem Tritt den Leib hin und her. Beim Sitzen auf Nisten hält er den Leib bald wagrecht, bald sehr aufgerichtet. Die Federn liegen fast immer so glatt an, daß er wie gegossen aussieht; sie werden nur bei Gemüthsbewegungen auf dem Kopfe und dem ganzen Halse gesträubt. Die Flügel hält er gewöhnlich etwas vom Leibe ab. Wie er hierin nichts mit seinen Verwandten gemein hat, so ist es auch hinsichtlich einer gewissen Liebe, welche die andern Krähenarten zu einander hegen. Die Rabenkrähen leben in größter Freundschaft mit den Nebelkrähen und Elstern, die Dohlen mischen sich unter die Saatkrahen, und keine Art thut der andern etwas zu Leide: die Kollkraben aber werden von den Verwandten gehaßt und angefeindet. Man hat die Rabenkrähe sehr heftig auf den Kollkraben stoßen sehen,





*Henry Johnston*





und wenn sich dieser unter einen Schwarm Rabenträhen mischen will, entsteht ein Lärm, als wenn ein Habicht oder Bussard unter ihnen erschiene. Ein allgemeiner Angriff nöthigt den unwillkommenen Gefährten, sich zu entfernen. Auch dadurch zeichnet sich der Kollkrabe vor den andern Arten aus, daß er an Scheu alle übertrifft. Es ist unglaublich, wie vorsichtig dieser Vogel ist. Er läßt sich nur dann erst nieder, wenn er die Gegend gehörig umkreist und weder durch das Gesicht, noch durch den Geruch etwas für sich Gefährliches bemerkt hat. Er verläßt, wenn sich ein Mensch dem Neste mit Eiern nähert, seine Brut sofort und kehrt dann zu den Jungen, so groß auch seine Liebe zu ihnen ist, nur mit der äußersten Vorsicht zurück. Sein Haß gegen den Mhu ist außerordentlich groß, seine Vorsicht aber noch weit größer; deshalb ist dieser scheue Vogel selbst von der Krähenhütte aus nur sehr schwer zu erlegen.

Das Geschrei des Kollkraben ist bekannt. Die gewöhnlichen Töne, welche die beiden Gatten eines Paares von sich geben, klingen wie „Kork kork, Kolk kolk“, oder wie „Rabb rabb“, daher sein Name. Diese Laute werden verschieden betont und so mit andern vermischt, daß eine gewisse Mannfaltigkeit entsteht. Bei genauer Beobachtung begreift man wohl, wie die Wahrsager der Alten eine so große Menge von Tönen, welche der Kollkrabe hervorbringen soll, annehmen konnten.

Es gibt vielleicht keinen Vogel weiter, welcher im gleichen Umfange wie der Rabe Allesfresser genannt werden kann. Man darf behaupten, daß er buchstäblich nichts Genießbares verschmäht und für seine Größe und Kraft Unglaubliches leistet. Ihm munden Früchte, Körner und andere genießbare Pflanzenstoffe aller Art; aber er ist auch ein Raubvogel ersten Ranges. Nicht Kerbtbiere, Schnecken, Würmer und kleine Wirbelthiere allein sind es, welchen er den Krieg erklärt; er greift dreist Säugethiere und Vögel an, welche ihn an Größe übertreffen. Er raubt in der unverschämtesten Weise die Nester aus und nicht allein die wehrlosen Vögel, sondern auch die der kräftigen Möven, welche sich und ihre Brut wohl zu vertheidigen wissen. Vom Hasen an bis zur Maus und vom Auerhuhn an bis zum kleinsten Vogel ist kein Thier vor ihm sicher. Frechheit und List, Kraft und Gewandtheit vereinigen sich in ihm, um ihn zu einem wahrhaft furchtbaren Räuber zu stempeln. In Spanien bedroht er die Haushühner, in Norwegen die jungen Gänse, Enten und das gesammte übrige Hausgeflügel, auf Island und Grönland jagt er Schneehühner, bei uns zu Lande Hasen, Fasanen und Rebhühner; am Meeresstrande sucht er zusammen, was die Flut ihm zuwarf, und in den nordischen Ländern macht er den Hunden allerlei Abfälle vor den Wohnungen streitig. — „In Island ist er“, wie der Isländer Olaffen sagt, „in großer Menge vorhanden, sucht im Winter sein Futter zwischen Hunden und Katzen auf den Höfen, geht in der warmen Jahreszeit am Strande den Fischen nach, hackt im Frühjahr die neugeborenen Lämmer todt und verzehrt sie, verjagt die Eidergänse vom Nest, säuft ihre Eier aus, verbirgt diejenigen, welche er nicht freissen kann, einzeln in der Erde. Er folgt in kleinen Schaaren dem Adler, wagt sich nicht an ihn, jucht aber Ueberbleibsel von seiner Beute zu erschnappen. Sind wo krank oder todt alte Kollkraben, oder junge aus dem Nest gefallene zu finden, so verzehrt er sie. Im Winter gesellt sich zu jedem Hause eine Zahl von zwei bis zehn Kollkraben, und diese dulden dann keinen andren mehr bei sich.“ — Den schweizer Jägern folgt er, um die geschossenen Genssen aufzunehmen. Hartgeschalige Muscheln erhebt er nach übereinstimmenden Berichten hoch in die Luft und läßt sie von hier auf einen harten Stein oder bezüglich Felsblock fallen, um sie zu zerschmettern. Den Einsiedlerkrebs weiß er geschickt zu fassen und aus seiner Wohnung, dem Schneckengehäuse, herauszuziehen: will dieses wegen gänzlichem Zurückziehen des Krebses nicht gleich gelingen, so hämmert er mit dem Gehäuse so lange hin und her, bis der Einsiedler doch endlich zum Vorschein kommt. Er greift große Thiere mit einer List und Verschlagenheit sondergleichen, aber auch mit großem Muth erfolgreich an, die Hasen z. B. ohne alle Umstände, nicht blos krank oder angeschossene. Es liegen hierüber Erfahrungen vor, welche jeden etwa herrschenden Zweifel beseitigen.

Als Nesträuber benimmt sich der Kollkrabe nicht minder kühn. Es wurde beobachtet, daß einer sogar das Ei eines Schreiadlers davon trug. Im Norden ist unser Vogel der abscheulichste Nesterplünderer, welchen es geben kann. In Norwegen fanden sich auf einem Felsen, auf dem eine junge Rabenfamilie saß, welche noch von den Eltern gefüttert wurde, gegen sechszig ausgefressene Eier von Eidergänsen, Möven und Brachvögeln unter Hühnerbeinen, Entensfüßeln, Lemmingpelzen, leeren Muschelschalen, Ueberresten von jungen Möven, Strandläusern, Regenweiskern u. s. w. Da die vier Jungen unaufhörlich nach Nahrung kreischten, trugen die Alten fortwährend neue Beute zur Schlachtbank. Kein Wunder, daß sämmtliche Möven der Nachbarschaft, sobald die Raben sich zeigten, wüthend über sie herfielen und sich nach Kräften mit ihnen herumbalgten,

kein Wunder, daß auch die Bewohner der nächsten Gehöfte sie verwünschten und aufs Aeußerste haßten!

Es unterliegt leider keinem Zweifel, daß der Kolltrabe durch seine Raubjucht sehr schädlich wird und von verständigen Menschen nicht geduldet werden darf. Auch er bringt Nutzen wie die übrigen Krähen; der Schaden aber, welchen er anrichtet, überwiegt alle Wohlthaten, welche er dem Felde und Garten zufügt. Deshalb ist es auffallend genug, daß dieser Vogel von einzelnen Völkerschäften geliebt und verehrt wird. Namentlich die Araber achten ihn hoch.

Auf dem Aas jeder Art ist der Rabe eine regelmäßige Erscheinung, und die vielen biblischen Stellen, welche sich auf ihn beziehen, werden wohl ihre Wichtigkeit haben. Weniger unbestritten ist die Behauptung, „daß der Rabe das Aas meilenweit wittere“. Die großen Flügel, welche er täglich in verschiedener Richtung ausführt, sowie der Umstand, daß er einen Ort, auf dem er sich niederlassen will, erst umkreist, scheinen vielmehr dagegen zu sprechen. Wäre sein Geruch so weitreichend und zuverlässig, so würde wohl der Rabe mehr geradezu auf das Aas zusliegen.

Unter allen deutschen Vögeln, die Kreuzschnäbel etwa ausgenommen, schreitet der Kolltrabe am frühesten zur Fortpflanzung, baut im Februar seinen Horst und legt in den ersten Tagen des März. Der Horst steht auf Felsen oder bei uns auf dem Wipfel eines hohen Baumes, regelmäßig auf einem, welcher schwer erstiegen werden kann. Er ist groß, ungefähr einen Fuß hoch und zwei bis drei Fuß breit. Der Unterbau wird aus starken Reisern zusammengeschichtet, der Mittelbau aus feineren errichtet, die Restmulde, welche eine Halbkugel von acht bis neun Zoll Durchmesser und vier bis fünf Zoll Tiefe bildet, mit Baststreifen, Baumflechten, Grassstückchen, Schaafwolle und dergleichen warm ausgefüttert. Ein alter Horst wird gern wieder benutzt und dann nur ein wenig aufgebessert. Das Gelege besteht aus vier bis fünf ziemlich großen Eiern, welche auf grünlichem Grunde braun und grau gefleckt sind. Nach Beobachtungen einerseits brütet das Weibchen allein, nach anderen mit dem Männchen wechselweise. Die Jungen werden von beiden Eltern mit Regenwürmern und Kerbtieren, Mäusen, Vögeln, jungen Eiern und Aas genügend versorgt; ihr Hunger scheint aber auch bei der reichlichsten Fütterung nicht gestillt zu werden, da sie fortwährend Nahrung heischen. Beide Eltern lieben die Brut ganz außerordentlich und verlassen die einmal ausgekrochene Jungen nie. Unter günstigen Umständen verlassen die jungen Raben Ende Mai's oder anfangs Juni den Horst, nicht aber die Gegend, in welcher er stand. Erst gegen den Herbst hin macht sich das junge Volk selbstständig.

Jung dem Neste entnommene Raben werden nach kurzer Pflege außerordentlich zahm; selbst alt eingefangene gewöhnen sich an den Verlust der Freiheit. Ein Kolltrabe auf einem größeren Gehöft gibt Gelegenheit zu den anziehendsten Beobachtungen. Man lernt bald erkennen, daß er einer der klügsten aller Vögel ist. Sein Verstand schärft sich im Umgange mit dem Menschen in bewunderungswürdiger Weise. Er läßt sich abrichten wie ein Hund, sogar auf Thiere und Menschen hegen; er führt die drolligsten und lustigsten Streiche aus, ersinnt sich fortwährend Neues und nimmt zu so wie an Alter, so auch an Weisheit, dagegen nicht immer auch an Gnade vor den Augen des Menschen. Auf Tollheiten der verschiedensten Art darf der Besitzer gefaßt sein, und dies ist der Grund, weshalb der Vogel nicht Jedermanns Freund ist. An das Aus- und Einfliegen kann man den Raben leicht gewöhnen; er macht sich jedoch größerer Freiheit regelmäßig bald unwürdig. Er stiehlt und versteckt das Gestohlene, tödtet junge Hausthiere, Hühner und Gänse, beißt die Leute in die Füße, namentlich diejenigen, welche barfuß gehen, und wird unter Umständen selbst gefährlich, weil er seinen Muthwillen auch an Kindern ausübt. Mit Hunden geht er oft innige Freundschaft ein, sucht ihnen die Flöhe ab und macht sich ihnen sonst nützlich. Auch an Pferde und Kinder gewöhnt er sich und gewinnt sich deren Zuneigung. Er lernt prächtig sprechen, ahmt die Worte in richtiger Betonung nach und wendet sie mit Verstand an: er bellt wie ein Hund, lacht wie ein Mensch, knurrt wie die Haus- taube u. s. w., kurz, sucht seine hohen Begabungen in jeder Weise zu bethätigen. Es würde viel zu weit führen, wollten wir alle Geschichten, welche über gezähmte Raben bekannt sind, hier wieder erzählen, und deshalb muß es genügen, wenn wir jagen, daß der Vogel wahren Menschenverstand beweist und seinen Gebieter ebenso zu erfreuen, als andere Menschen zu ärgern weiß.

Als die würdigsten Vertreter unserer Kolltraben dürften zwei afrikanische Verwandte angesehen werden können, welche man bezeichnend Geier Raben (*Corvultur*) genannt hat. Nach den uns gewordenen Berichten zu schließen, übertreffen sie ihre europäischen Artgenossen auch in



Der Geirraabe (*Corvultur crassirostris*).

ihrer räuberischen Thätigkeit, nicht bloß an Größe. Ein ungewöhnlich dicker, seitlich etwas zusammen gedrückter Schnabel, welcher auf der Oberseite bedeutend gekrümmt ist und deshalb in der That dem Geierschnabel ähnelt, ist das hervorstechende Kennzeichen der Sippe. Die beiden Arten, welche man bis jetzt kennt, *Corvultur albicollis*, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und *Corvultur crassirostris*, aus Abissinien, ähneln sich. Beide sind glänzend kohlschwarz, bis auf den Nacken, welcher weiß ist.

Der Geirraabe, erzählt Le Vaillant, ist gefräßig, frech, unrein, schreilustig und ungesellig; er vertritt also den Raben vollständig. Seine Stimme ähnelt mehr oder weniger diesem Verwandten, wie denn der Geirraabe überhaupt in seinen Sitten und Wesen dem Bilde jenes allbekanntesten Vogels entspricht. Seine Hauptnahrung ist Nas, und auf ihm vereinigt er sich oft zu sehr starken Trupps. Er liebt es aber auch, lebende Beute zu machen, greift Schafe und junge Gazellen an, haßt ihnen die Augen und die Zunge aus und tödtet und zerreißt sie. Nicht minder folgt er den Herden der Büffel, der Rinder und Pferde, selbst dem Nashorn und dem Elefanten, welche ihm ebenfalls Nahrung zollen müssen. Hätte er die nöthige Kraft, er würde diesen Thieren gefährlich werden; so aber muß er sich begnügen, mit seinem Schnabel die wunden Stellen zu bearbeiten, welche durch Zecken und Maden verursacht werden. Diese Quälgeister der Säugethiere finden sich bei vielen von ihnen so zahlreich, daß sie es den Raben gern erlauben, auf ihrem Rücken herumzuhacken, selbst wenn das Blut danach läuft; denn der Raabe begnügt sich nicht mit den Kerbthieren, sondern frißt auch die eiternden Wunden aus.

Südlich des 18. Grads nördl. Breite begegnet man einem durch sein Gefieder sehr ausgezeichneten kleinen schwachsnäbligen Raben, welcher weit über Afrika verbreitet ist und im Westen durch eine sehr nahe verwandte Art vertreten wird: dem Schildraben (*Pterocorax scapulatus*). Er ist glänzend schwarz, auf der Oberbrust und einem breiten Nackenbände aber blendendweiß. Das dunkle Gefieder schillert, das lichte glänzt wie Atlas. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Die Länge beträgt ungefähr 18 Zoll. In seiner Lebensweise unserem Kolkraben sehr ähnlich, erweist er sich weniger scheu gegen den Menschen.

Die Nebelkrähe (*Corvus cornix*).

Die Krähen (*Corvus*) unterscheiden sich von den Raben durch verhältnißmäßig kleinen Schnabel, nur abgerundeten, nicht aber abgestuften Schwanz und ein sehr lockeres, wenig glänzendes Gefieder.

In unserm Vaterlande kommen zwei Arten der Sippe überall häufig, wenigstens zu gewissen Zeiten, vor. Diese beiden Arten sind die Rabenkrähe (*Corvus corone*) und die Nebelkrähe (*Corvus cornix*). Beide gleichen sich in der Größe so vollkommen, daß sie, gerupft, schwerlich zu unterscheiden sein dürften. Beide paaren sich gegenseitig gar nicht selten unter einander, und beide sind deshalb seit geraumer Zeit der Zankapfel der Vogelkundigen gewesen.

Die Rabenkrähe ist schwarz mit weichen- oder purpurfarbenem Schiller und braunem Augenstern, in der Jugend mattschwarz mit grauem Augenstern. Bei der Nebelkrähe sind nur der Kopf, der Vorderhals, die Flügel und der Schwanz schwarz, das übrige ist hellaschgrau oder bei den Jungen schmutzigschwarz. Die Länge beträgt bei der einen wie bei der andern 18 bis 19 Zoll.

Die letztere findet sich in Scandinavien, im größten Theile von Rußland, in Norddeutschland, Galizien, Ungarn, Steiermark, in Süditalien, Griechenland, Egypten, Afganistan und Japan; die Rabenkrähe hingegen lebt in ganz Mittel- und Süddeutschland, in Frankreich, aber auch in einem großen Theile Asiens, namentlich in Sibirien und Java (?). Es kann daher die hellaschgraue Färbung der Nebelkrähe nicht, wie von Manchem behauptet wird, eine durch das kalte Klima bewirkte Abblässung der schwarzen Rabenkrähe sein, mit der sie an den Grenzen der Verbreitungsbezirke häufig gemischt vorkommt.

Hinsichtlich der Lebensweise unterscheiden sich Raben- und Nebelkrähe nicht; beide sind Stand- oder höchstens Strichvögel. Sie halten sich paarweise zusammen und bewohnen gemeinschaftlich ein größeres oder kleineres Gebiet, aus welchem sie sich selten entfernen. Strenge Winterkälte macht insofern eine Ausnahme, daß die nördlich lebenden Arten kleine Streifzüge nach Süden hin antreten, während die Mitglieder derselben Art in südlichen Ländern kaum an das Streichen denken. Feldgehölze bilden ihre liebsten Aufenthaltsorte; sie meiden aber auch größere Waldungen nicht und siedeln sich da, wo sie sich sicher wissen, auch in unmittelbarer Nähe des Menschen, also beispielsweise in Baumgärten an. Sie sind gesellig in hohem Grade,



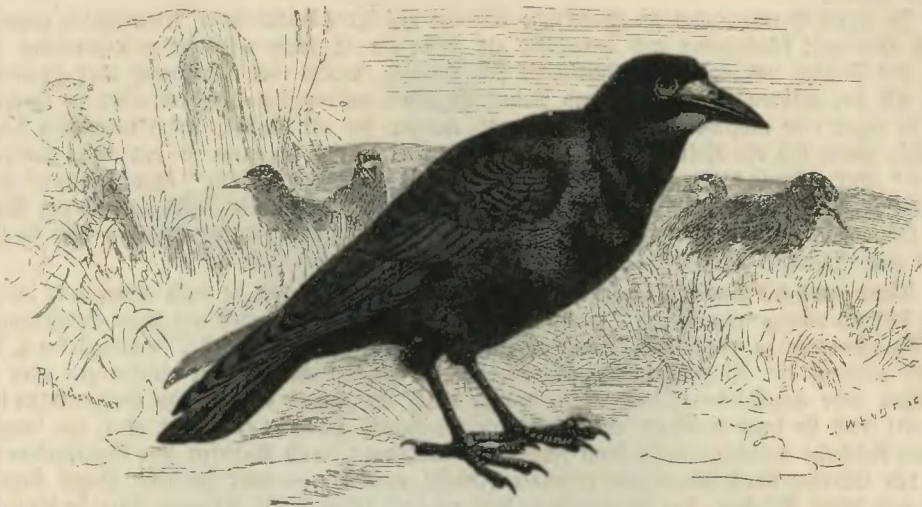
leiblich wie geistig begabt und somit befähigt, eine sehr bedeutende Rolle zu spielen. Sie gehen gut, schrittweise, zwar etwas wackelnd, jedoch ohne jede Anstrengung, fliegen leicht und ausdauernd, wenn auch minder gewandt als die eigentlichen Raben, sind feinsinnig, namentlich was Gesicht, Gehör und Geruch anlangt, und stehen an geistigen Fähigkeiten kaum oder nicht hinter dem Kollkraben zurück. Im Kleinen leisten sie ungefähr dasselbe, was der Rabe im Großen auszuführen vermag; da sie aber regelmäßig bloß kleineren Thieren gefährlich werden, überwiegt der Nutzen, welchen sie stiften, den Schaden, den sie anrichten. Man darf mit aller Bestimmtheit annehmen, daß sie zu den wichtigsten Vögeln unserer Heimat gehören, daß ohne sie die überall häufigen und überall gegenwärtigen schadenbringenden Wirbelthiere und verderblichen Kerbtiere in der bedenklichsten Weise überhand nehmen würden. Auf diesen großen Nutzen unserer Vögel nachdrücklich hinzuweisen und ihre Schonung zu empfehlen, ist die Pflicht eines jeden Kundigen.

Das tägliche Leben der Krähen ist ungefähr folgendes: Sie fliegen vor Tagesanbruch auf und sammeln sich, ehe sie nach Nahrung ausgehen, auf einem bestimmten Gebäude oder großen Baum, so lange sie nicht Verfolgung erfahren. Von hieraus vertheilen sie sich dann über die Felder, vermischen sich wohl auch mit andern Arten ihrer Familie, namentlich während der Zugzeit. Bis gegen den Mittag hin sind sie eifrig mit Aufsuchen ihrer Nahrung beschäftigt. Sie schreiten Felder und Wiesen ab, folgen dem Pflüger, um die von ihm bloßgelegten Engerlinge aufzulauern, lauern vor Mäuselöchern, spähen nach Vogelnestern umher, untersuchen die Ufer der Bäche und Flüsse, durchstöbern die Gärten, kurz, machen sich überall zu schaffen. Dabei kommen sie gelegentlich mit andern ihrer Art zusammen und betreiben ihre Arbeit eine Zeitlang gemeinschaftlich. Ereignet sich etwas Auffallendes, so sind sie gewiß die ersten, welche es bemerken und andern Geschöpfen anzeigen. Ein Raubvogel wird mit großem Geschrei begrüßt und so eifrig verfolgt, daß er oft in seinem Gewerbe behindert wird. Snell hat sehr Recht, wenn er auch diese Handlungsweise der Krähen als Nutzen hervorhebt; denn es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die rauberische Thätigkeit der schädlichen Raubvögel durch die Krähen bedeutend gehindert wird, sei es, indem sie den Raubvogel unmittelbar angreifen, sei es, indem sie ihn dem Menschen und den Thieren verrathen. Gegen Mittag fliegen die Krähen einem dichten Baume zu und verbergen sich hier im Gelaube desselben, um Mittagsruhe zu halten. Nachmittags gehen sie zum zweiten Male nach Nahrung aus, und gegen Abend versammeln sie sich in großer Menge auf bestimmten Plätzen, gleichsam in der Absicht, sich hier gegenseitig die Erlebnisse des Tages auszutauschen. Dann begeben sie sich zum Schlafplatze, einem bestimmten Waldtheile, welcher alle Krähen eines großen Gebiets vereinigt. Hier erscheinen sie mit größter Vorsicht, gewöhnlich erst, nachdem sie mehrmals Späher vorausgeschickt haben. Sie kommen nach Einbruch der Nacht an, fliegen still dem Orte zu und setzen sich so ruhig auf, daß man Nichts als das Rauschen der Schwingen vernimmt. Nachstellungen machen sie im höchsten Grade scheu. Sie lernen den Jäger sehr bald von dem ihnen ungefährlichen Menschen unterscheiden und vertrauen überhaupt nur dem, von dessen Wohlwollen sie sich vollständig überzeugt haben.

Der Horst wird zu Ende des März oder im Anfang des April auf hohen Bäumen angelegt oder ein vorjähriger für die neue Brut wieder hergerichtet. Er ähnelt dem des Kollkraben, ist aber bedeutend kleiner. In der ersten Hälfte des Aprils legt das Weibchen drei bis fünf, höchst selten sechs Eier, welche auf blaugrünlichem Grunde mit olivenfarbenen, dunkelgrünen, dunkelashgrauen und schwärzlichen Punkten und Flecken gezeichnet sind. Das Weibchen brütet allein, wird aber nur dann vom Männchen verlassen, wenn dieses wegfliegen muß, um für sich und die Gattin Nahrung zu erwerben. Die Jungen werden mit der größten Liebe von beiden Eltern gepflegt, gefüttert und bei Gefahr muthvoll vertheidigt.

Beide Krähenarten lassen sich ohne irgend welche Mühe jahrelang in der Gefangenschaft erhalten und leicht zähmen. Sie lernen auch sprechen, falls es der Lehrer nicht an Ausdauer fehlen läßt. Doch sind sie als Stuben- oder Hausvögel kaum zu empfehlen. Aus dem Zimmer verbannt sie ihre Unreinlichkeit oder richtiger der Geruch, welchen sie auch dann verbreiten, wenn ihr Besitzer den Käfig nach Kräften rein zu halten sich bemüht; im Gehöft oder Garten aber darf man sie auch nicht frei umherlaufen lassen, weil sie ebenso wie die Raben allerlei Unflug stiften. Die Sucht, glänzende Dinge aufzunehmen und zu verschleppen, theilen sie mit ihren schwächeren Verwandten, die Raub- und Mordlust mit dem Kollkraben. Auch sie überfallen kleine Wirbelthiere, selbst junge Hunde und Katzen, hauptsächlich aber das Geflügel, tödten es oder martern es wenigstens in abscheulicher Weise. Hühner und Taubennestler werden von den Strolchen bald entdeckt und dann rückwärtslos geplündert.



Die Saatkrahe (*Corvus frugilegus* oder *Frugilegus segetum*).

Es ist wahrscheinlich, daß der Uhu den außerordentlichen Haß, welchen die Krähen gegen ihn an den Tag legen, sich durch seine nächtlichen Anfälle auf die dann wehrlosen Vögel zugezogen hat; man weiß wenigstens mit Bestimmtheit, daß er ein ganz außerordentlicher Freund von Krähenfleisch ist. Seine nächtlichen Mordthaten werden von den Krähen nach besten Kräften vergolten. Weder der Uhu noch eine andere Eule dürfen sich bei Tage sehen lassen. Sobald einer der Nachtvögel entdeckt worden ist, entsteht ein ungeheurer Aufruhr in der ganzen Gegend. Sämmtliche Krähen eilen herbei und stoßen mit einer beispiellosen Wuth auf diesen Finstertling in Vogelgestalt. Auf diesen Haß gründet sich eine Jagdweise, welche besser Krähen gegenüber nicht angewandt werden sollte: die vor der Krähenhütte. Letztere ist ein größtentheils unter der Erde angelegter Bau mit Schießscharten, von welchen aus mehrere im rechten Abstände eingepflanzte dürre Bäume, die sogenannten Kraken, beschossen werden können. Die Hütte selbst wird wo möglich auf der Kuppe eines Berges angelegt, welchen man erfahrungsmäßig als Zugtraße der Krähen und Raubvögel kennen gelernt hat. Ein lebender Uhu ist der Lockvogel im schlimmsten Sinne des Wortes. Er wird vor der Hütte angefesselt und zeigt durch sein Augendrehen die Ankunft der Krähen und Raubvögel an. Die einen wie die andern versuchen nachdem sie ihrerseits den Uhu gesehen haben, ihren Haß zu bethätigen und werden dabei von der Hütte aus niedergeschossen.

Nützlicher noch als Raben- und Nebelkrähe und deshalb der allgemeinsten Beachtung werth ist die vierte unserer Rabenarten, die Saat- oder Feldkrähe, Hafer- oder Ackerkrähe, Krabenweitel, Karchel, Kurock, Mooko, der Naack- oder Grindschnabel (*Corvus frugilegus* oder *Frugilegus segetum*). Sie unterscheidet sich von den eigentlichen Krähen durch schlankeren Leibesbau, sehr gestreckten Schnabel, verhältnißmäßig lange Flügel, stark abgerundeten Schwanz, ein knappes, prachtvoll glänzendes Gefieder und ein im Alter nacktes Gesicht, welsch letzteres jedoch nur Folge von ihren Arbeiten im Boden ist. Ihre Länge beträgt 18 bis 19 Zoll. Das Gefieder der alten Vögel ist gleichmäßig purpurblauschwarz, das der Jungen mattschwarz.

Die Saatkrahe ist hinsichtlich ihrer Verbreitung beschränkter, als Raben- und Nebelkrähe. Sie bewohnt die Ebenen Südeuropas und des südlichen Sibiriens, Afganistan, Kaschmir u. s. w. Schon in Schweden ist sie selten, und in Südeuropa erscheint sie nur auf ihrer Winterreise. Abweichend von ihren bisher genannten Verwandten nämlich wandert sie regelmäßig und zwar in ungeheuren Schaaren bis Südeuropa und Nordafrika.

Fruchtbare Ebenen, in denen es Feldgehölze gibt, sind der eigentliche Aufenthaltort dieser Krähe. Im Gebirge fehlt sie als Brutvogel gänzlich: hier sieht man sie nur auf dem Zuge. Ein hochstämmiges Gehölz von geringem Umfange wird zum Nistplatz und bezüglich zum Mittel-



punkt einer gewissen Anzahl von Krähen, und von hieraus vertheilen sie sich über die benachbarten Felder.

In ihrem Betragen hat die Saatkrähe Manches mit ihren beschriebenen Verwandten gemein; sie ist aber weit furchtsamer und harmloser als diese; sie ist weit geselliger und vereinigt sich gern mit Dohlen und Staaren, überhaupt mit Vögeln, welche eben so schwach oder schwächer sind, als sie, während sie Raben- und Nebelkrähe schon meidet und den Kolltraben so fürchtet, daß sie sogar eine altgewohnte Niederung, aus welcher sie der Mensch kaum vertreiben kann, verläßt, wenn sich ein Kolltrabe hier häuslich niederläßt. Ihre Stimme ist ein tiefes heiseres „Kra“ oder „Kroa“; im Fliegen aber hört man oft ein hohes „Gir“ oder „Quer“ und regelinäßig auch das „Jact jact“ der Dohle. Es wird der Saatkrähe leicht, mancherlei Töne und Laute nachzuahmen; sie soll sogar in gewissem Grade singen lernen; dagegen läßt sie sich kaum zum Sprechen abrichten.

Wenn man die Saatkrähe vorurtheilsfrei beobachtet, lernt man sie bald achten und lieben. Auch sie kann unangenehm werden, namentlich da, wo sie sich fest ansiedelt und allen Bemühungen des Menschen, sie zu vertreiben, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt, in Lustgärten z. B., wo sie während der Mistzeit die Spaziergänge in der abscheulichsten Weise beschmutzt, oder in Gehöfzen nahe menschlichen Wohnungen, wo sie durch ihr ewiges Geplärz die Gehörnerven fast betäubt; auch sie kann wohl ab und zu einmal ein kleines Häschen erwürgen oder ein junges, lahmes Rebhuhn übertölpeln; sie kann ferner den Landmann durch Auflesen von Getreidekörnern und den Gärtner durch Wegstehlen reisender Früchte ärgern: — aber derselbe Vogel bezahlet nicht nur jeden Schaden, den er anrichtet, sondern auch jeden seiner dummen Streiche tausendfältig. Er ist der beste Vertilger der Maitäfer, ihrer Larven und der Nachtschnecken, auch einer der trefflichsten Mäusejäger, welchen unser Vaterland aufzuweisen hat. Raumann berichtet: „Ich schoß in solchen (mäusereichen) Jahren weder Krähen noch Bussarde, welche nicht ihren Kropf von Mäusen vollgepfropft gehabt hätten. Oft habe ich ihrer sechs bis sieben in einem Vogel gefunden. Erwägt man diesen Nutzen, so wird man, glaube ich, besser gegen die gehäßten Krähen handeln lernen und sie lieb gewinnen.“

Man sollte meinen, daß diese nun schon vor mehr als vierzig Jahren ausgesprochene Wahrheit bei den in Frage kommenden Leuten, namentlich bei unsern größeren Gutsbesitzern doch endlich anerkannt worden wäre: dem ist aber leider nicht so. Noch heutigen Tages wird die Saatkrähe, dieser unerseßliche Wohltäter der Felder, gerade von diesen Gutsbesitzern in der rücksichtslosesten Weise verfolgt, ja dieselben stellen sich durch ihr als Fest gefeiertes Krähen-schießen alljährlich ein nicht eben schmeichelhaftes Zeugniß des Verständnisses ihres Vortheils aus.

Wenn die Brutzeit herannahet, sammeln sich Tausende dieser schwarzen Vögel auf einem sehr kleinen Raume, vorzugsweise in einem Feldgehölze. Paar wohnt bei Paar; auf einem Baume stehen funfzehn bis zwanzig Nester, überhaupt so viel, als er aufnehmen kann. Jedes Weibchen legt vier bis fünf blaßgrüne, aschgrau und dunkelbraun gefleckte Eier und brüet sie aus. Es herrscht um diese Brutplätze fortwährend ein furchtbarer Lärm der ab- und zufliegenden, schreienden Krähen; auch wird die Umgebung derselben von diesen Vögeln sehr widerlich verunreinigt.

Ein anziehendes Schauspiel ist es, welches die wandernden Saatkrähen gewähren. So groß auch die Menge ist, welche eine Ansiedlung bevölkert — mit den Massen, welche sich gelegentlich der Winterreise zusammenschlagen, kann sie nicht verglichen werden. Tausende gesellen sich zu Tausenden, und die Heere wachsen umsomehr an, je länger die Reise währt. Sie verstärken sich nicht bloß durch andere Saatkrähen, sondern auch durch Dohlen. Im Süden Europas oder in Nordafrika sieht man selten so große Flüge der Saatkrähe, wie bei uns. Das gewaltige Heer, welches sich allgemach sammelte, hat sich nach und nach wieder in einzelne Haufen zertheilt, und diese suchen nun die verschiedenen Vertlichkeiten bestmöglichst auszubenten. Aber es geht ihnen oft recht schlimm in der Fremde, namentlich in Afrika. Das fruchtbare Nilthal scheint für alle eingewanderten Saatkrähen nicht Raum und Nahrung genug zu haben. Sie suchen dann in den umliegenden Wüsten nach Futter, finden es nicht und erliegen zu Hunderten dem Mangel.

In der Gefangenschaft benimmt sich die Saatkrähe ähnlich, wie ihre Verwandten; sie ist jedoch weniger unterhaltend, als diese, namentlich minder anziehend, als der Rabe oder die Dohle. Dies ist denn auch der Grund, daß man sie nur sehr selten als Genossen des Menschen zu sehen bekommt.



Die Dohle oder Thurmkrähe (*Monedula turrium*).

Der Zwerg unter unsern deutschen Raben ist die Dohle oder Thurmkrähe, der Thalt, die Dachlücke, Geile, Raite, Elke und Tschokerle (*Monedula turrium*). Sie wird 12 bis 12 $\frac{1}{2}$  Zoll lang, die Schwanzlänge beträgt 5 Zoll; das Gefieder ist auf Stirn und Scheitel dunkelschwarz, auf Hinterkopf und Nacken aschgrau, auf dem übrigen Oberkörper blauschwarz, auf der Unterseite schiefer- oder grauschwarz. Das Auge ist silberweiß, der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Auch die Dohle ist weit verbreitet; sie findet sich nicht bloß im größten Theile Europas, sondern auch in vielen Ländern Asiens. In Laurien wird sie durch eine ihr sehr nahe verwandte Art vertreten. Wo sie vorkommt, ist sie häufig; sie fehlt aber vielen Gegenden gänzlich, scheint also hinsichtlich ihres Aufenthalts sehr wählerisch zu sein. Bei uns zu Lande bewohnt sie hauptsächlich die alten Thürme der Städte oder andere hohe Gebäude, deren Mauern ihr passende Nistplätze gewähren. Außerdem findet man sie in Laubwäldern, namentlich in Feldgehölzen, welche hohle Bäume haben.

Die Dohle ist ein munterer, lebhafter, gewandter und kluger Vogel, welcher in seinem Betragen den Krähen zwar ähnelt, aber entschieden liebenswürdiger ist. Unter allen Umständen weiß sie sich eine muntere Laune zu bewahren und versteht es deshalb, die Gegend, in welcher sie heimisch ist, in wirklich anmuthiger Weise zu beleben. Außerordentlich gesellig, hält sie sich nicht nur mit andern ihrer Art in starken Flügen zusammen, sondern mischt sich auch, wie



bereits erwähnt, unter die Flüge der Krähen, namentlich der Saatkrähen, tritt sogar mit diesen die Winterreise an und fliegt ihnen zu Gefallen möglichst langsam; denn sie selbst ist auch im Fluge sehr gewandt und gleicht hinsichtlich des letzteren mehr einer Taube, als einer Krähe. Das Fliegen wird ihr so leicht, daß sie sich sehr häufig durch allerhand kühne Wendungen zu vergnügen sucht, daß sie ohne Zweck und Ziel steigt und fällt und die mannichfachsten, anmuthigsten Schwankungen in der Luft ausführt. Man darf wohl sagen, daß das Gebahren der Dohle von hoher Begabung Kunde gibt. Sie ist fast ebenso klug, als der Rabe, zeigt aber gewissermaßen nur die liebenswürdigen Seiten desselben. Die Stimme ist verschieden. Lockend stößt die Dohle ein wirklich wohlklingendes „Jäk“ oder „Djār“ aus; sonst schreit sie „Kräh“ und „Krijäh“. Das „Jäk jäk“ ähnelt dem Lockruf der Saatkrähe auf das Läuseheide, und dies mag wohl auch mit dazu beitragen, die beiden Vögel so häufig zu verbinden. Ihre Stimme ist sehr biegsam und wechselreich, so daß sie ohne sonderliche Mühe menschliche Worte nachsprechen oder andere Laute, z. B. das Krähen eines Hahnes, nachahmen lernt.

Hinsichtlich der Nahrung kommt die Dohle am nächsten mit der Saatkrähe überein. Kerbthiere aller Art, Schnecken und Würmer bilden unzweifelhaft die Hauptmasse ihrer Mahlzeit. Nicht minder gern frisst sie Pflanzenstoffe, namentlich Getreidekörner, Blattspitzen von Getreide, kleine Wurzelknollen, Früchte, Beeren und dergl.

Die Dohle verläßt uns im Spätherbst mit den Saatkrähen und erscheint zu derselben Zeit wie diese wieder im Vaterlande. Einzelne überwintern jedoch auch hier. Sobald der Frühling wirklich zur Herrschaft gekommen ist, haben alle Paare die altgewohnten Brutplätze wieder bezogen, und nun regt sich hier tausendfältiges Leben. Einzelne Dohlen nisten unter Saatkrähen, die große Mehrzahl aber auf den erwähnten Gebäuden. Hier findet jede Mauerlücke ihre Bewohner; ja es gibt deren gewöhnlich mehr, als Wohnungen. Deshalb entsteht denn auch viel Streit um eine geeignete Niststelle, und ein Paar sucht das andere zu übervorteilen, so gut es kann. Vier bis sechs auf blaßblaugrünlichem Grunde schwarzbraun getüpfelte Eier bilden das Gelege. Die Jungen werden mit Kerbthieren und Gewürm groß gefüttert, äußerst zärtlich geliebt und im Nothfall auf das Muthigste vertheidigt. Läßt sich eine Gule, ein Milan oder Buffard blicken, so bricht die ganze Armee mit gräßlichem Geschrei gegen ihn los und verfolgt ihn stundenweit.

Der Mensch befehlet die niedlichen Vögel nur selten; er erwidert vielmehr in gewissem Sinne die Freundschaftlichkeit, welche sie ihm gegenüber bekundet. Ihr heiteres Wesen, ihre Gewandtheit und Klugheit, ihre Anhänglichkeit an ihren Gebieter, ihre Harmlosigkeit und ihre Nachahmungsgabe endlich sind wohl geeignet, ihr Freunde zu erwerben. Ohne Mühe kann man jung aufgezogene an das Ein- und Ausfliegen gewöhnen. Sie gewinnen bald das Haus ihres Herrn lieb und verlassen es regelmäßig auch im Herbst nicht oder kehren, wenn sie wirklich die Winterreise mit andern ihrer Art antreten, im nächsten Frühjahr zu ihm zurück.

Unsere Raben haben in Ostindien viele Verwandte, kein einziger von allen aber vertritt die gesammte Familie so vollständig, wie die Glanzkrähe der Indier (*Anomalocorax splendens*). In der Größe und Färbung kommt sie ungefähr unserer Dohle gleich.

Der Vogel ist einer der gewöhnlichsten und bestbekanntesten Indiens, welcher vom Himalaya an bis Ceylon und nach Osten bis Assam in jedem Dorfe, in jeder Stadt sich findet, den Menschen dreist sich aufdrängt und von den Abfällen der Haushaltungen sich ernährt. Nebenbei gibt es für die Glanzkrähen jedoch noch weitere Jagdbeute. Sie fliegen z. B. nach einer Ebene, welche überflutet worden ist; dort kann ein Krebs, ein Frosch, ein Fisch, ein Kerbthier gefunden werden. Andere jagen nach Engerlingen im gepflogten Laube, wieder andere auf den Weideplätzen unter den Herden oder selbst auf dem Rücken des Viehes nach Kerbthieren; einige beschäftigen sich am Ufer eines Flusses oder Teiches, und andere, obwohl wenige, machen sich in der Nachbarschaft der großen Ströme zu thun, folgen den Booten und beeinträchtigen das Gewerbe der Möven und Seeschwalben; nicht wenige endlich finden in der Nähe Kaskuttas und anderer größerer Städte reichliche Mahlzeiten auf den Leichnamen der dem heiligen Strom übergebenen Indier oder auf dem Nase eines Kindes. Eine Banane oder ein anderer Baum mit reichen Früchten wird selbstverständlich von vielen Krähen besucht, und wenn ein Schwarm geflügelter Termiten sich erhebt in der Kühle des Morgens oder des Abends, da sind die Vögel gar schnell zur Hand und jagen mit den Vieenfressern, Milanen, den Rakern und unter Umständen selbst mit den Fledermäusen um die Wette.

Die Eingebornen Cehlons wahr sagen aus den Bewegungen, dem Fluge und Geschrei der Glanzkrähe, und die Holländer setzten zur Zeit ihrer Herrschaft schwere Strafen auf deren

Tödtung, da sie glaubten, dieselbe trage zur Vermehrung der Zimmbäume bei durch die mit ihrem Mist abgesetzten, unerdauten Samen. Daß die Diebsgelüste der europäischen Arten auch den indischen eigen sind, zeigt die nachfolgende Schilderung von Tennent:

„In allen Städten und Dörfern Ceylons, ja in der Nachbarschaft jedes Hauses trifft man die Glanzkrähen in Menge an, wartend auf eine günstige Gelegenheit, welche zu ihrem Vortheil gewendet werden kann. Kein Gegenstand, so wenig versprechend er auch sein möge, kann, falls er tragbar ist, vor ihnen geschützt werden. Der Inhalt eines Arbeitsbeutels, Handschuhe, Handtücher verschwinden augenblicklich, wenn sie in der Nähe eines Fensters oder einer geöffneten Thüre den Vögeln ausgesetzt sind. Die Krähen öffnen Papierbüten, um nach deren Inhalt zu sehen, sie knöteln ein zusammengebundenes Tuch auf, falls es irgend etwas Eßbares enthält; ja sie ziehen Holznägel aus, wenn diese sie an einer beabsichtigten Plünderung verhindern sollten. Einst wurde eine Gesellschaft, welche sich in einem Garten aufhielt, nicht wenig erschreckt, da sie sehen mußte, daß plötzlich ein blutiges Einlegemesser vom Himmel herab ihnen zu Füßen fiel. Das Geheimniß wurde zuerst erklärt, als man erfuhr, daß eine Krähe, durch welche der Koch eines benachbarten Hauses bei seiner Arbeit überwacht worden war, eine augenblickliche Unachtsamkeit des Mannes benutzte und das Messer ihm weggenommen hatte.“

\*

Der Nußnacker oder Tannenhäher, Nußrabe, Nußbeißer, Nußpfeifer, der Berg- und Birkenhäher, Margolf oder Bergjäck (*Nucifraga caryocatactes*) nimmt innerhalb der Rabenfamilie eine sehr vereinzelt Stellung ein; denn er hat nur in Amerika und im Himalaya Verwandte, welche wirklich mit ihm verglichen werden dürfen. Sein Gefieder ist der Hauptfarbe nach dunkelbraun, auf Scheitel und Nacken ungefleckt, an der Spitze jeder einzelnen Feder mit einem reinweißen, länglich runden Flecken besetzt. Die Schwingen und Schwanzfedern sind glänzend schwarz, letztere an der Spitze weiß; dieselbe Farbe zeigen auch die Unterschwanzdeckfedern. Die Augen sind braun, der Schnabel und die Füße schwarz. Die Länge beträgt 13 bis 14 Zoll.

Dichte Wälder unserer Hochgebirge, sowie die ausgedehnten Waldungen des ganzen Nordens von Europa und eines großen Theiles von Asien bilden die eigentliche Heimat dieses Vogels; aber Urve und Zirkelkiefer scheinen für sein beständiges Vorkommen maßgebend zu sein. Auf unsern Alpen begegnet man dem Nußnacker ebenso regelmäßig, wie im Norden, am häufigsten immer da, wo es die gedachten Bäume gibt. Er bewohnt gewisse Striche in Menge und fehlt in andern benachbarten gänzlich. In manchen Jahren ist der Nußnacker während des Winters in Deutschland überall zu finden; dann vergehen wieder viele Jahre, ehe man nur einen einzigen zu sehen bekommt. Wahrscheinlich treibt ihn bloß das Mißrathen der Zirkelkiefern- oder Urvenjamen vom Norden nach dem Süden hin oder vom Gebirge in die Ebene herab.

In seinem Wesen hat der Nußnacker kaum mehr Ähnlichkeit mit dem Eichelhäher, als mit den Spechten. Er sieht ungeschickt, tölpisch aus, ist aber ein gewandter und munterer Vogel, welcher auf dem Boden gut geht und mit sehr großer Geschicklichkeit auf den Ästen und Stauden herumhüpft oder sich wie die Meisen am Stamme anhängt, daß man wohl sagen kann, er klettert an den Bäumen herum. Wie ein Specht hängt er sich an Stämme und Zweige, und wie ein Specht meißelt er mit seinem scharfen Schnabel an der Rinde derselben herum, bis er sie stückweise abgespalten und die unter ihr sitzende Beute, welche er witterte, erlangt hat. Sein Flug ist leicht, aber ziemlich langsam, mit starker Schwingung und Ausbreitung der Flügel. Seine Stimme ist ein kreischendes, weittönendes „krääd, krääd, krääd“, zu welchem er im Frühjahr oft wiederholt „kör, kör“ hinzufügt. Seine Sinne scheinen wohl entwickelt zu sein. An Verstand steht er vielen Mitgliedern seiner Familie nach.

Es gehört zu den größten Seltenheiten, wenn ein Nußnackerpaar in den uns zugänglichen Wäldern brütet, und noch seltener wird auch hier das Nest gefunden. Die eigentlichen Brutplätze des Vogels sind eben die Waldungen seiner wahren Heimat, Dickichte, welche kaum im Sommer begangen werden können, noch viel weniger aber, wenn der Nußnacker zur Fortpflanzung schreitet. Die Eier sind auf blaßgrünbläulichem Grunde mit wenig hervortretenden hell lederfarbigen Flecken gezeichnet.

Es hält nicht gerade schwer, den Nußnacker zu fangen; in Dohnenstegen und auf Vogelherden wird er sehr oft erbeutet. Doch gehört er nicht zu den Vögeln, welche in der Gefangenschaft viel Freude machen. Er läßt sich leicht zähmen und gewöhnt sich auch bald an allerlei





Der Nußknacker oder Tannenheher (*Nucifraga caryocatactes*).

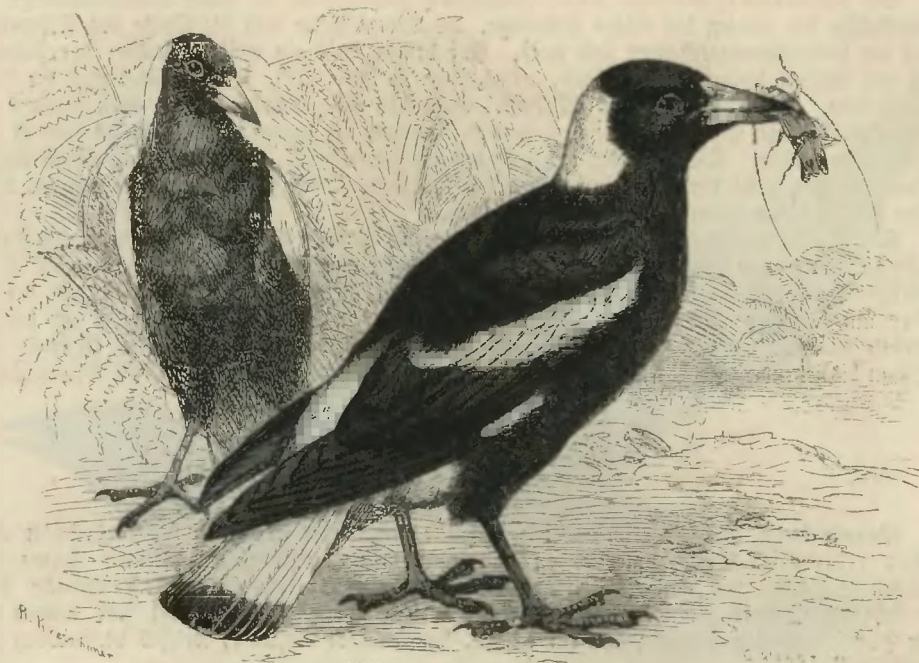
Nahrungsmittel; denn er ist kein Kostverächter und auch ziemlich gefräßig. Im Freileben ernährt er sich wie andere Raben von Kerbthieren, Würmern, Schnecken und dergl., raubt aber auch kleine Wirbelthiere und stellt namentlich schwachen Vögeln und deren Brut nach, plündert die Haselnußsträucher, die Zapfen der Arven und Firschtiefen, geht den Beeren nach und läßt sich andere Früchte schmecken. In der Gefangenschaft nimmt er mit allem Vorliebe, zieht aber Fleisch den Pflanzenstoffen vor.

Bei uns zu Lande würde der Nußknacker schädlich werden können; in seiner Sommerheimat macht er sich verdient. Ihm hauptsächlich soll man die Vermehrung der Arven danken: er ist es, welcher die Bäume selbst da anpflanzt, wo weder der Wind, noch der Mensch die Samenkörner hinbringen kann.

In Neuholland leben krähenartige Vögel, über deren Stellung die Naturforscher noch keineswegs einig sind. Während Einige sie zu den Würgern zählen, sehen Andere in ihnen entschiedene Raben. Man zählt zu denselben die Pfeifkrähen (*Phonigamæ*), kurzschwänzige Raben mit langgestrecktem, kegelförmigen Schnabel.

Der merkwürdigste Vertreter dieser Sippe ist ohne Zweifel der Flötenvogel (*Gymnorhina tibicen*), welcher in den letzten Jahren ein Bewohner aller Thiergärten geworden ist und einer Saalkrähne an Größe ungefähr gleich kommt. Das Gefieder ist der Hauptsache nach schwarz, auf Nacken, Unterrücken, den oberen und unteren Schwanzdeckfedern und den vorderen Flügeldeckfedern aber weiß. Das Auge ist röthlichnußbraun, der Schnabel bräunlichaschgrau, der Fuß schwarz.



Der Flötenvogel (*Gymnorhina tibicen*).

Der Flötenvogel ist in Neusüdwaies sehr häufig, wahrscheinlich aber auch nur in diesem Theile Australiens einheimisch. Sein Gefieder erfreut das Auge, sein eigenthümlicher Morgen- gesang das Ohr.

Die Gefangenen finden viele Liebhaber; in Thiergärten sind sie geradezu unentbehrlich. Sie verstehen es, die Besucher zu fesseln. Schon der schweigsame Vogel ist der Theilnahme werth; allgemein anziehend aber wird er, wenn er eins seiner sonderbaren Lieder beginnt. Die Töne sind kaum zu beschreiben, das Lied ist auch sehr verschieden; denn die einen sind große Künstler, die anderen nur Stümper. Jeder einzelne Laut des Vortrags ist volltönend und rein; nur die Endstrophe wird gewöhnlich mehr gescharrt, als geflötet. Unsere Thiere sind, um es mit zwei Worten zu sagen, geschickt im Ausführen, aber ungeschickt im Erfinden eines Liedes. Sie verderben oft den Spaß durch allerlei Grillen, welche ihnen gerade in den Kopf kommen. Gelehrig sind sie im allerhöchsten Grade; sie nehmen ohne Mühe Lieder an, gleichviel, ob dieselben aus bereedtem Vogelmunde ihnen vorgetragen, oder ob sie auf einer Drehorgel und anderweitigen Tonwerkzeugen ihnen vorgespielt werden. Sie mischen bekannte Lieder, namentlich beliebte Volks- weisen in ihren Gesang, die sie während der Ueberfahrt den Matrosen abgelauscht zu haben scheinen. Bekannte werden von den Flötenvögeln regelmäßig mit einem Liede erfreut, Freunde mit einer gewissen Zärtlichkeit begrüßt. Die Freundschaft ist jedoch noch leichter verscherzt, als gewonnen; denn diese Raben sind sehr heftige und jähzornige, ja rachsüchtige Geschöpfe, welche sich bei der geringsten Veranlassung ihres Schnabels bedienen, oft in recht empfindlicher Weise. Sie sträuben dann das Gefieder, breiten die Flügel und den Schwanz und fahren wie ein erbotter Hahn gegen den Störenfried los. Auch mit ihres Gleichen leben sie viel im Streit und Kampf, und andere Vögel fallen sie sofort mörderisch an.

Ihre Haltung im Käfig verursacht keine Schwierigkeiten. Sie bedürfen allerdings thierischer Nahrung, nehmen aber auch gern mit Pflanzenstoffen vorlieb. Fleisch, Brod und Früchte bilden den Haupttheil ihrer Mahlzeit. Gegen die Witterung zeigen sie sich wenig empfindlich.

Die Klingelazeln (*Strepera*) unterscheiden sich von den eigentlichen Flötenvögeln durch längeren und schlankerem, auch stärker gebogenem Schnabel mit kräftigerem Haken und deutlicherem Zahn.



Die lärmende Klingelagel (*Strepera graculina*) ist schön bläulichschwarz; die Wurzelhälfte der vierten bis achten Schwinge, die Wurzelhälfte und die Spitze des Schwanzes, sowie die Unterschwanzdeckfedern sind weiß. Auf dem Flügel ein weißer Flecken; der Schwanz weiß mit breitem schwarzen Querband. Das Auge ist schön gelb, der Schnabel und die Beine sind schwarz. Die Länge beträgt 17 Zoll. Auch die Klingelagel, welche ihren Namen von ihrem eigenthümlich klingelnden Geschrei erhielt, bewohnt vorzugsweise Neufüdwales und ist hier allgemein verbreitet. Die Anstiedler jagen sie wie die Flötenvögel, ihres lederen Fleisches wegen, scheinen sie aber nicht für die Gefangenschaft zu erbeuten. Wenigstens kommen die Arten dieser Sippe bis jetzt nur selten lebend zu uns herüber.

Ein Vogel, der in den Sammlungen noch zu den größten Seltenheiten gehört, die Nashkrähe (*Picathartes gymnocephalus*), mag hier wenigstens Erwähnung finden. Sie ist ein Mittelglied zwischen Raben und Geiern, denn ihr Kopf ist ganz nackt, der Hals wie bei den Geiern mit borsten- oder flaumenartigen Federn bedeckt. Das eigentliche Gefieder ist auf der Oberseite bräunlichschwarz, auf der Unterseite weiß; die Länge beträgt ungefähr 15 Zoll. So viel man bis jetzt weiß, beschränkt sich die Heimat des merkwürdigen Thieres auf die Sierra Leona.

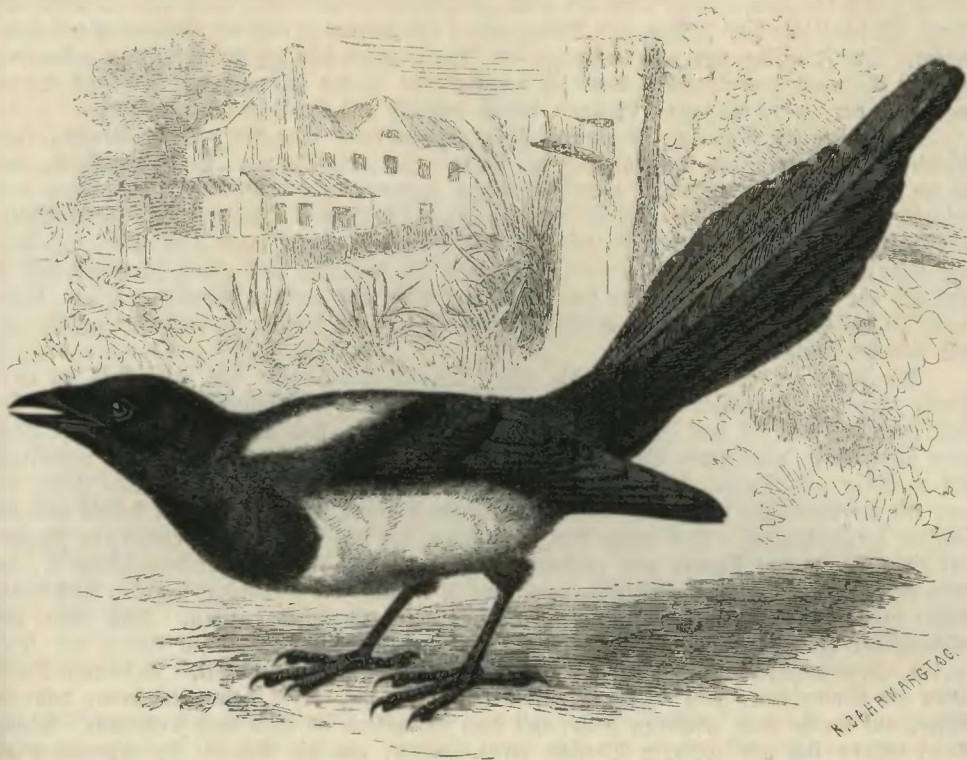
\* \* \*

(Baumkrähen.) Zu einer besonderen Familie vereinigen wir die Baumkrähen oder Heher (*Garruli*). Sie unterscheiden sich von andern Raben durch einen kurzen und stumpfen Schnabel mit oder ohne schwachen Haken am Oberschnabel, durch schwache Füße und sehr kurze, stark gerundete Flügel, einen verhältnißmäßig langen, oft sehr langen und dann stark abgestuften Schwanz und ein reiches, buntfarbiges Gefieder, welches meist weich und zerschliffen ist.

Alle hierher gehörigen Vögel leben weit mehr auf Bäumen und viel weniger auf dem Boden, als die eigentlichen Raben. Sie vereinigen sich höchst selten in große Flüge, wie die letztgenannten, bilden vielmehr kleine Trupps oder Familien und schweifen den ganzen Tag über im Walde umher, von einem Baume zum andern streichend. Ihr Flug ist in Folge der kurzen Schwingen schwankender und unsicherer, als der der Raben; sie sind nicht im Stande, sich in bedeutende Höhen zu erheben und denken niemals daran, nach Art der Raben sich fliegend zu vergnügen. Sie sind aber auch auf dem Boden ungeschickt; denn ihr Gang ist nur ausnahmsweise gut, gewöhnlich aber ein erbärmliches Hüpfen. Das Gezweig der Bäume ist ihr Gebiet: in ihm bewegen sie sich mit größerer oder geringerer Geschicklichkeit. Hinsichtlich ihrer Sinnesfähigkeiten sehen sie kaum hinter den Raben zurück, wohl aber in geistlicher Begabung. Sie zeigen in ihrem Wesen viele Aehnlichkeit mit den Würgern; sie sind so grausam und raubgierig wie diese, ohne aber den Muth derselben oder die Kühnheit der Raben zu bekunden. Ihre Nahrung entnehmen sie ebensowohl dem Pflanzenreiche, wie dem Thierreiche. Früchte aller Art bilden zeitweilig fast ausschließlich ihre Speisen, während zu andern Jahreszeiten Nester und Eier von ihnen aufs unbarmherzigste geplündert werden. Ihre Thätigkeit ist für den Menschen überwiegend schädlich, und sie gehören deshalb zu den nicht eben beliebten Vögeln, obwohl sie durch andere Eigenschaften, namentlich durch eine große Nachahmungsgabe verschiedener Stimmen, für sich einzunehmen wissen.

Unsere Elster, Aigel oder Ager, die Schalaster und Acholaster, Algarde, Heste, der Heister, Negerst oder Gartenrabe (*Pica caudata*), verdient die erste Stelle, nicht bloß wegen ihrer Unbekanntheit, sondern auch deshalb, weil sie den eigentlichen Raben noch am meisten ähnelt. Man konnte sie eine Krähe mit langem Schwanz nennen. Die Zeichnung ist einfach, demungeachtet sehr schön. Die Unterbrust und die Schulterfedern sind weiß; das ganze übrige Gefieder ist schwarz mit prachtvollem Schiller von verschiedenfarbiger Schattirung. Das Auge ist braun; Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 1 Fuß 6 Zoll, der Schwanz mißt 10 Zoll.

Die Elster ist über ganz Europa und den größten Theil Nordasiens verbreitet und wird in Tibet, in Nordafrika und in Nordamerika durch nahe verwandte Arten vertreten. Sie kommt in den meisten Gegenden ziemlich häufig vor, fehlt dafür aber in andern gänzlich. So sieht man sie in vielen Provinzen Spaniens z. B. gar nicht, während sie in andern häufig ist. Auch hohe Gebirge oder freie Ebenen und endlich große Waldungen meiden sie. Feldgehölze, Waldränder und Baumgärten sind ihre eigentlichen Wohnsitze. Sie siedelt sich gern in der

Die Elster oder Aſter (*Pica caudata*).

Nähe des Menschen an und wird da, wo sie Schonung erfährt, ungemein zutraulich oder richtiger aufdringlich. In Scandinavien, wo sie gewissermaßen als heiliger Vogel des Landes angesehen wird, nimmt sie nicht in den Gärten, sondern im Gehöft selbst ihre Wohnung und baut auf besonders für sie hergerichteten Vorsprüngen unter den Dächern ihr Nest. Sie ist, wo sie vorkommt, Standvogel im vollsten Sinne des Worts. Ihr eigentliches Wohngebiet ist klein, und sie verläßt dasselbe niemals. Wird sie in der Gemarkung eines Dorfes ausgerottet, so währt es lange Jahre, bevor sie allgemach von den Grenzen her wieder einrückt. Nur im Winter streift sie weiter umher, als sonst, obgleich immer noch in sehr bechränktem Grade.

In Lebensweise und Betragen hat die Elster Manches mit den Raben gemein; die Aehnlichkeit beider Vögel ist jedoch eine mehr scheinbare, als wirkliche. Sie geht ungefähr wie ein Rabe, nämlich schrittweise, trägt sich dabei aber ganz anders; denn sie erhebt den langen Schwanz und bewegt ihn wippend, wie die Drossel oder das Rothkehlchen. Ihr Flug ist durchaus von dem der eigentlichen Raben verschieden: er ist schwerfällig und erfordert häufige Flügelschläge; schon einigermäßen starker Wind macht ihn unsicher und langsam. Der Rabe fliegt zu seinem Vergnügen stundenlang umher, die Elster gebraucht ihre Schwingen nur, wenn sie muß. Sie bewegt sich von einem Baum zum andern oder von dem ersten Gebüsch zu dem nächsten, unnützer Weise niemals. Ihre Sinne scheinen ebenso scharf zu sein, wie die der Raben, und an Verstand steht sie hinter diesen durchaus nicht zurück. Sie unterscheidet genau zwischen gefährlichen und ungefährlichen Menschen oder Thieren: den ersten gegenüber ist sie stets auf ihrer Hut, den letzteren gegenüber dreist und unter Umständen grausam. Unter Verwandten zeigt sie sich sehr gesellig. Sie mischt sich z. B. gern unter Raben und Krähen oder schweift auch wohl mit Nuthhebern herum; am liebsten vereinigt sie sich aber doch mit andern ihrer Art zu kleineren oder größeren Flügen, welche indeß niemals zu der Stärke anwachsen, wie bei den



meisten Raben. Gewöhnlich sieht man sie familienweise. Ihre gewöhnliche Stimme ist ein rauhes „Schak“ oder „Kra“, welches auch oft verbunden wird und dann wie „Schakerak“ klingt. Diese Laute sind Lockton und Warnungsruf und werden je nach der Bedeutung verschieden betont. Im Frühling vor und während der Paarungszeit schwagt sie mit einem erstaunenswerthen Aufwand von ähnlichen und doch verschiedenen Lauten stundenlang, und das Sprichwort von der „geschwägigen Elster“ beruht deshalb auf thatsächlichem Grunde.

Kerbthiere und Gewürm, Schnecken, kleine Wirbelthiere aller Art, Obst, Beeren, Feldfrüchte und Körner bilden die Nahrung der Elster. Im Frühjahr wird sie sehr schädlich, weil sie die Nester aller ihr gegenüber wehrlosen Vögel unbarmherzig ausplündert und einen reichbelaubten Garten buchstäblich veröden machen kann. Auch den Hühner- und Entenzüchtern, den Fasanerien und dem Federwild wird sie sehr lästig; sie fängt sogar alte Vögel und diese, wie Raumann sagt, oft ganz unermüthet, weil sie beständig mit ihnen in Gesellschaft ist, jene sich vor ihr nicht fürchten und sich so in ihrer Sicherheit von ihr übertölpeln lassen. Ueberhaupt ist die Elster durchaus kein unschuldiger oder harmloser Vogel: sie wetteifert an Raublust mit manchen Falken.

Die Norweger behaupten, daß die Elster am Weihnachtstage das erste Reis zu ihrem Horste trage; in Deutschland geschieht dies entschieden später, gewöhnlich Ende Februars. Das Nest wird bei uns auf den Wipfeln hoher Bäume angelegt, und nur da, wo sich der Vogel ganz sicher weiß, niedrigeren Bäumen oder, wie schon bemerkt, den Häusern selbst anvertraut. Dürre Reisern und Dornen bilden den Unterbau, hierauf folgt eine dicke Lage von Lehm und nun erst die eigentliche Nestmulde, welche aus feinen Wurzeln und Thierhaaren besteht und sehr sorgsam hergerichtet ist. Das ganze Nest wird oben, bis auf einen seitlich angelegten Zugang, mit einer Haube von Dornen und trockenen Reisern versehen, welche zwar durchsichtig ist, den brütenden Vogel aber doch vollständig gegen etwaige Angriffe der Raubvögel sichert. Das Gelege besteht aus sieben bis acht auf grünem Grunde braun gesprenkelten Eiern. Nach etwa dreiwöchentlicher Brutzeit entschlüpfen die Jungen und werden nun von beiden Eltern mit Kerbthieren, Regenwürmern, Schnecken und kleinen Wirbelthieren groß gefüttert. Vater und Mutter lieben die Kinderschaar ganz ungemein und verlassen sie nie. Wir haben erfahren, daß eine Elster, auf welche man geschossen hatte, mit dem Schrotkorn im Leibe noch fortbrütete. Wenige Vögel nähern sich mit größerer Vorsicht ihren Nestern, als die Elstern; sie gebrauchen alle möglichen Listen, um es nicht zu verrathen.

Jung aus dem Neste genommene Elstern werden außerordentlich zahm. Sie lassen sich mit Fleisch, Brod, Quark, frischem Käse leicht aufsfüttern, zum Aus- und Einsiegen gewöhnen, zu Kunststückchen abrichten, lernen Vieder pfeifen und einzelne Worte sprechen und machen dann viel Freude. Manche lernen übrigens schlecht und nur mit Mühe, andere sozusagen ganz von selbst. An der Zunge braucht man aber keinem einzigen herumzuschneiden, unter dem Vorwand, sie lösen zu wollen: sie lernt auch ohne diese Gewaltthat reden. Unangenehm wird die zahme Elster durch ihre Sucht, glänzende Dinge zusammenzutragen und zu verstecken. Es wird behauptet, daß hierdurch schon manches Unheil entstanden und mancher arme Mensch nicht blos in bösen Verdacht, sondern sogar in Folge eines ungerechten Richterspruchs um Freiheit und Leben gekommen sei.

Der Mensch, welcher dem Kleingeflügel seinen Schutz angedeihen läßt, wird früher oder später zum entschiedenen Feind der Elster und vertreibt sie erbarmungslos aus dem von ihm überwachten Gehege. So leicht ist das übrigens nicht; denn die List und Verschlagenheit der Elster macht selbst dem geübtesten Jäger zu schaffen. Außer dem Menschen stellen wohl nur die stärkeren Raubvögel dem listigen und muthigen Vogel nach, insbesondere der Hühnerhabicht.

In Süd- und Mittelspanien tritt neben der gemeinen Elster eine zweite Art der Familie auf, die Blauelster (*Cyanopica Cookii*). Ein ihr sehr ähnlicher Vogel (*Cyanopica cyanea*) bewohnt die Krimm, einen großen Theil Sibiriens bis zu den Amurländern und ganz China. Unter den europäischen Vögeln gehört die Blauelster zu den schönsten. Der Kopf und der obere Theil des Nackens sind sammtschwarz; der Rücken ist blaßbräunlichgrau; die Kehle und die Wangen sind grauweiß; die ganze Unterseite ist lichtfahlgrau; die Flügel, die Schwingen und der Schwanz aber sind schön lichtblaugrau. Das Auge ist kaffeebraun, Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt  $13\frac{1}{2}$  bis 14 Zoll, die des Schwanzes 11 Zoll. Man begegnet der Blauelster in allen Theilen Süd- und Mittelspaniens, da, wo die immergrüne Eiche zusammenhängende Waldungen bildet. Sie ist fast undenkbar ohne diesen

Baum, welcher in gewissem Sinne ihr Ein und Alles zu sein scheint, dessen dicke Krone ihr Obdach und Schutz gewährt, dessen dunkles Laub sie versteckt und dem Auge entzieht, trotz ihres Prachtgewandes. In Nordwestafrika, namentlich in Marokko, lebt sie ebenfalls. Wo sie vorkommt, ist sie häufig. Sie ist geselliger, als die Gartenträhe und ähnelt in ihrem Betragen sehr der gemeinen Elster. Ihre Stimme aber ist ganz verschieden von der der Elster; sie klingt ungefähr wie „Kriih“ oder „Prriih“, langgezogen und abgebrochen, und wenn der Vogel schwätzt, wie „Klikklicklickli“, dem lustigen Ruf des Grünspechtes entfernt ähnlich.

Die Brutzeit fällt erst in die mittleren Frühlingsmonate: in der Umgegend Madrids brütet die Blauelster nicht vor Anfang des Mai. Das Nest ist von dem unserer Elster durchaus verschieden und ähnelt mehr einem Heher- oder richtiger vielleicht einem Würgerneste. Das Gelege besteht aus fünf bis neun Eiern, welche auf graugelblichem Grunde mit dunkleren verwaschenen Flecken und gleichsam darüber noch mit olivenbraunen Punkten und Tüpfeln gezeichnet sind, am dickeren Ende zuweilen kranzartig. Ueber das Verhalten des zierlichen Vogels in der Gefangenschaft liegen keine Berichte vor.

Die Baumträhen, welche in Südamerika leben, hat man Blauraben (*Cyanocorax*) genannt. Eine der häufigsten Arten ist der gehäubte Blaurabe (*Cyanocorax pileatus*), ein Vogel von 14 Zoll Länge und  $6\frac{1}{2}$  Zoll Schwanzlänge. Die Stirn, der Zügel, der Oberkopf, dessen Federn sich haubenartig verlängern, die Halsseiten, die Kehle und der Vorderhals bis zur Brust sind kohlschwarz, der Nacken, der Rücken, die Flügel und der Schwanz ultramarinblau, die Unterseite von der Brust an bis zum Steiß und die Innenseite der Flügel sind weiß, und ebenso sind auch die Schwanzfedern zugespitzt. Ueber und unter dem Auge steht ein breiter, halbmondförmiger Fleck von himmelblauer Farbe. Die Nachrichten über das Leben der Blauraben sind noch heutigen Tages ziemlich dürftig. Wir erfahren, daß die Vögel nach Art unserer Heher leben und die Wälder gesellschaftsweise bewohnen, aber nicht eben häufig sind. Auch über das Betragen gefangener Blauraben ist nichts zu berichten.

Weit genauer unterrichtet sind wir über ein nordamerikanisches Mitglied dieser Familie, welches hier seine Stelle finden mag. Der allbekannte Blauhäher der Amerikaner (*Cyanocitta cristata*) steht zwischen den Blauraben und unsern Hehern ungefähr mitten inne. Beim ausgefärbten Vogel ist die Oberseite der Hauptfarbe nach glänzendblau; die Schwanzfedern sind durch schmale dunkle Bänder und die Flügel Federn durch einzelne schwarze Endflecken gezeichnet, die Enden der Armschwingen, die größeren Flügeldeckfedern und die seitlichen Schwanzfedern aber weiß oder grauweiß gefärbt, wie die Unterseite von der Brust an. Die Kopfseiten sind blaßblau, ein ringsförmiges Band, welches vom Hinterkopf an über den Augen weg nach dem Oberhals verläuft und ein schmales Stirnband, welches sich zügelartig nach den Augen zu verlängert, tiefschwarz. Das Auge ist graubraun, der Schnabel und die Füße sind schwarzbraun. Die Länge beträgt gegen 11 Zoll, der Schwanz mißt 5 Zoll.

Alle Naturforscher stimmen darin überein, daß der Blauhäher eine Zierde der nordamerikanischen Wälder ist. Demungeachtet hat sich der Vogel wenig Freunde erwerben können. Er ist allerwärts bekannt und überall gemein, in den meisten Gegenden Standvogel, nur in den nördlichen Staaten Strich- oder Wandervogel. Sein Leben ist mehr oder weniger das unseres Eichelhehers, welchen wir bald kennen lernen werden. Er kommt gelegentlich in die Fruchtgärten herein, schweift beständig von einem Orte zum andern, ist auf Alles aufmerksam, warnt durch lautes Schreien andere Vögel und selbst Säugethiere, ahmt verschiedene Stimmen nach, raubt nach Verhältniß seiner Größe im weitesten Umfange, insbesondere Eier und junge Vögel, kurz er ist eben in jeder Hinsicht ein ebenbürtiger Vertreter seines deutschen Verwandten.

Jung aus dem Neste genommene Blauhäher werden bald zahm, müssen jedoch abgefordert im Bauer gehalten werden, weil sie andere Vögel blutigierig überfallen und tödten. Ein Gefangener, welcher in einem Gesellschaftsbauer gehalten wurde, vernichtete nach und nach die sämtliche Mitbewohnerschaft desselben. Auch alte Vögel dieser Art gewöhnen sich leicht an den Verlust ihrer Freiheit. Audubon erzählt, daß er einmal gegen dreißig habe fangen lassen, in der Absicht, sie mit sich nach Europa zu nehmen und ihnen hier die Freiheit zu geben. Die Vögel wurden in gewöhnlichen Fallen, welche mit Mais gefödert waren, berückt und dem Forscher gebracht, sowie sie sich gefangen hatten. Sie gingen jedoch alle, bis auf Einen, an Schmarozhern zu Grunde. In der Neuzeit kommt der Blauhäher öfter nach Europa und ist



Der Eichelheher (*Garrulus glandarius*).

deshalb fast in jedem Thiergarten eine regelmäßige Erscheinung. Bis jetzt aber ist es nicht gelungen, den schönen Vogel in unseren Wäldern anzusiedeln.

Unser deutscher Heher, der Eichel-, Nuß-, Wald- oder Holzheher, Nußhacker, Nußjäck, der Hazel, Hägerd, Herold, Herenvogel, Marquart, Margolfus oder Holzschreier (*Garrulus glandarius*) steht dem Blauheher sehr nahe. Sein Schnabel ist jedoch stärker, sein Schwanz verhältnißmäßig kürzer und weniger gerundet. Das Gefieder ist weitstrahlig, locker und seidnartig, auf dem Oberkopf ebenfalls noch verlängert. Es ist der Hauptfärbung nach grauröthlich oder graubraun, auf der oberen Seite dunkler als auf der unteren. Der Hintertheil ist weiß; die Kehle ist weißlich, nach oben durch breite Backenstreifen von schwarzer Farbe eingefäßt; der Vorderkopf ist weiß und schwarz gestreift; die Schwingen sind bis auf einen grauweissen Flecken an der äußern Fahne schwarz, die Steuerfedern schwarz, bisweilen blaugebändert, die Deckfedern der Handschwingen abwechselnd schwarz, blau und weiß gebändert, wodurch ein Spiegel entsteht. Das Auge ist hellblau, der Schnabel schwarz, der Fuß horngrau. Die Länge beträgt 13 Zoll, der Schwanz mißt  $3\frac{1}{2}$  Zoll.

Mit Ausnahme der nördlichsten Theile Europas findet sich der Eichelheher in allen Waldungen dieses Erdtheils und außerdem in ganz Mittelasien und in Nordwestafrika. In Deutschland ist er überall zu finden, in den tieferen Waldungen ebensowohl, wie in den Bor- und Feldhölzern, im Nadelwalde fast ebenso häufig, wie im Laubwalde. Er hält sich im Frühjahr paarweise, während des ganzen übrigen Jahres aber in Familien und Trupps zusammen und streicht in beschränkter Weise hin und her. Da, wo es keine Eichen gibt, verläßt er die Gegend zuweilen wochen-, ja selbst monatelang; im allgemeinen aber dürfte er nur an wenig Orten vermisst werden. Er ist ein unruhiger, lebhafter, listiger, ja äußerst verschlagener Vogel, welcher durch sein Treiben viel Vergnügen, aber auch viel Aerger gewährt. Zu seiner



Belustigung und Unterhaltung nimmt er die mannfaltigsten Stellungen an; auch ahmt er die verschiedensten Stimmen nach. Er ist höchst gewandt im Gezweige und auch ziemlich geschickt auf dem Boden. Sein Flug aber ist schwerfällig, und dies ist auch der Grund, weshalb er ungern freie Strecken überfliegt. Wo er nur irgend kann, hält er sich an die Gebüsch, und bei seinen Flügen über offene Gegenden benutzt er jeden Baum, um sich zu decken; denn er lebt in beständiger Furcht vor den Raubvögeln, welche ihm nur im Walde nicht beizukommen wissen, ihn aber bei länger währendem Fluge sofort ergreifen.

Höchst belustigend ist die wirklich großartige Nachahmungsgabe des Heher's. Er ist ein Künstler in dieser Hinsicht, unter unsern Spottvögeln unzweifelhaft einer der begabtesten und unterhaltendsten. Sein gewöhnliches Geschrei ist ein kreischendes, abscheuliches „Mätsch“ oder „Mäh“, der Aukstruf ein kaum wohlklingenderes „Mäh oder kräh“. Auch schreit er zuweilen wie eine Katze „Miau“ und gar nicht selten spricht er, etwas hauchrednerisch zwar, aber doch recht deutlich das Wort „Margolf“ aus. Mit diesen Naturlauten begnügt sich der Heher jedoch keineswegs; er stiehlt vielmehr alle Töne und Laute zusammen, welche er in seinem Gebiete hören kann. Den miauenden Ruf des Buffards gibt er auf das täuschendste und so regelmäßig wieder, daß man in Zweifel bleibt, ob er damit fremdes oder eigenes Gut zu Markte bringt. Für ersteres sprechen andere Beobachtungen. Man weiß, daß er die Laute nachahmt, welche das Scharfprechen einer Säge hervorbringt. Naumann hat einen das Wiehern eines Füllens bis zur völligen Täuschung nachahmen hören; andere haben sich im Krähen des Haushahnes und im Gackern des Huhnes mit Erfolg versucht. Die verschiedenen, hier und da aufgeschnappten Töne werden unter Umständen auch zu einem sonderbar schwazenden Gesang verbunden, welcher bald mehr, bald minder wohlklingend sein kann. „Einst im Herbst“, erzählt Rosenhagen, „setzte ich mich, von der Jagd ermüdet, im Walde unter einer hohen Birke nieder und hing in Gedanken den Erlebnissen des Tages nach. Darin störte mich in nicht unangenehmer Weise das Gezwickel eines Vogels. So spät im Jahre, dachte ich, und noch Gesang in dem schon ersterbenden Walde? Aber wer und wo ist der Sänger? Alle nahestehenden Bäume wurden durchmustert, ohne daß ich denselben entdecken konnte, und dennoch klangen immer kräftiger seine Töne. Ihre große Ähnlichkeit mit der Singweise einer Drossel führte mich auf den Gedanken, sie müsse es sein. Bald erschallten jedoch in kurz abgerissenen Sätzen auch minder volltönende Laute, als die ihrigen; es schien, als hätte sich ein unsichtbarer Sängerkreis in meiner Nähe gebildet. Ich vernahm z. B. ganz deutlich sowohl den pickenden Ton der Spechte, als den krächzenden der Elster; bald wiederum ließ der Würger sich hören, die Drossel, der Staar, ja selbst die Rabe; alles mir wohlbekannte Laute. Endlich erblickte ich in bedeutender Höhe einen — Heher! Er war es, welcher sich in diesen Nachahmungen versuchte.“

Leider besitzt der Heher andere Eigenschaften, wodurch er sich die gewonnene Günst des Menschen bald wieder verschert. Er ist nach allen genauen Beobachtungen der abscheulichste Nestzerstörer, welchen unsere Wälder aufzuweisen haben. Auch ist er ein Allesfresser im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Von der Maus oder dem jungen Vögelchen an bis zum kleinsten Kerbtiere ist kein Thier vor ihm gesichert, und ebenso wenig verschmäht er Früchte, Beeren und dergl. Im Herbst bilden Eicheln, Bucheggern und Haselnüsse oft wochenlang seine Hauptnahrung. Die ersteren erweicht er in seinem Kropfe, speit sie dann aus und zerpaltet sie; die letzteren zerkleinert er mit seinem kräftigen Schnabel, wenn auch nicht ganz ohne Mühe. Im übrigen aber ist er durchaus nicht nützlich, sondern nur schädlich. Lenz hält ihn für den Hauptvertilger der Kreuzottern und beschreibt in seinem vortrefflichen Buche, der „Schlangenkunde“, in ausführlicher Weise, wie der Heher jungen Kreuzottern, so oft er ihrer habhaft werden kann, ohne Umstände den Kopf spaltet und sie dann mit großem Behagen frißt, wie er selbst die erwachsenen überwältigt, ohne sich selbst dem Giftzahne auszusetzen, indem er den Kopf des Lurches so sicher mit Schnabelhieben bearbeitet, daß die Kreuzotter bald das Bewußtsein verliert und durch einige rasch auf einander folgende Hiebe binnen wenigen Minuten getödtet wird. Unser Forscher stellt wegen dieser Heldenthaten den Eichelheher hoch und hat ihn sogar in einem recht hübschen Gedicht verherrlicht: aber — so wenig wir dem Helden jenes Gedichtes seinen Ruhm auch verkümmern wollen, die räuberische Thätigkeit gilt leider nicht dem giftigen Gewürm allein, sondern gewiß in noch viel höherem Grade dem nützlichen kleinen Geflügel. Seine Raubgier wird Groß und Klein gefährlich. Naumann's Bruder fand einen Eichelheher beschäftigt, eine alte Singdrossel abzuwürgen, die Mutter einer zahlreichen Kinderschar, welche sich, wie es schien, derselben zu Liebe aufgeopfert hatte, und derselbe Naturbeobachter traf später den Heher als eifrigen und geschickten Jäger junger Rebhühner an. Andere verdammen den Heher ebenso, wie Lenz ihn hochpreist. „Was treibt dieser fahrende Ritter“, sagt ein Beobachter,



„dieser verschmigte Bursche, der schmutze Vertreter der Galgenvögelgesellschaft, die ganze Brutzeit hindurch? Von Baum zu Baum, von Busch zu Busch schweifend, ergattert er die Nester, säuft er die Eier aus, verschlingt er die nackten Jungen mit Haut und Haar und haucht und zerfleischt er die ausgeflogenen Gelbschnäbel, welche noch unbeholfen und ungewizigt ihn zu nahe kommen lassen. Der Sperber und die drei Bürger unserer Wälder sind zwar ebenfalls schlimme Gefellen, aber sie alle zusammen hausen noch lange nicht so arg unter den Sängern des Waldes, als der Heher. Er ist der Neunmalneuntödter, der Bürger in des Wortes eigentlicher Bedeutung und als solcher geschmückt mit Federbusch und Achselbändern. Was jene übrig gelassen haben, was Ittissen und Wieseln entrinnt, wird sicher ihm zur Beute. Wo dieser Strauchmörder überhand nimmt, da ist an ein Aufkommen der Brut durchaus nicht mehr zu denken.“

Das Brutgeschäft des Hehers fällt in die ersten Frühlingsmonate. Im März beginnt das Paar mit dem Bau des Nestes; Anfangs April pflegt das Gelege vollständig zu sein. Das Nest steht selten hoch über dem Boden, bald im Wipfel eines niederen Baumes, bald im Wipfel eines höheren, bald nahe am Schaft, bald außen in den Zweigen. Es ist nicht besonders groß, zu unterst aus zarten, dünnen Reisern, dann aus Heidekraut und trockenen Stengeln erbaut, innen mit feinen Würzelchen sehr hübsch ausgelegt. Die fünf bis sieben Eier sind auf schmuziggelweißem oder weißgrünlichem Grunde überall mit graubraunen Tüpfeln und Punkten gezeichnet, am stumpfen Ende gewöhnlich kranzartig. Nach etwa sechzehntägiger Bebrütung entschlüpfen ihnen die Jungen, welche zunächst mit Käupchen und Larven, Käfern und andern Kerbthieren, Würmern und dergl., später aber vorzugsweise mit jungen Vögeln aufgefüttert werden. Ungeflört brütet der Heher nur einmal im Jahre.

Jung aufgezogene Heher können ihrem Besitzer viel Vergnügen gewähren, hauptsächlich durch ihre Nachahmungsgabe. Auch sie lernen unter Umständen einige Worte nachplaudern, öfter kurze Weisen nachpfeifen. Daß sie im Gesellschaftsbauer nicht geduldet werden dürfen, braucht kaum erwähnt zu werden.

Am der nördlichen Grenze des Verbreitungskreises unseres Hehers beginnt das Gebiet eines Verwandten. Es ist dies der Unglücksheher (*Perisoreus infaustus*), 12 Zoll lang. Beim alten Vogel ist das weiche Gefieder lichtrostgrau, die Schwingen und die mittelfsten Schwanzfedern grau, ein Spiegel auf den Schwingen und die seitlichen Stenerefedern rostroth, der Oberkopf schwarzbraun.

Als eigentliche Heimat unseres Vogels sind die nordischen Wälder zu betrachten. In Rußland und Sibirien ist er stellenweise häufig, und von hieraus hat er sich auch wiederholt bis nach Deutschland verfliegen. Im Norden Scandinaviens ist er nicht gerade selten, wird aber auch keineswegs oft gesehen. In seinem Wesen und Betragen hat der Unglücksheher große Aehnlichkeit mit seinen Verwandten; er ist aber weniger klug, minder beweglich und nicht so poffenhaft, als der Eichelheher. Wie es scheint, vertraut er auf die ihn schützende Färbung seines Gefieders ganz außerordentlich; denn er läßt sich im Nadelwalde oft bequem unterlaufen, ohne sich zu rühren, während er sich im lichterem Birkenwalde vorsichtiger zeigt. Auch soll er so wenig scheu und so neugierig sein, daß er sich den Holzwachern zuweilen auf den Hut setze; Aehnliches wird auch von seinem amerikanischen Verwandten (*Perisoreus canadensis*) berichtet. Gegen die Renthierlappen ist er sehr zutraulich. Er begleitet ihre Herden zu den Ruheplätzen und lernt die harmlosen Hirten bald von den gefährlicheren Menschen unterscheiden.

Sämereien, namentlich die der Nadelholzbäume und vorzugsweise die Nüßchen der Arve und Zirbel, sonst auch Eicheln, Bücheln und dergl., sowie nebenbei Kerbthiere aller Art bilden die Nahrung des Unglückshehers. Gegen den Winter hin legt er sich Vorrathskännerchen an und speichert in ihnen oft eine recht hübsche Menge von Körnern auf.

Alle Beobachter stimmen darin überein, das die Jagd des Unglückshehers wenig Schwierigkeiten verursacht. Die Hauptsache dabei ist, den Vogel überhaupt aufzufinden. Doch kann man, wenn man erst ein Mitglied der Gesellschaft erlegt hat, regelmäßig fast den ganzen Trupp erbeuten, weil sich die Thiere bei Gefahr nicht verlassen. Der Fang scheint ebensowenig Schwierigkeiten zu verursachen; der Unglücksheher soll leicht in jede Schlinge gehen.

Ueber das Gefangenleben sind nur wenige Angaben bekannt; daraus erfahren wir, daß der Unglücksheher sich leicht zähmen läßt, aber immer bissig und unliefsam bleibt. Seinen bedeutungsvollen Namen hat dieser Vogel nach einem alten Vorurtheil von der unglücklichen Vorbedeutung seines Querflugs über den Weg.

Bei den Schweifträhnen oder Lappenbögen (*Glaucopes*) ist der mittelmäßig lange Schnabel stark, an der Wurzel verbreitert, nach vorn seitlich zusammengedrückt, auf der Ober-



Kinnlade zuweilen messerförmig, stark gewölbt, an der Spitze hakig übergebogen, an der Wurzel gewöhnlich mit kurzen sammetartigen Federn bedeckt. Das Gefieder ist prächtig gefärbt.

Auch die Schweifkrähen bewohnen fast ausschließlich die Waldungen und Schwärmen in ihnen nach Art der Heher. In ihrer Lebensweise ähneln sie diesen so, daß sie recht wohl als die Vertreter derselben betrachtet werden dürfen. Als Beispiel wollen wir den Kotri der Hindostaner, die wandernde Elster oder den Landstreicher der Engländer (*Dendrocitta rufa* oder *Dendrocitta vagabunda*) hervorheben. Sie erreicht eine Länge von 16 Zoll, wovon 10 Zoll auf den Schwanz kommen. Der ganze Kopf, der Nacken und die Brust sind rußbraun oder schwärzlichbraun. Die Schulterfedern, der Rücken und die oberen Schwanzdeckfedern sind dunkelröthlich, die Flügeldeckfedern, die Außenfahne der Schwingen zweiter Ordnung sind lichtgrau, fast weiß, die übrigen Schwingen schwarz. Der Schwanz ist aschgrau, alle Federn mit schwarzen Endspitzen. Die Unterseite von der Brust an ist röthlich oder fahlgilblich. Dieser Vogel ist über ganz Indien verbreitet und kommt außerdem in Assam, China und auch in Kaschmir überall häufig vor.

Einzureihen ist hier ferner der Benteot der Japanesen oder die *Tenia La Baillant's* (*Crypsirhina varians*); er kommt an Größe einer Drossel ungefähr gleich, erscheint jedoch wegen des langen Schwanzes viel größer. Das sehr weiche Gefieder ist der Grundfärbung nach schwarz, schillert aber, je nach dem einfallenden Lichte, grünlich oder purpurfarbig; nur Stirn, Bügel und Kehle sind mattschwarz und glanzlos, in gewisser Weise dem Sammet ähnelnd. Die Schwingen sind schwärzlich, die vier mittelsten Schwanzfedern grünlich, die äußeren auf der Außenfahne gleichfarbig, auf der innern mattschwarz und glanzlos. Der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Der Benteot ist auf Java nicht gerade selten. Seine Lebensweise bedarf noch sorgfältiger Beobachtung.

Eine verwandte Sippe (*Temnurus*) unterscheidet sich dadurch, daß die Schwanzfedern am Ende winkelig ausgeschnitten sind. Sie vertritt der Sägeschwanz (*Temnurus truncatus*), ein Vogel von 14 Zoll Länge und einfarbigem schwarzen Gefieder, aus Cochinchina.



Der Kotri oder die wandernde Elster (*Dendrocitta rufa* oder *Dendrocitta vagabunda*).



Mehrere Prachtvögel Süd- und Oftafiens, die Kittas (*Cissa*), haben nicht bloß in ihrer Gestalt, sondern auch in ihrem Leben und Treiben fo große Aehnlichkeit mit den Hehern, daß wir fie hier folgen laffen können.

Die Schweifkitta (*Urocissa sinensis*) erreicht eine Länge von 26 Zoll, wovon freilich 17 bis 18 Zoll auf den Schwanz kommen. Das Gefieder ift fehr prächtig gefärbt. Der ganze Kopf, der Hals und die Bruft find tieffchwarz mit Ausnahme eines weißen Längsbandes, welches über das Haupt und den Nacken verläuft und allmählich in eine blaue Färbung übergeht. Der Mantel ift lichtkobaltblau; die oberen Schwanzdeckfedern find ebenfalls gefärbt, aber breit fchwarz zugespitzt, die Flügel find glänzend kobaltblau, die Innensahnen der Schwingen fchwarz, alle Federn weiß zugespitzt; der Schwanz ift blau; die Mittelfedern find weiß, die übrigen weiß und fchwarz zugespitzt. Die Unterfeite des Vogels ift von der Bruft an weißlich, mit einem Schimmer ins Röthlichafchfarbene.

Die Schweifkitta findet fich im weftlichen Himalaya und ift in China häufig. In Indien find die Vorberge bis 6000 Fuß über dem Meere ihre Heimat. Sie ift ein kluges, aufmerkfames Gefchöpf, welches andern Vögeln zum Rathgeber, den Raubthieren oft zum Jagdverderber wird. Zumal dem Leopard foll fie oft meilenweit folgen und manche Jagd ihm vereiteln. Der Lock- und Warnungston ift ein fcharfes „Pink, pink, pink“, dem ein lautes Gefchnatter angehängt wird. In Indien hält man diesen Vogel zuweilen in der Gefangenschaft, und er verträgt diese fehr gut. Gefangene find schon wiederholt lebend nach England gekommen.

Von den Federfchnäbeln (*Cissa*) ift eine der bekanntesten Arten der Sirgang der Bengalen oder der grüne Heher (*Cissa sinensis*). Seine Länge beträgt 15½ Zoll, wovon 8½ Zoll auf den Schwanz kommen. Das Gefieder ift ebenfalls fehr prächtig. Seine allgemeine Färbung ift ein wundervolles blaßes Chryfoprasgrün, welches hier und da ins Blaue oder Vaulichgrüne und am Haupte ins Gelbliche übergeht. Der fchwarze Flügel verlängert fich bis zum Hinterhaupt und vereinigt fich hier mit dem der entgegengesetzten Seite, fo daß ein förmlicher Ring gebildet wird. Die Flügeldeckfedern und die Schwingen find schön dunkelroth, ins Röthlichbraune spielend, die Mittelfchwanzfedern find weiß, die äußeren fchwarz und weiß gefpitzt. Die Federn des Kopfes bilden eine schöne Haube.

Der Sirgang, welcher auch wohl Jagdkrähe genannt wird, findet fich im fündöftlichen Himalaya, außerdem in Affam, Eplhet und Tenasserim. Man fängt und zähmt ihn fehr häufig, und er wird dann bald zutraulich gegen den Pfleger.

\* \* \*

(Pifangfrefser.) Wenige Gefchöpfe haben den ordnenden Thierkundigen hinsichtlich ihrer Einreihung im System größere Schwierigkeiten gemacht, als die Pifangfrefser (*Amphibolae*), eine kleine Gruppe von fehr eigenthümlich gefalteten Vögeln, welche faft ausschließlich in Afrika zu Hauße find. Wir haben ihnen in der Reihe der Rabenvögel einen Platz angewiesen, weil mehrere Arten durch ihre Lebensweife vielfach an die Heher erinnern.

Die Pifangfrefser im engeren Sinne (*Musophagae*) find Vögel von Raben- bis zur Hehergröße. Der Leib ift gestreckt, der Hals kurz, der Kopf mittelgroß, der Schnabel kurz, ftark und breit, auf der Oberfürfte fcharf gebogen, auf der unteren etwas herabgekrümmt, an den Schneiden gezahnt oder gezähnel. Der Flügel ift mittellang, ftark abgerundet, in ihm find die vierte oder fünfte Schwinge die längften. Der Schwanz ift ziemlich lang und abgerundet, der Fuß ftark, verhältnißmäßig hoch und wie ausdrücklich zu wiederholen ift, unpaarzehlig. Drei Behen richten fich nach vorn, eine nach hinten, die äußere läßt fich ein wenig feitwärts bewegen. Das Gefieder ift weich, bei einzelnen Arten faft zerfchliffen und theilweife durch prächtige Farben ausgezeichnet.

Große, zusammenhängende Waldungen Mittel- und Südafrikas find die Heimat der Pifangfrefser. Keine Art findet fich in baumlofen Gegenden. Die Vögel leben gefellig, d. h. in kleinen Trupps, zusammen, welche von drei bis zu fünfzehn Stück anwachsen können. Sie halten fich viel im Gezweig der Bäume auf, kommen aber auch oft auf den Boden herab. Pflanzentoffe scheinen ihre hauptfächliche, wo nicht ausschließliche Nahrung zu bilden. Sie verzehren Blattknoipen, Früchte, Beeren und Körner, welche fie in den Kronen der Bäume, im Gebüsch und auf dem Boden zusammenlesen. Sie beleben deshalb vorzugsweise Gegenden, welche reich an Wasser und somit auch reich an Früchten find. Dank dieser Nahrung laffen fie fich auch leicht an die Gefangenschaft gewöhnen und bei einiger Pflege jahrelang febst bei uns



Der Bananenfresser (*Musophaga violacea*).

erhalten. Sie erfreuen durch die Pracht ihres Gefieders, wie durch ihr munteres Wesen und durch ihre Anspruchslosigkeit.

In den Wäldern von Ngira an der Goldküste wurde der Bananenfresser (*Musophaga violacea*) entdeckt. „Es mag vielleicht übertrieben erscheinen“, sagt Swainson, „wenn ich den Bananenfresser als einen Fürsten der gefiederten Schöpfung bewundere. Andere Vögel sind hübsch, zierlich, glänzend, prächtig — aber die Färbung des Bananenfressers ist königlich. Das schimmernde Purpurschwarz, welches vorherrscht, wird aufs wundervollste gehoben durch das prachtvolle Hochroth der Schwingen. Der Schnabel, obgleich beträchtlich groß, erscheint nicht unverhältnißmäßig; denn er ist weder phantastisch gestaltet, wie bei den Nashornvögeln, noch ungeheuerlich, wie bei den Pfefferfressern: die tiefgelbe, in Hochroth übergehende Färbung, welche ihn schmückt, erhöht nur noch die Schönheit des dunklen Gefieders.“

Die Länge des Bananenfressers beträgt ungefähr 20 Zoll, Schwanzlänge  $8\frac{1}{2}$  Zoll.

Noch heutigen Tages gehört der Bananenfresser zu den Seltenheiten in den Sammlungen; doch sind in der Neuzeit nicht bloß Bälge, sondern sogar lebende Vögel dieser Art nach Europa gekommen.

Die meisten Beobachtungen sind über die Helmvögel (*Corythaix*) angestellt worden. Alle hierher gehörigen Vögel sind anmuthig gestaltet und prachtvoll gezeichnet. Den Namen haben sie von dem helmartig- verlängerten Gefieder des Kopfes.

In Afrika lebt der weißwangige Helmvogel (*Corythaix leucotis*). Sein Gefieder ist der Hauptsache nach grün, der Rücken und die Flügel sind dunkelgrünviolett; der Schwanz ist schwarzviolett mit feinen, dunklen, wellenförmigen Querlinien gezeichnet; der Bauch und die Schenkel sind dunkelgrau. Die Hölle oder der Helm ist glänzend dunkelgrün. Ein Flecken vor dem Auge und ein anderer, welcher sich fast senkrecht über dem Ohre am Halse herabzieht, sind schneeweiß, die Schwingen wie gewöhnlich prachtvoll karminroth, rundum lauchgrün gesäumt. Ein aus kleinen Warzen bestehender Ring von zinnoberrother Farbe umzieht das lichtbraune Auge; der Schnabel ist an der Spitze blutroth, an der Spitze des Oberschnabels bis zu den Nasenlöchern aber grün; der Fuß ist braungrau. Die Länge beträgt  $17\frac{1}{4}$ , der Schwanz mißt  $8\frac{1}{4}$  Zoll.



Der weißwangige Helmbvogel (*Corythaix leucotis*).

Im Habesch begegnet man ihm erst ziemlich hoch oben im Gebirge, in den bewaldeten, wasserreichen Thälern, da, wo die Kronleuchtereuphorbie auftritt, entweder in Scharen oder in kleinen Familien. Hier lebt er ungefähr nach Art unseres Hebers. Er ist rastlos und unruhig wie dieser, streift bei Tage fortwährend hin und her, kehrt aber immer mit ziemlicher Regelmäßigkeit zu bestimmten Bäumen des Gebietes zurück, namentlich zu den Silomoren oder Lamariniden, welche ringsum von Niederwald umgeben sind. Solche Bäume werden gewissermaßen zum Stelldichein einer Gesellschaft. Auf ihnen sammeln sich die Vögel des Trupps, welche sich während des Futtersuchens zerstreuten, und von hieraus treten sie neue Wanderungen an.

Seine eigenthümliche Stimme läßt sich schwer wiedergeben. Sie klingt bauchrednerisch und täuscht im Anfang den Beobachter über die Entfernung des schreienden Vogels; einigermassen dürfte sie durch die Silben „Jahuhajaguga“, welche im Zusammenhange mit einander ausgestoßen werden, zu übertragen sein.

Der Helmbvogel verbringt den größten Theil seines Lebens im Gezweig der Bäume. Nur auf Augenblicke kommt er zum Boden herab, gewöhnlich da, wo niedere Euphorbien die Gehänge dicht bedecken. In dem Magen der getödteten wurden nur Pflanzenstoffe gefunden, namentlich Beeren und Sämereien. Zu einzelnen Gebüschen, deren Beeren gerade in Reife standen, kamen die Helmbvögel sehr häufig herab, immer aber hielten sie sich hier nur kurze Zeit auf. Sie naschten gewissermaßen bloß von den Früchten und eilten dann sobald als möglich ihren sichern Laubkronen zu.

Der Abessinier verfolgt den Helmbvogel nicht, und ebensowenig fällt es ihm ein, das schöne Thier als Gefangenen an sich zu fesseln. Daher mag es denn wohl auch kommen, daß der Vogel dem Europäer gegenüber nicht gerade scheu ist. Nichts destoweniger ist die abissinische Art noch nicht lebend nach Europa gekommen; dagegen gehört eine westafrikanische Art (*Corythaix persa*) nicht eben zu den Seltenheiten in größeren Sammlungen lebender Thiere. Ganz wohl behagt den Helmbvögeln eine Abtheilung des Hühnerhauses, welche im Innern einen ziemlich dunkeln Raum, vor demselben aber einen Ausflugsstüß hat. In letzterem verweilen sie nur in den Früh- und Abendstunden; bei größerer Tageshelle ziehen sie sich stets in das Dunkel



zurück, setzen sich auf einer hohen Sprungstange nieder und verharren hier ziemlich regungslos, bis es dem einen einfällt, sich die bunte Welt der Besucher des Gartens einmal näher zu betrachten. Dann treiben sie sich sehr munter außen umher. Sie scheuen sich übrigens hauptsächlich vor der Sonne, nicht gerade vor der Tageshelle; denn an regnerischen Tagen machen sie sich viel im Außenfäsig zu schaffen. Doch ist es auch möglich, daß Dies hauptsächlich des Badens wegen geschieht; denn sie lassen sich gern beregnen, zuweilen so stark, daß sie vollkommen eingenäßt sind. Gegen Kälte sind sie nicht sehr empfindlich; es genügt, wenn man sie in frostfreiem Raume hält.

Vielleicht gibt es kaum verträglichere Thiere, als diese Helm- und Lärmvögel. Mit den in ihrem Käfig lebenden Reb- und Bambushühnern, Schopfwachteln, Baunhühnern, Finken und Alpenlerchen vertragen sie sich ausgezeichnet; sie vertragen sich mit ihnen auch in dem engen Winterfäsig. Ihre Gefangenentrost ist sehr einfach; sie besteht hauptsächlich aus gekochtem Reis, untermischt mit Grünzeug der verschiedensten Art und einigen Früchten. Sie bedürfen viel Nahrung, sind aber im höchsten Grade anspruchslos. Ihre Stimme vernimmt man selten. Gewöhnlich stoßen sie ein Getnarr aus, bei besonderer Aufregung aber rufen sie laut und abgebrochen: „kruuk, kruuk“; andere Laute sind nicht vernommen worden.

Der Riese der Familie ist der Turako (*Corythacola cristata*), ein in jeder Hinsicht ausgezeichnete Vogel, welcher mit Recht zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben worden ist. Im allgemeinen steht der Turako den Helm- und Lärmvögeln nahe; er unterscheidet sich jedoch durch die beträchtliche Größe, durch die Bildung des Schnabels und die anders gestaltete Haube. In der Größe kommt er einem Raben ungefähr gleich. Seine Länge beträgt 2 Fuß 1 bis 2 Zoll, der Schwanz mißt 1 Fuß 2 bis 3 Zoll. Ein schönes lebhaftes Grün oder Türkisblau ist die vorherrschende Färbung. Die Federn der Kopfschuppe sind schwarz, dunkelblau zugespitzt, die der Brust und des Vorderbauches lauch- oder schmutziggelbgrün, des Bauches und Steißes mattzinnbraun; der grünlichblaue Schwanz ist gegen das Ende hin breitschwarz gebändert, aber blau zugespitzt. Der Schnabel ist gelb, an der Wurzel lebhafter, die Füße sind bleigrau.

Auch der Turako ist auf Westafrika beschränkt. Man fand ihn von der Sierra Leona bis zum Gabun, ausschließlich in wasserreichen, dicht bestandenen Wäldern. Hier soll er im ganzen nach Art der Helm- und Lärmvögel, mehr auf den Bäumen, als auf dem Boden leben.

In ganz Mittel- und Westafrika leben noch mehrere Pisangfresser, welche man von den übrigen getrennt und Schizorhis genannt hat. Der Lärmvogel (*Schizorhis zonurus*) erreicht eine Länge von 1 Fuß 7½ Zoll, der Schwanz mißt 9½ Zoll. Die ganze Oberseite ist ziemlich gleichmäßig dunkelbraun, die Unterseite von der oberen Brust ab hellaschgrau, längs der Schäfte bräunlich gestreift. Die verlängerten und zugespitzten Federn des Hinterhauptes, welche gekräußelt getragen werden, sind weißlich gesäumt; die Federn des Rückens, soweit sie verdeckt werden, sind blaugrau, die Schwingen schwarzbraun, auf der Innenseite mit einem großen, weißen, viereckigen Flecken gezeichnet, welcher nur der ersten fehlt. Die mittelsten Schwanzfedern sind lichtbraun, die vier äußersten an der Spitze ebenso gefärbt, hierauf weiß und am Ende breit rufschwarz gebändert. Das Auge ist graubraun, der dicke, starke und breite Schnabel, welcher sich ziemlich stark krümmt und an den Schneiden kaum gezähnt ist, erscheint grüngelb. Der Fuß ist dunkelashgrau.

Während der Helm- und Lärmvögel nur leise hauchrednert, versucht der Lärmvogel mit den Affen um die Wette zu schreien. Er ist es, welcher selbst den erfahrenen Jäger oft täuscht und ihn glauben läßt, daß eine Bande der graugrünen Meerkatzen irgend etwas Entsetzliches bemerkt habe und es der Welt künden wolle. Sein Geschrei ähnelt dem Gurgel, oder wie man es sonst nennen will, genannter Affen in jeder Hinsicht auf das Genaueste. Es klingt laut und gellend, wie „Gu, gu, guk, gi gack, ga gurr gurr guh gi, ge guh“, aber weil gewöhnlich alle durcheinander schreien, so sonderbar verworren, daß es zu einem wirklichen Gurgel wird. Gehört man diesen merkwürdigen Lauten nach, so sieht man die sehr auffallenden Vogel bald auf einem der höchsten Bäume des Gebirges, paarweise vereint oder auch in kleinen Familien, jedoch auch dann noch die Gatten eines Paares nebeneinander sitzen. Wenn man recht vorsichtig näher kommt, kann man solche Gesellschaften wohl beobachten.

Die Nahrung des Lärmvogels besteht aus Beeren der verschiedensten Art, und diesen Beeren zu Liebe kommt er in den Morgen- und Abendstunden zu den niederen Büschen herab. Den übrigen Theil des Tages lebt er nur auf Hochbäumen und namentlich in den Mittagstunden sucht er sich die schattigsten aus, welche er finden kann, und verbringt in ihrem Gelaube die heiße Zeit.



Ter Wiriva (*Colius senegalensis*).

Die Mäusevögel (*Colii*) bilden die zweite Horde, welche nur aus einer einzigen Sippe besteht. Alle bis jetzt bekannten Arten der Sippe ähneln sich sehr. Ihr Leib ist lang gestreckt, fast walzenförmig, sehr muskelig, um nicht zu sagen fleischig. Der Schwanz ist fast noch einmal so lang, als der Leib; die Flügel sind kurz und stark gerundet, die Füße kurzläufig, aber langzehlig. In Hinsicht ihrer Färbung ist ein schwer zu bestimmendes Fahlgrau, welches bald weniger in das Röhliche oder Aschfarbene spielt, vorherrschend, der Name Mäusevogel daher gut gewählt.

In Afrika hat man zwei verschiedene Arten dieser sonderbaren Vögel kennen gelernt, den Wiriva (*Colius senegalensis*) und den weißwangigen Mäusevogel (*C. leucotis*). Bei ersterem ist die Stirn falb, ein aus zerchliffenen Federn bestehender Busch braungrau, der Hintertopf, wie die Seiten des Halses röhlichgelb, der übrige Oberkörper blaugrau, die Kehle hellfalb, Vorderhals und Brust graublau, fahl gewölkt, der Bauch rostfarben, der Schnabel an der Wurzel röhlich, an der Spitze schwarz, der Fuß korallenroth. Das Auge ist rothbraun, ein nackter Ring um dasselbe lachroth. Bei dem weißwangigen Mäusevogel ist das ganze Gefieder mäusegrau, fein gesperrt, die Unterseite fahlgrau, die Kehle aschgrau, die Stirn grauschwarz, die Wangen lichtgraugelb. Die Fahnen des Schwanzes sind breiter als bei dem Wiriva. Das Auge ist lichtblau, der Oberschnabel bläulich, der Unterschnabel aber röhlich hornfarben, der Fuß korallenroth. In der Größe kommen sich beide Arten ziemlich gleich. Die Länge beträgt 13 bis 13½, der Schwanz misst 9 bis 9½ Zoll.

Die Mäusevögel bewohnen Mittel- und Südafrika, fehlen aber im Norden gänzlich, obwohl dort ihre Lieblingsbäume recht gut gedeihen; erst wenn man in die baumreiche Steppe eingetreten ist, begegnet man ihren Flügen. In den eigentlichen Urwäldungen sind sie stellenweise sehr häufig und in den innerafrikanischen Städten ebensowohl, wie in den Ortschaften des Kaplandes regelmäßige Erscheinungen.

Alle Mäusevögel leben in Familien oder kleinen Gesellschaften, gewöhnlich in solchen von sechs Stücken. Sie nehmen in einem Garten oder in einem Waldtheile ihren Stand und durchstreifen nun tagtäglich mit einer gewissen Regelmäßigkeit ein ziemlich ausgedehntes Gebiet. Zum Mittelpunkt desselben wird unter allen Umständen derjenige Theil gewählt, welcher die



dickesten Gebüſche beſitzt. Wer nicht ſelbſt die Pflanzenwelt der Gleicherländer aus eigener Anſchauung kennen lernte, mag ſich ſchwerlich einen Begriff machen von derartigen Bäumen oder Gebüſchen, wie jene Vögel ſie bedürfen. Ein ohnehin dichtwipfliger Baum oder Buſch, welcher in weitaus den meiſten Fällen dornig iſt, wird derart mit Schmarozerpflanzen überdeckt, umſponnen und durchflochten, daß man von dem eigentlichen Baume vielleicht nur hier und da einen durchbrechenden Aſt gewahren kann. Das Netz, welches dieſe Schlingpflanzen bilden, iſt ſo dicht, daß es nicht bloß für den Menſchen und andere Säugethiere buchtäblich undurchdringlich iſt, ſondern daß man ſich nicht einmal mit dem Jagdmefſer eine Oeffnung auszuhauen kann, daß der Vogel, welcher auf ſolchem Buſch ſich niederläßt, vor jedem Feind geſchützt iſt, ſelbſt vor dem Geſchoß des Jägers, weil dieſer den getödteten nicht aufnehmen könnte, auch wenn er ſich alle nur denkbare Mühe gäbe. Auf große Strecken hin ſchließen die Rankengewächſe einen Theil des Waldes vollſtändig dem zudringlichen Fuße ab und laſſen hierdurch Dichtſtellen entſtehen, deren Inneres für immer Geheimniß bleibt. Solche Waldtheile ſind es, welche die Mäusevögel bewohnen, die dickeſten von den Gebüſchen, in denen ſie ſich umhertreiben. Kein anderer Vogel iſt im Stande, da einzudringen, wo der Mäusevogel noch luſtig durchſchlüpft oder richtiger durchfriecht; denn auch in ſeinem Betragen erinnert der ſonderbare Geſell an das Säugethier, welches ihm ſeinen Namen leihen mußte. Wie dieſes zwingt er ſich durch die ſchmalſten Oeffnungen, wie dieſes drängt er ſich durch Verzweigungen, welche ihm gerade ſo viel Raum laſſen, daß er ſeinen Leib eben durchpreſſen kann. Ein Flug erſcheint an der einen Wand eines ſolchen Buſches, hängt ſich einen Augenblick hier feſt, findet in dem nächſten eine Oeffnung und iſt nun im Nu verſchwunden. Iſt man ſo glücklich, den Buſch umgehen zu können, ſo gewahrt man, daß nach einiger Zeit an der entgegengeſetzten Wand ein Kopf zum Vorſchein kommt, nach dem Kopf der Leib und endlich der ganze Vogel. Ein Schreien wird laut, alle Köpfe zeigen ſich und plötzlich ſchwirrt der ganze Schwarm geradeaus einem zweiten Buſche zu, um hier in eben derſelben Weiſe zu verſchwinden. Wie die Vögel es angeſtellt haben, um das Innere des Buſches zu durchdringen, bleibt dem Beobachter ein Räthſel. Es gehört eben ihre ganze Mäusefertigkeit dazu. Der Flug ſelbſt iſt wechſelweiſe ein Schwirren und ein Schweben mit weit ausgebreiteten Flügeln und etwas gebreitetem Schwanz, welcher wie eine Schleppe nachſchleift. Bailliant vergleicht den Schwarm überaus treffend mit dahinfliegenden Pfeilen; ſo, genau ſo, wie ein durch die Luft ſchwirrender Pfeil, ſieht der Mäusevogel aus. Zu größeren Höhen ſteigen die fliegenden Mäusevögel niemals empor, und ebenſowenig kommen ſie auf den Boden herab. Während des Fliegens ſchreit die ganze Bande gemeinſchaftlich auf, jeder einzelne läßt einen ſchrillenden Laut vernehmen, welcher wie „Kirr kirr“ oder „Tri tri“ klingt; aber alle ſchreien zuſammen, und ſo vereinigen ſich die Töne zu einem, mit Worten nicht wieder zu gebenden Geſchwirr.

Bailliant erzählt, daß die Mäusevögel ſich beim Schlafen Klumpenweiſe an die Zweige hängen, den Leib nach unten gekehrt, ein Vogel an dem andern, ſo, wie ſich bei ſchwärmenden Bienen eine an die andere anſetzt. Aehnliches berichtet ein anderer Beobachter, doch möchten dieſe Angaben ſich darauf zurückführen laſſen, daß dieſer Vogel, während er ſich bewegt, oft die Stellung unſerer Reiſen annimmt, indem er ſich auf kurze Zeit unten an den Aſt hängt. Dies aber geſchieht immer nur vorübergehend. Ebenſo wenig zuverlässig erſcheint die weitere Angabe, daß es keine Mühe verurſache, Mäusevögel zu fangen, ſobald man einmal den Schlafplatz ausgekundſchaftet habe. Man brauche Nachts oder am frühen Morgen nur zu dem Buſche hinzugehen und den ganzen Klumpen wegzunehmen. Uebrigens ſind die Mäusevögel niemals ſcheu. Wenn man ſich Mühe gibt, kann man die ganze Familie nach und nach herabſchießen; denn ehe die letzten an die Flucht denken, hat der geübte Jäger ſein Werk vollendet.

Die Nahrung ſcheint auf Pflanzenſtoffe beſchränkt zu ſein und namentlich in Knospen, Fruchtſtücken und weichen Körnern zu beſtehen. Die Früchte des Chriſtusdorns bilden in Mittelafrika ihre Hauptnahrung. Das Neſt beſteht aus Steppengras, Baumbaft, Wollblättern und Pflanzenblüthen und iſt innen mit Pflanzenwolle ausgefüllert. Das Gelege beſteht aus ſechs bis ſieben Eiern.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung ſtellt man den Mäusevögeln ebenſowohl ihrer Diebereien in den Pflanzungen, als ihres ſaftigen Fleiſches wegen eifrig nach. Dort werden auch viele gefangen. Neuere Beobachter beſchreiben die Gefangenen als lebhaft und unterhaltend. In der Neuzeit ſind lebende Mäusevögel wiederholt nach Europa, namentlich nach England gekommen; doch gehören ſie immer noch zu den größten Seltenheiten.



## Zweite Reihe: Fänger (Captantos).

Wollten wir bei den Vögeln in demselben Sinne von Raubthieren sprechen, wie wir es bei den Säugethieren gethan haben, so würden wir kaum eine einzige Ordnung als Nichträuber kennen lernen. Es ist bezeichnend für die Säugethiere, daß es unter ihnen Familien und Ordnungen gibt, welche es durchaus verschmähen, von thierischen Stoffen sich zu ernähren; denn bei allen übrigen Klassen der Wirbelthiere ist Solches nicht der Fall. Die Vögel ihrer großen Menge nach sind Raubthiere, und gerade diejenigen, welche wir als die harmlosesten anzusehen gewohnt sind, unsere Singvögel, leben fast ausschließlich von anderen Thieren und verzehren Früchte oder Körner nur nebenbei. Demungeachtet ist es gebräuchlich geworden, bei den Vögeln den Begriff „Raubthier“ auf eine einzige Ordnung zu beschränken; wir nehmen sogar die Strand- und Seevögel aus, wenn wir von Raubvögeln sprechen, obwohl sie sich ausschließlich fast von Wirbelthieren ernähren. Die räuberische Thätigkeit der Vögel tritt jedoch bei einigen größeren Abtheilungen, welche wir hier als Ordnungen ansehen wollen, so auffallend hervor, daß es gerechtfertigt erscheinen kann, sie in einer besonderen Reihe zu vereinigen. Alle die in dieselbe einzuschließenden Vögel nähren sich, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend von anderen Thieren und nur ausnahmsweise, zeitweilig oder nebenbei, von Früchten.

Die Reihe der Fänger begreift in sich die Ordnung der Raubvögel im allgemein gültigen Sinne, die Ordnung der Sperr- oder Schwalbenvögel und die Ordnung der Singvögel. Jede dieser Ordnungen behauptet selbstverständlich ihr eigenthümliches Gepräge; die Verwandtschaft aller Ordnungen unter sich ist jedoch eine sehr enge, obgleich dies erst dann bemerklich werden dürfte, nachdem man einen genügenden Ueberblick des Ganzen gewonnen.

Alle zu den Fängern zählenden Vögel zeichnen sich durch einen kräftigen Leib mit verhältnißmäßig langen Flügeln aus: sie sind, dem entsprechend, gute Flieger. Der Schnabel ist immer kurz, sein oberer Theil regelmäßig hakig über den unteren herabgebogen und oft noch durch einen scharfen Zahn, welcher in eine entsprechende Ausbuchtung des Unterkiefers paßt, verstärkt. Der Rachen ist bei vielen groß, bei nicht wenigen unverhältnißmäßig weit. Ein Kropf ist vorhanden oder fehlt; der Magen ist ein häutiger Sack, nur ausnahmsweise muskelwandig. Unter den Sinnen ist das Auge ausnahmslos der höchst entwickelte Sinn; auf ihn folgen Gehör und Gefühl; nur ausnahmsweise befinden einige auch eine gewisse Entwicklung des Geruchs. Alle übrigen Merkmale der Fänger müssen bei der Schilderung der einzelnen Ordnungen hervorgehoben werden: hier läßt sich im allgemeinen darüber nichts sagen.

Die Fänger bewohnen die ganze Erde; ihre größere Mehrzahl gehört jedoch den wärmeren Ländern an; in ihnen erst zeigt sich der ganze Reichthum der Reihe. Sie sind Baum-, Felsen- und Erdvögel; nur äußerst wenige beherrschen auch das Wasser in einem gewissen Grade. Die Weibchen sind bei Tage thätig, nicht wenige aber beginnen erst mit Einbruch der Nacht ihre Geschäfte, und gerade sie zählen unter sich Vögel, welche wegen ihres Höhlenlebens vor allen übrigen Klassenmitgliedern sich auszeichnen. So weit bis jetzt bekannt, leben alle hierher gehörigen Arten in Einweibigkeit und zwar in einer auf Lebenszeit geschlossenen Ehe. Die Paare brüten ein oder zwei Mal im Jahre, auf dem Boden, auf Felsvorsprüngen, in Fels- und Baumhöhlungen; ihre Nester können äußerst einfach und in ganz eigenthümlicher Weise künstlich sein. Die Weibchen legen ein Ei bis acht Eier und bebrüten sie hauptsächlich selbst; beide Eltern theilen aber die Mühe der Aufzucht ihrer Jungen, beide zeigen eine sehr große Liebe für dieselben und einzelne tragen sie — ein unter den Vögeln sehr vereinzelt dastehender Fall — bei Gefahr einem anderen Orte zu.

Wie die Raubsäugethiere sind auch die Fänger nützlich oder schädlich, je nachdem sie schädlichen oder nutzbringenden Thieren nachstreben. Im allgemeinen dürfte der von ihnen geleistete Nutzen den von ihnen angerichteten Schaden weit überwiegen.

Für die Gefangenschaft eignen sich viele — jedoch keineswegs alle. Bei vielen verursacht die Ernährung im Gebauer große Schwierigkeiten, andere lassen sich sehr leicht erhalten. Der Mensch fesselt diese ihres Gefanges halber an sich; er fängt sie aber auch zu anderen Zwecken

ein. Nicht wenige lassen sich zu tüchtigen Jagdgehilfen abrichten und leisten dann ersprießliche Dienste; andere werden als Vertilger von allerlei Ungeziefer wenigstens in unmittelbarer Nähe des Menschen geduldet, und einige mit vollem Rechte als heilige Thiere angesehen; vielen dagegen ist der Mensch ein unnachlässiger Gegner.

## Die Raubbögel.

Ein einziger Blick auf den stolzruhig um sich schauenden Adler genügt, um uns zu belehren, welcher Ordnung der „Fänger“ wir die erste Stelle einzuräumen haben.

Die Raubbögel sind große, mittelgroße oder kleine Mitglieder ihrer Klasse. Mehrere von ihnen erreichen eine Größe, welche nur von wenigen Lauf- und Schwimmbögeln überboten wird, einzelne stehen einer Lerche an Leibesumfang gleich. Es ist nicht schwer, sie im allgemeinen zu kennzeichnen. Ihr Leib hat mit dem Papageienleibe viel Aehnlichkeit. Er ist kräftig, gedrungen, breitbrüstig; seine Glieder sind, ungeachtet ihrer zuweilen fast unverhältnißmäßig erscheinenden Länge, stark: sie verrathen eine Fülle von Kraft. Der Kopf ist, wie bei den vollkommensten aller Vögel, groß, wohlgerundet, nur ausnahmsweise verlängert; der Hals ist gewöhnlich kurz und kräftig, der Kumpf ist kurz, aber stark, namentlich auf der Brustseite; die Arm- und Fußglieder zeigen dasselbe Gepräge, und so würde ein Raubbogel auch dann noch zu erkennen sein, wenn man ihn betrachten wollte, nachdem er seiner Waffen und seines Gefieders beraubt worden. Und doch sind diese das eigentlich Bezeichnende an ihm. Der Schnabel ähnelt in mancher Hinsicht dem der Papageien. Auch er ist kurz, auf der Firste des Oberkiefers stark gebogen und hakig übergekrümmt, auch seine Wurzel ist auf der Oberhälfte mit der Wachshaut bedeckt: aber er ist nicht „kugelig“, wie bei den Papageien, sondern stets seitlich zusammengedrückt, daher höher, als breit, sein Oberchnabel ist breiter, als der untere, welchen er umschließt und unbeweglich, seine Ränder sind schärfer, sein Haken ist spitziger, als es bei den letztgenannten Vögeln der Fall. Häufig wird die Schärfe der Schneiden noch durch einen Zahn erhöht, welcher sich über der Spitze des Unterkiefers befindet; wo dieser Zahn nicht vorhanden, ist die Oberkieferschneide wenigstens vorgebogen; nur ganz ausnahmsweise sind die Schneiden nicht ausgebuchtet. Der Fuß erinnert ebenfalls an den der Papageien. Er ist kurz und stark; die Zehen sind im Vergleich zur Fußwurzel sehr lang; besonders auffallend ist die Entwicklung der Krallen; sie sind mehr oder weniger stark gebogen, und dann sehr spitz, selten flach gekrümmt und stumpf; sie sind auf ihrer Oberseite gerundet, auf der Unterseite aber etwas ausgehöhlt, so daß zwei fast scharfgedigte Ränder entstehen. — Das Gefieder ist gewöhnlich weich und großfederig; die einzelnen Federn sind bald derbe und fest, bald verhältnißmäßig klein, oder weich, ja selbst seidig oder wollig und in diesem Falle immer groß. Sie fehlen zuweilen einzelnen Stellen des Kopfes, oft dem Zügel, d. h. der Stelle zwischen Schnabelwurzel und Auge und, wie bei vielen Papageien, einer Stelle ums Auge; bei einzelnen dagegen umgibt gerade das Auge ein strahliger Federkranz, der sogenannte Schleier. Schwingen und Steuerfedern sind immer beträchtlich groß; ihre Anzahl ist eine sehr regelmäßige: zehn Handschwingen, mindestens zwölf, meist aber dreizehn bis sechzehn Armschwingen und fast ausnahmslos zwölf paarig sich gleichende Steuerfedern sind vorhanden. Den Raubbögeln eigenthümlich ist, daß die Befiederung bei vielen Arten sich über den ganzen Lauf, bis zu den Zehen herab, ja sogar auf diese erstreckt, und ferner, daß sie am Schenkel oft durch besondere Länge sich auszeichnet. Eine derartige Befiederung wird Hose genannt.

Düftere Färbung ist vorwiegend im Gefieder; doch fehlt ihm eine ansprechende Farbenszusammenstellung keineswegs und noch weniger eine unseren Schönheitssinn befriedigende Zeichnung. Einzelne Raubbögel dürfen sogar als farbenschöne Geschöpfe bezeichnet werden. Die federlosen Hautstellen am Kopfe, die Kämme und Kehllappen am Schnabel, welche ebenfalls vorkommen, der Zügel, die Wachshaut, der Schnabel, der Fuß und das Auge sind zuweilen sehr lebhaft gefärbt.

Unter den Sinneswerkzeugen ist vor Allem das Auge beachtenswerth. Es ist immer groß, bei den Nachtraubbögeln verhältnißmäßig überhaupt am größten, und zeigt die durch den Fächer bedingte innere Beweglichkeit am vollkommensten, gestattet daher auch ein gleichgutes Sehen



in verschiedenen Entfernungen und stellt sich für diese mit größter Leichtigkeit ein. Das Gehör ist bei den Raubvögeln ebenfalls hoch entwickelt, am höchsten überhaupt bei den Eulen. Das Riechwerkzeug hingegen ist im Vergleich zu Mägen und Ohr als verkümmert anzusehen.

Sehr ausgezeichnet sind die geistigen Eigenschaften der Raubvögel. Geistige Beschränkung wird nur bei wenigen beobachtet; die übrigen lassen über ihren hohen Verstand gar keinen Zweifel aufkommen. Die meisten Eigenschaften des Geistes, welche man ihnen nachrühmt, sind begründet. Muth und Selbstbewußtsein, eine gewisse Großmuthigkeit, freilich auch Eier, Grausamkeit, List und sogar Tücke ist für sie bezeichnend. Sie handeln, nachdem sie vorher wohl überlegt haben; sie machen Pläne und führen sie aus. Ihren Familiengliedern im gesellschaftlichen Sinne sind sie mit hoher Liebe zugethan, Feinden und Gegnern treten sie kühn gegenüber, an Freunde schließen sie sich innig an. Welch hoher Ausbildung sie fähig sind, beweisen am schlagendsten die Edelfalken, die vorzüglichsten Räuber unter allen Raubvögeln, welche sich zum Dienst des Menschen heranziehen lassen.

Eine die Vögel insgemein auszeichnende Begabung fehlt den geflügelten Räubern: sie ermangeln größtentheils einer wohlklingenden Stimme. Viele sind nur im Stande, einen, zwei oder drei verschiedene Laute hervorzustoßen, und diese Laute sind oft nicht bloß einfach, sondern selbst misstönend.

Die Raubvögel bewohnen die ganze Erde; sie sind in jedem Breiten- und in jedem Höhen-gürtel zu finden. Der Mehrzahl nach Baumvögel und daher vorzugsweise dem Walde angehörend, meiden sie doch weder das baumlose Gebirg, noch die öde Steppe oder Wüste. Viele der gefiederten Räuber wandern, wenn der Winter ihr Jagdgebiet verarmen macht, dem kleinen Geflügel in südlichere Gegenden nach; gerade die nördlichst wohnenden Arten aber streichen nur. Auf solchen Wanderungen bilden sich zuweilen Schwärme von Raubvögeln, wie sie sonst nicht beobachtet werden; denn nur die wenigsten sind als gesellige Thiere zu bezeichnen — am Horste namentlich lebt jedes einzelne Paar für sich. Jene Gesellschaften lösen sich schon gegen den Frühling hin auf.

Alle Raubvögel brüten in den ersten Frühlingsmonaten, und wenn sie nicht gestört wurden, nur einmal im Jahre. Der Horst steht in den meisten Fällen auf Bäumen, häufig auch auf Felsvorsprüngen, an unersteiglichen Wänden oder in Mauerlöchern alter Gebäude, seltener ist eine Baumhöhle die Nistkammer, am seltensten der nackte Boden die Unterlage eines Nestig-haufens, auf welchem die Eier zu liegen kommen. Alle Horste, welche auf Bäumen oder Felsen angelegt werden, sind feste Gebäude: sie sind sehr breit, aber niedrig, falls sie, wie es oft geschieht, nicht mehrere Jahre nacheinander benutzt, jedesmal neu aufgebessert und dadurch erhöht werden. Die Nestmulde ist aber auch dann stets flach, d. h. leicht ausgetieft. Beide Geschlechter helfen beim Aufbau; das Männchen trägt wenigstens zu.

Der Paarung gehen mancherlei Spiele voraus, wie sie den stolzen Vögeln angemessen sind, nämlich prachtvolle Flugübungen, wahre Reigen in hoher Luft, oft sehr verschieden von dem sonst gewöhnlichen Fluge. Aber die Eifersucht führt auch zum Gebrauche der Waffen, und nur nach langem heftigem Zweikampfe zieht sich der schwächere Theil zurück und flieht, verfolgt von dem Sieger, über die Grenzen des Gebietes.

Die Eier sind rundlich, in den meisten Fällen ziemlich rauhschalig und entweder rein weiß, graulich, gelblich oder auf gleichem Grunde mit dunkleren Flecken und Punkten gezeichnet. Ihre Anzahl schwankt erheblich: das Gelege kann ein Ei und kaum sieben Eier zählen. Bei den meisten Raubvögelarten brütet das Weibchen allein, bei einzelnen löst das Männchen es zeitweilig ab. Die Brutdauer währt zwischen drei bis sechs Wochen; dann schlüpfen die unbehilflichen Jungen aus: kleine, runde Thiere, mit großen Köpfen und meist offenen Augen, über und über in weißgrauen Wollflaum gekleidet. Sie wachsen aber rasch heran und bekommen wenigstens auf der Oberseite bald eine dichte Befiederung. Ihre Eltern lieben sie, wie auch schon die Eier, ganz ungemein, verlassen sie nie und geben sich ihrerhalb selbst dem Tode preis, falls sie sich zu schwach fühlen, Angriffe abzuwehren. Manche tragen die gefährdeten Jungen auch wohl einem andern Orte zu, um sie zu sichern. Auch nach dem Ausfliegen noch werden die jungen Räuber längere Zeit von ihren Eltern geführt, ernährt, unterrichtet und beschützt.

Wirbelthiere aller Klassen und Kerse der verschiedensten Art, Vogeleier, Würmer, Schnecken, ausnahmsweise auch Früchte bilden die Nahrung der Raubvögel. Zum Fangen dienen die Füße, welche deshalb „Fänge“, oder bei den Jagdfalken „Hände“ genannt werden; zum Zerstückeln oder richtiger zum Zerreißen der Nahrung wird der Schnabel verwendet.

Die Verdauung ist äußerst lebhaft. Bei denen, welche einen Kropf besitzen, wird in ihm die Nahrung zuvörderst eingespeichelt und theilweise bereits zersezt; der scharfe Magensaft thut das Uebrige. Knochen, Sehnen und Bänder werden zu Brei aufgelöst, Haare und Federn zu Klumpen geballt und diese, die sogenannten Gewölle, von Zeit zu Zeit ausgespien. Der Koth ist ein flüssiger, kalkartiger Brei, welcher als Strahl ausgeworfen wird. Alle Raubbögel können auf einmal sehr viel fressen, aber auch sehr lange hungern.

Die Thätigkeit der Raubbögel ist aber noch von einem andern Gesichtspunkte, dem wichtigsten, zu betrachten: ihre Räubereien können uns nützliche und können uns schadenbringende Thiere betreffen, die Vögel selbst daher uns als schädliche oder nützliche erscheinen. Die Gesamtheit als solche dürfte durch die Vertilgung schädlicher Nager und Kerbthiere als eine äußerst nützliche angesehen werden können; Einzelne dagegen fordern unsere Abwehr, bezüglich eine mehr oder minder rücksichtslose Verfolgung heraus, weil sie unter gewissen, uns wichtigen Thieren fürchterlich haufen.

Unmittelbar werden uns nur wenige Raubbögel nützlich: denn die Dienste, welche die begabtesten unter ihnen bei der Jagd leisten, gereichen mehr zum Vergnügen als Nutzen. Das Fleisch der gelederten Räuber ist für uns ungenießbar, und Adlerfedern stehen nur bei den Indianern Amerikas oder bei den Mongolen und Luggarn im Werthe.

Außer dem Menschen haben die Raubbögel wenig Feinde: Ihre Stärke oder ihre Gewandtheit schützen sie vor gefährlichen Gegnern; dagegen haben sie viel zu leiden von kleinen Schmarozerthieren.

Die Raubbögel sondern sich in drei Gruppen oder Zünfte, nämlich die Falken, die Geier und die Eulen.

(Falken.) Die Falken (Falconidae) kennzeichnen sich im allgemeinen durch folgende Merkmale. Ihr Leib ist kräftig, gedrungen gebaut, nur ausnahmsweise schlant, ihr Kopf mittelgroß, ihr Hals kurz. Die Flügel sind groß, gewöhnlich zugespitzt, seltener abgerundet; der Schwanz ist bald kurz, bald lang, bald abgerundet, bald gegabelt, der Fuß bald kurz und stark, bald lang und schwach. Der Schnabel ist verhältnißmäßig kurz, am Grunde mit stets sichtbarer, d. h. durch Federn nicht verdeckter Wachshaut; der Oberschnabel ist in einem scharfen Haken über den unteren herabgebogen, an den Schneiden nicht selten gezahnt. Das Gefieder bekleidet nicht bloß den ganzen Leib, sondern auch stets Kopf und Hals, oft auch die Füße bis zu den Zehen herab; es läßt höchstens einen Theil der Wangen frei. Im allgemeinen ist es derbe und straff; ausnahmsweise weich und seidig, immer reichhaltig. Die Augen sind mittelgroß und lebhaft. Ein Kropf ist vorhanden; er tritt jedoch niemals sackartig, sondern stets höckerig hervor. Die Falken leben hauptsächlich von selbst erworbener Beute und fangen diese mit ihren Zehen oder Fangen. Sie sind die muttigsten und kühnsten aller Vögel überhaupt.

Unter allen Raubbögeln gebührt den Edelfalken (Falcones) die erste Stellung, denn sie zeigen das Gepräge der Raubbögel am vollkommensten.

Ueber die Färbung des Gefieders läßt sich im allgemeinen wenig sagen; doch ist ein liches Blaugrau auf dem Rücken und ein helles Weißgrau, Fahlgelb oder Weiß auf der Unterseite vorwaltend und ebenso ein schwarzer Wangenstreifen, welchen man treffend Bart genannt hat, vielen Falken eigenthümlich. Die Männchen unterscheiden sich bei den echten Edelfalken nur durch geringere Größe von den Weibchen, bei den unechten hingegen auch durch andere Färbung. Die Jungen erhalten die Tracht der Eltern erst im zweiten oder dritten Jahre.

Alle Erdtheile und alle Gegenden beherbergen Edelfalken. Sie finden sich von der Küste des Meeres an bis zu den Hochgebirgen hinauf, vorzugsweise in Waldungen, kaum minder häufig aber auf Felsen und alten Gebäuden, an menschenleeren Orten ebenso wohl, wie in volksbelebten Städten. Jede Art verbreitet sich über einen großen Theil der Erde und wird in andern durch sehr ähnliche ersetzt. Der Wohnkreis der Edelfalken ist ziemlich ausgedehnt, und außerdem wandert oder streicht jede Art weit umher. Viele Arten sind Zugvögel, andere wandern nur, und einzelne endlich sind Strichvögel.

Sämmtliche Edelfalken sind äußerst bewegungsfähige Thiere. Ihr Flug ist sehr ausgezeichnet. Er ist ungemein schnell, anhaltend und im hohen Grade gewandt. Der Falk durchmißt große Strecken mit ungläublicher Raschheit und stürzt sich beim Angriff zuweilen aus bedeutenden Höhen mit solcher Schnelligkeit zum Boden herab, daß das Auge nicht fähig ist, seine Gestalt aufzufassen. Die verschiedenen Arten haben auch einen verschiedenen Flug. Bei den wahren



Edelfalken besteht er aus sehr schnell auf einander folgenden Flügelschlägen, welche nur selten durch ein kurzes gleitendes Schweben unterbrochen werden; bei anderen ist er langsam und mehr schwebend; auch erhalten sich diese durch längere zitternde Bewegung oder „Nütteln“, wie der Vogelkundige zu sagen pflegt, längere Zeit auf einer und derselben Stelle in der Luft, was jene nicht zu thun pflegen. Auf dem Fluge und während der Zeit der Werbung steigen die Edelfalken zu unermeßlichen Höhen empor und schweben dann lange in prächtigen Kreisen hin und her, führen zu eigener Belustigung und Erheiterung des Weibchens förmliche Flugreigen auf. Sonst halten sie gewöhnlich eine Höhe von zwei- bis vierhundert Fuß über dem Boden ein. Im Sitzen nehmen sie eine sehr aufrechte Stellung an, wie die Kürze ihrer Füße es bedingt. Im Gehen tragen sie den Leib wagrecht; sie sind aber höchst ungeschickt auf dem Boden und hüpfen mit abwechselnder Fußbewegung in sonderbarer, unbehilflicher Weise dahin, müssen auch gewöhnlich die Flügel auf zu Hilfe nehmen, um fortzukommen.

Wirbeltiere und zwar vorzugsweise Vögel bilden die Nahrung der Edelfalken, Kerbthiere die hauptsächlichste Speise der unechten. Jene fangen ihre Beute fast regelmäßig im Fluge, und viele sind gar nicht im Stande, einen auf dem Boden sitzenden Vogel wegzunehmen; diese folgen den Kerbthieren zwar ebenfalls fliegend durch die Luft, greifen aber auch laufendes Wild an. Kein einziger Edelfalk nährt sich in der Freiheit von Laß; jeder genießt vielmehr nur selbst erworbene Beute: in der Gefangenschaft freilich zwingt ihn der Hunger, auch todte Thiere anzugehen. Die gefangene Beute wird selten an dem Orte verzehrt, welcher sie lieferte, sondern gewöhnlich einem andern passenden, welcher freie Umschau gewährt, zugebracht, hier erst gerupft, auch theilweise enthäutet und dann verzehrt.

Die Morgen- und die Abendstunden bilden die eigentliche Jagdzeit der Edelfalken. Während des Mittags sitzen sie gewöhnlich mit gefülltem Kropf an einer erhabenen und ruhigen Stelle regungslos und still, mit gestäubtem Gefieder, einem Halbschlummer hingegeben, um zu verdauen. Sie schlafen ziemlich lange, gehen aber erst spät zur Ruhe; einzelne sieht man noch in der Dämmerung jagen.

Geselligkeit ist den Edelfalken zwar nicht fremd, aber doch durchaus kein Bedürfniß. Während des Sommers leben sie paarweise in dem einmal erwähnten Gebiete und dulden hier kein anderes Paar der gleichen Art, ja nicht einmal einen anderen Raubvogel. Während ihrer Reise aber scharen sie sich mit andern derselben Art und mit Verwandten zusammen, und einzelne Arten bilden dann ziemlich bedeutende Schwärme, welche, wie es scheint, wochen- und monatelang zusammenhalten. Gegen Adler und Eulen zeigen aber auch diese Scharen denselben Haß, welchen die einzelnen in ihrer Heimat an den Tag legten. Keiner dieser stärkeren Raubgesellen bleibt unangefochten.

Der Horst der Edelfalken wird am liebsten in passenden Höhlungen steiler Felswände, auf hohen Gebäuden und auf dem Gipfel der höchsten Waldbäume angelegt; doch geben sie sich mit dem Nestbau keine besondere Mühe. Der zusammengetragene Horst ist regelmäßig flach und an der Stelle der Nestmulde nur ein wenig mit feineren Wurzeln ausgekleidet. Das Gelege besteht aus drei bis sieben Eiern, in der Regel auf blaßröthlichbraunem Grunde dicht mit dunkleren feinen Punkten und größeren Flecken derselben Farbe gezeichnet. Das Weibchen brütet allein.

Leider gehören die meisten Edelfalken zu den schädlichsten Thieren unserer Wälder und können deshalb nicht geduldet werden; nicht einmal alle kleineren Arten sind nützliche Thiere, welche Schonung verdienen. Außer den Menschen haben die schönen Vögel wenig Feinde, die schwächeren Arten, wenn sie erwachsen sind, solche wohl nur in den größeren Verwandten.

Dagegen sind die Edelfalken seit altersgrauer Zeit von den Menschen benutzt worden und werden es in mehreren Ländern Asiens und Afrikas noch heutigen Tages. Sie sind die Falken unserer Dichter, diejenigen, welche zur Baije abgerichtet worden.

„Die Kunst, Falken zur Baije abzurichten“, berichtet Lenz, „ist uralte. Schon ums Jahr 400 v. Chr. fand sie Ktesias bei den Indern; ums Jahr 75 n. Chr. jagten die Thracier mit Falken; ums Jahr 330 n. Chr. nennt Julius Firmicus Maternus aus Sicilien *nutritores accipitrum, falconum ceterarumque avium, quae ad aucupia pertinent*. — Ums Jahr 480 n. Chr. muß die Falkenbaije von Römern noch wenig betrieben worden sein, denn Sidonius Apollinaris rühmt in jener Zeit des römischen Kaisers Avitus Sohn Hedicius, daß er der Erste gewesen, der in seiner Gegend die Falkenbaije eingeführt. — Bald darauf verbreitete sich aber die Liebhaberei dafür schon so weit, daß Jagdfalken und Jagdhunde im Jahre 506 auf der Kirchenversammlung zu Agda den Geistlichen verboten wurden. Dieses Verbot half nichts und wurde eben so vergeblich im Jahre 517 zu Epäon und 585 zu Mäcon

wiederholt. — Im achten Jahrhundert schrieb König Ethelbert an Bonifaz, Erzbischof zu Mainz, um ein paar Falken, mit welchen Kraniche gebaitzt werden sollten. — Um's Jahr 800 gab Karl der Große über die zur Jagd abgerichteten Habichte, Falken und Sperber folgendes Gesetz, welches später ins Deutsche übersetzt also lautet: „Wer einen Habicht stilet oder bahet der den Kranich bahet der soll im einen als güthen geben als vener was und sechs Schilling und drei Schilling um einen Walden der die Vogel bahet in den Lüfften. — Wer einen Sperber oder ander Vogel die auf der Hand treht, wer die stilt oder schlecht der geb einen als güthen als vener was und einen schilling.“ — Kaiser Friedrich Barbarossa richtete selbst Falken, Pferde und Hunde ab. — Darauf hielt sich, wie Vandollus erzählt, Rahnald, Markgraf zu Este, Sohn des Barthold, mit großen Kosten gegen 150 Jagdfalken. — Kaiser Heinrich VI., Sohn Friedrich Barbarossa's, war, wie Collenuccio schreibt, ebenfalls ein großer Liebhaber der Falkonierkunst. — Kaiser Friedrich II. war selbst der geschickteste und leidenschaftlichste Falkonier seiner Zeit und schrieb ein Buch *de arte venandi cum avibus*, welches aber erst im Jahre 1596, und zwar zu Augsburg, gedruckt ward. Die Handschrift war mit Anmerkungen von Friedrichs Sohn, Manfred, König von Sicilien, versehen. — Philipp August, König von Frankreich, dem bei der Belagerung von Akkon ein wunderschöner Falk wegslog, bot den Türken für dessen Rückgabe vergeblich tausend Goldstücke. — Um's Jahr 1270 schrieb Demetrius, wahrscheinlich Arzt des griechischen Kaisers Michael Paläologus, in griechischer Sprache ein Buch über die Falknerei; es wurde im Jahre 1612 zu Paris gedruckt. — Ueber die Begeisterung, mit welcher auch die Damen jener Zeiten die Falknerei trieben, gibt *de la Curne de Sainte Palaye*, Paris 1759, Auskunft. — In Preußen errichtete der Hochmeister Konrad von Jungingen im Jahre 1396 eine eigne Falkenschule. — Eduard III. von England setzte den Tod auf den Diebstahl eines Habichts und eines Jaden, der ein Habichtsnest ausnahm, auf ein Jahr und einen Tag ins Gefängniß setzen. — Als Bajazet in der Schlacht bei Nikopolis im Jahr 1396 den Herzog von Nevers und viele französische Edelleute gefangen genommen, schlug er jedes für dieselben gebotne Lösegeld aus. Als ihm aber statt des Geldes zwölf weiße Falken, welche der Herzog von Burgund schickte, geboten wurden, gab er dafür sogleich den Herzog und alle gefangenen Franzosen frei. — Franz I. von Frankreich hatte einen Oberfalkenmeister, unter welchem 15 Edelleute und 50 Falkoniere standen. Die Zahl seiner Falken betrug 300. — Kaiser Karl V. übergab die Insel Malta den Johannitern unter der Bedingung zur Lehn, daß sie jährlich einen weißen Falken liefern sollten. — Nachdem den Geistlichen die Falknerei endlich erfolgreich verboten war, behaupteten doch die Barone das Recht, ihre Falken während des Gottesdienstes auf den Altar zu setzen.“

„Landgraf Ludwig IV. von Hessen“, so berichtet Dr. Vandau nach alten Urkunden, „verbot am Mai 1577 das Ausnehmen der Falkennester und das Wegfangen der Falken bei strenger Strafe. Man hat auch noch einen Brief vom 18. November 1629, an Landgraf Wilhelm V. von Hessen gerichtet, worin beschrieben ist, wie man zur Einübung der Falken Reihern auf jeder Schnabelspitze ein Holunderröhrchen befestigt hat, damit sie die Falken nicht durch Schnabelstöße beschädigen könnten u. a. m.“

„Seit Jahrhunderten besteht die beste und jetzt noch die einzige Falkonierschule Europas in dem Dorfe Falkenwerth in Flandern. Die an Ort und Stelle gefangenen Falken reichten früherhin für den Bedarf durchaus nicht hin; daher gingen die Leute bis Norwegen und Island auf den Fang, und namentlich lieferte die genannte Insel die besten Baitzvögel. — Auch in Pommern haben die holländischen Falkoniere früherhin in manchen Jahren über hundert gefangen.“

„In Falkenwerth sind noch jetzt mehrere Leute, die den Fang und die Abrichtung der Falken eifrig betreiben. Der Ort liegt auf einer ganz freien Heide und begünstigt daher das Geschäft sehr. Im Herbst werden die Falken gefangen; man behält in der Regel nur die Weibchen, und zwar am liebsten die vom selbigen Jahre, weil diese am besten sind; die zweijährigen sind auch noch brauchbar; ältere läßt man aber wieder fliegen. Der Fang ist so eingerichtet: Der Falkonier sitzt gut verborgen auf freiem Felde, und von ihm aus geht ein etwa 100 Schritt langer Faden, an dessen Ende eine lebende Taube befestigt ist, welche übrigens frei auf der Erde sitzt. Etwa 40 Schritt vom Falkonier geht der genannte Faden durch einen Ring, und neben diesem Ring liegt ein Schlagnetzchen, von welchem ebenfalls ein Faden bis zum Falkonier geht. Ist ein Falk im Anzuge, so wird der Taube mit dem Faden ein Rück gegeben, wodurch sie emporsieht, den Falken anlockt und von ihm in der Luft ergriffen wird. In dem Augenblicke, wo dies geschieht, zieht der Falkonier die Taube und mit ihr den sie krampfhaft festhaltenden Falken allmählich bis zu dem Ringe, wo plötzlich das Schlagnetz beide bedeckt. Der frisch gefangene Falk muß regelmäßig drei Tage hungern, und wird während der





Jagdfalle.



Zeit und späterhin so viel als möglich verkappt auf der Hand getragen. Schlaflosigkeit wird nicht angewendet. Bis zum Frühjahr muß der Falk gut dressirt sein, und alsdann reisen die Falkenwerther Falkeniere nach England zum Herzog von Bedford, dem sie sich und ihre Falken auf eine bestimmte Zeit vermietthen. Bei den Jagden brechen sie nicht selten, weil über Stod und Stein nachgesprengt und dabei nach oben gequakt werden muß, Hals und Bein. Ein gewöhnlicher Falk dient kaum drei Jahre.“

„In achtzehnten Jahrhundert ist die Falkenbaize allmählich aus der Mode gekommen; übrigens hat sie sich doch noch hier und da erhalten, wie zu Bedford in England beim Herzog von Bedford; zu Dablington-Hall in der Grafschaft Norfolk beim Lord Barnars und im Loo, einem Landgut des Königs von Holland, ist ums Jahr 1847 fleißig mit Falken gejagt worden.“

„Die zur Falkenjagd gehörigen Geräthschaften sind: Eine lederne Haube, die so eingerichtet ist, daß sie die Scher nicht drückt; eine Kurzfessel und eine Langfessel, beide aus Riemen, die letztere gegen fünf Fuß lang; sie werden an dem Geschüh, das heißt der ledernen Fußumkleidung, des Baizvogels befestigt. Das Federpiel ist ein mit ein Paar Vogelstügeln besetzter eirunder Körper, der dazu dient, den Falken, der ihn von weitem für einen Vogel hält, wieder anzuloden. Starke Handschuhe müssen die Hände des Falkeniers vor den Krallen des Falken sichern. — Sobald die Abrichtung beginnen soll, wird der Vogel verkappt, angefesselt, und muß 24 Stunden hungern, worauf er auf die Faust genommen, abgekappt und mit einem Vogel traktirt wird. Will er nicht kröpfen (fressen), so wird er wieder verkappt und erst nach 24 Stunden wieder vorgekommen, und sollte er auch fünf Tage lang auf der Faust nicht freiwillig kröpfen wollen, so wird er unbarmherzig jedesmal wieder verkappt und hungrig angefesselt. Je öfter er übrigens während dieser Zeit abgekappt und auf der Faust getragen wird, desto eher wird er zahm werden und freiwillig auf der Faust kröpfen. — Ist er so weit, so beginnen nun die eigentlichen Verrübungen, vor deren jeder er erst lange abgekappt auf der Faust getragen und nach jeder verkappt angefesselt wird, damit er das Vorgetragene in Ruhe einstudiren kann. Die ersten bestehen darin, daß der Vogel abgekappt auf eine Stuhllehne gesetzt wird und von da, um zu kröpfen, auf die Faust des Falkeniers erst hüpfen, später immer weiter fliegen muß; dasselbe wird dann im Freien wiederholt, wobei er aber durch einen langen, an der Langfessel angebrachten Faden am Entweichen gehindert wird; der Falkenier steht übrigens so, daß der Vogel gegen den Wind fliegen muß, da er, wie alle Vögel, nicht gern mit dem Winde zieht. — Macht er nun seine Sachen soweit gut, so wird er des Abends verkappt in einen schwebenden Reif gesetzt und die ganze Nacht hindurch geschaukelt, so daß er gar nicht schlafen kann; am folgenden Morgen werden die früheren Uebungen wiederholt, er bekommt auf der Faust zu kröpfen, wird dann bis zum Abend getragen und dann wieder die ganze Nacht im Reife geschaukelt; ebenso wird am dritten Tage und in der dritten Nacht verfahren; am vierten Tage wird wieder Alles wiederholt und ihm nun erst nächtliche Ruhe gegönnt. — Am folgenden Tage wird er ohne Bindfaden, nur mit Beibehaltung der Langfessel, frei auf den Boden gesetzt, und muß, um zu kröpfen, auf die Faust fliegen; fliegt er an dieser vorbei, so geht man ihm nach und lockt ihn so lange, bis er doch endlich kommt. Diese Uebung wird nun oft im Freien wiederholt, auch der Vogel gewöhnt, dem zu Pferde sitzenden Jäger auf die Faust zu fliegen, und weder Menschen noch Hunde zu scheuen. — Jetzt kommen die eigentlichen Verrübungen zur Baize selbst: man wirft eine todte Taube in die Luft, läßt den am langen Bindfaden gehaltenen Vogel nachschießen und das erstemal ein wenig davon kröpfen, späterhin aber wird ihm die Taube immer gleich abgenommen und er bekommt auf der Faust etwas zu kröpfen. Dieselbe Uebung wird an den folgenden Tagen mit lebenden Vögeln, deren Schwingen verstußt sind, wiederholt; darauf sucht man mit dem Hühnerhunde Rebhühner, wo möglich ein einzelnes, auf, kappt den Vogel, sobald es auffliegt, schnell ab und läßt ihn nachschießen. Sollte er fehlstoßen, so lockt man ihn mit einer lebenden Taube, deren Schwingen verstußt sind, oder mit dem Federspiele zurück. — Um ihn zu gewöhnen, auch stärkere Vögel, wie z. B. Reiher und Kraniche, anzugreifen, übt man ihn erst an jungen Vögeln der Art, oder alten, deren Schwingen verstußt sind und deren Schnabel in einem Futteral steckt; auch läßt man ihn anfangs, wo möglich, in Gesellschaft eines guten alten Falken daran. Den zu dieser Uebung bestimmten Reihern und Kranichen macht man, damit sie nicht so leicht erwirgt werden, ein Futteral von weichem Leder um den Hals. Dem Reiher suchen die Falken, rasch emporsteigend, die Höhe abzugewinnen, um von oben auf ihn zu stoßen; der Reiher hingegen sucht seinerseits auch immer höher zu steigen und streckt mit erstaunlicher Schnelligkeit den stoßenden Feinden die scharfe Spitze seines Schnabels entgegen, um sie zu spießen. Endlich wird er gepackt und stürzt mit ihnen aus der Höhe herab. Die herbeieilenden Jäger machen schnell die Falken los,



reichen ihnen zur Belohnung einen guten Fraß, und berauben den Reiher seiner schönsten Federn. Es wird ihm dann ein metallener Ring um den Fuß gelegt, auf welchem die Jahreszahl und der Ort des Fanges eingegraben ist, und darauf die Freiheit geschenkt. Manche Reiher sind öfters, oft nach langen Jahren wieder, gebaißt und so mit mehreren Ringen geziert worden. — Soll ein Falk gut auf Hasen stoßen, wozu man sich hauptsächlich des Habichts bedient, so stopft man einen Hasenbalg gut aus, läßt den Falken mehrmals darauf seine Mahlzeit verzehren, bindet dann Fleisch daran und läßt den ausgestopften, auf Nädern stehenden Hasen von einem Manne erst langsam, dann schnell auf einem Boden hinziehen, spannt auch endlich gar ein flinkes Pferd davor, jagt mit dem Hasen fort und läßt den Falken hinterdrein. — Zur Falkenjagd gehört eine ebene, walddlose Gegend.“

„Am großartigsten ist von jeher die Falkenjagd in Mittelasien getrieben worden: „Im März“, sagt Marco Polo ums Jahr 1290, „pflegt Kublai Khan Kambalu zu verlassen; er nimmt dann eine Zahl von etwa 10,000 Falkonieren und Vogelstellern mit sich. Diese werden in Abtheilungen von 2 bis 300 Mann im Lande vertheilt, und was von ihnen erlegt wird, muß dem Khan abgeliefert werden.“ Ritter Tavernier, welcher sich viele Jahre in Persien aufgehalten, erzählt (im Jahr 1681) wie folgt: „Der König von Persien hält sich über 800 Falken, wovon die einen auf wilde Schweine, wilde Esel, Antilopen, Füchse, die andern auf Kraniche, Reiher, Gänse, Feldhühner dressirt sind.“ Daß man auch in neuer Zeit die Falkenjagd in Persien noch nicht aufgegeben hat, erfährt man aus John Malcolms 1827 erschienenen Skizzen von Persien. „Man jagt“, so erzählt er, „zu Pferd, mit Falken und Windhunden. Ist eine Antilope aufgetrieben, so schießt sie mit der Schnelle des Windes. Man läßt Hunde und Falken los. Die letzteren fliegen nahe am Boden hin, erreichen das Wild bald, stoßen gegen dessen Kopf, halten es auf, die Hunde kommen indessen herbei und packen es. In neuester Zeit hat in Asien G. v. Hügel zwischen Lahore und Kaschmir den Raja von Bajauri mit Falken Rebhühner jagen sehen. Murawiew fand im Jahr 1820 in Chirwa überall abgerichtete Falken; sie wurden auch auf wilde Ziegen losgelassen. Erman fand 1828 bei den Baschkiren und Kirgisen zur Hasenjagd abgerichtete Falken und auf Füchse und Wölfe abgerichtete Adler. Auch Eversmann traf im Jahr 1852 bei den Baschkiren abgerichtete Steinadler, Königsadler, Habichte, Sperber. Atkinson hat den Kirgisenfultan Beck gezeichnet, wie er seinen Lieblingsjagdadler füttert.“

Gegenwärtig wird die Falkenjagd noch von den Beduinen der Sahara, welche unter den Arabern überhaupt unsern Adel vertreten, von den Persern und von den Indiern eifrig betrieben.

„Fast noch höher als der Wanderfalk“, sagt Jordan, „wird von den Indiern der Schahin oder königliche Falk (*Falco peregrinator*) geschätzt; ihn hält man für den vorzüglichsten von allen. Dieser Falk wird besonders für die Jagd abgerichtet, welche in der Falkoniersprache „auf stehendes Wild“ genannt wird, d. h. er wird nicht von der Hand nach der Beute geworfen, sondern schwebt hoch in der Luft und beschreift über dem Falkonier so lange seine Kreise, bis das zu jagende Wild aufgeschreckt ist. Dann stürzt er mit erstaunlicher Eile hernieder und auf das erschreckte Thier los.“

Die edelsten Glieder der Familie sind die Jagdfalken (*Hierofalco*), Bewohner des hohen Nordens der Erde. Es kennzeichnet sie ihre sehr bedeutende Größe, der verhältnißmäßig starke, in scharfem Bogen gekrümmte Schnabel, die bis zu zwei Drittel der Länge befiederten Fußwurzeln und der im Vergleich zu den Flügeln lange Schwanz. Man unterscheidet drei Arten desselben, nämlich den Jagd-, den Polar- und den Gierfalken.

Das Gefieder des alten Jagdfalken (*Hierofalco candicans*) ist auf reinweißem Grunde überall mit dunklen Längsflecken gezeichnet, während bei dem Polarfalken (*Hierofalco arcticus*) die dunkle Zeichnung durch Quersflecke bewirkt wird. Im hohen Alter werden, wie es scheint, beide Falken auf der Unterseite reinweiß, und auch die dunkeln Flecken auf dem Rücken schmelzen auf sehr geringe Größe zusammen. Beide Falken sind im Alter herrliche Geschöpfe, selbstverständlich umsomehr, je weißer sie sind. Das von einem nackten grünlichgelben Ringe umgebene Auge ist braun. Der Schnabel ist bei alten Vögeln gilblichblau, dunkler an der Spitze, gelb auf der Wachshaut, der Fuß im Alter strohgelb, in der Jugend blau. Der Gierfalk (*Hierofalco Gyrfalco*) hingegen ist in allen Kleidern auf seiner Oberseite dunkel gefärbt. Seine Oberseite ist dunkelgraublau, auf dem Rücken und Mantel schwarz gebändert, auf dem Schwanz lichtergraublau, dunkler gebändert, auf den Schwingen braunschwarz. Die grauliche oder gilblichweiße Unterseite ist mit dunklen Längsflecken gezeichnet, welche auf den Seiten und auf den Hosen sich in Quersflecken verwandeln. Die Größenverhältnisse aller drei

Jagdfalken sind fast genau dieselben; die Länge des Weibchens beträgt 1 Fuß 11 Zoll, die Breite 4 Fuß. Man nimmt an, daß der Jagdfalk hauptsächlich auf Island, der Polarfalk vorzugsweise auf Grönland lebt, hat aber bereits erfahren, daß beide Arten hier wie da als Brutvögel vorkommen. Der Gierfalk hingegen lebt im Norden Scandinaviens, im nördlichen Rußland und in Sibirien.

Die Jagdfalken bewohnen in den nördlichen Ländern vorzugsweise steile Seeküsten, auf deren Felswänden sie sich ansiedeln, ohne jedoch den Wald gänzlich zu meiden. Doch kann man sie nicht in dem Grade wie andere Falken als Waldvögel bezeichnen. Am liebsten siedeln sie sich in der Nähe der Vogelberge an, da, wo während des Sommers Hunderttausende und Millionen von Seevögeln sich vereinigen, um zu brüten.

Jedes Paar hält an dem einmal gewählten Wohnsitz mit großer Zähigkeit fest und wird, wenn es von demselben vertrieben wurde, sehr bald durch ein anderes ersetzt. Gewisse günstige Felswände in Lappland beherbergen Gierfalken seit Menschengedenken. In ihrem Betragen und Wesen haben die Jagdfalken mit ihrem deutschen Vertreter, dem Wanderfalken, die größte Ähnlichkeit. Man kann höchstens sagen, daß ihr Flug nicht so schnell und ihre Stimme tiefer ist, als bei diesen.

Seevögel im Sommer und Schneehühner im Winter bilden die Nahrung der Jagdfalken; außerdem sollen sie Hasen anfallen und monatelang von Eichhörnchen leben. Sie sind ein fürchterlicher Feind des von ihnen bedrohten Geflügels und der Schrecken aller Bewohner der Vogelberge. Ein Beobachter erzählt, daß er gesehen habe, wie ein Polarfalk zwei junge dreizehige Möven auf einmal in seine Fänge nahm, eine in jede seiner Klauen und auf gleiche Weise zwei Meerstrandläufer erbeutete, und ein anderer fand einen von ihm bestiegenen Horst reichlich mit Nuntzen, Alken und Lunden und dreizehigen Möven versehen. Außer den Seevögeln werden die brütenden Jagdfalken auch den Tauben gefährlich.

Nach der Brutzeit kommen die Jagdfalken oft den menschlichen Wohnungen nahe. Sie zeigen überhaupt wenig Scheu und lassen sich sogar herbeiloden, wenn man ein Schneehuhn oder einen andern Vogel wiederholt aufwirft. Im Winter verlassen sie die Seeküsten und folgen dem Gange des Schneehuhns auf den Bergen. Dieses fürchtet den Jagdfalken, seinen fürchterlichsten Feind, in so hohem Grade, daß es sich bei seinem Anblick mit reißender Schnelligkeit und größter Gewalt auf den Schnee stürzt und sich so eilig als möglich in ihm vergräbt.

Der Horst des Jagdfalken steht in der Höhle einer unzugänglichen Felswand, nahe am Meere und ist groß und flach. Gewöhnlich bemächtigt sich der Gierfalk eines Rabennestes, welches er vorfindet oder aus dem er den rechtmäßigen Inhaber mit Gewalt vertreibt. Ueber den Beginn des Brutgeschäfts schwanken die Angaben zwischen April und Juni. Die Eier der drei Jagdfalken unterscheiden sich nur durch die verschiedene Größe und das etwas gröbere oder feinere Korn. Ein Ei, welches von einem dieser nördlichen Falken herrührte, war auf gelblichweißem Grunde röthelroth marmorirt, gestreift und gepunktet.

In früheren Jahren sandte die dänische Regierung alljährlich ein besonderes Schiff, welches das Falkenschiff genannt wurde, nach Island, um von dort Edelfalken zu holen. Gegenwärtig kommen lebende noch alljährlich nach Kopenhagen. In Lappland oder in Scandinavien überhaupt scheint Niemand sich auf den Falkensfang zu legen. In Island und Grönland hingegen, wo die Jagdfalken häufiger sind und im Winter regelmäßig den Wohnungen sich nähern, stellt man ihnen ziemlich rücksichtslos nach, und in ganz Nordasien werden sie noch heutigen Tages für die Baije gefangen.

Die Wanderfalken (*Falco*) stehen den Edelfalken am nächsten. Sie unterscheiden sich von ihnen durch geringere Größe, verhältnißmäßig kleineren und stärker gebogenen Schnabel, die minder weit befiederten Fußwurzel und einen im Verhältniß zu den Flügeln kürzeren Schwanz.

Unser Wanderfalk (*Falco peregrinus*), sonst auch wohl Berg-, Wald-, Stein-, Baij-, Kohl-, Blau-, Tannen-, Schwarz-, Tauben-, Stoßer u. s. w. genannt, das bekannteste Mitglied dieser Sippe, ist als alter Vogel auf dem ganzen Oberkörper hell-schiefergrau, mit dunkelschieferfarbigen, dreieckigen Flecken, welche eine bandartige Zeichnung hervorbringen. Die Stirn ist grau, der Schwanz hellaschgrau gebändert und an der Spitze der Steuerfedern gelblich gesäumt; die Schwingen sind schiefer-schwarz, auf der innern Fahne mit roßgelben, bänderartigen Flecken besetzt. Die Kehle, welche durch schwarze Badenstriche eingefast wird, ist wie die Oberbrust weißgelb. Die Unterbrust und der Bauch sind lehmrothlichgelb; erstere ist braungelb gestrichelt und durch rundlich-herzförmige Flecken gezeichnet, der Bauch durch dunklere Quersflecken, welche namentlich am Unterleib und auf den Hüften hervortreten, gebändert.



Der Wanderfalk (*Falco peregrinus*).

Im Leben liegt ein graulicher Duft auf dem Gefieder. Das Weibchen zeigt gewöhnlich frischere Farben als das Männchen. Die Iris ist dunkelbraun, die Wachshaut, der Mundwinkel und die nackte Stelle ums Auge sind gelb, der übrige Schnabel ist hellblau, an der Spitze schwarz, der Fuß gelb. Das alte Männchen wird 16 bis 18 Zoll lang und 36 bis 40 Zoll breit, das bedeutend größere Weibchen hingegen 18 bis 21 Zoll lang und 42 bis 46 Zoll breit; der Schwanz  $6\frac{1}{2}$  bis  $7\frac{1}{2}$  Zoll.

Der Wanderfalk verdient seinen Namen. Er streift fast in der ganzen Welt umher. Seine Heimat erstreckt sich von Nordostasien an bis zum westlichen Europa, und es fragt sich noch sehr, ob der in Amerika ihn vertretende Falk von ihm als Art verschieden ist, oder nicht. Nach Süden hin reicht er als Brutvogel bis zur nördlichen Küste des Mittelmeers. Er wandert aber allwinterlich nach Afrika hinüber, bis in das tiefe Innere; ja, er soll selbst am Vorgebirge der guten Hoffnung vorgekommen sein. Ebenso regelmäßig als in Nordafrika erscheint er in Indien. Seiner ungeheuren Flugfähigkeit sind Reisen von hundert und mehr Meilen gewissermaßen ein Spazierflug.

Bei uns zu Lande bewohnt der Wanderfalk große Waldungen, am liebsten solche, in deren Mitte steile Felswände sich erheben. Ebenso häufig trifft man ihn im waldlosen Gebirge, und gar nicht selten endlich sieht man ihn inmitten großer, volkreicher Städte. So hat man ihn monatelang in Leipzig beobachtet und auf dem Stephansthurm in Wien und auf der Petri-



kirche in Hamburg gewissermaßen als Standvogel kennen gelernt. Besonders günstige Verhältnisse, namentlich unersteigliche Felsenwände, beherbergen ihn mit derselben Regelmäßigkeit, wie die nordischen Vogelberge den Jagdfalken. So trägt der Falkenstein im Thüringerwalde seinen Namen mit Fug und Recht; denn auf ihm horstet ein Wanderfalkenpaar seit Menschengedenken.

Der Wanderfalk ist ein muthiger, starker und äußerst gewandter Vogel; sein kräftiger Körperbau und sein blitzendes Auge bekrunden dies auf den ersten Anblick. Seine Stimme ist stark und volltönend, wie die Silben: Kjal, kjal! oder Kajak, kajak!

Es scheint, daß er nur Vögel frißt und er ist der Schrecken aller gefiederten Geschöpfe, von der Wildgans an bis zur Lerche herab.

Alle Vögel, welche der Wanderfalk angreift, kennen ihn sehr wohl und suchen sich vor allen Dingen vor ihm zu retten. Nicht einmal die muthigen Krähen verfolgen ihn, sondern fliegen so eilig als möglich, sobald sie ihn erblicken. Er erwürgt die ergriffene Beute gewöhnlich schon in der Luft, sehr schwere Vögel aber, welche er nicht fortschleppen kann, wie Waldhühner und Wildgänse, auf dem Boden, nachdem er sie so lange gequält, bis sie mit ihm zur Erde herabstürzen. Bei Verfolgung seiner Beute fliegt er so fabelhaft schnell, daß man alle Schätzungen der Geschwindigkeit verliert. Man hört ein Brausen und sieht einen Gegenstand durch die Luft herniederstürzen, ist aber nicht im Stande, in demselben einen Falken zu erkennen. Diese Zähsheit des Angriffs ist wohl auch die Ursache, daß der Falk nur selten auf sitzende Vögel stößt. Er kommt in Gefahr, sich selbst zu zerschmettern, und man kennt wirklich Beispiele, daß er durch Anstoßen an Baumzweige beim Herabschießen betäubt und selbst getödtet worden ist, ja Pallas berichtet, daß er zuweilen, wenn er Enten verfolgt, im Wasser verunglückt: sein Stoß ist so mächtig, daß er tief unter die Oberfläche des Wassers geräth und ertrinken muß. Höchst selten greift er fehl; überhaupt fängt er mit spielender Leichtigkeit. Die gemachte Beute wird dann von ihm einer freien Stelle zugetragen und hier verzehrt, bloß größere Vögel werden da angefrissen, wo sie getödtet wurden. Vor dem Kröpfen rupft er wenigstens eine Stelle des Leibes vom Gefieder kahl. Kleinere Vögel verschlingt er mitsammt dem Eingeweide, während er letzteres bei größeren verschmäht.

Am liebsten horstet der Wanderfalk in Höhlungen, an steilen Felsenwänden, welche schwer oder nicht zu ersteigen sind, im Nothfall aber auch auf hohen Waldbäumen und dann vorzugsweise in einem verlassenem oder gewaltsam in Besitz genommenem Krähenneste. Der Horst selbst ist lichter gebaut und mit etwas Reisern und Genist ausgekleidet. Ende März oder Anfangs Juni findet man das vollständige Gelege, drei, höchstens vier rundliche, auf gelbröthlichem Grunde braun gefleckte Eier.

Der Wanderfalk ist bei uns zu Lande nicht zu dulden; denn der Schaden, welchen er anrichtet, ist sehr beträchtlich. Wenn der stolze Räuber nur zu eigenem Bedarf Beute machen wollte, könnte man ihn vielleicht gewähren lassen, er aber muß für eine zahlreiche Sippschaft anderer Raubvögel sorgen. Es ist eine auffallende Thatsache, daß alle Edelfalken, wenn sie sich angegriffen sehen, die eben gemachte Beute wieder wegwerfen. Dieß wissen die Bettler unter den Raubvögeln sehr genau. „Da sitzen die trägen und ungeschickten Gefellen“, sagt Raumann, „auf den Grenzsteinen oder Feldhügeln, geben genau auf den Falken Acht, und sobald sie sehen, daß er Etwas gefangen hat, fliegen sie eiligst herbei und nehmen ihm ohne Umstände seine Beute weg. Der sonst so muthige, kühne Falk läßt, wenn er den unbetenen Gast ankommen sieht, seine Beute liegen, schwingt sich mit wiederholt ausgestoßenem „Kjal kjal“ in die Höhe und eilt davon. Ja sogar dem feigen Gabelweih, welchen eine behetzte Gluckhenne von ihren Küchlein abzuhalten im Stande ist, überläßt er seine Beute.“

Solchem Schaden gegenüber kann von Nutzen, welchen der Falk stiftet, nicht gesprochen werden. Doch erfreut das stolze Thier jeden Kundigen während seines Freilebens und nicht minder in der Gefangenschaft. Bei einigermaßen sorgfältiger Pflege hält er sich lange Jahre im Käfig und nimmt hier mit allerlei frischem Fleisch vorlieb; er verlangt nur genug.

In Asien und Afrika leben mehrere Verwandte unseres Wanderfalken im allgemeinen unter denselben Umständen und in derselben Weise wie er. Unter diesen ist der rothhälsige Falk (*Falco ruficollis*) der kleinste, vielleicht jedoch der schönste aller Edelfalken überhaupt. In Indien hat er einen ihm täuschend ähnlichen Verwandten, den Turumbi (*Falco Chiquera*).

Unser Baumfalk (*Hypotriorchis subbuteo*) gibt an Gewandtheit und Adel den bisher genannten Edelfalken wenig nach. Man hat ihn auch Weißbäcken, Lerkensstoßer, Hecht-, Schmerl- und Stoßfalken genannt; er ist 12 Zoll lang und 30 Zoll breit; der Schwanz mißt 6 Zoll. Das Weibchen ist etwas größer. Die ganze Oberseite ist blauschwarz, der Kopf



Der Baumfalk (*Hypotriorchis subbuteo*).

graulich, der Nacken weißfleckig; die Schwingen sind schwärzlich, rostgelb gefantet. Die Schwanzfedern sind oben schieferblau, unten graulich, auf der Innenfahne durch acht rostgelbrothe Quersflecken geziert, welche sich zu Binden vereinigen, den beiden mittelsten Federn aber ganz fehlen. Die Unterseite ist auf weißem oder gelblichweißem Grunde vom Kopf an mit schwarzen Längsflecken besetzt; die Hofen, die Unterchwanzdeckfedern sind schön rostroth; die Bartstriche treten deutlich hervor. Das Auge ist dunkelbraun, der nackte Ring um dasselbe, die Wachshaut und die Füße sind gelb, der Schnabel ist an der Spitze dunkel-, an der Wurzel hellblau.

Ganz Europa von Nordschweden an und das gemäßigte Asien beherbergen diese schnellsten unserer Edelfalken; Feldhölzer und namentlich Laubwälder bevorzugt er allen andern Vertikalfeiten; in tieferen Waldungen wird er nur auf dem Zuge bemerkt. Er ist bei uns ein Sommervogel, welcher uns im September und Oktober regelmäßig verläßt und im April wieder zurückkehrt.

In seinem Betragen zeichnet sich der Baumfalk in mancher Hinsicht vor anderen Edelfalken aus. Er ist ein äußerst munterer, lecker und gewandter Raubvogel, der sich in der Schnelligkeit seines Fluges mit jedem andern messen kann. Sein Flug hat viel Schwalbenartiges. Er hält wie die Schwalben die Flügel meist etwas sichelförmig, bewegt sie oft, führt aber auch

schwebend die schönsten Schwankungen mit der größten Leichtigkeit aus. Auf den Boden setzt er sich selten, viel lieber auf Bäume. Seinen Raub jedoch verzehrt er nur auf der flachen Erde. Die Stimme des Baumfalken ist ein helles und angenehm klingendes „Gäth gäth, gäth“, welches oft und schnell wiederholt wird. Während der Brutzeit vernimmt man ein helles „Gick“.

Der Baumfalk ist immer scheu und vorsichtig, bäumt deshalb zum Schlafen erst auf, wenn die Dunkelheit vollständig eingebrochen ist und weicht jedem Menschen fast ängstlich aus. Sein ganzes Gebahren deutet auf hohen Verstand. Er ist der Schrecken der Feldlerchen, verschmäht aber auch andere Vögel keineswegs und wird selbst den schnellen Schwalben gefährlich. Er fliegt gewöhnlich niedrig und schnell über der Erde hin. Wenn ihn im Frühlinge die Lerchen von weitem erblicken, so schwingen sie sich schnell in die Luft zu einer Höhe hinauf, daß sie das menschliche Auge kaum erreichen kann und trillern eifrig ihr Liedchen, wohlbewußt, daß er ihnen in der Höhe nicht schaden kann, weil er, wie der vorhergehende, allemal von oben herab auf seinen Raub stößt, und sie daher, wenn sie einmal in einer so beträchtlichen Höhe sind, niemals angreift. Es würde ihn, wenn er sie dann übersteigen wollte, zuviel Mühe und Anstrengung kosten. Die Schwalben machen bei seiner Ankunft einen großen Lärm, sammeln sich in einen Schwarm und schwingen sich gierend in die Höhe. Auf die einzeln niedrig fliegenden macht er Jagd und fängt sie, auf dem Freien, auf vier bis zehn Stöße; stößt er aber öfter fehl, so wird er müde und zieht ab.

Der Horst steht in Felshölzern und auf hohen Bäumen. Das Gelege ist im Juli vollzählig; es enthält drei bis fünf länglich runde Eier, welche auf grauweißem, zuweilen grünlichen Grunde hellere und rothbraune Flecken zeigen.

Auch der Baumfalk richtet nicht unbedeutenden Schaden an. Lenz rechnet ihm nach, daß er jährlich mindestens 1095 kleine Vögel vertilgt. Dafür wurde er früher als Baizvogel genützt und hoch geschätzt und ist heute noch der liebenswürdigste Hausgenosse, welchen wir aus dieser Familie gewinnen können. „Ich habe“, sagt Brehm d. V., „nie einen Vogel gehabt, welcher mir mehr Freude gemacht hätte, als mein zahmer Baumfalk. Wenn ich vor dem Stalle, in welchem er gehalten wurde, vorüberging, schrie er, noch ehe er mich sah, kam nach der Thüre geflogen, nahm mir einen Vogel ab und verzehrte ihn. Ging ich in den Stall, so setzte er sich mir auf die Hand, ließ sich streicheln und sah mich dabei mit treuherzigen Blicken an. Trug ich ihn in die Stube und setzte ihn auf den Tisch, so blieb er hier ruhig sitzen, verzehrte auch wohl in der Gegenwart fremder Personen einen ihm dargereichten Vogel mit der größten Behaglichkeit. Wenn man ihn neckte oder ihm den Raub abnehmen wollte, zwickte er mit dem Schnabel, verwundete aber nie mit den Fängen. Jedermann, welcher diesen Falken sah, hatte ihn gern und freute sich, ihn zu lieblosen. Niemand wird es bereuen, einen Baumfalken gefangen zu halten. Er kennt seinen Herrn, weiß dessen Liebe zu schätzen und scheint ihm durch seinen Blick dafür zu danken.“

\*

In Neuhollland leben Falken, welche den Uebergang von den echten zu den unechten Edelfalken zu vermitteln scheinen. Einer dieser ist der Berigora (*Jeracidea Berigora*). Er besitzt die Gestalt und den Schnabel der bisher genannten Falken, aber minder kräftige Flügel. Die Länge des Männchens beträgt 16 Zoll; das Weibchen ist größer; die Färbung ist vorherrschend braun. Er verbreitet sich über Vandiewensland und Neusüdwaes, lebt während der Brutzeit paarweise, sammelt sich aber, angelockt durch Kerbthiere, oft zu Hunderten und macht sich dann sehr nützlich. In seinem Wesen ähnelt er dem Thurmfalken.

Unser Thurmfalk und zwei seiner europäischen Verwandten mögen uns mit den sogenannten unechten d. h. weniger raubfähigen Edelfalken bekannt machen. Der Thurmfalk, Mauer-, Kirch-, Roth-, Mäuse- und Rüttelfalk oder Rüttelgeier, Graukopf, Sterengall, Wieg- oder Windwehe (*Tinnunculus alaudarius*) ist ein sehr schmucker Vogel von 12½ Zoll Länge und 27 Zoll Breite, dessen Fittig 9¼, und dessen Schwanz 6¼ Zoll mißt. Beim ausgefärbten Männchen sind Kopf, Nacken und der Schwanz mit Ausnahme der blauschwarzen, weiß gesäumten Endbinden aschgrau; der Mantel ist schön rothroth, jede Feder mit dreieckigem Spizenfleck, die Unterseite an der Kehle weißlichgelb, auf Brust und Bauch schön rothgrau oder blaßgelb, die einzelne Feder mit schwarzem Längsfleck. Die Schwungfedern sind schwarz mit sechs bis zwölf weißlichen oder rothrothen dreieckigen Flecken an der Innenseite, an der Spitze lichter gesäumt. Der Augenfleck ist dunkelbraun, der Schnabel hornbraun, die Wachshaut



Der Thurmfalk (*Tinnunculus alaudarius*).

und die nackte Stelle um's Auge sind grünlichgelb, der Fuß ist citronengelb. Ein Badenstreifen ist vorhanden.

Von Lappland an bis Südspanien und von den Amurländern an bis zur Westküste Europa's scheint der Thurmfalk nirgends zu fehlen, am allerwenigsten in gebirgigen Gegenden, gleichviel ob dieselben bewaldet sind oder nicht; denn er ist ebensowohl Felsen-, wie Waldbewohner. Im Süden unseres Erdtheils ist er häufiger als im Norden, in den Steppen gemein. Auch er ist Sommervogel, welcher in jedem Winter große Reisen unternimmt. Er erscheint bei uns im März, oft schon im Februar und verläßt uns im September wieder. Außerst selten überwintert einer bei uns. Das eigentliche Wohngebiet bildet ein Feldgehölz oder auch ein größerer Wald, wo auf einem der höchsten Bäume der Horst steht, ebensohäufig aber eine Felswand und, zumal in südlichen Gegenden, ein altes Gebäude. Den verfallenen Ritterburgen fehlt der Thurmfalk selten; auch die meisten größeren Städte geben ihm regelmäßig Herberge. Das Gelege besteht aus vier bis sieben rundlichen auf weißem oder rostgelben Grunde überall braunroth gefleckten und gepunkteten Eiern.

Die Nahrung ist gemischter Art. Mäuse und Kerbthiere liefern den Haupttheil der Mahlzeiten des Thurmfalken; nebenbei nimmt er wohl auch eine Eidechse, einen Frosch und unter Umständen einen jungen Vogel weg. Er wird aber niemals eigentlich schädlich; denn er vertilgt weit mehr Ungeziefer als nützliche Thiere.

In Südeuropa gesellt sich zum Thurmfalken der ihm sehr nahe verwandte schöne Rötthelfalk (*Tinnunculus cenchris*). Er ist etwas kleiner als der Thurmfalk. Beim Männchen

ist der Rücken ziegelroth ohne alle Flecken, die Brust gelbröthlich mit sehr kleinen Schaftflecken, welche oft kaum sichtbar sind, der Schwanz ebenfalls am Ende durch eine schwarze Binde geziert. Die Krallen sind gelblichweiß.

Lebensweise und Betragen der beiden Falken ähneln sich ebenso sehr als ihre Gestalt und Färbung. Man sieht es ihnen an, daß sie nicht so befähigte Mitglieder ihrer Familie sind, wie die echten Edelfalken. Ihr Flug ist zwar noch leicht und auch ziemlich schnell, steht jedoch dem der letztgenannten bei weitem nach und zeichnet sich namentlich durch das Rütteln sehr aus. Gewöhnlich streichen die Röthelfalken in mäßiger Höhe über den Boden dahin, halten, wenn sie eine Beute erspähen, plötzlich an, bewegen die Flügel längere Zeit zitternd auf und ab und stürzen sich dann mit ziemlicher Eile herab, um die erspähte Beute aufzunehmen. Doch steigen sie zu ihrem Vergnügen, an schönen Sommerabenden namentlich, zuweilen hoch empor und führen dabei die schönsten Schwentungen aus. Im Eizen tragen sie sich lässiger als die edleren Falken und erscheinen deshalb größer, als sie sind. Auf dem Boden sind sie geschickter; ihre längeren Läufe erlauben ihnen sogar einen ziemlich leichten Gang. An Sinnesstärke stehen sie den übrigen Edelfalken durchaus nicht nach; in ihrem Wesen aber unterscheiden sie sich. Sie sind munterer, fröhlicher als diese und dabei keck und necklustig. Größeren Raubvögeln werden sie durch eifriges Verfolgen oft recht lästig, und den Uhu ärgern sie nach Herzenslust. Selbst gegen den Menschen legen sie zuweilen einen bewunderungswürdigen Muth an den Tag. Sie sind frühzeitig munter und gehen erst spät zur Ruhe; man sieht sie oft noch in der Dämmerung des Abends umherschweben. Ihr Geschrei ist ein helles fröhliches „Kli li kli“, welches verschiedne betont wird, je nachdem es Angst oder Freude ausdrücken soll. Im Zorn sichern sie. Je nach den Umständen ändern sie ihr Betragen dem Menschen gegenüber. Bei uns sind sie ziemlich scheu, wenn sie sich verfolgt wissen, sogar äußerst vorsichtig; im Süden leben sie mit dem Menschen auf dem besten Fuße, und zumal der eigentliche Röthelfalk scheut sich nicht vor jenem, dessen Wohnung ja auch zu der seinigen werden muß. In der Gefangenschaft werden sie bald sehr zahm, und wenn sie gute Behandlung erfahren, danken sie ihrem Gebieter solche durch wahre Anhänglichkeit. Sie lassen sich leicht zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen, achten auf den Ruf, begrüßen ihren Brodherrn mit freudigem Geschrei und legen ihre Zuneigung auch noch in anderer Weise an den Tag.

Bemerkenswerth ist, daß der Röthelfalk sich in die Schwärme der Wanderheuschrecken stürzt und die ergriffenen Thiere im Fluge verzehrt.

Dem Thurnfalken, und insbesondere dem Röthelfalken nahe verwandt ist ein anderer Kerbthierfressender schöner Raubvogel Südeuropas, der Rothfuß- oder Abendfalk (*Erythropus vespertinus*).

In der Größe kommt er mit dem Röthelfalken ziemlich überein. Seine Länge beträgt 12 Zoll, der Schwanz mißt 5 $\frac{1}{2}$  Zoll. Im ausgefärbten Kleide kann er mit keinem andern Falken verwechselt werden. Der Unterbauch, die Hüften und die Unterschwanzdeckfedern sind dunkelroth; das übrige Gefieder ist sehr gleichmäßig schieferblau, nur der Schwanz ist etwas dunkler. Die Wachshaut, der nackte Ring ums Auge, sowie die Füße sind ziegelroth, der Schnabel ist hinten gelb, vorn hornbläulich. Der Augenstern ist immer braun.

Der Rothfußfalk gehört dem Südosten Europas und ganz Mittelasien an. Im Westen unseres heimatlichen Erdtheils ist er selten; er kommt dort aber, wie auch in Deutschland zuweilen, als Irrling vor. Die Steppen Ungarns, Russlands und Asiens sind seine eigentliche Heimat. Von hieraus wandert er im Winter nach Indien. Er verläßt Europa im August und September, wandert in großen Schaaren und kehrt im Frühjahr gesellschaftsweise zurück.

In seinem Wesen hat er mit dem Röthelfalken die größte Aehnlichkeit. Er ist im Eizen wie im Fliegen kaum von ihm zu unterscheiden, soll jedoch auf dem Boden gewandter sein. Seine Beute besteht fast ausschließlich in Kerbthieren, vorzugsweise in Heuschrecken.

Gerühmt wird das Verhalten der Rothfußfalken in der Gefangenschaft; sie besitzen alle guten Eigenschaften der Falken und noch außerdem ihre Schönheit. Sie kennen ihre Freunde genau, begrüßen sie, wenn sie dieselben sehen, durch freudigen Zuruf und zeigen sich dankbar für jede Aufmerksamkeit, welche ihnen wird. Als Nahrung erhalten sie Drosselfutter; dabei scheinen sie sich recht wohl zu befinden. Sie haben sich bald an die Mischung von klar gehacktem Fleisch, geriebenem Brod, Möhren und Ameiseneiern gewöhnt.

Als einen amerikanischen Vertreter der Familie wollen wir den Sperlingsfalken (*Rhynchodon sparverius*) kurz erwähnen. Der über die ganze Westhälfte der Erde verbreitete, überall vorkommende und fast überall häufige Falk erweist sich als ein echter Röthelfalk. Ueber die Färbung ist schwer etwas Allgemeingiltiges zu sagen; denn der Sperlingsfalk ändert



Der Rothfuß- oder Abendfalk (*Erythropus vespertinus*).

so außerordentlich, daß man kaum zwei Stück findet, welche sich vollständig gleichen. Im allgemeinen ist der Rücken auf zimtbraunem Grunde schwarz gebändert, die Unterseite auf blaßgelbem Grunde schwarz quer gefleckt, der Scheitel aber blaugrau, welche Farbe sich beim Männchen auch über das Flügeldeckgefieder erstreckt. Der Schwanz ist oben braunroth, unten blaßgelb, schwarz gebändert. Die Schwingen sind auf der äußern Fahne schwarz, die beiden ersten weiß gesäumt, die übrigen an der Wurzel weiß gefleckt, auf der Innenfahne an den Spitze schwarz, sonst aber mit keilförmigen, in einander greifenden, schwarzen und weißer Flecken gezeichnet. Das Auge, die Wachshaut und die Füße sind gelb, der Schnabel ist schwarzblau an der Spitze, weißlichblau in der Mitte und gelb an der Wurzel. Die Länge beträgt 9 Zoll 10 Linien, die Breite 20 Zoll 5 Linien, die Fittiglänge 6 Zoll 9 Linien, die Schwanzlänge 4 Zoll 4 Linien.

Von dem Leben des Sperlingsfalken gewinnt man ein ziemlich richtiges Bild, wenn man sich denselben als einen besonders kühnen Röthelfalken vorstellt, welcher neben Kerbthieren auch kleine Säugethiere und Vögel mit großem Eifer jagt und stärkeren Raubvögeln noch beschwerlicher wird, als der Thurmfalk.

Die Zwerge aller Falken bewohnen Südasien. Sie sind Raubvögel von der Größe einer Lerche, machen aber ihrer Stellung alle Ehre; denn sie wetteifern an Muth und Kühnheit mit den stärksten Edelfalken. Diese niedlichen Falken sind Indien und den malayischen Ländern



eigenthümlich, und in etwa einem halben Duzend Arten verbreitet. Die bekannteste Art ist der Mutu der Indier oder Alap der Javaner (*Hierax coerulescens*), ein Vogel von höchstens 7 Zoll Länge, dessen Fittig  $3\frac{1}{2}$  Zoll und dessen Schwanz  $2\frac{1}{4}$  Zoll mißt. Scheitel, Nacken, Schwanz und die Hüften sind bläulichschwarz, der Vorderkopf, die Kehle, die Brust und ein Streifen vom Schnabelwinkel bis auf die Schultern aber roströthlichweiß; der Bauch ist rostroth. Runde weißliche Flecken am Schwanz bilden vier zierliche Binden; die Schwingen sind ähnlich gezeichnet. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel und die Füße sind blauschwarz. Der Name Mutu bedeutet „Eine Handvoll“, und diesen Namen hat sich der Falk dadurch erworben, weil er, wenn es zur Jagd geht, in der hohlen Hand getragen und wie ein Stein nach seiner Beute geworfen wird. Man läßt ihn namentlich auf Wachteln und ähnliches Wild von entprechender Größe steigen.

\* \* \*

(Habichte.) Als die nächsten Verwandten der Edelfalken dürfen wir die Habichte ansehen. Sie gehören zu den raubfähigsten Gliedern der Ordnung, ja, sie übertreffen in gewisser Hinsicht die Edelfalken noch: es fehlt ihnen jedoch der Adel, welcher jene auszeichnet.

Die Familienkennzeichen der Habichte (*Accipitres*) liegen in dem gedrungeneren Leibe mit etwas langem Halse und ziemlich kleinem Kopfe, in den kurzen abgerundeten Schwingen, dem sehr langen Schwanz und in den hohen Läufen mit großen oder kleinen Fängen — denn die Länge der Behen schwankt erheblich. Der Schnabel ist minder gewölbt und seitlich mehr zusammengedrückt als bei den Edelfalken, der Zahn gewöhnlich minder deutlich und weiter nach hinten stehend; doch kommen auch hier Abweichungen vor. Der nackte Kreis ums Auge fehlt. Das Gefieder ist dicht und ziemlich weich, auf der Oberseite in der Regel dunkelblaugrau, auf der unteren lichter, oft dunkler gebändert.

Die Familie verbreitet sich über alle Erdtheile, ja selbst gewisse Sippen sind auf der ganzen Erde heimisch. Einzelne bewohnen ein sehr großes Gebiet, wenige scheinen beschränkt zu sein. Im Gegensatz zu den Edelfalken bewohnen die Habichte fast ausnahmslos die dichten Waldungen und halten sich hier möglichst verborgen, wie es ihr Strauchritterleben in des Wortes vollster Bedeutung erfordert. Auch sie sind begabte Geschöpfe, jedoch nicht in gutem Sinne. Mordgier und List sind ihre hervorstechenden Eigenschaften. Ihre leiblichen Begabungen lassen nichts zu wünschen übrig. Sie fliegen rasch und ungemein geschickt, sind im Stande, ihre Richtung jählings in eine andere umzuwandern und bewegen sich, fast nach Art der Marder, in den verschlungensten Gebüsch mit einer überraschenden Gewandtheit; doch meiden sie soviel als möglich die Höhen; ihr Flug geht meistens niedrig über der Erde hin. Auf dem Boden gehen sie auffallend gut, obgleich mit Zuhilfnahme ihrer Flügel; das Geäst dichter Bäume durchschlüpfen sie mit ungewöhnlicher Fertigkeit. Sie sind furchtbare Feinde aller Thiere, welche sie, wenn auch mit Mühe, bezwingen können. Ihre Jagd gilt ebenso gut den Säugethieren wie den Vögeln; sie verschmähen selbst Lurche nicht. Sie fangen im Fliegen, im Sitzen, im Laufen und im Schwimmen; sie verfolgen die einmal ins Auge gefasste Beute mit einer Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen. Ihre Mordgier läßt sie gar nicht selten ihre Sicherheit vergessen. Mit starken Thieren balgen sie sich oft lange in wüthendem Kampfe herum, bis ihnen der Sieg gelingt. Zuweilen büßen sie aber auch in solchen Kämpfen ihr Leben ein.

Unter sich halten die Habichte ebensowenig Freundschaft, als mit andern Thieren. Wahre Liebe, wie sie bei den übrigen Raubvögeln beobachtet wird, kommt bei ihnen nie vor. Das Weibchen kriecht ohne Besinnen sein Männchen auf, die Mutter oder der Vater seine Kinder, und diese fallen, wenn sie stark genug sind, über ihre Eltern her. Nur wenn sie ihre Raubsucht vollständig befriedigen können, halten sie Frieden innerhalb der Familie im gewöhnlichen Sinne des Wortes.

Die Vermehrung der Habichte ist leider eine verhältnißmäßig starke. Das Gelege besteht aus einer beträchtlichen Anzahl von Eiern. Der Horst wird stets auf Bäumen angelegt und, wie es scheint, immer selbstständig errichtet. Einzelne Arten verzieren ihn sehr hübsch durch grüne Reiser, welche sie unter Umständen wiederholt erneuern. Angriffe gegen die Brut versuchen sie mit größtem Muth abzuwehren: sie stoßen dann furchtlos selbst nach dem Menschen.

Alle Habichte sind schädliche Vögel, welche die rücksichtsloseste Verfolgung nothwendig machen. Im Käfig sind die Habichte unanstehliche Geschöpfe. Ihre Freßgier, ihre Unverträglichkeit, ihre Mordlust machen die Haltung schwer.



Ein eigenthümlicher Vogel Südamerikas verdient in sofern die erste Stelle, als er gewissermaßen ein Uebergangsglied ist von den Edelfalken zu den Habichten. Man hat ihn seiner laut schallenden Stimme halber Lachhabicht genannt; sein wissenschaftlicher Name ist *Herpetotheres cachinnans*.

Der Lachhabicht ist fast so groß wie sein europäischer Verwandter, aber von schwächerem Kumpf und dickköpfiger. Sein Betragen kennzeichnet ihn als einen trägen Habicht, welcher ungern ausfliegt. Sonderbar genug ist die in Paraguay verbreitete Meinung der Indianer, daß das Gelächter dieses Vogels, welches keineswegs angenehm sein soll, die baldige Ankunft eines großen Fahrzeuges verkünde. Selbst die eingebornen Spanier wollen von dieser Sehergabe des Lachhabichts überzeugt sein.

Der doppelzählige Habicht (*Harpagus bidentatus*) besitzt die Gestalt der Edelfalken mit verhältnismäßig kleinem Kopf, langem breitem Schwanz und kurzen Flügeln. Das Merkwürdigste ist der Schnabel, hinter dessen hakiger Spitze noch ein tiefer Ausschnitt bemerkbar wird und dessen abgestutzter Unterschnabel jederseits neben der Spitze zwei scharfe Zähne hat. Auch diese Sippe ist auf Südamerika beschränkt und nur durch zwei Arten vertreten. Beide werden in Brasilien *Gaviao*, von den Indianern *Guianas* aber *Umoi* genannt. Der doppelzählige Habicht ist 13½ Zoll lang.

Auf diese Ausländer mag unser Sperber folgen. Er ist das in Europa nur allzuhäufige Mitglied einer Sippe, welche über die ganze Erde verbreitet ist. Der Sperber oder Finkenhabicht, der Schwalben-, Sperlings-, Vogel-, Berg-, Stockstößer, Sprinz, Schmirn und wie er sonst noch heißt (*Nisus communis*) ist 1 Fuß lang und 2 Fuß breit; der Fittig mißt 7½, der Schwanz fast 6 Zoll. Das bedeutend größere Weibchen ist um reichlich 3 Zoll länger und um 5 Zoll breiter. Bei den alten Vögeln ist die ganze Oberseite schwärzlichaschgrau, die Unterseite weiß mit rostrothen Wellenlinien und Schafristichen von rostrother Farbe, welche beim Männchen gewöhnlich lebhafter ist, als beim Weibchen. Der Schwanz ist fünf- bis sechsmal schwarz gebändert und an der Spitze weiß gefäumt. Der Schnabel ist blau, die Wachshaut gelb, die Iris lebhaft oder goldgelb, der Fuß blaßgelb.

In Europa scheint der Sperber nirgends zu fehlen, und auch im größten Theile Mittelasien dürfte er Standvogel sein. Im Winter streicht er im Lande umher, wandert auch wohl gelegentlich über das mittelländische Meer hinweg und zeigt sich dann in Nordafrika. Das Gleiche gilt für Indien. In Europa ist er nirgends selten und bewohnt Waldungen aller Art, namentlich Feldgehölze, am liebsten solche in bergigen Gegenden. Unter den verwandten Raubvögeln sind der Sperber und seine Sippschaftsgenossen die gewandtesten und vielleicht die mutthigsten.

Der Sperber ist ebenso scheu wie dreist und ohne Furcht vor größeren Vögeln. Manche schreiben dem Männchen, andere dem Weibchen eine größere Beherztheit zu; aber eins ist so mutthig, wie das andere. Freilich hat das Weibchen mehr Stärke und kann einen Kampf mit Glück bestehen, in welchem das Männchen unterliegen müßte.

Man kennt sehr viele Beispiele, daß Sperber im Innern von Häusern oder selbst von Wagen gefangen wurden: sie hatten ihre Beute bis dahin so gierig verfolgt, daß sie alles Uebrige vergaßen. Ganz neuerdings wurde erzählt, daß ein Sperber bei Verfolgung eines Vogels in einen in voller Fahrt begriffenen Eisenbahnwagen flog und hier gefangen wurde.

Der Sperber ist der fürchterlichste Feind aller kleinen Vögel; er wagt sich aber auch gar nicht selten an größere. Vom Rebhuhn an bis zum Goldhähnchen herab scheint kein Vogel vor seinen Angriffen gesichert zu sein, und kleine Säugethiere verschmäht er ebenso wenig. Seine Kühnheit ist zuweilen wirklich großartig. Es liegen Beobachtungen vor, daß er Haushähne angriff, und man hat wiederholt gesehen, wie er auf Hasen stieß. Doch schien es, als ob er sich dann nur einen Spaß machen wollte, diese furchtsamen Thiere zu ängstigen. Zuweilen wagt er sich aber auch an wehrhafte Geschöpfe. „Ich ging einst“, sagt *Kaumann*, „in meinem Wäldchen umher und sah einem Reither nach, der ruhig und dicht über den Bäumen hin davonfliegen wollte. Plötzlich stürzte sich aus den dichten Zweigen eines der letzten Bäume ein Sperber hervor, packte den erschrockenen Reither augenblicklich am Halse, und beide kamen nun mit gräßlichem Geschrei aus der Höhe herab. Ich lief sogleich hinzu, ward aber zu früh von dem Sperber bemerkt; er erschrak darüber und ließ den Reither los, worauf dann jeder ruhig seine Straße zog. Wohl möchte ich wissen, was aus diesem ungleichen Kampfe geworden wäre, wenn ich beide nicht gefürt hätte. Ob wohl der kleine tollkühne Räuber den Reither überwältigt und wirklich getödtet haben würde?“

Mit seiner Klugheit verbindet der Sperber die größte List: er lauert förmlich auf die Vögel. Er jagt im Fliegen, nimmt die Vögel an die Sihen weg und verfolgt sie selbst laufend. Ein Sperbermännchen verfolgte einen Sperling an einem Zaune. Dieser, wohl wissend, daß er im Fluge verloren gewesen wäre, lief immer durch den dünnen Zaun hin und her. Der Sperber verfolgte ihn hüpfend eine Zeit so schnell und so weit wie er konnte, bis er endlich, der fruchtlosen Jagd müde, sich auf einen Zwetschenbaum setzte und herabgeschossen wurde.

Alle kleinen Vögel kennen und fürchten ihren furchtbarsten Feind im hohen Grade. Die Sperlinge treibt die Angst vor ihm in die Käufelöcher, und alle übrigen suchen sich in ähnlicher Weise zu retten, so gut ihnen Dies gelingen will. Manche verfahren dabei mit großer Klugheit. Sie beschreiben z. B. enge Kreise um Baumzweige oder Baumstämme, wobei ihnen der Sperber trotz seiner Gewandtheit doch nicht so schnell folgen kann, gewinnen hierdurch einen kleinen Vorsprung und schlüpfen dann blickschnell in ein dichtes Gebüsch; andere werfen sich beim Erscheinen des Räubers platt auf den Boden, verharren regungslos und werden oft übersehen — kurz, jeder sucht sich nach besten Kräften zu retten. Die gewandtesten unter dem kleinen Geflügel verfolgen den Wüthrich mit großem Geschrei und machen hierdurch andere Vögel aufmerksam und vorsichtig. Zumal die Rauchschnalben verleiden ihm oft die Jagd. Die gefangene Beute trägt er einem verborgenen Orte zu, rupft ihr die großen Federn aus und verzehrt sie hierauf sehr gemächlich. Knochen, Federn und Haare gibt er in Gewölle wieder von sich. Junge Nestvögel, namentlich solche, welche am Boden ausgebrütet werden, gehören zu seinem Lieblingsfutter; er verschont aber auch die Eier nicht.

Die Stimme des Sperbers vernimmt man selten, gewöhnlich nur beim Horste. Sie ist ein schnell hintereinander ausgestoßenes „Ki ki ki“ oder ein langsameres „Käk käk“. Ersteres scheint der Warnungston zu sein.

Der Horst steht in Dickichten, selten hoch über dem Boden, aber möglichst gut verborgen, wenn thunlich auf Nadelbäumen, nahe am Stamme. Ende Mai's findet man drei bis fünf Eier, welche gewöhnlich auf kalkweißem, graulichen oder grünlichen Grunde mit rothbraunen und graublauen, großen und kleinen Flecken und Punkten besetzt sind. Beide Eltern tragen den Jungen Nahrung in Fülle zu; doch nur das Weibchen ist im Stande, diese in entsprechender Weise zu zerlegen. Man hat beobachtet, daß junge Sperber, deren Mutter getödtet worden, bei vollbesetzter Tafel verhungerten, weil der Vater zu ungeschickt war, ihnen die Speise mundrecht zu machen.

Die größeren Edelfalken und der Habicht fressen den Sperber ohne Umstände, wenn sie seiner habhaft werden können; die kleineren Vögel bethätigen ihren Haß wenigstens durch Verfolgung. Der Mensch tritt dem überaus schädlichen Räuber überall feindlich entgegen, wo er ihn und sein verderbliches Treiben kennen gelernt hat. Der Sperber verdient keine Schonung, sondern die unablässigste und rücksichtsloseste Verfolgung. Bei vielen Völkern Asiens ist jedoch der Sperber heutigen Tages noch ein hochgeachteter Waizvogel. Im südlichen Ural wird er unter allen Falken am meisten zur Jagd gebraucht, wenn auch hauptsächlich nur zu solcher auf Wachteln. Ganz ähnlich ist es in Indien. Auch hier ist er wie sein Vertreter, der Besra (*Nisus virgatus*), hochgeschätzt von allen Falken. Beide werden oft im Raubvogelnetz gefangen und auf Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Tauben und besonders auf Meinas abgerichtet. Sie leisten namentlich im Dschungel gute Dienste und belohnen dadurch die große Mühe, welche ihre Abrichtung erfordert.

Mit den zahmen Sperbern wird wohl Niemand sich befreunden können: ihre Schen, Wildheit und Gefräßigkeit macht sie abstoßend. Lenz erzählt, daß ein eben gefangener Sperber sechs junge Sperlinge nach einander erwürgte und vier davon sogleich auffraß.

Das Urbild der Familie, unser Habicht oder Stockfalk, Hacht-, Tauben-, Hühner-, Sperber- oder gepfeilter Falk, Doppelsperber, Hühnergeier, Hacht-, Stöcker-, Stech- und Eichvogel (*Astur palumbarius*) verdient die Ehre, welche man ihm angethan hat, indem man eine ganze Familie nach ihm benannte. Er ist nicht bloß dem Namen, sondern auch seinem Wesen nach der Habicht im eigentlichen Sinne des Wortes. Er ist ein großer Raubvogel von 1¼ Fuß Länge und 3½ Fuß Breite, bei 12 Zoll Fittig- und 8½ Zoll Schwanzlänge. Das bedeutend größere Weibchen wird um 5 Zoll länger und um reichlich 6 Zoll breiter. Im ausgefärbten Kleid ist der Oberkörper schwärzlich graubraun, mehr oder weniger aschblau überflogen, der Unterkörper weiß; die Federn sind mit braunschwarzen Schaftstreifen und Wellenlinien gezeichnet. Der Schnabel ist hornschwarz, die Wachshaut blaßgelb, das Auge hochgelb, der Fuß gelb. Im Jugendkleid ist der Oberkörper braun, jede Feder



Der Habicht oder Stodfalk (*Astur palumbarius*).

rostgelb gefantet und gefleckt, der Unterkörper rostrothlich, später rostweißlich, braun in die Länge gefleckt. Der Schnabel und das Auge, der Fuß und die Wachshaut sind blässer als bei alten Vögeln.

Verbreitung und Aufenthalt des Habichts sind ziemlich genau dieselben, wie beim Sperber. Jener bewohnt vielleicht mehr nördliche Gegenden und ist festerer Standvogel, als der Sperber. Er gehört schon im Süden Europas zu den Seltenheiten und kommt in Nordostafrika einzeln vor. Dasselbe gilt für Asien. Auch der Habicht liebt Wälder, welche mit Feldern und Wiesenflächen abwechseln, er kommt jedoch in größeren Waldungen häufiger vor, als in kleineren.

Der Habicht ist ein einsames, ungeselliges Thier, welches sich nur in der Paarungs- und Brutzeit mit seinem Gatten zusammenhält. Er ist ein höchst ungestümer, wilder, dreister, schneller, starker und dabei listiger und scheuer Raubvogel. Sein Flug ist schnell, wenn er stößt, reißend, rauschend, außerdem oft schwebend; der lange Schwanz wird dabei gewöhnlich etwas ausgebreitet. Es ist angenehm zu sehen, wie der Vogel diese Bewegung ganz in seiner Gewalt hat. Jetzt steigt er rasch empor, schwebt einigemal umher, stößt plötzlich herab, fliegt mit der größten Sicherheit durch dichte Bäume hindurch und ist bald hoch, bald tief. Auf der Erde ist auch er ungeschickt; er hüpfst gewöhnlich und geht nur selten. Die Stimme ist ein starkes, weithörbares, widriges Geschrei, welches jedoch nicht häufig vernommen wird. Aus Bosheit oder Verdruß schreit der Habicht langgezogen „Iwiä“, aus Freude über einen Raub „Iwiä iwiä“, oder bei der Paarung „Gäc gäc gäc“, „Gic gic gic“ und nachher schnell nacheinander „Kjak kjak“; in Furcht gesetzt, stößt er entweder das „Wiä wiä“ oder ein leises „Wis wis“ aus.

Man sieht den Habicht zu jeder Tageszeit in Bewegung, auch in den Mittagsstunden, welche die meisten übrigen Raubvögel der Ruhe widmen. Er durchstreift ein großes Gebiet ziemlich regelmäßig und kehrt dahin, wo er einmal glücklich war, längere Zeit hindurch tagtäglich zurück. Seine erstaunliche Gefräßigkeit zwingt ihn zu fast fortwährendem Jagen; er ist, wie der Sperber, selten wirklich befriedigt, sondern immer hungrig und wenigstens mordgierig. Seine Jagd gilt sämmtlichem Geflügel, von dem Trappen oder Auerhuhn an bis zu dem kleinen Finken herab, und allen Säugethieren, welche er irgendwie bewältigen zu können glaubt. Er stößt auf den Hasen, um ihn umzubringen; er erhebt das bissige Wiesel vom Boden, wie er das Eichhörnchen vom Neste wegnimmt; er raubt im Fliegen, wie im Sitzen, den schwimmenden Vogel, wie das laufende Säugethier; er zieht seine Beute selbst aus ihren Versteckplätzen hervor. Ein ungeheurer Schrecken ergreift die Thiere, welche sich ihm gegenüber gefahrdet wissen; er bemeistert sich ihrer oft so, daß sie starr sitzen bleiben. Seine Raubgier wird nur durch seine Frechheit überboten; seine Mordlust übertrifft die eine wie die andere: er kennt keine Schonung. Namentlich den Tauben jagt er fortwährend nach, und diese ergreifen, sobald sie den Habicht gewahr werden, eilig die Flucht; dieser aber stürzt in schiefen Richtung pfeilschnell hinter ihnen her und sucht eine zu ergreifen, indem er gewöhnlich von oben auf sie herabstößt. Das geschieht mit einer solchen Geschwindigkeit, daß ein Mauschen entflieht, welches man auf hundert bis hundertundfünfzig Schritt weit hören kann.

Gelingt es ihm nicht, die Tauben durch Verfolgung zu erbeuten, so greift er zur List. „Auf meiner Herrschaft in Podolien“, berichtet Graf Wodzicki, „wurden viele Tauben gezogen, und bald sahen wir die Taubenschläge überfüllt. Die große Anzahl der Tauben lockte bald alle Habichte und Falken der Umgegend herbei, da, wie bekannt, die Vögel sich gegenseitig über die Gefahr benachrichtigen, und sich auf dieselbe Weise zur Mahlzeit laden. Meine Tauben wurden aber auch so verfolgt und vermindert, daß sie nicht mehr ins Feld zu fliegen wagten und ihre Nahrung zwischen den Gebäuden suchten. Die Erfahrung und Klugheit der Tauben spornte die Raubvögel zu größerer List. Die Tauben verließen ihre Verstecke sehr selten und immer am Boden streichend, gingen auch nie weit vom Hofe weg. Dieses sonderbare Spiel dauerte über eine Woche. Die Raubvögel mußten den Kürzeren ziehen; nur zwei schlaue Habichte wußten durch ein verständiges Hegen alle Tage ihre Nahrung zu bekommen. Einer derselben saß stundenlang mit aufgesträubtem Gefieder auf einem Strohdache ziemlich versteckt, ohne sich zu rühren, mit eingezogenem Halse, offenbar die Stellung einer Gule nachahmend. Die Tauben wurden bald zutraulicher, setzten sich auf dasselbe Dach, und der Bösewicht rührte sich nicht; sobald aber die Vögel aus- oder einflogen, schoß er wie ein Pfeil auf sie los und verschlehte selten die Beute, mit welcher er jedesmal in die Baumgärten flog, wohl durch Erfahrung belehrt, daß in denselben kein Feuergewehr abgeschossen wird, weil die Gärten zwischen den Gebäuden liegen. Der zweite Habicht, noch klüger, muthiger und durchtriebener als der vorige, kam jeden Tag um dieselbe Stunde, jagte die Vögel in den Taubenschlag und machte darauf eine förmliche Treibjagd. Er setzte sich nämlich auf die Einflugbrettchen, lief um den Taubenschlag herum, stellte sich dann mit ausgebreiteten Flügeln auf eine Seite des Taubenschlags, und schlug so lange an die Bretter desselben, auf derselben Stelle herumtanzend, bis er endlich eine Taube hinaustrieb, die er sogleich verfolgte.“

Mit ebenso unermüdlcher Ausdauer wie den Vögeln stellt er auch den Säugethieren nach. Die jungen Hasen überwältigt er leicht; die alten aber greift er ordentlich planmäßig an. Er stößt nämlich, wenn sich Lampe durch die Flucht zu retten sucht, zu wiederholten Malen mit dem Schnabel auf denselben; und wenn der Hase dann verwundet und ermattet ist, greift er mit den Fangen zu und tödtet ihn allmählich mit dem Schnabel und mit den Nägeln. Dieser Kampf dauert gewöhnlich lange, und man weiß ein Beispiel, daß sich der Hase einige Zeit mit dem Habicht herumwälzte, ohne daß ihn dieser losgelassen hätte, ob er gleich oft unten zu liegen kam. Ein Jäger schoß auf dem Anstande einen Hasen und einen Habicht auf einen Schuß, während dieser auf jenen schuß.

Wenn der Habicht es haben kann, begnügt er sich übrigens durchaus nicht mit einer Beute, sondern mordet zunächst soviel Vögel, als er zu fangen vermag und frißt sie dann in Ruhe auf. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die Ungefelligkeit des Habichts in seiner unglaublichen Raubgier ihren Grund hat. An Gefangenen wird der Familienmord im weitesten Umfange beobachtet. Regelmäßig frißt der stärkere Habicht den schwächeren auf, sei letzterer sein Gatte, sein Kind oder eins seiner Eltern. Daß er sich gegen andere Ordnungsverwandte nicht freundlicher betrügt, braucht kaum erst hervorgehoben zu werden. Der Habicht frißt jedes Thier, welches er fressen kann: er tödtet es wenigstens.



Ein unbeschreiblicher Haß begegnet ihm deshalb, sobald er sich sehen läßt. Namentlich die Krähen, welche er im Eichen wohl zuweilen wegnehmen mag, sind unermüdllich in seiner Verfolgung und stoßen mit wahrer Todesverachtung nach ihm. Ein Habicht, welcher von drei Krähen verfolgt wurde, griff zuweilen nach ihnen; sie wußten aber so geschickt auszuweichen, daß es ihm nie gelang, eine zu verwunden. Nachdem sie so eine Weile mit dem Habicht herumgeflogen waren, sah dieser in einer Entfernung von dreihundert Schritten Tauben auf einem Dache; sogleich eilte er hinzu und stürzte sich in schräger Richtung über hundert und sechzig Ellen weit herab; aber er kam ohne Taube zurück. Die Krähen schienen über sein Stoßen ganz erstaunt. So lange er schwebte, konnten sie ihm sehr leicht folgen; als er aber zu stoßen anfang, war keine im Stande, ihn zu begleiten. Erst als er wieder emporkam, begannen ihre Angriffe von neuem. Sie jagten nun den Habicht abermals einige Zeit herum, plötzlich fing dieser in wenig schräger, fast wagerechter Linie an zu stoßen, legte so eine Strecke von zweihundert Ellen zurück, fing eine Taube und flog mit ihr fort. Doch die Krähen bemerkten ihn sehr zeitig und setzten ihm so hart zu, daß er sie fahren lassen und jeden Versuch, eine andere zu fangen, aufgeben mußte.

Zuweilen soll es ihm gelingen, eine der ihn verfolgenden Krähen zu ergreifen; solche Fälle dürften jedoch selten vorkommen, weil die Krähen bei ihrer Jagd auf den Habicht stets mit größter Vorsicht zu Werke gehen. Nächst den Krähen stoßen unsere kleinen Edelfalken auf den auch von ihnen gefaßten Raubvogel, und die Schwalben machen sich regelmäßig ein Vergnügen daraus, ihn unter schallendem und warnenden Geschrei zu begleiten.

Der Horst wird auf den ältesten und höchsten Bäumen des Waldes angelegt, meist auf starken Ästen nahe am Stamme. In der letzten Hälfte des April plegt das Gelege vollständig zu sein. Es wird gebildet von zwei bis vier Eiern, welche auf grünlichweißem Grunde spärlich mit gelben Flecken bezeichnet, oft aber auch fleckenlos sind. Die Mutter brütet mit der größten Hingebung. Angriffe auf die Brut versuchen beide Gatten abzuwehren, und dabei beweisen sie einen Muth, welcher zuweilen förmlich in Tollkühnheit übergeht. Man hat beobachtet, daß sie mit großer Heftigkeit Menschen angriffen, welche an ihrem Nestbaum emporklettern; ja, es ist wiederholt vorgekommen, daß ein Habicht während der Brutzeit, ohne eigentlich gereizt worden zu sein, Menschen und selbst Pferde anfiel. Die Zungen wachsen rasch heran, fressen aber auch unglaublich viel, und beide Eltern haben vollauf zu thun, ihren Heißhunger zu befriedigen. Der Horst wird dann zu einer wahren Schlachtbank. Beide Alten schleppen herbei, was sie finden, sogar ganze Nester mit den in ihnen befindlichen Jungen, namentlich Drosseln- und Amselnester, welche sie ausgeföbert.

Des ungeheuren Schadens wegen, welchen der Habicht anrichtet und welcher sehr häufig den Menschen ganz unmittelbar betrifft, wird der türkische Räuber selbstverständlich eifrig verfolgt.

Ein gefangener Habicht ist für uns ein ebenso hassenswerther Vogel wie der freilebende. Seine Wildheit und Bosheit, seine Unverträglichkeit und Mordgier machen ihn uns bald im höchsten Grade widerwärtig. Dagegen wird der Habicht von allen Asiaten, welche noch die Baize betreiben, sehr geschätzt. In Indien ist er der geachtetste aller Jagdfalken, und ein gut abgerichtetes Habichtweibchen wird gewöhnlich mit 20 bis 50, ein Männchen mit 10 bis 30 Rupien bezahlt.“

In Afrika werden unsere Habichte durch mehrere verwandte Vögel, welche man einem Mitgliede zu Liebe Singhabichte (*Melierax*) genannt hat, vertreten; sie unterscheiden sich von ihren europäischen Namensvettern durch schlankeren Leibesbau, schwächeren Schnabel, etwas längere Schwingen, abgerundeten Schwanz und höhere, stärkere Laufe mit verhältnißmäßig kürzeren Zehen und Krallen. Im Süden des Erdtheils lebt die größte Art dieser Sippe, der eigentliche Singhabicht (*Melierax musicus*), in Mittelafrika ein von ihm hauptsächlich durch geringere Größe abweichender Verwandter (*Melierax polyzonus*). Der männliche Singhabicht soll seinen Namen verdienen durch ein ziemlich ausführliches Liedchen, welches er, wenn auch in sonderbarer Weise, oft stundenlang fast ununterbrochen vortrage.

In der Gefangenschaft hat man einen nahen Verwandten des Singhabichts (*Melierax* — *Micronisus* — *monogrammicus*) kennen gelernt, der als ein ziellicher und friedfertiger Vogel sich erweist.

Ungefähr dieselben Länder Afrikas, in denen die Singhabichte wohnen, beherbergen den auffallendsten aller Habichte, den Schlangensperber (*Polyboroides typicus*). Er wird

zwei Fuß lang; Hals, Brust und Oberseite sind dunkelashblau gefärbt, die Untertheile weiß, zart schwarz gebändert. Am auffallendsten sind die ungeheuren, 16 Zoll langen Flügel, so daß der Vogel im Fluge leicht für einen Adler gehalten werden kann. Er hält sich stets in der Nähe von Gewässern auf, denn Dürche, insbesondere Eidechsen bilden seine Hauptnahrung. Eine merkwürdige Beweglichkeit der Fußwurzel erleichtert ihm sehr seine Beute aus Schlupflöchern der Sümpfe und Erdspalten hervorzuholen. Auf Madagaskar lebt eine verwandte Art.

\*  
\*  
\*

(Adler.) Die größten Raubvögel, welche selbst erworbene Beute genießen und nur ausnahmsweise Nas angehen, werden Adler (Aquilae) genannt; sie sind große oder sehr große Vögel von gedrungenem Leibesbau mit mittelgroßem, durchaus befiederten Kopf und starkem, an der Wurzel geraden, erst gegen die Spitze hin gekrümmten Schnabel, dessen Oberkiefer keinen Zahn besitzt, dafür aber an der betreffenden Stelle ausgebuchtet ist, und dessen Wachsheit nicht vom Gefieder verdeckt ist. Die Fußwurzeln sind mittellang, stets kraftvoll, oft nur wenig, oft wiederum bis zu den Zehen herab befiedert. Diese selbst sind stark, von mittelmäßiger oder bedeutender Länge und immer mit großen, sehr gekrümmten, spitzigen Nägeln bewehrt. Die Flügel erreichen bei einigen das Ende des Schwanzes, bei andern nur dessen Wurzeltheil. Sie erscheinen stets abgerundet, weil die vierten oder fünften Schwingen fast ohne Ausnahme die längsten sind. Der Schwanz ist groß, lang und breit, entweder gerade abgeschnitten oder zugerundet. Das Gefieder besteht aus großen, gewöhnlich zugespitzten Federn; es ist deshalb immer reich, zuweilen sehr weich, ausnahmsweise nur dorb und hart. Bezeichnend für den Adler ist, daß die Federn des Hinterkopfes und Nackens sich entweder zuspitzen oder aber zu einer Hölle verlängern. Das Auge ist groß, feurig; es erhält einen sehr kühnen Ausdruck dadurch, daß das Augenbrauenbein gewöhnlich weit hervortritt, wodurch das Auge tiefer zu liegen kommt.

Die Adler bewohnen die ganze Erde und die Mehrzahl derselben lebt und jagt im Walde; einzelne Arten sind Gebirgs- und bezüglich Felsenbewohner; andere sind an das Wasser gebunden und leben entweder an der Küste des Meeres oder an Seen und Flüssen; einige finden selbst in freien Steppen ihre Heimat. In der Nähe des Menschen siedeln sich die Adler nur selten an: ihr eigentlicher Wohnsitz muß möglichst unbehelligt sein. Von ihm aus unternehmen sie aber weite Ausflüge, und gelegentlich dieser kommen sie oft genug in unmittelbare Nähe der Dorfschaften und rauben hier, wenn sie sich nicht verfolgt sehen, zuweilen vor den Augen ihres gefährlichsten Gegners. Die nordischen Arten sind größtentheils Wandervögel, alle wenigstens Strichvögel, welche außer der Brutzeit im Lande umherstreifen.

Auch die Adler lieben Gesellschaften ihres Gleichen nicht; während des Sommers wenigstens dulden sie in ihrem Gebiete kein zweites Paar. Vereinigungen kommen unter ihnen nur während ihrer Winterreise oder gelegentlich einer für Viele ausreichenden Mahlzeit vor. Dagegen halten die Gatten eines Paares außerordentlich treu zusammen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß eine unter Adlern geschlossene Ehe für die ganze Lebenszeit währt. Mit andern Vögeln gehen die Adler ebenso wenig gefellige Verbindungen ein. Einige gestatten jedoch kleinen Schmarozern, wie wir sie nennen wollen, Finkenarten z. B., sich in dem Unterbau ihres Horstes Wohnung zu suchen. Auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß einzelne Adler zuweilen eine ähnliche Großmuth bekunden, wie sie der Löwe unter Umständen an den Tag legt. Die edelsten unter ihnen kennen die Mordsucht des Habichts nicht. Dafür tragen andere nicht umsonst den Namen Habichtsadler: sie ähneln den Habichten nicht blos in ihrer Gestalt, sondern auch in ihrem Wesen. Im allgemeinen machen die Adler ihrem Namen Ehre: sie sind wirklich edle Vögel. Ihr Flug ist ausgezeichnet schön: es fehlt ihm das Unruhige, welches der Flug des Edelfalken oder des Habichts zeigt. Beim Angriff auf lebende Beute stürzt der gewaltige Vogel mit außerordentlicher Schnelle unter lautem hörbarem Rauschen hernieder, allerdings nicht schnell genug, um einen gewandt fliegenden Vogel zu ergreifen, aber immer noch rasch genug, um eine fliegende Taube einzuholen. Der Gang auf dem Boden ist ungeschickt; er besteht aus sonderbaren Sprungschritten, bei denen ein Bein um das andere bewegt wird, unter Zuhilfenahme der Flügel. Am Besten nimmt er sich aus, wenn er aufgebäumt hat. Dann hält er sich senkrecht, wie ein sitzender Mann, und macht einen wirklich erhabenen Eindruck auf den Beschauer. Die stolze Ruhe seines ganzen Wesens prägt sich am deutlichsten im Sitzen aus.

Unter den Sinnen steht zweifelsohne das Gesicht obenan, wie schon das herrliche Auge bekundet. Nächstdem dürfte das Gehör wohl am entwickeltsten sein. Der Adler vernimmt außerordentlich fein und gibt gegen starke Töne einen entschiedenen Widerwillen zu erkennen.



Auch Geruch und Gefühl sind in nicht verkennbarer Weise ausgebildet; nicht minder darf auch der Geist als wohlentwickelt bezeichnet werden. Im Freileben zeigt sich der Adler außerordentlich vorsichtig und scheu da, wo er Gefahr vermuthet, dreist und frech da, wo er früher ungestraft raubte; er richtet also sein Betragen nach den Umständen ein. In der Gefangenschaft schließt er sich nach kurzer Zeit dem Menschen an, welchen er früher ängstlich mied, und tritt mit ihm in ein Freundschaftsverhältniß, welches sehr innig werden kann. Wahrscheinlich würde man irren, wenn man annehmen wollte, daß dieses Verhältniß auf das Gefühl der Unterthänigkeit begründet sei; denn auch der gefesselte Adler ist sich seiner Kraft wohl bewußt und fürchtet sich durchaus nicht vor dem Menschen, falls dieser ihm feindlich entgegentreten sollte.

Der freilebende Adler nährt sich vorzugsweise von selbst erbeuteten Thieren, namentlich von Wirbelthieren; keine einzige Art aber von denen, welche ich kenne, verschmäht Nas, und es ist gänzlich unbegründet, wenn man behauptet hat, daß nur der Hunger den Adler zu solcher Speise zwingt. Er bevorzugt das lebende Thier, findet es aber sehr bequem, an einem bereits gedeckten Tische zu schmausen. Ein Kostverächter ist er überhaupt nicht; mit wenigen Ausnahmen ist ihm jedes Wirbelthier genehm. Fische gehören, wie es scheint, zu einem beliebten Beigericht, während Lurche nur in wenigen Arten Liebhaber zu finden scheinen. Der Adler raubt im Sitzen, wie im Laufen und selbst im Fliegen, erhebt die Beute, welche er ergriff und trägt sie, falls er dies vermag, einem bestimmten Futterplatze zu, um dort sie zu verzehren. Bei dem Angriff entfaltet er seine ganze Kraft und beweist dabei eine außerordentliche Erregung, welche in förmliche Wuth übergehen kann.

Die Fortpflanzung der nordischen Adlerarten fällt in die ersten Monate des Jahres. Der Horst ist ein gewaltiger Bau von sehr übereinstimmendem Gepräge. Er ist niedrig, aber sehr breit und seine Nestmulde flach. Starke Reiser, bei den größten Arten armsdicke Knüppel, bilden den Unterbau, feinere Reiser den obern, Reiser, welche zuweilen mit weichen Stoffen ausgekleidet werden, die Nestmulde. Sein Standort ist verschieden, in den meisten Fällen auf Bäumen, sonst auf einem möglichst unersteiglichen Felsvorsprunge, im Nothfalle auch auf dem flachen Boden. Das Gelege enthält ein einziges oder zwei, selten drei Eier, welche vom Weibchen allein bebrütet werden. Die Jungen werden von beiden Eltern groß gefüttert und genießen nach dem Ausfliegen eine Zeitlang sorgfältigen Unterricht; dann aber werden sie im eigentlichen Sinne des Wortes in die Welt hinausgeschleudert und führen nun mehrere Jahre lang ein unstetes Wanderleben, bis auch sie sich einen Gatten und später einen Nistplatz erworben.

Außer dem Menschen haben die Adler keinen Feind, welcher ihnen gefährlich werden könnte, wohl aber viele Gegner. Alle kleinen Falken, die Würger, Raben, Schwalben, Bachstelzen hassen sie und bethätigen dieses Gefühl durch Angriffe, welche zwar machtlos sind, die stolzen Räuber aber doch so arg behelligen, daß sie gewöhnlich das Weiße suchen, um die lästige Kotte los zu werden.

Unter allen Adlern gehen uns drei in Gestalt und Wesen nahverwandte am nächsten an, weil sie in unserm heimatlichen Erdtheile leben: der Stein-, der Gold- und der Königsadler. Sie sind es, welche schon von Alters her sich berühmt und gefürchtet gemacht haben, sie sind die Adler in dem allgemein giltigen Sinne.

Der Steinadler, der gemeine, schwarze, braune, ringelschwänzige, der Stock-, Berg- und Hasen- oder Rauchaufadler (*Aquila fulva*) ist der größte und stärkste, auch gedrungene gebaute unter seinen Verwandten. Seine Länge beträgt 2<sup>3</sup>/<sub>4</sub> bis 3 Fuß, die Breite 6<sup>3</sup>/<sub>4</sub> bis 7 Fuß, die Fittiglänge 1 Fuß 10 Zoll bis 2 Fuß, die Schwanzlänge 13 bis 14 Zoll. Erstere Maße gelten für das Männchen, letztere für das größere Weibchen. Beim alten Vogel ist der Kopf und Hinterhals rostbraunlich, das übrige Gefieder sehr gleichmäßig dunkelbraun, der Schwanz an seiner Wurzelhälfte weiß, sodann schwarz gebändert oder gefleckt, an der Endhälfte schwarz. Die Hosen sind braun, die Unterschwanzdeckfedern weiß; die Unterflügel zeigen einen großen weißen Flecken.

Der Goldadler (*Aquila chrysaetos*) ist bedeutend schlanker gebaut und kleinköpfiger. Seine Flügel und der Schwanz sind länger; doch erreichen erstere das Ende des letzteren nicht. Das Männchen wird bei ihm 36, das Weibchen 38 Zoll lang, jenes 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Fuß, dieses 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Fuß breit; der Fittig mißt ungefähr 28 Zoll, der Schwanz 13<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 14<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Zoll. Das Gefieder des alten Vogels ist durchgehends lichter, rostrothlicher, als bei dem Steinadler, was sich namentlich auf der Brust, an den Hosen und Unterschwanzdeckfedern zeigt. In der Achselgegend steht ein weißer Flecken. Der Schwanz ist in allen Kleidern auf bräunlichschgrauem Grunde mit

Der Goldadler (*Aquila chrysaetos*).

unregelmäßigen breiten schwarzen Querbinden gezeichnet. Die Endbinde ist schmaler als bei dem Steinadler.

Der Königs- oder Kaiseradler (*Aquila imperialis*) ist bedeutend kleiner als die genannten. Seine Länge beträgt nur 2 $\frac{1}{2}$  bis 2 $\frac{3}{4}$  Fuß, die Breite 6 bis 6 $\frac{1}{2}$  Fuß, die Fittiglänge 2 bis 2 $\frac{1}{2}$  Fuß, die Schwanzlänge 10 bis 12 $\frac{1}{2}$  Zoll. Das Weibchen kommt also an Größe noch nicht ganz dem Männchen des Steinadlers gleich. Der Leib ist gedrungen, der Schwanz verhältnißmäßig kurz, die Flügel aber sind so lang, daß sie über die Schwanzspitze hinausreichen. Ein sehr tiefes ungleichmäßiges Dunkelbraun ist die Grundfarbe der alten Vogel. Der Kopf und Nacken sind rostbraungelb, ein großer Flecken auf den Schultern oder hintersten Flügeldecken ist reinweiß, der Schwanz über der nicht sehr breiten Endbinde auf aschgrauem Grunde schwarz gebändert.

Stein- und Goldadler scheinen ziemlich dieselben Gegenden zu bewohnen; wenigstens sind wir der Zeit noch nicht im Stande, die Unterschiede anzugeben, welche sich hinsichtlich des Aufenthalts bemerkbar machen dürften. Man hat den einen wie den andern in allen Ländern Europas gefunden, da, wo es hohe Gebirge und große Waldungen gibt, gewiß. Außerdem sind beide in dem größten Theile Asiens und in dem Norden Amerikas beobachtet worden. Der Königsadler hingegen gehört dem Südosten unseres Erdtheils an. Er verbreitet sich von Ungarn und Galizien an durch alle nach Osten hin gelegenen Länder bis zur Mongolei. Nach Süden hin erstreckt sich sein Verbreitungskreis bis Indien.



Der Königs- oder Kaiseradler (*Aquila imperialis*).

Stein- und Goldadler sind Strichvögel; der Königsadler hingegen tritt jeden Winter eine Reise nach südlichen Ländern an. Gelegentlich dieser Wanderung erscheint er sehr regelmäßig in Griechenland und ebenso in Egypten oder von Nordasien aus in Indien. Jene sind Vögel des Gebirges, dieser bevorzugt die Ebene. Zum eigentlichen Wohnsitz erwählt der Steinadler, wie es scheint, unter allen Umständen eine Felswand im Gebirge; denn wahrscheinlich ist es der Goldadler, und nicht jener, dessen Horst man auf den Bäumen großer Waldungen gefunden hat. Der Königsadler horstet entweder auf Bäumen, im Nothfall aber selbst auf dem flachen Boden, so unglaublich dies auch klingen mag. In der Angabe dieses Aufenthalts dürften die Hauptunterschiede begründet sein, welche das Leben und Betragen der drei Adler bekundet. Falls man festhält, daß der Steinadler der stärkste, der Goldadler der gewandteste und der Kaiseradler der schwächste von den dreien ist, wird man ein ziemlich richtiges Lebensbild von allen gewinnen.

Der Adler, wie wir der Kürze halber fortan sagen wollen, hält mit großer Zähigkeit an dem einmal gewählten Gebiete fest. Dasselbe ist immer ein sehr ausgedehntes, wie es der bedeutende Nahrungsbedarf des Vogels erfordert. Von dem Nistorte aus unternimmt das Paar tagtäglich Streifzüge, häufig in derselben Richtung. Es verläßt den Ort der Nachtruhe erst längere Zeit nach Sonnenaufgang und streicht nun in ziemlich bedeutender Höhe kreisend durch das Gebiet. Bezüge werden in gewissem Sinne zur Straße; über ihnen pflegt der Adler



verhältnißmäßig niedrig dahinzustreichen, wenn die Berge hoch sind, oft in kaum Flintenschußnähe über dem Boden. Beide Gattungen pflegen gemeinschaftlich zu jagen und sich im Nothfall zu unterstützen; bei der Mahlzeit geht es jedoch keineswegs immer sehr friedlich her: eine ledere Beute kam selbst unter den zärtlichsten Adlergattungen Streit hervorrufen. Die Jagd währt bis gegen Mittag; dann kehrt der Räuber in die Nähe des Horstes zurück oder wählt sich einen andern sichern Punkt, um auszuruhen. Regelmäßig geschieht dies, wenn er im Fang glücklich war. Er sitzt dann mit gefülltem Kropf und lässig getragener Gefieder längere Zeit auf einer und derselben Stelle und gibt sich der Ruhe der Verdauung hin, ohne jedoch auch jetzt seine Sicherheit aus den Augen zu verlieren. Nachdem diese Ruhe vorüber, fliegt der Adler regelmäßig zur Tränke. Es ist behauptet worden, daß ihm das Blut seiner Schlachtopfer genüge: jeder gefangene Adler beweist das Gegentheil. Er trinkt viel und bedarf des Wassers noch außerdem, um sich zu baden. Bei warmem Wetter geht selten ein Tag hin, an welchem er letzteres nicht thut. Nachdem er getrunken und sich gereinigt, tritt er einen nochmaligen Raubzug an; gegen Abend pflegt er sich in der Luft zu vergnügen; mit Einbruch der Dämmerung erscheint er vorsichtig und ohne jedes Geschrei auf dem Schlafplatze, welcher stets mit größter Vorsicht gewählt wird. Dies ist, mit kurzen Worten geschildert, das tägliche Leben des Vogels.

Beim Fang verfährt er, je nach den Umständen, sehr verschieden. Der in der Luft kreisende Adler, welcher eine Beute erspäht, senkt sich in Schraubenlinien hernieder, um den Gegenstand genauer ins Auge zu fassen, legt, wenn dies geschehen, plötzlich seine Flügel an und stürzt mit weit vorgestreckten, geöffneten Fängen sausend schießend zum Boden herab, gerade auf das betreffende Thier los und schlägt ihm hier beide Fänge in den Leib. Er wagt sich auch an stärkere Thiere. Man hat beobachtet, daß er selbst den bissigen Fuchs nicht verschont; kleine Kinder sind wiederholt von ihm angegriffen und wenn sie nicht zu schwer waren, davon getragen worden; er hat sogar erwachsene Menschen aus freien Stücken angefallen. Nordmann erzählt hiervon ein ergötzliches Beispiel. „Ich erhielt“, sagt er, „einen Steinadler, dessen Gefangenahme mit folgenden ungewöhnlichen Umständen verknüpft war: Der hungrige und tollkühne Vogel stürzte mitten in einem Dorfe auf ein großes umhergehendes Schwein, dessen lautes Schreien die Dorfbewohner in Bewegung setzte. Ein herbeieilender Bauer verjagte den Adler, welcher seine schwere Beute nur ungern fahren ließ und, von dem fetten Schweinerücken sich erhebend, sogleich auf einen Kater stieß und sich, mit demselben beladen, auf einen Zaun setzte. Das verwundete Schwein und der blutende Kater stimmten einen herzzerreißenden Zweifang an. Der Bauer wollte nun zwar auch die Kaze retten, getraute sich aber nicht, dem grimmigen Vogel unbewaffnet nahe zu treten und eilte in seine Wohnung nach einem geladenen Gewehre. Als aber der Adler seinen Mahlzeitförer zum dritten Mal wieder erblickte, ließ er die Kaze fallen, packte und klammerte sich mit seinen Fängen an den Bauer, und nun schrien alle drei, der überrumpelte Jäger, das fette Schwein und der alte Kater, um Hilfe. Andere Bauern eilten herbei, packten den Adler mit den Händen und brachten den Missethäter gebunden zu einem Freunde von mir.“

Es ist höchst wahrscheinlich, daß alle oder wenigstens der größte Theil der Unthaten, welche man dem Geieradler ausgedeutet hat, auf Rechnung des Steinadlers und seiner Verwandten zu setzen sind. Es würde viel zu weitläufig sein, alle die Thiere aufzuzählen, auf welche der Adler Jagd macht. Unter unsern deutschen Vögeln sind nur die Raubvögel, die Schwalben und die kleinen schnellen Singvögel vor ihm sicher, unter den Säugethieren bloß die großen Wiederkäuer, Ein- und Viehhüter. Daß sie die Jungen der letzteren nicht verschonen, haben wir eben gesehen, daß sie auch kleine Thiere nicht verschmähen, ist durch hinlängliche Beobachtung festgestellt worden. In dem Horste siedeln sich namentlich Sperlinge an, und sie wohnen dem Anschein nach unbehelligt. Daß es aber dem Adler nicht an gutem Willen fehlt, sie abzuwürgen, beweist ein Beobachter, welcher den Steinadler Lerchen fangen sah. Viele Thiere, welche durch ihren Aufenthalt großen Schutz genießen, werden ihm dennoch zur Beute, weil er sie so lange jagt, bis sie ermattet sich ihm hingeben. So ängstigt er Schwimmbögel, welche sich bei seinem Erscheinen durch Tauchen zu retten suchen, bis sie nicht mehr tauchen können, dann nimmt er sie ohne Umstände weg.

Die gefangene und getödtete oder wenigstens halb erwürgte Beute wird vor dem Verzehren von dem Adler erst oberflächlich gerupft; nachdem Dies geschehen, fängt er beim Kopf zu fressen an, zertrümmert die Knochen desselben und frißt auch sie mit, falls ihm ersteres gelang. Bei größeren Vögeln läßt er nur den Schnabel liegen. Er frißt mit größter Vorsicht, sieht sich von Zeit zu Zeit um und lauscht nach allen Seiten hin. Nach der Mahlzeit putzt er sich den Schnabel sehr sorgfältig. Haare und Federn sind auch ihm ein dringendes Bedürfnis; sie



scheinen ihm zur Reinigung des Magens unentbehrlich zu sein. Nach vollendeter Verdauung ballen sie sich zu einem Klumpen zusammen, und diesen, das Gewölle, speit er aus, gewöhnlich alle fünf bis acht Tage einmal. Befommt er keine Haare oder Federn, so würgt er Heu oder Stroh hinab. Knochen, welche er sehr gern mit verschlingt, werden vollständig verdaut.

Der Adler horstet frühzeitig im Jahre, gewöhnlich schon Mitte oder Ende März. Die Eier sind verhältnißmäßig klein, sehr rundlich, rauhschalig und auf weißlichem oder grünlichgrauem Grunde unregelmäßig mit größeren und kleineren Flecken und Punkten, welche oft zusammenlaufen, gezeichnet. Man findet zwei bis drei Eier in jedem Horste, selten aber mehr als zwei Junge, oft nur ein einziges. Das Weibchen brütet ungefähr fünf Wochen. Die aus dem Ei geschlüpften Jungen sind wie andere Raubvögel dicht mit graulichweißem Wollflaum bedeckt. Ihre Ernährung geschieht ganz wie bei anderen Raubvögeln, jedoch in großartigerem Maßstabe. Beide Adler schleppen von nah und fern so viele Thiere herbei, als sie erlangen können. Dem kleineren Herdenvieh wird der Adler während der Brutzeit zu einer wahren Plage. Dies wissen die Gebirgsbewohner wohl und scheuen deshalb keine Gefahr, die Jungen im Neste auszuheben.

Jung aufgezogene Adler werden bald zahm und menschenfreundlich. Sie gewöhnen sich zuletzt so an ihren Gebieter, daß sie ihn vermissen, wenn er längere Zeit nicht bei ihnen war und ihn mit fröhlichem Geschrei begrüßen, wenn er wieder zu ihnen kommt. Gefährlich werden sie ihrem Herrn niemals. „In meinen Knabenjahren“, schreibt Graf Lazar, „hielt ich einen Königsadler längere Zeit lebend. Im Anfang vergriff er sich zuweilen an unsern Hühnern, nachdem er aber deshalb einige Gertenhiebe erhalten hatte, hütete er sich wohl, seine Streiche zu wiederholen. Er lief zuletzt frei im Hofe und Garten umher, ohne eines unserer Haushiere zu gefährden. Mich kannte er sehr gut; er kam sogleich, wenn ich ihn bei seinem Namen Pluto rief; Fremde und Hunde hingegen konnte er nicht leiden: erstere griff er an, wenn sie sich ihm näherten, und die Hunde suchte er sich stets vom Leibe zu halten. Seine Angriffe auf Menschen waren nicht gerade gefährlich, aber doch sehr fühlbar. Er gebrauchte hämlich seine Krallen nur in der unschädlichsten Weise, theilte dafür aber Flügelhiebe aus, welche stets blaue Flecken hervorriefen.“

Bei einigermaßen genügender Pflege hält der Adler lange Jahre in der Gefangenschaft aus. In der kaiserlichen Hofburg zu Wien, wo nach einer alten Sitte aus dem Hause der Regenten Habsburgs durch mehrere Jahrhunderte hindurch lebende Adler in der Gefangenschaft gehalten und sorgfältig gepflegt wurden, lebte ein Goldadler vom Jahre 1615 bis 1719, und in Schönbrunn starb im Jahre 1809 ein Adler derselben Art, welcher fast volle 80 Jahre in der Gefangenschaft zugebracht hatte.

Der Stein- oder Goldadler wird von den Vajschiren zur Jagd abgerichtet und leistet auf Hochwild ganz vortreffliche Dienste, während der Königsadler als Vajsbogel nur in geringem Ansehen steht. Bei den Mongolen sind Schwung- und Steuerfedern aller großen Adler hoch geschätzt und werden deshalb theuer bezahlt. Sie dienen zur Herstellung der Pfeile, werden aber auch als Opfergaben den Göttern dargebracht. Die Indianer Amerikas nehmen den großen Adler gern aus dem Horste, um ihn aufzuziehen, und sammeln alsdann seine Schwanzfedern, welche bei ihnen einen großen Werth haben: — eine einzelne Feder wird für den Werth eines Dollars verkauft. Die Federn sind bei allen indianischen Völkerschaften von Nordamerika Zeichen ihrer Heldenthaten, und bei den meisten derselben steckt man eine solche Feder für die Erlegung eines Feindes auf. Die Indianer verzieren ferner ihre großen Federhauben damit, indem die Federn aufrecht in einer langen Reihe auf einem rothen Tuchstreifen befestigt werden, an welchem oben eine Federmütze angebracht ist. Auch an ihren Waffen befestigen die Indianer öfters Adlerfeder, oder sie tragen sie in den Haaren, und der Flügel dient ihnen als Fächer. Eine Adlerfeder auf dem Golpat gehört zur Tracht des ungarischen Adels und der Husaren.

Häufiger, als irgend einer der großen Adler, lebt in Deutschland ein anderes Mitglied der Sippe, der Schrei-, Rauchfuß-, Schellen-, Gänse-, Enten- oder russische Adler (*Aquila naevia*). Er ist bedeutend kleiner, als seine großen Verwandten. Man unterscheidet mehrere Arten von Schreiadlern, welche weit verbreitet, jedoch viel beschränkter als der Steinadler sind. In Deutschland sind es hauptsächlich die nördlichen und alle östlichen Länder, welche den Vogel beherbergen. Außerdem findet er sich von Galizien und Ungarn an durch ganz Rußland und Asien, auch im Süden dieses Erdtheils. In Nordafrika ist er während des Winters sehr häufig; er liebt feuchte und bezüglich juncpfige Gegenden, siedelt sich deshalb vorzugsweise in Auwäldern und bezüglich in Laubhölzern an. Hinsichtlich seines Wesens steht er weit hinter seinen Verwandten zurück. Er ist der feigste und harmloseste Adler, welchen man kennt. Sein

Wesen ist faust, viel mehr busjard- als adlerartig; schon sein Aussehen, sein Blick betunden dies. Im Sitzen sieht er sehr unedel aus, im Flug hingegen zeigt er sich als echter Adler.

Seine Nahrung besteht aus kleinen Wirbelthieren; Frösche und Mäuse bilden seine hauptsächlichste Beute. Die Stimme ist ein weitgeschallendes Geschrei, welches man durch die Silben „Def jef“ wiedergegeben hat. Der Horst steht immer auf Bäumen, vorzugsweise auf Buchen, da, wo diese fehlen, aber auch auf Nadelbäumen. Er ist verhältnißmäßig klein, schlecht und unmordentlich gebaut, oben sehr flach und oft, wie der Horst des Habichts, mit grünen Zweigen verziert. Jung aufgezogene Schreiadler werden ebenso zahm, als irgend ein anderer Raubvogel; selbst alt erbeutete gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft. Doch gehören diese Adler nicht gerade zu den liebenswürdigsten Raubvögeln: sie sind langweilig.

Weit anziehender, als die Schreiadler, sind die kleinsten Mitglieder der Familie, die Zwergadler. Die in Deutschland vorkommenden Zwergadler sind in Gestalt und Größe ungefähr ebenso nah verwandt, wie Stein- und Goldadler. Bei beiden beträgt die Länge des Männchens  $1\frac{1}{2}$  Fuß, die Breite 3 Fuß 7 Zoll; der Fittig mißt  $13\frac{3}{4}$ , der Schwanz  $7\frac{1}{4}$  Zoll. Das Weibchen ist etwas größer.

Beim gestiefelten Adler (*Aquila pennata*) ist der Kopf auf der Stirn gelblichweiß, auf dem Scheitel dunkel in der Länge gefleckt; Genick und Nacken sind röthlichbraun, der Mantel und die Flügel schwarzbraun, mit lichter Schattirung, welche durch die hellen Federränder entsteht, und da sie auch an den großen Flügeldeckfedern sich zeigt, zwei undeutliche Binden über die Flügel bildet; die Schulterstelle ist, wie bei dem alten Goldadler, weiß; die an der Spitze lichtgesäumten Steuerfedern sind oben dunkelbraun, unten lichtgrau; die Unterseite ist auf lichtgelblichem Grunde mit braunen Schaftflecken gezeichnet, welche an der Kehle und Brust am dichtesten, am Unterleib aber am dünnsten stehen und auf den Hosen theilweise fehlen. Das Auge ist hellersfarben, der Schnabel am Grunde hellblau, an der Spitze schwarz, der Fuß citronen-, die Wachshaut strohgelb.

Der Zwergadler (*Aquila minuta*) hingegen ist auf Kopf und Nacken matt roßbraun, mit schwärzlichen, auf dem Vorder Scheitel besonders hervortretenden Längsflecken, auf dem Mantel dunkelbraun, auf den längeren Schulterfedern schwarzbraun, auf den übrigen Mantelfedern erdbraun, auf dem Schwanz mattbraun mit drei bis vier deutlich schwärzlichen Binden und hellerer Spitze, auf dem ganzen Unterkörper gleichförmig tief dunkelbraun mit kaum bemerkbaren schwärzlichen Schaftstrichen. Ein Ring um das Auge ist dunkler, die Hosen, Fußwurzeln und Unterschwanzdeckfedern sind etwas heller braun, als der übrige Unterkörper. Die weißen Schulterflecke sind ebenfalls vorhanden. Das Auge ist braun, der Schnabel an der Wurzel bläulich, an der Spitze schwarz, die Wachshaut und die Zehen sind citronengelb.

Der Süden und Südosten unseres Erdtheils, Spanien, Griechenland, Ungarn, Galizien und Siebenbürgen sind die Heimat der Zwergadler. Von Asien wissen wir, daß sie in ganz Indien und auf Ceylon sich finden. In Europa scheinen sie nur im Sommer vorzukommen; mit Beginn des Herbstes treten sie eine große Wanderung an und zeigen sich dann zuweilen recht häufig in Egypten oder selbst in den Urwäldern des oberen Nilgebiets.

Die Zwergadler sind echte Edeladler in Geist und Wesen. Sie unterscheiden sich von ihren größeren Verwandten nur durch größere Gewandtheit und geringere Vorsicht. Ihr Flug ist schnell, kräftig und leicht, auf lange Zeit hin schwebend, beim Angriff auf die Beute Pfeilschnell. Zu ihrer eigenen Belustigung kreisen die Zwergadler in höchst anmuthiger Weise lange Zeit über ein und derselben Stelle umher; sie lieben es auch, in bedeutende Höhen emporzusteigen; bei ihrer Jagd hingegen schweben sie ziemlich niedrig über dem Boden dahin und rütteln nicht selten nach Art der Thurnfalken. Zum Aufbäumen wählen sie seltener die höchsten Spitzen der Bäume, vielmehr niedere Nester derselben. Hier sitzen sie aufrecht, oft lange Zeit, ohne ein Glied zu bewegen. Sie achten jedoch auf Alles, was um sie vorgeht und am allermeisten auf ein sich ihnen etwa bietendes Wild. Männchen und Weibchen halten sich stets zusammen, auch auf dem Zuge.

Die Stimme ist verschieden; man gibt sie durch die Silben „Koch Koch kei kei“, oder durch „Wüdwüdw“ wieder.

Die Zwergadler sind sehr tüchtige Räuber, und kleine Vögel sind das Wild, welchem sie nachstellen. Mäuse und andere kleine Säugethiere verschmähen sie ebenso wenig. Sie fangen im Fluge und im Sitzen mit großer Geschicklichkeit.

In den letzten Tagen des April schreitet der Zwergadler zur Fortpflanzung. Er horstet am liebsten in Laubwäldern in der Nähe größerer Flüsse, gern in Gesellschaft, zu zwei bis drei Paaren in einem Walde. Der Horst steht auf der Spitze hoher Bäume und ist aus junger-



dicken, dünnen Nesten zusammengebaut. Die kaum merkliche Nestmulde ist mit feinem Reisig und einigen wenigen grünen Blättern ausgekleidet. Anfangs Mai findet man zwei Eier, welche den Eiern unseres Habichts täuschend ähneln. Sie sind zwei Zoll lang, sehr rundlich, ihr Korn ist grob; gewöhnlich sind sie auf gelblichem oder weißgrünlichem Grunde mit kleinen rostgelben oder rostrothen Punkten und Flecken bedeckt. In der zweiten Hälfte des Juni schlüpfen die Jungen aus. Sie sind mit sehr langen und seidenweichen Flaum von lichter, auf dem Kopfe gilblicher Farbe bekleidet, erhalten aber bald das beschriebene Nestgefieder. Das Paar ist außerordentlich zärtlich. Während das Weibchen brütet, sitzt das Männchen stundenlang auf demselben Baume, ja es löst die Gattin auch einigemal des Tages d. h. nicht bloß in den Mittagstunden, den Brüten ab. Während der Brutzeit legt der Zwergadler eine außerordentliche Kühnheit an den Tag: er greift alle größeren Raubvögel mit Wuth an. „Ein Paar Zwergadler (Aquila minuta)“, erzählt Wodzicki, „hatte unweit des Horstes eines Seeadlers den seinigen gegründet und wußte sich den großen Räubern gegenüber eine so hohe Achtung zu verschaffen, daß die Seeadler sich schließlich nie nach der Seite hin wagten, wo die Zwergadler hausten. Die sich täglich vor meinen Augen wiederholenden Kämpfe waren sehr anziehend. Später, als das Weibchen brütete, versah das Männchen allein diesen Wachdienst. Milane und Habichte wurden in gleicher Weise verjagt.“

Gegen den Uhu zeigt der Zwergadler einen tödtlichen Haß. „Ich wollte“, schreibt Lázár, „Schreiadler schießen, stellte meinen Uhu deshalb auf einer abgemähten Wiese auf und zog mich wartend hinter einen Heuhaufen zurück. Da sah ich einen kleinen braunen Raubvogel heranziehen mit solcher Eile, daß ich kaum Zeit hatte, mein Gewehr zu ergreifen. Der Zwergadler, als welchen ich den Raubvogel bald erkannte, stieß mit voller Gewalt auf den Uhu. Das Gewehr knallte, aber der Vogel flog unbeschädigt davon. Doch entfernte er sich nicht, sondern erhob sich nur in eine Höhe von etwa 500 Fuß und kreiste hier wohl über eine halbe Stunde über dem Uhu. Endlich stieß er abermals herunter und kam in vollkommen gerechtere Schußnähe; mich aber hatte das Jagdsieber ergriffen; ich schoß und — schoß zum zweiten Male vorbei. Als sich jetzt der Adler entfernte, hatte ich alle Hoffnung verloren; allein nach zehn Minuten kam er nochmals zurück, kreiste wiederum und stieß zum dritten Male hernieder. Jetzt streckte ich ihn zu Boden.“

Ueber den gefangenen Zwergadler ist wenig zu berichten. Die solche gehalten haben, rühmen sie als höchst anmuthige, zierliche Vögel, welche nach kurzer Zeit in hohem Grade zahm werden.

In Spanien wird der Zwergadler zuweilen in eigenthümlicher Weise abgerichtet, nämlich aus einem Haufen Nummern, welche man einem derselben vorhält, einzelne mit dem Schnabel herauszulesen, diese somit zu wählen, um sie als Glücksnummern zum Lottospiel den Vorübergehenden annehmlich zu machen.

Ein unserm Stein- oder Goldadler vollkommen ebenbürtiger Raubvogel bewohnt Australien. Er steht den eigentlichen Edeladlern in Gestalt und Färbung sehr nahe, unterscheidet sich aber durch seinen gestreckten, aber doch kräftigen Schnabel, seinen langen, stark abgestuften Schwanz und die langen Federn am Hinterhalse von ihnen, sowie von den übrigen Arten der Familie und ist deshalb zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben und Bussardfalkenadler (Uroaetus) genannt worden.

Der Keilschwanzadler (Uroaetus audax) ist 3 Fuß 1 Zoll lang und bis 6 Fuß 8 Zoll breit. Der Kopf, die Gurgelgegend und die Ober- und Unterseite sind schwärzlichbraun, die Federn an den Rändern und an der Spitze blaßbraun, namentlich die des Flügels und der Oberschwanzdecke; der Rücken und die Halsseiten sind rostfarbig. Das Auge ist rußbraun, die Wadshaut und ein nackter Streifen um das Auge sind gelblichweiß, der Schnabel an der Wurzel ist gelblichhornfarben, an der Spitze gelb, der Fuß hellgelb. Bisher hat man nur diese eine Art der Keilschwanzadler gefannt; es scheint jedoch, als ob Australien deren mindestens zwei beherberge. Beide Arten oder Abarten bewohnen ganz Australien und sind nirgends selten. Man findet sie ebensowohl im tiefen Walde, als in den Ebenen, paarweise und in Gesellschaften. Alles, was die Schriftsteller von dem Muth, der Kraft und der Raubsucht des Steinadlers erzählen, paßt auch auf den Keilschwanzadler. Er raubt alle kleinen Arten von Kängurus, welche sich auf den Ebenen und offenen Hügeln vorfinden, bewältigt den edeln Trappen und ist der größte Feind der Schafherden, welche schreckliche Niederlagen von ihnen erleiden. Die großen Kängurus vermag er nicht zu bewältigen, wohl aber die Jungen. Auf das Ras fällt der Keilschwanzadler mit der Eier der in Australien fehlenden Geier.

Der Horſt wird auf den unzugänglichſten Bäumen angelegt, nicht immer hoch über dem Boden, aber regelmäßig ſo, daß er faſt unerſteiglich iſt. In vielen Waldungen ſieht man eine Menge von unbewohnten Horſten als zurückgebliebene Wahrzeichen aus jenen Tagen, in welchen dieſe Waldungen der Fuß des weißen Mannes noch nicht betreten hatte. Der Reiſſchwanzadler iſt namentlich bei dem Aſe leicht zu erlegen und noch leichter in Fallen aller Art zu fangen. Er wird auch von den Eingebornen oft jung aus dem Nefte gehoben, in den Küſtenſtädten aufgezogen und dann nach Europa geſendet. In unfern Thiergärten iſt er eine gewöhnliche Erſcheinung.

Ein ſchlanker Leib, verhältnißmäßig kurze Flügel, deren Spitzen das Ende des ſehr langen Schwanzes nicht erreichen, hohe, bis zu den Fehen herab befiederte Füße, hohe Fußwurzeln und große, kräftige Fänge mit langen, ſach gebogenen Nägeln, ſowie endlich ein langgeſtreckter, aber doch ſtarker Schnabel kennzeichnen die Sippe der Habichtsadler (*Pseudaëtus* — *Eudolmaëtus* oder *Aſturaëtus*), welche in Süden Europas durch ein Mitglied vertreten wird, nämlich den Habichtsadler (*Pseudaëtus Bonellii*). Derſelbe iſt 2 Fuß 4 Zoll lang und 4 Fuß 10 Zoll breit; der Fittig mißt 1 Fuß 5 Zoll, der Schwanz 10 Zoll; das Weibchen etwas größer. In ausgefärbten Kleide ſind die Stirn und ein Streifen über dem Auge weiß, der Scheitel und der Nacken auf braunem Grunde dunkler geftrift; der Ober Rücken iſt weiß mit ſchwarzbraunen Flecken an den Federkanten, der Mantel einfarbig dunkelbraun, der Unter Rücken ſchwarzbraun, die Oberſchwanzdecke weißlich und braun gemarmelt; Kehle, Bruſt und Bauchmitte ſind auf weißem Grunde durch ſchwarze Schaftflecke, die Hüften aber durch breite, dunkle, zackige Bandflecken gezeichnet, die innern Schenkel wie die Laufbefiederung roſtbräunlich und grau gemellt mit ſchwarzen Längsflecken; der Schwanz iſt auf der Oberſeite graubraun, mit weißgeſümmter Endbinde und ſieben ſchmalen, zackigen, dunkeln Querbinden, auf der Unterſeite weißgelblich überlaufen und braungrau getüpfelt. Das Auge iſt erzeleb, der Schnabel hornblau, die Wachshaut ſchmuzig-, der Fuß graugelb.

Der Habichtsadler, welcher auch ſchon in Deutschland erlegt worden iſt, bewohnt ziemlich häufig Spanien, Südditalien, Griechenland und die Türkei, Nordweſtafrika und ganz Indien, vom Himalaya an bis zum äußerſten Süden. In Griechenland und Südditalien iſt er nicht ſelten, in Spanien und Algier der häufigſte Adler. Waldloſe Gebirge mit ſteilen Felsenwänden bilden hier ſeine Wohnſtze; in Indien hauſt er vorzugsweiſe in hügeligen, mit Dſchungeln bewachſenen Gegenden. Er iſt ein außerordentlich gewandter, muthiger, kühner, ja ein dreifſter, frecher Vogel, welcher geiſtig dem Habicht vollkommen ähnelt, ihn aber durch leibliche Begabungen vielfach übertrifft; er vereinigt die Schnelligkeit des Falken mit der Gewandtheit des Sperbers, den Muth des Adlers mit der Blutgier des Habichts. Seine Jagd gilt ebenſo vielen Thieren als die Jagd des Steinadlers, und alle Thiere, denen der Habichtsadler nachſtellt, kennen ſeine Furchtbarkeit wohl und juchen dem Räuber deſhalb ſo ſchleimig wie möglich zu entgehen. Der Horſt ſteht, wie es ſcheint, ſtets in Höhlungen ſteiler Felsenwände, an möglichſt geſicherten Stellen.

Die nächſten Verwandten des Habichtsadlers ſind die Haubenadler (*Spizaëtus*). Auch ſie ſind ſchlank gebaute Adler mit verhältnißmäßig kurzen Flügeln, langem Schwanz und hohen, aber kräftigen Füßen, haben jedoch einen mehr oder weniger deutlichen Schopf am Hinterkopfe.

In Afrika lebt das größte und ſtärkſte Mitglied dieſer Gruppe, der Kampfadler (*Spizaëtus bellicosus*). Er iſt ein mächtiger Vogel von beinahe 3 Fuß Länge und entſprechender Breite; die Fittiglänge beträgt 2 Fuß, die Schwanzlänge 14 Zoll. Sein Gefieder iſt ſehr einfach gefärbt. Auf der Oberſeite iſt ein angenehmes Braun oder Aſchgraubraun die herrſchende Farbe, auf dem Kopfe miſcht ſich Schwarzbraun — die Schaftzeichnung der einzelnen Federn. — ein, auf dem Mantel zeigen die einzelnen Federn lichtere Ränder, wodurch auch eine Flügelbinde entſteht, gebildet durch die Spitzenränder der größeren Flügeldeckfedern. Ein weißliches Band verläuft über den Augen nach dem Hinterkopfe zu und verliert ſich in der kurzen, breiten Hülle. Die ganze Unterſeite iſt weiß, bläulich überflogen, faſt fleckenlos. Der Schwanz iſt oben dunkel-, unten lichtbräunlich aſchgrau, ſechſmal dunkler in der Quere gebändert; die großen Schwingen ſind an der Außenſahne ſchwarz, an der Innenſahne heller und dunkler gebändert; die unteren Flügeldeckfedern ſind reinweiß. Das Auge iſt graubraun, die Wachshaut grünlichblau, der Schnabel ſchwarz, der Fang bleigrau.

Der Kampfadler wählt ſich einen vereinzelt ſtehenden Baum zu ſeinem Standorte; denn er iſt ſehr mißtrauiſch und liebt es, zu ſehen, was um ihn vorgeht. Von hieraus durchſtreift das Paar ein weites Gebiet. Seine gewöhnliche Beute beſteht aus kleinen Antilopen und Haſen; auch wird er die vielen Wildhühnerarten nicht verſchonen. Sein ganzes Weſen befundet,





Laufbefiederung, die Wurzelhälfte der Steuerfedern und drei quer über den Schwanz verlaufende Binden sind weißlich; das Auge ist hochgelb, der Schnabel hornblau, an der Spitze dunkler, an der Wurzel heller, die Wachshaut hellgelb, der Fuß strohgelb. Die Länge beträgt  $19\frac{3}{4}$  Zoll; das Weibchen ist etwas größer.

In den Waldungen des oberen Nilgebietes ist der Schopfadler eine ziemlich häufige Erscheinung. Hier sieht man ihn in den Wipfeln der Mimosen nahe am Stamme ruhig sitzen und höchst ernsthaft mit seiner Hölle spielen. Bald kraucht er die Stirn, schließt die Augen halb und richtet nun seine Krone auf, daß sie senkrecht steht, breitet wohl auch die einzelnen Federn seitlich aus und sträubt dabei das übrige Gefieder; bald legt er die Hölle wieder glatt auf den Nacken nieder. Diese wichtige Beschäftigung treibt er halbe Stunden lang, ohne sich zu regen. Er ist dann ein Bild vollendeter Trägheit, ein sehr wenig versprechender Raubvogel. Doch lernt man den Träumer bald auch von einer andern Seite kennen, sobald er etwas Jagdbares bemerkt: ein Mäuschen, eine Feldratte, ein Erdsichhörchen, ein girrendes Täubchen, ein Flug Webervögel etwa. Blitzschnell streicht er mit kurzen, raschen Flügel schlägen ab, wendet sich, unserm Habicht vergleichbar, gewandt durch das dichteste Gestrüpp, jagt der erspäheten Beute eifrig nach und ergreift sie fast unfehlbar. In Betragen und Wesen läßt er sich nur mit unserem Habicht vergleichen. Er ist ebenso frech und raublustig wie dieser und im Verhältniß zu seiner Stärke unbedingt der beste Räuber des Waldes. Nur den geordneten Waldstaat, der altweltlichen Affen beunruhigt er ebensowenig, wie alle übrigen Adler der Osthälfte unserer Erde. Bei einer Gesellschaft, welche unter sich das ausgeprägteste Schutz- und Trutzbündniß geschlossen hat, würde er schlechte Geschäfte machen.

Der Schopfadler wird selten als Gefangener nach Europa gebracht. Bei geeigneter Pflege hält er sich Jahre lang im Käfig; denn er ist hart und gegen Einflüsse des Klimas wenig empfindlich.

Im Süden Amerikas wird der Schopfadler durch mehrere Verwandte vertreten, welche wir zum Unterschiede Würgadler nennen wollen. Sie bilden die Sippe *Pternura*. Ihre Kennzeichen liegen in den verhältnißmäßig langen Flügeln, in denen die fünfte Schwinge die längste ist, und den zwar hohen, aber sehr kurzzeihigen Füßen. In allem Uebrigen ähneln sie den Hauben- und noch mehr den Schopfadlern. Eine der stattlichsten Arten dieser Gruppe ist der *Urutaurana* (*Pternura Tyrannus*). Er ist ein Vogel von der Größe unseres Schreiadlers. Seine Länge beträgt 26 Zoll, die Breite 50 Zoll, der Fittig mißt 16 Zoll, der Schwanz 14 Zoll. Das Weibchen ist etwas größer. Der Kopf, die Kehle, der Nacken und die Oberbrust sind schwarz, alle Federn der Oberseite einfarbig, die der Unterseite auf schwarzbraunem Grunde weißlich getupfelt, die Schwingen und Schwanzfedern fünf bis sechsmal weißlich gebändert. Die Schwanzfedern, welche durch fünf hellere Querbinden gezeichnet und weiß gerandet sind, erscheinen von oben betrachtet graubraun, von unten gesehen weißgrau. Die Hofen und das Schenkelgefieder sind ebenfalls getupfelt. Das Auge ist orangengelb, der Schnabel hornschwarz, die Wachshaut graugelblich, der Fuß blasgelb.

Der *Urutaurana* bewohnt die Waldungen des mittleren Brasiliens; er soll aber nirgends häufig sein. Als noch seltner gilt der Würgadler aus Mittelamerika (*Pternura Isidori*), ein ebenso schöngefärbter als ziellicher Raubvogel.

Ein Gefangener der Art erwies sich anfänglich außerordentlich scheu und wüthend. Er machte nicht bloß von seinen Fängen, sondern auch von seinem Schnabel umfassenden Gebrauch. Lange Zeit tobte er im Käfig umher, sobald sich diesem Jemand nähete, und mit dem Würger stand er monatelang auf gespanntem Fuße. Allgemach ist er einigermaßen zahm geworden, sitzt wie andere Adler aufgerichtet auf seiner Stange stundenlang ruhig auf einem Beine, und nur die lebhaften Augen beweisen, daß er seiner nächsten Umgebung vollkommene Aufmerksamkeit widmet. Seine Hölle richtet er fast immer auf, und nur wenn er frißt, legt er sie platt auf den Nacken. Sein Blick ist wild und feurig, viel mehr habicht's- als adlerartig; demungeachtet sieht der Adler stolz und nicht tödtlich aus. Seine Stimme ist ebenfalls wohlklingend und im Vergleich zu der anderer Raubvögel leise.

\*

Neben den Würgadlern beherbergen die brasilianischen Wälder noch andere eigenthümliche Raubvögel, welche wir Sperberadler (*Morphnus*) nennen wollen. Sie haben die Größe, die Stärke und den stolzen Anstand der Adler, aber die Gestalt der Habichte. Die bekannteste Art dieser Gruppe ist der gehäubte Sperberadler (*Morphnus guianensis*). Seine Länge



beträgt 25 Zoll, der Schwanz mißt 11 bis 12 Zoll. Das auffallend lockere, eulenartige Gefieder, welches sich am Hinterkopfe zu einem 6 Zoll langen Federschopf verlängert, verändert sich mit dem Alter des Vogels. Kopf, Hals, Brust, Bauch, Steiß und Schenkel sind weiß, ungefleckt, nur hier und da ein wenig gelblich beschmutzt, die Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern blaßgraurothlich, weil die einzelnen Federn hier sehr fein graurothlich quer gefleckt, punkirt und marmelirt sind. Die Schwingen sind schwarzbraun mit schmalen graurothlichen Querbinden. Die Schwanzfedern sind ihnen ähnlich gezeichnet. Im Alter soll der Vogel dunkler werden.

Der Sperberadler ist über den größten Theil Südamerikas verbreitet und hält sich ebensowohl in der Küstenwaldung wie in den Dasen der Steppen, am liebsten aber an Flußufern auf. Man sieht ihn in den Lüften kreisen und erkennt ihn leicht an dem blendend weißen Gefieder, welches von dem dunkelblauen Himmel lebhaft absticht, auch zeichnet er sich noch durch sein lautes Geschrei aus. Er wählt sich die dürren Wipfel hoher Bäume zu seinen Ruheplätzen, verweilt hier stundenlang, ohne sich zu rühren und richtet dann zuweilen seinen herrlichen Federschopf empor. Seine Jagd gilt Säugethieren und Vögeln. Die Jagd des Sperberadlers hat der hohen Bäume wegen ihre großen Schwierigkeiten, sie gelingt fast nur den Büchschützen oder den Indianern.

Eine gewisse Verwandtschaft mit dem eben beschriebenen Raubvogel zeigt der gewaltigste aller Adler, welche im Süden Amerikas leben, die Harpyie (*Harpia destructor*). Er ist der Habichtsadler in seiner Vollendung. Der Leib ist sehr kräftig, der Kopf groß, der Schwanz breit, lang und stark, der Fittig aber kurz und stumpf. Ganz auffallend stark sind die Waffen. Der Schnabel ist ungemein hoch und kräftig, mit stark gerundeter Kuppe und geschärftem Rand, welcher unter dem Nasenloche eine Ausbiegung und davor einen stumpfen Zahn bildet. Der Fuß ist stärker als bei jedem andern Raubvogel, der Fang sehr groß und jede der langen Zehen noch mit einer außerordentlich großen, dicken und stark gebogenen Kralle bewehrt. Der Lauf ist hinten bis zur Ferse nackt, vorn bis zur Mitte herab befiedert, an den nackten Stellen mit großen Tafelschuppen bekleidet. Das Gefieder ist reich und weich, fast wie bei den Eulen, im Nacken zu einer langen und breiten, aufrichtbaren Holle verlängert. Kopf und Hals sind grau, die verlängerten Nackenfedern, der ganze Rücken, die Flügel, der Schwanz, die Oberbrust und die Numpfsseiten sind schiefer schwarz; der Schwanz ist dreimal weißlich gebändert. Die Unterbrust und der Steiß sind weiß; der Bauch ist auf weißem Grunde schwarz getüpfelt; die Schenkel sind auf gleichfarbigem Grunde schwarz gewellt. Der Schnabel und die Krallen sind schwarz, die Beine gelb; das Auge ist rothgelb. Die Länge der Harpyie beträgt 3 Fuß 2 Zoll, die Fittiglänge 9 Zoll 6 Linien, die Schwanzlänge 1 Fuß 1 Zoll. Die Mittelzehe ist 3 Zoll lang und trägt noch eine Kralle von gleicher Länge.

Von Mexiko an bis zur Mitte Brasiliens und vom atlantischen bis zum stillen Weltmeere scheint die Harpyie in keinem größeren Walde Südamerikas zu fehlen. Im Gebirge bewohnt sie jedoch nur die tieferen heißeren Thäler; in die Höhe hinauf versteigt sie sich nicht. Sie ist, wo sie vorkommt, ein wohl bekannter, seit alterzgrauer Zeit in hoher Achtung stehender Raubvogel, über dessen Leben und Treiben von jeher nach Herzenlust gefabelt wurde. Bereits die ersten Beschreiber amerikanischer Erzeugnisse oder Thiere insbesondere erwähnen dieses Vogels, und jeder weiß schier Unglaubliches zu berichten. So wurde erzählt, daß die Harpyie, welche fast so groß wie ein Schaf wäre, auch gezähmt den Menschen um der geringsten Ursache willen anfallt, daß sie heftig wild und verdrießlich sei, demungeachtet aber wohl gebraucht werden könne, weil sie sich leicht zur Jagd abrichten lasse. Und weiter wurde versichert, daß ein einziger Schnabelhieb der Harpyie hinreiche, den Schädel eines Menschen zu zertrümmern, und der Bericht läßt durchblicken, daß der Raubvogel recht häufig Gebrauch von seiner Kraft mache. Erst die neueren Beobachter führen die Uebertreibungen auf ihr rechtes Maß zurück.

Die Harpyie bewohnt die feuchten, wasserreichen Waldungen Südamerikas innerhalb der angegebenen Grenzen und hier vorzugsweise die Flußufer, welche, wie überall, das Leben vereinigen. Der Vogel kommt überall vor, ist jedoch nirgends häufig, wahrscheinlich nur deshalb, weil seine Federn seit uralter Zeit einen überaus geschätzten Schmuck der Indianer bilden und er deswegen hart verfolgt wird. Nach Art des Habichts sieht man ihn selten auf hohen Bäumen, vielmehr regelmäßig auf den untern Nesten sitzen. Von hieraus erhebt er sich mit kurzem, stoßweisen, aber pfeilschnellen Fluge zunächst senkrecht in die Höhe, kreist wenige Minuten und stürzt sich, wenn er so glücklich war, Beute zu erspähen, mit Gewalt auf diese herab.



Die Harpyie (*Harpyia destructor*).

Soviel aus den verschiedenen Angaben hervorgeht, verschmäht die Harpyie kein höheres Wirbelthier, vorausgesetzt, daß dasselbe durch seine Größe oder Weichhaftigkeit nicht vor ihr geschützt ist. Einige Beobachter sind geneigt, zu glauben, daß sie nur Säugethiere und zwar vorzugsweise Affen und Faulthiere angreift; Tschudi aber beobachtete, daß sie auch Vögeln eifrig nachjagt. „Kein Raubvogel“, sagt er, „wird von den Indianern so sehr gefürchtet, wie die Harpyie. Ihre Größe, ihr Muth und ihre Verwegenheit machen sie in der That zu einem der gefährlichsten Feinde der Pflanzungen Perus, und sie wird deshalb, wo sie sich nur blicken läßt, mit der größten Wuth verfolgt. In vielen Waldgegenden ist es den Indianern ganz unmöglich, Federvieh oder kleine Hunde zu halten, da dieser unersättliche Raubvogel dieselben mit bewunderungswürdiger Kühnheit entführt. Wir haben gesehen, daß eine Harpyie neben einem Indianer, der kaum drei Schritte von seinen Hennen entfernt stand, auf eine derselben herunterstürzte und sie mit sich forttrug. In den Wäldern findet sie reichliche Nahrung an den zahlreichen Penelope- und Steinhühnern; sie richtet aber auch unter den Eichhörnchen, Beuteltatten und Affen bedeutende Verwüstungen an. Wenn eine Schaar dieser letzteren die Nähe einer Harpyie wittern, erheben sie ein klägliches Geschrei, flüchten sich alle womöglich auf einen



Baum und suchen sich in dem dichtesten Laubwerk zu verstecken. Die hilflosen Thiere haben ihren Feinden gegenüber nur jämmerliche Klageklänge.“ Die Makusiis versicherten Schomburgk, daß die Harpyie der größte Feind der Brüllaffen sei, Rehe und selbst Kinder fortschleppe, auch auf die Faulthiere Jagd mache und diese in Stücken von dem Aste reiße, an welchen sie sich angeklammert haben.

Der Horst steht auf den höchsten Bäumen und hat die Größe eines Niesenstorchnestes. Nach Aussage der Indianer wird er jahrelang benutzt.

D'Orbigny erzählt, daß die Harpyie von den Indianern sehr häufig aus dem Neste genommen, aufgezogen und gefangen gehalten werde, einzig und allein, um die geschätzten Federn auf leichtere Weise zu gewinnen, als dies durch Erlegung des alten Vogels möglich. Derjenige Indianer, welcher eine lebende Harpyie besitzt, ist ein angesehenener Mann in den Augen der andern und deshalb sehr glücklich. Den Frauen fällt die Last zu, die Vögel zu füttern und bei den Wanderungen durch die Wälder zu tragen. Sobald die Gefangenen ausgefärbt sind, beginnt ihre Qual; denn der Eigenthümer reißt seinem Vogel zweimal im Jahre die Federn des Schwanzes und der Flügel aus, um seine Pfeile damit zu verzieren oder sich einen Kopfpuz zu bereiten. Die Federn sind einer der wichtigsten Tauschgegenstände der Indianer, und gewisse Stämme, welche als geschickte Jäger der Harpyie bekant sind, gewinnen damit Alles, auf was ein Indianer überhaupt Werth legt. In Peru wird dem glücklichen Jäger noch eine besondere Belohnung zuertheilt. „Gelingt es einem Indianer“, sagt Tschudi, „eine Harpyie zu erlegen, so geht er mit derselben von Hütte zu Hütte und saumelt seinen Zoll an Eiern, Hühnern, Mais u. s. w. ein.“ Bei den Wilden und den Europäern am Amazonasflusse gelten Fleisch, Fett und Koth des Vogels als geschätztes Heilmittel.

Gefangene Harpyien sind schon wiederholt nach Europa gekommen. Sie ziehen die Aufmerksamkeit aller Beschauer auf sich; denn sie sind stolze, majestätische Vögel. Ueber ihr Betragen im Käfig sagt Pöppig Folgendes: „Die leichtsinnigen Besucher des Londoner Thiergartens fühlten eine gewisse Bangigkeit bei Ansicht einer erwachsenen Harpyie und vergaßen die Redereien, welche sie sich, durch Eisengitter geschützt, wohl selbst mit Tigern erlaubten. Der aufrecht sitzende und wie eine Bildsäule unbewegliche Vogel schreckte durch das starrende und drohende, von Kühnheit und stillem Grimm glänzende Auge selbst den Muthigsten. Er sahien jeder Anwandlung von Furcht unzugänglich und gegen Alles umher mit gleicher Verachtung erfüllt zu sein, bot aber ein fürchterliches Schauspiel dar, wenn er, durch den Anblick eines ihm überlassenen Thieres aufgestachelt, aus der regungslosen Ruhe auf einmal in die heftigste Bewegung überging. Mit Wuth stürzte er sich auf sein Opfer, und niemals dauerte der Kampf länger, als einige Augenblicke; denn ein zuerst dem Hinterkopf ertheilter Schlag der langen Fänge betäubte selbst die stärkste Kake, und ein zweiter, die Seiten zerreisender, das Herz verletzender Hieb war gemeiniglich tödtlich. Nie ward bei dieser Hinrichtung der Schnabel gebraucht, und gerade die Schnelligkeit und Sicherheit derselben und die Ueberzeugung, daß einem solchen Angriffe selbst der Mensch erliegen müsse, brachte unter den Zuschauern die größten Schrecken hervor.“

Auch weitere Berichte bestätigen die Unbändigkeit, Gefräßigkeit und bis zur Wuth sich steigende Erregbarkeit der gefangenen Harpyie. Ein dem Museum in Rio Janeiro jung eingelieferter Vogel dieser Art hatte nach achthähriger Gefangenschaft die Größe eines Truthahns erreicht, ohne jedoch im Mindesten zahm zu werden, oder selbst nur die geringste Zuneigung gegen seinen Wärter zu erkennen zu geben, der von ihm sogar einmal nicht unbedeutend an der Schulter verwundet wurde.

\*

Eine weit verbreitete, in sich scharf abgeschlossene Gruppe der Adler umfaßt die Seeadler (*Haliaeetus*). Die hierher zu zählenden Adler sind große, meist sogar sehr große Raubvögel. Ein mehr oder minder dunkles, lebhaftes oder düsternes Grau bildet die Grundfarbe ihres Gefieders; der Schwanz ist gewöhnlich, der Kopf oft weiß.

An allen Seeküsten Europas lebt häufig der See- oder Meeradler, der gemeine, Fisch-, Hasen-, Gänseadler, Fisch- und Steingeier, Wein- oder Steinbrecher (*Haliaeetus albicilla*), ein gewaltiger Vogel von mindestens 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub>, gewöhnlich aber 3 Fuß Länge und 7 bis 8 Fuß Breite, bei 2 Fuß Fittig- und 1 Fuß Schwanzlänge. Das Gefieder der alten Vögel ist fahlbraun, am Kopfe und Halse graubraun, an den Schwingenspitzen schwärzlich, am Schwanz weiß. Der Schnabel, die Wachs- und Fußhaut wie das Auge sind erbsengelb. Nach längerem Gebrauch bleichen die Federn, und dann erscheint der Oberkörper weißlich, die Brust und der Bauch grauweiß.





Der See- oder Meeradler (*Haliaeetus albicilla*).

In Nordamerika ersetzt den gedachten Vogel der weißköpfige Seeadler (*Haliaeetus leucocephalus*). Er ist etwas kleiner als der europäische Verwandte, dem er im Uebrigen sehr ähnlich ist.

Der weißköpfige Seeadler soll in Europa, ja sogar in Deutschland vorgekommen sein. Der gemeine Seeadler verbreitet sich über ganz Europa und den größten Theil Asiens, kommt auch im Winter regelmäßig in Nordafrika vor. Es scheint jedoch, daß in Europa mehr als eine Art Seeadler lebt; denn die hochnordischen unterscheiden sich von den deutschen und südeuropäischen erheblich durch ihre bedeutendere Größe.

Hinsichtlich ihrer Lebensweise und ihres Betragens ähneln sich alle großen Seeadler vollständig. Sie sind träge, aber kräftige und ausdauernde Raubvögel, dabei Räuber der gefährlichsten Art. Beginnen wir mit Audubon's Beschreibung der weißköpfigen Art.

„Um Euch einen Begriff von dem Wesen des Vogels zu geben, erlaube mir, daß ich Euch nach den Ufern des Mississippi versetze, wenn der nahende Winter Millionen von Wasservögeln, welche im Süden ein milderes Klima suchen wollen, aus nördlicheren Gegenden herbeiführt.



Ihr seht den Adler in erhabener Stellung aufgebäumt sitzen auf dem höchsten Gipfel des größten Baumes am Ufer des breiten Stromes. Sein glühendes Auge überschaut das weite Gebiet, und er lauscht aufmerksam auf jeden Ton, welcher von fernher zu seinem scharfen Ohre dringt. Ab und zu fällt einer seiner Blicke auf den Boden herab, und nicht einmal ein unhörbar dahinschleichendes Hirschkalb würde ihm entgehen. Sein Gatte hat auf dem gegenüber liegenden Ufer des Stromes gebäumt und ruht, wenn Alles still und ruhig ist, zuweilen nach seinem harrenden Gefährten hinüber. Auf solchen Ruf hin öffnet dieser seine breiten Schwingen, neigt seinen Leib niederwärts, und antwortet in Tönen, welche an das Gelächter eines Wahnsinnigen erinnern. Im nächsten Augenblick nimmt er seine frühere Stellung an, und die Stille ist wieder eingetreten.“

„Verschiedene Entenarten, die Spießente, die Pfeifente, die Stodente ziehen eilig vorüber, dem Laufe des Stromes folgend; aber der Adler behelligt sie nicht. Im nächsten Augenblick jedoch wird der wilde, trompetenartige Ton des von fernher sich nahenden Schwans gehört. Ein Ruf des Adlerweibchens schallt über den Strom, um das Männchen aufmerksam zu machen. Dieses schüttelt plötzlich seinen Leib und bringt mit dem Schnabel das Gefieder in Ordnung. Der schneeige Vogel kommt jetzt in Sicht; sein langer Hals ist vorgestreckt; das Auge schaut in die Runde zur Wacht gegen die Feinde. Die langen Säwingen tragen, wie es scheint, mit Schwierigkeit das Gewicht des Leibes und werden deshalb unablässig bewegt; die breiten Ruderfüße müssen steuern helfen. Die vom Adler auserlorene Beute nähert sich. In dem Augenblicke, in welchem der Schwan an dem gefürchteten Paare vorüberzieht, erhebt sich der männliche Adler von seinem Sitze mit Furcht erregendem Geschrei, welches dem Ohre des Schwanes schrecklicher dünkt, als selbst das Krachen des Gewehres. Jetzt ist der Augenblick erschienen, in welchem der Adler seine volle Kraft entfaltet. Er gleitet durch die Luft wie ein fallender Stern und stürzt sich wie ein Blitz auf das zitternde Wild, welches jetzt in Todeserschrecken und Verzweiflung durch die verschiedensten Künste des Fluges dem tod drohenden Angriffe seines grausamen Gegners zu entkommen sucht. Es steigt, wendet sich und würde sich in den Strom stürzen, wäre der Adler nicht bekant mit allen List des Schwans, und zwänge er ihn nicht, in der Luft zu verweilen. Der Schwan gibt die Hoffnung auf Entkommen auf, die Furcht übermannt ihn, und seine Kraft verläßt ihn angeichts der Kühnheit und Schnelle seines Gegners. Noch einen verzweifelten Versuch zum Entrinnen, und der Adler schlägt ihm seinen Fang unter den Flügeln ein und zwingt ihn mit unwiderstehlicher Kraft, sich gegen das nächste Ufer hin mit ihm niederzusetzen.“

„Jetzt könnt Ihr alle Grausamkeit des fürchterlichsten Feindes der Besiederten sehen. Aufgerichtet über dem Opfer, welches unter ihm verhaucht, preßt er die gewaltigen Fänge zusammen und treibt die scharfen Klauen tief in das Herz des sterbenden Vogels. Er jauchzt vor Vergnügen in dem Augenblicke, während seine Beute unter ihm krampfhaft zusammenzuckt. Das Weibchen hat bis dahin jede Bewegung ihres Gatten beobachtet, und wenn es ihm nicht zu Hilfe kam, so geschah das nur, weil es fühlte, daß die Kraft und Kühnheit des Gemahls vollständig genügend war. Jetzt aber schwebt es zu diesem herüber, und beide drehen nun die Brust des unglücklichen Schwans nach oben und beginnen die Mahlzeit.“

Alle Seeadler verdienen ihren Namen. Sie sind vorzugsweise Küstenvögel; sie verlassen wenigstens niemals die Nähe des Wassers. Im Innern des Landes kommen alte Seeadler nur an großen Strömen oder großen Seen vor; die jüngeren hingegen werden fernab vom Meere gesehen: sie wandern in der Zeit, welche zwischen ihrem Ausfliegen und der Paarung liegt, d. h. mehrere Jahre ziel- und regellos durch die weite Welt, und gelegentlich solcher Reisen erscheinen sie auch tief im Innern des Landes. Es gehört zu den größten Seltenheiten, wenn hier ein Seeadlerpaar wohnen bleibt, d. h. seinen Horst auf einem der höchsten Bäume des Waldes gründet. Fernab von größeren Gewässern scheint Solches nie zu geschehen.

Außer der Brutzeit leben die Seeadler ziemlich gesellig, mehr nach Geier- als nach Adlerart, in der Nähe der Gewässer. Ein günstig gelegener Wald oder ein günstig gelegener Felsen wird zum Vereinigungs- oder Schlafplatze. Im Hochsommer übernachten sie gern auf kleinen Inseln, namentlich auf den Scheren, außerdem auf hohen Bäumen in einem Küstenwalde. Schon früh am Morgen, ja bereits in der Morgendämmerung begeben sie sich wieder nach der Seeküste und stellen hier den verschiedenen Meeresvögeln, namentlich den Enten und Allen, sowie verschiedenen Fischen oder Meeresäugethieren nach. Die Taucher sind mehr gefährdet, als die nicht tauchenden Vögel. Diese erheben sich beim Anblick des allgefürchteten Räubers so schnell sie können und entweichen, jene vertrauen oft zuviel auf die Wassertiefe, warten den Adler ruhig ab, tauchen und glauben sich gesichert, während der böse Feind doch nur darauf lauert,

daß sie wieder zum Vorschein kommen müssen. Sie entriemen vielleicht zwei-, dreimal der verderbenbringenden Naue — beim vierten Auftauchen, wenn sie, dem Erstickten nahe, einen Augenblick länger verweilen, als sonst, sind sie gefaßt und wenige Augenblicke später erwürgt. Mit der Kühnheit und dem Bewußtsein der Kraft dieses Vogels vereinigt sich die größte Hartnäckigkeit. Es wurde beobachtet, daß ein Secadler wiederholt auf Meister Reinecke stieß, welcher, wie bekannt, seiner Haut sich wohl zu wehren weiß. Daß die kleineren Herdenthiere aufs höchste durch den Secadler gefährdet sind, ist eine bekannte Thatsache, daß er Kinder angreift, keinem Zweifel unterworfen. An den Vogelbergen des Nordens findet auch er regelmäßig sich ein und zieht sich mit aller Gelassenheit die Bergvögel aus ihren Nestern hervor. Die Eidergänse fängt er wie oben beschrieben; die jungen Seehunde nimmt er dicht neben ihren Müttern weg; die Fische verfolgt er bis in die Tiefe des Wassers; er arbeitet dann als Stoßtaucher. Zuweilen jedoch mißglücken diese Versuche. Penz erzählt Folgendes: „Ein Secadler schwebte Beute suchend über der Havel und entdeckte einen Stör, auf welchen er sogleich herabschoß; allein der kühne Adler hatte seiner Kraft zuviel zugetraut: der Stör war ihm zu schwer, und es war ihm unmöglich, denselben aus dem Wasser emporzuheben; jedoch war auch der Stör nicht stark genug, den Adler in die Tiefe hinabzuziehen. Er schoß wie ein Pfeil an der Oberfläche des Wassers dahin; auf ihm saß der Adler mit ausgebreiteten Flügeln, so daß beide wie ein Schiff mit Segeln anzusehen waren. Einige Leute bemerkten dies seltne Schauspiel, bestiegen einen Nachen und jagen sowohl den Stör als den Adler, welcher sich so fest in den Fisch eingekrallt hatte, daß er seine Krallen nicht befreien konnte.“

In ihren Begabungen stehen die Seeadler übrigens weit hinter den eigentlichen Adlern zurück. Sie bewegen sich auf dem Boden vielleicht geschickter, als diese, und beherrschen, wie bemerkt, in gewissem Grade das Wasser; ihr Flug jedoch ist viel langsamer und schwerfälliger, als der der Edeladler.

Im März schreitet der Secadler zur Fortpflanzung. Es ist wahrscheinlich, daß auch er mit seinem Weibchen in treuer Ehe auf Lebenszeit lebt, demungeachtet hat er mit jedem vorüberziehenden Männchen schwere Kämpfe zu bestehen. Der Horst ist ein gewaltiger Bau von fünf bis sieben Fuß Durchmesser und ein und einhalb bis drei und mehr Fuß Höhe; denn auch er wird von einem Paare wiederholt benutzt und durch jährliche Aufbesserung im Verlaufe der Zeit bedeutend erhöht. Armsdicke Knüppel bilden den Unterbau, dünnere Nester das Uebrige. Die sehr flache Nestmulde ist mit zarten Zweigen bedeckt und mit einigen Flaumfedern des Weibchens ausgekleidet. Das Gelege enthält zwei bis drei, zuweilen sogar vier Eier von geringer Größe, welche etwa 3 Zoll lang sind. Die Schale ist dick, rauh und grobkörnig, die Färbung verschieden; es gibt kalkweiße Eier ohne alle Flecke und solche, welche auf ähnlichem Grunde mehr oder weniger mit röthlichen, braunen und dunkelbraunen Flecken bedeckt sind. Die Jungen brauchen zehn bis vierzehn Wochen, bevor sie den Horst verlassen, und erst gegen den Herbst hin trennen sie sich von ihren Eltern.

Der Seeadler ist immer scheu und deshalb schwer zu erlegen; er wird aber, da er aufs Nas fällt, in Zellereien leicht gefangen. Im Käfig benimmt er sich anfänglich höchst ungestüm und geht selbst seinem Wärter zu Leibe; er wird aber bald zahm und tritt dann mit dem Menschen in ein wahres Freundschaftsverhältniß. Den Vorstehern aller Thiergärten sind diese Vögel aus diesem Grunde lieb und werth. Sie begrüßen ihren Gebieter, so oft sie ihn sehen, mit hellem, frohen Geschrei und erfreuen ihn besonders dadurch, daß sie ihn so genau von allen übrigen Menschen zu unterscheiden wissen.

Nastien beherbergt den größten aller Secadler (*Thalassaetus pelagica*), Afrika den prachtvollen Schreiseeadler (*Haliaeetus vocifer*). Er ist einer der schönsten aller Raubvögel überhaupt, eine wahre Zierde der Gegenden, welche er bewohnt. Beim alten Vogel sind Kopf, Hals, Nacken und Oberbrust, sowie der Schwanz blendend weiß, der Mantel und die Schwingen blaulichschwarz, der Flügelrand, d. h. alle Oberflügeldeckfedern vom Ellbogengelenk an bis zum Handgelenk und die Unterseite prächtig braunroth. Augenring, Wachsheit und Füße sind lichtgelb; der Schnabel ist blauschwarz. Die Länge beträgt ungefähr 28 Zoll, die Fittiglänge 19 Zoll, die Schwanzlänge 6 Zoll.

Der Schreiseeadler scheint über die ganze Erdhälfte Afrikas verbreitet zu sein; man trifft ihn an der Seeküste und an großen Flüssen, wie am blauen und weißen Nil. Sein eigentliches Wohngebiet bilden im Sudahn die Urwaldungen, und hier muß man ihn sehen, um seine volle Schönheit zu würdigen. Ein Paar Schreiseeadler auf einem mit Schlupfpflanzen überwebten, über dem Stromspiegel gebeugten Baume gewährt ein herrliches Schauspiel, und



Der afrikanische Schreiseeadler (*Haliaeetus vocifer*).

so vermöhnt auch das Auge des Forschers wird in jenen Gegenden, wo es an farbenprächtigen Vögeln wahrhaftig nicht mangelt — dieser Raubvogel reizt stets zur Bewunderung hin.

In seiner Lebensweise und im Betragen gleicht der Schreiseeadler seinen Verwandten. Er lebt immer paarweise; jedes einzelne Paar beherrscht ein Gebiet von etwa einer halben Meile Durchmesser. In diesem streift es in den Morgenstunden auf und nieder, erhebt sich Mittagz, um zu spielen, hoch in die Lust, kreist hier halbe Stunden lang und stößt dabei einen gellenden Ruf aus, welchen man auf weithin vernimmt. Wenn er fliegend schreit, werden seine Bewegungen so heftig, daß man zuweilen glaubt, er werde sich in der Lust überschlagen.

Die Nahrung besteht aus Fischen und Aas. Auf erstere stößt er, wie der Flußadler, aus hoher Lust hernieder; letzteres besucht er, wenn er es am Lande entdeckt, oder erhebt es aus dem Wasser, falls es im Strome hinabschwimmt. Die Beute trägt er nach Inseln hin, und hier, hart am Rande des Wassers, verzehrt er sie. Wir berichten hierüber folgende Beobachtung. Ein Weibchen des Schreiseeadlers hatte einen großen Fisch erhoben und verzehrte ihn auf einer uns gegenüber liegenden Sandbank im blauen Strome. Mit Hilfe eines trefflichen Fernrohrs konnte man jede seiner Bewegungen wahrnehmen. Der Fisch wurde zuerst abgehäutet und dann höchst sorgsam entleiert. Während dieser Beschäftigung erschien ein Krokodilwächter (*Hyas aegyptiacus*), nähete sich dem Adler und begann die Mahlzeit mit ihm zu theilen. Es war höchst anziehend, das Benehmen des kleinen, muthigen Schmarobers zu



beobachten. Blüßschnell kam er an die Tafel gelaufen, nahm sich rasch ein paar Brocken und verzehrte sie in einiger Entfernung. Der Adler drehte dann und wann, scheinbar mit einer gewissen Gutmüthigkeit, den Kopf nach ihm, machte aber keine Miene, ihn anzugreifen. Demungeachtet hatte der Krotodilwächter seine Sicherheit nur seiner Schnelligkeit und Gewandtheit zu danken. Sein Ant beim Krotodil mochte ihn wohl gelehrt haben, wie er sich an großer Herren Tafel zu verhalten habe.

Gegen Raubvögel zeigt sich der Schreiseeadler durchaus nicht gutmüthig; namentlich die Geier greift er mit Heftigkeit an, und Dank seiner größern Gewandtheit bleibt er regelmäßig Sieger. In der Gefangenschaft benimmt sich der Schreiseeadler wie seine übrigen Verwandten. Er wird bald zahm und begrüßt seinen Gebieter durch sein laut gellendes Geschrei. Nach den bisherigen Beobachtungen scheint er unser rauhes Klima ohne Beschwerde zu ertragen. Die Gefangenen der Thiergärten zu Schönbrunn, Antwerpen und Frankfurt werden jahraus, jahrein im Freien gehalten.

Das letzte Mitglied der Adlerfamilie, welches wir hier erwähnen wollen, ist der durch Gestalt und Lebensweise gleich auffallende Fluß- oder Fischadler, Weißfuß oder Weißbauch, Moos- oder Fischweih, Fischraal z. (Pandion Haliaëtus). Er kann als Verbindungsglied der Adler und Weihen betrachtet werden. Sein Leib ist verhältnißmäßig klein, aber sehr kräftig gebaut; der Kopf ist mittelgroß, der ziemlich kurze Schnabel schon auf der Wachshaut gekrümmt, mit sehr großen Haken übergebogen; die Flügel sind so lang, daß sie den Schwanz weit überragen, die Beine sind sehr stark, kaum über die Ferse herab befiedert; der Fuß ist äußerst kräftig, die kurzen Zehen tragen scharfe, stark gekrümmte Nägel, und die äußerste Zehe kann vor- und rückwärts gewendet werden. Bezeichnend für den Flußadler ist außerdem sein glatt anliegendes fettiges Gefieder. Kopf und Nacken sind auf gelblich weißem Grunde schwarzbraun in die Länge gestreift und alle Federn hier scharf zugespitzt; der übrige Oberkörper ist braun, jede Feder lichter gerandet; der Schwanz ist braun und schwarz gebändert; der Unterkörper dagegen ist weiß oder gelblichweiß; auf der Brust bilden braune Federn ein Schild oder Halsband. Das Auge ist hochgelb; die Wachs- und Fußhaut sind bleigrau, der Schnabel und die Krallen glänzend schwarz.

Der Flußadler ist sehr weit verbreitet. Er findet sich in ganz Europa, in dem größten Theile Asiens und an allen Flüssen Nord- und Westafrikas. Von vielen Naturforschern wird auch der in Amerika lebende Artverwandte nur als Spielart des europäischen betrachtet. Im Norden ist der Fischadler überall Sommervogel, im Süden, wie es scheint, Strichvogel; er nährt sich nämlich ausschließlich von Fischen und verschmäht jede andere Beute.

In unserm Vaterlande siedelt sich der mit Recht gehaßte und eifrig verfolgte Raubvogel selbstverständlich nur in wasserreichen Gegenden bleibend an. Von hieraus durchstreift er ein weites Gebiet in ziemlich regelmäßiger Weise. Die langen Schwingen setzen den Fischadler in den Stand, große Strecken mit Leichtigkeit zu durchfliegen. Er schwebt zuerst in großer Höhe dahin, senkt sich dann über den Wasserspiegel tiefer herab und beginnt nun seine Fischjagd. So lange die Gewässer dampfen, erscheint er nicht über ihnen; gewöhnlich sieht man ihn erst in den Vormittagsstunden. Er kommt kreisend an, versichert sich durch sorgfältiges Spähen von der Gefahrlosigkeit, senkt sich hernieder und streicht nun in einer Höhe von ungefähr 60 Fuß über dem Wasser auf und nieder, hält auch wohl zeitweilig still, rüttelt wie ein Thurmsfall über einer Stelle, um einen etwa erspähten Fisch fester ins Auge zu fassen und schießt dann mit weit vorgestreckten Fängen in etwas schiefer Richtung mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit auf das Wasser nieder, verschwindet unter den Wellen, arbeitet sich aber rasch wieder empor, erhebt sich durch einige federnde Flügelschläge auf die Oberfläche des Wassers, schüttelt die Tropfen durch zuckende Bewegungen bestmöglichst ab und verläßt dann ein kleineres Gewässer, gleichviel ob er glücklich oder unglücklich war. Im glücklichen Falle schlägt er beide Fänge mit solcher Gewalt in den Rücken eines Fisches, daß er nicht im Stande ist, die Klauen augenblicklich wieder auszulösen: die Vaschiren nennen ihn deshalb bezeichnend „eiserne Kralle“. Gar nicht selten geräth er in die größte Lebensgefahr, oder findet wirklich seinen Untergang, indem ihn ein zu schwerer Fisch mit sich in die Tiefe zieht und ertränkt.

Alle Schwimmbögel kennen den Flußadler so genau, daß sie sich nicht im Geringsten vor ihm fürchten. Sie betrachten ihn gewissermaßen als Hreszgleichchen und dulden ihn deshalb ohne Bedenken in ihrer Nähe. Dagegen hat der Fischadler von andern Raubvögeln viel auszustehen. Bei uns verfolgen ihn die Krähen, die Schwalben und die Bachstelzen wohl mehr in der Absicht,



um ihn zu necken, als um ihm zu schaden, während die Secadler und die Scharozermilane ihm oft den glücklich gefangenen Fisch wieder abjagen.

In Deutschland wird der Fischadler mit vollem Rechte unablässig verfolgt. Nächst dem Fischotter ist er der größte Feind aller Fischereibesitzer, denen er sehr empfindlichen Schaden zufügt. Ein Flußadler im Käfig gehört überall zu den größten Seltenheiten.

\* \* \*

(Weihen.) Die Weihen (Milvi) bilden eine artenreiche Falkenfamilie, welche in allen Erdtheilen vertreten ist und sich durch Mannsfaltigkeit der Gestalt auszeichnet. Sie sind meist gestreckt gebaut; der Hals ist kurz, der Kopf klein oder mittelgroß, der Flügel regelmäßig lang, schmal und spizig, der Schwanz gewöhnlich sehr lang und bei vielen tief gegabelt, der Fuß entweder lang und schwach oder kurz und derb, stets aber kurzzebig. Der Schnabel ist regelmäßig schwach, gewöhnlich vom Grunde an gebogen, langhaftig, aber nur ausnahmsweise leicht gezahnt; die Krallen pflegen rundlich und spizig zu sein. Das Gefieder zeichnet sich durch große Weiche aus; es ist reich und umgibt besonders dicht den Kopf, bildet hier sogar ausnahmsweise einen Schleier, wie ihn sonst nur die Eulen zeigen. Dieser Schleier besteht aus langen Federn, welche die große Ohröffnung umgeben und gewissermaßen die Muschel des Ohres ersetzen, da sie aus einander gebreitet und zum Auffangen des Schalles benutzt werden können.

Alle Weihen sind vortreffliche Flieger; ihr Flug ist aber selten rasch und niemals stürmend, wie bei den Edelfalken, auch kaum durch jähe Wendungen ausgezeichnet, gewöhnlich vielmehr ein ruhiges, gleichmäßiges Schweben ohne Flügelschlag, welches bei einigen Arten zu einem Schaukeln wird. Auf dem Boden bewegen sich einige Weihen mit vielem Geschick, andere hingegen sind hier vollständig fremd geworden. Unter den Sinnen steht ausnahmslos das Auge obenan; diejenigen, welche den Schleier tragen, zeichnen sich auch durch ihr vortreffliches Gehör aus. Die geistigen Fähigkeiten sind geringer, als bei den bisher genannten Falken. Die Weihen sind listig und neugierig, scheu, aber nicht vorsichtig, raubgierig, aber nicht muthig, sondern eher feig, jedoch dreist, frech und zudringlich. Sie lassen gern andere Raubvögel für sich arbeiten, indem sie ihnen die erhobene Beute abjagen: sie sind mehr Diebe als Räuber. Unsiet und ruhelos sind sie alle. Ihre Thätigkeit beginnt mit dem frühesten Morgen und endet erst mit Einbruch der vollständigen Dämmerung. Man sieht einzelne langsamen Fluges über Steppen, Feldern, Wiesen, Sümpfen und Gewässern dahinstrichen, scharf nach unten spähen, plötzlich Etwas aufnehmen und ihren Weg weiter fortsetzen oder gewahrt andere in hoher Luft dahinziehend und wunderbare Flugkünste offenbarend, bis auch ihrem Auge die Tiefe Nußbares bietet. Dann lassen sie sich langsam hernieder und nehmen das Gefundene mit reichem Griff weg; auf längere Verfolgung lassen sie sich nicht ein. Die Jagdweise einzelner Weihen erinnert an die Kerbthierjagd der Schwalben, und wirklich nähren sich die betreffenden Arten auch nur von Kerfen. Die Beute der Gesamtheit besteht in kleinen Säugethieren, unbehilflichen Vögeln, in Vurchen, Fischen und endlich in Kerbthieren; Was rühren nur wenige Arten an. Einige schaden mehr, als sie nützen; die Mehrzahl aber macht sich, vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, verdient.

Der Horst wird verschieden angelegt. Er steht auf Felsen, in Mauernischen alter Gebäude oder auf Kirchthürmen, auf Bäumen, im Gebüsch und endlich auf dem flachen Boden. Die Eierzahl schwankt zwischen eins und fünf. Beide Geschlechter scheinen zu brüten, beide lieben ihre Brut außerordentlich und theilen sich redlich in die Mühe der Aufzucht der Jungen.

Alle Weihen werden in der Gefangenschaft bald zahm und einige befreundeten sich auch mit ihrem Pfleger; die große Mehrzahl aber ist langweilig und gleichgültig im Käfig.

Ganz Afrika, vom 16. Grade nördlicher Breite an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, bewohnt einer der merkwürdigsten aller Raubvögel, welcher den bezeichnenden Namen Gaultler (Helotarsus ecaudatus) führt. Denselben kennzeichnen ein kräftiger, gedrungen gebauter, kurzer Leib, ein kurzer Hals und ein großer Kopf, sehr lange Flügel und ein außerordentlich kurzer Schwanz. Die Zeichnung des alten Vogels ist ebenso auffallend, als seine Gestalt. Die Grundfärbung ist ein schönes Mattschwarz, welches auf Kopf, Hals, der ganzen Vorder- und Unterseite und dem Hinterrücken sich zeigt. Der Schwanz und seine Deckfedern sind roth, wie der Ober Rücken; der Außenflügel ist blaßbräunlich bis isabellgelb; die Handschwingen sind schwarz, die Arm- und Schulterfedern aschgrau mit schwarzer Spitze, wodurch eine breite Flügelbinde gebildet wird; die Innenseite des Flügels ist silberweiß. Das Auge ist schön braun, goldig

Der Gautler (*Melotarsus caudatus*).

glänzend, der Schnabel rothgelb an der Wurzel, hornblau an der Spitze; die Wachshaut und eine nackte Stelle vor dem Auge sind blutroth mit röthlichgelben Flecken; das untere Augenlid ist weißlich; die Füße sind röthlichgelb. Die Länge des Weibchens beträgt 1 Fuß 10 Zoll, die Breite 5 Fuß 10 Zoll, die Schwanzlänge nur 5 Zoll; das Männchen ist etwas kleiner.

Der Gautler liebt Gebirge, ohne sich jedoch an sie zu binden, ja es scheint, daß er in der eigentlichen Steppe häufiger ist, als in bergigen Gegenden. Auch der ungeübteste Beobachter wird den Gautler erkennen müssen. Seine Erscheinung ist so auffallend, daß sie überall zu Sagen Veranlassung gegeben hat. Nach Spete soll der Schatten des Vogels unheilvoll sein; im Innern Afrikas dagegen betrachtet man den Gautler mit einer gewissen Ehrfurcht, weil man ihn als Arzt unter den Vögeln ansieht, welcher von fernher Wurzeln herbeiträgt, in denen wunderbare Heilkräfte verborgen liegen. Die Abessinier nennen den Vogel „Himmelsaffen“, die holländischen Bauern am Vorgebirge der guten Hoffnung „Berghahn“. Nicht umsonst gab Le Vaillant diesem Raubvogel den Namen Gautler; denn wie ein solcher bewegt sich dieser Weib in der Luft: er schwimmt, tummelt, spielt, er fliegt, als sei es nur, um seines Herzens Lust Genüge zu leisten, nicht aber, um Nahrung zu suchen. Derselbe erwähnt, daß er bisweilen plötzlich eine Strecke herabfällt und die Flügel heftig zusammenschlägt, daß man glaubt, er habe einen von ihnen gebrochen und müsse auf die Erde fallen. Ja, man hat ihn förmlich Luftsprünge ausführen sehen. Eigentlich beschreiben läßt sich der Flug des Gautlers nicht: er ist einzig in seiner Art. Die Flügel werden oft hoch über den Körper erhoben, viele



Minuten lang nicht bewegt und dann wieder so heftig geschlagen, daß man ein eigenthümliches, auf weithin hörbares Geräusch vernimmt. Nur während des Flugs zeigt der Vogel seine volle Schönheit; im Sitzen erscheint er mehr auffallend als anziehend. Er bläst sich manchmal zu einem wahren Federklumpen auf, sträubt Kopf- und Halsfedern und dreht und wendet den Kopf dabei bald nach oben, bald nach unten, ganz wie ein Uhu.

Eigentlich muthig kann man den Gaultler nicht nennen, obwohl er Kämpfe der gefährlichsten Art besteht; er scheint vielmehr ziemlich feig und gutmüthig zu sein. Im Freileben zeigt er sich außerordentlich scheu; in der Gefangenschaft hingegen wird er bald und in hohem Grade zahm, so zahm, daß er förmlich mit sich spielen läßt, wie man mit einem Papagei spielt. Alle Raubbögel leiden es ungern, wenn man sie streichelt; der Gaultler scheint ein besonderes Wohlgefallen zu bekunden, wenn man ihn zwischen den Federn seines Halses kraut oder ihn streichelt. Von Gefangenen vernimmt man nur höchst selten einen Ton, gewöhnlich ein leises „Quaqu“, seltener ein lauterer „Kackack“ oder ein gellendes „Kau“; im Fluge hingegen stößt er gar nicht selten ein buffardartig schallendes „Hihihi“ oder „Hihihi“ aus.

Man sagt dem Gaultler nach, daß er junge Gazellen, Lämmer und kranke Schafe anfallt, jungen Straußen gefährlich werde und wie ein Geier auf das Nas falle; auch hat man ihn als Feind des Hagen kennen gelernt. Seine hauptsächliche Beute besteht jedoch in Lurchen der verschiedensten Art, namentlich in Schlangen und Eidechsen; erstere sieht man ihn oft durch die Lüfte tragen. Er raubt kleine ebenso wohl, als große, giftähnige nicht minder als giftlose. Wie alle schlangenvertilgenden Raubbögel Mittelafrikas eilt er von weitem herbei, wenn das Gras der Steppe angezündet wird; dann jagt er beständig längs der Feuerlinie auf und nieder und streicht oft durch die dichtesten Rauchwolken hindurch, hart über den Flammen dahin, um einen der Lurche aufzunehmen, welchen das Feuer in Bewegung setzte.

In der Neuzeit sind öfters lebende Gaultler nach Europa gekommen, und gegenwärtig fehlen sie in keinem der größeren Thiergärten. In der That fesselt kaum ein anderer Raubbogel den Beschauer so, wie der farbenprächtige und außerdem noch durch sein Betragen so auffallende Gaultler. Seine Haltung verursacht keine Schwierigkeiten.

Die Gleitaare (Elanus), welche eine zweite Sippe der Familie bilden, sind über alle Erdtheile mit Ausnahme Europas verbreitet, aber auch hier nicht ganz fremd, weil eine Art von ihnen schon wiederholt sogar in Deutschland vorgekommen ist. Die vier Arten, welche man unterschieden hat, ähneln sich außerordentlich. Ihr Gefieder ist äußerst zart, zerchliffen und seidigweich, wie bei den Eulen.

Der schwarzflügelige Gleitaar (*Elanus melanopterus*) ist auf der Oberseite schön aischblau, auf der Unterseite weiß; der Flügel, die Stirn und die Schultern sind schwarz; das Auge ist prachtvoll hochroth, der Schnabel schwarz; die Wachsheit und die Füße sind orange-gelb. Bei dem Männchen beträgt die Länge 13½, die Breite 30 Zoll. Das Weibchen ist etwas größer.

Schon in Syrien wird der Gleitaar nicht selten gefunden; in Egypten ist er gemein. Von hieraus verbreitet er sich über ganz Afrika und über Südastien. In Indien kommt er aller Orten vor, wo die Gegend sich für seine Jagd eignet. In seiner Lebensweise hat er Manches mit den Buffarden, Manches aber auch wieder mit den Weihen und Eulen gemein. Im Flug unterscheidet er sich von den meisten Raubbögeln dadurch, daß er seine Flügel hochhält, d. h. die Schwingenspitzen bedeutend höher trägt, als den Leib. Im Sitzen erkennt man ihn an seiner blendenden Farbe, welche im Strahle der südlichen Sonne auf weithin schimmert. In Egypten pflegt er auf den Hebestangen der Schöpfweimer, mit deren Hilfe die Bauern ihre Felder bewässern, zu ruhen und heißt deshalb geradezu „Schöpfweimerfalk“. Seine Haupt-, ja fast seine ausschließliche Nahrung besteht in Mäusen; Heuschrecken verzehrt er nur nebenbei.

Der Gleitaar ist ein ebenso anmuthiges, als liebenswürdiges Thier. In Egypten vertraut er den Menschen, weil er ihnen hier wirklich vertrauen darf. Er schwebt ungeschert zwischen den arbeitenden Bauern auf und nieder und legt seinen Horst ohne Sorge auf Orangenbäumen an, welche der Gärtner allwöchentlich besucht, um die Früchte abzunehmen. Jung aus dem Neste genommen werden die Gleitaare ebenso zahm, als unser Thurm- oder Baumfalk; aber auch alt eingefangene und selbst solche, welche verwundet in die Gewalt des Menschen kamen, zeigen sich bald überaus zutraulich. Sie bedienen sich ihrem Gebieter gegenüber ihrer scharfen Waffen nicht und öffnen nur zuweilen drohend den Schnabel, ohne jedoch zu beißen.

In Amerika leben zwei dem Gleitaare nahe verwandte Raubbögel (*Ictina*), welche wir Schwebeweihen nennen wollen. Der Schwebeweih des Mississippi (*Ictina mississippiensis*) wird 14 Zoll lang und 36 Zoll breit. Kopf, Nacken und die ganze Hinterseite sind

bläulichweiß, der Rücken, die Flügel und der Schwanz schwarz mit grünlichem Glanze, die Spitzen der zweiten Schwüngen graulichweiß, die Außenfahnen der hintersten Handschwüngen glänzend roth gesäumt. Das Auge ist blutroth; der Schnabel und eine Stelle ums Auge sind schwarz, der Fuß ist karminroth. Er stellt sich, wenn der Frühling kommt, in dem Gebiete des edeln Stromes ein, dessen Namen er trägt, und wandert seinen Ufern entlang bis gegen Memphis hin. In Louisiana erscheint er um die Mitte des Aprils in kleinen Flügen zu fünf oder sechs und macht sich an den Ufern der Ströme in den Wäldern seßhaft. In das Innere des Landes geht er nicht. Seine Nahrung besteht in Eidechsen und Kerbthieren; Säugethiere und selbst Vögel läßt er unbehelligt.

In Südamerika leben einige Falken, Bussardweihen (*Cymindis*) genannt, weil sie dem Weipenbussard fast ebenso nahe verwandt sind, als den bisher genannten Mitgliedern unserer Familie. Der hakenschnabelige Bussardweih (*Cymindis uncinatus*) ist 16 Zoll lang und 33 Zoll breit; der Fittig mißt 11 Zoll, der Schwanz 7 Zoll. Das Gefieder des alten männlichen Vogels ist einfarbig hellgrau mit bläulichem Anflug, auf der Unterseite etwas heller; die Schwung- und Schwanzfedern sind auf lichtem Grunde dunkelbleigrau gebändert; über die Schwanzwurzeln verläuft eine breite, weiße Binde. Das Auge ist perlweiß, der Oberkiefer des Schnabels hornschwarz, der Unterkiefer weißlichgelb, die Wachshaut, der Zügel und ein Augenfleck sind graulichgrün; der Mundrand ist gelb, der Fuß orangegeb.

Dieser Bussardweih ist über einen großen Theil Südamerikas verbreitet und in den Küstenwäldungen ebenso häufig, als in den Baumbeständen der Steppe, hauptsächlich aber lebt er einsam am Rande der Wäldungen unsern menschlicher Ansiedlungen; er nährt sich von Kerbthieren, Schnecken und anderen kleinen Thieren.

Als der nächste Verwandte der Bussardweihen wird der Syama der Indier (*Baza Iophotes*) angesehen. Er ist einer der eigenthümlichsten aller Weihen. Seine Länge beträgt 13 bis 14 Zoll, seine Breite 30 Zoll, der Fittig mißt 9 Zoll und der Schwanz 5 Zoll. Das reiche Gefieder, welches auf dem Kopfe eine Haube bildet, ist oben glänzend grünschwarz, ebenso auf den Hosen, den unteren Schwanz- und den unteren Flügeldeckfedern. Die Außenfahnen der Armschwüngen sind schön rußbraun, die Schulterfedern und einige von den Deckfedern daneben innen weiß mit Braun gefleckt, wodurch ein unterbrochenes weißes Schwingenband entsteht. Die Unterseite ist weiß mit fünf oder sechs weißen Bändern von lebhaft rußbrauner Farbe zu Seiten des Bauches. Die Schwingen und der Schwanz sind von blaßbläulicher Farbe und ungestreift. Dieser schmuckbesiederte Weih wird, obgleich nur einzeln, in ganz Indien gefunden. Er nährt sich von Kerbthieren und treibt seine Jagd in den Wäldern der betreffenden Gegenden. In die Luft erhebt er sich nur selten.

\*

Die Milane im engern Sinne, welche man in einer besondern Horde vereinigen kann, unterscheiden sich hauptsächlich durch gestreckteren Leibesbau, kleineren Kopf mit ziemlich schwachem Schnabel, durch lange große Flügel und langen, mehr oder weniger gegabelten Schwanz.

In Deutschland kommen zwei Arten dieser Gruppe als Brutvögel vor; andere haben sich nach Europa versogen und werden deshalb unter den Vögeln dieses Erdtheils mit aufgezählt. In ebenen Gegenden unseres Vaterlandes, namentlich aber im Südosten desselben und weiter hinaus in Ungarn, Rußland und Mittelasien bis nach Japan hin lebt der Gabelweih oder schwarze Milan (*Hydroictinia atra*), ein Vogel von 21 bis 23 Zoll Länge und 48 bis 50 Zoll Breite, dessen Fittig 16 und dessen Schwanz 10 bis 11 Zoll mißt. Der schwache Schnabel mit deutlichem Zahn und ziemlich langen Haken, der Flügel, in welchem die vierte Schwinge die längste, die erste aber kürzer, als die neunte ist, der schwach gegabelte schwarze Schwanz und das schmalfedrige Gefieder sind die Kennzeichen der Sippe, welche unser Vogel vertritt. Er selbst ist auf Kopf, Kehle und Hals schmutzigweiß, dunkelgraubraun in die Länge gestrichelt, auf der Brust röthlichbraun mit dunklerer Längszeichnung, auf dem Bauche und an den Hosen rostbraun mit schwarzen Schaftstrichen, auf dem Rücken, den Schultern und den Flügeldeckfedern dunkelbraun mit schmalen lichten Säumen an den Federn, auf den Außenflügeln rostfarbig, jede Feder hier bräunlichweiß gesäumt und am Schaft schwarz gefleckt. Die Schwingen sind an den Spitzen braunschwarz, auf der Innenfahne weißlich, der Schwanz ist braun, neun- bis zwölffmal durch schmale schwarze und braune Querbinden gezeichnet. Der Schnabel ist schwarz, die Wachshaut gelb, das Auge braungrau, der Fuß orangegeb.



In Mitteldeutschland gehört der Milan nicht gerade zu den häufigen Vögeln; in Osteuropa und namentlich in Rußland ist er gemein; in Afrika und Südwestasien wird er durch den nahe verwandten Scharozermilan, welchen man beständig mit ihm verwechselt, vertreten. Bei uns zu Lande ist er Zugvogel; er erscheint im März und verläßt das Land im Oktober wieder; doch dehnt er seine Reise nicht eben weit aus, höchstens bis Egypten. Er liebt Wälder, welche Flüsse und stehendes Gewässer in der Nähe haben; denn die letzteren sind sein eigentliches Jagdgebiet. Die Wälder selbst dienen ihm außer der Brutzeit nur zum Schlafplatz.

Der Milan ist ein leblich wohlbegabter und kluger, aber kein edler Raubvogel. Sein Flug ist leicht, auf lange Zeit schwebend, ziemlich gewandt, anhaltend, und durchaus nicht ermüdend, mit der köstlichen Flugbewegung der Gelfalken jedoch nicht zu vergleichen; sein Gang auf dem Boden ist ziemlich gut, d. h. besser als bei vielen andern Raubvögeln, seine Haltung auf den Bäumen eine hoch aufgerichtete. Seine Sinne sind scharf und namentlich das Gesicht ganz ausgezeichnet. Der Verstand ist, wie bemerkt, keineswegs gering, der Charakter aber erbärmlich. Der Milan und seine nächsten Verwandten sind die frechsten, zudringlichsten Bettler, welche es gibt. Zu feig und zu faul, sich einer mühevollen Jagd hinzugeben, belästigen sie die edeln Räuber in der widerwärtigsten Weise, greifen sie unablässig an und nöthigen sie, ihnen eine bereits erhobene Beute zuzuworfen. Hierdurch hauptsächlich werden sie schädlich, denn ihre eigene Jagd fällt nicht besonders in das Gewicht. Der Milan bedroht alle kleinen vierfüßigen Thiere, namentlich Mäuse, Ratten und Hamster und wird hierdurch nützlich, er nimmt aber auch junge Hasen und Maulwürfe weg und ist ein ziemlich geschickter Fischer. Zuweilen während der Laichzeit stellt er den Fischen, wie es scheint, seinem Lieblingswild, eifrig nach, weil er aber nicht tauchen kann, ist der Schaden, welchen er der Fischerei zufügt, kaum bedeutend. Dagegen macht seine Zudringlichkeit ihn im Gehöft bald verhaßt. Junge Kälberlein und anderes Federvieh werden ewig von ihm bedroht, und wenn auch seine Feigheit so groß ist, daß eine muthige Guckhuhn ihn zurückschrecken kann, erobert er sich doch, Dank seiner Klugheit, immerhin gar manches Hühnchen, Gänzchen oder Entchen. In Ermangelung besseren Wilds stellt er den Fröschen eifrig nach und auf dem Aase ist er eine regelmäßige Erscheinung.

Ende Aprils oder Anfangs Mai schreitet der Milan zur Fortpflanzung. Beide Gatten des Paares vergnügen sich durch spielendes Fliegen und erheben sich dabei in Schraubenlinien ohne Flügelschlag oft zu unermesslichen Höhen. In einem kunstlosen Horst bilden drei bis vier, auf gelblichem oder graulichweißen Grunde braun marmorirte oder dichtgefleckte Eier das Gelege, welches von dem Weibchen mit großem Eifer bebrütet wird.

Im Käfig ist der Milan, wie alle seine nächsten Verwandten, ein angenehmer Vogel. Er macht wenig Ansprüche und ergibt sich bald in den Verlust seiner Freiheit, ja er gewinnt nach kurzer Zeit seinen Pfleger außerordentlich lieb, begrüßt ihn mit fröhlichem Geschrei, wenn er ihn von weitem erblickt und versucht überhaupt, seine Uneingung in jeder Weise an den Tag zu legen. Mit andern Raubvögeln gleicher Größe verträgt er sich vortreflich.

Indien besißt unter dem Namen Gowinda (*Hydroictinia Gowinda*) einen Milan, der sich durch ganz Indien verbreitet und einer der gemeinsten Vögel des Landes ist, vom Meer bis zu 8000 Fuß Höhe. Er jagt andern Vögeln und den eigenen Kameraden die Nahrung ab und nimmt auch wohl ein Huhn oder einen verwundeten Vogel jeder Art, selbst erwachsene Hennen, auf.

Auch in Afrika begegnet man einem Vertreter des Milans, welcher mit Zug und Recht Scharozermilan (*Hydroictinia parasitica*) genannt wird. (Abbild. s. S. 249.)

Der Königsweih oder der rothe Milan, der Gabel-, Röhel-, Küttel-, Pole- und Kürweih, der Stein-, Stoß-, Hühner- und Gabelgeier, Gabler, Gabel- oder Schwalbenschwanz, Schwimmer, Krümmer, Stert oder Hyperl (*Milvus regalis*) gilt uns als Urbild aller Milane. Er unterscheidet sich von dem vorigen durch verhältnißmäßig stärkeren, höheren und kurzhatigeren Schnabel, durch ein anderes Verhältniß der Schwungfedern, da die erste Schwinge ebenso lang ist, als die siebente, sowie endlich durch den verhältnißmäßig längeren und breiteren, auch tiefer ausgegabelten Schwanz. Doch sind die Unterschiede zwischen beiden Sippen äußerst geringfügige, und es ist deshalb durchaus kein Verstoß gegen die Wissenschaftlichkeit, wenn man beide Milane als Glieder ein und derselben Sippe betrachtet.

Die Länge des Königsweih beträgt 2 Fuß, die Breite 4<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Fuß, der Fittig mißt 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Fuß, der Schwanz etwas über 14 Zoll. Das Weibchen ist um fast 3 Zoll länger und um ebenso viel breiter, als das Männchen. Das Gefieder, welches sich durch breitere Federn auszeichnet, ist rostroth, überall mit schwarzbraunen Schaftstrichen und Schaftflecken gezeichnet. Der Kopf und Hals sind auf weißem Grunde braun in die Länge gestreift, die Schwingenspitzen sind

Der Schmarohermilan (*Haliaeetus parasiticus*). (S. 249.)

schwarz, der Schwanz ist rostroth, dunkler braun gebändert. Bei jungen Vögeln ist der Kopf gelblichweiß und rostroth gefleckt und jede Feder der Unterseite licht gerandet.

Ebene Gegenden Europas von Südschweden an bis Spanien und von hier bis Sibirien sind die Heimat des gemeinen und unedeln Raubvogels, welchen Schiller als „König der Lüfte“ bezeichnet hat. Im nördlichen Deutschland fehlt er nirgends; die gebirgigen Gegenden aber berührt er nur während seines Zuges. Er erscheint regelmäßig zu Anfang des März und verweilt im Lande bis zu den ersten Tagen des Oktobers, bleibt auch wohl in gelinden Wintern einzeln in der Heimat, falls er hier glaubt, sich durch das Leben schlagen zu können. Auf seinen Zügen vereinigt er sich oft zu zahlreichen Flügen von funfzig bis zu zweihundert Stücken, und solche Reisegesellschaften scheinen während des ganzen Winters zusammenzuhalten. Nach Nordwestafrika streicht unser Raubvogel oft hinüber, in Egypten aber scheint er nur ausnahmsweise vorzukommen.

Der Königsweih ist nichts weniger, als ein königlicher Vogel. Er ist träge, ziemlich schwerfällig und abscheulich feig. Sein Flug ist langsam, aber ungemein anhaltend, faust schwimmend, zuweilen Viertelstunden lang durch keinen Flügelschlag unterbrochen und dann nur durch den breiten Schwanz geregelt. Er hebt den Vogel, scheinbar ohne jegliche Anstrengung, zu ungemessenen Höhen empor und trägt ihn ein anderes Mal große Strecken weit, dicht über den Boden dahin. Der Gang ist schlecht, mehr ein Hüpfen, als ein Schreiten; aufgebäumt gleicht der Königsweih dem besprochenen Verwandten. Diesem ähnelt er auch hinsichtlich der Ausbildung seiner Sinne und bezüglich seiner geistigen Fähigkeiten. Auch ist er klug und selbst



listig, aber erbärmlich feig, faul und schamlos dreist. Seine Stimme ist wenig anmuthig, langgezogen und lachend meckernd; die Sitten „Dihihia“ geben sie ungefähr wieder.

Kleine Säugethiere und noch nicht flugfähige Vögel, Echten, Schlangen, Frösche und Kröten, Heuschrecken, Käfer und Regenwürmer bilden die Nahrung des Königsweih. In den Bauergehöften raubt er junge Kitzlein weg; den Gänsehirtin macht er Sorgen; den Jäger erbittert er wegen seiner Angriffe auf junge Hasen oder auf Rebhühner; den Edelfalken treibt er durch schamloses Betteln die erworbene Beute ab. Aller dieser Sünden ungeachtet, gehört er zu den nützlichsten Vögeln unseres Vaterlandes. Wenn eine Mäusepest die Felder heimsucht, wenn die gefräßigen Rager zu Milliarden sich vermehren, dann stellt sich auch der Königsweih ein, und nunmehr lebt er wochenlang herrlich und in Freuden; denn Duzende von Mäusen bluten tagtäglich unter seinen Klauen. Rechnet man ihm die Vertilgung der gedachten schädlichen Nagethiere und seine Jagd auf verderbliche Kerbthiere gebührend an, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß ihm ein junges Häschen oder Gänzlein wenigstens nicht zu mißgönnen ist. Wäre er minder frech, bettete er nicht so unverschämt und zwänge er dadurch die Edelfalken nicht, mehr zu rauben, als sie bedürfen, wir würden ihm einen Ehrenplatz unter den natürlichen Wohlfahrtswächtern unserer Felder anweisen.

Hinsichtlich des Fortpflanzungsgeschäfts gilt fast Dasselbe, was von dem Milan berichtet wurde; doch liebt es der Königsweih noch mehr als jener, sein Nest mit Lumpen und Papier verschiedener Art auszukleiden. Wenn der Vogel es haben kann, nimmt er mit einem alten Krähenneste oder Falkenhorste vorlieb, sonst führt er den Bau selbst aus. Das Gelege pflegt zu Ende Aprils vollständig zu sein, es enthält regelmäßig zwei, seltener drei Eier, welche auf weißlichem Grunde mit röthlichen Flecken bedeckt sind. Das Weibchen brütet allein, das Männchen sorgt für die Nahrung.

In der Gefangenschaft wird der Königsweih ebenso zahm, als der Milan; er ist auch ebenso genügsam und gewöhnlich ebenso verträglich, doch kommen Ausnahmen vor.

Der ausgezeichnetste aller Milane ist der Schwalbenweih (*Nauclerus furcatus*), ein bei aller Einfachheit der Zeichnung prachtooller Raubvogel Süd- und Mittelamerikas, welcher sich jedoch schon wiederholt nach Europa verslogen hat. Er ist ein in jeder Hinsicht auffallender Vogel. Der Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf klein, aber lang, der Flügel schwalbenartig gebaut, sehr lang und sanft zugespitzt, der Schwanz außerordentlich lang und tief gegabelt. Bei dem alten Vogel ist das ganze Gefieder mit Ausnahme des Mantels und Schwanzes weiß; letztere sind schwarz, metallischgrün glänzend. Die Armschwinge sind an der Innenfahne bis gegen die Spitze hin reinweiß; bei der letzten Schwinge zeigt sich das Schwarz nur an der Spitze. Das Auge ist kaffee- oder dunkelbraun, der Schnabel schwarz, die Wachshaut blaugrau, der Fuß grünlichlichtblau, die Krallen sind lichterfarben. Das Männchen ist etwas kleiner als das Weibchen, am Rumpfe reiner weiß und auf den Flügeln glänzender schwarz gefärbt. Die Länge beträgt 23 Zoll, die Breite 50 Zoll, der Fittig mißt 16 Zoll, die längste Schwanzfeder 12 Zoll.

Dieser Vogel fesselt Jedermanns Aufmerksamkeit durch seine wunderbare Fluggewandtheit, die er, wie sein Name andeutet, nach Art unserer Schwalben bewährt. Meist geschehen diese reizenden Flugübungen im geselligen Verein von zwanzig bis zweihundert Stück, und gleich unserem Thurmjäger unjagen mitunter Schwärme der Schwalbenweih in Kreisen Bäume und Gebäude. Auch ist der Zweck dieser Flugbewegungen der gleiche, wie bei den genannten heimischen Vögeln, nämlich der Fang von Kerbthieren, die jedoch merkwürdigerweise nicht mit dem Schnabel, sondern mit dem Fuße ergriffen und im Fluge zum Maul geführt werden. Nach einer vereinzelt Angabe soll der Schwalbenweih auch Eidechsen und Schlangen aufgreifen und verzehren.

Bis jetzt ist es unmöglich gewesen, den prachtvollen Falken längere Zeit in der Gefangenschaft zu erhalten.

In Afrika findet sich ein ähnlich gestalteter Weih, der Zwergschwalbenweih (*Chelidopteryx Riocouri*), über dessen Leben jedoch soviel wie Nichts bekannt ist.

Die Feldweihen (*Circi*) sind mittelgroße, schlank gebaute Raubvögel mit kleinem schwächlichen Leib, großen, ziemlich schmalen und langen Flügeln, mittellangem, breitem Schwanz, sehr langen, aber schwachen und kurzzeihigen Füßen und kleinem, schwachen, stark getrümmten Schnabel mit langem Haken und stumpfem Bahn. Im Fittig überragen die dritte und vierte Schwinge die übrigen, die erste ist sehr kurz. Sie sind die Arten der Familie, bei denen sich

gewisse Gesichtsfedern zum Schleier ausgebildet haben. Das übrige Gefieder ist weich, am Halse locker, weich und schlaff.

Alle Weihen sind gewissermaßen als Erdfalken anzusehen. Sie erheben sich nur selten in bedeutende Höhen; gewöhnlich streichen sie ziemlich langsam mit schwankendem Flug sehr niedrig über die Felder, Wiesen und Gewässer dahin, alle Erdbögel und namentlich deren Nester, sowie kleine Säugethiere, Vurche und Fische bedrohend. Sie fangen nur laufendes oder schwimmendes Wild; fliegende Vögel können sie Nichts anhaben.

In Deutschland leben vier echte Weihen, welche in zwei Sippen geschieden worden sind. Die Wiesenweihen (*Strigiceps*) kennzeichnen sich durch deutlichen Schleier und große Verschiedenheit hinsichtlich der Färbung des Gefieders je nach Alter und Geschlecht. Von dieser Sippe kommen drei Arten in unserm Vaterlande vor: der Korn-, Steppen- und Wiesenweih.

Ersterer (*Strigiceps cyaneus*), auch Blau- oder weißer Weih oder Falk, Blau-, Mehl-, Kornvogel, Schwarzflügel, Spitz- und Ringelgeier genannt, ist 17 Zoll lang, wovon  $8\frac{1}{2}$  Zoll auf den Schwanz kommen, und 40 Zoll breit, wobei auf den Fittig 14 Zoll zu rechnen sind. Das alte Männchen ist auf der Oberseite licht aschblau, auf der Unterseite weiß, im Genick braun und weiß gestreift. Der Schwanz ist durch einige dunkle Quersflecken gebändert. Der Augenstern, die Wachsheit und der Fuß sind citronengelb; der Schnabel ist hornschwarz.

Der Steppenweih (*Strigiceps pallidus*) ist etwas kleiner und ähnelt in der Färbung dem Kornweih außerordentlich; das alte Männchen ist aber stets blässer, oben bleigrau, unten reinweiß; der Schwanz und der Bürzel sind deutlich aschgrau gebändert, die Flügelspitzen sind schwarz.

Der Wiesenweih endlich (*Strigiceps cyneraceus*), welcher von Raup zum Vertreter einer besonderen Sippe (*Glaucopterix*) erhoben wurde, ist 17 Zoll lang und 42 Zoll breit, der Fittig mißt  $14\frac{1}{4}$  Zoll, der Schwanz  $8\frac{1}{2}$  Zoll. Der Schleier ist undeutlich, der Flügel sehr lang. Beim alten Männchen sind Kopf, die ganze Oberseite, der Hals und die Vorderbrust aschblau, der Bauch und die Schenkel weiß mit rostrothen Schaftstrichen, die Schwingen erster Ordnung ganz schwarz, die der zweiten licht aschblau mit einem schwarzen Querbande durch die Mitte, welches auf dem Außenflügel eine deutliche Binde bildet. Der Schwanz ist vier- bis fünfmal dunkel gebändert. Das Auge ist hochgelb, der Schnabel ist schwarz, die Füße sind gelb.

Der Kornweih verbreitet sich über den größten Theil Europas und über ganz Mittelasien, geht aber nicht weit nach Süden. In Indien ist er ein seltener Wintergast; in Afrika kommt er wahrscheinlich nicht vor. Hier vertritt ihn der Steppenweih, welcher von Egypten an bis in das Innere oder bis zur Westküste ungemein häufig vorkommt und, wie es scheint, nur ausnahmsweise im Süden und Südwesten Europas sich ansiedelt. Der Wiesenweih endlich bewohnt hauptsächlich den Südosten Europas, Ungarn, die Donautiefländer, ganz Rußland und den größten Theil Asiens, ist in Indien gemein und gehört auch in Amerika zu den häufigen Erscheinungen.

Hinsichtlich der Lebensweise ähneln sich alle drei Arten in so hohem Grade, daß es vollständig genügt, wenn wir einen der drei Vögel, den Kornweih, ins Auge fassen. Die Namen der drei Arten deuten darauf hin, daß der eine Vogel die Felder, der andere die Wiesen und der dritte endlich die Steppen bevorzugt. Innerhalb dieser Gebiete aber treibt es einer wie der andere. Die Weihen sind bewegungsfähige und bewegungslustige, dreiste, kühne und schlaue, aber ziemlich unedle Raubvögel. Ihr Flug ist sanft, schwankend und unsicher, oft schwimmend, selten durch Flügelschläge beschleunigt. Die Schwingen werden dabei hoch nach oben getragen, die Spitzen derselben weit über den Körper gehalten; der Schwanz wird wenig gebreitet. Oft schwebt der Weih ohne Flügelschläge große Strecken dahin, und die einzige Bewegung, welche man wahrnimmt, ist ein eigenthümlich seitliches Drehen des Leibes, ein Schaukeln, wenn man so sagen darf, wodurch sich der Weih vor allen andern Raubvögeln unseres Vaterlandes auszeichnet. Höchst selten schwingt sich der Vogel zu beträchtlichen Höhen empor; man sieht ihn vielmehr regelmäßig dicht über den Boden dahineilen. Ueber die Felder fliegt er oft in Bogenkreisen, gewöhnlich aber in geradem, nur durch seitliche Ausbiegung unterbrochenen Zuge. Naumann sagt, daß der Kornweih die Bäume verabscheue und nur im höchsten Nothfall auf der Spitze eines solchen übernachte, für gewöhnlich aber auf einem kleinen Stein oder kleinen Hügel sich niederlasse und nachts im langen Gras, Schilf oder Getreide sich verstecke. Diese Angabe ist wenigstens nicht für alle Arten richtig. Der Steppenweih z. B. häuht sehr regelmäßig, wenn er ruhen will; er wählt hierzu aber niemals die Krone eines Baumes, sondern



immer die untern Nester und hier wie die Eulen die Nähe des Stammes; er schläft auch auf Bäumen. Auf dem Boden bewegt sich der Kornweih mit verhältnismäßiger Geschicklichkeit. Er läuft und springt sehr schnell, jagt auch laufend hinter Mäusen und noch nicht flugfähigen Vögeln her. Alle Weihen sind mit Ausnahme der Mittagszeit den ganzen Tag über in Bewegung und jagen auch noch in der Dämmerung. Ihr scharfes Gesicht und ihre großen, fast wie bei den Eulen gebildeten Ohren unterstützen sich bei ihren Jagden gegenseitig; die Weihen können auch durch das Gehör eine Beute auskundschaften. Gesicht und Gehör sind unzweifelhaft die ausgebildetesten Sinne, aber auch das Gefühl scheint sehr fein zu sein. Ueber den Verstand ein Urtheil zu fällen, ist schwer. Die Weihen sind scheu, aber ohne dabei zu unterscheiden; denn sie weichen vor dem Landmanne ebenso gut aus, als vor dem Schützen; sie sind neugierig, lassen sich durch auffallende Dinge herbeilocken und dann oft leicht über-tölpeln; sie sind frech und feig, vereinigen sich aber doch zuweilen mit Krähen, wenn es gilt, einen größeren Räuber zu verfolgen; sie lassen sich leicht zähmen, auch wenn sie als alte Vögel in die Gewalt des Menschen kamen, gewöhnen sich aber nicht immer leicht an den Käfig, und noch viel weniger an den Menschen, und lernen wohl kaum ihren Pfleger von anderen Leuten unterscheiden. Als angenehme Stubenvögel darf man sie nicht ansehen. Die Stimme ist ein sanftes „Kikak“ oder ein „Geschick“, auch wohl ein durchdringendes Pfeifen.

Die Feldweihen müssen als überwiegend nützliche Vögel betrachtet werden. Mäuse bilden ihre Hauptnahrung; nebenbei verzehren sie Frösche und andere Lurche, aber freilich auch kleine Vögel und deren Eier. Der Weih kommt langsam und niedrig über der Erde dahingeflogen, sucht mit seinem scharfen Gesicht sorgfältig den Boden ab und stürzt sich, sobald er eine Beute gewahrt, auf diese hernieder. Den Mäusen wird ein derartiger Angriff regelmäßig verderblich; aber auch junge oder auf dem Boden brütende Vögel sind arg gefährdet. Was scheinen sie niemals zu berühren.

Die Feldweihen schreiten erst spät im Frühjahr zur Fortpflanzung. Sie nisten auf dem Boden und warten, bis das Schilf oder Gras eine hinlängliche Höhe erreicht hat, um den Horst genügend zu verstecken. Letzterer steht entweder in einem Strauche auf jungen Holzschlägen oder in sumpfigen Weidengebüschen, im langen Getreide oder endlich im Niedgras und Rohr der Bäche. Er ist ein großer Klumpen aus trockenen Reiseru, Gräsern, Rohrhalmern, Kartoffelstengeln, Mist und dergleichen, welcher innen mit Thierhaaren, Federn, Moos und anderen weichen Stoffen ausgelegt ist. Oft bilden aber nur einige dürre, in die Runde gelegte Rohr- oder Strohhalme den ganzen Bau. Das Gelege enthält vier bis fünf Eier. Sie sind kugelig, feinkörnig, aber glanzlos und grünlichweiß, entweder ungesleckt oder mit feinen kleinen Sprißflecken gezeichnet. Die Jungen werden mit Mäusen, Nestvögeln, Fröschen und Kerbtieren groß gefüttert.

Die Feldweihen scheinen wenig Feinde zu haben. Sie leben wie die meisten anderen Raubvögel mit den Krähen in beständigem Streit und werden von Schwalben, Bachstelzen, Kiebitzen und andern machtlosen Vögeln verfolgt, scheinen jedoch gegen die Angriffe verwandter oder vierfüßiger Räuber gesichert zu sein. Vor dem Schützen nimmt sich der Weih sehr in Acht, weil er überhaupt jedem Menschen ausweicht, und seine Jagd ist deshalb nur Sache des Zufalls. Gefangen wird er selten.

Der Rohrweih (*Circus rufus*), welcher auch Schilf-, Moos-, Sumpf-, Wasser-, Brand- und Kostweih, =Falk und =Geier, Sumpfbussard, Rohrvogel und Weißkopf genannt wird, hat im wesentlichen denselben Leibesbau wie die Feldweihen, aber einen langen, starken Schnabel und kräftigere Fußwurzel; auch ist der Schleier nur angedeutet. Die Länge beträgt 21 Zoll, wovon 10 Zoll auf den Schwanz kommen, die Breite 48 bis 50 Zoll. Das Weibchen ist etwas größer. Das alte Männchen ist oft sehr bunt gezeichnet. Der Kopf ist auf Stirn und Scheitel braun mit gelben Federrändern, der übrige Oberkörper kaffeebraun; die Wange und die Kehle sind blaßgelb mit dunkleren Schäften, der Vorderhals und die Oberbrust gelb mit braunen Längsflecken; der übrige Unterkörper ist rostroth mit helleren Federspitzen; die meisten Schwingen zweiter Ordnung und alle Stenerfedern sind aschgrau. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß blaßgelb, das Auge bei alten Vögeln gelb, bei Jungen rußbraun.

Bis jetzt ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt, wie weit der Verbreitungskreis des Rohrweihes eigentlich reicht. Man hat ihn fast auf der ganzen Erde gefunden: im gemäßigten Gürtel der alten Welt wenigstens kommt er überall vor. Wasserreiche Gegenden bilden seinen Aufenthalt; an rohstbewachsenen Seen, Sümpfen und Brüchen ist er gemein. Im Winter erscheint er massenhaft in Südeuropa, in Egypten und in Indien. In beiden letztgenannten Ländern ist er dann der häufigste aller Raubvögel. Trockene Gegenden meidet er ängstlich, und auch im



Der Rohrweih (*Circus rufus*).

Gebirge findet er sich nicht. Er erscheint bei uns im März, bezieht seinen alten Stand wieder, läßt sich auch so leicht nicht vertreiben und wandert, wenn dies geschieht, wieder ein. Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens unterscheidet sich der Rohrweih nur insoweit von den Feldweihen, als sein Wohnort dies bedingt. Er ist hier dasselbe, was der Feldweih in seinem Gebiet. Seine Jagd gilt vornehmlich den Wasser- und Sumpfvögeln; wenn diese fehlen, greift er Frösche, Fische, Wasserkerbtiere, auch Spitzmäuse und Wasserratten an. Auch er raubt nur Beute, welche sitzt, läuft, kriecht oder schwimmt.

Alle Wasser- und Sumpfvögel sind dem Rohrweih von Herzen feind, aber auch die Krähen necken und verfolgen ihn, wo sie ihn sehen. Der Mensch thut wohl, wenn er ihn so viel als möglich vernichtet, weil der Schaden, welchen er anrichtet, den Nutzen, welchen er stiftet, weit überragt.

In Neuhollland leben Weihen, welche unter dem Namen *Spilocircus* getrennt worden sind, obgleich sie sich im wesentlichen nur durch eigenthümliche Färbung, nicht aber durch Eigenthümlichkeiten der Gestalt unterscheiden. Ein solcher ist der Fleckenweih (*Spilocircus Jardini*), etwa so groß, wie ein Rohrweih. In seiner Lebensweise unterscheidet er sich nicht von seinen europäischen Verwandten. Kleine Säugethiere, Vögel, Eidechsen und Schlangen bilden seine Nahrung. Der Horst steht ebenfalls auf dem Boden.

\* \* \*

(Bussarde.) Beide Hälften und fast alle Gürtel der Erde beherbergen große oder mittelgroße, etwas plump gestaltete Raubvögel, welche in vieler Hinsicht an die Adler erinnern, durch ihr unedles Wesen sich aber sehr unterscheiden. Wir nennen sie den bei uns vorkommenden Arten zu Liebe Bussarde oder Bussaare (*Buteones*). Ihr Leib ist ziemlich plump, der Kopf ist dick, breit und flach, der Schnabel kurz, von der Wurzel an gekrümmt, seitlich zusammengedrückt, am Rande zahnlos, der Hals kurz, der Flügel ziemlich lang und rundlich, die vierte Schwinge gewöhnlich über die andern verlängert, der Schwanz mittellang, der Fuß mittelhoch,



kurz und schwachzellig, aber mit spitzen, scharf gekrümmten Krallen bewehrt. Das Gefieder ist reich und mehr oder weniger schlaff, die Federn sind groß, lang und breit, die Kopffedern gewöhnlich schmal und spitzig, ausnahmsweise wohl auch zu Hauben verlängert. Düstere Färbung ist vorherrschend, die Zeichnung aber mannichfahem und oft zufälligen Wechsel unterworfen.

Die Bussarde bewohnen Gebirge und Ebenen, hier wie da am liebsten kleinere Waldungen, welche von Feldern umgeben sind. Letztere oder ihnen entsprechende Ebenen bilden das Jagdgebiet unserer Vögel. Während der Brutzeit siedelt sich ein Paar fest an und bemächtigt sich der Herrschaft über ein gewisses Gebiet, welches an das des nächsten Paares grenzt. Doch sind die Bussarde durchgehends sehr friedliche Vögel und vertreiben nur aus der nächsten Nähe des Horstes eifersüchtig andere ihrer Art oder Raubbögel überhaupt. Unsere nordischen Arten sind Wander- oder Strichvögel; diejenigen, welche in wärmeren Ländern leben, können als Standvögel angesehen werden. Alle Arten fliegen langsam, aber anhaltend und lange Zeit schwebend, jedoch mehr nach Art der Adler, als nach Art der Weihen. Wenn sie eine Beute erpäht haben, rütteln sie über ihr, wie die kleineren Falken, beim Angriff stoßen sie verhältnißmäßig langsam in schiefer Richtung nach unten. Sehr gern jagen sie von einer Warte aus. Sie setzen sich auf einen erhöhten Gegenstand im Felde, am liebsten auf einen Baum oder hohen Erdhäufen und beobachten von hieraus scharf den Boden in ihrer Nähe. Regt sich hier Etwas, so erheben sie sich und gehen nun zum Angriff über. Auf dem Boden sind auch sie noch ungeschickt; ihr Gang ist ein Hüpfen, kein Schreiten. Unter ihren Sinnen steht das Gesicht unzweifelhaft oben an: ihr Auge kommt an Schärfe dem Adlerauge gleich. Das Gehör ist gut, Gefühl und Geschmack sind ziemlich entwickelt. Die geistigen Fähigkeiten scheinen geringer zu sein, als sie es wirklich sind. Klüger als die meisten Weihen sind die Bussarde gewiß, obwohl sie sich oft recht herzlich dumm benehmen. Doch lernen sie bald Gefährliches vom Ungefährlichen unterscheiden, und nach einiger Verfolgung werden sie ungemein vorsichtig. Listig kann man sie nicht nennen; sie gehen eher plump zu Werk bei allem, was sie thun und treiben. Man nennt sie träge, weil sie stundenlang auf ein und derselben Stelle sitzen; streng genommen aber thut man ihnen unrecht: denn gerade während dieser Stellung sind sie sehr eifrig beschäftigt, wenn auch nur mit den Augen. Einen fliegenden Bussard kann man gewiß nicht träge schelten, am allerwenigsten dann, wenn er des Spielens halber stundenlang prachtvolle Kreise zieht und gleichsam zwecklos zu ungeheuern Höhen sich emporshraubt. Aber freilich sind sie nicht in dem Sinne Räuber, wie viele andere ihrer Verwandten. Es fehlt ihnen das Ungeflüm und insbesondere der Blutdurst, welcher jene, nicht immer zu ihrem Vortheil, auszeichnet. Sie sind tüchtige Fresser; haben sie aber einmal das Nöthige erlangt, so begnügen sie sich und jagen nicht weiter. Mit andern Raubbögeln leben sie in leidlichem Frieden, nur gegen den Uhu bekunden sie einen tödtlichen Haß. Sie dagegen werden von kleinen Raubbögeln vielfach angegriffen, wie es scheint, hauptsächlich deshalb, wenn es den schnellen und muntern Falken Vergnügen gewährt, die ungeschickten Bussarde zu necken.

Kleine Wirbelthiere und Kerse, Schnecken, Würmer, Larven, ja sogar Pflanzenstoffe bilden die Nahrung der Bussarde. Alle Arten der Familie machen sich nützlich, einzelne in so hohem Grade, daß sie von uns als heilige Vögel betrachtet werden sollten. Sie vertilgen die lästigen Mäuse in unzählbarer Menge, kämpfen außerdem wader mit Schlangen und anderem widerwärtigen Gezücht und greifen höchstens dann und wann ein Thier an, welches wir ihnen mißgönnen, weil wir selbst Jagd auf dasselbe machen. Alle nützlichen Vögel sind, solange sie gesund und bewegungsfähig, vor ihnen gesichert. Tappische Junge oder verwundete Vögel greifen sie freilich an, aber der Schaden ist wirklich kaum in Betracht zu ziehen.

Der Horst wird auf hohen Bäumen angelegt. Er ist ziemlich kunstlos und andern Raubbogelhorsten im wesentlichen ähnlich. Das Gelege besteht ausnahmsweise nur aus einem einzigen Ei, zählt gewöhnlich aber deren drei bis vier. Die Jungen werden von beiden Eltern ernährt, reichlich versorgt, sehr geliebt, gegen Angriffe verteidigt und nach dem Ausfliegen noch längere Zeit geführt.

Junge aus dem Neste genommene Bussarde werden bald so zahm, daß sie sogar zum Aus- und Einfliegen gewöhnt werden können. Auch alt eingefangene überwinden bald den Verlust ihrer Freiheit und schließen sich nach kurzer Zeit ihrem Pfleger innig an. Sie sind zwar nicht gerade liebenswürdig im Käfig, immerhin aber angenehme Raubbögel, welche man mit der Zeit lieb gewinnt.

Die Schlangenbussarde (*Circaeti*), welche von vielen Naturforschern zu den Adlern gestellt und dann Schlangenadler genannt werden, mögen als Uebergangsglieder von den Adlern zu den Bussarden die erste Stelle finden. In Europa lebt eine Art der Sippe, der Schlangen-



Der Schlangen- oder Natternbussard (*Circaetus brachydactylus* oder *gallicus*).

oder Natternbussard und bezüglich Adler (*Circaetus brachydactylus* oder *gallicus*), ein Vogel von 26 bis 28 Zoll Länge und 66 bis 69 Zoll Flugbreite, dessen Fittig 18 Zoll und dessen Schwanz 9 Zoll mißt. Die Oberseite ist braun, die Spizenfedern des Kopfes und Hinterhalses sind mattbraun, heller gefäunt, die Rücken-, Schulter- und kleinen Flügeldeckfedern tiefbraun, heller gefantet, die Schwingen schwarzbraun, fein hellbraun gefäunt, weiß gefantet und mit schwarzen Querbinden gezeichnet, die Schwanzfedern dunkelbraun, breit weiß zugespitzt und dreimal breit schwarz gebändert. Stirn, Kehle und Wangen sind weißlich, schmal braun gestrichelt, Kropf und Oberbrust sind lebhaft hellbraun. Die übrige Unterseite ist weiß, spärlich hellbraun in die Quere gefleckt. Ein Kreis von wolligem Flaum umgibt das große Auge, nach vorn gerichtete Borsten bedecken den Zügel. Das Auge ist gelb, der Schnabel bläulichschwarz, die Wachshaut und die Füße sind lichtblau.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde der Schlangenadler als ein sehr unbekannter Vogel angesehen, und seine Naturgeschichte ist auch wirklich erst in den letztvergangenen Jahren festgestellt worden. Der auffallende und leicht kenntliche Raubvogel mag früher mit lichten Bussarden verwechselt worden sein, bis man anfang, auf ihn zu achten. Seit dieser Zeit hat man ihn überall in Deutschland gefunden und außerdem in allen südlichen Ländern dieses Erdtheils beobachtet. Sein Verbreitungskreis dehnt sich jedoch weit über die Grenzen Europas hinaus. Der Schlangenadler ist wenigstens zeitweilig häufig in Nordafrika und keineswegs selten



in Indien. Bei uns zu Lande ist er ein Sommervogel, welcher Anfangs Mai ankommt und uns im September wieder verläßt. Seinen Stand wählt er sich in großen einsamen Waldungen und hier macht er sich wenig bemerklich, weil er ein ruhiger und träger Gesell ist.

Lebensweise und Betragen, Sitten und Gewohnheiten des Schlangenbussards erinnern ungleich mehr an unsern Mäusebussard, als an irgend welchen Adler. Er ist ein ruhiger, fauler, grilliger und zänkischer Vogel, welcher sich um Nichts anderes zu bekümmern scheint, als um das Wild, welches er jagt, und um andere seiner Art, welche im Fange glücklicher waren. Wenn er aufgebäumt hat, gloßt er den sich nähernden Jäger mit seinen großen Augen albern an und denkt an alles Andere, nur nicht an das Fortfliegen, so daß er sich leicht unterlaufen und vom Baume herabschießen läßt. Doch sieht man ihn nur gegen den Abend und in den frühesten Morgenstunden aufgebäumt, während des ganzen übrigen Tages aber treibt er seine Jagd und zwar mit einer Gemächlichkeit und Langsamkeit ohne Gleichen. Kreisend schwebt er über den nahrungsversprechenden Ebenen dahin oder sitzt bewegungslos am Rande der Gewässer, um, wie unser Bussard, auf Beute zu lauern. Im Fluge rüttelt er oft wie sein Vetter, der Bussard; dies aber sieht wo möglich noch ungeschickter aus, als bei diesem. Beim Angriff senkt er sich langsam in die Tiefe herab und bewegt sich beim Angriff vermittelst einiger Flügelschläge noch eine Zeit lang über dem Boden dahin, bis er endlich mit weit ausgestreckten Fängen auf diesen herabfällt, um das ins Auge gefasste Thier zu ergreifen. Bei seinen Fußjagden wartet er oft in das seichte Wasser hinein und greift dann plötzlich mit einem Fange vorwärts. Besonders auffallend ist es, daß er alle andern seiner Art mit scheler Augen betrachtet und futterneidisch über sie herfällt, wenn sie glücklicher waren. Es darf nur einer eine Schlange oder Eidechse fangen wollen, da gibt es gewiß erst eine tüchtige Weißerei.

Der Schlangenbussard verdient seinen Namen, denn seine Jagd gilt vorzugsweise dieser Lurche. Aber er begnügt sich nicht mit ihnen, sondern nimmt auch Eidechsen und Frösche auf. stellt den Fischen eifrig nach und jagt selbst auf Ratten, schwache Vögel, Krebse, große Kerbtiere und Tausendfüßler. Er geht beim Angriffe so verständig zu Werke, daß ihm selbst die gefährlichste Schlange wenig oder Nichts anhaben kann. Seine Kunst im Jagen scheint ihm angeboren zu sein. „Mein jung aufgezogener Schlangenadler“, so schreibt Mecklenburg an Venz, „stürzt sich blitzschnell auf jede Schlange, sie mag so groß und wüthend sein, als sie will, packt sie dicht hinter dem Kopf mit dem einen Fuße und gewöhnlich mit dem andern Fuße weiter hinten, unter lautem Geschrei und Flügelschlägen; mit dem Schnabel beißt er dicht hinter dem Kopfe die Sehnen und Bänder durch, und das Thier liegt widerstandslos in seinen Fängen. Nach einigen Minuten beginnt er das Verschlingen, indem er die sich noch stark windende Schlange, den Kopf voran, verschluckt und bei jedem Schluck ihr das Rückgrath zerbeißt. Er hat in Einem Vormittage binnen wenigen Stunden drei große Schlangen verzehrt, worunter eine fast vier Fuß lange und sehr dicke. Nie zerreißt er eine Schlange, um sie stückweis zu verschlingen. Die Schuppen speit er späterhin in Ballen aus. Schlangen zieht er jedem andern Nahrungsmittel vor. Zu gleicher Zeit habe ich ihm lebende Schlangen, Ratten, Vögel und Frösche gebracht, doch fuhr er, die ihm näher befindlichen Thiere nicht berücksichtigend, auf die entfernteren Schlangen los.“ Uebrigens ist die Geschicklichkeit des Schlangenbussards und sein dichtes Gefieder sein einziger Schutz gegen das Gift der Schlangen; denn er ist keineswegs giftfest. Mecklenburg ließ einen Schlangenbussard von einer Kreuzotter beißen und zwar in den Kropf. Der Vogel verlor von Stund an seine Munterkeit und endete am dritten Tage.

Der Horst, welcher ausnahmsweise auf Felsen steht, wird Anfangs Juni erbaut oder bezüglich wieder bezogen; denn das Paar kehrt, auch wenn ihm die Eier genommen werden viele Jahre lang regelmäßig zu demselben Horste zurück. Man hat in demselben regelmäßig nur ein einziges Ei gefunden und zwar in den ersten Tagen des Mais.

Jung aufgezogene Schlangenadler werden bald zahm und zutraulich; doch muß man sich um Solches zu erreichen, viel mit ihnen abgeben. Bei der Fütterung geben den sie sich sehr eigenthümlich. Sie stürzen sich auf die hingeworfenen Fleischstücke mit einem großen Sprunge, legen sich mit ausgebreiteten Flügeln darauf, schreien laut und wohlklingend „bli bli“, fast wie ein Bussard und sehen sich mißtrauisch um, als glaubten sie, daß ihnen jeder andere Vogel die Nahrung wegnehmen wolle. Ihr Futterneid zeigt sich also schon in frühesten Jugend.

Sehr ausgezeichnete Bussarde bewohnen Südafrika und Südasien, namentlich die malaiischen Inseln. Man hat sie Flecken- oder Schopfbussard (Spilornis) genannt. Die bekanntesten Arten sind Vogel von ansehnlicher Größe. Le Bailly beschreibt eine derselben, welche er Bacha nannte (Spilornis Bacha). Derselbe bewohnt das Innere Südafrikas und Java, Ostindien, Nepal und China, falls der asiatische Vogel wirklich mit dem afrikanischen als



gleichartig betrachtet werden darf; er hält sich in den dürrsten und unfruchtbarsten Gebirgsgegenden des Innern auf und jagt hier von Bäumen oder Felsblöcken aus nach kleinen Säugethieren bis zur Größe eines Klippfischlers, im Nothfall auch nach Vurchen und Kerbthieren. Er ist keineswegs häufig und lebt einsam, im Ganzen nach Art unseres Bussard.

Unter unsern deutschen Bussarden mag der Wespenbussard (*Pernis apivorus*), auch Honigbussard, Wespen-, Bienen-, Honigsalk oder Geier genannt, zuerst erwähnt werden; er erreicht eine Länge von 23 bis 24 und eine Breite von 52 bis 54 Zoll, die Fittiglänge beträgt 15, die Schwanzlänge 9 Zoll. Das Gefieder ist mannfachem Wechsel unterworfen; es ist zuweilen einfarbig braun, nur der Schwanz durch drei große und mehrere kleine braune Binden gezeichnet; der Kopf pflegt dann bei dem Männchen graublau zu sein. Oft wieder ist der Oberkörper braun, der Unterkörper hingegen mehr oder weniger weiß gefleckt oder weiß und durch braune Querflecken und Schaftstriche gezeichnet. Das Auge ist silberweiß bis goldgelb, der Schnabel schwarz, die Wachshaut goldgelb, der Fuß citronengelb.

Ganz Europa mit Ausnahme der nördlichsten Länder ist als Heimat des Wespenbussards anzusehen. Auf seinem Zuge berührt er Westafrika. In Deutschland kommt er überall vor, ist jedoch nur in gewissen Gegenden häufig. In Norddeutschland scheint er häufiger zu sein, als im Süden; nirgends aber tritt er so zahlreich auf wie sein Verwandter, der Mäusebussard.

„Der Wespenbussard“, sagt Naumann, „ist ein sehr unedler, feiger Vogel und übertrifft in dieser Hinsicht alle anderen einheimischen Raubvögel. Gutmüthigkeit und Furchtsamkeit, auch dummer Troß sind Grundzüge seines Charakters. Er ist scheu und fliegt langsam und schwerfällig, auch meistentheils nur niedrig über dem Boden dahin.“ Brehm d. V. behauptet das Gegentheil. Er sagt, daß der Flug äußerst leicht, schön und schwimmend sei, daß der Vogel oft sehr hoch steige und in der Luft weite Kreise beschreibe. „In seinem Betragen“, fährt Naumann fort, „berräth er die größte Trägheit. Man sieht ihn stundenlang auf einem Flecke, mehrtheils auf Grenzsteinen und einzelnen Feldbäumen sitzen und auf seinen Raub lauern. Gegen die Gewohnheit anderer Raubvögel geht er ziemlich gut, er verfolgt auch die Kerbthiere sehr oft zu Fuße. Die Stimme ist ein hastiges, oft wiederholtes „Kikiki“, welches zuweilen mehrere Minuten in einem Zuge fort dauert.“

Hinsichtlich seiner Nahrung unterscheidet sich der Wespenbussard von allen übrigen Raubvögeln Europas. Er trägt nicht umsonst seinen Namen; denn die Wespen bilden in der That einen Haupttheil seiner Mahlzeiten. Er frist aber nur Wespen, deren Ausbildung noch nicht vollendet ist, niemals ausgeflogene, vor deren Giftstachel er sich zu fürchten scheint. „In den Morgenstunden eines Julitages“, erzählt Behrens, „bemerkte ein Feldarbeiter einen Wespenfall, welcher mit dem Ausscharren eines Weipennestes beschäftigt war. Obgleich der Vogel zu wiederholten Malen von dem Arbeiter aufgeschreckt wurde, erschien er doch immer bald wieder, seine Arbeit eifrig fortsetzend. Mittags erlegte ich den Vogel, noch bevor er seinen Zweck, zur Wespenbrut zu gelangen, erreicht hatte. In seinem Körper und Magen fand ich nichts als Käferreste, keine Spur von Wespen, welche doch während seiner sechsstündigen Arbeit seinen Kopf zu Hunderten umschwärmten, von ihm aber durch Kopfschütteln abgewehrt wurden. Diese Beobachtung erregte natürlich meine Aufmerksamkeit, und es war mir sehr erwünscht, daß ich bald darauf ein leicht verwundetes altes Weibchen erhielt und an diesem Versuche anstellen konnte. Hielt ich diesem Vogel eine Wespe vor, so fraß er sie nicht nur nicht, sondern wich sogar vor derselben zurück oder biß im günstigsten Falle endlich nach ihr, schnellte sie aber weg. So oft ich auch meine Versuche wiederholte, das Ergebnis war immer dasselbe. Niemals war er zu bewegen, eine Wespe zu fressen.“ Aus den ferneren Beobachtungen von Behrens geht hervor, daß der Wespenbussard den Wespen, welche er verschluckt, nicht erst den Stachel abbeißt, wie mehrfach angegeben worden ist, daß er bei dem Ausscharren der Weipennester die größte Ausdauer beweist und außer den Wespen vorzugsweise Heuschrecken, Käfer, Raupen, Frösche und Eidechsen frist. Nests von warmblütigen Thieren fand Behrens nur selten, Hummeln niemals, auch keine Blüthenkästchen von Birken und Nadelhölzern, wie Naumann es angibt, wohl aber Blätter der Heidelbeerstaude. Naumann betrachtet ihn als einen argen Nestplünderer und gibt ihm außerdem schuld, neben Mäusen, Ratten, Hamstern u. dgl. auch wohl einen jungen Hasen abzuwürgen. Beim Habicht soll er sich zuweilen zu Gaste bitten, d. h. so lange in der Nähe des freßenden Räubers warten, bis dieser seine Tafel aufgehoben hat und dann mit Dem vorkie nehmen, was jener übrig läßt. Im Hochsommer endlich soll er, außer den Heidelbeeren, auch Preisel- und andere Waldbeeren gern verzehren.

Der Horst steht gewöhnlich in geringer Höhe auf den unteren Nestern starker Buchen oder Eichen, seltener im Schwarzwalde und enthält zwei bis vier Eier, welche nach Gestalt und Farbe



sehr abweichen; ihre Schale ist auf gelbweißem oder braunrothem Grunde heller oder dunkler marmorirt, zuweilen gleichmäßig, zuweilen auf der einen Hälfte dunkler, als auf der andern. Die beiden Jungen werden anfänglich mit Raupen, Fliegen und andern Kerbthieren ernährt und zwar, indem die Eltern ihnen die in Schlunde gesammelte Speise vorSpeien, während sie später ganze, mit Brut angefüllte Waben und Wespennester aufstischen und schließlich auch junge Frösche, Vögel und dergl. herbeischaffen.

Der Wespenbussard wird von allen kleinen Vögeln und von den Krähen bitter gehaßt, hat aber unter den Thieren eigentlich keinen Feind, welcher ihm schädlich werden konnte. Der Mensch verfolgt ihn nicht; denn der Nutzen, welchen er bringt, überwiegt den von ihm angerichteten Schaden sehr bedeutend.

In der Gefangenschaft ist der Wespenbussard höchst unterhaltend; ein jung eingefangenes Männchen wurde so zahm, daß man es überall herumlaufen lassen konnte, wobei es dem Rufe „Hans“ folgte. Im allgemeinen hatte der Vogel mehr das Betragen einer Krähe als eines Raubvogels; nur waren seine Bewegungen gemessener und bedächtiger, sein Gang schreitend, nie hüpfend, nur wenn er gejagt wurde, machte er einige Sätze. Ein alt eingefangenes Weibchen zeigte ein übereinstimmendes Betragen; Wespenbrut liebte es leidenschaftlich. Hielt man ihm ein Wespennest vor, so wurde es sichtlich aufgeregt, stieß mit großer Begierde danach und verschluckte ganze Stücke davon. Leere Wespennester zerriß es, nach Brut suchend, in kleine Fetzen. Sonst war Semmel und Milch seine LieblingsSpeise. Gegen die Hausthiere war es im hohen Grade verträglich.

In Indien wird unser Wespenbussard durch den gehäubten Honigfalke (*Pernis cristatus*) vertreten, den einzigen Verwandten von jenem, welchen man kennt. Er findet sich durch ganz Indien in bewaldeten Gegenden, vom Meere an bis zu 8000 Fuß Höhe und ernährt sich, wie sein europäischer Verwandter, von jungen Bienen, Wespen, Ameisen, Raupen u. dergl., hauptsächlich also von Kerbthieren, gelegentlich aber auch von Matten und Lurchen und, wie von den Eingebornen erzählt wird, von Vogeleiern und jungen Vögeln.

Die nördlichen Länder der Erde bewohnt ein Bussard, welcher sich von allen übrigen Arten seiner Familie durch seine wie bei den Adlern befiederten Fußwurzeln unterscheidet, der Rauchsfußbussard (*Archibuteo lagopus*). Die Färbung ist ein Gemisch von Weiß, Gelblichweiß, Rothgrau, Braunschwarz und Braun. Die Länge beträgt 22 bis 25 Zoll, die Breite 56 bis 62 Zoll. Das Weibchen ist größer als das Männchen. Der Rauchsfußbussard vertritt im hohen Norden seinen bei uns lebenden Verwandten und ist der hauptsächlichste Feind der dort so häufigen Wühlmäuse, namentlich der Lemmings. Bei uns ist er ein ebenso eifriger Mäusejäger, wie sein Verwandter.

Unser Mäusebussard (*Buteo vulgaris*), das Urbild der Familie, sonst auch Bussard und Busaar, Mäusehabicht, Mäusefalk, Mäuseaar, Mäusegeier, Mittelweih, Wasservogel, Unkenfresser und Waldgeier genannt, wird 22 bis 25 Zoll lang und 50 bis 58 Zoll breit, der Schwanz mißt 8 bis 9 Zoll. Ueber die Färbung ist schwer etwas allgemein Giltiges zu sagen; denn der Bussard ändert außergewöhnlich ab, sodaß man selten zwei vollkommen gleich gefärbte Stücke von ihm sieht. Einzelne sind gleichmäßig schwarzbraun, auf dem Schwanz gebändert; andere sind braun auf der Oberseite, der Brust und den Schenkeln, sonst aber auch auf lichtbraungrauem Grunde in die Quere gefleckt; andere sind lichtbraun, bis auf den Schwanz längs gestreift, andere gilblichweiß mit dunkleren Schwingen und Schwanzfedern, auf der Brust gefleckt, auf den Steuerfedern gebändert u. s. w. Das Auge ist in der Jugend graubraun, später röthlichbraun, im hohen Alter grau. Die Wachshaut und die Füße sind gelb, der Schnabel ist am Grunde bläulich, an der Spitze schwärzlich.

Als Heimat ist der größte Theil Europas und Mittelasien zu betrachten. In Südeuropa kommt er im Winter überall vor, während er im Sommer nur hier und da, immer sehr einzeln, in höheren Gebirgen sich aufhält. In Nordafrika erscheint er einzeln und ebenfalls selten auf dem Zuge. Dasselbe gilt für die Tiefebene Indiens; im Himalaya hingegen ist er stellenweise gemein. Bei uns zu Lande ist er Strichvogel, in kälteren Gegenden aber Zugvogel: sie verläßt er im September und Oktober, zu ihnen kehrt er im März oder April zurück. Gelegentlich des Zuges bildet er Gesellschaften von zwanzig bis über hundert Stücken, welche zwar mit einander in gleicher Richtung dahinfliegen, aber durchaus keine Schwärme bilden, sondern sich über Flächen von einer halben Viertelmeile vertheilen. Dabei fliegen die Vögel langsam dahin und zwar meist in ziemlicher Höhe. Zum Standorte wählt sich der Bussard Waldungen aller Art, am liebsten aber doch solche, welche mit Feld und Wiesen abwechseln,



Der Mäusebussard (*Buteo vulgaris*).

aus dem ganz einfachen Grunde, weil solche Gegenden ihm eine sichere Nahrung versprechen. Er fehlt aber auch in den großen, ausgedehnten Forsten nicht und steigt hoch im Gebirge empor.

Der Weibte erkennt den Bussard auf den ersten Blick, derselbe mag sitzen oder fliegen. Er ist langsam und ungeschickt. Gewöhnlich sitzt er zusammengedrückt, mit wenig anliegenden Federn, gern auf einem Fuße, den andern zusammengebogen zwischen den Federn versteckt. So kann er stundenlang verharrn, ohne sich zu rühren; doch ist er deshalb keineswegs unthätig. Der Stein, der Erdhügel oder der Baum, welchen er zum Ruhefize erwählt hat, dient ihm als Warte, von welcher aus er sein Gebiet überschaut, und auch während der tiefsten Ruhe schweift sein Auge über dieses Gebiet dahin. Der Flug ist langsam, aber leicht, fast geräuschlos und auf große Strecken hin schwebend. Bei gewöhnlicher Jagd erhebt sich der Bussard seltener in bedeutende Höhe; im Frühjahr aber und namentlich zur Zeit seiner Liebe steigt er ungemein hoch empor und entfaltet dabei Klünste, welche man ihm kaum zutrauen möchte. Seine Stimme ähnelt dem Miauen einer Katze, und ihr verdankt er seinen Namen, da das Wort *Buse* soviel als Katze bedeutet, der Bussard also Katzenaar genannt worden ist.

Ende Aprils oder zu Anfang des Mai bezieht der Bussard seinen alten Horst wieder oder erbaut sich einen neuen. Er erwählt hierzu einen ihm passenden Baum in Laub- oder Nadelwäldern, trägt stärkere Zweige zusammen, welche nach oben hin immer dünner und zuletzt mit großer Sorgfalt ausgewählt zu werden pflegen, sodas die flache Vertiefung mit zarten, grünen Reisern ausgeschmückt erscheint. Der ganze Bau hält ungefähr zwei Fuß im Durchmesser. Zuweilen futtert der Bussard die Mulde auch mit Moos, Thierhaaren und andern weichen Stoffen aus. Oft richtet er sich auch nur ein einzelnes Strähen- oder Rabennest her. Das Gelege besteht aus drei bis vier Eiern, welche auf grünlichweißem Grunde hellbraun gefleckt sind. Das Weibchen scheint allein zu brüten; die Jungen aber werden vor und nach dem Ausfliegen von beiden Eltern gemeinschaftlich ernährt.



Die Bussarde sind neben unsern Eulen und neben den Thurmfalken die nützlichsten unserer Raubvögel; sie gehören zu den nützlichsten Thieren überhaupt. Hauptnahrung dieser Vögel bleiben unter allen Umständen Mäuse und zwar diejenigen Arten, welche dem Land- und Forstbau am allerempfindlichsten schaden. Von diesen Mäusen verzehrt ein Bussard, wenn er es haben kann, vierzig bis fünfzig Stück an einem Tage: Blasius hat dreißig Stück aus dem Magen eines einzigen gezogen, Martin hat etwa hundert Bussarde geöffnet und in allen Kröpfen nur Mäuse gefunden. „Rechnen wir“, sagt Lenz, „auf jeden Bussard im Durchschnitt täglich zehn Mäuse, so macht das für das Jahr 3650 Stück“; wir können aber mindestens dreißig Mäuse auf einen Bussard rechnen und haben es also mit wenigstens 10,000 Stück schädlicher Ragethiere zu thun, welche von einem einzigen dieser Vogel vertilgt werden.

Aber mehr noch. Der Bussard begnügt sich nicht mit Mäusen allein; er macht auch Jagd auf Ratten, auf Hamster, auf Schlangen und Kerbthiere. Er ist es, welcher die Kreuzotter im Schach hält. Man hat ihm nachgesagt, daß er einen jungen Hasen oder ein Rebhuhn auch nicht verschmähe, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er dieses oder jenen wegnimmt, wenn er es kann. Ebenso gewiß aber ist es, daß er einen nur mittelgroßen Hasen nicht mehr angreift, daß er nur bei Tage jagt, wo der Hase möglichst verborgen im Lager liegt, und daß er ein gesundes Rebhuhn oder irgend welchen andern Vogel nicht zu fangen vermag. Er bittet sich auch bei dem Wanderfalken zu Gaste, indem er diesem eine eben gefangene Beute abjagt; aber auch dies geschieht nur ausnahmsweise, nicht regelmäßig. Der Schaden also, von welchem man gesprochen hat, verdient gar nicht der Erwähnung; es handelt sich hier nur um den Nutzen und zwar um einen Nutzen, welcher uns alle unmittelbar angeht, weil wir alle des täglichen Brodes bedürfen.

Wir dürfen aber die Naturgeschichte der Bussarde nicht beschließen, ohne Lenz noch einiges erzählen zu lassen von seinen Beobachtungen, welche er an gefangenen Bussarden angestellt hat, um die Heldenthaten unserer Vögel dem giftigen Gewürm gegenüber kennen zu lernen. „Am 26. Juni, da meine Bussaare, die ich ganz jung bekommen und aufgezogen hatte, erst etwa zwei Drittel ihrer Größe erreicht hatten, waren ihnen bis dahin nur Fleischstücke, Mäuse, Frösche und kleine Vögel zur Nahrung gereicht worden, aber noch keine Schlange zu Gesicht gekommen. Da ließ ich einmal zufällig, ohne die Bussaare zu beachten, in einer großen Stube eine Ringelnatter laufen, die etwa vier Fuß lang war, und die ich Fremden zeigen wollte, welche mich gerade besuchten. Hinter den Fremden saßen die Bussaare. Kaum hatten sie die losgelassene Schlange bemerkt, als sie augenblicklich zwischen den Fremden hin auf das ungeheure Thier losstürzten, um es zu packen. Die Schlange ringelte sich zusammen, zischte drohend, und sperrte den Rachen kampfbereit den beiden Feinden entgegen. Ich hatte sogleich den Fuß zwischen diese und die Schlange gesetzt und drängte die Vögel, welche immer wieder drauf los wollten, zurück. Jetzt nahm ich die Ringelnatter, welche ich wegen ihrer Größe noch aufsparen wollte, weg, und brachte dagegen dem einen Bussaar eine andere von etwa 2 $\frac{1}{2}$  Fuß Länge. Ohne Bedenken griff er sie im Augenblicke mitten am Leibe. Sie zischte verzweiflungsvoll, sperrte wüthend den Rachen weit auf und umschlang seine beiden Füße so fest, daß er wankte und sich auf Schwanz und Flügel stützen mußte, um nicht zu fallen. Ohne sich an ihre Bewegungen zu kehren, arbeitete er fortwährend mit der Schnabelspitze an der Mitte ihres Leibes, bedurfte aber doch wohl zwölf Minuten, bevor er die zähe Haut zu zerreißen vermochte; sobald er dies aber durchgesetzt hatte, benutzte er das entstandene Loch, um weiter zu fressen, zerriß die Schlange endlich in Stücke und verschlang diese einzeln. Eins von den Stücken war über einen Fuß lang und er hatte große Mühe, das Ding hinunter zu würgen. Als er fertig war, gab ich seinem Bruder, der bisher dem Schmause mit kummervollem Blicke zugehört hatte und von mir an der Theilnahme verhindert worden war, eine ebenso große Ringelnatter; er war aber stärker als jener, überwältigte sie schneller, zerriß sie in der Mitte und verschlang sie in zwei langen, sich immerwährend krümmenden Stücken. Zumal suchte der Kopf, welcher das Ende des einen Stücks ausmachte, immer wieder aus dem Schnabel hervorzutreiben, was dem Vogel viel Mühe verursachte, weil er immer wieder von neuem anfangen mußte zu schlucken. Endlich bändigte er den Kopf dadurch, daß er den zweiten Theil der Natter mit dem Schnabel packte, schluckte und wie einen Pfropf auf den ersten, den Kopf enthaltenden Theil setzte. Nun war er fertig und sah sich, wie auch der andere, nach mehr um; es wurde aber nichts gereicht; auch war es schon spät Abends, und die Vögel begaben sich endlich zur Ruhe.“

Lenz erzählt nun weiter, wie er vor zahlreichen Züchtlern denselben jungen Falkenpaare Kreuzottern vorlegte, die sich sofort zusammengielten und zischend umherbissen, daß aber

die Bussarde nicht wagten, diese giftigen Schlangen anzugreifen, daß sie vielmehr vor denselben zurückwichen. „Der Erfolg“, fährt er fort, „hatte meinen Erwartungen nicht entsprochen; doch war es mir äußerst merkwürdig, daß diese Vögel, welche schon oft große Schlangen und Ratten bekämpft hatten, durch einen wunderbaren Naturtrieb geleitet, die Giftschlange sogleich erkannten und den gefährlichen Kampf vermieden. — Doch meine Falken waren noch nicht vollkommen erwachsen; die große Gefelligkeit konnte sie eingeschüchtern haben; ich hatte schon erprobt, daß sie Stücken Kreuzotterfleisch begierig fraßen, daß ihnen das Gift innerlich nicht schadet; der Geruch der Kreuzotter konnte es auch nicht sein, der sie schreckte, denn der Bussaar folgt nie dem Geruche, sondern nur dem Auge: das Auge war es, dessen Scharfblick ihm sogleich den Todfeind verrieth. Ich ließ demnach den Muth nicht sinken und veranstaltete nach zwei Tagen ein neues Kampfspiel, wobei ich nur wenige Zuschauer zuließ. — Erst warf ich jedem Bussaar eine Blindschleiche hin, die er nach Gewohnheit sogleich ergriff und lebend verschlang. Sowie der erste seine Blindschleiche hinunter hatte, legte ich ihm eine eben nicht größere, junge, braune Kreuzotter vor. Der Falk sträubte sogleich das Gefieder, hob die Schwingen hoch empor, schrie laut auf, fuhr aber doch, diesmal seiner Uebermacht sich bewußt, auf den Feind los, packte ihn mitten am Leibe mit den Krallen und schlug schreiend mit den Flügeln auf und nieder. Sein Angriff, sein ganzes Benehmen war von der Art, wie er giftlose Schlangen zu ergreifen pflegte, höchst verschieden. Die Gefahr wohl kennend, hielt er den Kopf hoch und schien zu zielen. Die Otter schlang sich um seine Füße, zischte und biß in voller Wuth unaufhörlich nach allen Seiten, aber so blindlings, daß sie nur die Luft und seine hoch gestäubten Federn oder schlagenden Schwingen traf. Plötzlich, mit der Schnelle des Blitzes, fuhr ein sicherer und gewaltiger Schnabelhieb auf ihren Kopf herab, der im Augenblick zersplittert war. Noch krümmte sie sich erbärmlich; er aber wartete, allen ihren Bewegungen mit dem Auge folgend, bis sie fast leblos war, und schluckte sie dann, den Kopf vorweg, ganz hinunter.“

„Stolz blickte er jetzt umher, und sein Auge schien einen neuen Feind herauszufordern. Ich legte eine junge, etwa 13 Zoll lange Kreuzotter in einiger Entfernung vor ihm nieder. Sie gewann Zeit, sich zusammen zu ringeln; ihr Zischen, ihre nach dem Falken hin zuckenden Bisse, ihre flammenden Augen, mit denen sie nur ihn zu sehen schien, bewiesen deutlich, daß auch sie, die wohl noch nie einen Bussaar gesehen, auf den ersten Blick den Todfeind erkannte und den Kampf auf Leben und Tod voraussah. Mich achtete sie nicht Eines Blickes werth. Schlagfertig, aber behutiam, mit gehobenen Flügeln nahete sich der Falk und schien zu spähen, ob der Feind eine Blöße geben würde. Es war ein herrlicher Anblick, den ich mich nicht sogleich zu unterbrechen entschließen konnte. Endlich warf ich eine fette Froschkeule auf die Otter; der Falk sprang zu und packte mit gewaltigen Krallen Frosch und Schlange zugleich. Sie wand sich, zischte und biß wüthend um sich. Er schlug, wie vorher, mit den Flügeln, um sie zu verwirren, auf und nieder, hielt den Kopf hoch, faßte dann plötzlich mit einem Schnabelhiebe ihren Kopf und drückte ihn kräftig zusammen. Sie rang den Kopf wieder los und suchte, jedoch halb ohnmächtig, wieder zu beißen. Ein neuer Hieb, der den Kopf faßte und von dem sie sich abermals loswand, vermehrte ihre Betäubung, aber verhinderte sie noch nicht, wieder zu beißen, wiewohl ihre Bisse nun vollends unsicher waren. Jetzt zerriß ihr der Bussaar vollends den Kopf, wartete wie vorher, erst noch, bis ihre Kräfte ganz gesunken waren, und verschlang dann auch diese Otter ganz und mit dem Kopf vorweg. An diesem und dem folgenden Tage gab ich ihm nun keine Speise mehr, woran Federn oder Haare, welche die verschluckten Giftzähne hätten einhüllen können, gewesen wären. Bis zum Abend des folgenden Tages spie er keinen Ballen aus; daher gab ich ihm einen Kreuzschnabel, den er sammt Kopf und Federn stückweis verschlang. Am folgenden Morgen spie er einen Ballen von der Größe eines kleinen Hühnereies aus; ich durchsuchte denselben genau, fand aber die Zähne der Schlangen nicht darin; er bestand nur aus den Federn des Kreuzschnabels, dessen stärksten Knochen und Schnabel und wenigen Bauchschildern der Ottern. Es wären bestimmt mehr Schuppen mit dabei gewesen, wenn die Schlangen älter gewesen wären; denn wenn er große Schlangen gefressen hat, so wirft er einen nicht ganz unbeträchtlichen Ballen aus, der aus den Bauchschildern, einigen Schuppen, aber höchst selten auch aus einzelnen Knochenstücken besteht. Er verdaut also die Schlangenknochen und deren Zähne.“

Als im August die Bussarde so ziemlich ihre volle Größe und Stärke erreicht hatten, wurden nunmehr auch Kämpfe derselben mit großen und erwachsenen Kreuzottern veranstaltet, die ungefähr den gleichen Verlauf nahmen, indem der Vogel die Schlange mit der Kralle packte und den günstigen Augenblick wahrnahm, ihr mit einem Biß den Kopf zu zerpalten, worauf sie, diesen voran, verschlungen wurde.



Doch wehrten sich die Schlangen nicht gänzlich erfolglos, wie der folgende Schluß der Erzählung beweist. „Nicht ganz so gut bekam dem ersten Buzaar sein Sieg. Schon während er noch fraß, hatte ich bemerkt, daß sein linker Fuß etwas lahm war; bald schwell er da, wo die Zehen vom Mittelfuße ausgehen, so bedeutend auf, als es nur das wenige dort befindliche Fleisch und die zähe Hautbedeckung gestatten konnten. An dieser Stelle ist der Fuß nur mit kleinen Schuppen bedeckt, daher hatten die Giftzähne hier durchdringen können. Die Zähne einer Ratte, so scharf sie auch sind, durchschneiden die zähe Fußbedeckung des Buzaars nicht, aber die Giftzähne der Otter, welche den feinsten Nadeln gleichen, dringen, wenn sie nicht abgleiten, durch. Ohne weiter ein Zeichen des Schmerzes zu äußern, als daß er den schwelenden Fuß unter die Federn zog, setzte er sich ganz gelassen, die Verdauung des reichlichen Schmausens abwartend, nieder. Mit Einbruch der Nacht sank die Geschwulst schon wieder; am folgenden Morgen war sie kaum noch bemerkbar; auch trat er häufig wieder mit dem Beine auf, und am dritten Tage war er wieder ganz gesund.“

Um die Gefährlichkeit derartiger Kämpfe ganz würdigen zu können, muß man wissen, daß die Buffarde nicht gefeit sind gegen das Gift der Kreuzottern, sondern den Bissen des tüchtigen Wurmes erliegen, wenn diese einen blutreichen Theil des Leibes getroffen haben. Ein Forstmann traf einen Buffard todt in dem Horst, er nahm ihn in die Höhe und sah zu seinem nicht geringen Schrecken eine lebende Kreuzotter unter dem Buffard liegen. Dieser mußte also die Schlange in den Horst getragen, einen Biß von ihr empfangen haben und an demselben verendet sein.

Noch gibt es einige Familienverwandte aus der Buffardsippe, welche wenigstens kurz erwähnt werden müssen. Ein solcher ist der Heuschreckenbuffard (*Poliornis rufipennis*), ein kleiner und anmuthiger Vogel, welcher das Innere Afrikas bewohnt. Die Kennzeichen seiner Sippe sind ein ziemlich langer und verhältnißmäßig starker Schnabel mit langem, aber schwach gebogenen Haken und weit vorragender Wachsheit, lange, spitze Flügel, welche fast bis zum Ende des Schwanzes herabreichen.

In seinem Betragen ist der Vogel halb Buffard, halb Thurmfalk. Man sieht ihn auf dünnen oder sonst wie eine leichte Umschau gewährenden Baumästen halbe Stunden lang ruhig sitzen und dann plötzlich sich erheben, mit raschem, zielichen, aber immer noch buffardartigen Fluge über die Steppe dahingleiten, sich auch wohl rüttelnd auf ein und derselben Stelle erhalten und endlich plötzlich nach unten stoßen, um eine Heuschrecke aufzunehmen. Diese Kerbtiere bilden zeitweise seine ausschließliche Nahrung.

In Indien vertritt den afrikanischen Heuschreckenbuffard der Tesa der Indier (*Poliornis Tesa*). Er verbreitet sich über einen großen Theil des Landes und ist in gewissen Gegenden sehr häufig, ebensowohl im angebauten Lande, als in offenen Ebenen und den Dschungeln. Hier jagt er auf Ratten oder Mäuse, Eidechsen, kleine Schlangen, Frösche, Krabben und große Kerbtiere.

Im südlichen Amerika leben Buffarde, welche sich vor den übrigen durch einen ungemein dünnen und niedrigen Schnabel mit sehr stark herabgekrümmtem langen Haken auszeichnen. Auch sind sie gestreckter gebaut, kleinköpfiger und verhältnißmäßig langflügeliger, als die übrigen. Der Flügel, in dem die vierte Schwinge die längste, ist schmal, sehr spitz und ragt in der Ruhe über das Ende des ziemlich langen und breiten, gerade abgestutzten oder etwas ausgeschweiften Schwanzes hinaus. Die Beine sind schwach, nacktläufig, die langen Zehen mit langen, dünnen, wenig gebogenen Krallen bewaffnet.

Die bekannteste Art dieser Sippe, der Hakenbuffard (*Rostrhamus hamatus*), welcher auf Cuba Caracolero oder Schneckenhammer genannt wird, verbreitet sich weit über Südamerika, bewohnt aber hauptsächlich die Steppen oder die offenen Gegenden überhaupt, nach d'Orbigny besonders häufig die Ufer der Seen und Moräste. Auf Cuba ist er gemein. Er lebt gesellig, oft in sehr zahlreichen Trupps von mehr als dreißig Stück, welche sich so eng zusammenhalten, daß man zuweilen ein Duzend und mehr von ihnen auf ein und demselben Baume sieht. Auch wenn sie fliegen, rufen sie sich fortwährend durch laute Schreie zusammen. Wie alle geselligen Vögel lassen sie sich schwer in der Nähe beobachten; denn jeder einzelne ist für die Sicherheit der Gesamtheit bedacht. Ihr Flug ist leicht und anmuthig, ihre Haltung im Sitzen edel. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise in Wurmen, Fischen und Kerbtieren; Vögel und Säugethiere scheinen nicht von ihnen hehelligt zu werden.

Eine andere Art der Familie ist aus dem Grunde beachtenswerth, weil sie als ein Uebergangsglied von den Buffarden zu den Naskfalken angesehen wird. Der *Urubitinga* oder

Fersenbussard (*Hypomorphnus Urubitinga*) ist einer der größten aller Bussarde. Seine Länge beträgt nach den Messungen des Prinzen von Wied 22 1/2 Zoll.

Unter allen Bussarden scheint er der kühnste und edelste zu sein. Er bewohnt ausschließlich die Wälder, am liebsten die Waldränder in der Nähe von Pflanzungen oder solche, welche an Sümpfe stoßen; doch hat man ihn auch in offenen Gegenden beobachtet. „Oft sahen wir ihn“, sagt der Prinz „in einer dichtbelaubten Baumkrone sitzen, wo eine Menge verschiedener Vögel, als Pfefferfresser, Schwarzvögel und andere um ihn her versammelt waren, um ihn unter lautem Geschrei zu necken. Gemüthlich erträgt er ruhig diese Schmähungen, fängt sich aber meistens doch einen oder den andern seiner Verfolger. Die Brasilianer behaupten, daß er besonders den Affen nachstelle, sowie Dies überhaupt von den Eingebornen allen größeren und stärkeren Raubbögeln nachgesagt wird. In seinem Magen findet man Ueberreste von kleinen Säugethieren und Vögeln, von Eidechsen, Schlangen, Schnecken, Heuschrecken und anderen.“ Nach Fischudi verschmäht der Urubitinga todte Thiere nicht und sammelt sich zuweilen in großer Anzahl auf denselben.

\* \* \*

(**Geierfalken.**) In der Südhälfte Amerikas leben Raubbögel, welche in ihrem Wesen ebensoviel von den Falken, wie von den Geiern an sich haben und deshalb bezeichnend Geierfalken (*Polybori*) genannt werden. Ueber Heimat, Aufenthalt, Lebensweise und Betragen dieser merkwürdigen Vögel liegen zahlreiche und sehr ausführliche Beobachtungen vor. Sie ersehen nicht bloß die Geier, sondern auch die Raben, Krähen und Elstern, eine Gruppe von Vögeln, welche in Südamerika gänzlich fehlt. Eine Art von ihnen dehnt ihre Heimat über außerordentlich große Länderstrecken aus. Wo man auch seinen Fuß hinsetzen mag in Südamerika, vom Meeresgestade an bis zu den Hochbergen der Anden hinauf, überall wird und muß man diesen Vögeln begegnen, denn sie drängen sich dem Menschen förmlich auf.

„Die Geierfalken“, sagt d'Orbigny, „sind die aufdringlichsten Schmaroher des Menschen in den verschiedenen Stufen seiner Gesittung. Treue Gefährten des milden Wanderers begleiten sie ihn von einem Saume des Waldes zu dem andern, längs der Ufer der Flüsse dahin oder durch die Ebene und nehmen ihren zufälligen Aufenthalt da, wo der Mensch sich niederläßt. Wo letzterer auch auf einige Zeit verweilen mag, wo er eine Hütte aufschlägt, erscheint der Geierfalk, um sich auf ihr niederzulassen, gleichsam als wolle er zuerst Besitz nehmen; er umschweift sie, bereit, die weggeworfenen Nahrungsreste des vereinsamten Ansiedlers aufzunehmen. Wenn der Mensch einen Weiler gründet, folgt ihm der Geierfalk auch dahin, nimmt in der Nachbarschaft seinen Stand und streift nun ohne Unterlaß zwischen den Häusern umher, welche ihm reichliche und leicht zu gewinnende Nahrung versprechen. Wenn endlich der Mensch sich ansiedelt, Ländereien urbar zu machen und sich mit einer großen Zahl von Hausthieren umgibt, scheint sich die nie ermattende Beschäftigung des Geierfalken noch zu vermehren. Sein Leben wird jetzt gesichert; denn der Vogel fürchtet sich nicht, selbst inmitten der Ortschaften sein Wesen zu treiben und hier aus der Nachlässigkeit der Bewohner Vortheil zu ziehen, sei es, indem er ein junges Hühnchen erhebt, oder sei es, indem er von den zum Trocknen aufgehängten Fleischstücken ein oder das andere sich wegzieht. Wie der Geier, muß auch er der Fahrlässigkeit der Dörfer- und Städtebewohner abhelfen, indem er die Thierleichen und den Unflat verschlingt.“ Zwei Arten der Familie finden sich stets vor den Thüren der Wohnungen in der Tiefe oder nahe der Wälder, andere umschwärmen in derselben Absicht das Haus im Gebirge. Wieder andere bewohnen die ausgedehnten Waldungen, und einige endlich finden sich längs der Seeküste.

Die Geierfalken haben einen Flug, welcher sie von weitem kenntlich macht. Ihr Flügel sieht viereckig zugespitzt aus, weil die ausgebreiteten Schwingen an Länge gleich zu sein scheinen, und auch die Schwanzfedern sind im Fluge weit ausgebreitet.

Gefangene Geierfalken gelangen sehr selten zu uns. In Brasilien scheint sich Niemand mit ihnen abgeben zu wollen, und nach Europa schickt man sie nicht, weil man sie für zu gemein, zu werthlos hält. Deshalb gehören sie in unsern Thiergärten zu den seltneren Erscheinungen.

Eine der verbreitetsten Arten der Familie ist der Chimango, wie die Brasilianer ihn nennen (*Milvago Chimachina*). Er ist schlank gebaut, sein Kopf mäßig groß, der Flügel lang und zugespitzt. Beim alten Vogel ist die allgemeine Färbung ein schmutziges Weiß; die Flügel,



der Rücken, der Schwanz und ein Streifen vom Auge nach dem Hinterkopfe sind dunkelbraun. Die Länge beträgt beim Männchen  $14\frac{1}{2}$  bis  $15\frac{1}{2}$  Zoll.

Der Chimango verbreitet sich über einen großen Theil Südamerikas. In Brasilien ist er überall häufig; in Guiana lebt er vorzugsweise in der Steppe, namentlich in ausgetrockneten Sümpfen; in Chile ist er gemein, auf Chiloe ein unsäglich häufiger Vogel, an der Küste von Patagonien und auf dem Feuerlande immer noch eine regelmäßige Erscheinung. Am liebsten hält er sich in offenen, ebenen Gegenden auf. Die Triften, auf denen Vieh weidet, sind sein Lieblingsaufenthalt; weil ihm aber Niemand nachstellt, kommt er auch den menschlichen Wohnungen sehr nahe. Auf Chiloe sieht man ihn auf allen Dächern der Häuser schaarenweise sitzen oder zu Tausenden dem Pfluge folgen, und auch an der Meeresküste findet er sich regelmäßig ein. Im Gebirge hingegen kommt er nur bis zu einem gewissen Höhengürtel vor. Sein Gang auf dem Boden ist sicher, sein Blick stolz, gar nicht mit der geier- oder rabenartigen Lebensweise übereinstimmend.

Kaum ein anderer Raubvogel noch nährt sich von so verschiedenen Stoffen, wie der Chimango. Er frißt, wie Darwin behauptet, Alles, selbst das Brod, welches mit dem Rehrich aus dem Hause geworfen worden ist, oder rohe Kartoffeln, welche er nicht bloß bei den Häusern wegstiehlt, sondern sogar ausscharrt, kurz nachdem sie gepflanzt worden sind. Er ist der letzte Vogel, welcher das Gerippe eines Nasen verläßt; man sieht ihn oft innerhalb der Bauchhöhle einer Kuh oder eines Pferdes, wie einen Vogel in einem Käfige. Würmer und Kerbsthierlarven bilden zeitweilig ein leckeres Gericht für ihn, und auf den Hausthieren findet er sich regelmäßig ein, um Läuse und andere Kerbsthiere oder deren Maden von ihnen abzuleben. In den Sümpfen sucht er sich Schnecken und Lurche zusammen, an der Meeresküste klaubt er Seethiere aller Art auf, welche die Flut an den Strand warf. Vögel und Säugethiere scheint er nicht zu jagen. Alle Forscher fanden in dem Magen der von ihnen getödteten nur weiße Maden und Würmer, Schnecken und Fische, niemals aber Spuren von gefressenen Vögeln. Er wird lästig durch seine diebische Frechheit, noch viel lästiger aber durch sein Geschrei. Die Stimme ist ein feiner, hellschreiender, oft wiederholter Pfiff, welcher in den Dörfern, wo sich die Vögel schaarenweise einsinden, geradezu betäubend wirken kann.

Eine andere Art der Sippe, der Geierbussard (*Milvago australis* oder *M. Novae-Zelandiae*), bewohnt das südlichere Amerika und ist besonders häufig auf den Falklandsinseln, welche der Mittelpunkt seines Verbreitungskreises zu sein scheinen.

Ueber die Lebensweise des Geierbussard berichtet Darwin. „Diese Raubvögel kommen mit andern Arten ihrer Familie in vieler Hinsicht überein. Sie leben von dem Fleische todter Thiere und von Seeeschöpfen. Auf einzelnen Inseln muß ihnen das Meer ihre gesammte Nahrung liefern. Sie sind nichts weniger als scheu, vielmehr furchtlos im hohen Grade und durchsuchen die nächste Nachbarschaft der Häuser ungeschent nach Auswurf aller Art. Wenn eine Jagdgesellschaft ein Thier tödtet, versammelt sich bald eine Anzahl von ihnen über der Leiche und wartet, auf der Erde sitzend, gedulbig, ob nicht Etwas für sie abfällt. Sie greifen aber gern auch verwundete Thiere an: eine Scharbe, welche sich in diesem Zustande nach dem Ufer geflüchtet hatte, wurde augenblicklich von mehreren gepackt und getödtet oder der Tod wenigstens durch Schnabelhiebe der Räuber beschleunigt. Die Offiziere eines Kriegsschiffes, welche im Winter auf den Falklandsinseln waren, erwähnen mehrere Beispiele von der ungewöhnlichen Kühnheit und Raubsucht der Vögel. So fielen diese über einen Hund her, welcher fest schlafend nahe bei Einem aus der Gesellschaft lag, und bei ihren Jagden konnten die Schützen nur mit Mühe verhindern, daß die Geierfalken die von ihnen verwundeten Gänse vor ihren Augen ergriffen. Vor der Mündung eines Kaninchenbaues sollen oft mehrere von ihnen warten und dann gemeinschaftlich das Thier ergreifen, sobald es heraus kommt. Um den Bord des Schiffes flogen sie, so lange dasselbe im Hafen lag, fortwährend herum, und man mußte gute Wache halten, um zu verhüten, daß sie das Leder vom Tauwerk rissen und das Fleisch und Wildpret vom Hintertheil des Schiffes stahlen.“ Verwundete der eigenen Art werden von ihnen nicht verschont, sondern im Gegentheil wüthend angefallen, getödtet und gefressen. Gefangene Geierbussarde sind selten in den Thiergärten.

Die verbreitetste Art der Familie ist der Carancho oder Traro (*Polyborus vulgaris* oder *P. brasiliensis*). Er ist es, welcher von Florida an bis zur Südspitze Amerikas in allen Ebenen häufig gefunden wird.

Derselbe erreicht eine Länge von 1 Fuß 2 Zoll bei einer Breite von mehr als 4 Fuß; die Fittiglänge beträgt 14 Zoll 9 Linien, die Schwanzlänge 7 Zoll 7 Linien. Die Federn des Ober- und Hinterkopfes, welche zu einer Haube aufgerichtet werden können, sind dunkel-



Der Carancho oder Traro (*Polyborus vulgaris* oder *brasiliensis*).

bräunlichschwarz; der Rücken ist schwarzbraun und weiß in die Quere gestreift; der Flügel dunkelbraun; an den hintern großen Deck- und Schwungfedern blaß quer gestreift; Wangen, Kinn, Kehle und Unterhals sind weiß oder gelblichweiß, die Brust- und Halsseiten in derselben Weise wie der Rücken gestreift; der Bauch, die Schenkel und der Steiß sind gleichmäßig schwarzbraun. Wurzel und Spitze der Schwingen sind schwarzbraun; die Spitze aber ist weiß mit feinen dunkeln Querbinden, Punkten und dreieckigen Randflecken an der Außenfahne; die Steuerfedern sind weiß mit sehr schmalen blaßbräunlichen Querbinden und einer breiten schwarzbraunen Spitzenbinde. Das Auge ist grau oder röthlichbraun, die Wachsheit, der Bügel und die nackte Umgebung des Auges sind bräunlichgelb, der Schnabel ist blaßhellbläulich, der Fuß orangengelb.

Der Carancho bewohnt paarweise nicht selten alle ebenen Gegenden Südamerikas, am häufigsten die Steppen und dünn bestandene Waldungen. In den Urwaldungen fehlt er eben so gut, wie im Gebirge. Besonders häufig tritt er in sumpfigen Gegenden auf; hier sieht man ihn oft zu großen Gesellschaften vereinigt.

Seine Nahrung besteht aus thierischen Stoffen aller Art. In den Steppen jagen die Caranchos nach Art unserer Bussarde auf Mäuse, kleine Vögel, Lurche, Schnecken und Kerbtbiere; am Meeresgestade lesen sie das auf, was die Flut an den Strand warf. Man hat die Leberreste von Kerbtbiere und besonders Heuschrecken, deren es in den brasilianischen Triften sehr viele gibt, in ihrem Magen gefunden und hat beobachtet, daß sie häufig in Gesellschaft der den Boden aufwühlenden Schweine mit diesen gemeinschaftlich Maden und Würmer verzehren; Azara lernte sie als Verfolger des amerikanischen Straußes, der Lammur und Hirschtalber kennen. „Ist eine Schaisherde“, sagt er, „nicht von einem guten Hunde bewacht, so kann es



vorkommen, daß sich der Carancho über die neugeborenen Lämmer hermacht, sie bei lebendigem Leibe anfriszt und ihnen die Därme aus der Leibeshöhle herausreißt. Traut sich Einer nicht, über einen Raub Meister zu werden, so ruft er vier oder fünf andere herbei, und dann wird er zu einem gefährlichen Räuber.“ Auf dem Nase ist er ein regelmäßiger Gast. „Wenn ein Thier“, sagt Darwin. „auf der Ebene stirbt, so beginnt der Gallinazo das Fest, und der Carancho pickt dann die Knochen rein. Längs der Strajzen in den Wüstenebenen Patagoniens sieht man oft eine große Anzahl der Vögel, um die Leichen von Thieren zu verzehren, welche aus Hunger oder Durst gestorben waren.“ Dem Landvolk ist unser Raubvogel sehr verhaßt, weil er das zum Trocknen bestimmte Fleisch mit der größten Frechheit wegstiehlt, sich aber zur Abwechslung auch sehr gern junge Hühner raubt oder andere schwache oder stärkere Hausthiere belästigt. Auch soll der Carancho eine große Menge Eier stehlen. Jagdgesellschaften, welche mit Hunden und Pferden ausziehen, werden während des Tages immer von einigen Caranchos begleitet, und oft nehmen sie dem Schützen den erlegten Vogel vor dem Auge weg. Auch andern Räubern fliegt unser Vogel eifrig nach, in der Absicht, ihnen eine eben gefangene Beute abzunehmen. Dagegen wird auch er wieder von allerlei Vögeln verfolgt, welche ihn necken, ärgern und quälen. Selbst seine nächsten Verwandten zanken sich beständig mit ihm herum. Mehr als alle übrigen Raubvögel ist der Carancho von Lausen geplagt. Sie bevölkern sein Gefieder in solcher Menge, daß man kaum im Stande ist, einen getödteten Vogel abzuziehen.

Neuerst sonderbar und lächerlich ist die Stellung, welche der Carancho annimmt, wenn er schreit. Er legt den Kopf ganz auf den Rücken und schnarrt „Traaa“, sodann erhebt er ihn und ruft „Kooo“ mit einer krächzenden, heiseren Stimme, ähnlich dem Geknarr, welches entsteht, wenn Holz an Holz heftig angeschlagen oder gerieben wird. Dieser Schrei, welcher dem Vogel den Namen „Ttaro“ verschafft hat, ist auf weithin hörbar, aber höchst unangenehm.

In unsern Thiergärten gehört der Vogel zu den seltenen Erscheinungen; man erachtet es in Amerika nicht der Mühe werth, einen so häufigen und leicht zu erlangenden Vogel nach Europa zu senden. Daher liegen über das Gefangenleben des Carancho nur wenige Beobachtungen vor und nach diesen bietet es nichts erheblich Merkwürdiges dar; Fleisch bildet die bevorzugte Speise des Gefangenen, doch verschmäht er keineswegs Pflanzstoffe und namentlich sagen ihm Kartoffeln zu.

In den tieferen Urwäldern wird der Carancho durch einen Familienverwandten ersetzt, welcher im Innern Brasiliens Ganga genannt wird. Er vertritt die Sippe Ibieter oder Schreibussarde. Der Vogel ist gestreckt gebaut, sein Schwanz lang, der Flügel in der Ruhe bis über die Mitte desselben hinausreichend. Der Ganga (*Ibieter americanus* oder *I. nudicollis*) ist 22 Zoll lang und 42 bis 45 Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 15½, die Schwanzlänge 9½ Zoll. Das Gefieder ist auf Kopf, Hals, Rücken, auf den Flügeln, dem Schwanz, der Brust, den Seiten und dem Oberbauche glänzend schwarz, metallisch grün schimmernd, auf dem Unterbauch und den Schenkeln aber reinweiß.

Unter seinen Verwandten ist der Ganga der mindest bekannte; er lebt nur in großen Wäldern, da er sich von Bienen, Wespen und anderen Kerbthieren nährt; die vielen in jenen Wäldern vorkommenden Nester der Wespen werden von ihm bekriegt. Oft fand man seinen Magen ganz mit ihnen angefüllt.

In Guiana gehört der Ganga zu den gewöhnlichsten Raubvögeln und lebt nur gesellig. Nach den daselbst gemachten Beobachtungen verzehrt er Lurche, doch bilden Früchte und Beeren jedenfalls seine Hauptnahrung.

\* \* \*

(Kranichgeier.) Der letzte Falt, welchen wir hier anzuführen haben, ist der bekannte Kranichgeier (*Gypogeanus serpentarius*). Er ist einer der merkwürdigsten Raubvögel und einer eingehenderen Beschreibung wohl würdig. Ueber seine Stellung im System ist man noch keineswegs einig: er will sich nirgends einreihen lassen und wird deshalb als Vertreter einer besondern Familie betrachtet.

Der Kranichgeier ist sehr schlant. Besonders auffallend sind die Füße gebaut: ihnen vorzüglich dankt der Kranichgeier seine vereinzelte Stellung. Die Läufe sind unverhältnißmäßig lang, die Zehen aber kurz, die Klauen wenig gekrümmt, mittellang und stumpf, jedoch stark. Das Gefieder ist reich und großfederig, am Hinterhaupte zu einem Schopfe verlängert, welcher aus sechs Paaren neben und hinter einander gestellter Federn besteht und aufgerichtet werden kann, im übrigen dagegen glatt anliegend. Die Färbung ist einfach, aber ansprechend. Ein



Der Kranichgeier (*Gypogeranus serpentarius*).

helles Graublau ist vorherrschend; der Scheitel, der Federbusch, der Nacken, die Schwingen und die Steuerfedern mit Ausnahme der beiden längsten sind schwarz, an der Spitze weiß gesäumt; der Bauch ist schwarz und lichtgrau, der Schenkel schwarz und mattbraun gebändert. Die mittleren Steuerfedern sind graublau, weiß zugespitzt, vor der Spitze schwarz gefleckt, die unteren Schwanzdeckfedern sind lichtrostbraun. Das Auge ist graulichbraun, der Schnabel dunkelhornfarben, an der Spitze schwarz, die Wachshaut dunkelgelb, der Lauf orangengelb. Die Länge des Männchens beträgt 41 bis 43 Zoll, die Fittiglänge 24 Zoll, der Lauf ist fast fußlang. Das Weibchen ist etwas größer als das Männchen.

Der Kranichgeier ist über einen großen Theil Afrikas verbreitet. Man hat ihn vom Kap bis zum 15. Grad nördlicher Breite und von der Küste des rothen Meeres bis zum Senegal gefunden. Außerdem soll er auf den Philippinen vorkommen. — Der eigenthümliche Bau dieses Vogels läßt im Voraus vermuthen, daß er nur in jenen weiten steppenartigen Ebenen lebt, welche sich über den größten Theil des innern Afrikas ausdehnen. Ein wie der Kranichgeier gebildeter Raubvogel ist auf den Boden gewiesen und mehr oder weniger fremd in der Höhe. Er meidet ebenso wohl die Waldungen, wie die Gebirge und jagt demgemäß hauptsächlich solchen Thieren nach, welche auf dem Boden leben. Die hohen Läufe sind das Bezeichnende an ihm,



und sie weiß er in der That vortrefflich zu gebrauchen. Kein anderer Raubvogel geht mit größerer Leichtigkeit, als der Kranichgeier. Hoch ausgerichtet schreitet er, anscheinend mit Würde, auf dem Boden dahin, meilenweit, ohne zu ermüden. Bei der Jagd oder auf der Flucht läuft er mit vorgebogenem Leibe ebenso schnell fast, wie ein anderer Laufvogel und nur ungern entschließt er sich, seine Schwingen zu gebrauchen. Um sich zu erheben, muß er erst einen Anlauf nehmen; auch scheint ihm das Fliegen zu Anfang schwer zu werden. Hat er sich jedoch einmal in eine gewisse Höhe gearbeitet, so schwebt er leicht und schön dahin, gewöhnlich auf weite Strecken, ohne irgend einen Flügelschlag. Dabei streckt er die Ständer wie ein Storch nach hinten und den Hals oft gerade vor, und das Bild des fliegenden Vogels wird dadurch so bezeichnend, daß man ihn mit einem andern fliegenden Räuber gar nicht verwechseln kann.

Alle Beobachter stimmen darin überein, daß der Kranichgeier paarweise lebt und ein ziemlich großes Gebiet bewohnt. Eigentlich häufig ist er nirgends; er kommt aber überall vor, wenn es auch oft schwer hält, ihn zu entdecken. Bei besonderen Gelegenheiten vereinigt sich ausnahmsweise auch eine größere Anzahl dieser merkwürdigen Vögel. Wenn z. B. vor der Regenzeit das Gras der Steppe angezündet wird und der Brand auf Meilen sich ausdehnt, alle Steppenthiere auftreibend, sündet sich regelmäßig der Kranichgeier ein, reicher Beute gewiß, und läuft und fliegt stundenlang vor der eilend vorrückenden Flammenlinie dahin.

Der Kranichgeier ist hauptsächlich Nahrungsfresser, verschmäht aber auch andere Wirbelthiere nicht, falls solche sich ihm bieten, und noch viel weniger Säugethiere, welche zeitweilig seine Hauptnahrung bilden. Seine Freilust ist merkwürdig groß und er ist von Alters her berühmt als Schlangenvertilger. „Er wagt es“, sagt Vaillant, „die gefährlichsten Schlangen anzugreifen und verfolgt sie, wenn sie fliehen, so rasch, daß es aussieht, als ob er über der Erde schwebte. Ist die Schlange eingeholt und setzt sie sich zur Wehre, zischt und bläht sie den Hals gewaltig auf, dann breitet der Vogel einen Flügel aus, hält ihn wie einen Schild vor die Füße, schlägt damit gegen den andringenden Nuch, hüpfst rück- und vorwärts und führt die sonderbarsten Sprünge aus. Die Bißse der Schlange fängt er mit dem Flügel auf, erschöpft seinen tödtlichen Feind dadurch, schlägt ihn mit den Höckern des andern nieder, betäubt ihn, wirft ihn hierauf mit seinem Schnabel vielleicht auch noch in die Luft, zerbeißt ihm den Schädel und verschluckt ihn schließlich entweder ganz oder stückweise, nachdem er ihn zerrissen hat.“ Drayton sagt, daß man den Kranichgeier auch fliegend jagen sieht. „Einer dieser Vögel schwebt in einer Höhe von etwa 200 Fuß über dem Boden, hält plötzlich an, senkt sich hernieder und läuft auf die erspähte Beute zu. Er erscheint dann sehr beschäftigt, breitet seine Schwingen, haut angreifend mit dem Schnabel vor und benutzt abwehrend seine Flügel, erhebt sich zuweilen mit hohen Sprüngen in die Luft, wahrscheinlich dann, wenn sein Gegner, dessen Tücke ihm wohlbekannt ist, einen heftigen Angriff machte. Er läßt sich hierauf etwa 20 Fuß von demselben entfernt zum Boden hernieder und rückt von neuem zum Angriffe vor, bis dieser ihm endlich vollständig gelang.“ Heuglin sah, daß ein Kranichgeier Wüstenichildkröten mit einem Schlage des kräftigen Fanges zermetterte; daraus scheint hervorzugehen, daß der Räuber unter Umständen auch diese Waffe den Schlangen gegenüber gebraucht. Ältere Beobachter wollen gesehen haben, daß unser Vogel große Schlangen in die Luft hebt und sie aus bedeutender Höhe zu Boden fallen läßt, um sie zu zerschmettern; die neueren Reisenden wissen hiervon zwar nichts zu berichten, doch ist die Angabe keineswegs unwahrscheinlich, weil auch andere Raubvögel in derselben Weise verfahren.

Ob der Kranichgeier einem wirklichen Bißse größerer Giftschlangen unterliegt oder im gewissen Sinne giftfest ist, kann zur Zeit mit Sicherheit noch nicht angegeben werden; so viel aber ist zweifellos, daß er getödtete Giftschlangen sammt ihren Zähnen ohne Bedenken verschlingt, sich also rückwärtslos der Gefahr aussetzt, durch die Zähne innerlich verwundet und bezüglich vergiftet zu werden.

Jung eingefangene Kranichgeier werden, sorgsam gepflegt, bald ungemein zahm und sind dann außerordentlich lebenswürdig. Man kann sie im Hofe unter dem zahmen Geflügel halten. Sie gewöhnen sich an dieses und leben in Eintracht mit den Hühnern, vorausgesetzt, daß der Hunger sie nicht zu Uebergriffen verleitet. Im Nothfall freilich ergreifen sie gelegentlich ein junges Kucklein, um es zu verzehren. Es wird behauptet, daß sie sich unter den Hühnern in ähnlicher Weise nützlich zu machen verständen, wie gezähmte Kraniche: sie lieben den Frieden und dulden die beliebten Zweikämpfe der Hähne durchaus nicht, laufen vielmehr, wenn sie zwei im ernstlichen Streit begriffen sehen, augenblicklich herbei und jagen die Kämpfer mit Schnabelhieben auseinander. Zudem sollen sie die Ratten vertreiben und die einschleichenden Schlangen

vertilgen. Aus diesem Grunde hält man sie am Vorgebirge der guten Hoffnung gern als Hofvögel. Nach Europa kommen solche Gefangene seltener, als den Vorstehern der Thiergärten lieb ist. Im Thiergarten zu Amsterdam ist ein Kranichgeier schon seit Jahren der Gegenstand der Bewunderung aller Besucher. Er macht wenig Ansprüche, nimmt vielmehr mit der gewöhnlichen Nahrung anderer Raubvögel vorlieb.

Man hat den Versuch gemacht, den überaus nützlichen Vogel, dessen Tödtung am Vorgebirge der guten Hoffnung bei harter Strafe verboten ist, auf Martinique einzubürgern, um die überaus gefährlichen Lanzenstrahlen, die Geißel jener Insel, zu vertilgen; der Versuch scheint aber mißlungen zu sein; wenigstens hat man nie wieder etwas von den dort ausgefetzten Vögeln vernommen.

Der Kranichgeier führt von altersher den auffallenden Namen Sekretär, dessen Bedeutung man erst begreift, wenn man erfährt, daß er seines Federbüsches halber mit einem Schreiber verglichen wird, welcher die Feder hinter das Ohr gesteckt hat.

\* \* \*

(Geier.) Die zweite Hauptabtheilung der Raubvögel wird durch die Geier (Vulturidae) gebildet. Sie sind die größten aller Raubvögel: die kleinsten unter ihnen kommen noch immer einem mittelgroßen Adler gleich. Sie sind kräftig gebaut, besitzen einen starken Schnabel, aber schwache Fänge; ihre Flügel sind groß; der Schwanz ist mittellang. Das Gefieder besteht aus großen und langen Federn, läßt aber gewöhnlich einzelne Theile des Kopfes frei und belleidet niemals die Fänge bis zu den Zehen herab. Der Leib ist kräftig, fast schwerfällig, sehr breit auf der Brust und verhältnißmäßig kurz; der Hals ist mittel- oder (für Raubvögel) sehr lang, der Kopf groß oder klein, der Schnabel länger oder mindestens eben so lang, als der Kopf, gerade, nur vor der Spitze des Oberschnabels hakig herabgebogen, höher als breit, mit scharfen Schneiden und einer großen Wachshaut, welche ein Drittel und bei schwächeren Arten sogar die Hälfte der Länge einnimmt. Ein eigentlicher Zahn fehlt immer, er wird, wie bei den Adlern, durch eine hervorspringende Ausbuchtung der Schneide des Oberkiefers ersetzt. Bei einigen Arten kommen auch Hautwucherungen auf dem Schnabel vor, tannartige Erhöhungen namentlich. Die Flügel sind außerordentlich groß, dabei aber breit und meist sehr abgerundet, weil die vierte Schwinge gewöhnlich die längste ist. Der Schwanz ist mittellang, zugerundet und aus vierzehn steifen Federn gebildet. Die Füße sind kräftig, die Zehen jedoch schwach, die Nägel kurz, wenig gebogen und immer stumpf, so daß die Fänge als Angriffswerkzeug nicht gebraucht werden können. Der Schlund erweitert sich zu einem Kropfe von beträchtlicher Größe, welcher gefüllt wie ein Sack aus dem Halse hervortritt.

Wir nennen die Geier unedle Raubvögel, weil ihre Begabungen in der That nur als einseitige zu betrachten sind; falsch aber würde es sein, wollten wir unedel mit unvollkommen für gleichbedeutend halten. In gewisser Hinsicht müssen die Geier vielmehr als sehr hochstehende Vögel angesehen werden. Ihre Begabungen sind theilweise ausgezeichnet. Sie halten sich lässig, auf dem Boden sitzend sehr niedrig, tragen die Flügel abstehend vom Leibe und ordnen das Gefieder nur selten mit einiger Sorgfalt; sie gehen zwar nicht anmuthig, aber ziemlich leicht, jedenfalls besser, als die große Mehrzahl der Falkenvögel, meist schrittweise, nicht hüpfend wie diese; sie fliegen langsam, aber mit einer ungemein großen Ausdauer: auch sie wissen das Luftmeer in sehr vollkommener Weise zu beherrschen; nur fehlt ihnen die Gewandtheit und die jähe Schnelligkeit der Falkenvögel. Ihre Sinne wetzern an Schärfe mit denen anderer gefiederten Räuber. Dagegen sind ihre Geistesfähigkeiten nur gering. Sie stehen weit zurück hinter den Adlern und Eselfalken, jedoch noch immer hoch über den Eulen, welche wir als die geistlosesten Raubvögel anzusehen haben. Immer zeigen sie sich plumb und roh in ihrem Auftreten. Eine merkwürdige Beharrlichkeit in Dem, was sie einmal begonnen, ist ihnen eigen. Wir nennen sie träge, weil wir sie stundenlang in größter Ruhe regungslos an ein und demselben Orte verharrn sehen; wir konnten aber von ihnen, welche den größten Theil des Tages fliegend verbringen, auch das Gegentheil behaupten. Ihr Wesen ist ein Gemisch von den verschiedenartigsten und scheinbar sich widersprechenden Eigenschaften. Man ist versucht, sie als ruhige und stille Vögel anzusehen, während die genauere Beobachtung doch ergibt, daß sie zu den leidenschaftlichsten aller Raubvögel gezählt werden müssen.

Erst wenn man die Art und Weise des Nahrungserwerbs der Geier kennt, lernt man sie verstehen. Der Name Raubvogel verliert bei ihnen fast seine Bedeutung. Nur wenige von ihnen, und auch diese wahrscheinlich bloß ausnahmsweise, greifende lebende Thiere an, in der



Absicht, sie zu tödten, und wenn sie es thun, geschieht es in einer durchaus eigenthümlichen Weise. Für gewöhnlich sammeln sie einfach Das auf, was ein günstiger Zufall ihnen überlieferte. Sie bestatten die Leichen, welche sie finden, oder räumen den Unrath weg, welchen sie erspähen. Vögel, welche auf diese Weise sich ernähren, können nur in warmen oder höchstens in gemäßigten Gürteln der Erde hausen; denn die kalten Kreise des Erdballs erfordern von allen ihren Bewohnern fleißige Arbeit. Der reiche Süden zeigt sich freigebiger; er liefert auch den Geiern so viel, daß sie sich ohne Sorgen durchs Leben schlagen können.

Mit Ausnahme Neuhollands beherbergen alle Erdtheile Mitglieder unserer Gattung. Die alte Welt ist reicher an Geiern, als die neue, und die hier lebenden Arten sind außerdem noch hinsichtlich ihres Vorkommens weit mehr beschränkt, als jene der östlichen Erdhälfte. Einige finden sich in annähernd gleich großer Menge in Europa, Asien und Afrika oder werden hier mindestens durch sehr nahe stehende Verwandte vertreten. Innerhalb ihres Verbreitungsgebietes sind die Geier nicht gebunden. Man begegnet ihnen in den heißen, durchglühten Ebenen, wie über den höchsten Zinnen der höchsten Gebirge der Erde. Sie sind es, welche, so viel bis jetzt bekannt, höher als alle andern Vögel in dem Luftmeere emporsteigen; sie sind befähigt, die großartigsten Veränderungen des Luftdruckes ohne Beschwerde zu ertragen. Wenige Arten nur scheinen an gewissen Gegenden zu hängen; sie bevorzugen dieselben wenigstens. So nehmen einzelne im Gebirge ihren Stand und verlassen dasselbe nur ausnahmsweise, während andere wiederum ebene Gegenden in größerer Menge bewohnen, als die Hochgebirge. Von einem eigentlichen Standorte der Geier ist übrigens kaum zu reden. Ihre ungeheuren Flugwerkzeuge setzen sie in den Stand, und die Eigenthümlichkeit ihres Nahrungserwerbs nöthigt sie, größere Strecken zu durchstreifen, als irgend ein anderer Raubvogel sie durchfliegt. Sie erscheinen plötzlich massenhaft in Gegenden, wo man tage- und wochenlang nicht einen einzigen von ihnen wahrnahm, und verschwinden ebenso spurlos wieder, als sie gekommen. Die Nähe der menschlichen Wohnsitze meiden nur einzelne Geier; andere finden gerade hier mit größerer Leichtigkeit das tägliche Brod, als in Gegenden, in denen der Mensch, so zu sagen, noch nicht zur eigentlichen Herrschaft gelangt ist. Für alle Städte Südasien's und Afrika's sind gerade die Geier bezeichnende Erscheinungen; für Südamerika gilt dasselbe, nur hinsichtlich der Arten in beschränkterer Weise.

Am Besten wird ein der unmittelbaren Beobachtung entnommenes Bild die Lebensweise unserer Vögel anschaulich machen. Am Saume der Wüste liegt ein verendetes Kamel. Die ungeheuren Beschwerden der Wüstenreise, ein erlittener Samum haben es erschöpft; es erreichte, obgleich der Treiber dem ermatteten Thiere schon am vorigen Tage seine Last abnahm und es ledig neben den betrachteten Arbeitsgenossen einhergehen ließ, den Nil nicht mehr, sondern brach vollständig entkräftet auf Nimmerwiederaufstehen zusammen. Sein Herr ließ es, nachdem er mit nicht verhehltem Kummer über den durch seinen Tod erlittenen Verlust von ihm geschieden ist, unberührt liegen, weil sein Glaube ihm verbietet, das Geringste von einem gestorbenen oder nicht unter den üblichen Gebräuchen getödteten Thiere zu verwenden.

Am nächsten Morgen liegt der Leichnam noch unversehrt auf seinem fahlen Sterbebette: die nächtlich umherstreifenden Hianen sind zufällig nicht in diese Gegend gekommen. Die Verwesung beginnt ihr Werk. Da erscheint noch am frühen Morgen ein Rabe über dem nächsten Bergesgipfel. Sein scharfes Auge erspäht schon von weitem das Uas; er schreit und nähert sich mit rascheren Flügelschlägen, kreist einigemal um das gefallene Thier, senkt sich dann herab und betritt, die spitzen Schwingen zusammenlegend, in nicht allzu großer Entfernung von demselben den Boden, nähert sich ihm nunmehr rasch und umgeht es mehreremal mit bedächtigen Spähren. Andere Raben folgen seinem Beispiele, und bald ist eine ansehnliche Gesellschaft dieser allgegenwärtigen Vögel versammelt. Nunmehr finden sich auch andere Fleischfresser ein. Der überall gegenwärtige Schmarozermilan und der kaum minder häufige Schmutzgeier zieht seine Kreise über demselben, ein Raubadler nähert sich, mehrere Kropfförche drehen in schwindelnder Höhe ihre Schraubenlinien über dem auch ihnen winkenden Gericht.

Aber noch fehlen die Vorleger der Speise. Die zuerst angekommene Gesellschaft nagt allerdings hier und da an dem gefallenen Thiere herum; allein die dicke Lederhaut desselben ist ihnen viel zu fest, als daß sie sich größere Bissen abreißen könnten. Nur das eine nach oben gekehrte Auge ist von einem Schmutzgeier aus seiner Höhle gezogen worden. Doch die Zeit, in welcher auch die großen Glieder der Familie auf Nahrung ausfliegen, kommt allmählich heran. Es ist zehn Uhr geworden; sie haben nun ausgeschlafen und ausgeräumt, und einer nach dem andern hat seinen Schlafplatz verlassen. Zuerst waren sie niedrig längs dem Gebirge hingestrichen; da sie aber nichts Genießbares ersahen konnten, stiegen sie in der Luft empor und



Wiederholte Nachbildung

K. JAHNKE





erhoben sich zu einer unabsehbaren Höhe. In dieser ziehen sie ihre Kreise weiter; einer folgt dem andern wenigstens mit den Blicken. Er steigt oder fällt mit ihm; er wendet sich wie der Vorgänger nach dieser oder jener Seite. Von seinem Standpunkte aus kann er ein ungeheures Gebiet, so zu sagen, mit einem Blicke überschauen, und das Auge ist so wundervoll scharf, daß ihm kaum Etwas entgeht. Der Geier, welcher das Gewimmel in der Tiefe erblickt, gewinnt damit sofort ein klares Bild: er erkennt, daß er das Gesuchte gefunden. Nunmehr läßt er sich zunächst in einigen Schraubenwindungen um mehrere hunderte Fuß tiefer herab, untersucht die Sache näher, zieht, sobald er sich überzeugt, plötzlich die gewaltigen Flügel ein und überläßt seinen Körper den Wirkungen der Schwere. Taufend stürzt er mehrere hunderte, ja tausende von Fuß hernieder, und er würde zerschmettert werden, wenn er nicht rechtzeitig noch die Schwingen halb wieder ausbreitete, um den Fall aufhalten und die Richtung regeln zu können.

Dem ersten Ankömmling folgen alle übrigen großen Geier, welche sich innerhalb gewisser Grenzen befinden, rücksichtslos nach. Das Herabstürzen des ersteren ist für sie das Zeichen zur sicheren Mahlzeit. Sie eilen jetzt von allen Seiten herbei und lassen sich auf eigene Untersuchung gar nicht mehr ein. Man hört alle Minuten lang das lausende Geräusch, welches sie beim Herabstürzen verursachen; man sieht von allen Richtungen her rasch sich vergrößernde Körper herniederfallen, obgleich man wenige Minuten vorher die neun Fuß klastern den Vögel auch nicht einmal als Pünktchen wahrgenommen hatte. Jetzt stört die Thiere Nichts mehr. Sobald einer von ihnen an der Tafel sitzt, scheuen sie keine Gefahr; nicht einmal ein sichtbarer Jäger vertreibt sie. Sogleich nach Ankunft am Boden eilen sie mit wagrecht vorgestrecktem Halse, erhobenem Schwanz und halb ausgebreiteten, schleppenden Flügeln auf das Aas zu, und nunmehr bethätigen sie ihren Namen Vierige, Viervögel. Es gibt für sie keine Rücksicht mehr. Das kleinere Gefindel macht mit Ehrfurcht Platz; unter Gleichstarken entsteht wüthender Kampf und Streit. Von ihrem Arbeiten ein richtiges Bild zu gewinnen, ist schwer. Das Gewimmel, welches entsteht, das Streiten, Zanken, Kämpfen läßt sich kaum schildern; man muß es selbst gesehen haben, wenn man sich eine Vorstellung davon machen will. Zwei bis drei Schnabelstieße zerreißen die Lederhaut des Nasens und verschaffen den eingepreßten Gasen einen Ausgang. Dann machen sich die starkschnäbligen Arten über die Muskellagen her, während die leichter bewaffneten ihren langen Hals, so weit sie können, in die Höhlen einschleichen, um zu den Eingeweiden zu gelangen. Mit gieriger Haft wühlen sie zwischen diesen umher, und einer sucht den andern fortwährend zu verdrängen, zu überbieten. Die Leber und die Lunge werden selten herausgerissen, vielmehr in der Höhle selbst aufgefressen, die Därme hingegen herausgezogen, durch schwer zu beschreibendes Zurückschöpfen weiter und weiter herausgeführt und dann nach wüthendem Kampf mit andern stückweise verschlungen. Beständig stürzen sich noch hungrige Geier von oben herab unter die bereits schmausenden, in der bestimmten Absicht, sie wo möglich von der köstlichen Tafel zu vertreiben. Das gibt dann wieder neuen Kampf, neues Lärmen, Beißen und ingrinniges Gezwickel; denn nur die bereits Gesättigten verlassen gutwillig das Mahl. Die schwächeren Gäste sitzen, während die großen Herren beim Speißen sind, entsagend um die Gruppe, sind aber höchst achtjam auf den Hergang, weil sie wissen, daß ihnen von jenen doch zuweilen ein Bröcklein zugeworfen wird, natürlich ohne deren Willen, bloß in der Hitze des Gefechts. Adler und Milane schweben auch wohl in der Höhe über den Schmausenden auf und nieder und stürzen sich, als ob sie auf fliegende Beute stoßen wollten, zwischen sie hinein, ergreifen mit den Fängen ein eben von den Geiern losgearbeitetes Fleischstück und entführen es, bevor letztere noch Zeit hatten, dem Frevel zu steuern.

Ein kleines Säugethier wird von dieser freiwüthigen Tischgesellschaft in wenigen Minuten bis auf den Schädel verzehrt; sogar von einem Rinde oder Kamele bleibt nach einer einzigen Mahlzeit wenig übrig.

Nicht überall und immer verläuft eine Geiermahlzeit so, wie ich eben geschildert. In allen südlichen Ländern sind die Hunde theilweise auf Aasnahrung angewiesen. Im tiefen Innern Afrikas treten zu den Hunden aber auch noch die Marabus, gewaltige storchartige Vögel mit mächtigen Schnäbeln, welche sich von den Geiern nicht vertreiben lassen, sondern mit ihren Keilschnäbeln rechts und links unter die Menge schmettern, bis diese ihnen Platz macht.

In Indien sind die Geier oft genug auch die Bestatter der menschlichen Leichen. Die armen Hindu sind nicht im Stande, die Kosten zu erschwigen, welche die Verbrennung eines ihrer Todten erfordert; sie begnügen sich deshalb, den Leichnam auf ein Strohlager zu betten und dieses anzuzünden, damit der Gestorbene des reinigenden Feuers wenigstens nicht gänzlich entbehre. Dann werfen sie den Todten, dessen Haut nur eben versengt ist, in den heiligen Ganges und überlassen es diesem, ihn dem Meere zuzutragen. Mit vorbreitender Verwesung

treiben die Leichname bald auf der Oberfläche des Gewässers dahin und werden nummehr den Geiern zugänglich.

Bei sehr großem Hunger mögen die Geier dann und wann auch lebende Thiere angreifen, namentlich erkranktes Herdenvieh; eigentliche Räuber aber sind sie nicht. Ein solcher ist nicht einmal das edelste Mitglied der ganzen Zunft, der Geieradler, so viel man von seinen Raubzügen auch berichtet hat.

Die kleineren Arten der Zunft sind weit genügsamer als die größeren. Einzelne scheinen lange Zeit auch ohne Nahrung auskommen zu können: sie nähren sich hauptsächlich von dem Koth der Menschen oder von dem Mist der Thiere, jagen aber nebenbei auf Kerse und höchst wahrscheinlich auch auf kleine Wirbelthiere.

Nach beendigter Mahlzeit entfernen sich die Geier ungern weit von ihrer Tafel; sie bleiben vielmehr stundenlang in der Nähe der Wahlstatt sitzen und warten hier den Beginn der Verdauung ab. Geraume Zeit später begeben sie sich zur Tränke, und auch hier bringen sie wieder mehrere Stunden zu. Sie trinken viel und baden sich sehr gern. Freilich ist letzteres kaum einem Vogel nöthiger, als ihnen; denn wenn sie von ihrem Tische aufstehen, starren sie von Schmutz und Unrath; zumal die langhalsigen sind oft über und über blutig. Ist auch die Reinigung glücklich besorgt, bringen sie gern noch einige Stunden in der trügsten Ruhe zu. Sie setzen sich dabei entweder auf die Fußwurzeln und breiten die Schwinge aus, in der Absicht, sich von der Sonne durchwärmen zu lassen, oder sie legen sich platt auf den Sand nieder, wie Lauf- oder Schwimmbögel zu thun pflegen. Der Weg zum Schlafplatz wird erst in den Nachmittagsstunden angetreten.

Der Flug wird durch einige, rasch auf einander folgende und ziemlich hohe Sprünge eingeleitet; hierauf folgen mehrere ziemlich langsame Schläge mit den breiten Fittigen. Sobald die Vögel aber einmal eine gewisse Höhe erreicht haben, bewegen sie sich fast ohne Flügelschlag weiter, indem sie durch verschiedenes Einstellen der Flugwerkzeuge sich in einer wenig geneigten Ebene herabsenken oder aber sich von dem ihnen entgegenströmenden Winde wieder heben lassen. So schrauben sie sich, anscheinend ohne alle Anstrengung, in die ungeheuren Höhen empor, in denen sie dahinfliegen, wenn sie eine größere Strecke zurücklegen wollen. Ungeachtet dieser scheinbaren Bewegunglosigkeit ihrer Flügel ist der Flug ungemein rasch und fördernd: sie durchheilen mehrere Meilen in einem Zuge ohne die geringste Ermüdung.

Ihre Nachtruhe nehmen sie entweder auf Bäumen oder auf steilen Felsenvorsprüngen, sehr gern namentlich auf Felsgesimsen, welche weder von oben noch von unten her Zugang gestatten. Einige Arten bevorzugen Bäume, andere Felsen zu ihren Ruheplätzen.

In früherer Zeit hat man angenommen, daß es nur der Geruchssinn wäre, welcher die Geier bei Auffindung des Nases leite, allein sorgfältige Beobachtungen und Erwägungen berechtigten zu der Behauptung, daß das Gesicht der vorzüglichste und wichtigste ihrer Sinne, daß es das Auge ist, welches ihr Leben ihnen möglich macht.

Die Geier horsten vor Beginn des Frühlings ihrer betreffenden Heimatsländer, demgemäß in Europa in den ersten Monaten unseres Jahres. Nur diejenigen Arten, welche selten vorkommen, gründen einzeln einen Horst; alle übrigen bilden Siedelungen. Sie erwählen deshalb eine geeignete Felswand oder einen entsprechenden Wald, und hier ist dann jeder passende Platz besetzt. Einige Arten horsten nur auf Felsen, andere bloß auf Bäumen, andere endlich auf dem flachen Boden. Einige dulden auch innerhalb ihrer Ansiedlung gänzlich verschiedene Vögel, Störche z. B., ohne sie irgendwie zu belästigen. Der Horst selbst ist, wenn er auf Bäumen steht, ein gewaltiger Bau, welcher im ganzen andern Raubvögelhorsten entspricht. Das Gelege enthält ein bis zwei Eier von rundlicher Gestalt, rauhem Korn und graulich oder gelblicher Grundfarbe, welche durch dunklere Schalenflecke, Punkte, Tüpfel und Schwißen bezeichnet sind. Die Jungen oder in den meisten Fällen das Junge entschlüpft, wie die übrigen Raubvögel, in einem wolligen Dunenkleide dem Ei. Es ist häßlich und hilflos in hohem Grade und braucht mehrere Monate, bevor es fähig wird, selbstständig seine Wege durchs Leben zu wandeln.

Die Geier haben manche Gegner, aber eigentlich wenig Feinde. Schmarotzer plagen sie, Adler, Falken, Krähen und andere geslügelte Quälgeister der Raubvögel stoßen auf sie herab und ärgern sie, sobald sie ihrer ansichtig werden; auf dem Nase kommen sie mit Hunden und Marabus in Streit, jedoch niemals mit Hyänen. Der Mensch beschdet die großen Räuber, deren Nutzen er überall erkennt, nur dann, wenn sie sich über lebende Thiere, welche dem Menschen theuer sind, hermachen. Die eigentlichen Geier werden mit einer beinahe heiligen Scheu betrachtet. Einer wahren Freundschaft genießen sie nicht, und in den „Vermächtnissen reicher und wohlwollender Mohammedaner“ werden sie wenigstens jetzt nicht mehr bedacht. Der



Sindu sieht in ihnen, weil sie die Leichname seiner Todten verzehren, unzweifelhaft heilige Wesen, welche über seine Verfolgung erhaben sind. Der Innerafrikaner läßt sie einfach gewähren.

Alle Geier sind leicht in der Gefangenschaft zu erhalten. Sie sind harte Vögel, welche auch unserer strengsten Winterkälte trotzen können, weil sie gewohnt sind, bei ihrem Auf- und Niedersteigen die verschiedensten Warmegrade zu ertragen, welche mit dem gemeinsten Futter sich begnügen, und wenn sie eine Zeit lang gut genährt wurden, tage-, ja wochenlang ohne Nahrung aushalten. Weitauß die meisten werden, auch wenn sie als alte Vögel unter die Herrschaft des Menschen kamen, bald zahm. Ihre Gleichgiltigkeit hilft ihnen über so manches Glend, wie die Gefangenschaft es mit sich bringt, leicht hinweg. Einzelne freilich machen eine Ausnahme und sehen in ihrem Wärter mehr oder weniger einen Feind, welchem sie gelegentlich tödtlich ihre Kraft fühlbar zu machen suchen. Unterhaltend werden die Geier, wenn man sie in einem geräumigen Käfig mit andern großen Raubvögeln zusammenbringt. Zwar sitzt auch eine derartige Gesellschaft den größten Theil des Tages über still und ruhig auf dem einmal gemählten Plage in möglichster Höhe, doch fehlt es einer so bunten Gesellschaft selten an Gelegenheit zu Thaten und Handlungen. Namentlich die Fütterung der Gesammtheit bringt eine kaum beschreibliche Aufregung hervor. Auch im Käfig entsteht ganz dasselbe Gewimmel um das zur Nahrung vorgeworfene Fleisch, wie draußen in der Freiheit in der Nähe des Nases. Vor allem sind es die Gänsegeier, welche sich bemerklich machen. Das Gefieder gesträubt, den langen Hals eingezogen, sitzen sie mit funkelnden Augen vor dem Fleische, ohne es anzurühren, aber augenscheinlich bedacht, es gegen jeden andern zu verteidigen. Daß ein solches Gesecht nicht ohne lebhaftes Zischen, licherndes und gackerndes Schreien, Schnappen mit dem Schnabel und Fucheln mit den Flügeln vorübergeht, daß es, mit andern Worten, einen Höllenlärm erregt, braucht nicht erwähnt zu werden. In solchen Augenblicken gewährt eine Geiergesellschaft im Käfig das unterhaltendste und fesselndste Schauspiel, welches man sich denken kann.

In den letzten Jahren ist es wiederholt und in mehreren Thiergärten vorgekommen, daß gefangene Geier im Käfig genistet haben, ohne jedoch eine Nachkommenschaft aufzubringen.

Der Edelfalk unter den Geiern oder das edelste Mitglied der gesammten Zunft ist der Bartgeier (*Gypaetos barbatus*). Er zeichnet sich nicht bloß vor allen übrigen Geiern, sondern auch vor allen Raubvögeln überhaupt durch seinen auffallend gestreckten Leibesbau wesentlich aus. Seine Lebensweise kommt in mancher Hinsicht mit dem Wesen und Treiben der Falkenvögel überein, erinnert aber doch noch mehr an das Betragen der Geier, und deshalb ist der prachtvolle Raubvogel als ein Uebergangsglied von den Falkenvögeln oder Adlern zu den Geiern anzusehen.

Der Leib des Geieradlers ist kräftig, das Gefieder ist reich und großfedrig. Die Schnabelwurzel umgeben nach vorn gerichtete Borstenbüschel, welche die Wachshaut bedecken und auch den Unterschnabel theilweise einhüllen; den Kopf bekleiden dunen- und borstenartige, kurze, den Hals dagegen große Federn; das übrige Gefieder liegt etwas knapper an, verlängert sich aber namentlich an den Hofen noch bedeutend und bedeckt die Fußwurzel bis gegen die Zehen hinab. Im Alter ist die Oberseite schwarz oder schwarzbraun, jede einzelne Feder mit weißem Schaftstrich und Endfled, die Unterseite ockerfarben oder weiß, hier und da, zumal an der Brust, schwärzlich gefleckt. Im Jugendkleide herrscht ein düstres Graubraun vor.

Das Knochengerüst zeigt auffallende Eigenthümlichkeiten. Unter den edleren Organen verdient vor Allem das Auge Beachtung; es hat innerhalb der Klasse seines Gleichen nicht. Bei andern Vögeln bleibt nur die Regenbogenhaut unbedeckt, bei dem Geieradler aber ist auch die Augenhaut (*Sclerotica*) sichtbar und bildet einen zwei Linien breiten wulstigen Ring, welcher sich rings über den Rand der Regenbogenhaut anlegt und prachtvoll gefarbt ist. Dieser Ring dient anstatt der Verbindungshaut zur Befestigung des Auges. Die Nasenhöhle ist groß, die Riechmuskeln sind sehr lang und zweimal in einander gewunden, die Nasenhöhlen weit. Das Ohr ist verhältnißmäßig. Somit scheinen Gesicht und Geruch die am höchsten entwickelten Sinne zu sein.

Zur Zeit ist es noch keineswegs ausgemacht, ob man alle Geieradler der Erde zu einer Art zu rechnen oder als verschiedene Arten anzusehen hat; sicher aber ist, daß die in Afrika und Asien lebenden von dem auf unsern Alpen vorkommenden sich ständig unterscheiden. Hinsichtlich ihrer Lebensweise und ihres Betragens stimmen, wie die neueren Beobachtungen dargethan haben, alle Geieradler überein.

Der Bartgeier, Bartadler oder Bartfalk, der Geieradler, der Lämmer-, Gemsen-, Gold-, Greif- und Hochgeier, der Weißkopf oder Grimmer erreicht eine



Der Bartgeier (*Gypaëtus barbatus*).

Länge von 4 bis  $4\frac{1}{2}$  Fuß, eine Breite von  $9\frac{1}{2}$  Fuß, die Schwanzlänge ist 21 Zoll, die Fittiglänge beträgt 30 bis 34 Zoll; das Weibchen ist größer. Das Gefieder der alten Vögel ist auf Stirn, Scheitel und an den Kopfseiten gelblichweiß, durch die borstenartigen Federn dunkler gezeichnet, auf Hinterkopf und Hinterhals schon rostgelb, auf dem Rücken, dem Bürzel, den Oberflügel- und Oberschwanzdeckfedern dunkelschwarz mit weißlichen Schäften und hellerer Schaftumfassung, vorn mit gelblichen Spitzflecken. Die Schwingen und Steuerfedern sind schwarz, auf der Innensahne aschgrau, die Schäfte weißlich. Der ganze Unterkörper ist hoch rostgelb, an den Vorderhalsfedern am dunkelsten, an den Seiten der Oberbrust und an den Hüften mit einzelnen braunen Seitenflecken gezeichnet. Ueber die Brust verläuft ein Kranz von weißgelben, schwarz gefleckten Federn; von der Schnabelwurzel an zieht sich durch die Augen ein schwarzer Bügelstreifen, welcher am Hinterhaupte sich umbiegt, sich aber nicht ganz mit dem der andern Seite vereinigt; also nur einen unvollständigen Kranz bildet. Das Auge ist silberweiß, die äußere Augenhaut mennigrot, die Wachsheit bläulichschwarz, der Schnabel horngrau, an der Spitze schwarz, der Fuß bleigrau.

Nun hat man gefunden, daß die südspanischen und südafrikanischen Geieradler dunkler, die auf den Pyrenäen und Himalaya lebenden aber lichter gefärbt sind, als der, welcher die schweizer



Alpen bewohnt; man hat ferner entdeckt, daß sich die Rothfarbe der alten Vögel durch Waschen austreiben und durch chemische Mittel ausbleichen läßt. Deshalb ist man geneigt gewesen, anzunehmen, daß sie dem Vogel ursprünglich nicht eigen, sondern nur eine Folge sei von wiederholtem Baden in eisenhaltigen Gewässern. Es ist möglich, daß diese Annahme begründet ist; einstweilen aber haben wir kein Gewicht auf sie zu legen, weil bekanntermaßen auf allen Hochgebirgen eisenhaltiges Gewässer so häufig ist, daß es keinem Geieradler an der Gelegenheit mangeln dürfte, für sein reiches Gefieder die schöne Goldfarbe zu erwerben. Zudem darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die lichtereren Geieradler von den dunkleren sich auch noch durch andere Merkmale unterscheiden, auf welche einzugehen hier nicht der Ort ist.

Die Geieradler sind, wie bereits bemerkt, weit über die alte Welt verbreitet. In Europa bewohnen sie die schweizer und die sogenannten siebenbürgischen Alpen, die Pyrenäen, den Balkan und alle Gebirge der drei südlichen Halbinseln, sowie die asiatischen Grenzgebirge Kaukasus und Altai. In Asien scheinen sie auf allen höheren Gebirgen vorzukommen, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der nordöstlichsten. In Afrika sind sie beobachtet worden vom Nordwesten an bis zum Südosten des Erdtheils.

Man darf wohl behaupten, daß die Naturgeschichte des Geieradlers erst in den letzten Jahren erforscht wurde und es liegen gegenwärtig eine Menge von Beobachtungen vor, welche sämmtlich so vollständig übereinstimmen, daß man trotz aller sogenannten Bürgschaften die von dem schweizer Geieradler erzählten Unthaten nicht mehr glauben kann. Zwar wollen wir die Wahrheit der vielen Raub- und Mordgeschichten, welche man von letzteren erzählt hat, nicht bezweifeln; der eigentliche Uebelthäter jedoch ist in all diesen Fällen gewiß nicht der Bartgeier, sondern der Steinadler. Für diese Ansicht spricht auch die Angabe von Schinz, daß in den Alpen Bartgeier und Steinadler nicht selten verwechselt und beide Goldgeier und Goldadler genannt werden, und daß die Kinder, um welche es sich hauptsächlich handelt, eher vom Steinadler als vom Bartgeier weggetragen sein dürften. Das Volk liebt es, jeden großen Raubvogel, welcher sich, so zu sagen, eines Verbrechens an dem Eigenthum des Menschen schuldig gemacht hat, als Lämmergeier zu bezeichnen; wir werden sehen, daß der Geieradler unter Raubvögeln seiner Größe zu den harmlosesten gehört, welche man kennt.

In unsern Alpen scheint sich der Geieradler nur in dem höchsten Gürtel des Gebirges aufzuhalten. In andern Gebirgen ist Dies nicht der Fall. Der Vogel liebt zwar die Höhe, meidet aber durchaus die Tiefe nicht. Er lebt paarweise oder einzeln, höchst selten in kleinen Trupps. Jedes Paar bewohnt ein Gebiet von mehreren Viertelmilen Flächenausdehnung und durchstreift dieses tagtäglich, ja sogar mit einer gewissen Regelmäßigkeit.

In den Morgenstunden sieht man den Bartgeier selten oder nicht. Er scheint bis geraume Zeit nach Sonnenaufgang auf seinem Schlafplatze zu verweilen. Etwa anderthalb Stunden nach Sonnenaufgang beginnt er das Durchstreifen seines Gebietes. Beide Gatten des Paares fliegen in nicht allzu großer Entfernung von einander längs und über den hauptsächlichsten Zügen des Gebirges dahin, gewöhnlich in einer Höhe von nicht mehr als etwa 150 Fuß über dem Boden. Sie fliegen dem Gebirgszuge seiner ganzen Länge nach, kehren an der Spitze eines auslaufenden Berges auch wohl um und suchen, in gleicher Weise dahinsiegend, die andere Seite ab. Wird der Hauptzug durch Querthäler unterbrochen, so werden diese in derselben Höhe, welche der Vogel bisher innegehalten hatte, überflogen, selten aber sogleich mit durchsucht; er scheint sich gar nicht um das unter ihnen liegende Thal zu bekümmern. Ein gerade in seinem Zuge begriffener Bartgeier läßt sich nicht gern durch Etwas aufhalten. Auch vor Menschen scheut er sich durchaus nicht, sondern fliegt, wenn er Futter sucht, oft auf wenige Ellen vor dem Menschen vorüber. Bei diesem Streichen fliegt der Bartgeier äußerst schnell, ja förmlich stürmisch dahin, ohne jeden Flügelschlag, und seine Gestalt erscheint dabei so zierlich, daß es ganz unmöglich ist, ihn mit irgend einem Geier oder Adler zu verwechseln. Nur Unkundige können ihn für einen Schmutzgeier ansehen. Leicht wird man versucht, den fernfliegenden Bartgeier für einen — Wandersalken zu halten, wenn man, von der Falkengestalt getäuscht, nicht augenblicklich an die schnellen Flügelschläge des Gelfalken sich erinnert. Beim Fliegen läßt der Bartgeier seinen Blick nach allen Seiten hin schweifen, bis er etwas entdeckt hat; dann beginnt er sofort seine Schraubenlinien über dem Gegenstande zu drehen, sein Genosse vereinigt sich sogleich mit ihm, und beide verweilen nun, oft lange beständig kreisend, über einer Stelle, bevor sie ihre Wanderung fortsetzen. Zeigt sich das Gefundene der Mühe werth, so lassen sie sich allgemach tiefer hernieder, setzen sich endlich auf den Boden und laufen nun wie Raben auf das Gefuchte zu. Beim Freßen wühlt der Bartgeier stets erhabene Punkte, am liebsten vorstehende Felszacken oder wenigstens Felsplatten. Es scheint, daß ihm das Aufsitzen schwer

wird und er es deshalb vorzieht, beim Abstreichen gleich eine gewisse Höhe zu haben, um von hier aus ohne Flügelschlag sich weiter fördern zu können; denn wenn er einmal schwebt, ist der geringste Luftzug genügend, ihn in jede beliebige Höhe emporzuheben. Auf Felsen, welche Dies gestatten, sitzt der Vogel ziemlich aufrecht, gewöhnlich aber wagerecht, wie der lange Schwanz es bedingt. Der Gang ist verhältnißmäßig gut, wenn auch noch immer ungeschickter, als der eines Raben, welchem der Geieradler auch insofern ähnelt, als er schreitet und nicht hüpfet.

Wenn man einen glaubwürdigen spanischen Jäger fragt, was der Bartgeier fresse, wird er sicherlich keine Jagd-, Spul-, Raub- und Mordgeschichten wie der Schweizer von seinem Geieradler zum Besten geben, sondern einfach sagen, der Knochenzerbrecher (Queberantahuesos) frißt Nas, Kaninchen, Hasen und noch andere kleine Säugethiere, hauptsächlich aber Knochen, welche er zerbricht, indem er sie aus bedeutender Höhe herab zur Tiefe fallen läßt. Wohl aber hat man dort von dem Steinadler ebensoviel Geschichten zu erzählen, wie unsere deutschen Naturforscher von dem Geieradler der Alpen. Im ganzen wird der Bartgeier als ein sehr unschuldiger Vogel betrachtet. Kein Hirte fürchtet ihn, kein Viehbesitzer weiß Etwas von Räubereien, welche er ausgeführt haben soll, aber Jedermann versichert, daß er regelmäßig mit den Geiern auf das Nas falle und, wie bemerkt, Knochen aus der Höhe herabwerfe, um sie zu zerbrechen. In der That liegt kein Grund vor, zu zweifeln, daß der Vogel große Knochen in dieser Weise zertrümmere. Secadler und andere Raubvögel, namentlich aber Raben und Möven, thun, nach den Versicherungen der gewissenhaftesten Beobachter, genau Dasselbe. Der Bartgeier führt also seinen spanischen Namen mit Zug und Recht.

Auch der Bartgeier Abissiniens lebt hauptsächlich von Ueberresten von Schlachtvieh, nimmt aber im Nothfall mit Nas vorlieb. Der Vogel erscheint oft in größerer Anzahl an Orten, wo sich Schlachtviehüberreste finden und frißt Knochen von ganz erstaunlicher Größe, die sehr rasch verdaut werden.

Krüper, welcher den Geieradler lange Zeit in Griechenland beobachtete, beginnt die Beschreibung seiner Lebensweise mit folgenden Worten: „Hört man den Namen Lämmergeier aussprechen, so erinnert man sich unwillkürlich an den kühnsten Räuber in der Vogelwelt und schaudert zusammen, so gebrandmarkt stellt sich der Vogel vor das geistige Auge. Ist der Lämmergeier denn auch wirklich ein den Herden und Menschen Furcht und Schrecken einflößendes und so schädliches Thier, oder ist er ohne sein Zuthun in den Ruf gekommen, den er in wissenschaftlichen Schriften und Köpfen erhalten hat? . . . In Arkadien, wo die Gebirge nicht sehr hoch sind, beginnt sein Gebiet unmittelbar am Meere. Was raubt denn dort in der Ebene dieser gefährliche Nachbar? Sucht er dort die Lämmer, Ziegen oder sogar die Kinder auf, um sie zu verschleimen? Man sieht ihn zuweilen in nicht großer Höhe am Fuß eines gebüschreichen Berges kreisen, den Kopf nach unten gerichtet, spähend, plötzlich herabfliegen und verschwinden. Sicherlich macht er in diesem Augenblick eine Beute, gewiß, er hat eine Ziege — nein, er hat nur eine Schildkröte gefunden, welche seinen Hunger stillen oder seinen Zungen wohlschmecken soll. Um zu dem Fleisch der Schildkröte zu gelangen, wirft er dieselbe aus der Höhe auf einen Felsen, damit sie zerschellt. Bisher hatte ich noch nicht Gelegenheit, diese Zertrümmerungsweise zu beobachten; der Engländer Simpson aber, welcher den Geieradler in Algier beobachtete, bestätigt die Angabe und erzählte mir, daß jeder Vogel einen Felsen habe, auf dem er die Schildkröten zertrümmere. Solche Stellen sah Simpson selbst. Am 14. März 1861 besuchte ich den Horst eines Lämmergeiers. Unten an der nicht hohen Felsenwand lag eine große Menge von Schildkröten, sowie verschiedene Knochen.“ —

„Markknochen“, gibt Simpson (im Jahre 1860) an, „sind die Lederbissen, welche der Geieradler am meisten liebt, und wenn die übrigen Geier das Fleisch von dem Geripp einer Thierleiche abgefressen haben, erscheint er zu Ende des Festes und verschlingt die Knochen oder zerbricht sie und verschlingt dann die Stücke, wenn er nicht im Stande ist, das Mark auf andere Weise zu gewinnen. Die Knochen zerbricht er, indem er sie in eine große Höhe hebt und von hieraus auf einen Stein fallen läßt. Wahrscheinlich ist er der Vogel, welcher dem armen alten Aeschylus die Schildkröte auf die Glaxe warf. Weder er noch sein Junges sind genügsam. Man findet Knochen, Schildkröten und ähnliche Lederereien in Menge neben dem Horste. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß er sich oder sein Junges auf Markknochen, Schildkröten und ähnliche Lederereien beschränke: im Gegentheil, — auch ein Lamm, ein Hase oder ein Huhn kommt ihm gelegen, obgleich die Kraft seiner Klauen und seines Schnabels für einen so großen Vogel sehr schwach und er nicht fähig ist, in derselben Weise wie ein Geier oder Adler die Beute zu zerreißen. Dies gleicht sich aber aus durch sein außerordentliches Schlingvermögen.“



„Dieser Vogel“, bestätigt Gurney, „verschlingt große Knochen. Der Magen von dem, welchen ich (an der Südostküste Afrikas) erlegte, war vollgestopft mit solchen. Die Knochen waren zweifellos ohne jegliches Fleischanhängsel verschluckt worden, und ich selbst sah, daß einer einen dünnen Knochen nahm. Der größte von denen, welche ich fand, war ein Ochsenwirbel von 4 Zoll Länge, 3 Zoll Breite und 2 Zoll Dicke. Eine Menge Haare vom Klippfischliefer fand sich ebenfalls im Magen zwischen den Knochen vor und bewies also, daß der Geieradler auch derartige Thiere raubt, wahrscheinlich, wenn sie bei Tage außerhalb ihrer Höhle sich sonnen.“ —

„Der Bartgeier“, erzählt Adams vom Bartgeier des Himalaya, „fängt viele Murmelthiere, hält sich aber nicht ausschließlich an lebende Beute, denn man sieht ihn auch von dem ersten Morgenschimmer an längs der Bergseiten gemächlich dahin schweben und nach Nas und andern Abfällen suchen. In dem Magen eines von mir in den Bergen von Kaschmir getödteten Vogels fand ich verschiedene lange Knochen und einen Huf von einem Steinbock.“

Faßt man vorurtheilsfrei die vorstehenden Beobachtungen und Thatsachen zusammen, so lehren dieselben deutlich genug, daß der Geieradler im Großen nicht mehr ist, als der ihm in vieler Hinsicht sehr verwandte Schmutzgeier im Kleinen; ein kraftloser, feiger und leiblich wie geistig wenig begabter Raubbogel, welcher nur gelegentlich ein kleines lebendes Wirbelthier wegnimmt, wie dies alle Raubbögel ohne Ausnahme thun, gewöhnlich aber in Knochen und andern thierischen Abfällen seine Speise findet. Wenn es wirklich erlaubt ist, von Bestimmung eines Thieres zu sprechen, so ist der Geieradler gewiß nicht zum Räuber, sondern nur zum Knochenfresser bestimmt und ausgerüstet. Darauf hin deuten seine schwachen Waffen, dafür spricht sein ungeheurer Schlund, dafür die außergewöhnliche Verdauungskraft seines Magens. Die größten Knochen werden in erstaunlich kurzer Zeit vollständig zerseht und verbaut.

Der Geieradler pflanzt sich in Europa in den ersten Monaten des Jahres fort; in Asien und Afrika fällt die Brutzeit mit Beginn des dortigen Frühlings zusammen.

Wir haben neuerdings wiederholt Eier des Bartgeiers erhalten. Sie sind groß, rundlich und grobkörnig, auf trübweißlichem Grunde mit kleineren und größeren, zuweilen auch sehr großen, aschgrauen oder rothgrauen Schalenflecken und ockergelben, braunrothen oder rothbraunen Tupfen und Flecken gezeichnet, welche unten oder um die Mitte des Eies dichter zusammenstehen. Ein in den Pyrenäen aufgefundenener Horst stand auf einem Felsenvorsprunge, welcher durch das etwas überhängende Gestein einigermaßen vor den Sonnenstrahlen geschützt war, kaum mehr als 50 Ellen über dem Fuße des letzten Felsentammes. Er war verhältnißmäßig leicht zu erreichen. Seine Größe war bedeutend. Der Durchmesser des Unterbaues betrug ungefähr 5 Fuß, der Durchmesser der etwa 5 Zoll tiefen Nestmulde 2 Fuß, die Höhe 3 Fuß. Dicke und lange Aeste, von der Stärke eines Kinderarmes bis zu der eines Daumens, bildeten den Unterbau, hierauf folgte eine dünne Schicht von Zweigen und Aestchen, zwischen denen die Nestmulde eingetieft war. Diese bestand aus denselben, aber etwas feineren Bestandtheilen und war innen mit Baststriden, Kuh- und Koffhaaren sorgfältig ausgekleidet. Um den Horst herum waren alle Felsplatten mit einer schneeweißen Kothkruste überzogen. Ein zweiter Horst wurde in Griechenland bestiegen. Derselbe war aus starken Zweigen erbaut und mit verschiedenen Thierhaaren, besonders solchen von Ziegen, ganz durchwebt. Er war flach ausgepolstert. Auf ihm saß ein drei Wochen altes Junges, dessen Tafel mit Knochen, einem ganzen Felsfuß, Schildkröten und dergleichen reich bedeckt war. Beide Eltern nahen und stießen zuweilen ein Pfeifen aus, welches dem eines Hirten nicht unähnlich klang. Später zeigten sich die Alten noch ängstlicher, davon aber, daß sie einen Angriff versucht hätten, sagt der Bericht kein Wort.

Das Gefangenleben der Lämmergeier ist vielfach beobachtet worden und entspricht vollständig dem Charakterbild, welches man bei Erforschung des Freilebens unseres Vogels gewinnt. Ein jung eingefangener Vogel wurde mit Fleischstücken ernährt; später fraß er Fleisch von Säugethieren aller Art, auch mit den Knochen, doch berührte er niemals ihm vorgelegte Vögel oder Theile von solchen; gegen seinen Herrn und Bekannte erwies er sich sehr zahm und zutraulich, nach Fremden biß er; Wasser pflegte er zu trinken, aber es war ihm höchst unangenehm, wenn er in Wasser gesetzt und gewaschen wurde. Ein erwachsener, weiblicher Lämmergeier, der flügelam geschossen war, wurde zu dem Gefangenen gebracht. Beide vertrugen sich ganz wohl mit einander. Auch dieses Thier verschmähte das Fleisch von Geflügel und war nicht dahin zu bringen, auch nur das kleinste Stückchen davon zu verschlingen. Eine zu den beiden Lämmergeiern gebrachte Dohle wurde von denselben nicht im mindesten behelligt, ja sie ließen sich allerlei Frechheiten von ihr gefallen und bewiesen überhaupt die größte Gutmüthigkeit. Zu dieser Gesellschaft kamen später noch ein junger Steinadler und zwei junge Schmutzgeier,

ohne Störung der Vertraglichkeit, die aber sofort ein Ende hatte, als später noch ein Habichtsadler hinzugebracht wurde. Eine Abneigung gegen Kinder oder eine Erregung durch rothe Farbe, wie dies anderwärts den Lämmergeiern zugeschrieben worden ist, konnte bei diesen beiden Gefangenen nicht wahrgenommen werden.

Das Benehmen zweier anderer, alt gefangener Bartgeier schildert Scheitlin nach eigener Beobachtung mit folgenden Worten. „Anfanglich lehrte sich der Vogel, dem eine Kammer eingeräumt wurde, immer gegen den Winkel, sodann mehr an den Meister gewöhnt, gegen die Kammer selbst. Er wurde mit einem Stricke auf eine große Querstange gebunden, nur um nicht wegsfliegen zu können. War er allein, so flog er nie weg, trat man in die Kammer, so flog er anfänglich. Den Strick riß er mit seinem gewaltigen Hakenschnabel entzwei, so oft er ihm an ein Bein gebunden worden. Es wurde ihm eine Kette angelegt. Er zog und biß, aber vergeblich. Er würde sich dabei abgezehrt haben. Er mußte frei, unangebunden gelassen werden. Zuerst sträubte er, wenn man sich ihm näherte, die Kopfsfedern, später that er dieses nur noch gegen Fremde. Nur einmal innerhalb beinahe zwei Jahren fuhr er mit seinem Schnabel einer Person, die er nicht kannte, und die allzu zutraulich, um einem Kinde die Furcht zu vertreiben, mit ihm spielen wollte, über die Hand und verwundete diese. Alles Neue sah er mit weit aufgesperrten Augen an. Man sagt, er könne die rothe Farbe nicht leiden. Gewiß ist, daß er die Farben überhaupt erkennt. Nähete sich ihm sein Meister in einem andern Kleide, als dem gewöhnlichen Hausrode, so that er auch gegen ihn fremd, so daß er zuerst sich ihm durch Sprechen kenntlich machen mußte, wodurch er dann beruhigt wurde. Er konnte ihn beliebig streicheln, an beiden Flügeln in die Höhe halten und ausbreiten, um seine Flugweite zu zeigen. Im Zimmer gehaltene Murrelthiere beachtete er nicht, wenn sie vor seinen Augen herumliefen; gegen Hunde machte er große Augen, doch fuhr er auf keinen, weder großen, noch kleinen. Keiner fürchtete ihn, aber Katzen fürchteten ihn so, daß sie wie wüthend in der Kammer herumflogen und durchs geöffnete Fenster mit Einem Sage heraus auf die Straße entsprangen. Tauben, Krähen, Elstern, ihm zwischen die Füße gestellt, blieben sitzen. Keine machte nur Miene, wegzufliegen, sie sahen aber auch nicht erschrocken oder ängstlich, sondern völlig gleichgiltig aus und ließen sich von ihm langsam mit einer Kralle anpacken; sodann legte er sie auf die Stange nieder und riß ihnen, ganz langsam, bedächtlich, ohne eine Spur von Raublust noch Hunger — den Kopf ab. Erst dann, und ebenso langsam, zerzte er ihnen den Bauch auf von hinten nach vorne und schälte dann, die Füße und Flügel abstreifend, den ganzen Kumpf aus dem Kleide heraus. Dann fraß er vorzugsweise die Knochen. Er liebte alles rohe Fleisch. An irgend etwas Anderes konnte man ihn nicht gewöhnen. Sehr träg, faul, saß er den ganzen Tag, Jahr aus, Jahr ein, auf seiner Stange und kam nie herunter; stellte man ihn auf den Boden, so sah er empor und konnte sich lange nicht zum Hinauffliegen entschließen. Der Aufschlag geschah schwerfällig. Steckte man ihm eine Tabakspfeife in den Schnabel, so behielt er sie immer darin, sich für sie nicht interessirend. Töne irgend einer Art erregten ihn nicht. Nur sein Auge verrieth viel, d. h. viel Leben. Es ist so schön, als ein Auge sein kann, und kein irdisches Wesen hat ein schöneres, beinahe keins ein so schönes. Dennoch verräth es wenig Verstand, vielleicht mehr in der Wildheit. Er trank gerne Wasser und Milch. Von Läusen geplagt, ließ er sich gerne mit sie vertreibendem Oele bestreichen, den Liebesdienst wohl erkennend. Alle Nahrung verdankte er mit Ruhe und Gelassenheit.“

Außer dem Menschen hat der Bartgeier wenig Feinde, vielleicht keinen einzigen, welcher ihm Schaden kann; geneckt aber wird auch er von andern Vögeln, namentlich von den Habichtsadlern; auch die kleineren Falken stoßen sehr oft auf den großen Raubvogel herab und plagen ihn empfindlich.

Die Jagd hat selbstverständlich ihre großen Schwierigkeiten. Wen der Zufall nicht begünstigt, bleibt nur der Anstand am Horste oder in der Nähe eines ausgeworfenen Nests übrig. In der Schweiz reizt man während des Winters den Vogel durch Blut, welches man auf den Schnee schüttet. Auch verwundete Bartgeier denken nicht daran, sich dem Menschen gegenüber zur Wehre zu setzen, wie dies die Gänsegeier regelmäßig thun. Sie sträuben nur die Nackenfedern und sperren den Schnabel möglichst weit auf. Mit diesem versuchen sie allerdings ihren Gegner zu packen; sie sind aber ungemein leicht gebändigt. Ihre Lebensfähigkeit ist sehr groß; nur ein gut angebrachter Schuß tödtet sie augenblicklich. Der Fang geschieht mit Feller- oder Fuchseisen, welche mit Fleisch geködert werden.



Die Geier im engeren Sinne (Vultures) sind plumper gebaut, als die Geieradler: sie sind die plumpesten aller Raubvögel überhaupt. Ihr Leib ist kurz und kräftig, die Flügel sind lang und breit, der Schwanz ist mittellang; die Füße sind mittelhoch und stark, von der Ferse ab unbefiedert; die Zehen sind lang und kräftig, nicht aber greiffähig, die flachgebogenen Nägel stumpfen sich ab; der Schnabel ist etwa von Kopflänge, stark, gerade, an der Spitze sehr gekrümmt, höher als breit; der Haken ist mittellang und ziemlich scharf, der Schneidenrand leicht ausgebuchtet. Das Gefieder besteht aus sehr großen, langen und breiten Federn. Ein Theil des Kopfes und Halses bleibt regelmäßig frei von dem eigentlichen Gefieder; er ist dafür mit haarartigen Dunen mehr oder minder spärlich bedeckt oder auch vollständig nackt. Düstere und unbestimmte Farben sind vorherrschend; doch fehlt es auch nicht an buntem Gefieder, und außerdem sind die dünn befiederten oder nackten Hautstellen oft sehr lebhaft gefärbt. Die Augen sind groß und ausdrucksvoll. Unter den Sinnen steht das Gesicht ausnahmslos oben an.

Als die edelsten Glieder der echten Geier haben wir wahrscheinlich die Kammegeier (Sarcorhamphus) anzusehen. Unter den drei Raubvögeln, welche die erste Horde dieser Familie bilden, verdient der Kondor (Sarcorhamphus Gryphus oder Sarcorhamphus Condor) einer eingehenderen Beschreibung, weil ihm dasselbe Schicksal wie dem Geieradler geworden ist. Auch ihn hat man verkannt und verschrien, auch über ihn die wunderbarsten Sagen erzählt und geglaubt. Selbst die Wissenschaft hat solcher Fabelerei Rechnung getragen, indem sie ihm den Namen Greif (Gryphus) verlieh. Es läßt sich leicht erklären, wie dies gekommen. „In dem gepriesenen Lande“, sagt Tschudi, „wo Silber und Gold zu Masse am Tage lag, mußte nach den Ansichten vergangener Jahre oder Jahrhunderte auch die Thierwelt außerordentliche Erscheinungen liefern, und mit gieriger Hast wurden die Nachrichten der Reisenden verschlungen, die gewöhnlich flüchtig beobachteten und dann mit einer lebhaften Einbildungskraft das Fehlende erfegten oder Neues befügten, so daß bald die abenteuerlichsten Geschöpfe geschaffen wurden.“ Erst den Forschern unseres Jahrhunderts blieb es vorbehalten, die Naturgeschichte des Kondors von den vielfachen Sagen zu reinigen.

Das Gefieder des ausgewachsenen Kondors ist schwarz, schwach dunkelstahlblau glänzend; die Fittigfedern sind mattschwarz, die äußersten Deckfedern aller drei Ordnungen, sowie die Schwungfedern am äußeren Fahnenbarte weiß gesäumt. Dieser Saum wird bei den Arm- und Schulterfedern immer breiter und erstreckt sich zuletzt auch auf den innern Fahnenbau, so daß die eigentlichen ganz weiß und nur an der Wurzel schwarz sind. Der Hinterkopf, das Gesicht und die Kehle sind schwärzlichgrau; der Hals ist fleischroth, die Kropfgegend blaßroth; ein schmaler Hautklappen an der Kehle und die beiden warzigen Hautfalten zu beiden Seiten des Halses beim Männchen sind lebhafter roth. Eine aus ziemlich langen Federn bestehende Nackenfranse ist weiß. Das Auge ist feurig karminroth, der Schnabel hornfarben, die Füße sind dunkelbraun. Nach Humboldt's Messungen beträgt die Länge des Männchens 3 Fuß 3 Zoll, die Breite 8 Fuß 9 Zoll, die Fittiglänge 3 Fuß 8 Zoll, die Schwanzlänge 14 Zoll. Darwin gibt an, daß ein von ihm erlegter Kondor 4 Fuß lang und 8 $\frac{1}{2}$  Fuß breit war. Hierdurch sind frühere Angaben von 16 bis 18 Fuß Flügelweite widerlegt.

Das Hochgebirge Südamerikas ist die Heimat des Kondors. Er verbreitet sich von Quito an bis zum 46. Grad südlicher Breite. In den Andesgebirgen bevorzugt er einen Höhengürtel zwischen drei- bis fünftausend Meter über dem Meere; an der Magalhaensstraße und an der Küste von Patagonien steigt er bis zur Küste des Meeresstrandes herab, d. h. er horstet hier in den steilen Klippen unmittelbar an der Küste. Auch in Peru und Bolivia senkt er sich oft bis zur Küste hernieder; er ist aber in der Höhe mindestens zehnmal so häufig, als in der Tiefe. Man nimmt an, daß er unter allen Vögeln des Erdballs derjenige sei, welcher in die höchsten Luftschichten emporstiegt. Nach Humboldt sieht man ihn oft über der Höhe des Chimborasso schweben, sechs mal höher als die Wolkenschicht, welche über der Ebene liegt, und derselbe schätzt die Höhe, in welcher er Kondore dahinziehen sah, zu 22,000 Fuß über dem Meere.

Lebensweise und Betragen beweisen, daß der Kondor ein echter Geier ist. Während der Brutzeit trennen sich die Gesellschaften, welche sonst gebildet werden, in Paare; in allen übrigen Monaten des Jahres halten sich die Vögel mehr oder weniger zusammen und verstärken sich oft bis zu vierzig und fünfzig Stücken. Eine solche Gesellschaft wählt sich steile Felszacken zu ihrem Ruhefize und kehrt nach diesem regelmäßig zurück. Zu den Morgenstunden durchstreift sie ein Gebiet, von dessen Ausdehnung man kaum eine Vorstellung hat. Beim Wegfliegen erheben sich die Kondore durch einige langsame Flügelschläge; dann aber schweben sie wie alle großen Geier gleichmäßig dahin, ohne einen Flügel zu rühren, indem sie weite Kreise beschreiben, mit dem ihnen entgegenströmenden Luftzuge sich heben und dann wieder zu einer gewissen Tiefe





Der Kondor (*Sarcorhamphus Gryphus* oder *Sarcorhamphus Condor*).

herabsenken. Erpäht einer von ihnen etwas Genießbares, so läßt er sich hernieder, und alle übrigen, welche dies sehen, folgen ihm rasch nach. „Es ist“, sagt Tschudi, „oft unbegreiflich, wie in Zeit von weniger als einer Viertelstunde auf einem hingelegten Röder sich Schaaren von Kondoren versammeln, während auch das schärfste Auge keinen einzigen von ihnen entdecken konnte.“ Waren sie im Fange glücklich, so kehren sie auch gegen Mittag wieder zu ihren nackten, steilen Felsen zurück und verträumen hier einige Stunden. Am Abend pflegen sie dann nochmals auf Beute auszugehen.

Der Kondor ist vorzugsweise Nasstreser wie andere Geiervögel. Humboldt berichtet, daß ihrer zwei sich nicht bloß auf den Hirsch der Anden, den Puma oder die Vicuña, sondern selbst auch auf das Guanako und sogar auf Kalber stürzen, diese Thiere verfolgen und so lange verwunden, bis sie athemlos hinstürzen und von dem Raubvogel getödtet werden; er versichert ferner, daß der Schaden, welchen die Herden in der Provinz Quito durch die Kondore erleiden, oft sehr beträchtlich ist; die neueren Beobachter aber stimmen in der Angabe überein, daß der Kondor erwachsenen Vicuñas oder Guanakos nicht gefährlich werde. Ganz unschädlich aber ist er nicht. Die Kondoren folgen den wilden und zahmen Herden und fallen augenblicklich über ein verendetes Thier her. Bei der großen Menge von Guanakos und Verwandten oder Herdenthieren im Gebirge finden sie immer reichliche Nahrung. Viele der gedachten Thiere verlieren



in Folge des Mangels oder sonstwie ihr Leben und somit fehlt es selten an Nas. Unter Umständen stürzt sich der Kondor auch auf ganz junge Lämmer und, wie Tschudi sagt, selbst auf gedrückte Pferde, denen er das Fleisch rings um die Wunde wegfrisst, bis er in die Brusthöhle gelangt und so das große Thier wirklich umbringt. Dem Jäger folgt der gierige Räuber stets. Beim Ausweiden der geschossenen Vicuñas oder Andeshirsche sichtet man sich regelmäßig von Schaaren von Kondoren umkreist, welche sich mit gieriger Hast auf die weggeworfenen Eingeweide stürzen und dabei nicht die geringste Scheu vor dem Menschen an den Tag legen. Ebenso sollen sie den jagenden Puma beobachten und die Ueberreste seiner Tafel abräumen. „Wenn die Kondoren“, sagt Darwin, „sich niederlassen und dann alle plötzlich sich zusammen erheben, so weiß der Chilese, daß es der Puma war, welcher, die Leiche bewachend, die Räuber hinwegtreibt.“ In der Zeit, wo die Schafe Junge haben, beobachtet der Kondor auch die Herden sehr genau, und dann nimmt er gern die Gelegenheit wahr, junge Ziegen oder Lämmer zu rauben. „Deshalb sind die Schäferhunde abgerichtet, herauszulaufen, so lange der Feind in den Lüften ist, nach oben zu sehen und heftig zu bellen.“ Am Meeresstrande nähren sich die Vögel von den durch die Flut ausgeworfenen großen Seesäugethieren, welche Südamerika in großer Menge umschwärmen. Die menschlichen Wohnungen meiden sie stets, so wenig sie sonst auch vor den Menschen sich zu fürchten scheinen. Doch greifen sie nicht einmal Kinder an; wenigstens gibt es kein Beispiel, daß sie solche geraubt hätten. Oft schlafen, nach Humboldt, Kinder in der freien Luft, während ihre Väter Schnee zum Verkauf in den tiefer gelegenen Städten sammeln, ohne daß diese irgend welche Sorge bezüglich der Raublust der Kondors haben müßten. Die Indianer versichern einstimmig, daß die Raubvögel dem Menschen nicht gefährlich würden.

Bei der Mahlzeit verfahren die Kondoren genau wie andere Geier. Vollgefressen wird der Kondor träge und schwerfällig, und auch er würgt, wenn er gezwungen aufsteigen muß, die im Kropfe aufgespeicherte Nahrung heraus.

Die Brutzeit des Kondors fällt in unsere Winter- oder Frühlingsmonate. Der Horst steht auf den unzugänglichsten Felsen der höchsten Cordillerenrücken, ist aber kaum Horst zu nennen; denn oft legt das Weibchen seine zwei großen, auf gelblichweißem Grunde braun besprenkelten Eier auf den nackten Boden. Die Jungen kommen in einem graulichen Dunenkleide zur Welt, wachsen langsam, bleiben lange im Horste und werden auch nach dem Ausfliegen noch von ihren Eltern ernährt. Bei Gefahr verteidigen diese die Brut mit großem Muth.

Die Indianer fangen viele Kondoren, weil es ihnen ein besonderes Vergnügen macht, die armen Vögel nach Möglichkeit zu peinigen. Man füllt den Leib eines Nases mit betäubenden Kräutern an, welche so heftig wirken, daß der Kondor nach dem Genuße des Fleisches wie betrunken umhertaumelt und leicht ergriffen werden kann; man legt in den Ebenen Fleisch inmitten eines Geheges nieder, wartet, bis die Nasvögel sich vollgefressen haben, sprengt dann, so schnell die Pferde laufen wollen, auf das Gehege los und schleudert die Wurfkugeln unter die Vögel; man wendet endlich eine Fangweise an, welche schon von Molina geschildert und, so unglaublich sie klingt, von Tschudi bestätigt wird. Ein frisches Kuhfell, an welchem noch Fleischstücke hängen, wird auf den Boden gebreitet und verdeckt einen unter ihm liegenden, hinlänglich mit Schnüren versehenen Indianer. „Dieser schiebt das Stück des Fells, auf welchem ein Kondor sitzt, an dessen Füßen wie einen Beutel in die Höhe und legt um diesen eine Schnur. Sind einige so gefesselt, so kriecht er hervor, andre Indianer springen herbei, werfen Mäntel über die Vögel und tragen sie ins Dorf, woselbst sie für Stierhezen aufgespart werden. Eine Woche vor Beginn dieses grausamen Vergnügens erhalten die Kondoren nichts zu fressen. Am bestimmten Tage wird je ein Kondor einem Stier auf den Rücken gebunden, nachdem dieser mit Lanzen blutig gestochen worden. Der hungrige Vogel zerfleischt nun mit seinem Schnabel das gequälte Thier, das zur großen Freude der Indianer wüthend auf dem Kampfplatze herumtobt. — In der Provinz Huarocharin ist auf der Hochebene eine Stelle, wo diese Vögel mit Leichtigkeit in großer Menge erlegt werden. Dort ist ein großer, natürlicher, ungefähr 60 Fuß tiefer Trichter, der an seiner obern Mündung etwa 60 Fuß Durchmesser hat. An seinem äußersten Rande wird ein todttes Maulthier oder Lama hingelegt. Bald verjammeln sich die Kondoren, stoßen beim Herumzerren das Thier in die Tiefe, und folgen ihm, um es dort zu verzehren. Sobald sie voll gefressen sind, können sie sich nicht mehr aus dem kaum 15 Fuß weiten Boden des Trichters erheben. Dann steigen die Indianer, mit langen Stöcken bewaffnet, hinunter und schlagen die ängstlich kreischenden Vögel todt.“

Die Jagd mit dem Feuergewehr verursacht im Hochgebirge kaum Schwierigkeiten. Bei der Häufigkeit der Vögel hält es nicht schwer, sie zu erlegen. An gefangenen Kondoren sind sehr verschiedene Wahrnehmungen gemacht worden. Einzelne werden überaus zahm, andere bleiben wild und bissig.

Mit andern Familienverwandten vertragen sich die Kondoren recht wohl. Sie wissen sich Achtung zu verschaffen und diese sich zu behaupten. Wenn es zum Beißen kommt, gebrauchen sie ihren Schnabel mit so großer Geschicklichkeit, Gewandtheit und Kraft, daß selbst die bissigen Gänsegeier ihnen ehrfurchtsvoll Platz machen.

Auf den kalifornischen Gebirgen wird der Kondor durch eine zweite Art seiner Sippe (*Sarcorhamphus californianus*) vertreten. Dieser erreicht eine Länge von 4 Fuß 6 Zoll, bei einer Breite von 8 Fuß 4 Zoll. Das Gefieder ist einfarbig dunkelbraun oder schwarz, ein dreieckiger Fleck unter den Flügeln und über der Brust ist schmutzigweiß.

In der Neuzeit ist der Königsgeier (*Sarcorhamphus Papa*) unter dem Namen Gyparchus von den Kondoren getrennt worden, obwohl die Unterschiede im Bau der betreffenden Vögel nur sehr geringfügige sind. „Wie der Kondor die Aufmerksamkeit der ersten Reisenden in Peru auf sich zog“, sagt Eschudi, „so hat es in Mexiko und Südamerika der Königsgeier. Er wird schon von Hernandez angeführt. Sein lebhaftes, zierliches Gefieder, wie es bei keinem andern Raubvogel vorkommt, verdient ihm den Namen *Rex vulturum*, König der Geier.“ Es gibt aber auch noch andere Gründe für diese Benennung. Der Königsgeier ist wie alle großen Arten seiner Familie, welche mit kleineren verkehren, der Fürst und Beherrscher dieser. Er hält sie durch seine Stärke und seinen Eigenwillen in höchster Achtung.

Ein ausgefärbter Königsgeier trägt ein wirklich prachtvolles Kleid. Der Vorderrücken und die oberen Flügeldeckfedern sind lebhaft röthlichweiß, der Bauch und die Unterflügeldeckfedern reinweiß, die Fittige und der Schwanz aber tief schwarz; die Halskrause ist grau, die Schwingen sind am äußeren Fahnenbarte meistens grau gefäunt. Scheitel und Gesicht, welche mit kurzen, steifen, borstenähnlichen Federn besetzt sind, haben eine fleischrothe Farbe. Rundliche Warzen, welche das Gesicht hinter und unter dem Auge in eigenthümlicher Weise zieren, sind dunkelroth, eine wulstige Falte, welche nach dem Hinterhaupte verläuft, hat dieselbe Färbung. Die Wachshaut, der Hals und der Kopf sind hellgelb, der hohe, lappig getheilte Kamm, welchen auch das Weibchen trägt, ist schwärzlich; der Schnabel ist am Grunde schwarz, in der Mitte lebhaft roth, an der Spitze gelblichweiß; die Füße sind schwarzgrau; das Auge ist silberweiß. Die Länge beträgt 32 bis 34 Zoll, die Breite 67½ Zoll. Das Weibchen ist größer als das Männchen.

Der Geierkönig verbreitet sich vom 32. Grad südlicher Breite an über alle Tiefländer Südamerikas bis Mexiko und Texas und soll selbst in Florida vorgekommen sein. Im Gebirge findet er sich nur bis zu 5000 Fuß über dem Meere. Sein eigentliches Wohngebiet sind die Urwaldungen oder die mit Bäumen bestandenen Ebenen. Auf den baumlosen Steppen und auf waldlosen Gebirgen fehlt er gänzlich. Waldländer werden von ihm dem tieferen Walde vorgezogen. Er verbringt hier die Nacht regelmäÙig auf den niederen Zweigen der Bäume, meist in Gesellschaft und scheint zu gewissen Schlafplätzen allabendlich zurückzukehren. Mit Anbruch des Morgens hebt er sich entweder allein oder in Gesellschaft und schwebt längs des Waldes und in dessen Umgebung dahin, um sich zu überzeugen, ob etwa ein Jaguar ihm die Tafel gedeckt habe. Hat er glücklich ein Nas erpäßt, so stürzt er sich mit lautem Fluge aus großer Höhe hernieder, begibt sich aber nicht unmittelbar zur Mahlzeit, sondern setzt sich erst in einer kleinen Entfernung von demselben auf einen Baum oder in Ermangelung eines solchen auf den Boden, zieht Hals und Kopf tief zwischen die Flügel ein und wirft nur dann und wann einen Blick auf das leckere Mahl, gleichsam, als wolle er seine Freßlust durch diese Enthalttsamkeit zur höchstmöglichen Gier steigern. Oft gibt er dieser erst nach einer viertel oder halben Stunde freien Lauf. Er ist immer vorsichtig und überzeugt sich vorher auf das Sorgfältigste von seiner Sicherheit. Auch er überfrißt sich oft so, daß er sich kaum mehr bewegen kann. Ist der Kropf mit Speise gefüllt, so verbreitet der Vogel einen unerträglichen Nasgeruch; ist jener leer, so duftet das Thier wenigstens wie die übrigen Geier sehr stark nach Moschus. Nach beendigter Mahlzeit fliegt er einem hochstehenden, am liebsten einem abgestorbenen Baume zu und hält hier Mittagssruhe. Gewöhnlich sind es die überall häufigen Urubus und Mura, welche noch früher als der Geierkönig ein Nas erpäßt haben und ihm dasselbe durch ihr Gewimmel anzeigen. Sie müssen von der Tafel weichen, wenn ihr König sich anschießt, sein Mahl zu genießen. „Mögen auch“, sagt Schomburgk, „hunderte von Nasgeiern in voller Arbeit um ein Nas versammelt sein: sie werden sich augenblicklich zurückziehen, wenn sich







Der kahle Gänsegeier (*Gyps fulvus*).

Breite. Das Gefieder ist sehr gleichmäßig lichtfahlbraun, auf der Unterseite dunkler, als auf der Oberseite. Das Auge ist lichtbraun, die Wachshaut dunkelbleigrau, der Schnabel rostfarben, der Fuß lichtbräunlichgrau.

Der Gänsegeier ist häufig in Siebenbürgen und auf der großen Balkanhalbinsel, in Ost-, Süd- und Mittelspanien und in Süditalien; er verirrt sich aber, und nicht gerade selten, auch nach Deutschland. Noch häufiger vielleicht als in Siebenbürgen lebt er in ganz Egypten und Nordnubien, in Tunis, Algier und Marokko; und eben so häufig kommt er in Nordwestasien vor. Auf dem Himalaya findet er sich noch; nach den Tiefebeneu Indiens jedoch schweift er nicht herab: hier vertreten ihn zwei verwandte Arten, der indische und bengalische Gänsegeier (*Gyps indicus* und *Gyps bengalensis*), welche beide ihm ähneln. In Mittelafrika ersetzt ihn der Sperbergeier (*Gyps Rüppellii*), wohl das schönste Mitglied der Sippe.

Alle Gänsegeier scheinen vorzugsweise Felsenbewohner zu sein; ihr Horst zumal wird wahrscheinlich nur auf Felsen angelegt. Deshalb trifft man sie am häufigsten in der Nähe von Gebirgen, welche geeignete steile Wände haben. In den eigentlichen Waldungen fehlen sie.

Die Lebensweise der Gänsegeier kommt in vieler Hinsicht mit der anderer Arten der Familie überein; doch unterscheiden sie sich in andern Stücken nicht unwesentlich von den noch zu erwähnenden altweltlichen Verwandten. Ihre Bewegungen sind leichter und zierlicher als bei diesen, und namentlich beim Herabsinken aus großer Höhe benehmen sie sich durchaus eigentümlich, weil sie fast mit der Leichtigkeit eines Falken unter vielfachen Schwankungen herabschweben, während sich die andern Arten aus einer bedeutenden Höhe ohne Flügelbewegungen herabfallen lassen, bis sie fast den Boden berührt haben. Ihr Gang auf dem Boden ist so gut, daß sich ein Mensch sehr anstrengen muß, wenn er einen laufenden Geier einholen will. Noch mehr, wenn gleich nicht in gutem Sinne, zeichnet die Gänsegeier ihr Wesen aus. Sie sind die heftigsten, jähwüthigsten und tüchtigsten Arten der Familie. Sie leben in großen Gesellschaften, gründen gemeinschaftlich Nistansiedlungen und vereinigen sich regelmäßig auch mit



andern Arten der Familie; aber sie sind und bleiben immer die Störeufriede, die, welche den meisten Streit erregen. Bei längerem Zusammensein mit anderen ihrer Familie wissen sie sich bald die Herrschaft zu erringen, und Dem, welcher sie angreift, gehen sie tolldreist zu Leibe. Die Angeschossenen wehren sich mit Muth und Ingrimm; sie gehen wie bissige Hunde auf den Mann, springen anderthalb bis zwei Fuß hoch vom Boden auf und schnellen ihren langen Hals unter vernehmlichem Schnabellappen stets nach dem Gesicht ihres Gegners, so daß ihre böswillige Absicht gar nicht verkannt werden kann.

Beim Begräumen eines Nases übernehmen sie einen bestimmten Theil der Arbeit. Sie sind es, welche vorzugsweise die Leibeshöhlen der todten Thiere ausfressen. Wenige Bisse mit dem scharfen Schnabel öffnen ihnen ein rundes Loch durch die Bauchwand, und in dieses nun stecken sie den langen Hals so tief hinein, als sie können. An ihren zuckenden Bewegungen sieht man, wie eifrig sie im Innern arbeiten.

Die Gänsegeier erscheinen erst in den Vormittagsstunden in ihrem Jagdgebiet und fallen vorzugsweise um die Mittagszeit auf das Nas. Während ihrer Brutzeit aber scheinen sie sich mehr anstrengen zu müssen. Dieselbe fällt in Südeuropa in die letzte Hälfte des Februar oder in den Anfang des März. Der Horst wird gewöhnlich in einer Felsenhöhle oder wenigstens unter einem überhängenden Felsen errichtet und besteht aus einer dünnen Schicht nicht sehr starker Reisfer. In diesen Horst legt das Weibchen ein weißes Ei von der Größe eines Gänseeies mit dicker Schale, welches es mit dem Männchen gemeinschaftlich bebrütet und zwar so, daß das Männchen in der Regel während der Vormittags- und ersten Nachmittagsstunden dem Brutgeschäft obliegt, das Weibchen dagegen den übrigen Theil des Tages im Neste verweilt. Auf Bäumen horstet der Gänsegeier nie. In einem günstigen Brutplatze findet man immer mehrere Horste in einer Entfernung von etwa 100 bis 200 Schritt von einander. Eigenthümlich ist, daß die Nistgesellschaften an solchen Felswänden keineswegs ausschließlich aus Geiern bestehen, sondern daß die Geier ruhig neben und unter sich auch den Geieradler oder den Habichtsadler dulden, ja selbst dem schwarzen Storch gestatten, unmittelbar neben ihrem Horst sich anzusiedeln und zu nisten. Auf den Eiern sitzen die Geier ziemlich fest, kommen erst auf lautes Anrufen aus der Höhle hervor, stellen sich auf den Rand derselben und sehen sich neugierig nach dem Störer um, trippeln auch wohl, wenn dieser sich gut verborgen hatte, nach dem Neste zurück und verlassen letzteres überhaupt nur, wenn sie sich wirklich von der ihnen drohenden Gefahr überzeugt haben. Man kann sich öfter das Vergnügen machen, die brütenden Geier vom Neste aufzurufen. Sie erscheinen auf jedesmaligen Anruf, schauen sich sorgfältig nach allen Seiten um und ziehen sich dann wieder in das Nest zurück.

Der junge Gänsegeier ist überall mit dichtem, schmutzigweißen, wolligen Flaum bedeckt und verbreitet namentlich durch die Nasenlöcher einen höchst widrigen, moschusähnlichen Geruch.

Es ist eine Ausnahme, wenn ein Gänsegeier zahm wird, gewöhnlich bleibt er menschenscheu, tückisch und bissig im Käfig, auch seinem Herrn gegenüber. Man jagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß er immer in gewissem Grade gefährlich bleibe. Doch wird berichtet, daß ein Fleischer einen Gänsegeier mehrere Jahre lang lebend auf seinem Hofe hielt. Dieser Geier lebte in größter Freundschaft mit einem alten Fleischerhunde. Als letzterer starb, wurde der Leichnam dem Geier vorgeworfen, dieser aber rührte seinen alten Freund, obgleich er hungrig war, nicht an, wurde traurig, verschmähte fortan alle Nahrung und lag am achten Tage verendet neben dem todten Hunde.

In Egypten wird der Gänsegeier nicht selten gefangen, weil man die Federn in vielfacher Weise benützt. Namentlich die Schwung- und Steuerfedern finden mancherlei Verwendung zu Schmuck- und Wirtschaftsgegenständen. Auf Kreta und Arabien soll der Balg an Kürschner verkauft und von diesen gegerbt und zu einem Pelzwerk zubereitet werden, welches man theuer bezahlt. Die arabischen und türkischen Herren verwendeten nach Belon große Summen auf derartige Pelze. Gegenwärtig scheint diese Benützung des Geierbalges in Egypten nicht mehr üblich zu sein.

Die Schopfgeier (Vultures) unterscheiden sich von den Gänsegeiern durch kräftigeren Leib, kürzeren, stärkeren Hals, größeren Kopf mit kräftigerem, mehr adlerartigen Schnabel und breite Flügel. Auch das Gefieder ist von dem der Gänsegeier verschieden; es ist dichter und weicher. Der Kopf ist mit kurzem, krausen und wolligen Flaum bekleidet, welcher am Hinterkopf einen wenig hervortretenden Schopf bildet. Der Hinterhals und einige Stellen des Vorderhalses sind nackt. Die Krause besteht aus kurzen, breiten, kaum zerschlossenen Federn von dunkler Farbe.

Europa beherbergt einen Vertreter dieser Sippe, den Kuttengeier (*Vultur cinereus*), welcher sonst auch grauer, gemeiner, großer und brauner Geier genannt wird. Er ist der größte Vogel unseres Erdtheils. Die Länge des Männchens beträgt 41 $\frac{1}{2}$  Zoll, die Breite 85 Zoll; der Fittig mißt 29, der Schwanz 15 Zoll. Das Weibchen ist noch etwas größer. Das Gefieder ist gleichmäßig dunkelbraun, das Auge ist braun, der Schnabel an der Wadshaut blau, stellenweise röthlich, sodann lebhaft violett, an der Spitze aber blau. Die Füße sind weiß oder fleischfarben, ins Violette spielend, die nackten Stellen am Halse sind lichtbleigrau. Ein unbefiederter Ring ums Auge ist violett.

Der Kuttengeier kommt auf allen drei südlichen Halbinseln Europas als Stand- und Brutvogel vor. In Spanien und Italien ist er seltener, als der Gänsegeier, in den Donautiefländern häufig. Von hieraus verbreitet er sich über einen großen Theil Asiens bis zum Altai und Himalaya. In Afrika dagegen fehlt er, wie es scheint, überall, die Altaländer ausgenommen. In Deutschland ist der Kuttengeier wiederholt erlegt worden. Für seine Flugkraft verursacht eine Reise aus Ungarn bis in unser Vaterland keine Schwierigkeiten.

Nach übereinstimmenden Beobachtungen ist der Kuttengeier seltener, als der Gänsegeier. In Südspanien sieht man ihn einzeln oder in kleinen Flügen von drei bis fünf. Diese fallen mit den Gänsegeiern auf das Naß, geberden sich hier aber viel ruhiger und anständiger, als letztere. Ihr Benehmen steht im vollsten Einklange zu dem großen, wohlgebildeten Kopf. Die Bewegungen sind ruhiger, als bei den Gänsegeiern, aber, falls dies möglich, ausdauernder und gleichmäßiger. Die Haltung ist edler, mehr adlerartig, und der Blick des Auges hat durchaus nichts Tückisches, sondern höchstens etwas Feuriges und Kluges. Bei dem Schmause machen sich die Kuttengeier zunächst über die Muskeltheile her; Eingeweide eines Thieres verzehren sie nur, wenn sie kein besseres Fleisch haben. Auch Knochen werden von ihnen verschlungen. Auch stimmen alle Gebirgsjäger Siebenbürgens darin überein, daß der Kuttengeier auch lebende Säugethiere ergreife und tödte.

Im Gegenjag zu seinem vorher beschriebenen Verwandten scheint der Kuttengeier ausschließlich auf Bäumen zu horsten. Sein umfangreicher Horst steht entweder auf dem starken Aste einer Kiefer oder auf dem breiten, buschigen Gipfel einer immergrünen Eiche, oft nicht höher, als acht bis zwölf Fuß über dem Boden. Er besteht aus einer Unterlage von armstarken Knüppeln, auf welche eine zweite Schicht dünnerer Stöcke folgt; erst auf dieser ruht die flache Nestmulde aus dünnen, dürrn Reisern. In dieser findet man Ende Februars ein weißes, dickschaliges Ei, welches an Größe das der Gänsegeier nicht übertrifft, demselben im Gegentheil häufig nachsteht. Das aus dem Ei geschlüpfte Junge ist mit dichtem, weißen, wolligen Flaum bekleidet und bedarf mindestens vier Monate, bis es flugfähig ist. Es wird von den Eltern sorgfältig mit Naß getropft, keineswegs aber so heldenmüßig vertheidigt, wie man gewöhnlich annimmt.

Nähert man sich dem Horste, in welchem sich ein Junges befindet, so umkreisen wohl die Geier den Platz, jedoch in bedeutender Entfernung, und kommen nie dem Jäger auf Schußweite heran.

Ueber das Gefangenleben dieses Geiers berichtet Leisler: „Anfangs war mein Kuttengeier sanft und gutmüthig, später aber wurde er böshaft und hieb nach Jedem mit Schnabel und Füßen, außer seinem Wärter. Er saß beständig in der Höhe und kam nur auf den Boden, um zu fressen und zu saufen. Dann saß er mit eingezogenem Halse stundenlang auf einem Beine. Er verzehrte ganz faule Thiere ebenso gern, wie frische und fraß sie mit Haut und Haaren, selbst den Schwanz von jungen Füchsen. Das Gewölle spie er sodann aus. Fünf bis sechs Zoll lange Knochen verdaut er ganz; Fische rührte er nie an. Er ertrug eine Kälte von 12 Grad und eine ziemliche Hitze. Lebende Thiere griff er nicht an: ein Kolkrabe und eine Rabenträhe lebten monatelang friedlich mit ihm, und obschon man ihn Hunger leiden ließ, that er doch einem Hasen, mit dem er sich zusammen befand, Nichts zu Leide. Todte Katzen fraß er sehr gern; befestigte man aber einen Bindfaden an eine derselben und zog sie hin und her, so sprang er furchtsam davon, kam nach einiger Zeit wieder, gab ihr einen Hieb mit dem Fuß, sprang schnell wieder zurück und that dies so oft, bis er von ihrem Tode überzeugt war.“

Ueber einen anderen Gefangenen erfahren wir, daß er frei im Hofe herumslief und, Redereien an Hähnen, Hunden und Schweinen abgerechnet, sich keineswegs böhartig erwies. „So lange er nicht gereizt wird“, heißt es, „lebt er mit allen Leuten im besten Einverständniß; selbst Kinder können ohne Furcht in seine Nähe kommen. Angegriffen aber vertheidigt er sich tapfer und theilt kräftige Schnabelhiebe aus. Er ist so gefräßig, wie der Gänsegeier, kann aber auch nicht so lange hungern, wie dieser. Man pflegt ihn jeden zweiten Tag zu füttern, und dabei befindet



er sich sehr wohl. Wasser aber ist ihm Bedürfniß, er trinkt oft und badet ungemein gern. Das Fleisch von Säugethieren zieht er allem andern vor, doch frißt er auch Vögel. Fische verzehrt er selbst beim größten Hunger nicht."

Im Innern Afrikas wird der Ruttengeier durch den bunteren Schopfgeier (*Vultur occipitalis*) ersetzt, der zu den schönsten Arten seiner Familie gehört. Mit seinem europäischen Vertreter hat er so große Ähnlichkeit, daß es unnöthig ist, sein Leben ausführlicher zu beschreiben.

Als die Riesen der Familie dürfen die Ohrengerier (*Otogyps*) angesehen werden. Ihre Maße übertreffen zwar nicht die anderer großen Geier; ihr Leib aber ist entschieden stärker, als bei allen bekannten Arten der Familie. Sie kennzeichnen sich durch ungewöhnlichen, großen und starken Kopf und sehr großen, kräftigen Schnabel, große, sehr breite, aber etwas abgerundete Flügel, verhältnißmäßig kurzen Schwanz, hohe Beine und eine sehr eigenthümliche Befiederung. Nur die Federn der Oberseite sind gestaltet wie bei andern großen Geiern, die Unterseite deckt ein dicht stehender, ziemlich langer Flaum von grauweißlicher Farbe, aus welchem einzeln stehende lange und schmale, fahlförmige Federn hervorragen. Schenkel und Waden sind ebenfalls mit Flaum bekleidet, welcher nur durch seine größere Länge und durch fahlgraue Färbung von dem sich unterscheidet, der Brust und Bauch deckt. Der Kopf, der halbe Hinterhals und der ganze Vorderhals sind nackt. Das Kinn ist mit haarartigen Federn bekleidet. Die Färbung des Gefieders ist eine sehr gleichmäßige. Ein mehr oder minder lichter Fahlgraubraun ist vordersichend. Die Schwingen und der Schwanz sind dunkler, die großen Flügeldeckfedern lichter gerandet. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel seitlich hornfarben, auf der Firste und am Unterschnabel dunkel, der Fuß lichtbleigrau, der nackte Halstheil grau, die ebenfalls nackten Wangen sind violett. Bei großer Aufregung röthen sich alle nackten Stellen des Kopfes und Halses mit Ausnahme des Scheitels.

Der Ohrengerier ist über ganz Afrika verbreitet. Man begegnet ihm bereits in Oberegypten und von hier aus überall bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung hin, im Westen wie im Osten. In Indien wird er durch einen Verwandten, den Sukuni der Indier oder Kahlkopfgeier (*Otogyps calvus*) vertreten.

Von Mittelnubien an südwärts vermißt man den Ohrengerier selten bei einem größeren Aase. Er scheut sich nicht vor dem Menschen und kommt dreist bis in die Dörfer oder auf die Schlachtplätze der Städte, obgleich er sich freilich nicht so zutraulich zeigt wie die kleineren Rabengeier. Auf dem Aase spielt er stets den Alleinherrscher und vertreibt alle übrigen Geier, vielleicht mit Ausnahme der bissigen Gänsegeier. Die Hunde, welche in ganz Nordostafrika das Gewerbe der Geier beeinträchtigen, weiß er stets in Achtung zu erhalten. Ganz dasselbe wird von seinem indischen Vertreter gesagt.

Nach jeder Mahlzeit fliegt der Ohrengerier dem nächsten Wasser zu, trinkt und putzt sich dort, ruht aus, indem er sich wie die Hühner in den Sand legt und behaglich sonnt, und fliegt dann, kreisend und oft große Strecken hin ohne Flügelschlag schwebend, seinen Schlafplätzen zu. Auch er bevorzugt Bäume. Zur Nachtruhe wühlt er sich nicht immer die größten Bäume aus, sondern begnügt sich mit jedem, der ihm passend erscheint, oft mit einem kaum zehn Fuß hohen Mimosenstrauch. Hier sitzt er in sehr aufrechter Haltung, wie ein Mann, den Kopf dicht eingezogen, den Schwanz schlaff herabhängend. Am Morgen verweilt er wenigstens zwei Stunden nach Sonnenaufgang auf seinem Schlafplatze, und bis zum Aufstiegen ist er so wenig scheu, daß man ihn unterlaufen und selbst mit Schrot herunterschließen kann. Die Ohrengerier erscheinen nie vor 10 Uhr Morgens auf dem Aase und verweilen daselbst spätestens bis vier oder fünf Uhr Nachmittags. Man erkennt sie schon von Weitem an ihrem ruhigen, schönen Fluge, namentlich aber dann, wenn sie von oben herabstreichen. Sie lassen sich nämlich, wenn sie ein Aas aufgefunden haben, hunderte von Fußern senkrecht herabfallen, breiten dann die Schwingen wieder und strecken die Ständer weit von sich und lassen sich dann vollends schief auf das Aas herab. Hier halten sie sich, wie die Ruttengeier, vorzugsweise an die Muskeln. Die Eingeweide scheinen sie zu verschmähen.

„Während meines längeren Aufenthalts in Charthum“, erzählt Brehm, „jagte ich einen Monat lang tagtäglich auf Geier, welche ich durch ausgelegtes Aas herbeilockte. Dieses bestand aus hertenlosen Hunden, welche wir zuletzt nur mit größter Mühe erlegen konnten, weil wir durch unsere Jagden bald unter allen Hunden bekannt und gefürchtet wurden. Jeder glücklich erbeutete Hund nun wurde auf einer weiten Ebene hinter einen dort stehenden Erdwall ausgelegt und uns dadurch die Möglichkeit geboten, an die schmausende Gesellschaft bis auf zwanzig Schritt heranzuschleichen. Bei diesen Jagden machte ich die Beobachtung, welche ich weiter oben mitgetheilt habe. Es ist mir wiederholt gelungen, mit Hilfe eines rasch gewechselten Gewehrs vier

Dhrengcier zu erlegen; ich habe einmal sogar vier von ihnen mit einem Schusse niedergestreckt. Nebenbei wurden auch Fallen gestellt und zwar solche der allereinfachsten Art; sie beweisen sich aber als wirksam. Ich hatte nach kurzer Zeit eine ziemliche Anzahl von Geiern beisammen. Unter diesen nun waren stets mehrere Dhrengcier, und sie wurden bald meine Lieblinge. Sie betrogen sich in der Gefangenschaft von allem Anfang an ruhig und verständig, mir gegenüber furchtlos und in gewissem Sinne vertraulich, ganz im Gegensatz zu den Gänsegeiern. Alle meine Gefangene waren an Stricke gefesselt; es fiel aber keinem von ihnen ein, die Kraft ihres gewaltigen Schnabels an ihren Fesseln zu erproben. Schon am dritten Tage der Gefangenschaft nahm der erste Dhrengcier, welchen ich gefangen hatte, Wasser zu sich; am vierten Tage begann er eine vor ihm liegende Krake, welche er drei Tage verschmäht hatte, zu bearbeiten; am fünften Tage fraß er bereits vor unsem Augen, und fortan achtete er gar nicht mehr auf mich, auch wenn ich dicht neben ihm stand. Später nahm er mir die ihm vorgehaltene Nahrung aus der Hand. In einem größeren Gesellschaftsbauer benimmt er sich ebenso ruhig, wie in der Freiheit. Er ist sich seiner Stärke bewußt und läßt sich durchaus nichts gefallen, wird aber niemals zum angreifenden Theile. Unser Klima scheint leicht von ihm ertragen zu werden, obgleich er ein großer Freund der Wärme ist.“

\* \* \*

(Nabengeier.) Die kleinen Geier lassen sich am angemessensten in einer besondern Gruppe vereinigen, welche wir als Familie ansehen und Nabengeier (Cathartae) nennen können. Sie unterscheiden sich von den großen Arten durch ihre geringe Größe, den langen dünnen Schnabel, den theilweise oder ganz nackten, zuweilen warzigen Kopf, die spizeren Flügel und die schwächlichen Füße. Innerhalb ihres eigentlichen Verbreitungsgebietes sind die Nabengeier außerordentlich häufig und deshalb überall gegenwärtig, hier und da kommen sie auch ungeschüht in die Städte und Dörfer herein, wo die Unreinlichkeit der Bewohner ihre Arbeiten allerdings recht nöthig macht. Auch sie horsten entweder auf Felsen oder auf Bäumen und legen nur ein Ei oder höchstens zwei Eier.

Unter allen Mitgliedern der Familie hat kein einziger eine so große Berühmtheit erlangt, als der Schmuzgeier (*Percnopterus stercorarius* oder *Neophron Percnopterus*, wie er früher genannt wurde), der seit uralter Zeit bekannte und beschriebene ägyptische Aasgeier, der heilige, kleine, braune, der Roth- oder Maltesergeier, die „Henne der Pharaonen“, und wie er sonst noch benamset worden sein mag. Er ist es, dessen Bildniß die altägyptischen Bauwerke zeigen und welcher früher mit heiliger Scheu betrachtet wurde.

Der Schmuzgeier unterscheidet sich von allen bekannnten Arten seiner Familie durch seine rabenähnliche Gestalt. Bei sehr alten Vögeln ist die Färbung ein schmuziges Weiß, welches in der Hals- und Oberbrustgegend mehr oder weniger in das Dunkelgelbe spielt, auf Rücken und Bauch aber reiner wird. Die Handschwüngen sind schwarz, die Schulterfedern graulich. Die Farbe des Augensterns schwankt zwischen rothbraun und lichterzgelb, der Schnabel ist an der Spitze hornblau, im Uebrigen wie die nackten Kopfttheile und der Kropfflecken lebhaft orangengelb. Die Kehlhaut ist etwas lichter, als der Unterschnabelrand, die Stirn und der Kopf, die Flügel sind lichtbläulichroth oder lichtgraugilblich. Die Länge beträgt 25 bis 27 Zoll, die Breite 61 bis 63 Zoll, die Fittiglänge 18 Zoll, die Schwanzlänge 9½ Zoll.

Der Schmuzgeier wird unter den deutschen Vögeln mit aufgezählt, weil er einige Male in unserm Vaterlande erlegt worden ist. Häufiger kommt er in der Schweiz vor, und regelmäßig erscheint er in Südfrankreich. In Spanien ist er ein überall vorkommender, wenn auch nicht gerade häufiger Vogel; für Griechenland, Süditalien und Südrußland gilt dasselbe. In Griechenland scheint er nur Sommervogel zu sein. In ganz Afrika, vielleicht nur mit Ausnahme der westlichen Küstenländer, und einem großen Theile West- und Südasiens ist er ein entschiedener Standvogel; ebenso in Indien.

Der Schmuzgeier ist nur in Südeuropa scheu und vorsichtig. In ganz Afrika vertraut er dem Menschen, vorausgesetzt, daß er von der Mordsucht des Europäers noch nicht zu leiden gehabt hat. Er ist nichts weniger, als ein dummer Vogel; denn er unterscheidet sehr genau zwischen dem, was ihm frommt, und dem, was ihm schadet; er weiß sich auch mit einer gewissen List sein tägliches Brod zu erwerben, oft unter recht schwierigen Umständen. Träge kann man ihn nicht nennen; er ist im Gegentheil sehr viel in Bewegung und gebraucht seine Schwingen oft stundenlang nur des Spiels halber. Hat er sich satt gefressen, so sitzt er lange Zeit auf ein und derselben Stelle in träumerischer Ruhe verloren, und macht dann nicht eben einen





Der Schmutzgeier (*Perenopterus stereorarius* oder *Neophron Perenopterus*).

günstigen Eindruck. Im Gehen ähnelt der Schmutzgeier unserm Kolltraben auf das täuschendste, wie er denn überhaupt mit diesem gar vieles gemein hat. Im Fliegen erinnert er einigermaßen an unsern Storch, aber auch wieder an den Geieradler, nur daß er weit langsamer und minder zierlich fliegt, als dieser. Er erhebt sich mit einem Sprunge vom Boden, fördert sich durch einige langsame Flügelschläge und streicht dann rasch genug ohne Flügelschlag dahin. Ist das Wetter schön, so erhebt er sich mehr und mehr und zuweilen in Luftschichten von 3000 bis 4000 Fuß Höhe über dem Boden. Zu seinen Ruheplätzen wählt er sich, wenn er es haben kann, Felsen; die Bäume meidet er so lange als möglich, und in großen Waldungen fehlt er deshalb auch gänzlich. Ebenso häufig, als auf Felsen, sieht man ihn auf alten Gebäuden sitzen, in Nordafrika und Arabien auf den alten Tempeln, den Moscheen, Grabmälern und den Häusern. Für Indien gilt genau dasselbe. Mit seinen Familienerwandten theilt er eine große Liebe zur Geselligkeit. Einzelu sieht man ihn höchst selten, paarweise schon öfter, am häufigsten aber in größeren oder kleineren Gesellschaften. Er vereinigt sich, weil sein Handwerk es mit sich bringt, mit andern Geiern, aber doch immer nur auf kurze Zeit. Sobald die gemeinsame Tafel aufgehoben ist, bekümmert er sich um seine Verwandten gar nicht mehr. Im Bewußtsein seiner Schwäche ist er friedlich und verträglich. In Ägypten und Südafrika bemerkt man zahlreiche Flüge von ihm, welche sich stundenlang durch prächtige Flugübungen vergnügen, gemeinschaftlich ihre Schlafplätze aussuchend und auf Nahrung ausgehend, ohne daß man jemals einen Zank und Streit unter ihnen wahrnehmen könnte. In Gesellschaft der großen Geier freilich



benehmen sich die Schmuzgeier sehr bescheiden; sie sitzen entsagend zur Seite und schauen anscheinend ängstlich deren Treiben zu, weil sie wohl wissen, daß jede thätige Mitwirkung ihrerseits durch kräftige Schnabelhiebe von jenen gestrengen Herren zurückgewiesen werden würde.

Der Schmuzgeier verzehrt Alles, was genießbar ist. Man nimmt gewöhnlich, aber mit Unrecht, an, daß Was auch für ihn die Hauptspeise sei; der Schmuzgeier ist weit genügsamer. Allerdings erscheint er auf jedem Aase und zwar regelmäßig zuerst, weil er sehr häufig ist und ein gestorbeneß Thier früher erpäßt, als andere seines Gelichters; allerdings versucht er dort, soweit seine schwachen Kräfte es erlauben, sich zu nähren, pickt die Augen heraus, bemüht sich, die Eingeweide herauszuzerren oder wartet, bis die großen Geier sich gesättigt haben, und nagt dann die Knochen ab, welche sie übrig ließen; aber ein derartiger Schmauß gehört doch zu seinen Festgerichten. Gar selten nur lassen ihm die großen Herren Etwas vom Aase übrig. Zum Glück für ihn weiß er sich anders zu behelfen. In ganz Afrika, ja auch in Südspanien schon bildet Menschentoth seine hauptsächlichste Nahrung. Sodann ist er in größeren Ortschaften Afrikas ein regelmäßiger Gast bei den Schlachtplätzen, welche außerhalb der Städte zu liegen pflegen. Hier sitzt er dicht neben dem Schlachter und lauert auf Fleisch und Hautkegen oder auf die Eingeweide mitsammt deren Inhalt, welche sein Brodgeber ihm zuwirft. Bei Wüstenreisen ist er es, welcher der Karavane tagelang das Geleite gibt; er ist nebst den Wüstenrabern der erste Vogel, welcher sich am Lagerplatze einfindet und der letzte des Reisezuges (denn zu ihm gehört der Schmuzgeier), welcher ihn verläßt. So geleitet er die Pilger nach Mekka, um den Wegwurf des geschlachteten Viehs aufzufressen und die umgetommenen Kamele zu bestatten; er wandert tagelang mit den Reisenden.

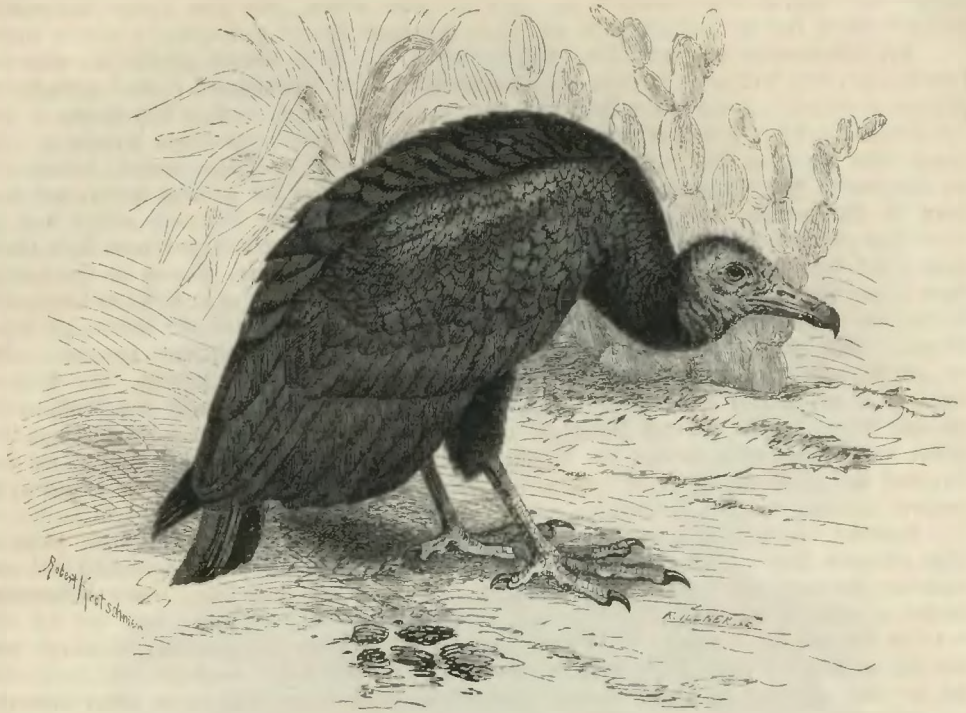
Nebenbei verzehrt der Schmuzgeier übrigens auch kleine Säugethiere und Vögel, wenn er solche erlangen kann. Man beobachtete an einem Gefangenen, daß er augenblicklich mit entschiedener Raublust auf gezähmte Vögel losging und sie eifrigst verfolgte. Einen Fetzammer, welchen er glücklich erlangte, tödtete er mit einem einzigen Schnabelhiebe, hielt ihn fest und verzehrte ihn auf der Stelle. Die Angabe der Alten, daß der Schmuzgeier auf Mäuse jage und sich deshalb die Achtung der Egypter erworben habe, scheint also durchaus nicht vollständig aus der Luft gegriffen zu sein. Ebenso erscheint die Mittheilung der Kanarier bemerkenswerth, daß unser Vogel ein arger Eierdieb sei. Dagegen bleibt es fraglich, ob der Schmuzgeier wirklich Pflanzenstoffe frisst, wie angegeben wird.

Ueber das Brutgeschäft sind erst in der Neuzeit sichere Beobachtungen angestellt worden. Diese Geier lieben es, nachbarlich neben einander zu brüten. Wo eine steile Felswand ihnen bequeme Nistplätze darbietet, da siedeln sie sich an, ohne auf die größere oder geringere Wärme der Vertiklichkeit besonders Rücksicht zu nehmen. Die Masse des neben und unter den Nestern sich anhäufenden Kothes macht, daß dieselben weithin sichtbar werden und dem Beobachter mit Leichtigkeit ins Auge fallen. Die Geier scheinen ihre Sicherheit durchaus nicht durch eine versteckte Lage begünstigen zu wollen, sondern sich einzig und allein auf die Unzugänglichkeit der Orte, welche sie wählen, zu verlassen. Der Bau selbst besteht aus Zweigen und mancherlei Abfällen; die Nestmulde ist oft mit alten Lumpen eingefast. Das Gelege enthält in der Regel zwei Eier; sie sind länglich, gewöhnlich auf gelblichweißem Grunde entweder lehmfarben oder rostbraun gefleckt und marmorirt, einzelne auch wie mit blutschwarzen größeren Flecken und Streifen überschmirt. Die Jungen, welche anfänglich mit einem grauweißlichen Flaum bekleidet sind, werden aus dem Kropfe geätzt. Jung eingefangene Schmuzgeier sind sehr unterhaltende Vögel. Man kann sie unter dem Hofgeflügel umherlaufen lassen; denn sie denken nicht daran, den von der Glucke gehüteten Küchlein Etwas zu Leide zu thun. Ihren Herrn lernen sie bald kennen, und wenn er sich mit ihnen abgibt, begleiten sie ihn wie ein Hund durch Haus und Hof. In den Mittagsstunden sieht man sie oft auf dem Bauche liegen und sich in dieser Stellung höchst behaglich sonnen. Wenn man in ihre Nähe kommt und sich mit ihnen beschäftigt, schreien sie wie junge Gänse, gleichsam in der Absicht, den Menschen zu begrüßen.

In Mittel- und Westafrika gesellt sich zum Schmuzgeier ein naher Verwandter (*Neophron pileatus*), welchen wir Mönchsgeier nennen wollen.

Man kann ihn ein halbes Hausthier nennen, denn er ist mindestens ebenso dreist, wie unsere Nebelkrähe, ja beinahe so wie unser Sperling. Ungeschaut läuft er vor der Hausthür auf und nieder, macht sich in unmittelbarer Nähe der Küche zu schaffen und fliegt, wenn er ausruhen will, höchstens auf die Spitze eines der nächsten Bäume. Am Morgen wartet er vor den Hütten der sich entleerenden Menschen und ist sofort bei der Hand, um die verunreinigte Stelle wieder zu säubern. Auf jedem Schlachtplatze ist er ein ständiger Gast; dem Metzger fällt er geradezu lästig. Der Mensch ist unbedingt der hauptsächlichste Ernährer des Vogels.



Der Urubu (*Cathartes Aura*).

denn seine Hauptnahrung besteht in den Abfällen der Küche und des menschlichen Leibes. Beim Nase erscheint er ebenfalls; doch ist er nur dann fähig, dort zu schmausen, wenn die Fäulnis schon sehr überhand genommen und das harte Fell des Thieres zerstört hat.

In seiner Haltung ist der Mönchsgeier ein sehr schmucker Vogel und ein echter Geier. Die Dreistigkeit des Vogels macht es dem Forscher leicht, jede seiner Bewegungen und sein ganzes Wesen zu studiren; man braucht ihm nur etwas Nahrung vorzuwerfen und sich ruhig hinzusetzen, dann kommt er so weit, als man nur wünschen kann, zu dem Beobachter heran. Abweichend von seinen großen Verwandten ist der Mönchsgeier schon sehr früh am Tage thätig.

Der Mönchsgeier wird ebenso wenig verfolgt, als seine übrigen Verwandten. Seine Jagd verursacht keine Schwierigkeiten; denn da, wo er vorkommt, vertraut er dem Menschen. Auch der Fang ist einfach genug und in der Gefangenschaft wird er leicht zahm.

Ganz Amerika wird von verschiedenen kleinen Geieren bevölkert. Es genügt jedoch unserm Zwecke, wenn wir uns mit zwei Arten bekannt machen, um so mehr, als das Leben aller wesentlich übereinstimmt. Diese sind der Urubu und der Gallinazo, wie die Vögel in Südamerika genannt werden, oder der Truthahnbuffard und die Aaskrähe, wie sie in Nordamerika heißen. Ersterer (*Cathartes Aura*) kennzeichnet sich durch seinen verhältnißmäßig kurzen, aber dicken Schnabel mit weit vorgezogener Wachshaut, welche die großen, länglich-runden, durchgehenden Nasenlöcher eben noch bedeckt, durch stumpfen Schwanz und verhältnißmäßig niedere Läufe. Der Kopf und der nackte Hals sind fleischroth, der Scheitel ist violett. Auf der Stirn und dem Hinterhaupt sind blaß orangefarbene Querrunzeln. Der ganze Leib, der Flügel und der Schwanz sind braunschwarz mit grünlichblauem Metallglanze. Der Schnabel ist blaßroth, der Fuß grauschwarz, das Auge karminroth, ein innerer Kreis um den Stern blaugrau. Die Länge beträgt 22 Zoll.

Der Gallinazo (*Coragyps atratus*) kennzeichnet sich durch dünneren und längeren Schnabel und verhältnißmäßig hohe Füße; der nackte Kopf und der Vorderhals sind dunkelschiefergrau, ins Mattschwarze übergehend. Vom Schnabel über den Scheitel zum Nacken verlaufen starke, ziemlich regelmäßige hinter einander stehende Querrunzeln. Der ganze Körper, die Flügel und

der Schwanz sind mattschwarz mit einem dunkelrostbraunen Widerschein bei günstig auffallendem Lichte. Der Schnabel ist schwarzbraun, an der Spitze weißlich hornfarben, das Auge dunkelbraun. Die Länge beträgt 23 Zoll, die Breite 52 Zoll.

Beide Geierarten sind über ganz Amerika verbreitet; sie meiden die Höhe des Gebirges, finden sich sonst aber überall und wo sie vorkommen, in großer Menge. Der Gallinazo soll häufiger sein, als der Urubu; doch hat man auch letzteren in großer Anzahl beobachtet. Das Leben und Treiben der amerikanischen Nasgeier ähnelt dem ihrer altweltlichen Verwandten fast in jeder Hinsicht. Sie sind aber noch menschenfreundlicher oder richtiger vertrauensvoller geworden, weil in den meisten Ländern von Obrigkeit wegen eine hohe Strafe den bedroht, welcher einen dieser Straßenreiniger tödtet.

Nicht überall kommen beide Arten zusammen vor, jede von ihnen bevorzugt vielmehr gewisse Verticlichkeiten. So lebt der Urubu mehr am Meeresufer und fast nie im Innern des Landes, während der Gallinazo häufig in den Städten und einzeln auch wohl im Gebirge, aber nur selten am Strande gesehen wird. „Der Europäer“, sagt Tschudi, „welcher zum ersten Male die Küste von Peru betritt, erstaunt über die unglaubliche Menge von Nasgeiern, welche er am Meeresstrande an allen Wegen und in den Städten und Dörfern trifft, und über die Dreistigkeit und Zudersicht, mit der sie sich dem Menschen nähern.“ Ganz ebenso ist es im übrigen Südamerika und auch im größten Theile Nordamerikas oder auf den westindischen Inseln. In allen südamerikanischen Städten vertreten sie die Stelle unserer Straßenpolizei. Sie sind es, welche die Wege und Gassen von allen Unreinlichkeiten, welche fortwährend dahin gemorfen werden, befreien müssen. „Ohne diese Vögel“, versichert Tschudi, „würde die Hauptstadt von Peru zu den ungesundesten des ganzen Landes gehören, indem von Seiten der Behörden durchaus nichts für das Wegschaffen des Unrathes gethan wird. Viele Tausende von Gallinazos leben in und um Lima und sind so wenig scheu, daß sie auf dem Markte in dem dichtesten Menschengewühl herumhüpfen.“

Ihre Bewegungen ähneln denen anderer Geier. Sie gehen mit hoch aufgerichtetem Leibe umher und haben deshalb Aehnlichkeit mit einem Truthahn; daher wohl auch ihr Name. Sie fliegen leicht und viel schwebend, steigen auch oft in große Höhen empor, brauchen sich aber gewöhnlich wenig anzustrengen, weil es ihnen selten an Fraße fehlt.

Eine Mahlzeit dieser Geier schildert Burmeister in sehr lebendiger Weise. „Die großen schwarzen Vögel, welche auch in Brasilien das Nas aus dem Wege räumen müssen, finden sich überall ein. Wo ein Thier gefallen ist, lassen sich zu zwanzig, dreißig, vierzig und mehr auf das todte Geschöpf nieder, hacken ihm die Augen aus und warten mit einer Sehnsucht, die unbeschreiblich in allen ihren Mienen sich ausdrückt, auf den köstlichen Augenblick, wo die unter den Einwirkungen der Sonne schnell im Körper gebildeten pestartigen Gase die faulige Bauchdecke sprengen und den duftigen Inhalt ihrem lederen Gaumen darbieten werden. Ein furchtbares Gedränge entsteht, wenn endlich der langersehnte Augenblick eingetreten ist. Jeder packt ein Stück der hervorquellenden Eingeweide; im Nu ist das weiche, halb verfaulte Gedärm zerrissen und hinunter geschluckt. Dann sitzen die Geier vollgefressen und dicht an einander gedrängt auf dem nächsten hohen Baume, unverwandt nach dem Nase spähend, bis es soweit faul und erweicht worden ist, um weiter verzehrt werden zu können. Von Zeit zu Zeit läßt sich ein Gieriger, der beim ersten Imbiß nicht genug bekommen hat, auf den ausgeweideten Körper herab, versucht hier und da einzuhauen, zauft an den Wundrändern und bahnt der um sich greifenden Verwesung einen Weg. Sehen die Andern, daß sein Unternehmen Erfolg hat, so fliegen sie bald nach, hacken und zerren auf dem Körper herum und verzehren einen Theil nach dem andern, bis die Knochen vollständig rein und zernagt sind. In zwei Tagen sind sie fertig mit dem Geschäft, und wenn sie nichts mehr zu finden wissen, so betheiligen sich die Fliegen an der Ausführung der Arbeit.“ Uebrigens ist es durchaus nicht nöthig, daß ein Nas in Fäulniß übergegangen sein muß, um Geiern eine Mahlzeit zu bieten; sie gehen auch sofort frisches Fleisch an, falls sie sich im Stande sehen, dasselbe zu zerstückeln. Ebenso gewiß dürfte es fest stehen, daß beide Nasgeier unter Umständen lebende Thiere angreifen und abwürgen. Schomburgk sagt zwar: „Wenn ein fast vierjähriger Aufenthalt in Südamerika, wo ich oft stunden-, ja tagelang die Urubus einzeln oder in ganzen Schaaren, von einer Menge Eidechsen, Vögeln umringt, beobachtete, es niemals bestätigt hat, so darf man wohl mit Recht Zweifel in die Behauptung der Vogelfundigen (daß die Nasgeier lebende Beute angreifen) setzen. In selbst wenn die aufwirbelnden Rauchwolken einer brennenden Savanne Hunderte von andern Raubbögeln versammeln, um die dem Elemente entfliehenden Eidechsen, Schlangen und kleinen Säugethiere im Gedankenfluge zu ergreifen, wird man nie den freßgierigsten aller Vögel, den



Urubu oder Gallinazo, unter dieser Räuberschaar bemerken. Griffe er wirklich lebende Thiere an, wahrlich die für ihr junges Federvieh so besorgte Negerin würde ihn nicht so ruhig auf der Umzäunung ihres Hühnerhofes sitzen lassen; denn bei der Annäherung eines andern Raubvogels gerathen altes und junges Federvieh und die Schaar der Pflegerin augenblicklich in Bewegung und Aufruhr, um den kühnen Räuber durch Lärm und Geschrei zu verschrecken“. Dagegen bemerkt Audubon: „Gelegenheit, junge lebende Thiere abzuwürgen, findet der Vogel so häufig in der Umgegend der Pflanzungen, daß es lächerlich sein würde, sie nicht zu benutzen“, und Humboldt erzählt uns Folgendes: „Bei Tage streifen die Geier an den Ufern umher und kommen mitten in das Lager der Indianer herein, um Eßbares zu entwenden. Meist aber bleibt ihnen, um ihren Hunger zu stillen, nichts übrig, als auf dem Lande oder im seichten Wasser junge, sieben bis acht Zoll lange Krokodile anzugreifen. Es ist merkwürdig anzusehen, wie schlau sich die kleinen Thiere eine Zeitlang gegen die Geier wehren. Sobald sie einen ansichtig werden, so richten sie sich auf den Vorderfüßen auf, strecken den Kopf aufwärts und reißen den Rachen weit auf. Fortwährend, wenn auch langsam, kehren sie sich dem Feinde zu und weisen ihm die Zähne, welche bei den eben ausgeschlüpften Thieren sehr lang und spitz sind. Oft während so ein Geier die Aufmerksamkeit des jungen Krokodils ganz in Anspruch nimmt, benützt ein anderer die gute Gelegenheit zu einem unerwarteten Angriffe. Er stößt auf das Thier nieder, packt es am Halse und fliegt damit hoch in die Luft. Wir konnten diesem Kampfspele viele Vormittage lang zusehen“. Auch von Gefangenen hat man erfahren, daß sie nicht immer in Freundschaft und Frieden mit jungem und unbehilflichem Federvieh leben.

Die Allgegenwart, Dreistigkeit und Unverschämtheit der Urubu und Gallinazo wird den Menschen und Thieren oft sehr lästig. Kaum ist der Schuß eines Jägers gefallen, so stürzen solche Geier herbei und beseitigen das getroffene Thier, wenn ihnen nicht rasch zuborgekommen wird; ebenso versuchen sie es, dem Jaguar seine Jagdbeute streitig zu machen. Doch auch sie haben wieder zu leiden von natürlichen Feinden und Gegnern. Von der Herrschaft, welche der Königsgeier über sie ausübt, wurde bereits gesprochen; aber nicht bloß er, sondern auch der Caracara und der Chimango fallen über die Geier her, namentlich wenn sie ihren Kropf gut gefüllt hatten, und quälen sie so lange, bis sie die bereits geborgene Nahrung wieder ausgebrochen, worauf jene solche sich zu Nütze machen.

Der Gallinazo horstet auf Hausdächern, Kirchen, Ruinen und auf abgelegenen hohen Mauern und zwar im Februar und März. Die Berichterstatter geben übereinstimmend an, daß beide Vögel nur zwei Eier legen; die Urubu brüten im Freien und trafen sich unter einem Gebüsch eine seichte Höhlung aus, um dort ihre Eier niederzulegen. Sehr häufig geschieht dies mitten unter Reihern und andern Sumpfvögeln.

Auch diese Geier werden nur von Naturforschern, welche Beobachtungen mit ihnen anstellen wollen, in der Gefangenschaft gehalten, und dies mag der Grund sein, daß sie höchst selten nach Europa gelangen. Durch Azara erfahren wir, daß die Gallinazos außerordentlich zahm, ja zu wirklichen Hausthieren werden können. Ein Freund dieses Forschers besaß einen, welcher aus- und einslog und seinen Herrn bei Spaziergängen oder Jagden im Felde, ja sogar bei größeren Reisen begleitete. Er folgte wie ein folgjamer Hund auf den Ruf.

\* \* \*

(Eulen.) Die Eulen (Striginae), mit denen wir die Ordnung der Raubvögel beschließen, bilden eine nach außen hin scharf begrenzte Gattung. Sie kennzeichnen sich durch ihren zwar dick erscheinenden, in Wahrheit aber sehr schlanken und schmalen, wenig fleischigen Leib, durch den ungemein großen, nach hinten zumal breiten, dicht befiederten Kopf mit sehr großen, platten Augen, welche nach vorn gerichtet sind und von einem runden, strahligen Federkranz umgeben werden, durch große, d. h. breite und lange, muldenförmige Flügel, einen meist kurzen Schwanz und mittelhohe, gewöhnlich bis zu den Krallen herab befiederte Beine. Der Schnabel ist von der Wurzel an stark abwärts gebogen, sein Haken ziemlich groß; die Schneiden des Oberschnabels sind ohne Zahn oder Ausbuchtung. Die Wachsheit ist kurz, stets von derselben Farbe wie der Schnabel, und immer in den langen, steifen Vorstensefeden des Schnabelgrundes versteckt. Die Beine sind ziemlich kurz und unter sich bezüglich der Länge wenig verschieden; die hinterste pflegt etwas höher eingelenkt zu sein, als die übrigen; die äußere ist eine Wendezehne, welche nach vorn und hinten gerichtet werden kann. Die Klauen sind groß, lang, stark gebogen und außerordentlich spitzig, im Querschnitt fast vollständig rund. Sehr bezeichnend für alle Mitglieder der Gattung ist die Beschaffenheit und Färbung des Gefieders. Alle Eulen sind

wahre Federballen. Die einzelnen Federn sind groß, lang und breit, an der Spitze zugerundet, höchst fein zerfasert, deshalb weich und biegsam, unter der Berührung knisternd. Gänzlich verschieden sind die Federn des Gesichts. „Der Augenkranz“, sagt Burmeister, lehnt sich an einen andern Kranz kleinerer steiferer Federn mit dicht geschlossenen Fahnen, welcher den sogenannten Schleier bildet und mindestens die weite Ohröffnung in einem Halbkreise umgibt, mitunter jedoch nach vorn über die Augen fort bis an den Schnabel und unter dem Auge bis an den Rand des Unterkiefers reicht. Je vollständiger dieser Schleier ist, um so breiter wird auch der Federkranz um das Auge, so daß von der Wachshaut des Schnabels nichts übrig bleibt; ja selbst der hornige Ueberzug versteckt sich noch zum Theil dahinter.“ Diese Bildung ist es, welche dem Eulenkopf das fakenartige Aussehen verschafft. Nicht minder eigenthümlich sind andere Federn, namentlich die Schwingen. Sie sind ziemlich breit, am Ende abgerundet und nach dem Körper zu gebogen, wodurch eben die muldenförmige Anshöhlung des Flügels entsteht. Die äußere Fahne der ersten, zweiten und dritten Schwinge ist sonderbar gefranzt oder sägenartig gezähnt, und diese Bildung bewirkt den leisen Flug der Eulen: sie stumpft, wenn man so sagen darf, gegen die Reibung ab. Die Färbung ist in den meisten Fällen eine düstere und insofern wenig auffallend, als sie sich aufs genaueste der Boden- oder Rindenfärbung anschließt. Demungeachtet kann die Zeichnung eine höchst zierliche und mannsfaltige sein, und zudem kommen verhältnismäßig lebhaftere Farben auch bei den Eulen vor, Farben von blendender Reinheit, welche die Zartheit des Gefieders ungemein hebt.

Der innere Leibesbau ist ebenfalls beachtenswerth und das Knochengeriist zeichnet die Eulen durch manche Eigenthümlichkeiten vor allen Falken aus. Der Rachen der Eulen ist sehr groß, der Schlund nicht kropffartig ausgebuchtet, der Magen häutig und sehr ausdehnbar.

Merkwürdig sind die Sinneswerkzeuge gebildet. Die Augen der Eulen sind ausnehmend groß, die Hornhaut ist so stark gewölbt, daß sie einer Halbkugel gleicht. Die Seiten der harten Augenhaut, soweit der Knochenring sie einnimmt, sind sonderbar verlängert, wodurch der Knochenring feld- oder röhrenförmig wird. Das Auge selbst ist innerlich ungemein beweglich, der Stern erweitert oder verengert sich bei jedem Athemzuge. Noch auffallender vielleicht erscheint uns das Ohr, wenigstens das einiger Eulen, weil eine ähnliche Bildung bei keinem Vogel weiter vorkommt. Die äußere Ohröffnung nämlich entspricht nur bei wenigen Eulen dem allgemeinen Gepräge; bei der Mehrzahl hingegen ist sie eine Falte, welche von oben nach unten sich um das Auge herumzieht und aufgeschlappt werden kann. Dann entsteht eine sehr weite, durch die strahligen Federn ringsum noch vergrößerte Muschel, geeignet, den leisesten Schall aufzufangen und zu dem in der Tiefe liegenden Gehörgang zu leiten.

Die Eulen sind Weltbürger in der vollsten Bedeutung des Wortes. Sie bewohnen alle Erdtheile, alle Gürtel der Breite wie der Höhe, alle Gegenden und alle Vertlichkeiten. Von den eifigen Ländern um den Nordpol an bis zu dem Gleichher hin und von der Seeküste bis zu 15,000 Fuß über dem Meer sind sie beobachtet worden; ob sie im Himalaya nicht noch höher vorkommen, bleibt fraglich. Der Süden beherbergt selbstverständlich auch sie in größerer Artenzahl, als der Norden; dieser aber ist keineswegs arm an ihnen. Waldungen sind die eigentliche Heimstätte unserer Vögel; sie fehlen aber auch den Steppen, Wüsten und selbst dem pflanzenlosen Gebirge nicht und ebenso wenig den volkreichen Ortschaften und Städten; denn sie finden überall Ruhe- und Versteckplätze, welche ihnen genügen, und hinlängliche Nahrung. Man nennt die Eulen auch Nachtraubvögel; der Ausdruck erfordert aber mindestens eine Erklärung. Allerdings beginnt die große Mehrzahl erst mit eintretender Dämmerung ihre Streifzüge; nicht wenige aber sind auch bei Tage thätig und keineswegs bloß diejenigen, welche den nördlicheren Erdgürtel bewohnen, sondern auch solche, welche in den Gleichherländern leben. Gewisse Steppeneulen gehen selbst in der Mittagszeit ihrer Nahrung nach und Verwandte von ihnen treiben sich angesichts der Sonne munter in den schattigen Urwaldungen umher: sie sind bei Tage mindestens ebenso thätig wie bei Nacht. Letztere freilich ist und bleibt die Jagdzeit der Gesamtheit. Die Eulen sind zu nächtlichem Wirken im höchsten Grade geeignet. Ihr für kürzere Entfernungen überaus scharfes Auge, ihr außerordentlich feines Gehör, ihr weiches Gefieder befähigt sie noch während des Dunkels zu erfolgreicher Thätigkeit. Lautlos fliegen sie in nicht eben bedeutender Höhe über den Boden dahin; das Geräusch der eigenen Bewegung beeinträchtigt ihr Gehör nicht im Mindesten: sie vernehmen das leiseste Geräusch, das undeutendste Rascheln auf dem Boden; sie sehen ungeachtet des Dunkels das kleinste Säugthier. Das Auge der Eulen ist sehr empfindlich gegen das Tageslicht, und einzelne Arten von ihnen verschließen ihre Augen bis zur Hälfte und noch weiter, wenn sie dem vollen Licht ausgesetzt werden; ganz unbegründet aber ist die Behauptung, daß die Eulen am Tage nicht sehen könnten.



Sie sind nicht nur im Stande, bei hellem Tageslicht im Freien, sondern auch durch die dichtesten Bäume zu fliegen, ohne anzustoßen.

Die sonderbar gestalteten Flügel und das weiche Gefieder lassen auf eine eigenthümliche Flugbewegung im Voraus schließen. Der leise Flug ist verhältnißmäßig langsam, ein Mittel Ding zwischen Schweben, Gleiten und Flattern, bei den Tageulen aber ein abwechselnd bogiges Aufsteigen und Niederfallen, nach Art des Spechtfluges, welches ungemein fördert, jedoch anscheinend bald ermüdet und deshalb niemals lange fortgesetzt wird. Nur bei größeren Wanderungen erheben sich die Eulen bis zu drei- oder vierhundert Fuß über den Boden, und dann bewegen sie sich gleichmäßig mit vielen Flügelschlägen dahin. Auf der Erde sind die meisten sehr ungeschickt; die langbeinigen aber gehen so gut, daß sie selbst ihre Jagd laufend betreiben können, freilich unter Zuhilfenahme der Flügel. Im Gezweig der Bäume sind alle Eulen gewandt: einzelne klettern in sonderbarer Weise hüpfend und springend sehr rasch von einem Zweige zum andern. Ueberhaupt sind sie nichts weniger als plump, sondern im Gegentheile behend und merkwürdig beweglich. Sie lieben es, die verschiedensten Stellungen anzunehmen, sich abwechselnd niederzuducken und dann hoch aufzustrecken; sie drehen, wenden und beugen den Kopf in wirklich wunderbarer, für den Beschauer zugleich höchst ergötzlicher Weise.

Die Stimme ist gewöhnlich laut, selten aber angenehm. Ein wüthendes Klappen oder Knappen mit dem Schnabel und ein heißeres Fauchen ist übrigens der gewöhnliche Ausdruck der Seelenstimmung; die eigentliche Stimme vernimmt man nur des Nachts oder bei höchster Gefahr. Einzelne Arten kreischen abscheulich, andere geben helle Töne zu hören, welche nur dem abergläubischen Menschen unheimlich erscheinen. Die Eulen stehen an geistigen Fähigkeiten gewiß hinter den meisten, wo nicht hinter allen Tagraubvögeln zurück. Es gibt einige Arten unter ihnen, und gerade der Vogel Minervens gehört dazu, welche durch ihre Munterkeit, durch die leidliche Beweglichkeit über ihr geistiges Wesen täuschen können; bei genauerer Beobachtung aber erkennt man doch sehr bald, daß keine einzige Eule als ein wirklich kluger oder geistreicher Vogel angesehen werden darf. Alle Eulen sind geistig plump; sie sind scheinbar, aber nicht vorsichtig, denn sie verstehen nicht zwischen wirklicher und vermeintlicher Gefahr zu unterscheiden; sie lernen selten ihre Freunde kennen und sehen in jedem fremden Wesen mehr oder weniger einen Feind; sie lassen sich an eine gewisse Verlicktheit gewöhnen, nicht aber eigentlich belehren, d. h. zu nichts abrichten, welches wirklich Anstrengung des Geistes erfordert; sie sind jähzornig, blind wüthend im höchsten Grade, aber noch nicht einmal listig; sie sind gleichgültig und grausam, also durchaus nicht edel im menschlichen Sinne. Jeder Edelsalk, ja selbst Buffard und Weiß stehen hoch über ihnen. Mit andern ihrer Art leben sie in Frieden und Freundschaft, so lange nicht irgend eine Leidenschaft, Fressgier z. B., bei ihnen übermächtig wird; mit der größten Seelenruhe aber fressen sie den Gefährten auf, mit welchem sie jahrelang einträchtlich zusammenlebten, wenn derselbe irgendwie verunglückte. Geschwister, welche aus einem Neste stammen, überfallen sich gegenseitig nicht selten, und der Unterliegende wird regelmäßig getödtet oder verpeißt.

Alle Eulen fressen während ihres Freilebens nur selbst erworbene Beute. Die wirklichen Beobachter stimmen darin überein, daß sie niemals Nas anrühren. Vor Allem sind es kleine Säugethiere, welche beschdet werden; die stärksten unter ihnen greifen aber auch stärkere, selbst raubfähige Säuger an oder verfolgen Vögel von ziemlicher Größe nach Art der Falken. Einzelne sind Fischer, andere Kerbthierjäger. Neupferst wenige werden dem Menschen schädlich, die große Mehrzahl bringt nur Nutzen. Es liegen sorgfältige Beobachtungen vor, welche beweisen, daß unsere deutschen Eulen kaum auf andere Thiere Jagd machen, als auf Mäuse, und wir wissen, daß ihre Thätigkeit eine sehr erfolgreiche ist. Gerade, wenn die verhassten Rager es am lustigsten treiben, beginnen die Eulen ihr Handwerk. Unhörbar schweben sie dicht über dem Boden dahin, von ihrer Höhe aus durchsuchen sie diesen sehr gründlich, und in der Regel wird die ersehnte Maus mit Sicherheit gefangen. Dazu tragen die kurzen beweglichen Zehen und die nadselsharten, stark gekrümmten Krallen wesentlich mit bei. Eine einmal von der Eule ergriffene Maus ist unrettbar verloren: sie ist erdolcht, noch ehe sie an Entrinnen denken kann. Sobald die Eule Beute gemacht hat, fliegt sie einem Ruhefisse zu und beginnt nun zu fressen. Es geschieht auch dies in eigenthümlicher Weise. „Nichts sieht ekelhafter aus“, sagt Brehm d. B., „als das Fressen einer Eule, weil sie ungeheure Stücke und diese mit großer Anstrengung verschlingt. Wenn andere Thiere ein gewisses Wohlbehagen beim Fressen zeigen, so scheint die Eule eine wahre Frohnarbeit zu verrichten, wenn sie ihre großen Bissen hinunterdrückt. Ich habe eine Freude eine große Maus und einen Schleierlauz ein altes Hausperlingsmännchen mit Füßen und fast sämmtlichen Federn ganz verschlingen sehen. Er nahm den Sperling mit dem einen Fang, brachte ihn zum Schnabel, so daß der Kopf zuerst in den Rachen kam und fing dann an,

durch Zurückschlagen des Kopfes den Sperling hinunter zu arbeiten, was endlich nach großer Anstrengung gelang. Als der Vogel in den Schlund kam, trat dieser so hervor, daß er vom Halse getrennt zu sein schien. Ich habe diese Versuche mehrere Male wiederholt, die Eule aber rupfte später die Federn gewöhnlich aus und verschlang erst dann den Vogel. Mäuse verschlucken die Schleierkänze mit leichter Mühe. Sind die in den Schnabel aufgenommenen Thiere zu groß, um durch den Rachen zu gehen, dann werfen die Eulen sie wieder heraus, drücken sie mit dem Schnabel und Fängen zusammen und arbeiten so lange, bis sie in den Schlund hinabgedrängt werden. Ich glaube, daß die Eulen beim Verschlingen größerer Stücke eine Vorstellung von dem ekelhaften Fressen der Schlangen geben können. Bei sehr großen Thieren verzehren sie das Fleisch von der Brust und das Gehirn; das Uebrige heben sie auf. Der Uhu frißt das Fleisch aus der Haut, wickelt sie zusammen und bewahrt dadurch das noch in ihr befindliche vor dem Austrocknen. Zuletzt verschlingt er die Haut auch.“ Die meisten Eulen können das Wasser monatelang entbehren; das Blut ihrer Schlachtopfer scheint ihnen zu genügen. Sie trinken jedoch zuweilen recht gern Wasser, und bedürfen desselben zum Baden. Die Verdauung ist sehr lebhaft; der scharfe Magenjaft zersetzt alle Nahrung in kurzer Zeit. Knochen, Haare und Federn ballen sich zu Kugeln zusammen und werden dann unter höchst ergötzlichen Bewegungen ausgespicien, gewöhnlich an bestimmten Orten. Dabei sperren sie den Schnabel weit auf, nehmen den Kopf tief herab, treten von einem Bein aufs andere, kneifen die Augen zusammen, würgen und schütteln und entladen sich endlich des gedachten Balles oder Gewölles. Ein sorgfältiger Beobachter hat 706 solcher Gewölle untersucht und gefunden, daß unsere deutschen Eulen hauptsächlich Mäuse und Spitzmäuse, ausnahmsweise aber auch Ratten, Maulwürfe, Wiesel, Vögel und Käfer verzehren. Daher überwiegt ihr Nutzen den Schaden um ein Beträchtliches, und deshalb verdienen auch diese Raubvögel sorgfältig geschont zu werden.

Der Bau des Horstes verursacht den Eulen wenig Mühe; sie sind in dieser Hinsicht äußerst genügsam. Viele Arten nisten in Baumhöhlen, andere in Felspalten oder Mauerlücken, einige in den Erdbauen verschiedener Säugethiere und andere endlich auf verlassenen Nestern der Falken- und Krähenarten. Hier wird im günstigsten Falle etwas Gerüst zusammengetragen; gewöhnlich aber trifft die nistende Eule gar keine Anstalten, die Nestunterlage aufzubessern, sondern legt ihre Eier ohne weiteres auf den vorgefundenen Nestboden auf. Die Anzahl des Geleges schwankt zwischen zwei und sieben; ausnahmsweise findet man auch wohl nur ein einziges Ei im Neste. Die Eier selbst ähneln sich sämmtlich; sie sind sehr rundlich, feinkörnig und weiß von Farbe. Beide Eltern zeigen große Liebe zu ihrer Brut und vertheidigen sie gegen Feinde mit auffallendem Muthe. Die Jungen sitzen lang im Neste und erfüllen die Umgegend desselben mit ihrem Geschrei.

Leider haben die Eulen sehr viele Feinde. Alle Tagvögel sind ihnen abhold: es scheint, daß sie sich rächen wollen für die ihnen während ihres Schlafes von den Nachträubern zugefügten Angriffe. Nur die Tageulen bleiben mehr oder weniger unbefehdet, die nächtlich raubenden werden verfolgt, sobald sie sich blicken lassen. Fast sämmtliche Tagraubvögel geben sich wie unsinnig, wenn sie eine größere Eule erblicken; das gesammte kleine Geflügel hegt dieselben Gesinnungen und gibt diese durch lebhaftes Geschwätz und Geschrei, welches man wohl als Schelten und Schimpfen deuten kann, zu erkennen. Der ganze Wald wird rege, wenn eine Eule entdeckt wurde. Ein Vogel ruft den andern herbei, und der arme Finsterring hat dann viel zu leiden; denn die starken Tagvögel vergreifen sich auch thätlich an ihm. Der Mensch schließt sich nur zu oft den Feinden der nützlichen Vögel an. Gar Viele betrachten es als ein wahres Heldenstück, wenn sie eine Eule herabschossen, und nur sehr vereinzelt geschieht es, daß man ihnen, unsern besten Freunden, Schutz gewährt. Der Land- und Forstwirth thut sehr wohl, sich den Vernünftigen anzuschließen und die Eulen zu hegen und zu pflegen.

Zu Käfig werden, wie bemerkt, nur wenige Eulen wirklich zahm. Die Mehrzahl zeigt sich entweder gleichgiltig oder geberdet sich wüthend in einer Weise, welche ängstliche Gemüther schier erschrecken, kräftigere Naturen aber höchstens ergötzen kann. Zumal die großen Arten sind sehr wüthende Geschöpfe; sie scheinen mit der ganzen Welt zerfallen zu sein und in jedem andern Wesen einen Feind zu wittern. Wüthend rollen sie die großen Augen, wenn man sich ihnen naht; ingrimmig knacken sie mit dem Schnabel und böshaft sauchen sie nach Raizenart. Das gerade Gegentheil sind die kleinen Eulen; sie gehören unbedingt zu den unterhaltendsten und lebenswürdigsten aller Stubenvögel, welche man sich halten kann. Jede ihrer Bewegungen erfreut den Beobachter, ihr Wesen und Gebahren unterhält aufs Höchste. Bei geeigneter Pflege kann man Eulen im Käfige sogar zur Fortpflanzung bringen. Es sind mehrere verbürgte Fälle bekannt, welche dies beweisen.



Die Eintheilung der Gulen hat ihre Schwierigkeit, doch stimmen alle Forscher darin überein, daß man den Taugelen (*Surnia*) die erste Stelle anzuweisen hat. Von diesen lebt in den nördlichen Ländern der Erde die Sperbereule (*Surnia Ulula* oder *Surnia ulurea* und bezüglich *nisoria*), welche man als die falckenähnlichste aller Gulen ansieht und deshalb wohl auch geradezu Falkeneule oder Gulenfalk nennt. Sie kennzeichnet sich durch einen breiten, auf der Stirn niedrigen Kopf mit platter Stirn und schmalen Gesicht, ohne eigentlichen Schleier und Federkreis um das Auge, durch ziemlich lange, verhältnißmäßig spitze Flügel und einen langen, keilförmigen Schwanz. Der Schnabel ist kurz, kräftig, höher als breit, von der Wurzel an gebogen; sein Haken überragt den Unterschnabel etwa um 3 Linien. Die Läufe sind bis zu den Zehen herab befiedert, diese kurz und mit scharfen Klauen bewehrt. Die Augen sind groß, die Ohren mit einer 7 Linien hohen, länglich äußeren Oeffnung und ~~ein~~ ausgebildeter Klappe, welche an die des Schleierfauzes erinnert. Das Gefieder ist reich, saftig und glänzend; es liegt aber doch viel dichter an, als bei den meisten Nachtulen. Beim ausgeflogenen Vogel ist das Gesicht weißgrau, ein Streifen vor und ein anderer hinter dem Ohre, welche sich halbmondförmig zu beiden Seiten des Kopfes herabziehen, sind schwarz; der Scheitel ist braunschwarz, jede Feder durch einen runden, weißen Flecken gezeichnet, welcher die lichte Farbe zur vorherrschenden macht; der Nacken und ein Fleck hinter dem Ohre sind reinweiß; die Oberseite erscheint braun, weiß gefleckt. Die Kehle ist weiß, die Oberbrust durch ein verwaschenes Querband geziert; die Unterbrust, der Bauch und die Seiten sind weiß, schmal schwarzbraun in die Quere gestreift oder gesperrbert; die Schwingen und Schwanzfedern sind mäusegrau, weißlich gebändert. Im Schwanz zählt man außer dem Spitzensaume neun weiße Querstreifen. Der Schnabel ist schmutzig wachsgelb, an der Spitze hornschwarz; das Auge ist schön dunkelschwefelgelb. Die Länge beträgt 15 bis 16 Zoll.

Die Sperbereule wird unter den deutschen Vögeln aufgezählt, weil sie nicht gerade selten in unserm Vaterlande erscheint und zwar regelmäßig im Winter, vertrieben durch dieselben Ursachen, welche andere hochnordische Wintergäste uns zuführen. Ihre eigentliche Heimat ist der Norden jenseits des Polarkreises. Sie ist gemein in gewissen Gegenden Scandinaviens und findet sich in Finnland, Rußland und Sibirien; sie tritt endlich zahlreich im hohen Norden Amerikas auf und ist nach Süden hin bis zu den Bermuden beobachtet worden.

Ueber Lebensweise, Betragen, Nahrung und Fortpflanzung liegen vielfache Berichte vor. „Die Sperbereule“, sagt Richardson, „wird von den Pelzjägern häufiger getödtet, als irgend ein anderer Vogel, weil sie bei Tage fliegt und ein kühner Räuber ist. Während des Winters nährt sie sich vorzugsweise von Mäusen und Kerbthieren; in den Schneegegenden aber jagt sie hauptsächlich Schneehühner und verfolgt diese regelmäßig im Frühjahr und Herbst. Sie baut ihr Nest auf Bäume und zwar von Reisig, Gras und Federn und legt zwei weiße Eier. Wenn der Jäger Schneehühner schießt, wird sie gewöhnlich durch den Schuß herbeigezogen und ist oft kühn genug, sich auf den eben geschossenen Vogel zu stürzen. Ihn wegzutragen, vermag sie nicht. Nachts umschwärmt sie die Lagerfeuer der Indianer.“ Im übrigen theilen uns die amerikanischen Forscher nur über ihre Wanderungen in Amerika Einiges mit.

Bezüglich des Auftretens der Sperbereule in Deutschland sagt Naumann: „Mit den Wanderungen dieses Vogels mag es eine eigene Bewandniß haben; denn es verstreichen oft viele Jahre, wo man keine zu sehen bekommt; dann sieht man sie wieder mehrere Jahre hinter einander einzeln, ja es können Jahre eintreten, wo sie sogar häufig in unsern Gegenden erscheint. Nachher vergingen mehr als zwanzig Jahre, in denen wir keine zu sehen bekamen, geschweige für unsere Sammlung hätten austreiben können, und nur erst vor drei bis vier Jahren erhielten wir wieder die erste, sahen auch seit dieser Zeit jedes Jahr einzelne, wovon wir auch einige erhielten“.

„Für unsere Gegenden scheint die Sperbereule lediglich Zugvogel zu sein; denn man sieht sie hier nie anders als im März oder zu Anfang des April, wenn die Waldschneepfen ziehen, und im September, Oktober und November. Daß sie bei uns überwinteret, ist sehr wahrscheinlich; wir sahen indeß im Winter noch keine hier. Sie ist zwar Waldvogel; doch zieht sie die kleineren Feldhölzer und sumpfigen Holzungen den eigentlichen großen Waldungen vor. Selbst in ganz freien, mit Wiesen und Sümpfen abwechselnden Bruchgegenden trafen wir sie mehrmals an, und es scheint, als liebe sie solche, besonders wenn Wälder nicht gar zu weit davon entfernt sind, ganz vorzüglich.“

Eine auf dem Wanderzug nach Deutschland gekommene Sperbereule hatte sich beharrlich als Sitzplatz einen der Strohwische (Hegewisch) erwählt, die zum Schutz junger Schläge aufgesteckt werden. Von hier aus erwartete sie, nach Würgerart, ihren Raub, der in den Mäusen



Die Schnee-Eule (*Nyctea nivea*).

bestand, von welchem allerwärts der durchlöchernte Schlag wimmelte, und die sie wohl weniger mit dem Auge, als mit dem Ohre erspähte. Plötzlich fuhr sie dann herab und packte eine Maus mit den Fängen. Sie zeigte sich beim Herannahen von Personen so durchaus wenig scheu, wie dies nur der Fall sein kann, wenn ein Vogel in einer von dem Menschen nicht feindlich gestörten Gegend zu leben gewohnt ist. Als sie in Gefangenschaft gerieth, benahm sie sich wesentlich verschieden von anderen Eulen, die größtentheils die Augen verschließen und den dunkelsten Winkel aufsuchen. Diese vielmehr flog mit ganz geöffneten Augen augenblicklich dem Fenster zu und stieß mit vollster Gewalt an die Scheibe. Sie erwies sich keineswegs schüchtern, ließ sich ruhig angreifen und nahm alsbald eine dargebotene Maus an.

Die größte aller Tagenlen, die Schnee-Eule (*Nyctea nivea*) theilt mit der Sperbereule dieselbe Heimat; sie verirrt sich aber noch öfter als diese nach südlichen Gegenden. Soweit die Reisenden gegen den Pol hin kamen, haben sie auch die Schnee-Eule gefunden und nicht bloß auf dem Festlande, sondern auch auf Eisschollen sitzend, oder rasch und kräftig über die Wellen dahinstreichend. Der nördliche Theil von Scandinavien, Finnland, Rußland nebst seinen Inseln im Eismeeere und der ganze Norden Amerikas sind als ihr eigentliches Vaterland zu betrachten. Hauptkennzeichen der Sippe, welche die Schnee-Eule vertritt, sind vor Allem der schmale, kleine Kopf mit kleinen Ohrmuscheln und Ohröffnungen, deshalb auch mit unvollkommenem Schleier, und die kurzen, aber ungemein dicht besiederten Füße. Das Gefieder ist



dicht, aber minder weich, als bei andern Eulen. Die Länge der Schnee-Eule beträgt 26 bis 27 Zoll. Die Färbung ist verschieden nach dem Alter. Sehr alte Vögel sind weiß, zuweilen fast ungesleckt oder höchstens mit einer Querreihe brauner Flecken am Vorderkopfe und einzelner auf den großen Schwingen; mittelalte sind auf weißem Grunde mehr oder weniger mit braunen Quer- oder auf dem Kopfe mit solchen Längsflecken gezeichnet; jüngere Vögel sind noch stärker gesleckt, als sie. Das Auge ist prächtig gelb, der Schnabel hornschwarz.

In ihrem Betragen zeigt die Schnee-Eule manches Eigenthümliche. So lange sie ruhig ist, gleicht sie allerdings andern Eulen; ihre Bewegungen aber sind viel rascher und gewandter, als die gleichgroßer Verwandten: ihr Flug ähnelt dem langsamer Tagraubvögel. Einige Beobachter sagen, daß sie schnell und rauschend flöge, fähig wäre, jähe Wendungen auszuführen und große Ausdauer zeige. An Kühnheit oder Dreistigkeit scheint sie alle übrigen Eulen zu überbieten: Verwundete fliegen sogar auf den Jäger los, mit der unverkennbaren Absicht, sich für die erlittene Unbill zu rächen. Hunde greift sie mit großem Ungeftüm an: sie sticht auf sie herab, wie ein Falk.

In Europa sind es hauptsächlich die Lemminge, welche das Wildpret der Schnee-Eule bilden. Sie folgt den Lemmingzügen durch das ganze Land und horstet auch nur in Gegenden, wo diese Wühlmaus gemein ist. Wenn die Lemminge im hohen Norden an einer Stelle häufig sind, darf man sicher darauf rechnen, die Schnee-Eule zu finden. Man sieht dann zuweilen Trupps von acht bis zehn Stück von ihr, die meisten nach Art des Buffards lange Zeit auf einer erhabenen Stelle sitzend, ohne sich zu rühren, bis ein unvorsichtiger Lemming die Raublust seines schlimmen Feindes erregt und ihn zum Aufspringen bringt. In Ermangelung der Lemminge frist sie Eichhörnchen und Viberratten; in den kahlen Hochsteppen Transbaikaliens sind Pfeifhasen ihr gewöhnliches Wild. Höchst merkwürdig ist die von Audubon gemachte Beobachtung, wonach die Schnee-Eule Fische fängt. Sie liegt lauernd der Länge nach platt auf dem Felsen, den niedergedrückten Kopf nach dem Wasser gekehrt. In dem Augenblicke aber, als sich ein Fisch unvorsichtig zur Oberfläche des Wassers erhebt, taucht die Eule blitzschnell ihren Fuß in die Wellen und zieht den glücklich erfaßten Fisch aus Land.

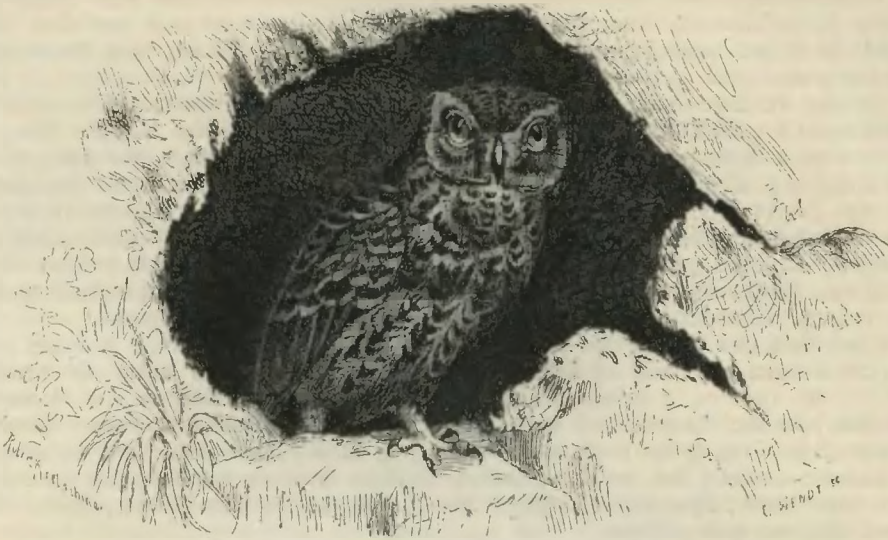
Während des Winters soll die Schnee-Eule mehr am Abend jagen, als am Tage und zwar nicht bloß in mond hellen, sondern auch in dunkeln Nächten. Dabei fliegt sie dann jedem Gegenstand zu, welchen sie in der Luft schweben sieht. „Ich brachte“, erzählt Solboell, „einmal eine solche Eule dahin, mir fast eine Viertelmeile weit im Mondschein zu folgen, indem ich meine Mütze wiederholt in die Luft warf.“

Die Fortpflanzung fällt in den Hochsommer. Im Juni findet man die Eier. Es ist sehr auffallend, daß ein so großer Raubvogel, wie die Schnee-Eule es ist, so viele Eier legt. Man hat wiederholt sieben Stück in einem Horste gefunden. Im August findet man flügge Junge, gewöhnlich noch in Gesellschaft der Eltern.

Schnee-Eulen im Käfig gehören zu den größten Seltenheiten. Sie werden zuweilen erlangt, halten sich aber selten längere Zeit. Im Vergleich zu andern Verwandten ist die Schnee-Eule ein munterer und auch bei Tage lebendiger Vogel, welcher gern im Käfig auf- und niederfliegt und den Blick des Beschauers erträgt, ohne sich darüber sonderlich zu erbosen.

„Minerben's Vogel war ein Kauz“ und zwar der Steinkauz, wenn auch nicht gerade der bei uns lebende, sondern nur einer der vielen Verwandten dieses Vogels, einer der ihm am nächsten stehenden, welcher in Griechenland ungemein häufig gefunden wird. Die Steinkäuze (Athene) sind kleine Eulen mit mittelgroßem Kopfe, kurzen, gerundeten Flügeln, welche höchstens das zweite Drittel des ebenfalls kurzen, am Ende gerade abgeschweiften Schwanzes erreichen und in denen die dritte Schwinge die längste ist, ziemlich hohen Beinen, mit starken und kräftig bewehrten Behen und kurzem, seitlich zusammengedrückten, von der Wurzel an stark gekrümmten Schnabel mit mäßig langem Haken und zahnlosen Kieferrändern. Die Ohröffnung ist klein, der Schleier deshalb undeutlicher, wenn auch bemerklicher, als bei andern Tagueulen. Das Gefieder liegt ziemlich knapp an und bekleidet namentlich die Beine sparsam, die Behen sogar nur mit haarartigen Gebilden.

Unser Steinkauz, der lebenswürdige und doch so verschriene Vogel (Athene noctua) heißt auch Sperlings- oder Lerchenkauz, Stod-, Stein-, Haus-, Scheunenkauz, Leichen- und Todteneule oder Vogel, Leichenhühnchen, Wehklage und Klagemutter, gibt sich also als ein im lieben deutschen Vaterlande sehr bekannter Vogel zu erkennen. Seine Länge beträgt 8 $\frac{1}{2}$  Zoll. Der Oberkörper ist tief mäusegraubraun, unregelmäßig weiß gesleckt; das Gesicht ist grauweiß, der Unterkörper weißlich, bis gegen den After hin braun in die Länge gesleckt; die Schwung- und Schwanzfedern sind rostgelblich, weiß gesleckt, wodurch im Schwarz-

Der Steinkauz (*Atheno noctua*).

fünf undeutliche Binden entstehen. Der Schnabel ist grünlichgelb, der Fuß gelblichgrau, das Auge schwefelgelb. Junge Vögel sind dunkler, als die alten.

Von Südschweden an verbreitet sich der Kauz über ganz Mitteleuropa und einen großen Theil Asiens bis nach Ostsibirien hin. Im Süden aber wird er durch verwandte Arten ersetzt, so in Griechenland durch den eigentlichen Kauz der Minerva (*Athene indigena*), in Spanien wieder durch einen andern und in Egypten oder Nordafrika überhaupt durch einen dritten. Bei uns zu Lande gehört er nicht zu den Seltenheiten. Da, wo Obstgärten mit alten Bäumen Dörfer umgeben, findet er sich sicher; er nistet sich aber auch mitten in Städten ein und nimmt dann auf Thürmen und Dachboden, in Gewölben, Begräbnissen und an andern geeigneten Orten Herberge. Die tiefen Waldungen meidet er, Feldgehölze dagegen sind ihm sehr genehm. Vor dem Menschen und seinem Treiben scheut er sich durchaus nicht. Bei Tage lebt er verborgen in seinem Schlupfwinkel und nachts fürchtet der Mensch den Kauz oft mehr, als dieser jenen. In vielen Gegenden Deutschlands gilt der Steinkauz als ein Unheil weissagender Vogel. Die Stimme des Kauzes hat das Unheil verschuldet. Der Kauz, ein munterer Gesell, läßt nachts oft genug seinen Ruf erschallen. Er schreit bald leise und gedämpft „Bu bu“, bald laut und helltönend „Quew quew kebel kebel“, bald endlich „Kuwitt, kuwitt“, und das Volk übersetzt sich nun diese Laute nach seiner Weise, namentlich die letzteren. Er hört ganz genau darin die Worte: „Komm mit, komm mit auf den Kirchhof, hoj, hoj“, und das ist Grund genug, den armen Kauz zu verabscheuen.

Der Kauz verdient die Zuneigung des Menschen. Er ist ein allerliebstes Geschöpf. Eine wirkliche Tugend kann man ihn nicht nennen; seine Wirksamkeit beginnt erst nach Sonnenuntergang. Aber er ist wenigstens nicht so lichtscheu, als andere Eulen und weiß sich bei Tage sehr gut zu beschützen. Meistens schläft er so fest, daß er übertölpelt werden kann; das geringste Geräusch erweckt ihn, und weil er auch bei Tage vortrefflich sieht, ergreift er bei Zeiten die Flucht. Sein Flug ist der kurzen Flügel wegen sehr eigenthümlich. Er geschieht ruckweise in Vogen, etwa nach Art des Spedtsfluges, fördert aber rasch und macht es dem Vogel möglich, sich mit größter Gewandtheit durch dichtes Gezweig der Bäume hindurch zu winden. Im Sitzen hält sich der Kauz gewöhnlich geduckt; sobald er aber etwas Verdächtiges sieht, richtet er sich hoch empor, streckt sich, so lang er kann, macht Verbeugungen, faßt den Gegenstand seiner Betrachtung scharf ins Auge und geberdet sich höchst sonderbar. Sein Blick hat etwas Listiges, Verschmitztes, aber nichts Bösesartiges, sondern immer etwas Einnehmendes. Wer ihn kennt, begreift, daß die Griechen in ihm den Lieblingsvogel einer klugen Göttin sehen konnten. Seine geistigen Fähigkeiten sind auch wirklich nicht gering; er darf wohl als eine der verständigsten aller Eulen angesehen werden. Dabei ist er verträglich gegen andere seiner Art. Im Süden



Europas oder in Nordafrika trifft man ihn oft gesellschaftsweise an, und unter solchen Gesellschaften scheint die vollste Eintracht zu herrschen. Sie schlafen in ein und demselben Schlupfwinkel; sie fliegen nachts gemeinschaftlich auf Nahrung aus; sie leben mit einem Worte im besten Einvernehmen.

Schon vor Sonnenuntergang läßt der Kauz seine Stimme erschallen. Mit einbrechender Dämmerung beginnt er seine Jagd. In hellen Nächten sieht man ihn bis zum Morgen fast ununterbrochen in Bewegung oder hört ihn wenigstens. Er durchstreift dabei ein kleines Gebiet, läßt sich durch alles Auffallende herbeilocken, umschwebt namentlich gern das Lagerfeuer des einsamen Jägers oder Wanderers oder kommt bei uns an die hell erleuchteten Fenster heran und erschreckt dann alte Weiber auf das Entsetzlichste. Seine Jagd gilt hauptsächlich kleinen Säugethieren, Vögeln und Kerbthieren. Er fängt Fleder-, Spitz- und wirkliche Mäuse, Lerchen, Sperlinge, Heuschrecken, Käfer und dergleichen. Mäuse bleiben immer sein hauptsächlichstes Wild und er muß also unbedingt zu unsern nützlichsten Raubvögeln gezählt werden.

Im April oder Mai schreitet der Kauz zur Fortpflanzung. Er ist dann besonders unruhig, schreit und lärmt viel, auch bei Tage. Ein eigentliches Nest baut er nicht. Er erwählt sich eine passende Höhlung in Felswänden, unter Steinen, in alten Gebäuden oder Bäumen und legt hier seine vier bis sieben fast runden Eier ohne Weiteres auf den Boden. Vierzehn bis sechzehn Tage lang brütet er dann so eifrig, daß er sich kaum vom Neste vertreiben läßt. Raumann erwähnt, daß er ein brütendes Weibchen streicheln und sogar ein Ei unter ihm hervorholen konnte, ohne daß es aufflog. Die Jungen werden mit Mäusen, kleinen Vögeln und Kerbthieren groß gefüttert.

Nicht bloß abergläubische Menschen, sondern auch viele Thiere sind dem Kauze feindlich gesinnt. Der Habicht und der Sperber erwürgen ihn, wenn sie seiner habhaft werden können; das Wiesel stellt seinen Eiern nach; Krähen, Elstern, Heher und alle kleinen Vogel verfolgen ihn mit argem Geschrei. Hierauf gründet sich eine Art des Vogelfangs, welche namentlich in Italien stark betrieben wird. Man stellt den Kauz aus und um ihn herum Leimruthen auf, auf welchen sich das kleine Geflügel massenhaft fängt. „Um keinen Mangel an Käuzchen zu haben“, erzählt Lenz, „sorgen die Italiener für gute, dunkle Brutplätze unter den Dächern und für bequeme Eingänge dazu. Aus den Nestern werden nur so viele Junge genommen und aufgezogen, als man fürs Haus oder zum Verkauf für den Markt braucht; die übrigen werden in ungeförter Ruhe gelassen. Die zahmen Käuzchen sind wirkliche Hausfreunde der Italiener, gehen oft frei in Haus, Hof und Garten mit beschnittenen Flügeln herum, fangen überall Mäuse, werden besonders gern in gut umzäunte Gärten gesetzt, woselbst sie die Erdschnecken und anderes lästiges Ungeziefer vertilgen, ohne ihrerseits den geringsten Schaden zu thun. Arbeitet nach dortiger Sitte ein Schuster, Schneider, Töpfer oder anderer Handwerker auf der Straße, so hat er, wie ich oft gesehen, sehr gern seine Lieblinge, seine zwei bis vier Käuzchen, neben sich auf einem Stäbchen angehängelt und wechselt mit ihnen so oft als möglich zärtliche Blicke. Weil er nicht immer Fleisch für diese artigen Vielträße beschaffen kann, so gewöhnt er sie daran, bei dessen Ermangelung mit Polenta vorlieb zu nehmen.“

Alle baumlosen Ebenen und Steppen Süd- und Nordamerikas werden von kleinen Eulen bewohnt, welche durch ihre sonderbare Lebensweise jedem Reisenden auffallen und deshalb auch uns wohlbekannt geworden sind. Die Höhleneulen (*Pholeoptynx*) sind nahe Verwandte der Steinkäuze. Sie sind kaum größer als diese und besonders durch ihre sehr hohen, kurzzeihigen Beine von ihnen unterschieden.

In Südamerika lebt der Curuje der Brasilianer oder die Kanincheneule (*Pholeoptynx cunicularia*), im Norden Amerikas die Prairieeule (*Pholeoptynx hypogaea*). Erstere ist auf der Oberseite röthlich graubraun, mit runden und länglichrunden weißen Tüpfeln gefleckt; der Unterbauch gelblichweiß, ungefleckt. Das Auge ist gelb, der Schnabel blaßgrünlichgrau, die Beine sind ebenfalls blaßgrünlichgrau, an der Sohle aber gelblich. Die Länge beträgt 8 Zoll 8 Linien.

Die Höhleneulen sind Charaktervögel Amerikas. Sie sind wirklich Tagvögel und bewohnen die Pampas und Alanos im Süden und die Prairien im Norden, also die Steppen. Wo sie vorkommen, sind sie häufig. Der Reisende, welcher die baumlosen Ebenen betritt, sieht die merkwürdigen Vögel, selbst im vollsten Glanze der Mittagssonne, paarweise auf dem Boden sitzen, gewöhnlich auf den Hügeln, welche von der ausgegrabenen Erde der Säugethierbaue gebildet werden. Diese Baue sind das eigentliche Haus der Eule, und häufig genug bewohnen sie es mit dem rechtmäßigen Inhaber oder auch wohl mit seinen furchtbarsten Feinden, den

Giftschlangen. In der Nähe von Buenos-Ayres haust die Höhleneule ausschließlich in den Bauen der Bizacha, in Brasilien nistet sie sich in den Bauen der Ameisenfresser und Gürteltiere ein, in Nordamerika findet sie sich in den sogenannten Dörfern des Prairiehundes. Soviel ist gewiß, daß die von grabenden Säugethieren noch bewohnten Baue sich vor denen, in welchen die Eule haust, durch Sauberkeit und Ordnung auszeichnen, während die Eule oft, ja fast regelmäßig in den verfalleneren Gebäuden dieser Art gefunden wird. Aber es kommt auch vor, daß man Prairiehunde und Eulen und Klapperschlangen durch ein und dieselbe Oeffnung aus- und eingehen sieht, und soviel steht fest, daß das Verhältniß zwischen Säugethieren und Eulen ein durchaus friedliches ist.

Mäuse, Schlangen oder Eidechsen und Heuschrecken bilden die Nahrung der Höhleneule. Unter Umständen fangt sie aber auch Krabben und anderes Wassergethier, wenn dieses sich an das Land wagt. Noch bleibt es fraglich, ob die Klapperschlange zu ihren Feinden gezählt werden darf. Geyer, welcher Marmelthiere, Höhleneulen und Klapperschlangen oft zusammen gesehen hat, sagt: „Man würde sich irren, zu glauben, daß diese Thiere friedlich beisammen wohnen; denn ich habe mich überzeugt, daß die Klapperschlange, wenn sie sich einmal eingestellt hat, nach einigen Sommern der alleinige Bewohner dieser Baue ist.“

Die liebenswürdigsten und zierlichsten aller Eulen sind die Zwerge der *Zunft*, welche wir wohl auch *Sperlingseulen* benennen, nicht weil sie auf Sperlinge jagen, sondern weil sie kaum größer als Sperlinge sind. Man findet sie in allen Welttheilen, mit Ausnahme Australiens, besonders häufig in Südamerika, Südafien und Afrika, wo sie in den hohen dichten Waldungen leben und, größtentheils wenigstens, bei hellem Tage ihren Geschäften nachgehen. Es genügt, wenn wir das über den deutschen Vertreter dieser Gruppe, unsere Zwerg- oder *Sperlingseule* (*Microptyx passerina*) Bekannte zusammenstellen. Das niedliche Thierchen wird  $6\frac{1}{2}$  Zoll lang. Das Gefieder ist auf der Oberseite mäusegrau, weiß gefleckt, auf der Unterseite weiß mit braunen Längsflecken besetzt. Das Gesicht ist weißgrau, dunkler getuscht, der Schnabel ist horn gelb, der Augenstern hochgelb; der Schwanz ist mit vier, der Flügel mit vielen weißen Binden gezeichnet.

Auch die Zwergseule ist eigentlich ein nordischer Vogel. In den Gebirgswaldungen Skandinavien ist sie nicht selten, in den Wäldern Rußlands sogar häufig; sie lebt aber auch ständig in Deutschland und wahrscheinlich keineswegs so selten, als man annimmt. Außerdem hat man sie auf den Schweizer und italienischen Alpen im Burejagebirge und im Kaukasus gefunden. Ein so kleiner Vogel wie die Zwergseule, welcher sich, obwohl er bei Tage fliegt und raubt, doch gern versteckt hält, wird leicht übersehen. Der Kundige erkennt die Zwergseule an ihrem Geschrei und unterscheidet sie dadurch von andern Verwandten, der Unkundige beachtet sie in den meisten Fällen gar nicht. Daher kommt es, daß man sie in keiner Sammlung häufig findet und noch viel seltener eines dieser überaus liebenswürdigen Geschöpfe im Käfig sieht. Alle Naturforscher und Jäger, welche die Zwergseule sahen, sind entzückt von ihr; sie nennen sie die munterste und lustigste aller Eulen.

\*  
\*  
\*

(Uhu.) Eine zweite wohl abgegrenzte Gruppe der Eulen zeichnet sich hauptsächlich aus durch einen Büschel aufrecht stehender Federn über jedem Ohre, welche Hörnern ähneln. Die hierher gehörigen Arten, welche man Ohreulen oder Uhu (Buhones) nennt, sind hinsichtlich der Größe sehr verschieden. Es gibt ebensowohl Riesen als Zwerge unter ihnen. Der Kopf ist gewöhnlich groß; die Flügel sind mittellang, aber stumpf; der Schwanz ist kurz, am Ende fast gerade abgesehritten; die Füße sind mittelhoch und ziemlich dicht befiedert. Das Federkleid ist sehr reich und locker; die einzelnen Federn sind groß, lang und breit. Der Schnabel ist stark bauchig und mittelmäßig gekrümmt; die Nägel sind sehr groß und bogig. Unter den Sinneswerkzeugen steht das Auge obenan; es fällt wegen seiner Größe und Plattheit, in der Regel auch wegen seiner lebhaft goldgelben Farbe auf. Die Ohrbüschel dagegen sind nur mittelgroß und der Gesichtsschleier dem entsprechend wenig ausgebildet.

Namentlich die Nordhälfte der Erde beherbergt Ohreulen; doch fehlen sie auch der südlichen nicht gänzlich; zumal in Südafrika kommen mehrere Arten vor. Viele von ihnen verbreiten sich über große Länderstrecken oder werden innerhalb gewisser Kreise durch andere vertreten, welche man vielleicht nur als Spielarten aufzufassen hat. Die meisten sind Standvögel, welche jahraus, jahrein in der Heimat verweilen, andere hingegen wandern und einzelne von ihnen in so großartiger Weise, daß sie fast in der ganzen Welt vorkommen. Alle Arten sind Nachtthiere. Sie





Africanischer Uhu.



ruhen bei Tage wohlverborgen im dichten Geäst der Bäume, möglichst nahe an den Stamm gedrückt und in einer Stellung, welche noch besonders geeignet ist, sie zu verbergen, oder sie verstecken sich in Felshöhlungen, im hohen Grase, Getreide u. s. w. Das Tageslicht scheint ihren scharfen Augen sehr beschwerlich zu werden; doch sind sie, so lange die Sonne am Himmel steht, keineswegs unfähig zu sehen, wie so oft behauptet worden ist, wissen sich vielmehr bei Gefahr auch am hellen Tage sehr gut zu benehmen. Ihr eigentliches Leben aber beginnt erst nach Sonnenuntergang und endet mit dem Wiederaufgang des Tagesgestirns. Die großen Arten leben ungesellig, die kleinen außer der Paarzeit gern in Trupps, welche zuweilen eine ziemlich große Stärke annehmen können. Solche Gesellschaften lösen sich auch während der Winterreise nicht auf. Ueberhaupt sind diese Vögel gegen andere derselben Art, mindestens gegen ihren Satten sehr zärtlich: man kennt selbst von der raubgierigsten aller Uheulen wahrhaft rührende Beispiele einer großen Anhänglichkeit. Doch stehen in geistiger Hinsicht sämmtliche Arten hinter den Tagaulen zurück.

Als die vollendetste Uheule darf der vielbekannte, durch mancherlei Sagen verherrlichte „König der Nacht“, unser Uhu, Schuhu, Buhu, Vuhuo, Auf, Gauß und wie man ihn sonst noch nennt (*Bubo maximus*) angesehen werden. Er ist die größte aller Eulen. Seine Länge beträgt über 2 Fuß, die Breite über 5 Fuß; der Fittig mißt 16 Zoll, der Schwanz etwas über 10 Zoll. Das sehr reiche und dichte Gefieder ist auf der Oberseite dunkelrostgelb und schwarz gesäumt, auf der Unterseite rostgelb, schwarz in die Länge gestreift. Die Federohren sind schwarz, auf der innern Seite gelb eingefärbt; die Kehle ist licht; die Schwanz- und Schwanzfedern sind mit braunen und gelblichen, dunkler gewässerten Punkten abwechselnd gezeichnet. Der Schnabel ist dunkelblaugrau, die nackten Fußschilder sind lichtblaugrau, das Auge ist prachtvoll gelblich, am äußern Rande röthlich. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nur durch die Größe.

Zur Zeit ist es noch nicht hinlänglich festgestellt, wie weit der Uhu sich eigentlich verbreitet. In Europa scheint er an geeigneten Orten nirgends zu fehlen; in Asien verbreitet er sich wenigstens über die ganze Nordhälfte des Erdtheils, und auch in den Atlasländern kommt er vor. In Nordostafrika vertritt ihn eine ähnliche Art, der kurzohrige Uhu (*Bubo ascalaphus*), im Innern des Erdtheils der ihm an Größe gleichkommende milchweiße Schuhu (*Bubo Nyctætos-lacteus*) und dessen ihm sehr ähnlicher Verwandter *Bubo cinerascens*, im Norden Amerikas der kleine virginische Uhu (*Bubo virginianus*) u. s. w. In ihrem Leben und Treiben, im Wesen und Betragen ähneln sich alle die großen Eulen mehr oder minder, so daß es genügend ist, wenn wir uns auf ein Lebensbild der deutschen Art beschränken.

Der Uhu bevorzugt gebirgige Gegenden, aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie ihm die besten Schlupfwinkel gewähren. In den Ebenen findet er sich fast ausschließlich da, wo es große Waldungen gibt. Wälder mit steilen Felswänden sagen ihm besonders zu, und manche günstige Vertikalität wird seit Menschengedenken von Uhus bewohnt. Es kann vorkommen, daß ein Paar ausgerottet wurde und man in dem betreffenden Gebiet jahrelang keinen Uhu bemerkte; dann plötzlich hat sich wieder ein Pärchen angesiedelt, gewöhnlich genau auf derselben Stelle, und dieses verweilt nun so lange hier, als der Mensch es ihm gestattet — denn eines sogenannten natürlichen Todes stirbt bei uns zu Lande wohl kaum ein Uhu mehr. Nicht immer erwählt sich das Paar die abgelegensten Wald- und Felsstellen zu seinem Aufenthalte, gar nicht selten vielmehr geschieht es, daß es sich in unmittelbarer Nähe des Menschen ansiedelt. Demungeachtet macht sich der Uhu nicht gern mit dem Menschen zu schaffen: er weiß, daß er in ihm seinen schlimmsten Feind und Gegner hat. Nachts zeigt er sich immer vorsichtig, und auch bei Tage läßt er sich durchaus nicht mit der dummen Gleichgiltigkeit unterlaufen, welche andere Eulen Angesichts des Jägers zu zeigen pflegen. Man sieht bei Tage selten einen Uhu; die Färbung seines Federkleides stimmt vortrefflich mit der Farbe einer Felsenwand und ebenso mit der Rinde eines Baumes überein, so daß es recht schwer hält, den ruhig verharrenden Vogel wahrzunehmen. Doch geschieht es, daß irgend ein kleiner Singvogel seinen bitter gehassten Feind entdeckt, dieses Ereigniß durch lautes Schreien der ganzen Waldbevölkerung mittheilt, andere Schreier herbeizieht und so den armen Schwächer verräth. Nachts sieht man da, wo Uhus leben, den großen Vogel öfters, und im Frühjahr während der Zeit seiner Liebe macht er sich durch sein auffallendes und weittönendes Schreien sehr bemerklich.

Sein Jagdleben beginnt erst, wenn die Nacht vollkommen hereingebrochen ist. Bei Tage sitzt er regungslos in einer Felshöhle oder in einem Baumwipfel, gewöhnlich mit glatt



Der Uhu (*Bubo maximus*).

angelegtem Gefieder und etwas zurückgelegten Federohren, die Augen mehr oder minder, selten aber vollständig geschlossen, einem Halbschlummer hingegeben. Das geringste Geräusch ist hinreichend, ihn zu ermuntern. Er richtet dann seine Federbüsche auf, dreht den Kopf nach dieser oder jener Seite, bückt sich wohl auch auf und nieder und blinzelt nach der verdächtigen Gegend hin. Fürchtet er Gefahr, so streicht er augenblicklich ab und versucht einen ungestörteren Versteckplatz zu gewinnen. Ging der Tag ohne jegliche Störung vorüber, so ermuntert er sich gegen Sonnenuntergang, trippelt auf seinem Aste oder in seiner Höhle auf und nieder, ordnet sein Gefieder und streicht dann endlich mit leisem Fluge ab, gewöhnlich zunächst einer Felskuppe oder einem hohen Baume zu, und hier läßt er nun im Frühjahr regelmäßig sein dumpfes, aber auf weit hin hörbares „Buhu“ ertönen. In mond hellen Nächten schreit er öfter, als in dunkleren, vor der Paarungszeit fast ununterbrochen durch die ganze Nacht. Sein Geschrei hallt im Walde schauerlich wieder, so daß, wie Lenz sagt: „abergläubischen Leuten die Haare zu Berge stehen“. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er die Sage vom wilden Jäger ins Leben gerufen hat, daß es der Uhu war und ist, dessen Stimme der ängstlichen Menschheit als das Rüdengebell des bösen Feindes oder wenigstens eines ihm verfallenen Mitters erschienen ist. Den Kundigen ergötzt das schauerliche Buhu aufs Höchste, schon der vielen Thoren halber, welche in ihm ein satanisches Merkzeichen wittern. Dieses Geschrei läßt den Schluß zu, daß



der Uhu während der ganzen Nacht in Thätigkeit und Bewegung ist. Man hört es bald hier, bald da im Walde bis gegen den Morgen hin. Es ist der Vockruf und Liebesgesang, während ein müthendes Gefäch, ein gräßlich lauttönendes Kreischen, welches mit lebhaftem Fauchen und Zusammenklappen des Schnabels begleitet wird, Ingrimm oder Aerger ausdrückt. Zur Paarungszeit vernimmt man alle die beschriebenen Laute nach und zwischen einander.

Die Jagd des Uhu gilt den verschiedensten Wirbelthieren, groß und klein. Er ist nachts ebenso gewandt als kräftig und muthig und scheut sich deshalb gar nicht, auch an größeren Geschöpfen seine Stärke zu erproben. Sein Flug, welcher bei Tage ziemlich ungeschickt erscheint, ist es nachts durchaus nicht. Der Uhu streicht zwar, wie alle Eulen, gewöhnlich niedrig über dem Boden dahin, ebenso leise schwebend wie seine Artverwandten; er erhebt sich aber auch mit Leichtigkeit in große Höhen und bewegt sich so schnell, daß er einen aus dem Schlafe aufgeschreckten Vogel regelmäßig zu fangen weiß, selbst wenn dieser sonst fluggewandt ist. Man jagt ihm nach, daß er sich selbst an Hirschen und Kälbern oder Frischlingen versuche und von ihnen an alle kleineren Säugethiere bis zur Maus herab befähde; man behauptet, daß er sich sogar an dem Fuchs oder an dem Adler vergriffe und heftige Kämpfe mit den beiden wehrhaften Gejellen bestehe. Durch Beobachtung festgestellt scheint diese Angabe nicht zu sein; wohl aber weiß man, daß er wirklich Hasen, Kaninchen, Enten, Auer-, Birk-, Hasel- und Rebhühner und Gänse angreift, deshalb also schädlich wird, daß er weder schwache Tagraubvögel, Bussarde z. B., weder Raben oder Krähen, noch schwächere Arten seiner Zunft, wie Waldkäuze, verschont und ebenso wenig sich vom Stachelkleid des Igels abschrecken läßt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er die schlafenden Vögel durch Klatschen mit den Flügeln oder Knaden mit dem Schnabel erst zur Flucht aufschreckt und dann leicht im Fluge fängt. Er verfolgt aber auch laufendes Wild auf längerer Jagd und scheut sich im Nothfalle vor einem Kampfe mit wehrhaften Thieren nicht im Geringsten. Daß er auch über dem Wasser jagt, unterliegt keinem Zweifel, möglicherweise sichtet auch er, wie manche seiner Verwandten, wenn die Gelegenheit günstig ist. Doch fragt es sich sehr, ob er wirklich mehr schädlich, als nützlich ist. Mäuse und Ratten dürften doch wohl dasjenige Wild sein, welches er am eifrigsten verfolgt, und außerdem weiß man bestimmt, daß er verschiedenen uns mißliebigen Lurchen und auch mancherlei Kerbthieren nachstellt.

In den ersten Monaten des Jahres, gewöhnlich im März, schreitet unser Uhu zur Fortpflanzung. Der Uhu ist ein außerordentlich treuer Gatte und ein im höchsten Grade liebevoller Vater und sein Weib eine aufopferungsfähige Mutter. Der Horst wird nach des Orts Gelegenheit gewählt und angelegt. Er steht entweder in Felsennischen, in Erdhöhlungen, in alten Gebäuden, auf Bäumen oder selbst auf dem flachen Boden und bezüglich im Köhricht. Wenn es der Uhu haben kann, bezieht er einfach einen schon vorgefundenen Bau, den Horst eines Bussards, das Nest eines Raben, eines schwarzen Storches u. s. w. Dann nimmt er sich kaum die Mühe, den Bau etwas aufzubessern. Wenn er nicht so glücklich war, trägt er sich einige Nester und Reiser zusammen, polstert sie einigermaßen, liederlich genug, mit trockenem Laub und Genist aus oder plaszt sich nicht einmal mit derartigen Arbeiten, sondern legt seine zwei bis drei rundlichen, weißen, raushaligen Eier ohne Weiteres auf den Boden ab. Das Weibchen brütet sehr eifrig und wird, solange es auf den Eiern sitzt, vom Männchen ernährt. Den Jungen schleppen beide Eltern so viel Nahrung zu, daß sie nicht nur nie Mangel leiden, sondern im Gegentheile stets mehr als überreich versorgt sind. Bei Gefahr vertheidigen die Uhuelttern ihre Jungen auf das Muthvollste; sie greifen dann alle Raubthiere und auch die Menschen, welche sich nahen, heftig an. Außerdem hat man beobachtet, daß die alten Uhus ihre Jungen andern Horsten zutragen, nachdem sie gemerkt hatten, daß der erste nicht hinlängliche Sicherheit bot. Wiederholt ist beobachtet worden, daß alte Uhus, deren Junge man wegnahm und in einen Bauer spernte, diese vollends auffütterten. Graf Wodzicki erfuhr, daß ein junger Uhu, welcher von einem Förster angefesselt worden war, zwei Monate lang von den Eltern ernährt wurde. Als einige Wochen nach dem Anfesseln das frei gebliebene Junge flügge geworden war, half auch dieses den Eltern in der Ernährung seines der Freiheit beraubten Bruders.

Lenz sagt, daß es niemals gelungen sei, den Uhu in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen, jedoch sind mehrere Fälle bekannt, welche das Gegentheil beweisen.

Keine einzige unserer deutschen Eulen wird so allgemein gehaßt, wie der Uhu. Fast sämtliche Tagevögel und sogar einige Eulen necken und foppen ihn, sobald sie seiner ansichtig werden. Die Raubvögel lassen sich, wie schon berichtet, zur größten Unvorsichtigkeit hinreißen, wenn sie einen Uhu erblicken, und die Raben schließen sich ihnen treulich an. Doch dürften der



wehrhaften Gule, mit Ausnahme des Menschen, der größeren Raubsäugethiere und der Adler, andere Gegner kaum gefährlich werden. Sie versteht es, sich zu vertheidigen.

In der Gefangenschaft hält der Uhu bei geeigneter Pflege viele Jahre aus. Höchst selten wird er wirklich zahm, gewöhnlich zeigt er sich auch gegen den, welcher ihm tagtäglich sein Futter reicht, ebenso ärgerlich und wüthend als gegen jeden Andern, welcher seinem Käfig sich nähert. Doch ist es immerhin möglich, sehr jung aus dem Neste genommene Uhus, mit denen man sich viel beschäftigt, zu zähmen.

In Indien und den malaiischen Ländern gibt es Eulen, welche sich von allen übrigen durch ihre Gestalt sowohl, als durch ihre Lebensweise auszeichnen. Sie bewohnen die Wälder und Haine nach anderer Eulen Art, halten sich aber fast ausschließlich an eine Beute, welche ihre Verwandten verschmähen oder nur ausnahmsweise zu sich nehmen; denn sie nähren sich vorzugsweise von Fischen, Krebsen und anderen Wasserthierien. Sie sind Vögel von bedeutender Größe, mit großen Ohrbüscheln; ein solcher ist der Utm von Bengalesen oder die braune Fischeule, wie die Engländer in Indien sie nennen (Ketupa ceylonensis), ein Vogel von 21 bis 23 Zoll Länge. Sie findet sich durch ganz Indien und ebenso häufig auf Ceylon und kommt wahrscheinlich auch in Burmah und möglicher Weise in China vor. Auf den malaiischen Inseln wird sie durch eine andere Art vertreten. Sie bewohnt hauptsächlich die Baumgruppen und kleineren Gehölze in der Nähe der Dörfer, verbirgt sich wenigstens hier während des Tages, nach anderer Eulen Art dicht am Stamme sitzend, in der Krone irgend eines diabelaubten Baumes.

Unsere Waldeule (*Otus sylvestris*), hier und da auch Ohr-, Horn-, Katzen-, Fuchs-, Kapp-, Uhr- und Kanzeule genannt, ist ein Uhu im Kleinen, unterscheidet sich aber von diesem durch den schlankeren Leibesbau, die längeren Flügel, in denen die zweite Schwinge die andern überragt, die kurzen Füße, die längeren Federohren und durch die sehr ausgebildeten Gehörmuscheln, weshalb bei ihr der Schleier sehr deutlich ist. In der Färbung hat die Waldeule mit dem Uhu viel Aehnlichkeit, ihr Gefieder ist aber lichter, der Schnabel ist schwärzlich, das Auge hochgelb. Die Länge beträgt 13 bis 14 Zoll.

Die Waldeule verbreitet sich über ganz Europa und ist besonders häufig in der Mitte des Erdtheils; in den Atlasländern kommt sie ebenfalls vor, in Mittelasien ist sie ebenso gemein, wie in Europa, und erst auf dem Himalaya erreicht sie ihre Südgrenze. In Nordamerika wird sie durch eine ihr täuschend ähnliche Art vertreten, welche man lange Zeit für dieselbe hielt. Sie verdient ihren Namen; denn sie findet sich regelmäßig nur im Walde. Nachts kommt sie zwar bis in die Nähe der Ortschaften heran, und während ihrer Strichzeit nimmt sie wohl auch in einem dicht bestandenen Obstgarten während des Tages Herberge; dies aber sind Ausnahmen. Ob sie den Nadel- oder ob sie den Laubwald bevorzuge, ist schwer zu sagen: man findet sie ebenso häufig hier, wie dort. In ihrer Lebensweise und ihrem Betragen unterscheidet sie sich nicht unwesentlich von dem Uhu. Sie benimmt sich bei Tage allerdings ganz ähnlich wie dieser: sie fliegt ungefähr zu derselben Zeit und ungefähr in gleicher Weise zur Jagd aus; aber sie ist weit geselliger und viel weniger wüthend und ärgerlich als ihr großer Verwandter. Nur während der Brutzeit hält sie sich paarweise; sobald ihre Jungen groß geworden sind, schlägt sie sich mit andern ihrer Art in Flüge zusammen, welche zuweilen recht zahlreich werden können. Gegen den Herbst hin streichen diese Gesellschaften im Lande auf und nieder, ohne jedoch eigentlich zu wandern, und man trifft sie dann an passenden Orten zuweilen sehr häufig an. Die Waldeule ist, obgleich sie von unwissenden Menschen noch immer viel mehr als recht, verfolgt wird, wenig scheu und läßt sich, wenn sie bei Tage aufgebäumt hat, ohne an Flucht zu denken, unterlaufen; ja, es ist vorgekommen, daß sie erst durch Schütteln am Baume zum Auffliegen sich bewegen ließ.

Die Jagd dieser Gule gilt fast ausschließlich kleinen Säugethieren und namentlich den Mäusen und Spitzmäusen. Die Jungen werden nach kurzer Pflege ungemein zahm und ergötzen ihren Herrn und Gebieter weidlich.

Auch die Ohreule ist dem gesammten Tagesgeflügel sehr verhaßt und wird geneckt und gefoppt, sobald sie sich sehen läßt. Der verständige Mensch hingegen läßt sie unbehelligt und thut sehr wohl daran, weil jeder Schutz, welchen man einer Waldeule gewährt, uns zu gute kommt. Der Unverständige freilich, der, welcher keine Lehren annehmen will, schießt sie vom Baume herab, wenn er ihrer ansichtig wird, nagelt sie zum Merkmal seiner Thorheit mit ausgebreiteten Flügeln an das Hofthor und rühmt sich auch wohl noch seiner Heldenthat.

Neben der Waldeule kommt noch eine Verwandte in Deutschland vor und nicht bloß hier allein, sondern auf der ganzen übrigen Erde, mit alleiniger Ausnahme Neuholands. Die

Sumpf-, Moor-, Rohr-, Bruch-, Wiesen-, Schnepfen-, Brand- oder Kohleule (*Otus brachyotos*) ahnelt der Waldeule so, daß sie oft mit ihr verwechselt worden ist. Zweierlei ist es, welches die Sumpfeule besonders auszeichnet: die Wahl des flachen Bodens zum Ruheorte und ihre unglaubliche Wanderlust. Im ganzen Norden der Erde ist sie ein mehr oder weniger häufiger Vogel. Auf den Mooren Nordeuropas und Sibiriens lebt sie in so großer Menge, daß man sie gemein nennen darf; im nördlichen Deutschland und in Holland ist sie wenigstens allgemein bekannt: aber sie wird auch regelmäßig in Indien, in ganz Mittelafrika und in ganz Amerika gefunden. Burmeister beobachtete eine dieser Eulen auf hohem Meere westlich von der Insel des grünen Vorgebirges: sie setzte sich anscheinend ermüdet auf das Schiff, wurde von einem Matrosen lebend ergriffen, durch gedachten Naturforscher genau untersucht und erkannt. Mäuse, Maulwürfe und im Norden Lemminge, sind ihre Nahrungsmittel.

Ein schlanker Leib mit ziemlich großem Kopfe, langen Flügeln, in denen die zweite Schwinge die übrigen überragt, kurzem, schwach abgerundeten Schwanz und hohen, dünn befiederten Füßen, mit nackten Zehen, ein starker, gekrümmter Schnabel, ein verhältnißmäßig glatt anliegendes, buntfarbiges Gefieder, dicke, kurze Federrohren und ein wenig bemerklicher Schleier, welcher den kleinen Ohröffnungen entspricht, kennzeichnen die Zwergule unserer Familie, welche ihrer geringen Größe wegen Zwergohreulen (*Scops*) genannt werden. Die in diese Sippe zählenden Vögel bewohnen Südeuropa, Asien, Afrika und Amerika. Sie gehören zu den niedrigsten und liebenswürdigsten Eulen überhaupt und erwerben sich die Zuneigung eines Jeden, welcher sie kennen lernt. Leben und Betragen entsprechen, soweit es uns bekannt, dem Wesen und Treiben der südeuropäischen Art.

Die Zwergohreule, der Ohrenkauz, der Waldteufel, die Rosseneule (*Scops carniolica* oder *Ephialtes Scops*) ist 6 $\frac{1}{2}$  bis 7 $\frac{1}{2}$  Zoll lang. Das Gefieder ist sehr bunt, aber höchst ansprechend gefärbt und gezeichnet. Auf der Oberseite herrscht ein durch Aschgrau gedämpftes Rothbraun vor. Die Färbung der ganzen Unterseite ist ein verworrenes Gemisch von Braunrostgelb und Grauweiß. Der Schleier ist undentlich, die Federrohren sind mittellang. Der Schnabel ist blaugrau, der Fuß dunkelbleigrau, das Auge hellschwefelgelb.

Erst von Süddeutschland an nach Mittag hin ist die Zwergohreule eine regelmäßige Erscheinung; nach Nord- und Mitteldeutschland verirrt sie sich nur. In Spanien hält sich die Zwergule in ebenen, mit einzelnen Bäumen bestandenen Gegenden auf, namentlich in Feldern und Weinbergen, Gärten und Spaziergängen.

Im Verhältniß zu ihrer geringen Größe ist die Zwergohreule ein tüchtiger Räuber. Ihre Jagd gilt vorzugsweise kleinen Wirbelthieren, nicht aber Kerfen, wie man geneigt ist, zu glauben. In dem Magen der Getödteten findet man hauptsächlich Mäuse; Gefangene fallen aber mörderisch auch kleine Vögel an.

Ueber das Benehmen dieser Vögel in der Gefangenschaft lautet der Bericht nur günstig. Jedermann, heißt es in einem solchen, welcher sie sieht, hat seine wahre Freude an ihnen. Bei Tage sitzen sie in den verschiedensten Stellungen auf passenden Stellen in ihrem Gebauer, die eine mit glatt anliegendem Gefieder, die andere zu einem Federballen aufgedunsen. Diese legt das eine Federrohr nach hinten, während sie das andere erhebt, jene richtet beide auf und blinzelt dabei unendlich komisch den Beschauer an, welcher dicht an sie herantreten kann, ohne daß sie sich rührt. Der Käfig, welcher die Zwergohreulen während des Sommers beherbergt, ist eine Steinische, reich an Vorsprüngen, Ecken und Winkeln. Da hat sich nun jeder der Gefangenen ein Plätzchen ausgesucht und weiß sich so vortreflich zu verstecken, daß man oft lange suchen muß, bis sie aufgefunden werden. Die Haltung verursacht keine Schwierigkeit; in Ermangelung von Mäusen begnügen sie sich gern mit Droßelfutter. Während des Winters müssen sie selbstverständlich in einen Raum gebracht werden, dessen Wärme der ihres Winteraufenthaltes entspricht. Es ist nicht zu zweifeln, daß es gelingen wird, von gefangenen Zwergulen Junge zu erzielen.

\* \* \*

(Nachtkäuze.) Nachtkäuze nennt man alle Eulen mit großem runden Kopfe ohne Federohren, aber einer außergewöhnlich großen Ohröffnung und dem entsprechenden deutlichen Schleier. Die Flügel sind meist abgerundet; der Schwanz ist lang oder kurz; die Füße sind hoch oder niedrig, dicht oder schwach befiedert. Das Gefieder umkleidet den Leib dick oder schließt sich enger an ihn an. Alle hierher zu zählenden Arten sind die vollendetsten Nachtvögel. Sie verschlafen den ganzen Tag und sind zum Theil wenigstens Angesichts der Sonne äußerst unbehilfliche Geschöpfe, welche vom Licht wirklich geblendet zu werden scheinen.



Unser Wald- oder Baum-, Busch- und Brandkauz, die großköpfige, heulende, Raizen- oder Brandeule (*Syrnium aluco*) ist die größte der in Deutschland vorkommenden Arten. Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens und des äußersten Südens, ist das Vaterland dieses, wo er austritt, häufigen Vogels. Er ist an den Wald gebunden; doch liegen einige Beobachtungen vor, daß er sich ausnahmsweise zeitweilig in passenden Schlupfwinkeln bewohnter Gebäude aufhielt. Während des Sommers sitzt er, dicht an den Stamm gedrückt, in laubigen Baumwipfeln; im Winter verbirgt er sich lieber in Baumhöhlungen. Waldungen mit jungen und höhlenlosen Bäumen meidet er; Laubwald mit vielen hohen Bäumen zieht er unter allen Umständen vor.



Der Waldkauz (*Syrnium aluco*).

Der Waldkauz ist einer der langsamsten und lichtscheneften Vögel, welche wir kennen. Naumann nennt ihn ein trotziges, schlafträchtiges, trübfinniges und einfältiges Geschöpf. Doch weiß auch er sich am hellen Mittag recht gut zu benehmen. Die Possenhaftigkeit der kleinen Eulen und Tagkäuze fehlt ihm jedoch gänzlich; jede seiner Bewegungen ist plump und langsam. Der Flug ist zwar leicht, aber schwankend und keineswegs schnell; die Schwingen werden dabei stark bewegt. Bei seiner Jagd streicht er dicht über dem Boden dahin, gewöhnlich nur in einer Höhe von wenigen Fuß über der Erde. Seine Stimme ist ein starkes, weit im Walde widerhallendes „Huhuh“, welches zuweilen so oft wiederholt wird, daß es einem heulenden Gelächter ähnelt. Außerdem kreischt er abscheulich wie „Rai“ und nur zuweilen fügt er diesen häßlichen Lauten ein wohlklingenderes „Ku-

witt“ oder „Kiwitt“ bei. Daß auch er seinen Antheil an der „wilden Jagd“ hat, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Der Waldkauz gehört zu den nützlichsten unserer Eulen. Er frißt fast ausschließlich Mäuse. Naumann beobachtete allerdings, daß einer dieser Vögel nachts einen Bussard angriff, so daß dieser sein Heil in der Flucht suchen mußte; er erfuhr ferner, daß ein anderer Waldkauz einen Seidenschwanz aus der Schlinge holte, und wir wissen endlich, daß die auf der Erde schlafenden oder brütenden Vögel nicht von ihm verschont werden: Mäuse und zwar hauptsächlich Feld-, Wald- und Spitzmäuse aber bleiben doch die Hauptnahrung, und eben deshalb verdient der Kauz unsern Schutz im vollsten Maße. Besonders nützlich macht er sich noch außerdem durch Aufzehren von schädlichen Kerbtieren. In dem Magen eines Waldkautzes fand man 75 große Raupen des Kiefererschwärmers, welche er zu einer Mahlzeit verbraucht hatte.

Die Fortpflanzungszeit fällt in die letzte Hälfte des April oder in den Anfang des Mai, und der Wald wird um diese Zeit laut und lebendig von den heftig schreienden Käuzen. Eine



Baumnöhle, welche dem brütenden Vogel leichten Zugang gewährt und ihn vor Regen schützt, wird zur Ablegung der Eier bevorzugt; ausnahmsweise aber kommt es, wie durch neuere Beobachtungen erwiesen, vor, daß der Waldkauz auch alte Schornsteinhöhlungen unter Dächern und verlassene Raubvogelhorste, Krähen- oder Elsternester bezieht und hier brütet. Im Neste selbst sieht man zuweilen etwas Gemist, Haare, Wolle u. dgl., gewöhnlich jedoch nur die Unterlage, welche auch der Vogel vorfand. Die zwei bis drei Eier sind rundlich länglich oder eiförmig rauchschalig und von Farbe weiß. Das Weibchen scheint allein zu brüten. Das Männchen hilft bei Auffütterung der Jungen, gegen welche beide Alten die größte Liebe an den Tag legen.

Gefangene Waldkäuze können sehr zahm werden. Anfangs laufen sie freilich schwerfällig sofort der nächsten dunkeln Ecke zu, suchen sich hier zu verbergen, blinzeln mit den Augen fortwährend und versuchen, wenn man sich ihnen nähert, durch Fauchen und Klappen zu schrecken, wobei sie den Kopf niederdrücken, als wollten sie sich zur Vertheidigung bereit machen; diese Artarten verlieren sich aber, und nach geraumer Zeit werden sie recht zutraulich, nehmen ihrem Wärter, den sie genau kennen und von Fremden unterscheiden lernen, vorgehaltene Nahrung aus der Hand und begrüßen ihn mit einem gemüthlichen Gurren. Einzelne kann man so weit zähmen, daß sie sich streicheln und auf der Hand tragen lassen. Von einem Gefangenen wird berichtet, daß er sich Abends regelmäßig dem Feuer eines Ofens näherte, sich vor die offene Ofenthür in die größte Hitze setzte, dabei die Augen schloß und sich so lang als möglich ausstreckte, um sich namentlich die Kehle recht behaglich durchwärmen zu lassen. Mit andern derselben Art, aber auch mit Drosseln verträgt sich der gefangene Waldkauz vortrefflich.

Dem muntern Steinkauz zum Verwechseln ähnlich ist ein zweiter Nachtkauz, welcher in Deutschland überall, jedoch nirgends häufig gefunden worden ist, der Rauchfußkauz (*Nyctale dasypus*). Seine Länge beträgt 9 bis 10 Zoll, die Breite 21 bis 23 Zoll. Auch er gehört vorzugsweise Mitteleuropa an. Im nördlichen Asien hat man ihn jedoch ebenfalls angetroffen, und im hohen Norden Amerikas ist er keineswegs eine seltene Erscheinung. In Deutschland lebt er wahrscheinlich in jedem größeren Gebirgswalde; er wird aber niemals häufig bemerkt und gehört deshalb in den Sammlungen, namentlich in denen lebender Thiere, immer zu den Seltenheiten. Soviel man bis jetzt erfahren hat, verläßt auch er den Wald nur ausnahmsweise. Eine geeignete Baumhöhle wird zum Mittelpunkt seines Gebietes, und das Pärchen hält an ihm mit großer Zähigkeit fest.

Eine der ausgezeichnetsten Sippe aller Eulen umfaßt die Schleierkäuze. Sie sind gestreckt gebaute Thiere mit ziemlich langem Halse, großem, breitem Kopf, sehr großen Flügeln, mittellangen Schwanz, hohen Beinen und seideweichem, mehr oder minder farbenprächtigem Gefieder. Der Schnabel ist etwas gestreckt, an der Wurzel gerade, nur nach der Spitze zu hakenförmig gekrümmt, an der Spitze des Unterkiefers leicht ausgeleibt. Das Auge ist verhältnißmäßig klein und gewölbter als bei andern Eulen, die Ohrmuschel aber, dem sehr ausgebildeten Schleier entsprechend, ungemein groß. Der Schleier selbst unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem anderer Eulen, daß er nicht rund, sondern herzförmig gestaltet ist. Im Flügel ist die erste Schwinge ebenso lang als die zweite und nur wenig kürzer, als die dritte, welche die längste ist. Die schwachen und hohen Läufe sind spärlich befiedert, im untersten Drittel nur mit feinen Borstensehern besetzt, auf den Fehen fast nackt, nämlich bloß mit einzelnen Borsten besetzt. Die Krallen sind lang, dünn und spitzig.

Die Schleierkäuze verbreiten sich über die ganze Erde. In angebauten und stark bevölkerten Gegenden bewohnen sie hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, menschliche Wohnungen, vorzugsweise Kirchtürme und Kirchböden, Nischen in alten Ritterburgen und andere Schlupfwinkel in Gebäuden, welche ihnen einen ruhigen Aufenthalt gewähren. In den dünn bevölkerten Gegenden verbergen sie sich bei Tage in Baumhöhlungen.

Alle Arten, welche man bis jetzt aufgestellt hat, ähneln sich außerordentlich, oder sie gehen, wie man zu sagen pflegt, ganz allgemach in einander über. Zur Zeit ist es noch vollkommen zweifelhaft, ob man die verschiedenen Ausprägungen ein und derselben Grundgestalt als eigene Arten oder nur als Spielarten zu betrachten hat. In dem Einen kommen alle überein: sie sind prachtvolle Vögel und nehmen in dieser Hinsicht nicht bloß innerhalb ihrer Gattung, sondern innerhalb der ganzen Klasse eine hervorragende Stellung ein.

Unser deutscher Schleierkauz oder die Schleier-, Perl-, Gold-, Feuer-, Flammen-, Herz-, Perrücken-, Thurm-, Kirchen-, Klag-, Schläfer- und Schnarcheule (*Strix flammea*) ist 12 bis 14 Zoll lang. Der Oberkörper ist auf dunkelashgrauem, an den Seiten des Hinterkopfes und Nackens rothgelblichen Grunde durch äußerst kleine schwarze und weiße



Der Schleierkauz (*Strix flammea*).

Längsflecken gezeichnet; die Oberflügeldeckfedern sind tief aschfarben, heller gewässert und mit schwarzen und weißen Längspritzflecken geziert; die Unterseite ist auf dunkel rostgelbem Grunde braun und weiß gefleckt; der Schleier ist rostfarben oder rostfarben in der oberen Hälfte, rostfarbig-weiß in der unteren; die Schwüngen sind rostfarben, auf der Innenseite weißlich, drei- bis viermal dunkler gebändert und auf der Außenseite dunkel gefleckt; die rostgelben Schwanzfedern zeigen drei bis vier schwärzliche Schwanzbinden und ein tief aschgraues, weißlich gewässertes breites Spitzenband. Schnabel und Wachshaut sind rötlichweiß; der Fuß, so weit er nackt, ist schmutzig blaugrau, das Auge dunkelbraun.

Kirchthürme, Schlösser, alte Gebäude und Ritterburgen sind auch bei uns zu Lande der bevorzugte, wenn nicht ausschließliche Aufenthalt des Schleierkauzes, und so ist es im ganzen übrigen Europa, wo der Vogel vorkommt. Vom hohen Norden unseres Erdtheils an wird man ihn nur in größeren Gebirgswaldungen vermissen, und ebenso meidet er das Hochgebirge über dem Pflanzengürtel. Er ist ein Standvogel im eigentlichen Sinne des Wortes: so viel die Beobachtung bis jetzt festgestellt hat, streicht er nicht einmal. Da, wo wir heute Schleierkäuse finden, sind sie seit Menschengedenken bemerkt worden. Nur die jüngeren Vögel lassen sich zuweilen außerhalb des Jagdgebiets der Alten sehen; sie müssen sich erst einen festen Wohnsitz erwerben: diesem Zweck gelten ihre größeren Ausflüge. Ueber Tags sitzen die Schleierkäuse ruhig in einem dunkeln Winkel der betreffenden Gebäude, auf dem Gebälk der Thürme oder Kirchboden, in Mauernischen, in Laubenschlägen und an ähnlichen Orten. Das Läuten der Glocken in unmittel-



barer Nähe ihres Schlafplatzes, das Mus- und Einschwärmen der Tauben eines Schlags, in dem sie sich angesiedelt haben, stört sie nicht im Geringsten; sie haben sich an den Menschen und sein Treiben ebenso gut gewöhnt, als an das Gelärm der Tauben, mit denen sie in bester Freundschaft verkehren. Wenn sie stille sitzen, haben sie mit andern Eulen Aehnlichkeit, fallen aber doch durch ihre schlanke, hohe Gestalt und namentlich durch das unbeschreibliche, herzförmige Gesicht, welches die wunderbarsten Verzerrungen ermöglicht, Jedermann auf. Durch Beobachtung an Gefangenen wissen wir zur Genüge, daß ihr Schlaf ein sehr leiser ist. Es gelingt dem Menschen niemals, sie zu übertölpeln; das geringste Geräusch ist hinreichend, sie zu erwecken. Beim Anblick des Beschauers pflegen sie sich hoch aufzurichten und leise hin und her zu schaukeln, indem sie sich auf den Beinen wiegend seitlich hin und her bewegen. Einige Grimassen werden bei solchen Gelegenheiten auch geschritten; alle Bewegungen aber sind stetiger und langsamer, als bei den meisten übrigen Eulen. Müßt ihnen eine vermeintliche Gefahr nahe auf den Hals, so fliegen sie weg und beweisen dann, daß sie auch bei Tage sehr gut sehen können. Nach Sonnenuntergang verlassen sie das Gebäude durch eine bestimmte, ihnen wohlbekannte Oeffnung, welche sie auch bei Tage unfehlbar zu finden und gewandt zu benutzen wissen, und streifen nun mit geisterhaft leisem und schwankenden Fluge niedrig über dem Boden dahin. Ein heiseres Kreischen, welches Naumann die widerlichste aller deutschen Vogelstimmen nennt, und welches abergläubischen Menschen sehr entsetzlich vorkommt, verkündet ihre Ankunft, und wenn man seine Aufmerksamkeit der Gegend zuwendet, von welcher dieses Kreischen hertönt, sieht man den bleichen Vogel gewiß; denn er umschwärmt ohne Scheu den Abends sich ergehenden Menschen und fliegt ihm oft wie ein Schatten sehr nahe um das Haupt. In hellen Mondscheinmächten treiben sich die Schleierkäuse bis gegen Sonnenaufgang und ununterbrochen im Freien umher, zeitweilig auf Gebäuden ausruhend und dann wieder eifrig jagend; in dunkleren Nächten arbeiten sie bloß des Abends und gegen Morgen.

Mäuse, Ratten, Spitzmäuse, Maulwürfe, kleine Vögel und große Kerbthiere bilden die Nahrung des Schleierkauzes. Es ist ihm oft nachgesagt worden, daß er in Taubenschlägen Unfug stifte; dem widerspricht aber die Gleichgültigkeit der Tauben, ihrem seltsamen Gefellen gegenüber. „Ich habe ihn“, sagt Naumann, „sehr oft unter meinen Tauben aus- und einfliegen sehen; die Tauben, welche diesen Gast bald gewohnt wurden und sich um ihn nicht kümmerten, blieben stets in ungestörtem Besitze ihrer Eier und Jungen, noch viel weniger fand ich je eine Spur von einem Angriffe auf eine alte Taube. Desters sah man im Frühling ein Pärchen viele Abende hinter einander in meinem Gehöfte; es schien auf dem Taubenschlage brüten zu wollen und flog, sobald es gegen Abend zu dämmern anfing, spielend aus und ein, ließ, bald im Schlage selbst, bald dicht vor demselben, seine fatale Nachtmusik fast ununterbrochen erschallen und — keine Taube rührte sich. Stieg man am Tage leise auf den Schlag, so sah man die Eulen ruhig auf einer Stange, oder in einem Winkel vertraulich mitten unter den Tauben sitzen und schlafen und nicht selten neben sich einen Haufen Mäuse liegen; denn sie tragen sich, wenn sie eine glückliche Jagd machen und vielleicht auch eine Borempfindung von übler Bitterung fühlen, solche Vorräthe zusammen, damit sie bei zu finstern und stürmischen Nächten, wo sie nicht jagen können, keinen Hunger leiden dürfen. Ich führte meine gezähmten Schleiereulen mit ganzen und angeknittenen Hühner- und andern Vögeleiern oft in Versuchung, allein sie ließen sie stets unberührt. Kleine Vögel greifen sie indeß im Schlafe an; denn in den Städten würgen sie nicht nur die in Vogelbauern vor den Fenstern hängenden Lerchen, Nachtigallen, Finken, Drosseln und dergleichen: auch die gefangenen Vögel holen sie zuweilen aus den Dohnen und Schlingen der nahen Dohneustege. Manche sind sehr sanft, andere wieder raubgierig. Einer meiner Bekannten erhielt einmal einen Schleierkauz, welcher ungefähr seit acht Tagen in der Gefangenschaft war, setzte ihn in seine stockfinstere Stube und eilte schnell ein Licht zu holen. Hierüber verfloß kaum eine Minute, und doch sah er zu seinem Aerger, als er mit dem Licht in die Stube trat, daß die Eule bereits seinen Liebling, eine Mönchgrasrücke, hinter dem Ofen von ihrem Sitze geholt, getödtet und bereits halb angefressen hatte. Diese Eule fraß öfters fünfzehn Feldmäuse in einer Nacht. Auch Nas verschmähet in den Zeiten der Noth der Schleierkauz nicht.“

Ueber das Fortpflanzungsgeschäft des Schleierkauzes sind neuerdings sehr auffallende Beobachtungen gemacht worden. In den älteren Naturgeschichten steht, daß die Brutzeit in die Monate April und Mai falle; diese Angabe erleidet jedoch Ausnahmen. Man hat nämlich junge Schleiereulen wiederholt auch im Oktober und November gefunden, um diese Zeit sogar noch Eier, auf denen die Alte sehr eifrig brütete. Die Jungen werden von ihren Eltern ungemein geliebt und auf das Reichlichste mit Mäusen versorgt. Will man sich, um sie für die Gefangenschaft zu gewinnen, Mühe sparen, so darf man sie nur in ein weitmäsiges Gebauer sperren,



die Alten füttern sie hier Wochen und Monate lang ununterbrochen. Pfllegt man sie selbst, so lange sie noch jung sind, so werden sie bald in hohem Grade zahm. Sie lassen sich dann ohne Widerstreben berühren, auf der Hand umhertragen, ja selbst zum Aus- und Einfliegen gewöhnen.

Diese schönen und gutmüthigen Thiere gehören unstreitig zu den angenehmsten Gulan, welche man überhaupt im Käfig halten kann. Ihr Gesichterschieiden ergötzt Jedermann; sie verziehen den Schleier oft so, daß sie als ein wahres Zerrbild des menschlichen Gesichtes erscheinen.

## S p e r r v ö g e l .

Gleichartigkeit oder große Aehnlichkeit der Lebensweise einer bestimmten Anzahl von Thieren ist ein Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit, welches selten oder niemals trügt. Das Thier lebt, wie sein Leibesbau, die Summe seiner Begabungen es ihm vorschreibt: es wendet letztere einfach zweckentsprechend an. Sind die Begabungen bei verschiedenen Thieren im Wesentlichen gleichartige, so wird auch die Lebensweise eine ähnliche sein; umgekehrt aber dürfen wir von dieser auf Uebereinstimmung oder Verschiedenheit des Leibesbaues schließen, auch wenn die ängstliche Prüfung einzelner Leibestheile das Entgegengesetzte zu ergeben scheint. Diese Bemerkung glauben wir einer allgemeinen Schilderung der Sperrvögel voranzuschicken zu müssen. Sie sind früher allgemein als Engverbundene betrachtet, in der Neuzeit jedoch getrennt und die einzelnen Familien verschiedenen Ordnungen zugetheilt worden. Die Trennung ist geschehen, weil Flügel- und Fußbau nicht durchaus übereinstimmen, und weil die einen die Singmuskeln der eigentlichen Sänger besitzen, die andern aber derselben ermangeln. So hat man denn für gut befunden, jene in die Nähe der Grasmücken, diese in die Nähe der Kolibris zu stellen, bezüglich jene als Sing-, diese als Schreibvögel zu erklären. Indem wir eine derartige Trennung für nicht gerechtfertigt halten, kann allerdings eine allgemeine Schilderung der in Rede stehenden Vögel nur mit wenigen Worten gegeben werden; denn die Grundgestalt ist bei den einzelnen mannsfch verändert. Die Sperrvögel sind klein oder höchstens mittelgroß. Ihr Leib ist gestreckt, dabei aber sehr kräftig; der Hals ist kurz, der Kopf groß und auffallend flach, der Flügel lang, schmal und mehr oder weniger spitz, der Schwanz sehr verschieden, der Fuß kurz und gewöhnlich auch ausnehmend schwach. Das wichtigste Werkzeug des Vogels, der Schnabel, ist klein, kurz und platt, am Grunde bedeutend breiter, als an der Spitze, im Uebrigen mannsfch abändernd, indem sich der Obertheil platt auf den untern legt oder sich halig über ihn herabbiugt, oder indem die Ränder gerade oder bogig, gezahnt oder gezähnt sind. Immer aber ist die Mundspalte sehr tief, der Rachen daher ungemein weit: steife Borsten zu beiden Seiten umgeben ihn und erhöhen seine Brauchbarkeit noch. Das Gefieder ist derb oder weich, einfarbig und düster oder hant und glänzend.

Die Sperrvögel gehören vorzugsweise dem heißen Gürtel der Erde an; nach den Polen zu nehmen sie rasch an Anzahl ab; die kalten Erdgürtel berühren einzelne nur in seltenen Fällen. Ihr Vorkommen ist in leicht ersichtlicher Weise durch ihre Nahrung bedingt; diese bieten ihnen die heißen Länder in Fülle, die kalten höchstens zu gewissen Zeiten. Damit hängt unzertrennlich zusammen, daß die Arten, welche innerhalb des gemäßigten Gürtels leben, wenigstens größtentheils Zugvögel sind, während diejenigen, welche in wärmeren Ländern hausen, kaum streichen. Abgesehen von dieser naturnothwendigen Beschränkung, bewohnen die Sperrvögel jede Verkllichkeit. Den einen bieten Waldungen, den andern Steppen und Heiden, diesen Gebirgsthäler mit steilen Felsenwänden, jenen alte Gebäude oder die Wohnungen der Menschen die erwünschten Aufenthaltsorte.

Unter allen Begabungen der Sperrvögel steht ihre Flugfähigkeit obenan. Auf ihr beruht, falls man so sagen darf, das ganze Leben. Es ist etwas Wunderbares um die Kraft, um die Ausdauer, mit welcher Einzelne von ihnen fliegen! Sie scheinen keine Ermattung zu kennen; die Muskeln, welche ihre Fittige bewegen, scheinen keiner Erschlaffung unterworfen zu sein. Gewisse Arten verbringen, wie wir annehmen dürfen, den ganzen, langen Sommertag in hoher Luft, ohne auszuruhen; andere gönnen sich eine kurze Rast, weniger um sich von der Anstrengung der Bewegung zu erholen, als vielmehr, um sich mit anderen ihrer Art zu vereinigen. Erst

die vollkommen eingetretene Nacht setzt ihrem Fliegen ein Ziel. Diejenigen, welche bei Nacht thätig sind, stehen den bei Tage arbeitenden in jeder Hinsicht und so auch im Fluge nach.

Die Art und Weise der Flugbewegung ist verschieden, und es läßt sich hier eben nur sagen, daß der Flug Alles in sich vereinigt, was wir mit dem Begriff „Fliegen“ verbinden können: Schnelle und Ausdauer, Leichtigkeit und Zierlichkeit, Geschick und Behendigkeit. Fast alle Verrichtungen, welche ein Sperrvögel überhaupt auszuführen hat, können und müssen von ihm im Fluge ausgeführt werden. Fliegend nur zeigen sich die hierher zu zählenden Vögel befähigt; im Uebrigen wollen sie uns hilflos erscheinen. Ihr Gang ist höchstens ein Trappeln, gewöhnlich kaum mehr als ein Kriechen, oft nicht einmal dieses, weil dann von Gehen überhaupt nicht mehr gesprochen werden kann.

Hinsichtlich anderer Begabungen der Sperrvögel ist wenig zu bemerken. Gesellig sind sie fast alle; die Paare halten treu zu einander, und die Eltern sind ihren Kindern in hoher Liebe zugethan. Mit dem Vorhandensein oder dem Fehlen der Singmuskeln steht im Zusammenhang, daß gewissen Sperrvögeln die Gabe des Gesanges zu Theil geworden, während die übrigen höchstens im Stande sind, schrille, spinnende oder klagende Laute hervorzubringen.

Hinsichtlich der Nahrung und der Ernährung ähneln sich alle Mitglieder unserer Ordnung. Sie leben von Kerbthieren der verschiedensten Art und nur ausnahmsweise nebenbei auch von kleinen Wirbelthieren oder mehr oder weniger ausschließlich von Beeren und anderen Früchten. Die Kerbthiere werden von ihnen im Fluge erjagt, und dabei eben kommt jene Fertigkeit des Fluges zur Anwendung, dabei der ungeheure Nachen zur Geltung.

Der Bedarf an Nahrung steht im Verhältniß zu der bei Erbeutung derselben aufgewendeten Kraft. Alle Sperrvögel sind gefräßig, die schnellsten unter ihnen am gefräßigsten. Sie fressen, so lange sie jagen, sie jagen, so lange sie etwas Genießbares zu finden glauben. Demungeachtet werden nur wenige von ihnen fett; die große Menge scheint stets hungrig zu sein. In Nothfälle können sie aber auch tage- oder wochenlang hungern.

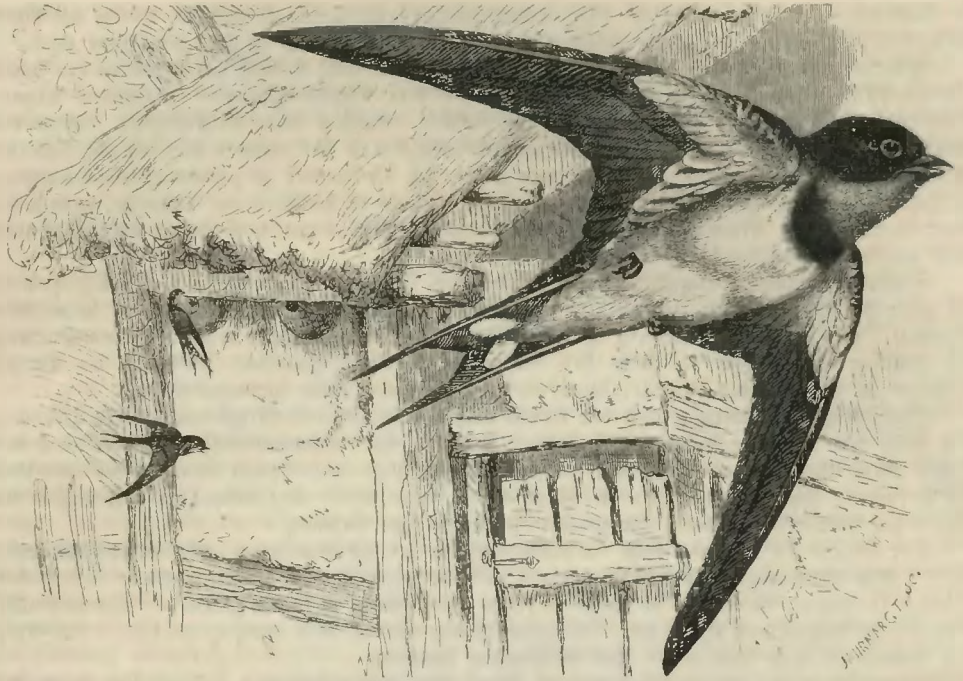
Brutgeschäft und Vermehrung unserer Vögel sind sehr verschieden. Das Nest kann eine kaum merkbare Vertiefung im Boden oder ein Kunstbau eigenthümlicher Art sein; es kann im Innern einer vorgefundnen oder selbstgegrabnen Höhle erbaut oder in der Nische eines breiten Blattes angeleimt werden. Die Anzahl der Eier, welche nach Gestalt und Zeichnung sehr verschieden sind, schwankt zwischen zwei und sechs. In der Regel scheint nur das Weibchen zu brüten; es wird dabei jedoch vom Männchen unterstützt, indem dieses ihm ab und zu Nahrung bringt. An der Aufzucht der Jungen theilnehmen sich beide Eltern. In guten Jahren brüten manche Arten zweimal; die Mehrzahl aber erzeugt im Jahre nur eine einzige Brut.

Auch die Sperrvögel haben von Schmarozern und Feinden zu leiden; die Anzahl der letzteren ist jedoch verhältnißmäßig gering. Gewandtheit und Schnelligkeit sind immer ausgezeichnete Schutzmittel kleiner und wehrloser Thiere. Der Mensch gefeßt sich nur ausnahmsweise zu den Feinden unserer Vögel. Die bekanntesten Arten haben sich durch ihr liebenswürdiges, zuthunliches Wesen seine Freundschaft erkauft und sich eine gewisse Hochachtung erworben, welche sie als unantastbar erscheinen läßt. Das Volk sieht in ihnen heilige Vögel, und das Volk hat Recht.

Als die edelsten Sperrvögel betrachten wir die Schwalben (Hirundines). Sie verbreiten sich über alle Erdtheile und über alle Höhen- und Breitengürtel, obschon sie jenseits des Polarcreises nur vereinzelt und kaum als Brutvögel leben. Viele von ihnen nehmen im Hause des Menschen Herberge, andere siedeln sich an Felsen- oder in steilen Erdwänden an, einige erwählen sich Bäume zur Anlage ihres Nestes. Sämmtliche Arten, welche in Ländern brüten, wo ein wirklicher Winter auftritt, sind Zugvögel, diejenigen aber, welche in wärmeren Gegenden hausen, streichen höchstens innerhalb gewisser Grenzen hin und her. Wiederholt ist behauptet und selbst von tüchtigen Naturforschern für möglich erachtet worden, daß einzelne Schwalben den Winter in kalten Gegenden, und zwar, im Schlamm eingebettet als Winterschläfer verbringen: solchen Angaben fehlt jedoch jede Glaubwürdigkeit; sie können höchstens auf Täuschung beruhen. Unsere deutschen Schwalben ziehen in zur Zeit noch undurchforschte Länder Mittelafrikas.

Man nennt mit Recht die Schwalben edle Thiere. Sie sind leiblich und geistig wohl befähigt. Ihre Stimme darf, in Betracht der Ausbildung, welche innerhalb der Ordnung überhaupt möglich ist, vorzüglich genannt werden; ihr Gesang ist ein liebenswürdiges Geschwätz, welches Jedermann erfreut und zumal den Landbewohner so anmuthet, daß er sich das Lied der in seinem Hause nistenden Art in seine Sprache übersezt hat. Doch nicht der Klang aus



Die Rauchschwalbe (*Cecropis rustica*).

dem Schwalbenmunde allein, auch das Wesen und Betragen des Vogels hat ihm die Zuneigung des Menschen erworben. Die Schwalben sind nicht bloß heiter, gesellig, verträglich, sondern auch flug und verständig, nicht bloß dreist, sondern auch muthig; ihr Treiben und Beginnen gefällt uns: es heimmelt uns an.

Alle Schwalben sind Kerbthierjäger. Sie verfolgen und fangen hauptsächlich Zwei-, Vier- und Achtflügler, also vorzugsweise Fliegen und Schnaken, aber auch kleine Käfer und dergleichen. Ihre Jagd geschieht nur im Fluge; sitzende Thiere abzuleken, sind sie nicht im Stande.

Für die Gefangenschaft eignen sich die Schwalben nicht.

Unsere Rauch-, Blut-, Land- oder Bauernschwalbe (*Cecropis rustica*) vertritt in Europa die Sippe der Edelschwalben; sie ist etwa 7 Zoll lang und 12 Zoll breit; der Fittig mißt  $4\frac{1}{2}$  Zoll, der Schwanz  $3\frac{1}{4}$  Zoll. Die Oberseite ist blauschwarz, metallisch glänzend; Stirn und Kehle sind hochkastanienbraun, ein breiter Gürtel auf dem Kropfe ist schwarz, der übrige Unterkörper licht rostgelb; die fünf untersten Steuerfedern zeigen rundliche, weiße Flecken auf der Innenseite. So lange man die Schwalben unseres Vaterlandes allein in Betracht zieht, wird man die Rauchschwalbe kaum mit einer andern verwechseln können; schwieriger aber hält es, sie von ihren nächsten Verwandten zu unterscheiden. Sie findet sich als Brutvogel in ganz Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens, und ebenso in Nordasien, wird aber schon in Nordafrika ersetzt durch die ihr sehr ähnliche Rostschwalbe (*Cecropis cahirica* oder *Cecropis Boissoncauti*), welche namentlich in Egypten sehr häufig ist. Auch die Hauschwalbe Nordamerikas (*Cecropis americana*), oder deren südliche Vertreterin, die Rothschwalbe (*Cecropis rufa*), stehen ihr nahe, und selbst die Schwalbe der Inseln des stillen Meeres (*Cecropis neoxena*) hat mit ihr, abgesehen von der geringen Größe, viel Aehnlichkeit.

Eine ausführlichere Schilderung unserer Rauchschwalbe lehrt uns ihr und ihrer Verwandten Leben genügend kennen; denn im Wesentlichen gleichen sich alle Edelschwalben der Erde. Sie sind es, welche seit altersgrauer Zeit freiwillig dem Menschen sich anschlossen und sein Haus zu dem ihrigen machten; sie sind es, welche, falls der Mensch ihnen es gestattet, sich im Palast, wie in der Hütte ansiedeln und nur da, wo alle geeigneten Wohnungen fehlen, mit passenden Gefirnissen steiler Felsenwände sich behelfen. Ihre Anhänglichkeit an den Menschen hat ihnen dessen Liebe erworben, ihr Kommen und Gehen im Norden der Erde sie von Alters her als



Boten und Verkündiger guter und böser Tage erscheinen lassen und einer besonderen Theilnahme werth gemacht.

Die Rauchschwalbe trifft durchschnittlich zwischen dem ersten und fünfzehnten April bei uns ein und verweilt in ihrer Heimat bis Ende Septembers oder Anfang Octobers. Sie überfliegt gelegentlich ihrer Wanderung Länderstrecken, welche jahraus, jahrein verwandte Schwalben beherbergen und diesen also alle Erfordernisse zum Leben bieten müssen, ohne hier auch nur zu rasten. Wie weit sie ihre Winterreisen ausdehnt, ist noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen; unmöglich ist es nicht, daß die Wanderung sie bis in den gemäßigten Gürtel Südafrikas führt, daß sie die Gebiete von etwa einem Duzend Schwalbenarten durchwandert, ehe sie die Stätte erreicht, welche ihr zur Herberge geeignet dünkt.

Sehr bald nach ihrer Ankunft in der Heimat findet sich die Schwalbe bei ihrem alten Neste ein, oder ein neuerbundenes Paar schreitet zur Erbauung eines solchen. Damit beginnt das Sommerleben der Schwalbe mit all seinen Freuden und Sorgen. Keine Schwalbe zieht „heimwärts“, wenn sie uns verläßt, wie es in einem so häufig gesungenen Liede heißt, sondern nothgedungen in die Fremde hinaus; keine Schwalbe singt und jubelt, keine liebt und brütet draußen.

Die Rauchschwalbe ist ein Thier edler Art; ihre leiblichen und geistigen Begabungen stellen sie hoch in Jedermanns Augen. Sie ist, wie Naumann trefflich schildert, ein außerordentlich flinker, kühner, munterer, netter Vogel, welcher immer schmuck aussieht, und dessen fröhliche Stimmung nur sehr schlechtes Wetter und demzufolge eintretender Nahrungsmangel unterbrechen kann. „Obgleich von einem zärtlichen oder weidlichen Naturell, zeigt sie doch in mancher ihrer Handlungen viel Kraftfülle: ihr Flug und ihr Betragen während desselben, die Neckereien mit Ihresgleichen, der Nachdruck, mit welchem sie Raubbögel und Raubthiere verfolgt, beweisen dies. Sie fliegt am schnellsten, abwechselndsten und gewandtesten unter unseren Schwalben; sie schwimmt und schwebt, immer rasch dabei fortschießend oder fliegt platternd, schwenkt sich blitzschnell seit-, auf- oder abwärts, senkt sich in einem kurzen Bogen fast bis zur Erde oder bis auf den Wasserpiegel herab, oder schwingt sich ebenso zu einer bedeutenden Höhe hinaus, und alles dieses mit einer Fertigkeit, welche in Erstaunen setzt; ja, sie kann sich sogar im Fluge überschlagen. . . . Mit großer Geschicklichkeit fliegt sie durch enge Oeffnungen, ohne anzustoßen; auch versteht sie die Kunst, sich fliegend zu baden, weshalb sie dicht über dem Wasserpiegel dahinschießt, sich schnell eintaucht, so einen Augenblick im Wasser verweilt und nun, sich schüttelnd, weiter fliegt. Ein solches Eintauchen, welches den Flug kaum einige Augenblicke unterbricht, wiederholt sie oft mehrere Male hinter einander, und das Bad ist gemacht. Zum Ausruhen wählt sie sich hervorragende Vertictheiten, welche ihr ein bequemes Zu- und Abstreichen gestatten; hier sonnt sie sich, hier ordnet sie ihr Gefieder, hier singt sie. Ihr Aussehen ist dann immer schlank und munter, fast listig; der Rumpf wird dabei in wagrechter Stellung getragen. Nicht selten dreht sie die Brust hin und her und schlägt in fröhlicher Laune zwischen und singend die Flügel auf und nieder oder streckt und dehnt die Glieder.“ Auf den flachen Boden setzt sie sich ungern, meist nur, um von ihm Baustoffe fürs Nest aufzunehmen, oder während ihrer ersten Jugendzeit; ihre Füßchen sind zum Sitzen auf dem Boden nicht geeignet und noch weniger zum Gehen; sie sieht, wenn sie das Eine oder Andere thut, „krank und unbehilflich aus und scheint gar nicht derselbe flüchtige Vogel zu sein, als welchen sie sich uns in ihrem kühnen, rastlosen Fluge zeigt“.

Ein zartes „Witt“, welches nicht selten in „Widewitt“ verlängert wird, drückt behagliche Stimmung der Schwalbe aus oder wird als Lockton gebraucht; der Warnungs- und Kampfruf ist ein helles, lautes „Wiwist“; die Anzeige drohender Gefahr geschieht durch die Silben „Dewihlit“; bei Todesangst vernimmt man ein zitternd ausgestoßenes „Zetsch“. Der Gesang, welchen das Männchen sehr fleißig hören läßt, zeichnet sich weder durch Wohlklang der einzelnen Töne, noch durch Abwechslung aus, hat aber dennoch etwas ungemein Gemüthliches und Ansprechendes, wozu Jahres- und Tageszeit und andere Verhältnisse das Ihrige beitragen. „Raum kündigt ein grauer Streifen im Osten den kommenden Tag an, so hört man schon die ersten Vorspiele des Gesanges der von der Nachtruhe eben erwachten Rauchschwalbenmännchen. Alles Geflügel des Hofes ist noch schlaftrunken, keines läßt einen Laut hören, überall herrscht noch tiefe Stille, und die Gegenstände sind noch mit nebligem Grau umschleiert; da stimmt hier und da ein Schwalbenmännchen sein „Wirb, werb“ an, jetzt noch flammelnd, durch viele Pausen unterbrochen, bis erst nach und nach ein zusammenhängendes Liedchen entfliehet, welches der auf derselben Stelle sitzen bleibende Sänger mehrmals wiederholt, bis er sich endlich aufschwingt und nun fröhlich singend das Gehöft durchfliegt. Ehe es dahin kommt, ist ein Viertelstündchen



vergangen, und nun erwachen auch die anderen Schläfer: der Hausröthling girkt sein Morgenliedchen vom Dache herab, die Spaken lassen sich hören, die Tauben rücken, und bald ist alles Geflügel zu neuem Leben erwacht. . . . Wer sich öfters eines schönen Sommermorgens im ländlichen Gehöft erfreute, wird bestimmen müssen, daß diese Schwalbe mit ihrem, obschon schlichten, doch fröhlichen, aufmunternden Gesange viel zu den Annehmlichkeiten eines solchen beiträgt.“ Der Gesang selbst fängt mit „Wirb, werb, widerritt“ an, geht in ein längeres Gezwitscher über und endet mit „Wid, weid woidä zerr“. Das Volk hat ihn sich in Worte überseht und unserer edelsten Dichter einer hat des Volkes Stammeln im lieblichsten Gedichte verherrlicht: — wer kennt es nicht, das Schwalbenlied unseres Rückert: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, Klingt ein Lied mir immerdar zc.“, dessen eine Strophe: „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm, War Kiste und Kiste schwer, Als ich wieder kam, als ich wieder kam, War Alles leer“, die eigentlich volkstümliche, die vom Volke selbst gedichtete ist.

Unter den Sinnen der Schwalbe steht das Gesicht oben an. Sie sieht eines der kleinen Kerbthiere, wenn es fliegt, schon in bedeutender Entfernung und jagt nur mit Hilfe des Auges. Kleine Kerbthiere mancherlei Art, vorzugsweise Zwei- und Netzflügler, Schmetterlinge und Käfer bilden ihre Nahrung; Kerbthiere mit Giftstacheln frisst sie nicht. Sie jagt nur im Fluge und zeigt sich unfähig, sitzende Beute aufzunehmen. Deshalb geräth sie bei länger anhaltendem Regenwetter, welches die Kerfe in ihre Schlupfwinkel bannet, oft in große Noth. Je nach Witterung und Tageszeit jagt sie in höheren oder tieferen Schichten der Luft und ist deshalb dem Volke zum Wetterpropheten geworden. Gute Witterung deckt ihren Tisch reichlich und erhöht ihren frischen Muth, schlechtes Wetter läßt sie darben und macht sie still und traurig. Das Verzehrte verdaut sie rasch; die unverdaulichen Ueberreste der Mahlzeit, Flügeldecken, Schilder und Beine der Kerfe, werden, zu Gewöllen geformt, wieder ausgespien.

Durch Anlage und Bau des Nestes unterscheidet sich die Rauchschalbe von ihren deutschen Verwandten. Falls es irgend möglich, baut sie das Nest in das Innere eines Gebäudes, so, daß es von oben her durch eine weit überragende Decke geschützt wird. Ein Tragbalken an der Decke des Kuhstalls oder der Flur des Bauernhauses, ein Dachboden, alternde, verfallende, vor Zug und Wetter geschützte Räume — sie sind die Nistplätze, welche die Schwalbe besonders liebt. Hier kann es vorkommen, daß förmliche Siedelungen entstehen. Das Nest selbst wird an dem Balken oder an der Wand festgeklebt, an rauhen und bezüglich unten durch vorspringende Latten, Pflöcke und dergleichen verbesserten Stellen am liebsten. Es ähnelt etwa dem Biertheil einer Hohlkugel; seine Wände verdicken sich an der Befestigungsstelle; der im Ganzen wagrecht stehende Rand zieht sich hier meist auch etwas höher hinauf. Die Breite beträgt ungefähr 8 Zoll, die Tiefe 4 Zoll. Der Stoff ist schlammige oder mindestens fettige Erde, welche von den Schwalben Klumpchenweis aufgeklaubt, mit Speichel überzogen und vorichtig angeklebt wird. Feine Halme und Haare, welche zwischen die Nestwände eingelegt werden, dienen ihnen zu anderweitigem Verbande, das eigentliche Bindemittel aber ist der Speichel. Bei schöner Witterung vollendet ein Schwalbenpaar das Aufmauern der Nestwandungen innerhalb acht Tagen. Hierauf wird der innere Raum mit zarten Hälmchen, Haaren, Federn und ähnlichen weichen Stoffen ausgekleidet, und die Kinderwiege ist vollendet.

Ein an geschützten Orten sitzendes Schwalbennest dient lange, lange Jahre, vielleicht nicht seinen Erbauern allein, sondern auch nachfolgenden Geschlechtern. Etwasige Schäden werden vor Beginn der Brut geschickt ausgebessert; die innere Ausfüllung wird regelmäßig erneuert, im Uebrigen jedoch nichts an dem Baue verändert, so lange er besteht.

Im Mai legt das Weibchen die vier bis sechs zartschaligen, auf reinweißem Grunde mit aschgrauen und rothbraunen Punkten gezeichneten Eier ins Nest, bebrütet sie, ohne Hilfe seines Männchens, und hat die Freude, nach zwölf Tagen Junge zu erzielen. Nicht so ist es, wenn das Wetter während der Brutzeit ungünstig ist. Bei gutem Wetter bringt das Männchen der brütenden Gattin oft Futter zu; bei schlechter, zumal nasskalter Witterung muß diese die Eier stundenlang verlassen, um sich die ihr nöthige Nahrung zu erbeuten. Dann kann es geschehen, daß die Eilein erst nach siebenzehn Tagen gezeitigt sind. Die anfangs sehr häßlichen, breitmäuligen Jungen werden von beiden Eltern fleißig geätzt, wachsen unter günstigen Umständen rasch heran, schauen bald über den Rand des Nestes heraus und können, wenn Alles gut geht, bereits in der dritten Woche ihres Lebens außerhalb des Nests den Eltern ins Freie folgen. Sie werden nun noch einige Zeit lang draußen gefüttert, anfangs allabendlich ins Nest zurückgeführt, später im Freien hübsch zur Ruhe gebracht und endlich selbstständig gemacht, d. h. ihrem Schicksale überlassen. Sodann schreiten die Alten zur zweiten Brut, meist in den ersten Tagen des August. Die Eierzahl des zweiten Geleges ist meist geringer als die der ersten Brut.



In manchen Jahren verspätet sich diese zweite Brut so sehr, daß Alte und Junge gefährdet sind; in nördlichen Ländern müssen die letzteren zuweilen wirklich verlassen werden. Unter günstigeren Umständen sind auch die letzten Jungen längst flügg geworden, wenn der eintretende Herbst zur Winterreise mahnt. Dann sammeln sie sich im Geleit ihrer Eltern mit andern Familien derselben Art, mit Bachtelzen und Staaren in Köhricht der Teiche und Seen, hier Ruhe haltend, bis die eine Nacht herankommt, welche die lieben Gäste uns entführt. Eines Abends, bald nach Sonnenuntergang, erhebt sich das zahllose Schwalbenheer, welches man in den Nachmittagsstunden vorher vielleicht auf dem hohen Kirchendache versammelt sah, auf ein von mehreren Alten gegebenes Zeichen, verschwindet wenig Minuten später dem Auge und zieht nun rastlos dahin, den heißen Gleichländern zu.

Von den übrigen Edelschwalben der Erde mögen noch zwei Arten hier Erwähnung finden, nämlich die Senegalschwalbe (*Cecropis senegalensis*), auffallend durch ihre Größe, denn sie ist 8 Zoll lang und 13 Zoll breit. Sodann die Fadenschwalbe (*Cecropis — Uromitus — flifera*), die sich ihre Zierlichkeit, sowie durch die fadenförmig verlängerten beiden äußersten Federn des Schwanzes auszeichnet. Ostafrika und Indien sind die Heimatländer dieser schönen Schwalbe.

Ein leicht gegabelter Schwanz und verhältnißmäßig starke Füße, deren äußere und mittlere Zehen bis zum ersten Gelenke mit einander verbunden und wie die Läufe gefiedert sind, gelten als die wesentlichen Kennzeichen einer zweiten Schwalbensippe, welcher die bei uns überall häufig vorkommende Mehl-, Haus-, Fenster-, Giebel- oder Dachschwalbe (*Chelidon urbica*) angehört. Ihre Länge beträgt  $5\frac{1}{2}$  Zoll, ihre Breite 10 $\frac{1}{4}$  Zoll. Das Gefieder ist sehr einfarbig, auf der ganzen Oberseite, mit Ausnahme des Bürzels, blauschwarz, auf der Unterseite und auf dem Bürzel weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß, soweit er nicht befiedert ist, fleischfarben.

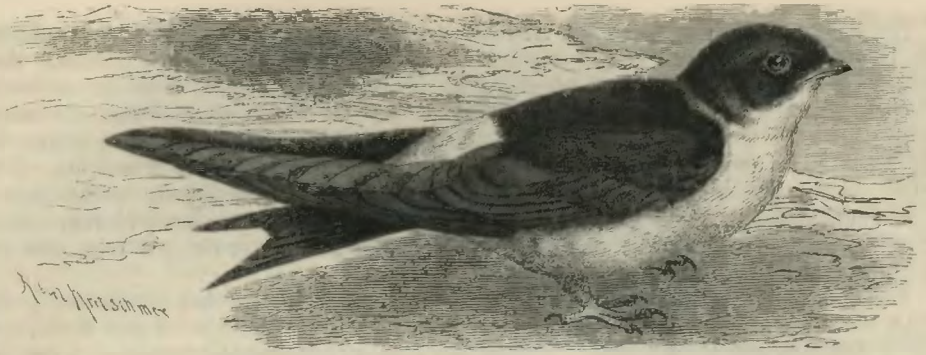
Die Mehl- oder Hausfchwalbe theilt mit der Rauchs- oder Dachschwalbe so ziemlich dasselbe Vaterland; sie geht aber weiter nach Norden hinauf, als letztere. In Deutschland scheint sie die Städte zu bevorzugen: sie ist es, deren Nistansiedelungen man hier an großen und alten Gebäuden sieht. Außer Europa bewohnt sie in gleicher Häufigkeit den größten Theil Sibiriens. Von ihrer Heimat aus wandert sie einerseits bis in das Innere Afrikas, andererseits bis nach Südastien, um hier den Winter zu verbringen. Sie trifft meist einige Tage später ein, als die Rauchs- oder Dachschwalbe, verweilt dafür aber etwas länger. Im Frühjahr kommt sie einzeln an; vor dem Herbstzuge versammelt sie sich zu großen Gesellschaften, welche zuweilen zu unschätzbaren Schwärmen anwachsen, sich auf den Dächern hoher Gebäude versammeln und dann, gewöhnlich gleich nach Sonnenuntergang, zur Reise aufbrechen.

In ihrem Wesen zeigt die Mehl- oder Hausfchwalbe viel Aehnlichkeit mit der Rauchs- oder Dachschwalbe; bei genauerer Beobachtung aber unterscheidet man sie doch sehr leicht von dieser schon durch die Stimme. Der Laute klingt wie „Schär“ oder „Strü“, der Ausdruck der Furcht ist ein zweifelhaftes „Skier“, der Gesang, wie Raumann sagt, „ein langes, einfältiges Geleier sich immer wiederholender, durchaus nicht angenehmer Töne“. Er gehört unter die schlechtesten aller Vogelgesänge.

Hinsichtlich der Nahrung der Mehl- oder Hausfchwalbe gilt ungefähr dasselbe, was von der Rauchs- oder Dachschwalbe gesagt wurde; stechende Kerbtbiere fängt auch sie nicht; der Giftstachel würde ihr tödtlich sein. „Einer sehr rüstigen, hungernden, flugbaren, jungen Schwalbe dieser Art“, erzählt Raumann, „hielt ich eine lebende Honigbiene vor, aber kaum hatte sie selbige in dem Schnabel, als sie auch schon in die Kehle gestochen war, die Biene von sich schleuderte, traurig ward und in weniger denn zwei Minuten schon ihren Geist aufgab.“

Bei uns zu Lande nistet die Mehl- oder Hausfchwalbe fast ausschließlich an den Gebäuden der Städte und Dörfer; in weniger bewohnten Ländern siedelt sie sich massenhaft an Felswänden an, so in Spanien und an geeigneten Felswänden der schweizer Alpen. Unter allen Umständen wählt sie sich eine Stelle, an welcher das Nest von oben her geschützt ist, so daß es vom Regen nicht getroffen werden kann, am liebsten also die Fricse unter Gesimsen und Säulen, Fenster- und Thürnischen, Dachkränze, Wetterbretter und ähnliche Stellen. Zuweilen bezieht sie auch eine Höhlung in der Wand und mauert den Eingang bis auf ein Flugloch zu. Das Nest unterscheidet sich von dem der Rauchs- oder Dachschwalbe dadurch, daß es stets bis auf ein Eingangslöch zugebaut wird, von oben also nicht offen ist. Die Gestalt einer Halbkugel ist vorherrschend; doch ändert das Nest nach Ort und Gelegenheit vielfach ab. Der Bau desselben wird eifrig ausgeführt, ist aber eine lange Arbeit; sie wird selten unter zwölf bis vierzehn Tagen vollendet. Das Gelege besteht aus vier bis sechs zartschaligen schneeweißen Eiern, welche nach zwölf bis dreizehn Tagen



Die Mehlschwalbe (*Chelidon urbica*).

von dem allein brütenden Weibchen gezeitigt werden. Unter günstigen Umständen verlassen die Jungen nach ungefähr sechzehn Tagen das Nest und üben nun unter Aufsicht der Alten ihre Glieder, bis sie kräftig und geschickt genug sind, selbst für ihre Unterhaltung zu sorgen. Anfangs lehren sie allabendlich noch nach dem Neste zurück, welches auch den Eltern bisher zur Nachtruhe diente. „Vater, Mutter und Kinder“, berichtet Raumann, „drängen sich darin zusammen, oft sieben bis acht Köpfe stark, und der Raum wird dann alle Abende so beengt, daß es lange währt, ehe sie in Ordnung kommen und man sich oft wundern muß, wie das Nest, ohne herab zu fallen oder zu bersten, die vielen Balgereien von ihnen aushält. Der Streit wird oft sehr ernstlich, wenn die Jungen, wie es in großen Siedelungen oft vorkommt, sich in ein fremdes Nest verirren, aus welchem sie von den brütenden Alten und Jungen, die im rechtmäßigen Besitz ihres Eigenthums sich tapfer vertheidigen, immer hinausgebissen und hinabgeworfen werden.“

Baumfalk und Merlin sind die schlimmsten Feinde der Mehlschwalbe. Aber auch der Sperling erweist sich ihr als ein übler Nachbar. Derselbe quartirt er sich in das Nest der Mehlschwalbe ein und im Gefühl seiner überlegenen Stärke kümmert er sich wenig um das ängstliche Geschrei der Vertriebenen, die den Eindringling unflattern. Es ist sogar beobachtet worden, daß ein Sperling junge Schwälbchen todt gebissen und aus dem Neste geworfen hatte, bevor er von demselben Besitz ergriff. Ein Märchen ist es übrigens, daß die Schwalben den Sperling aus Rache einmauern sollen. Er möchte dies wohl nicht abwarten. Ihr einziges Schutzmittel ist, den Eingang so enge zu machen, daß sie nur so eben sich noch durchpressen können, während dies für den dickeren Sperling unmöglich ist.

Bei uns zu Lande wird auch die Mehlschwalbe geschont, obgleich sie weniger Nutzen schafft, als ihre Verwandten. In Italien und Spanien machen sich die Knaben ein Vergnügen daraus, Mehlschwalben an einer feinen Angel zu fangen, welche sie mit einer Feder gefädert haben. Die Schwalbe sucht diese Federn für ihr Nest aufzunehmen, bleibt an der Angel hängen und wird dann von den schändlichen Buben in der abscheulichsten Weise gequält.

Der Ariel (*Chelidon Ariel*), der australische Vertreter der Mehlschwalbe, ist sehr klein, nur  $3\frac{1}{2}$  Zoll lang, oben dunkelblau, auf dem Scheitel rostroth, auf dem Büzel braungelblichweiß, unten weiß, seitlich rostroth überlaufen, an der Kehle fein dunkler gestrichelt; die Schwingen und der Schwanz sind dunkelbraun; das Auge ist schwarzbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bräunlichgrau. Seine Nester zeichnen sich durch eine lange, flaschenhalsförmige Eingangsröhre aus, stehen klumpenweise, zu 40 bis 50 Stück nebeneinander und werden, wie es scheint, von der Gesammtheit einer Ansiedelung errichtet, sodas ihrer fünf bis sieben an ein und demselben Baue arbeiten oder wenigstens dem einen bauenden Weibchen Lehm zutragen. Die Eingangsröhren sind bald nach oben, bald nach unten, bald seitlich gewendet. Das Gelege besteht aus 4 bis 5 Eiern, welche auf weißem Grunde roth getüpfelt sind.

Die Felsen-, Berg- oder Steinschwalbe (*Cotyle rupestris*) ist  $5\frac{1}{2}$  bis 6 Zoll lang und 12 bis 13 Zoll breit; ihr Gefieder ist obenher braun, Schwingen und Schwanzfedern schwärzlich, auf der Unterseite grau; sie zeigt sich selten in Deutschland, indem Spanien, Griechenland und Italien ihre eigentliche Heimat sind, wo sie ihre Nester an Felswände klebt.

Viel genauer ist uns das Leben der Ufer-, Erd-, Sand- oder Wasser- oder Wasserschwalbe (*Cotyle riparia*) bekannt. Sie gehört zu den kleinsten Arten ihrer Familie. Ihre Länge



beträgt höchstens 5 Zoll, ihre Breite ungefähr 11 Zoll. Das Gefieder ist sehr einfarbig, oben aschgraubraun, auf der Unterseite weiß, in der Brustgegend durch einen aschgraubraunen Ring gezeichnet.

Zur Zeit ist es noch nicht entschieden, ob die in Europa, Asien und Nordamerika vorkommenden Uferschwalben wirklich gleichartig sind; jedenfalls aber ist der Verbreitungskreis der Art ein sehr ausgedehnter. In Europa fehlt die Uferschwalbe in keinem Lande, obwohl sie vielleicht im höheren Norden nicht Brutvogel ist. In günstigen Gegenden ist sie sehr gemein. Sie bestätigt ihren Namen; denn sie hält sich am liebsten da auf, wo sie steile Uferwände findet. Doch verlangt sie nicht immer ein Flußufer, sondern begnügt sich oft auch mit einer steil abfallenden Erdwand. Hier höhlt sie sich in dem harten Erdreich mit großer Mühe tiefe Löcher aus, regelmäßig in einer Höhe, daß auch die bedeutendste Uberschwemmung nicht bis zu denselben hinaufreicht, gern aber unmittelbar unter der Oberkante der Wand. Alle Brutplätze sind Ansiedelungen, gewöhnlich solche, welche eine namhafte Anzahl von Uferschwalben vereinigen. Meistens trifft man weniger als fünf Nischen zusammen an, viel öfter hunderte von ihnen; zwanzig bis vierzig Nischen mögen am häufigsten vorkommen. In altem Mauerwerk oder in zerklüftetem Felsgestein bezieht die Uferschwalbe wohl auch Höhlungen, welche sie vorfindet; am liebsten aber scheinen ihr diejenigen zu sein, welche sie sich selbst ausgräbt. „Es grenzt“, sagt Naumann, „freilich an Unglaubliche und muß unsere Bewunderung in hohem Grade erregen, ein so zartes Vögeltchen mit so schwachen Werkzeugen ein solches Riesenwerk vollbringen zu sehen, und noch dazu in so kurzer Zeit; denn in zwei bis drei Tagen vollendet ein Nischen die Aushöhlung einer im Durchmesser vorn zwei bis drei Zoll weiten, am hintern Ende zur Aufnahme des Nestes noch mehr erweiterten, in wagrechter oder wenig aufsteigender Richtung mindestens drei- oft aber auch bis sechs Fuß tiefen, gerade in das Ufer eindringenden Röhre. Ihr Eifer und ihre Geschäftigkeit bei einer solchen anstrengenden Arbeit grenzt an Possirliche, besonders wenn man sieht, wie sie die losgearbeitete Erde höchst mühsam mit den Füßchen hinter sich aus dem Innern der Höhle hinausschaffen und hinausräumen und beide Gatten sich dabei hilfsreich unterstützen. Warum sie aber öfters mitten in der Arbeit den Bau einer Röhre aufgeben, eine andere zwar fertig machen, aber dennoch nicht darin nisten und dies vielleicht erst in einer dritten thun, bleibt uns räthselhaft; denn zu Schlafstellen benutzt die ganze Familie gewöhnlich nur eine, nämlich die, worin sich das Nest befindet. Beim Graben sind sie sehr eifrig, und die ganze Gesellschaft scheint dann aus der Gegend verschwunden, denn alle stecken in den Höhlen und arbeiten darin. Stampft man mit den Füßen oben auf den Nasen über den Höhlen, so stürzen sie aus den Löchern hervor, und die Luft ist wieder belebt von ihnen. Wenn die Weibchen erst brüten, sitzen sie noch viel seltener und lassen sich nur durch Störung in der Röhre selbst bewegen, herauszuliegen, daher leicht fangen. Am hintern Ende der Röhre, ungefähr drei bis vier Fuß vom Eingange, befindet sich das Nest in einer backofenförmigen Erweiterung. Es besteht aus einer schlichten Lage feiner Hälmchen von Stroh und Heu, auch zarter Würzelchen, und seine Aushöhlung ist mit Federn und Haaren, auch wohl etwas Wolle ausgelegt, sehr weich und warm.“

Die Uferschwalbe ist ein sehr angenehmer, munterer, vielbeweglicher Vogel, welcher in seinem Wesen manchfach an die Hauschwalbe erinnert. Dieser ähnelt sie namentlich wegen ihres sanften und schwebenden Fluges. Gewöhnlich hält sie sich in niedern Luftschichten auf, meist dicht über dem Spiegel der Gewässer hin- und herfliegend; selten erhebt sie sich zu bedeutenden Höhen. Ihr Flug ist so schwankend, daß man ihn mit dem der Schmetterlinge vergleichen hat, unjücher ist er aber durchaus nicht, und auch am Wechsel fehlt es ihm nicht. Die Stimme ist ein zartes, schwaches „Scherr“ oder „Zerr“, der Gesang eine Aufeinanderfolge dieser Laute, welche durch andere verbunden werden. Es scheint, daß die Uferschwalbe viel zärtlicher ist, als andere Arten der Familie. Sie trifft bei uns spät im Frühjahr ein, gewöhnlich erst Anfangs Mai und verläßt uns bereits Anfangs September wieder.

Die Waldschwalben (*Atticora*) bewohnen Südamerika und Afrika, halten sich vorzugsweise im Walde auf und brüten in hohlen Bäumen. In Brasilien lebt die Bandtschwalbe (*Atticora fasciata*). Sie ist, mit Ausnahme einer weißen Brustbinde und der weißen Unterschenkel, schwarz, am Rumpf stahlblau schillernd. Ihre Länge beträgt 6 Zoll.

Zu den Seglerschwalben (*Progne*), kräftige Vögel mit langen, verhältnißmäßig breiten Flügeln, gehört die Purpurschwalbe (*Progne purpurea*), die  $7\frac{1}{2}$  Zoll lang und  $15\frac{1}{2}$  Zoll breit wird. Das Gefieder ist gleichmäßig tiefschwarzblau, stark purpurglänzend; die Schwingen und die Schwanzfedern sind schwärzlichbraun; das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz-



braun, der Fuß purpurschwarz. Beim Weibchen ist der Kopf braungrau, schwarz gefleckt, die übrige Oberseite wie beim Männchen, jedoch etwas graulich, der Länge nach schwarz gestreift.

Ueber das Leben der Purpurschwalbe haben die amerikanischen Forscher sehr ausführlich berichtet; denn gerade dieser Vogel ist ein allgemeiner Liebling des Volkes, welchem man nicht nur große Schonung angedeihen läßt, sondern den man auch durch Vorrichtungen mancherlei Art in der Nähe der Wohnungen zu fesseln sucht. Letzteres geschieht wenigstens in Nordamerika; im Süden des Erdtheils, wo sie ebenfalls weit verbreitet und häufig ist, unterstützt man sie nicht, behelligt sie aber auch nicht. Diese Schwalbe hat sich wiederholt nach Europa verslogen.

\* \* \*

(Segler.) In einigen Lehrbüchern der Neuzeit werden die Segler, in denen ältere Naturforscher die nächsten Verwandten der Schwalben sahen, von diesen getrennt und einer andern Ordnung zugetheilt. Man hat geglaubt, zwischen Kolibris und Seglern größere Aehnlichkeit herauszufinden, als zwischen den letztgenannten und den Schwalben. Die Forschung, welche auf das Leben der Thiere nur einige Rücksicht nimmt, verwehrt eine derartige Trennung auf das entschiedenste.

Die eingehendere Betrachtung ergiebt Folgendes: Die Segler (Cypseli) sind mittelgroße oder kleine Vögel mit lang gestrecktem Leib, kurzem Hals und breitem, ziemlich flach gewölbtem Kopf, welcher einen kleinen, äußerst kurzen und schwachen, dreieckigen, d. h. hinten verbreiterten, an der Spitze aber zusammengedrückten, etwas bogenförmigen Schnabel trägt, dessen Kinnladen sich so tief spalten, daß der Rachen sehr weit geöffnet werden kann. Die Flügel sind schmal und wegen der gekrümmten Schwingen säbelförmig gebogen. Der Schwanz ist sehr verschieden gestaltet, bald länger, bald kürzer, bald seichter, bald tiefer ausgeschnitten. Die Füße sind kurz und verhältnißmäßig kräftig: dies spricht sich namentlich im Lauftheile aus. Die kurzen Zehen sind mit seitlich zusammengedrückten, stark gebogenen und sehr spitzen Krallen bewehrt. Das Gefieder ist im allgemeinen kleinsedrig und dorb, ausnahmsweise durch metallisch glänzende Färbung ausgezeichnet, gewöhnlich einfarbig und düster.

Nach Rißsch ähneln die Segler den Schwalben, wie in den äußeren Formen, so auch in einigen Verhältnissen des innern Baues, als namentlich in der Form des Kopfgerüstes, besonders der Gaumenbeine, in der Kürze des Oberarms und in der Länge der Hand. Allein sie entfernen sich in vielen Punkten gar sehr von denselben und in einigen von allen Vögeln.

Vergleicht man überhaupt die äußeren Merkmale der Segler mit denen der Schwalben und der Kolibris, so ergiebt sich, daß man vielleicht sagen könnte, die Segler seien Schwalben mit Kolibriflügeln und Kolibrischwanz. Zwischen ihrem Leben und dem der Kolibris läßt sich jedoch keine Aehnlichkeit wahrnehmen, während es bei Betrachtung des Lebens allein oft schwer halten dürfte, Segler und Schwalben von einander zu trennen.

Die Segler verbreiten sich über alle Erdtheile und bewohnen hier alle Gürtel der Breite mit Ausnahme des kalten, sowie alle Höhen vom Meeresstrande an bis gegen die Schneegrenze hinauf. Sie finden sich ebensowohl in Waldungen, wie in waldlosen Gegenden, vorzugsweise aber in Gebirgen und Städten, weil Felswände und Mauern ihnen die passendsten Nistplätze gewähren.

Mehr als andere Vögel bewohnen sie im eigentlichen Sinne des Wortes das Luftmeer. Vom frühen Morgen an bis in die Nacht hinein sind sie in Thätigkeit, während ihrer Brutzeit so zu sagen in ununterbrochener. Ihre Kraft scheint niemals zu ermatten und ihre Nachtruhe auf wenige Stunden beschränkt zu sein. Vortreffliche Flugwerkzeuge setzen sie in den Stand, ohne Beschwerde tagtäglich Strecken zu durchheilen, welche zusammengerechnet Hunderte von Meilen betragen müssen. Abweichend von den Schwalben fliegen sie gewöhnlich in sehr hohen Luftschichten dahin, und einzelne Arten wirbeln und schrauben sich zu solchen Höhen empor, daß sie unserm Auge vollständig entschwinden. Ihr Flug kennzeichnet sie von weitem. Die Flügel gleichen, wenn sie ausgebreitet sind, einem Halbmonde, und sie werden so rasch und heftig bewegt, daß man mehr an das Schwirren der Kerbthiere und bezüglich der Kolibris erinnert wird, als an den Flügelschlag anderer Vögel. Zuweilen regeln sie ihren Flug minutenlang nur durch verschiedenes Einstellen der Flugwerkzeuge, durch leichte Drehung der Flügel und des Schwanzes, welches wir kaum oder nicht wahrnehmen. Trotzdem jagen sie pfeilschnell durch die Lüfte. Wendungen und Drehungen aller Art wissen auch sie meisterhaft auszuführen; an Ziellichkeit und Anmuth der Bewegung aber stehen sie hinter den Edelschwalben weit zurück. Auf dem

Boden erscheinen sie als hilflose Geschöpfe: sie sind unfähig, zu gehen, unfähig fast, zu kriechen. Dagegen klettern sie, wenn auch nicht geschickt, so doch mit ziemlicher Fertigkeit an Mauer- oder Felswänden empor und in Höhlungen hin und her.

Ihre ewige Raftlosigkeit bedingt einen bedeutenden Verbrauch der Kraft und demgemäß auch ungewöhnlich reichen Erfaß. Die Segler sind gefräßiger, als alle übrigen Schwalben und vertilgen von den Kerbhieren, welche ihre anschließliche Nahrung ausmachen, Hunderttausende an einem Tage; denn auch die stärksten Arten der Familie, welche einen etwa droffelgroßen Leib haben, nähren sich hauptsächlich von den kleinen Kerfen, welche in hoher Luft sich umhertreiben und uns zum größten Theile wohl noch gänzlich unbekannt sind.

Unter den Sinnen steht das große, wimperlose Auge obenan; der nächst dem am besten entwickelte Sinn dürfte das Gehör sein. Der Geist scheint wenig ausgebildet zu sein. Die Segler sind zwar gesellig, aber keineswegs friedfertig, sondern im Gegentheil ungemein zankfüchtige und rauflustige Geschöpfe.

Alle Segler, welche den gemäßigten Gürtel der Erde bewohnen, sind Zugvögel, diejenigen, deren Heimat die Wendekreisländer sind, mindestens Strichvögel. Der Zug geschieht, wenigstens bei einigen Arten, mit der größten Regelmäßigkeit. Sie erscheinen in ihrem Vaterlande mit dem einmal feststehenden Tage und verlassen es zu einer ebenso bestimmten Zeit wieder. Die Frist, welche sie in der Heimat verweilen, ist aber nach den verschiedenen Arten sehr verschieden, ohne daß man eigentlich einen Grund dafür anzugeben wüßte.

Bei den Zugvögeln der Familie beginnt der Bau des Nestes unmittelbar nach ihrer Ankunft in der Heimat; denn der Aufenthalt hier währt so kurze Zeit, daß sie mit ihrem Fortpflanzungsgeschäft vollauf zu thun haben. Die Nester selbst zeichnen sich vor denen aller übrigen Vögel aus. Nur wenige Arten bauen zierliche, welche mehr oder weniger denen der Schwalben ähneln; viele tragen sich blos in einer Höhlung einen Haufen von Gerüst zusammen, welcher so unordentlich als möglich über einander geschichtet wird. Unter allen Umständen aber kennzeichnet sich das Nest des Seglers dadurch, daß die Stoffe mit dem klebrigen, bald verhärtenden Speichel überzogen und gebunden werden; ja, bei einigen Gruppen besteht das Nest der Hauptsache nach aus nichts Anderem, als eben solchem Speichel. Das Gelege enthält, soviel bis jetzt bekannt, nur wenige Eier von walzenförmiger Gestalt und lichter Färbung. Das Weibchen brütet allein; die Jungen werden von beiden Eltern aufgefüttert. Das Paar macht eine, höchstens zwei Bruten im Jahre. Für den Gebauer eignet sich kein einziges Mitglied dieser Familie: einen Segler im Käfig zu halten, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Indien und seine Gilande, Australien und Afrika beherbergen eine wohl abgeschlossene Gruppe von Seglern, welche an erster Stelle Erwähnung finden sollen, weil sie in gewissem Sinne als Uebergangsglieder von den Schwalben zu den eigentlichen Seglern betrachtet werden müssen. Es gehört hierher die Sippe der Baumsegler (*Dendrochelidon*), von welchen eine Art nach ihrem Geschrei Klecho (*Dendrochelidon Klecho*) genannt worden ist. Dieser 7 Zoll lange Vogel ist auf der Oberseite stahlgrün, mit stahlblauen Flügeldecken, auf der Unterseite grau, mit weißem Bauch; er bewohnt Dschungeln und Walddickichte und ist besonders merkwürdig durch sein Brutgeschäft. Er baut nämlich an freistehende Nester hoher Baumgipfel ein Nest, das aus verschiedenen Pflanzenstoffen besteht, die durch ein klebriges Bindemittel, den Speichel des Vogels, zusammengelimit sind, was an den Nestbau der Salangane erinnert. Das Nest ist so außerordentlich klein, daß der Vogel zur Bebrütung des einzigen Eies, womit es belegt wird, genöthigt ist, auf dem Aste zu sitzen und allein mit dem Bauche das Nest zu bedecken. Eine ähnliche Stellung ist das Junge anzunehmen genöthigt, sobald es einigermaßen erwachsen ist. Der Klecho kommt zwar überall auf Java vor, ist aber nirgends häufig. Seine geringe Vermehrung macht dies erklärlich.

Salanganen (*Collocalia*) nennt man die seit mehreren Jahrhunderten bekannten und noch heutigen Tages wenig gekannten Schwalben, welche die berühmten eßbaren Nester bauen. Die Kennzeichen der Sippe sind: geringe Größe, ziemlich lange Flügel, in denen die zweite Schwinge die längste ist, ein mittelanger, gerade abgestutzter oder leicht ausgeschnittener Schwanz, ein sehr kleiner, starkhakiger Schnabel und sehr schwache Füße, deren Hinterzehe sich nach hinten richtet. Das Gefieder ist ziemlich hart, aber einfach gefärbt. Unter den inneren Theilen verdient vor allem die sehr entwickelte Speicheldrüse Beachtung.



Die verbreitetste Art, welche wir insbesondere Salangane nennen wollen (*Collocalia nidifica*) erreicht eine Länge von  $4\frac{1}{4}$  bis 5 Zoll. Das Gefieder ist im allgemeinen graulich düsterbraun, an dem Untertheil heller, in Schmutzgraubraun übergehend; Schwingen und Schwanz sind schwärzlich; vor den Augen steht ein weißer Flecken. Die alten Vögel unterscheiden sich durch einen schwachen graulich grünen Metallglanz auf dem Mantel von den jüngeren.

Früher kannte man die Salangane nur als Bewohnerin der Sundainseln; in der Neuzeit hat man sie auch in den Gebirgen von Assam, in den Nilgeris, in Sittim und auf Ceylon beobachtet. Sie ist die Art, über welche das meiste berichtet und gefabelt worden ist. „An der Küste von China“, sagt der alte Vontius, „kommen zur Britenzeit kleine Vögelchen vom Geschlecht der Schwalben aus dem Innern des Landes an die Klippen des Meeres und sammeln aus dem Meeresschlamm am Grunde der Felsen einen zähen Stoff auf, möglicherweise Walrat oder Fischlaich, aus welchem sie ihre Nester bauen. Die Chinesen reißen diese Nester von den Klippen und bringen sie massenhaft nach Indien, wo sie für theueres Geld gekauft, in Hühner- und Hammelbrühe gekocht und von Schleckern allen übrigen Gaumenreizen vorgezogen werden.“ Bis in die neueste Zeit wird diese Meinung mehr oder weniger festgehalten. Fast sämtliche Reisebeschreiber sind der Ansicht, daß der Stoff zu den eßbaren Nestern dem Meere und seinen Erzeugnissen entnommen werde. Kämpfer gibt an, daß chinesische Fischer ihn versichert hätten, die eßbaren Nester seien nichts anderes, als das von den Schwalben irgendwie zubereitete Fleisch von einer großen Tintenschnecke. Rumph beschreibt ein kleines Pflänzchen von weichlicher und knorpeliger Beschaffenheit, halb durchsichtig, glatt und schlüpfrig, weiß und roth gefärbt, zähe wie Leim, welches sich am Strande des Meeres auf Felsengeröll und Muschelschaalen findet und der eigentliche Baustoff der Schwalbennester sein soll, bezweifelt aber doch die Wahrheit der ihm gemachten Angabe und hält es für wahrscheinlich, daß die Salangane den Baustoff zu ihren Nestern aus ihrem Leibe von sich gebe, während Poivre Buisson versichert, daß er das Meer zwischen Java und Cochinchina und zwischen Sumatra und Neuguinea mit einer Masse bedeckt gefunden habe, welche, auf dem Wasser schwimmend, wie halb aufgeweichter Leim aussehe und von den Schwalben aufgenommen werde. Erst Raffles kommt wieder auf Rumph's Ansicht zurück und hält den Baustoff für eine Absonderung der Schwalbe selbst, welche zuweilen mit solcher Anstrengung ausgebrochen werde, daß sich Blut mit ihm vermische. Marsden untersucht den Stoff der Nester und findet, daß er ein Mittel Ding zwischen Gallert und Eiweiß ist. Er widersteht geraume Zeit den Einwirkungen des heißen Wassers, quillt nach etlichen Stunden auf und wird beim Trocknen wieder hart, aber spröde, weil etwas Gallerte im Wasser bleibt. Auf die übrigen Angaben brauchen wir hier nicht weiter einzugehen; sie sind sämmtlich mehr oder minder Mutmaßungen von geringem Werthe. Durch Bernstein's umfassende Beobachtungen wissen wir jetzt genau, aus welchem Stoff die eßbaren Schwalbennester bestehen.

„Es darf uns gar nicht wundern“, sagt dieser ausgezeichnete Forscher, „daß so höchst verschiedene Ansichten über den Stoff der eßbaren Nester bestanden; denn so lange man den Angaben der unwissenden und abergläubischen Eingeborenen unbedingten Glauben schenkte und ihre Aussagen als wahr annahm oder sich durch die äußere Wehnlichkeit jener Nester mit anderen ganz verschiedenen Stoffen zu voreiligen Schlussfolgerungen verleiten ließ, durfte man kaum hoffen, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Nur durch eigene, vorurtheilsfreie Beobachtung der Vögel an ihren Brutplätzen konnte man zum Ziele gelangen. Dies ist jedoch mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden, da diese Thiere in dunklen, schwer zugänglichen Höhlen nisten, in denen es oft schwierig ist, die nächsten Gegenstände deutlich zu unterscheiden, wie vielmehr erst die äußerst beweglichen Vögel zu beobachten. Dies gilt jedoch nur von der Salangane im engeren Sinne. Viel leichter ist es, eine andere Art zu beobachten, welche auf Java einheimisch ist und dort Ruspappi genannt wird, da sie ihre Nester an leichter zugänglichen Stellen anlegt, entweder in den vorderen, helleren Theilen der Höhlen, die auch durch die Salanganen bewohnt werden, oder auch an ganz freien Stellen, an überhängenden Felswänden u. dergl. Mehrere Male war ich so glücklich, diese Art bei der Anlage ihres Nestes genau beobachten zu können, während es mir bei der Salangane aus den oben angeführten Gründen seltener und nie so vollkommen glückte.“

„Die eßbaren Nester sind ihrer äußeren Gestalt nach schon lange bekannt, und mehrere der älteren Schriftsteller haben gute und genaue Beschreibungen derselben gegeben. Sie haben im allgemeinen die Gestalt eines Viertheils einer Eischale, wenn man sich diese ihrem Längsdurchmesser nach in vier gleiche Theile getheilt denkt. Von oben sind sie offen, während der Felsen, an den sie befestigt sind, zugleich die hintere Wand des Nestes bildet. Dieses selbst ist äußerst dünn; doch breitet sich sein oberer, freier Rand nach hinten, da wo er sich an den







Эагагаге (Collocalia niflica).

Felsen anlegt, auf beiden Seiten in einen flügel förmigen Anhang von verschiedener Stärke aus, welcher, indem er mit breiter, platter Grundlage mit dem Gestein verbunden ist, die hauptsächlichste Stütze für das Nest selbst bildet. Letzteres besteht aus einem, bei der erwähnten Dünnhheit der Nestwände meistens durchscheinenden, weißlich oder bräunlich gefärbten, leimartigen Stoffe, in welchem man schon bei oberflächlicher Betrachtung eine deutliche Querstreifung wahrnimmt. Die Querstreifen verlaufen wellenförmig, mehr oder weniger in gleicher Richtung mit einander und sind offenbar durch das schichtenweise Austragen der Neststoffe entstanden. Sie sind die einzige Spur eines Gefüges, welche man an diesen Nestern bemerken kann. Die dunkleren, bräunlichen, im Handel wenig geschätzten Nester halte ich für ältere, in denen Vögel ausgebrütet und aufgezogen worden sind, die weißen, theuren dagegen für neu angelegte. Andere glauben sie zwei verschiedenen Vogelarten zuschreiben zu müssen; da ich noch keinen, auf einem braunen Neste gefangenen Vogel habe bekommen können, vermag ich die Sache nicht zu entscheiden. Die vielfältigen Uebergänge von ganz braunen zu völlig weißen Nestern, sowie ihr vollkommen gleicher Bau sprechen für eine Art. Manche Nester zeigen, zumal an ihrer inneren Seite, eine zellen- oder maschenähnliche Bildung, die offenbar eine Folge ist der beim Verdunsten des ursprünglich feuchten Stoffes eintretenden Verdickung und Zusammenziehung derselben. Endlich finden sich noch hier und da einzelne kleine Federn als zufällige Beimengung in und an den Neststoffen.“

„In dieses Nest nun legt der Vogel, ohne weitere Unterlage, seine beiden glänzend weißen, ziemlich langen und spitzen Eier. Bisweilen findet man auch deren drei; doch ist zwei wohl die gewöhnliche Anzahl. Ihr Längendurchmesser beträgt etwa 20 Mm., ihr Querdurchmesser 14 Mm.“

„Das Nest des Kusappi (*Collocalia fuciphaga*) ähnelt in seiner äußeren Gestalt dem der Salangane vollkommen, unterscheidet sich von demselben jedoch wesentlich dadurch, daß es hauptsächlich aus Pflanzenstengeln und dergleichen besteht, und daß jene eigenthümliche, leim- oder hornartige Masse nur dazu dient, jene Stoffe unter einander zu verbinden und das ganze Nest an seinem Standorte zu befestigen. Daher findet sich dieselbe in größerer Menge an den hinteren Theilen des Nestes, zumal an den erwähnten Flügel- oder armartigen Fortsätzen des oberen, freien Randes. Diese finden sich übrigens weniger regelmäßig, als bei den Nestern der anderen jabanischen Art und fehlen bisweilen gänzlich, besonders wenn der übrige Baustoff ein festerer, einer Unterstützung weniger bedürftiger ist. Ich besitze eine ziemlich bedeutende Anzahl Nester dieser Vögel, die unter dem Dachstuhl eines öffentlichen Gebäudes in Batavia gefunden wurden. Sie sind durchgängig aus feinen, sehr elastischen Blumenstengeln, Pferdehaaren und einzelnen Grashalmen erbaut, welche Stoffe beinahe in gleicher Richtung auf- und übereinander liegen, ohne unter sich, wie bei den Nestern anderer Vögel, verflochten zu sein. Hier hatte das Thier also ein Bindemittel nöthig, und daher sind die genannten Baustoffe mit jener mehr-erwähnten leim- oder hornähnlichen Masse überzogen und verbunden, ja, dieselbe findet sich in größerer Menge an den hinteren Theilen des Nestes. Drei andere Nester fand ich an einer überhängenden Felswand. Sie waren aus andern Pflanzenstoffen, welche sich leicht unter einander verbinden und verflechten lassen. Daher macht der Vogel in diesem Falle auch nur selten von jener Leimmasse Gebrauch; ich fand sie hauptsächlich nur am hinteren Theile des Nestes angewendet: die Pflanzenstoffe waren nur mit dem Leim an die Felsen angeheftet oder höchstens dünn überzogen worden.“

Vernstein kommt nun auf die alten Sagen zurück und erzählt, daß er wiederholt Kusappi's beobachtete, während sie sich mit dem Nestbau beschäftigten, andere eine Zeit lang lebend unterhielt und andere zergliederte und so das Ergebnis gewonnen habe, daß jener leimartige Stoff nichts anderes ist, als eine Absonderung des Vogels selbst. In einer seiner früheren Mittheilungen hat er bereits auf die auffallende Entwicklung der Speicheldrüsen, namentlich der Unterzungendrüsen, aufmerksam gemacht und die Vermuthung ausgesprochen, daß sie es sein möchten, welche den Nestschleim absondern. Hier von hat er sich seitdem überzeugt und zugleich auch gefunden, daß die genannten Drüsen nur während der Brutzeit zu zwei großen Wülsten anschwellen, schon während des Eierlegens aber wieder zusammenschrumpfen und dann wenig größer erscheinen, als dieselben Drüsen bei andern Vögeln. „Gedachte Drüsen also scheiden in reichlicher Menge einen dicken, zähen Schleim ab, der sich im vorderen Theile des Mundes, in der Nähe der Ausführungsgänge der genannten Drüsen unterhalb der Zunge ansammelt. Dieser Schleim, der eigentliche Speichel, hat viel Aehnlichkeit mit einer gefächtigten Lösung von arabischem Gummi und ist gleich diesem so zähe, daß man ihn in ziemlich langen Fäden aus dem Munde herausziehen kann. Bringt man das Ende eines solchen Schleimfadens an die Spitze eines Hölzchens



und dreht dieses langsam um seine Ase, so läßt sich auf diese Weise die ganze Masse des augenblicklich vorhandenen Speichels aus dem Munde und selbst aus den Ausführungsgängen der genannten Drüsen herausziehen. In der Luft trocknet er bald ein und ist dann in nichts von jenem eigenthümlichen Neststoff verschieden. Auch unter dem Vergrößerungsglas verhält er sich wie dieser. Zwischen Papierstreifen gebracht, klebt er dieselben wie arabisches Gummi zusammen. Ebenso kann man Grasshalme damit überziehen und dann zusammenkleben.“

„Wenn nun die Vögel mit der Anlage ihres Nestes beginnen wollen, so fliegen sie, wie ich öfters beobachtet habe, wiederholt gegen die hierzu gewählte Stelle an und drücken hierbei mit der Spitze der Zunge ihren Speichel an das Gestein. Dies thun sie oft zehn bis zwanzig Mal hinter einander, ohne sich inzwischen mehr als einige Ellen zu entfernen. Mithin holen sie den Baustoff nicht jedes Mal erst herbei, sondern haben ihn in größerer, sich schnell wieder ansammelnder Menge bei sich. So beschreiben sie zunächst eine halbkreis- oder hufeisenförmige Form an der erwählten Stelle. Die anfangs dickflüssige Masse verdunstet bald und bildet nun eine feste Grundlage für das weiter zu bauende Nest. Der Kusappi bedient sich hierzu, wie erwähnt, verschiedener Pflanzentheile, die er mehr oder weniger mit seinem Speichel überzieht und verbindet, die Salangane hingegen fährt mit dem Auftragen ihres Speichels allein fort. Sie kramert sich dann, je mehr der Nestbau fortschreitet, an dasselbe an und, indem sie unter abwechselnden Seitenbewegungen des Kopfes den Speichel auf den Rand des schon bestehenden und verhärteten Nesttheiles aufträgt, entstehen jene oben erwähnten wellenförmigen Querstreifen. Bei dieser Gelegenheit mögen dann wohl auch die einzelnen kleinen Federn, die wir an den Nestern finden, an dem halb eingetrockneten Speichel kleben bleiben und als zufällige Bestandtheile der Neststoffe beigefügt werden. Auch mag wohl der Reiz, den die angeschwollenen Drüsen verursachen, die Thiere veranlassen, sich der Absonderung derselben durch Drücken und Reiben zu entledigen. Hierbei kann es denn bisweilen geschehen, daß diese Theile roud gerieben werden und somit Veranlassung gegeben wird zum Austritt einiger Blutstropfen: diesem Umstande dürften wohl die kleinen Blutspuren, die man bisweilen an den Nestern wahrnimmt, ihre Entstehung verdanken. Uebrigens muß noch erwähnt werden, daß die Absonderung des Speichels, sowie vieler Drüsen in geradem Verhältniß zur Menge der aufgenommenen Nahrung steht. Wenn ich meine, einige Tage lebend unterhaltenen Vogel gut gefüttert hatte, trat alsbald eine reichliche Speichelabsonderung ein, die hingegen sehr gering war, wenn die Thiere einige Stunden gehungert hatten. Und hiermit stimmen andere Beobachtungen überein, zumal der Umstand, daß zu manchen Zeiten die Vögel ihre Nester schneller bauen und diese größer und schöner sind, als zu andern. Im ersteren Falle hatten die Thiere höchst wahrscheinlich Ueberfluß an Nahrung, im letzteren Mangel.“

Solchen Beobachtungen gegenüber bedarf es einer weiteren Auslassung nicht. Wir wissen jetzt ganz genau, welchen Stoff die Gutschmecker verzehren, wenn sie die berühmten indischen Vogelnester zu sich nehmen.

Nicht so ausführlich sind wir über das Leben der Schwalbe selbst unterrichtet. Die Salangane, erzählt Jungkuhn, fliegt an den Küsten Javas in dem spritzenden Schaum der Brandung hin und her und sucht dort ihre Nahrung. In ihrem Magen findet man kleine Kerbthiere und Würmchen. Die Vögel fliegen mit der Schnelligkeit eines Pfeiles und selbst bei vollster Dunkelheit durch die engsten Ritzen. Ihre Nester werden regelmäßig in Felsenhöhlen angelegt, welche am Ufer stehen. Der Boden derselben ist gewöhnlich mit Meereswasser bedeckt, der Eingang eng, zur Ebbezeit offen, zur Flutzeit durch jede herbeitrollende Woge gänzlich geschlossen. Dann liegt die Schwalbe in dem Augenblick aus und ein, wo die Woge heranraht oder zurücktritt. Auch fern vom Meere gibt es einzelne Felsenhöhlen, welche von den Schwalben bewohnt sind. Es scheint, daß die Salangane auch außer der Brutzeit in ihrer Nisthöhle übernachtet: „Im Jahr 1846 Ende Dezembers“, erzählt Jerdon, „besuchte ich eine der Höhlen am Ende der Taubeninsel bei Honore und erfuhr durch einen Eingeborenen, welcher uns zu der Höhle geführt hatte, daß die jetzt nicht brütenden Vogel abends zwischen acht und neun Uhr ankommen würden. Wir beauftragten ihn, diese Zeit abzuwarten und einige von den Thieren für uns zu fangen. Er kehrte am folgenden Tage zu uns zurück und brachte uns mehrere lebende Salanganen, welche er in einem Nest gefangen hatte, wie er sagte, erst um neun Uhr abends. Die Vögel mußten also aus großer Ferne herbeigekommen sein, da sie drei volle Stunden nach Sonnenuntergang unterwegs gewesen waren. — In einer andern Höhle, welche ich später, im März, besuchte, fand ich ungefähr fünfzig bis hundert Nester und in einigen von ihnen Eier. Wenige dieser Nester waren alt, die meisten frisch gebaut. Etwa zwanzig Paare der Vögel mochten vorhanden sein. . . . Bei Darjiling erscheint die Salangane zuweilen in großen Massen, nach



Tickel's Angabe im August als Zugvogel, welcher in südwestlicher Richtung dahinstreicht. Ich habe sie aber auch noch im Oktober und ebenso zu anderen Zeiten gesehen, immer in zahlreichen Schwärmen, welche sich über einen beträchtlichen Theil des Bodens vertheilten und hier mit großer Schnelligkeit hin und herzogen."

Die ergiebigsten Bruthöhlen befinden sich an der Südküste Javas. Einige von ihnen, welche in dem ungeheuern Kalkfelsen Karang-Kallong liegen und durch die holländische Regierung ausgebeutet werden, hat Gyp besucht. Die betreffende Felswand fällt senkrecht in das Meer ab und wird fast immer von einer wüthenden Brandung untobt. Auf der Höhe steht eine kleine Schanze mit fünf und zwanzig Mann Besatzung zum Schutze des Nestspeichers. Am Rande der Wand erhebt sich ein starker Baum und streckt seine Aeste über den senkrechten Abgrund. Hält man sich an diese und beugt sich so, daß man hinab sehen kann, so erscheinen die in der Tiefe hin und her schwirrenden Salanganen nicht größer als Bienen, und ihre Masse gleicht Bienenschwärmen. Die kühnen Nestjücker lassen sich an einem neunzig Faden langen Rotangseile Einer nach dem Andern in die schauervolle Tiefe hinab. Wer stürzt, ist rettungslos verloren. Auch in den Höhlen selbst wird ihnen die donnernde Brandung noch gefährlich. Der Höhlen sind neun. Jede hat ihren Namen, und jede ist nur von dem Seile aus zugänglich. Die Bevölkerung von Karang-Kallong bestand im Jahr 1847 aus 2700 Seelen, von welchen 1500 Mann zur Einsammlung der Nester bestimmt waren. Diese bleiben von andern Frohnen frei, bekommen übrigens für ihre gefährliche Arbeit geringen Lohn. Jährlich wird nur dreimal gesammelt. Ehe die Leute hinabsteigen, halten sie ein aus Reis bestehendes Festessen, genießen nach diesem etwas Opium, beten zur Göttin Njaihidul, und setzen vor deren Bett eine gute Gabe Esen. Die Eintünfte von diesen Höhlen betragen im Durchschnitt jährlich 480,000 Gulden. Auch an verschiedenen andern Plätzen der Südküste Javas und im ganzen indischen Archipel werden Nester gesammelt, welche fast alle nach China wandern.

Es scheint, daß noch heutigen Tages diese Nester ebenso gesucht und theuer bezahlt werden, wie vor Jahrhunderten. Den Schätzungen der Reisenden nach werden alljährlich Millionen der eßbaren Nester nach China ausgeführt, welche zusammen einen Werth von gegen 300,000 Pfd. St. haben. Die Chinesen unterscheiden eine Menge Sorten und zahlen für diese Speichelleckerei in des Wortes eigentlicher Bedeutung fabelhafte Summen.

In Asien, Amerika und Australien leben Segler, welche vor allen andern dadurch sich auszeichnen, daß die Schäfte der Federn des ziemlich gerade abgetupften oder selbst etwas abgerundeten Schwanzes als spitze Stacheln mehr oder weniger weit über die Fahnen hervorragen. Die betreffenden Vögel sind deshalb bezeichnend Stachel- oder Stachelsegler (*Acanthylis*) genannt worden. Eine der bekanntesten Arten ist der weißnackige Stachelsegler (*Acanthylis caudacuta*), ein Vogel von 8½ Zoll Länge.

Man findet denselben in den südöstlichen Theilen des Himalaya und erkennt ihn leicht an seiner ausgezeichneten Schnelligkeit und Gewandtheit.

Von den eigentlichen Seglern (*Cypselus*) hat man neuerdings mehrere kleine Arten unter dem Namen *Cypsiurus* getrennt. Wir erwähnen eines dieser Thierchen seines eigenthümlichen Nestbaues wegen. Der Zwergsegler (*Cypselus parvus*) erreicht eine Länge von ungefähr 5½ Zoll. Das Gefieder ist sehr gleichmäßig aschgrau, bräunlich auf Flügel und Schwanz, etwas lichter an der Kehle.

Erst tief im Innern Afrikas, da wo es bereits Urwäldungen gibt, begegnet man dem Zwergsegler öfters, jedoch keineswegs überall. Die großen herabhängenden Blätter der Dompalme bilden längs ihrer Mittelrippe eine Rinne, in welche dieser Vogel sein aus Baumwollenfajern bestehendes Nest mit Speichelleister festklebt und damit überzieht. Noch merkwürdiger aber ist die von Brehm durch eigne Anschauung festgestellte Thatsache, daß der Zwergsegler auch seine beiden Eier und selbst die Jungen, wenigstens so lange diese noch klein sind, im Neste anklebt, damit sie nicht bei heftiger Bewegung der Blätter durch den Wind herausgeschleudert werden. In ganz ähnlicher Weise baut und brütet der Palmensegler (*Cypselus palmarum*) Südaasiens.

Europa wird von zwei Seglerarten bewohnt, welche beide auch in Deutschland vorkommen, die eine aller Orten, die andere in den südlicheren Gebirgsgegenden. Beide haben in ihrem Weien die größte Aehnlichkeit mit einander und halten sich in Südeuropa auch gern gemeinschaftlich zusammen. Der Mauer- oder Thurmssegler, Mauerhäcker, die Mauer-, Thurms-, Stein-, Weier-, Feuer- und Spyrtschwalbe (*Cypselus apus*) ist 6 bis 7 Zoll



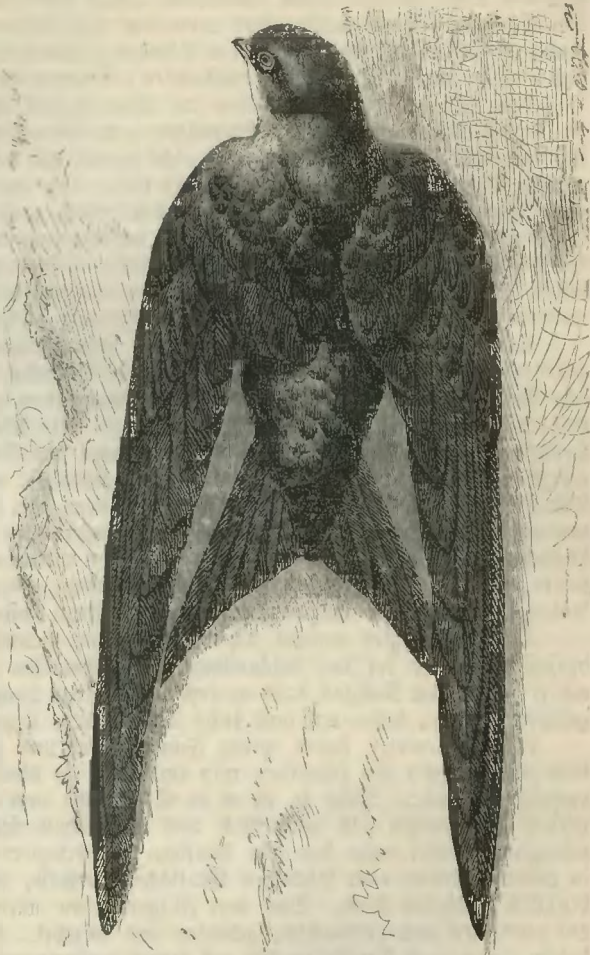
lang und  $15\frac{1}{2}$  Zoll breit. Das Gefieder ist mit Ausnahme der weißen Kehle rufschwarz; das Auge ist dunkelbraun; Schnabel und Füße sind schwarz.

Der Mauersegler ist es, welchen wir vom ersten Mai an bis zum August unter gellendem Geschrei durch die Straßen unserer Städte jagen oder die Spitzen alter Kirchthürme umfliegen sehen. Der Vogel ist weit verbreitet. Man findet ihn von Schweden bis Malaga, in allen Ländern Europas, ebenso in dem größten Theile Mittelasien und in ganz Afrika. Er trifft mit merkwürdiger Regelmäßigkeit bei uns ein, gewöhnlich am ersten oder zweiten Mai, und verweilt hier höchstens bis zum ersten August. In Spanien erscheint der Mauersegler mit gleicher Regelmäßigkeit wie bei uns und verläßt das Land ebenso früh, als er von Deutschland scheidet. Im Innern Afrikas kommt er schon wenige Tage nach seinem Wegzuge an. In Indien erscheint er nur als Wintergast.

Wie es scheint, wandern die Mauersegler stets in großen Gesellschaften. Sie kommen gemeinschaftlich an, und man sieht da, wo man Tags vorher nicht einen einzigen bemerkte, mit einem Male Duzende oder selbst Hunderte, und ebenso verlassen sie eine Stadt gewöhnlich in ein und derselben Nacht.

Es wird auch dem Laien nicht schwer, unsern Mauersegler von den übrigen bei uns heimischen Schwalben zu unterscheiden. Seine Bewegungen, sein Wesen und Treiben sind hinlänglich verschieden von denen der Schwalben. Der Mauersegler ist wie seine Verwandten ein im höchsten Grade lebendiger, unruhiger, bewegungslustiger und flüchtiger Vogel. Sein Reich ist die Luft; in ihr verbringt er so zu sagen sein ganzes Leben. Vom ersten Morgenschimmer an bis spät in die Nacht hinein jagt er in weiten Bogen auf und nieder, meist in bedeutenden Höhen, nur Abends oder bei heftigem Regen in der Tiefe. Bei uns zu Lande

sieht man ihn auch über Mittag seinen Geschäften nachgehen, in südlichen Ländern soll er um diese Zeit sich in seinen Höhlen verbergen. Wir kennen keinen deutschen Vogel, welcher den Mauersegler im Fluge überträfe. Dieser kennzeichnet sich durch eben so viel Kraft und Gewandtheit, wie durch eine unermüdlische Ausdauer. Der Mauersegler versteht zwar nicht die zierlichen und raschen Schwenkungen der Schwalben nachzuahmen; aber er jagt dafür mit einer unübertrefflichen Schnelligkeit durch die Luft. Seine schmalen, fischelartigen Flügel werden zeitweilig mit so großer Kraft und Schnelligkeit bewegt, daß man nur ein unordentliches Bild von ihnen gewinnt. Dann aber breitet der Vogel dieselben plötzlich weit aus und schwimmt und schwebt nun ohne jegliche sichtbare Flügelbewegung prächtig dahin. Doch ist der Segler nur in der Luft wirklich heimisch, auf dem Boden hingegen fremd. Man kann sich kaum ein unbehilflicheres Wesen denken, als einen Segler, welcher am Fliegen verhindert ist und auf dem Boden sich bewegen soll. Von Gehen ist bei ihm keine Rede mehr; er vermag nicht einmal zu kriechen. Man hat behauptet, daß er unfähig sei, sich vom Boden zu erheben; dies ist aber keineswegs der Fall. Legt man einen frisch gefangenen Segler platt auf den



Der Mauer- oder Thurmsegler (*Cypselus apus*).



Boden nieder, so breitet er sofort seine Schwingen, schnellst sich durch einen kräftigen Schlag derselben in die Höhe und gebraucht sodann seine Flügel mit gewohnter Sicherheit. Uebrigens weiß der Mauersegler seine Füße immer noch recht gut zu benutzen. Er häkelt sich äußerst geschickt an senkrechten Mauern oder Bretterwänden an und verwendet die scharf getralkten Behen außerdem zu seiner Vertheidigung, andern seiner Art gegenüber.

Der Segler ist ein Schreibvogel, nicht aber ein Sänger. Seine Stimme ist ein schneidender, gellender Ton, welcher durch die Silben „Spi spi“ oder „Kri“ wiedergegeben werden kann. Bei Erregung irgend welcher Art vernimmt man diesen Laut oft zum Ueberdruß, und wenn eine zahlreiche Gesellschaft durch die Straßen hindurchjagt, ist es manchmal kaum zum Aushalten. In ihren Schlaf- oder Nisthöhlen zwischern Alte und Junge.

Ueber die höheren Fähigkeiten des Mauerseglers ist wenig Günstiges zu sagen. Er ist ein herrschsüchtiger, zänkischer, stürmischer und übermüthiger Gesell, welcher streng genommen mit keinem Geschöpf in Frieden lebt, nicht einmal mit andern seiner Art, und unter Umständen andern Thieren ohne Grund beschwerlich fällt. Um die Nistplätze zanken sich die Mauersegler unter lautem Geschrei oft tagelang. Aus Eiferjucht packen sich zwei Männchen wüthend in der Luft, verkrallen sich fest in einander und wirbeln nun von oben bis zum Boden herab. Ihre Wuth ist aber so groß, daß sie hier häufig noch fortzukämpfen und sich mit Händen greifen lassen. Ja man kennt Beispiele, daß Mauersegler todt aus der Luft herabgefallen waren, welchen während der Kämpfe die Brust vollständig zerfleischt worden war.

Der Nistort ist je nach den Umständen sehr verschieden gewählt. In Deutschland sind es gewöhnlich die Kirchtürme und andere hohe Gebäude, in deren Mauerspalten unser Segler sein Nest anbringt. Im Süden Europas bevorzugt er geeignete Felswände; namentlich große Höhlen werden oft von hunderten benutzt. Die Wiege der Jungen besteht aus Halmen, Heufaden, dünnen Blättern, Zeuglappen, Haaren und Federn, welche ohne Auswahl zusammengelegt, dann aber gänzlich mit dem klebrigen Speichel, welcher wie bei andern Seglern an der Luft erhärtet, überzogen werden. Zwei, höchstens drei sehr lang gestreckte, fast walzenförmige und an beiden Enden ungefähr gleichmäßig zugerundete weiße Eier bilden das Gelege. Das Weibchen brütet allein und die Jungen brauchen mehrere Wochen, bis sie flugbar sind. Man findet die Eier frühestens Ende Mai's, die eben ausgetrocknenen Jungen Mitte Juni's oder Anfangs August, die ausgeflogenen Jungen erst zu Ende des Monats.

Der Mauersegler ernährt sich ebenfalls von kleinen Kerbthieren und zwar ungefähr von denselben, welche bei der Beschreibung der Schwalben aufgezählt wurden, er frißt so lange, als er jagt. Im Nothfall kann er erstaunlich lange hungern: Gefangene, welche ohne Nahrung gelassen wurden, sollen erst nach sechs Wochen dem Hungertode erlegen sein.

Alle Seglerarten haben wenig Feinde. Bei uns zu Lande jagt höchstens der Baumfalk dem nur fliegend sich zeigenden und im Fluge so überaus raschen Vogel nach. Der Mensch verfolgt ihn nicht. Nicht so ist es in Südeuropa und namentlich in Italien. Dort gilt das Fleisch der Jungen als vortrefflich und ist deshalb sehr gesucht. Um nun diese Vederei zu erlangen, bereitet man den sehr häufigen Mauerseglern eine bequeme Wohnung, indem man in hohen Wänden oder Thürmen Brutlöcher herstellt, welche man von innen untersuchen und bezüglich ausheben kann. Vor dem Flüggewerden wird dann die Brut bis auf ein Junges ausgenommen und geschlachtet, gebraten und verzehrt. Bei Carrara hat man der Mauersegler halber ein eigenes Brutthürmchen auf einem vorspringenden Felsen gebaut.

Der Alpensegler, Alpenhändler oder Bergspyr (*Cypselus Melba*) ist bedeutend größer und stärker als der Mauersegler, 7 bis 8 Zoll lang und 19 breit. Nördlich von den Alpen kommt der Alpensegler nur ausnahmsweise vor. Seine eigentliche Heimat ist der Süden. Die Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung, viele Gebirge der drei südeuropäischen Halbinseln und ein großer Theil Asiens beherbergen ihn regelmäßig; im Atlas mag er wohl auch ständig vorkommen. Auf seinem Zuge durchheilt er ganz Afrika: man hat ihn am Kap gefunden.

In seinem Wesen hat der Alpensegler, wie schon oben bemerkt, die größte Aehnlichkeit mit seinen vorstehend beschriebenen Verwandten. Er ist ebenso unruhig und stürmisch, fliegt ebenso rasch und gewandt und ist ein ebenso arger Schreier, wie jener.

\* \* \*

(Nachtshwalben.) Die Nachtthiere unter den Sperrvögeln sind so ausgezeichnete Geschöpfe, daß sie weder verkannt, noch mit andern Klassenverwandten verwechselt werden können. Sie haben überall, wo sie leben, die Beachtung der Menschen auf sich gezogen und zu den sonder-



barsten Meinungen Veranlassung gegeben. Hierdon zeugt unter anderm die Menge und Bedeutsamkeit der Namen, welche sie führen.

Wir haben es mit drei nahe verwandten Familien zu thun, welche wir Nachtswalben, Fettvögel und Schwalmee nennen wollen.

Die Nachtswalben oder Nachtschatten (*Caprimulgi*) bilden eine sehr zahlreiche, nach außen hin wohl abgegrenzte Familie. Nur soweit es sich um die allgemeineren Kennzeichen handelt, kann man von einer Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Schwalben oder den Seglern sprechen; eine genauere Vergleichung der verschiedenen Gruppen ergibt sehr wesentliche Unterschiede. Der äußere und innere Bau der Nachtswalben ist ein durchaus eigenthümlicher. Sie ähneln streng genommen den Schwalben in viel geringerem Grade, als die Eulen den Falken ähneln. Die Größe schwankt erheblich. Einige Arten sind fast so groß, wie ein Rabe, andere kaum größer, als eine Lerche. Der Leib ist gestreckt, wie bei andern Sperrvögeln, der Hals kurz, der Kopf sehr groß, breit und flach, das Auge umfangreich und ziemlich stark gewölbt. Der Schnabel ist verhältnißmäßig kleiner, als bei allen bisher genannten Ordnungsverwandten; er ist hinten ziemlich breit, aber sehr kurz, stark nach vorn verschmälert und ungemein flach; die Kiefernen hingegen sind außerordentlich verlängert, und der Kachen ist deshalb größer, als bei irgend einem andern Vogel. Der hornige Theil des Schnabels nimmt nur die Spitze des Freßwerkzeuges ein; er ist schmal am Obertiefer oder seitlich herabgebogen; seine stumpfe Firste reicht wenig zurück. Neben ihr liegen die röhrenförmigen Nasenlöcher nahe neben einander. Die Beine sind regelmäßig schwach, ihre Läufe sehr kurz, auf der Hinterseite mit einer Schwiele bedeckt, vorn gewöhnlich mit kurzen Schildern bekleidet, oben oft befiedert und zuweilen auch ganz nackt. Die Zehen sind, mit Ausnahme der sehr entwickelten Mittelzehe, kurz und schwach; Innenzehe und Mittelzehe sind gewöhnlich am Grunde durch eine Spannhaut verbunden; die Hinterzehe richtet sich nach der innern Seite, kann aber auch nach vorwärts getehrt werden. Bei sehr vielen Arten trägt die lange Mittelzehe auch einen langen, und gezähnelten Nagel. Die Schwingen sind lang, schmal und spitzig, jedoch nicht in demselben Grade, wie bei den Schwalben. Der Schwanz besteht aus zehn Federn, welche sehr verschieden gestaltet sein können. Das Gefieder ist eulenartig, großfedrig und weich, seine Zeichnung regelmäßig eine außerordentlich feine und zierliche, die Färbung jedoch eine düstere und wenig auffallende. Am kürzesten wird man beide bezeichnen können, wenn man sie baumrindenartig nennt. Es zeigt im Ganzen ein so übereinstimmendes Gepräge, daß behauptet wurde: wer einen Ziegenmelker gesehen hat, habe sie alle gesehen. Beachtenswerth sind diejenigen Gebilde, welche den Kachen umgeben, weil sie in steife Borsten umgewandelt sind; ebenso merkwürdig sind die kurzen, feinen und dichten Wimpern, welche das Auge umsetzen. Bei einigen Arten haben die Männchen besondere Schmuckzeichen.

Alle Gegenden und Länder der Erde mit Ausnahme derer, welche innerhalb des kalten Gürtels liegen, beherbergen Nachtswalben. In Europa kommen zwei Arten vor, im Norden Amerikas mehr als doppelt so viele; schon in Nordafrika und bezüglich in Mittelamerika aber nimmt die Artenzahl beträchtlich zu, und das Gleiche gilt für die entsprechend gelegenen Länder Asiens; auch Neuholland ist nicht arm an ihnen. Der Verbreitungskreis der einzelnen Arten ist ziemlich ausgedehnt; der Aufenthalt aber beschränkt sich auf besonders günstige Verhältnisse. Die große Mehrzahl aller Nachtswalben lebt im Walde oder sucht diesen wenigstens auf, um auszuruhen, einige Arten aber bevorzugen ganz entschieden die Steppe, und andere wieder sogar die Wüste oder wüstenähnliche Steinhalden und dergleichen Plätze.

Standvögel sind wahrscheinlich nur diejenigen Nachtswalben, welche in den Waldungen der Gleichländer leben, alle übrigen dürften mindestens streichen, und sämmtliche nordische Arten wandern. Sie erscheinen ziemlich früh im Jahre in ihrer Heimat und verweilen bis zu Anfang des Herbstes. Ihre Wanderungen dehnen sie über große Gebiete aus; unsere Nachtswalbe zieht bis in das Innere Afrikas. Nur während dieser Reisen sind die Nachtschatten einigermaßen gesellig; in der Heimat selbst lebt jedes einzelne Paar streng für sich, und vertreibt jedes andere aus seinem Gebiete. Der Umfang des letzteren pflegt jedoch gering zu sein, und da, wo die Vögel häufig sind, kann es vorkommen, daß ein großer Garten von mehreren Paaren bewohnt wird. Bei uns zu Lande meiden die Nachtswalben die Nähe des Menschen; sie erscheinen wenigstens nur ausnahmsweise nachts über den Dörfern. Im Süden ist dies nicht der Fall; hier siedeln sie sich in oder unmittelbar an Dörfern an, und zumal große Gärten werden zu ihrem gewöhnlichen Wohnsitze.

Kerbthiere verschiedener Art bilden die ausschließliche Nahrung der großen Mehrzahl aller Nachtswalben. Sämmtliche Arten sind im höchsten Grade gefräßig. Ihre Jagd beginnt in

der Regel mit Einbruch der Nacht, wird einige Stunden lang betrieben, sodann unterbrochen und gegen die Morgendämmerung hin von neuem wieder aufgenommen. Noch ehe die Sonne am Himmel erscheint, suchen die Nachtschwalben die Ruhe. Aber auch hier gibt es Ausnahmen. Amerikanische Arten jagen gar nicht selten am hellen Tage und nicht bloß in schattigen Waldungen, sondern auch im Freien und im hellsten Sonnenschein. Die übrigen pflegen während des Tages der Länge nach auf einem umgefallenen Stamme und andern liegenden Holzstücken oder auf dem Boden und bezüglich auf Felsgesimsen düsterer Höhlungen zu sitzen oder richtiger vielleicht zu liegen; denn sie drücken sich so platt auf ihre Unterlage, daß sie viel breiter als hoch erscheinen.

Alle Nachtschwalben zeigen sich nur im Fluge als bewegungsfähige Wesen; auf den Zweigen kleben sie, und auf der Erde liegen sie mehr, als sie sitzen. Ihr Gang ist ein trauriges Getrippel, welches die Thiere sehr zu ermüden scheint und auch niemals weiter, als auf einige Fuß hin fortgesetzt wird. Der Flug hingegen zeichnet sich durch Leichtigkeit und Ziellichkeit, Gewandtheit und Anmuth aus. Unter den Sinnen steht wohl das Gesicht obenan, wie das große Auge schließen läßt; nächstdem scheinen Gehör und Gefühl am meisten entwickelt zu sein.

Die geistigen Fähigkeiten sind gering, wenn auch wahrscheinlich nicht in dem Grade, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die schlaftrunkene Nachtschwalbe, welche wir bei Tage beobachten können, macht allerdings einen höchst ungünstigen Eindruck, und auch die zufällig gefangene weiß sich nicht anders zu helfen, als durch Aufsperrn ihres ungeheuren Rachens und ein heiseres Fauchen: die ermunterte, in voller Thätigkeit begriffene zeigt sich von ganz anderer Seite. Sie bekundet zwar gewöhnlich eine recht alberne Neugier und eine sehr oft verderbliche Vertrauensseligkeit, lernt jedoch ihre Feinde bald genug kennen und greift selbst zur List, um sich oder ihre Brut deren Nachstellungen zu entziehen.

Ein eigentümliches Nest bauen die Nachtschwalben nicht; sie legen ihre Eier ohne jegliche Unterlage auf den flachen Boden; sie denken nicht einmal daran, für diese Eier eine leichte Höhlung auszufharren. Die Anzahl des Geleges ist stets gering: die meisten Nachtschwalben legen nur zwei Eier, viele sogar bloß ein einziges. Bei Gefahr wissen sich einige, wie Audubon uns mittheilt, in ganz absonderlicher Weise zu helfen. Sie bergen nämlich die Eier in dem ungeheuren Rachen und schleppen sie einer andern, ihnen sicher dünkenden Stelle des Waldes zu, wo sie die Bebrütung fortsetzen. Die Jungen werden mit großer Liebe gepflegt und nach besten Kräften vertheidigt. Für die Gefangenschaft eignen sich diese Vögel nicht.

Die Zahl der Feinde, welche den Nachtschwalben gefährlich werden können, ist verhältnißmäßig gering. Der Mensch, welcher sie kennen lernt, verfolgt sie nicht. Eine solche Schonung wird ihnen jedoch keineswegs deshalb zu Theil, weil man ihren Nutzen erkannt hat, sondern viel häufiger, weil man in ihnen umheimliche Vögel sieht, deren Tödtung schlimme Folgen nach sich ziehen kann. Unsere Bauern dagegen betrachten die harmlosen Geschöpfe mit entschieden mißgünstigem Auge, weil sie der Ansicht sind, daß jene ihren weiten Rachen zu nichts anderem, als zum Melken der Ziegen benutzen könnten.

Eine südamerikanische Art verdient aus dem Grunde an erster Stelle genannt zu werden, weil sie nicht mehr als Nachtvogel im eigentlichen Sinne des Wortes betrachtet werden darf. Die *Nacunda*, zu deutsch das Großmaul, oder *Criango* oder *Coriango* der Brasilianer (*Podager Nacunda*) ist 10 Zoll lang und 27 Zoll breit; sie ist über den größten Theil Südamerikas verbreitet und findet sich hauptsächlich in der Steppe vor. Das auffallendste ist ihre Thätigkeit bei Tage und ihre Geselligkeit.

Eine zweite Sippe umfaßt die Dämmerungsschwalben (*Chordeiles*). Unter den verschiedenen Arten derselben, welche Süd- und Nordamerika bewohnen, ist der Nachtfalk der Nordamerikaner (*Chordeiles virginianus*) die bekannteste. Seine Länge beträgt 8 $\frac{1}{2}$  Zoll, die Breite 20 bis 21 Zoll. Der Nachtfalk hat einen sichern, leichten und ausdauernden Flug. Bei trübem Wetter sieht man ihn während des ganzen Tages in Thätigkeit. Die Bewegungen seiner Schwingen sind absonderlich anmuthig, und die Spiellust, welche er während des Fluges bekundet, fesselt Jedermann. Bei vorschreitender Dämmerung fliegt er tiefer, schneller und unregelmäßiger; er verfolgt dann die von fern erspähten Kerbthiere längere Zeit auf ihrem Wege. Wenn die Dunkelheit wirklich eintritt, läßt er sich entweder auf ein Haus oder auf einen Baum nieder und verbleibt hier während der Nacht, dann und wann sein Geschrei ausstoßend. Auch er hockt sich, nach anderer Nachtschwalben Art, mit aufgelegter Brust nieder.



Die europäische Nachtjwalbe (*Caprimulgus punctatus*).

Das Geschrei soll wie „Perketek“ klingen. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus sehr kleinen Kerbtieren, namentlich aus verschiedenen Mückenarten, welche in unglaublicher Masse vertilgt werden.

Leider werden sehr viele dieser nützlichen Vögel von den Amerikanern erlegt, meist nur, um sich im Flugschießen zu erproben. Es wird versichert, daß ihr Fleisch recht schmackhaft sei, namentlich im Herbst, wenn die Nachtfalken gemästet und fett sind.

Alle übrigen eigentlichen Nachtjwalben betreiben ihre Geschäfte ausschließlich bei Nacht und erheben sich bei Tage nur dann, wenn es sich darum handelt, vor einem Feinde zu flüchten. Ihr Leben und Treiben erscheint nach den bisher vorliegenden Beobachtungen so übereinstimmend, daß es unnützig ist, von jedem einzelnen eine Lebensbeschreibung zu geben.

Unsere europäische Nachtjwalbe, der Nachtschatten, Tagsschläfer, der Nachtwanderer, der Nachtrabe, der Ziegen-, Geis- oder Kindermelker, der Ziegen-, Kuh- oder Milchauger, die Brillennase, der Pfaffe, die Heye und wie er sonst noch genannt wird (*Caprimulgus punctatus*), vertritt eine der artenreichsten Sippen, welche sich, wenn man so sagen darf, durch Einfachheit der Gestalt auszeichnet. Der Leib ist gestreckt, der Hals sehr kurz, der Kopf groß und breit, der Flügel lang, schmal, spitzig, der Schwanz fast gerade abgeschnitten. Der Schnabel ist sehr klein und kurz, aber breit, an der Wurzel schmal, an der Spitze vor den Nasenlöchern herab gebogen. An den kleinen niedrigen Füßen überragt die Mittelzehe die übrigen bedeutend und verbindet sich mit den nächsten beiden durch eine Spannhaut bis zum ersten Gelenk; die kleine, nach innen stehende Hinterzehe ist frei. Den Lauf bekleiden von oben her bis zur Hälfte kleine Federchen; der übrig bleibende Theil ist mit Schildtafeln bedeckt. Der Nagel der Mittelzehe ist gezähnt. Das Gefieder ist großfederig, loder und weich. Die Länge beträgt 10 Zoll, die Breite 21 Zoll. Die Färbung ist auf der Oberseite aschgrau, braunschwarz und rostgelb gefleckt, gestreift, getüpfelt und gewässert, auf der Unterseite lichtgrau, schwarz und dunkelbraun gestrichelt und gefleckt. Ein Strich über dem Auge und ein anderer längs der Nasenspalte sind weißlich.

Der Heimatkreis des Ziegenmelkers dehnt sich über den größten Theil Europas aus. Erst im höchsten Norden fehlt er, und im südlichen Spanien wird er durch eine zweite Art, den rothhaligen Ziegenmelker (*Caprimulgus ruficollis*), ersetzt. Wie weit er sich über Asien verbreitet, ist zur Zeit noch nicht festgestellt. Daß er im Nordwesten dieses Erdtheils vorkommt, unterliegt keinem Zweifel; fraglich aber ist es, ob der Ziegenmelker, welcher häufig noch in den Amurländern vorkommt, wirklich der unjrige oder ob er die Jotaka Japans (*Caprimulgus Jotaca*) ist.

Zu derselben Sippe gehören einige durch ihre Färbung ausgezeichnete Arten Nordafrikas, unter denen namentlich der Prachtziegenmelker (*Caprimulgus eximius*) Erwähnung verdient. Sein Gefieder ist der Hauptfärbung nach schon goldgelb, auf Kopf, Brust und Rücken



Die Eclerichwalbe (*Hydropsalis forcipata*).

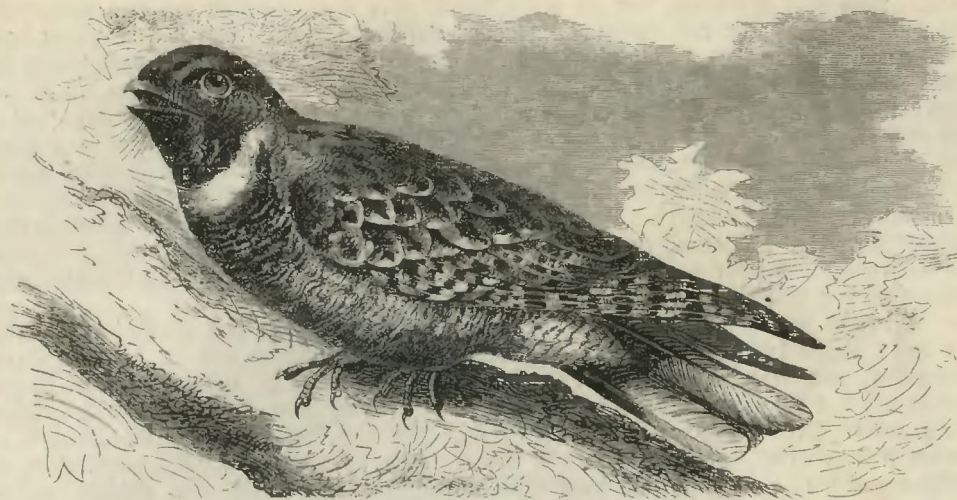
mit länglichrunden Flecken und Punkten gezeichnet, auf Flügeln und Schwanz dunkler gebändert; Kehle, Unterleib, ein Fleck auf den Flügeln und die Spitzen der äußern Schwanzfedern sind weiß.

In einer zweiten Sippe (*Antrastomus*) vereinigt man amerikanische Nachtschwalben, welche wir Vorknatschwalben nennen wollen. Hierher gehört der berühmte Whip-poor-Will der Nordamerikaner (*Antrastomus vociferus*), ein Vogel von 9 Zoll Länge, 17 Zoll Breite; die Heimat dieser Nachtschwalbe ist der größte Theil von Nordamerika; gelegentlich ihres regelmäßigen Winterzugs kommt sie auch in Mittelamerika und in Westindien vor.

Ganz Mittelafrika wird von Ziegenmelkern bewohnt, welche sich hauptsächlich durch einen auffallend langen Stufenschwanz auszeichnen, aber auch außerdem noch durch gewisse Merkmale von andern unterscheiden und deshalb unter dem Namen Scotornis, Schleppenschwalben, in einer besondern Sippe vereinigt worden sind. Eine dieser Schleppenschwalben (*Scotornis climacurus*), deren Männchen 15 Zoll lang ist, wovon der Schwanz volle  $9\frac{1}{2}$  Zoll beträgt, ist in allen dünn bestandenen Waldungen der Steppenländer Mittelafrikas gemein. Es wird behauptet, daß sie auch in Europa und zwar in der Provence vorgekommen wäre; diese Angabe fordert jedoch zu sehr gerechten Zweifeln heraus.

Bei andern Nachtschwalben ist der Schwanz beim Männchen sehr tief, beim Weibchen weniger auf-



Ter Whib-poor-Will (*Antrostomus vociferus*).

fallend gegabelt. Man hat die hieher gehörigen Arten, welche nur in Südamerika vorkommen, *Hydropsalis* genannt. Es genügt, von einer der bekanntesten, welche wir Leierschwalbe nennen wollen (*Hydropsalis forcipata*), zu bemerken, daß das Gefieder braun und gelb gefleckt und die Halsmitte weiß ist, im übrigen aber die Zeichnung dem bei dem Nachtschatten allgemeinen Gepräge entspricht. Die äußerste Schwanzfeder ist fast dreimal so lang als der Leib; deshalb beträgt die Länge 26 bis 28 Zoll, wovon nur 7 Zoll auf den Leib kommen; der Fittig mißt 9 Zoll.

Endlich haben wir noch derjenigen Nachtschwalben zu gedenken, bei denen gewisse Flügel-federn eigenthümlich entwickelt sind, daher ihnen die Araber den Namen Vierflügel gegeben haben, den wir beibehalten werden, so wunderbarlich er auch klingen mag. Abgesehen von den eigenthümlich verlängerten und gestalteten Flügel-federn, zeigt der Vierflügel (*Macrodipteryx africanus* oder *M. longipennis*) wenig Absonderliches. Der Fittig ist im Verhältniß zu der geringen Leibgröße des Vogels sehr lang, in ihm die zweite Schwinge die längste. Die Länge des Vogels beträgt ungefähr 8 bis 9 Zoll, wovon  $3\frac{1}{2}$  bis 4 Zoll auf den Schwanz kommen; der Fittig mißt  $6\frac{1}{4}$  Zoll.

Ein nah verwandter Vogel ist unter dem Namen *Cosmetornis* getrennt worden, weil bei ihm nicht eine einzige, sondern zwei Flügel-federn über die andern verlängert sind. Die einzige Art, welche man kennt (*Cosmetornis vexillarius*), bewohnt Südostafrika und gehört noch zu den größten Seltenheiten der Sammlungen.

Eine Lebensschilderung der vorstehend angeführten Nachtschwalben kann im Grunde nichts anderes sein, als die Ausführung des weiter oben über die Familie mitgetheilten. Wie schon bemerkt, gehört die große Mehrzahl aller Nachtschwalben dem Walde an; jedoch würde man irren, wenn man annehmen wollte, daß der dicht geschlossene oder düstere Urwald von ihnen bevorzugt würde. Sie erwählen sich im Gegentheil solche Waldungen, wo große Blößen mit dichter bestandenen Stellen abwechseln. Afrikas Steppenwaldungen wo nur hier und da ein Baum oder ein Strauch steht, der übrige Boden aber mit hohem Gras bewachsen ist, müssen den Nachtschwalben als Paradies erscheinen; darauf hin deutet wenigstens das ungemein häufige Vorkommen der Vögel. Auch die südeuropäischen Waldungen, welche sehr oft an jene Steppenwälder erinnern, sagen ihnen weit mehr zu, als unsere geschlossenen Bestände. Meiden sie ja doch ängstlich fast unsere Laubwälder, obwohl diese unzweifelhaft weit reicher sind an Kerbt-hieren, als die Nadelwaldungen, in denen sie ihr Sommerleben verbringen. Sie erscheinen auf dem Zuge in Waldungen aller Art oder in Gärten, suchen aber im Norden zum Brüten nur Nadelwälder auf.

Unbedingtes Erforderniß zu einem Ruheorte, welcher der Nachtschwalbe behagen soll, ist möglichster Schutz gegen die Strahlen der Sonne. Deshalb zieht sich der kaum gefähige Vogel mit Ausbietung aller seiner Kräfte in dünn bestandene Waldungen, stets bis in die Stammnähe eines Baumes oder Busches zurück, auch wenn derselbe seine Nester bis tief auf den Boden herab-



beugt. Man darf annehmen, daß die große Anzahl aller Nachtschwalben auf dem Boden ruht und nur ausnahmsweise auf Baumzweigen sich niederläßt und zwar setzt sich kein einziger dieser Vögel, nach anderer Art, querüber auf einen Zweig, sondern stets der Länge nach, sodasß Ast und Leib in dieselbe Richtung kommen und letzterer auf erstere ruht. Nur wenn ein Ziegenmelker aus seinem tiefsten Schlafe aufgeschreckt wird, und sich einem Baume zuwendet, setzt er sich nach anderer Vögel Art auf Zweige nieder; ein solches Siken ist ihm aber so zuwider, daß er baldmöglichst einen neuen, bequemeren Platz aufsucht. Während des Schlafes schließt er die großen Augen gänzlich; sein feines Gehör scheint ihm jedoch annahende Gefahr rechtzeitig zu verrathen. Dann blinzelt er nach Eulenart zwischen den kaum geöffneten Lidern hervor, versucht sich einige Aufklärung zu schaffen und fliegt dann entweder auf und davon oder drückt sich auch wohl noch fester und platter auf den Boden nieder, indem er auf die Gleichfarbigkeit seines Gefieders mit einem alten Rindenstück oder der Erde selbst vertraut.

Der Flug ist ungemein verschieden, je nach der Tageszeit und je nach der Erregung, welche der Vogel gerade kundgibt. Bei Tag erscheint er flatternd, unsicher und in gewissem Grade unbeholfen, auch regellos; man meint, daß ein vom Wind plötzlich erhobener leichter Gegenstand durch den Luftzug weiter geführt würde, und schließlich zum Boden wieder herabstürze. Ganz anders fliegt der Ziegenmelker bei Nacht. Mit dem Verglöhen des Abendrothes im Westen tritt er seine Jagdzüge an. Er ist vorher munter geworden, hat sich minutenlang im Gefieder geneselt, nach dieser und jener Seite umgeschaut und streicht nun zunächst raschen, behenden, gleitenden Fluges über wenig bewaldete Flächen oder über vollständige Wälder hinweg. So lange es nur der Jagd gilt, ist der Flug abwechselnd ein leichtes, schwalbenartiges Schwimmen und Schweben oder ein durch rasche Flügelschläge beschleunigtes Dahinschießen; Schwentungen aller Art werden dabei jedoch auch ausgeführt und zwar fast mit derselben Gewandtheit, welche die Rauchschnalbe zeigt. So geht es weiter, bis die vollkommen hereingebrochene Dunkelheit die Jagd beendet. Da der Vogel verhältnißmäßig ungeheure Bissen hinabwürgt, Mai- und große Mistkäfer, umfangreiche Nachtschmetterlinge z. B. duzendweise verschluckt, ist der Magen in der aller kürzesten Zeit gefüllt. Die Verdauung abwartend, sitzt der Vogel jetzt eine Zeitlang ruhig auf einem Aste; sobald aber die Lebend verschluckten und nicht so leicht umzubringenden Käfer in seinem Magen getödtet sind und wieder Platz für neue Nahrung geschafft ist, tritt er einen nochmaligen Jagdflug an, und so gehts abwechselnd die ganze Nacht hindurch, falls diese nicht gar zu dunkel und stürmisch ist. Am lebhaftesten fliegen die Nachtschatten in den Früh- und Abendstunden.

Gelegentlich dieser Jagdflüge entfernt sich der Nachtschatten oft weit von seinem eigentlichen Wohnsitz. Er kommt in Thüringen aus den benachbarten Wäldern bis in die Dörfer herein oder fliegt hoch über diesen dahin einem andern Walde zu; er erscheint in Spanien von den umgebenden Gärten über großen Städten, wie z. B. über Madrid; er schwebt in Mittelasrika von der Steppe herein in die Wohnorte des Menschen und macht sich hier oft lange zu schaffen. Nicht selten geschieht es, daß seine Neugier durch besondere Umstände rege gemacht wird: ein dahin laufender Hund kann ihn viertelstundenlang beschäftigen. Er stürzt sich dann wiederholt nach Falkenart auf den Vierfüßler hernieder und begleitet ihn bis weit über die Grenzen seines Gebietes hinaus. Ebenso werden Menschen, welche zufällig über seinen Wohnsitz gehen, oft lange von ihm verfolgt, in engen Kreisen umschwärmt und bis zur Waldgrenze oder darüber hinaus begleitet.

Gleich anderen Vögeln zeigen auch die Nachtschwalben zur Zeit der Paarung eine besondere Erregung und geben diese kund durch allerlei Flugspiele, die besonders bei den langbeschnäbelten und langbeschnägten Arten ein wunderliches, den Beobachter fesselndes Schauspiel gewähren. Wie auffallend die Erscheinung des fliegenden Vierflüglers ist, mag aus nachfolgenden Worten Ruffegger's hervorgehen. „Hätte ich eine Haremserziehung genossen, in diesem Augenblick hätte ich an Teufelsput und Hexenthum geglaubt; denn was wir in der Luft sahen, war wunderbar. Es war ein Vogel, der sich jedoch mehr durch die Luft zu wälzen, als zu fliegen schien; bald sah ich vier Vögel, bald drei, bald zwei, bald sah ich wieder einen Vogel, der aber wirklich aussah, als hätte er vier Flügel, bald drehte sich das Gaukelspiel wie ein Haspel um seine Ase, und es verwirrte sich das ganze Bild. . . . Die beiden, langen Federn, wegen der Zartheit ihrer Schäfte das Spiel eines jeden Windzuges, erschweren einerseits den Flug dieses Vogels sehr, und bewirken andererseits durch ihr Flattern und Herumtreiben in der Luft während des Fluges umsomehr alle die eben erwähnten Täuschungen, als der Vierflügel nach Art seiner Familie, nur im trügerischen Lichte der Dämmerung fliegt und an und für sich einen sehr unregelmelten, unsichern Flug besitzt.“



Die Stimme der Nachtschatten ist sehr verschieden. Einige Arten lassen hauptsächlich ein Schnurren oder Spinnen, ähnlich dem der Katzen, vernehmen, andere geben mehr oder weniger wohlklingende Töne zum Besten. Wenn unser Ziegenmelker am Tage plötzlich aufgeschreckt wird, hört man von ihm ein schwaches, heiseres „Dackdack“; bei Gefahr faucht er leise und schwach, nach Art der Eulen. Die Angaben, welche über die gänzliche Verschiedenheit der Stimmen so nahe verwandter Vögel vorliegen, beweisen, daß die genannten nicht Spielarten ein und derselben Form, sondern selbstständige Arten sind. Besonders auffallend muß der Ruf vieler amerikanischen Nachtschwalben sein, weil er nicht bloß den ungebildeten, sondern auch den gebildeten Bewohnern dieses Erdtheils Veranlassung gegeben hat, die Vögel entweder zu scheuen, oder mit den auffallendsten Namen zu belegen. Schomburgk schildert malerisch die Stimmen des Urwaldes, welche laut werden, wenn der helle Gesang, das ausgelassene Gelächter der farbigen Begleiter des Reisenden verstummt ist. „Auf den heiteren Jubel folgte die tiefe Klage des Schmerzes der verschiedenen Arten der Ziegenmelker, die auf den dürrn, über die Wasserfläche emporragenden Zweigen der in den Fluß gesunkenen Bäume saßen und ihre stöhnenden Klageklänge durch die mondhelle Nacht ertönen ließen. Diese dumpfen Laute sind in der That so düster und unheimlich, daß ich die Scheu und Furcht vor diesen Thieren sehr natürlich finde. Kein Indianer, kein Neger, kein Kreole der Küste wagt es, sein Geschloß auf diesen Vogel zu richten, in welchem sie Diener des bösen Geistes, Zauberer, oder den sicheren Verkündiger eines Todesfalls erblicken, wie schon Waterton in seinen „Wanderungen“ so anmuthig erzählt hat: „Bald scholl mir von jenen Bäumen oder dem nahen Ufer das klagende „Ha-ha-ha-ha-ha-ha-ha“, welches mit hellem, vollen Ton beginnt und nach und nach bis zum ersterbenden Seufzer hinabsinkt, entgegen, bald das mit ängstlicher Hast ausgestoßene: „Who-are-you, who-who-who-are-you?“ (Wer bist du, wer, wer, wer bist du?), bald wieder das dumpf befehlende: „Work-away-work, work-work-away“ (Arbeite, -hinweg-arbeite, arbeite, arbeite-hintweg!), während mich in nächsten Augenblick eine vom tiefsten Lebensüberdruß erfüllte Stimme anflehte: „Willy-come-go-Willy-Willy-Willy-come-go!“ (Wilhelm, komm-laß uns gehen-Wilhelm-Wilhelm-Wilhelm-komm-laß uns gehen!) und eine fünfte klagte: „Whip-poor-Will!-Whip-Whip-Whip-Whip-poor-Will!“ (Schläge, armer Wilhelm! Schläge=Schläge=Schläge=Schläge=armer Wilhelm!), bis plötzlich das kreischende Geschrei eines Affen, der im Schlaf gestört oder von einer Tigerkatze überfallen worden war, aus dem düstern Wald herübertönte.“

Alle Nachtschwalben stehen an Verstand hinter den Tagsschwalben zurück, in ähnlicher Weise, wie die Eulen hinter den Falken. Sie sind träger und schwergeistiger; ihr Fassungsvermögen ist gering. Die Nacht bietet aber auch einem so bewegungsfähigen Vogel viel weniger Gelegenheit, seinen Geist auszubilden, als der helle Tag einem seiner Verwandten. Auffallend ist die dummdreiste Neugier des Ziegenmelkers. Alles Ungewohnte erregt seine Aufmerksamkeit in höchsten Grade, und er kommt dann von fern herbei, um sich die Sache genauer zu betrachten. In einsamen Waldungen naht er sich fast regelmäßig dem verspäteten Wanderer und umfliegt ihn in engen Kreisen oder begleitet ihn wohl auch Viertelstundenlang. Plötzliche Lichterscheinungen reizen ihn noch mehr. Alle Nachtschwalben überhaupt werden durch das Lagerfeuer herbeigezogen und umschwärmen dasselbe in sonderbarer Weise.

Es scheint, daß alle Ziegenmelker nur einmal im Jahre brüten. Diese Zeit ist selbstverständlich verschieden nach der Heimatzgegend, welche diese oder jene Art bewohnt; sie fällt aber regelmäßig in den Frühling der betreffenden Länder. Nachdem sich die Paare gefunden und jedes einzelne das Wohngebiet erkoren, legt das Weibchen an einer möglichst geschützten Stelle, am liebsten unter Büschen, deren Zweige bis tief auf den Boden herabreichen, sonst aber auch auf einem bemoosten Baumstrunk, in einem Grasbusche und an ähnlichen Vertiefungen seine zwei Eier auf den Boden ab, regelmäßig da, wo man sie nicht sucht. Ein Nest wird niemals gebaut, ja die Niststelle nicht einmal von den auf ihr liegenden Stoffen gereinigt. Wahrscheinlich brüten beide Geschlechter abwechselnd und zeigen große Liebe zur Brut. Bei herannahender Gefahr gebraucht der brütende Ziegenmelker die gewöhnliche List schwacher Vögel: er flattert, als ob er gelähmt wäre, über dem Boden dahin, bietet sich dem Feinde zur Zielscheibe, lockt ihn weiter und weiter vom Neste ab und erhebt sich dann plötzlich, um raschen Fluges davon und bezüglich zurückzueilten. Aber er trifft auch noch andere Vorsichtsmaßregeln, um die einmal aufgespürte Beute der Gewalt des Feindes zu entziehen. Man hat von einer Art beobachtet, daß die Eltern ihre Eier und selbst ihre kleinen Jungen, wenn das Nest entdeckt wurde, einer andern Stelle des Waldes zutragen; es ist aber gar nicht unmöglich, daß alle übrigen Ziegenmelker ganz in ähnlicher Weise verfahren. Das Wegschleppen der Eier soll übrigens nur geschehen, wenn sie ein Mensch berührt hat, während der Vogel ruhig sitzen

bleibt, wenn Derjenige, welcher das Nest entdeckte, sich wieder zurückzog, ohne die Eier zu berühren. Die ausgeschlüpften Jungen werden von den Eltern während des ganzen Tages bedeckt. Es ist möglich, aber höchst schwierig, jung aus dem Neste genommene Ziegenmelker aufzuziehen. Es gelingt, wenn man nur Nachtschmetterlinge und Käfer füttert, während ausschließlich Fliegennahrung den Jungen nach kurzer Zeit den Tod bringt.

Die Wärme lieben sie wohl, nicht aber den Sonnenschein. Gefangene krochen, wenn sie am Fenster dem Sonnenlicht ausgesetzt wurden, stets dahin, wo der Fensterrahmen Schatten gab, und kauerten dort sich nieder.

Alle Ziegenmelker bringen dem menschlichen Haushalte nur Nutzen, niemals Schaden und verdienen deshalb die allgemeinste und umfassendste Schonung. Wer das Leben und Treiben dieser Vögel aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, muß sie lieb gewinnen, und nur der gänzlich Unkundige und Wunderstüchtige kann fähig sein, von der übeln Nachrede, welche eben Unkenntniß und Wundersucht geschaffen, ein Wörtchen für möglich zu halten.

In Südamerika leben außer den bereits genannten Nachtschwalben noch viele andere, von denen wir aus der Sippe der Riesenschwalben (*Nyctibius*) die größte Art (*Nyctibius grandis*) von den Guaranern „Ibijau“, zu deutsch Erdfresser, genannt, anführen wollen. Der Vogel ist der Riese seiner Familie. Seine Länge beträgt über 21 Zoll, die Breite gegen 47 Zoll. Die Grundfarbe des Gefieders ist ein weißlichgelbes Gelbgrau, welches auf der Oberseite wie gewöhnlich dunkler als auf der Unterseite ist. Die Zeichnung besteht aus sehr vielen feinen, braunen und schwarzen Querlinien, zu denen auf dem Kopfe dunklere Schaftstreifen und hie und da dreieckige dunklere Spitzenflecken treten.

Es scheint, daß der Ibijau in allen Wäldern Südamerikas gefunden wird: man hat ihn ebensowohl in Cayenne, wie in Paraguay erlegt. Wahrscheinlich ist er nicht so selten, als man gewöhnlich annimmt; es hält aber sehr schwer, den Vogel bei Tage zu entdecken, und kaum weniger schwer, ihn des Nachts zu beobachten.

In der Dämmerung ist er verhältnißmäßig ebenso behend und gewandt, wie alle übrigen. Die unbeschreiblich angenehmen Mondnächte heißer Länder sind oft im höchsten Grade hell und klar und gestatten dem Jäger, auf weithin mit ziemlicher Schärfe zu sehen. In solchen Nächten gewahrt man die Ibijaus, in großer Höhe gleich den Adlern dahinschwebend und weite Strecken durchfliegend, mit dem Fange großer Abend- und Nachtfalter sich beschäftigend. Es gibt in Brasilien eine Menge sehr großer Schmetterlinge, welche eben nur ein so ungeheurer Rachen zu bewältigen weiß, und diese Schmetterlinge haben in den Riesenschwalben ihre furchtbarsten Feinde: sie werden von ihnen in Menge verzehrt. Die Spuren der von den Malszeiten zurückbleibenden Schmetterlingsflügel, welche nicht mit verschluckt werden, findet man oft massenhaft auf dem Boden der Waldungen.

\* \* \*

(Höhenschwalben.) In tiefen Felshöhlen oder Felsschluchten der Gebirge Mittelamerikas lebt ein wunderbarer Vogel, welcher von den Forschern den Nachtschwalben beigezählt wird, obgleich er sich durch seine Lebensweise so auffallend von den übrigen Arten dieser Familie unterscheidet, daß man wohl annehmen darf, seine Aehnlichkeit mit den ihm zuertheilten Verwandten könne nur eine scheinbare, keine wirkliche sein. Der Fettvogel oder Guacharo (*Steatornis caripensis*) zeigt, was die Gestalt anlangt, allerdings die hauptsächlichsten Merkmale der Nachtschwalben und zumal der Riesen dieser Familie, bewahrt sich jedoch dem ungeachtet ein durchaus selbständiges Gepräge. Sein Leib ist sehr schlank, der Kopf platt und breit, der Fittig, in welchem die dritte und die vierte Schwinge an Länge alle anderen übertreffen, lang und spizig, der Schwanz so lang, daß er die zusammengelegten Flügel noch weit überragt. Der Schnabel ist nur an der Wurzel breit, von der Mitte an zusammengedrückt und vor der hakig übergebogenen Spitze zweimal gezahnt; der Rachen spaltet sich bis hinter die Augen; die untere, ziemlich schwache Kinnlade ist beträchtlich kürzer, als die obere. Die Füße sind so kurz, daß sie zum Gehen nicht befähigen; ihre Läufe sind unbefiedert, die Sohlen derselben schwielig; die gleich langen Vorderzehen sind bis zur Wurzel gespalten, die kürzeren Hinterzehen nach innen wendbar. Das Gefieder, welches ein Stück der Kehlhaut freiläßt, ist seidenartig weich, am Schnabelrande umgewandelt zu langen Borsten, von denen zehn bis zwölf auf jeder Seite stehn. Das große halbkugelige Auge wird durch ein derbes, mit kleinen Borstenfederchen bedecktes Lid geschützt. Die Speiseröhre erweitert sich nicht kropffartig; der Magen ist sehr muskelftästig; der Darmschlauch mehr als doppelt so lang als der Leib. Eine Fettschicht breitet sich unter der Haut



Der Fettvogel oder Guacharo (*Steatornis caripensis*).

aus und umgibt die Eingeweide in solcher Stärke, daß man sagen kann, sie seien in Fett eingebettet. Die Färbung des Gefieders ist ein schönes Rötlichbraun, welches auf dem Rücken dunkler und kräftiger als auf der Unterseite ist; Kopf, Brust, Unterleib, Flügel und Schwanz sind rostroth, durch weiße herzförmige Flecken gezeichnet, welche in der Achsel- und Weichen- gegend am zahlreichsten sind und theilweise von einer schwarzen Linie eingefasst werden. Das Auge ist bläulichschwarz; Schnabel und Füße sind hornfarbig. Die Länge wird zu 21 Zoll, die Breite zu 42 Zoll angegeben.

Alexander von Humboldt entdeckte den Guacharo im Jahre 1799 in der großen Felsenhöhle von Caripe; spätere Reisende fanden ihn aber auch in andern dunkeln Felshöhlen oder Höhlungen, wie solche in den Andes sehr häufig vorkommen. Die Kunde, welche wir über das Leben und Treiben des merkwürdigen Vogels erhalten haben, ist ziemlich ausführlich; doch bleibt immerhin noch gar Manches aufzuklären. Gewiß ist, daß man keinen Vogel weiter kennt, welcher lebt, wie der Guacharo.

„In einem Lande“, sagt Humboldt, „wo man so großen Hang zum Wunderbaren hat, ist eine Höhle, aus der ein Strom entspringt, und in der Tausende von Nachtvögeln leben, mit deren Fett man in den Missionen kocht, natürlich ein unerschöpflicher Gegenstand der Unterhaltung und des Streites. Die Höhle, welche die Einwohner eine Fettgrube nennen, liegt nicht im Thal von Caripe selbst, sondern drei Meilen vom Kloster gegen West = Süd = West. Sie mündet in einem Seitenthale aus, das der Sierra des Guacharo zuläuft. Wenn man am Fuß des hohen Guacharoberges nur noch vierhundert Schritte von der Höhle entfernt ist, sieht man den Eingang noch nicht. Der Bach läuft durch eine Schlucht, die das Wasser eingegraben, und man geht unter einem Felsenüberhang, so daß man den Himmel gar nicht sieht. Der Weg schlängelt sich mit dem Fluß, und bei der letzten Biegung steht man auf einmal vor der ungeheuern Mündung der Höhle. Der Anblick hat etwas Großartiges selbst für die Augen, die mit der malerischen Scenerie der Hochalpen vertraut sind; denn der groß-



artige tropische Pflanzentwuchs verleiht der Mündung eines solchen Erdlochs ein ganz eigenes Gepräge. Die Guacharohöhle öffnet sich an einer senkrechten Felswand. Der Eingang ist nach Süden gelehrt; es ist eine Wölbung, 80 Fuß breit und 70 Fuß hoch. Auf dem Felsen über der Grotte stehen riesenhafte Bäume; der Namei und der Genipabaum mit breiten, glänzenden Blättern strecken ihre Aeste gerade gen Himmel, während die des Courbaril und der Erythrina sich ausbreiten und ein dichtes grünes Gewölbe bilden. Pothos mit saftigen Stengeln, Oraxis und Orchideen von seltsamem Bau wachsen in den dürrsten Felspalten, während vom Winde geschaukelte Rankengewächse sich vor dem Eingange der Höhle zu Gewinden verschlingen. Welch ein Gegensatz zwischen dieser Höhle und jenen im Norden, die von Eichen und düsteren Lärchen beschattet sind!

„Aber diese Pflanzenpracht schmückt nicht allein die Außenseite des Gewölbes; sie dringt sogar in den Vorhof der Höhle ein. Mit Erstaunen sahen wir, daß 18 Fuß hohe, prächtige Heliconien mit Bisangblättern, Pragapalmen und baumartige Arumaten die Ufer des Baches bis unter die Erde säumten. Die Pflanzenwelt zieht sich in die Höhle von Caripe hinein, wie in die tiefen Felspalten in den Anden, in denen nur ein Dämmerlicht herrscht, und sie hört erst 30—40 Schritte vom Eingang auf. Wir maßen den Berg mittelst eines Strides, und waren gegen 430 Fuß weit gegangen, ehe wir nöthig hatten, die Fackeln anzuzünden. Das Tageslicht dringt so weit ein, weil die Höhle nur einen Gang bildet, der sich in derselben Richtung von Südost nach Nordwest hineinzieht. Da, wo das Licht zu verschwinden anfängt, hört man das heisere Geschrei der Nachtvögel, die, wie die Eingeborenen glauben, nur in diesen unterirdischen Räumen zu Hause sind.“

„Schwer macht man sich einen Begriff von dem furchtbaren Lärm, den Tausende dieser Vögel im dunkeln Innern der Höhle machen. Er läßt sich nur mit dem Geschrei unserer Krähen vergleichen, die in den nordischen Tannentwäldern gesellig leben und auf Bäumen nisten, deren Gipfel einander berühren. Das gellende, durchdringende Geschrei der Guacharos hallt wieder vom Felsgewölbe, und aus der Tiefe der Höhle kommt es als Echo zurück. Die Indianer zeigten uns die Nester der Vögel, indem sie Fackeln an eine lange Stange banden. Sie staken 60—70 Fuß hoch über unseren Köpfen, in trichterförmigen Löchern, von denen die Decke wimmelt. Je tiefer man in die Höhle hineinkommt, je mehr Vögel das Licht der Copalfackeln aufscheucht, desto stärker wird der Lärm. Wurde es ein paar Minuten ruhiger um uns her, so erschallte von weither das Klagegeschrei der Vögel, die in andern Zweigen der Höhle nisteten. Die Vanden lösten sich im Schreien ordentlich ab.“

„Der Guacharo verläßt die Höhle bei Einbruch der Nacht, besonders bei Mondschein. Er frißt sehr harte Samen, und die Indianer behaupten, daß er weder Käfer noch Schmetterlinge angehe; auch darf man nur die Schnäbel des Guacharo und des Ziegenmelkers vergleichen, um zu sehen, daß beider Lebensweise ganz verschieden sein muß.“

„Jedes Jahr um Johannisstag gehen die Indianer mit Stangen in die Cueva del Guacharo und zerstören die meisten Nester. Man schlägt jedesmal mehrere tausend Vögel todt, wobei die Alten, als wollten sie ihre Brut verteidigen, mit furchtbarem Geschrei den Indianern um die Köpfe fliegen. Die Jungen, welche zu Boden fallen, werden auf der Stelle ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist stark mit Fett durchwachsen. Daß körnerfressende Vögel, die dem Tageslicht nicht ausgefetzt sind und ihre Muskeln wenig brauchen, so fett werden, erinnert an die uralten Erfahrungen beim Mästen der Gänse und des Viehs: man weiß, wie sehr dasselbe durch Dunkelheit und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil sie nicht, wie der Guacharo, von Früchten, sondern vom dürftigen Ertrag ihrer Jagd leben. Zur Zeit der „Fetternte“, wie man es in Caripe nennt, bauen sich die Indianer aus Palmblättern Hütten am Eingang oder im Vorhof der Höhle. Wir sahen noch Leberbleißel derselben. Hier läßt man das Fett der jungen, frisch getödteten Vögel am Feuer aus, und gießt es in Thongefäße. Dieses Fett ist unter dem Namen Guacharoschmalz oder Del bekannt. Es ist halbflüssig, hell und geruchlos, und so rein, daß man es länger als ein Jahr aufbewahren kann, ohne daß es ranzig wird. In der Klosterküche zu Caripe wurde kein anderes Fett gebraucht, als das aus der Höhle, und wir haben nicht bemerkt, daß die Speisen irgend einen unangenehmen Geruch oder Geschmack davon bekämen.“

„Das Geschlecht der Guacharos wäre längst ausgerottet, wenn nicht mehrere Umstände zur Erhaltung desselben zusammenwirkten. Aus Aberglauben wagen sich die Indianer selten weit in die Höhle hinein. Auch scheint derselbe Vogel in benachbarten, aber dem Menschen unzugänglichen Höhlen zu nisten. Vielleicht bevölkert sich die große Höhle inuner wieder mit Kolonien, welche aus jenen kleinen Erdlöchern ausziehen; denn die Missionäre versicherten uns,



bis jetzt habe die Menge der Vögel noch nicht merklich abgenommen. Man hat junge Guacharos in den Häfen von Cumana gebracht; sie lebten da mehrere Tage ohne zu fressen, da die Körner, die man ihnen gab, ihnen nicht zusagten. Wenn man in der Höhle den jungen Vögeln Kropf und Magen aufschneidet, findet man mancherlei harte, trockene Samen darin, die unter dem seltsamen Namen „Guacharosamen“ ein vielberufenes Mittel gegen Wechselfieber sind. Die Alten bringen diese Samen den Jungen zu. Man sammelt sie sorgfältig und läßt sie den Kranken in Cariaco und andern tief gelegenen Fieberstrichen zukommen.“

„Die Höhle von Caripe behält auf 1458 Fuß dieselbe Richtung, dieselbe Breite und die anfängliche Höhe von 60 bis 70 Fuß.“

\* \* \*

(Schwalme.) Die Schwalme oder Eulenschwalben (Podargi) weichen von den übrigen Sperrvögeln nicht unwesentlich ab und sind deshalb neuerdings auch gänzlich von ihnen getrennt, ja sogar andern Ordnungen zugewiesen worden. Alle bis jetzt bekannten Arten der Schwalme leben in den Waldungen Südasiens und Neuhollands, einige auf den betreffenden Festländern, andere auf den großen Eilanden jener Erdgegend. Ihre Lebensweise ist noch wenig erforscht; so viel aber weiß man, daß sie von den Sitten und Gewohnheiten der Nachtschwalben sehr wesentlich abweicht. Aber auch die einzelnen Arten der Familie selbst unterscheiden sich in ihrem Treiben und Wesen, und so läßt sich zur Zeit etwas allgemeines Bistliches über die Gesamtheit kaum sagen.

Der Zwergschwalme (Aegothales Novae-Hollandiae) erinnert an unser Käuzchen, ebensovohl hinsichtlich seiner Größe als bezüglich seines Wesens. Seine Länge beträgt 9 $\frac{1}{2}$  Zoll. Das Gefieder ist auf der oberen Seite dunkelbraun, weißlich in die Quere gestreift; ein Fleck über dem Auge, ein fichelartiges Band überm Hinterkopfe und ein anderes um den Hals, sowie die ganze Unterseite sind grau, schwarz und sahl gesprenkelt.



Der Zwergschwalme (Aegothales Novae-Hollandiae).

Man begegnet dem Zwergschwalme in ganz Südastralien und Tasmanien als Standvogel. Das Betragen erinnert ebenso sehr an die Käuze, wie an die Nachtschwalben. Tags über hält sich der Zwergschwalme in Baumhöhlungen auf, namentlich in denen der Gummibäume, und hier verbirgt er sich so vortreflich, daß man von ihm nicht das Geringste wahrnimmt. Eine sonderbare Gewohnheit des Vogels aber gibt dem Kundigen ein Mittel in die Hand, ihn zu entdecken. Sobald man nämlich an den Stamm seiner Lieblingsbäume klopft, klettert der kleine Bewohner schleunigst bis zur Mündung seiner Höhle empor und schaut hier heraus, um sich von der Störung zu überzeugen. Glaubet er sich sicher, so zieht er sich auf seinen Schlafplatz zurück und verbleibt hier ruhig, bis er von neuem gestört wird. Erst wenn ihm die Sache zu arg wird, fliegt er nach einem andern sichern Orte hin, gewöhnlich nach einem zweiten hohlen Baum, gar nicht selten aber auch in das dicke Gezweig eines solchen.

Die Eulenschwalben (Podargus) zeichnen sich durch bedeutende Größe aus. Der Riesenschwalme (Podargus humeralis), welchen wir den würdigsten Vertreter seiner Sippe nennen dürfen, ist ein Vogel von Krähengröße. Das Gefieder ist braun, grauweiß und dunkelbraun gesprenkelt.

„Wir haben“, sagt Gould, „in Australien eine zahlreiche Gruppe von Nachtvögeln dieser Form, welche, wie es scheint, bestimmt sind, die Baumheuschrecken in Schach zu halten. Sie sind feige und träge Gefellen, welche sich ihre Nahrung nicht durch Künste des Fluges, sondern durch einfaches Durchklobern der Zweige verschaffen. Wenn sie nicht mit dem Fange beschäftigt sind, sitzen sie auf offenen Plätzen herum, auf Baumwurzeln, Geländern, Dächern, auch wohl

auf Leichensteinen der Kirchhöfe und werden deshalb von abergläubischen Leuten als Todesverkündiger betrachtet, wozu ihre unangenehme, rauhe Stimme auch das Ihrige beiträgt. Der Riesenschwalm gehört zu den häufigsten Vögeln von Neu-Süd-Wales. Er ist das schlafsuchtigste aller Geschöpfe und läßt sich schwerer erwecken, als irgend ein anderes. So lange die Sonne am Himmel steht, hockt er schlafend auf einem Zweige, den Leib fest auf seinen Sitz gedrückt, den Hals zusammengezogen, den Kopf zwischen den Schulterfedern versteckt und so bewegungslos, daß er mehr einem Astknothen, als einem Vogel gleicht. Ich muß ausdrücklich hervorheben, daß er sich immer der Quere und nicht der Länge nach setzt. Er ist aber so still und seine düstere Färbung stimmt so genau überein mit der Rindenfarbe und Zeichnung, daß schon eine gewisse Übung dazu gehört, den großen Vogel bei hellem Tage zu entdecken, obgleich sich dieser gewöhnlich gar nicht versteckt, sondern auf Nesten niederläßt, welche zweiglos sind."

Der Schlaf des Riesenschwalms ist so tief, daß man einen der Gatten vom Baume herabschießen kann, ohne daß der andere dicht daneben sitzende sich rührt. Ganz anders zeigt sich der Vogel, wenn die Nacht hereinbricht. Mit Beginn der Dämmerung erwacht er aus seinem Schlafe, und nachdem er sich gerückt und gedehnt, die Federn geordnet und geglättet hat, beginnt er umherzuschweifen. Nimmehr ist er das gerade Gegentheil von dem, was er über Tags war. Er ist lebendig, munter, thätig, rasch und gewandt in allen seinen Bewegungen, fliegt auf und nieder, und ist eifrig bemüht, Beute zu machen. Rasch rennt er auf den Zweigen dahin und nimmt hier die Heuschrecken und Cicaden auf, welche sich zum Schlummer niedergelegt; nach Spechtesart hämmert er mit dem Schnabel an der Rinde, um die dort verborgenen zum Vorschein zu bringen; ja er schlüpft wohl selbst in das Innere der Baumhöhlungen, auch hier nach Nahrung suchend. Man kann nicht eben behaupten, daß er ein besonders guter Flieger sei — sein Flug ist vielmehr kurz und abgebrochen, wie es die verhältnißmäßig kurzen Schwingen erwarten lassen: ungeschickt ist er aber durchaus nicht, denn er fliegt spielend zu seinem Vergnügen von Baum zu Baum. Mit einfallender Nacht endigt dieses Vergnügen.

Die Stimme des Männchens ist laut und unangenehm, dem, welcher sie zum erstenmale hört, überraschend. Sie soll dem Rufen der Tauben ähneln.

Jung aus dem Neste genommene Schwalme werden bald zahm. Sie lernen ihren Gebieter kennen, setzen sich auf seinen Kopf, kriechen in sein Bett, jagen auch wohl andere Thiere aus demselben. Nach einiger Zeit ändern sie ihr Wesen in soweit, daß sie auch bei Tage fressen. Zu der Neuzeit sind mehrere dieser Gefangenen nach Europa gebracht worden. Man beobachtete an einem solchen, daß er seine Beute ganz verschlingt und fähig war, eine große Maus, oder einen der Flügel beraubten Sperling hinabzuwürgen. Auch ergab sich, daß er bei Tag, selbst in die Ferne gut sieht. Seine Stimme war ein leises Brummen, wie ein langgezogenes „Hum“, oder ein durch die Silben „krä, Krä, Kräträ . . .“ zu bezeichnendes Geschrei. Er erwies sich so zahm, daß er nicht bloß das Futter aus der Hand nahm, sondern auch ohne Widerstreben sich angreifen, auf die Hand setzen und ohne von hier wegzuspringen, im Zimmer umhertragen ließ.

In der Neuzeit sind einige Schwalme Indiens in einer besonderen Sippe, welcher man den Namen *Batrachostomus* (Froschmaul) gegeben hat, vereinigt worden. Eine japanische Art, welche wir Hornschwalm nennen wollen (*Batrachostomus cornutus* oder *Batrachostomus javanensis*) zeichnet sich ebensowohl durch sonderbare Federbildung, wie durch Schönheit des Gefieders aus. Zu jeder Seite des Kopfes in der Ohrgegend, über und hinter den Augen wuchert ein Büschel langer, etwas zerschlossener Federn hervor, welcher vom übrigen Gefieder des Kopfes absteht, die Augen fast ganz beschattet und dem Kopfe eine unverhältnißmäßige Größe gibt. Das Gefieder der Oberseite ist hellrothfarben, durch feine, schwarze Zickzacklinien gezeichnet. Die eigentliche Heimat des Vogels sind die Didsichte, namentlich die der Allangallangpalme, welche in einem Höhengürtel von 3000 Fuß über dem Meere so häufig sind.

## Die Singvögel.

In der Neuzeit hat man, und gewiß mit Recht, auf den inneren Bau der Vögel ein besonderes Gewicht gelegt und nach ihm die einzelnen Familien, Sippen und Arten zu ordnen versucht. Man hat sich bemüht, gemeinsame Merkmale für gewisse Gruppen zu finden und, wenn solche vorhanden, alle Vögel, welche sie zeigen, als Engverwandte angesehen, gleichviel,



ob solche Verwandtschaft auch durch Lebensweise und Sitten bestätigt wurde oder nicht. So sah und sieht man sämmtliche Vögel, bei denen die Singmuskeln am Kehlkopfe, vollständig entwickelt sind, als Glieder ein und derselben Ordnung an und nannte oder nennt sie Singsvögel. Weitere Beobachtung stellte fest, daß vielen von den Vögeln, welche diese Vollkommenheit zeigen, auch Eigenthümlichkeiten des Flügelbaues und der Fußbedeckung gemeinsam sind, und somit glaubte man untrügliche Merkmale zur Kennzeichnung und Begrenzung der genannten Ordnung gefunden zu haben. Starrs Festhalten an jenen Merkmalen führte aber andererseits zu Trennungen von Vögeln, welche unzweifelhaft große Verwandtschaft zeigen, und zwar nicht bloß in ihrem Bau, sobald man von Einzelheiten absieht, sondern auch in ihrer Lebensweise, in ihren Sitten und Gewohnheiten, in ihrer Nahrung und in der Art und Weise des Erwerbs derselben, in ihrem Fortpflanzungsgeßäfte, — mit einem Worte: in ihrem Sein und Wesen. So kam es, daß man einzelne Vögel oder Vogelgruppen, welche von den tüchtigsten Forschern und Beobachtern gewissermaßen als Geschwisterkinder betrachtet wurden, von einander riß und zu anderen, bis auf Flügelbau und Fußbeschuppung durchaus verschiedenen stellte. Es wird deshalb räthlich und vortheilhaft sein, im System, welches uns den Ueberblick der Gesamtheit erleichtern soll, die Summe aller uns gleichartig dünkenden Merkmale, nicht aber die vielleicht zufällige Uebereinstimmung einzelner Kennzeichen als maßgebend anzusehen.

Wir beschränken die Bezeichnung Singsvogel auf diejenigen Mitglieder der Klasse, welche mit den besten Sängern in ihr die augenfälligste Aehnlichkeit zeigen, und, wenn auch nicht sämmtlich, so doch zum größten Theile wirklich gute Sänger sind. Es bleibt dem Leser überlassen, die hier angenommenen Grenzen der Ordnung anzuerkennen oder nicht; wer die Sperlings- und die Rabenvögel, weil einzelne von ihnen singen, mit den Singsvögeln in dieselbe Abtheilung einreihen will, soll des Irrthums nicht geziehen werden: eine Unterabtheilung des sodann gebildeten Ganzen wird er in den Vögeln, von denen nunmehr die Rede sein wird, stets erkennen müssen.

Die Mitglieder unserer Ordnung sind fast ausnahmslos kleine, zierlich gebaute Vögel von gefälligem Aeußeren und ansprechenden Sitten. Ihr Leib pflegt gestreckt zu sein; der Hals ist kurz, der Kopf verhältnißmäßig groß; der Schnabel ist bei aller Verschiedenheit meist klein, d. h. kurz und schwach, mehr pfeifen-, als kegelförmig, gerade oder höchstens schwach gebogen, rundlich, nur ausnahmsweise platt am Grunde, sein Oberliefer ist oft mehr oder weniger deutlich gezahnt; der mit Tafelschienen bekleidete Fuß ist ziemlich kräftig und mittellang, selten einigermaßen schwach und kurz; die Zehen sind ziemlich lang, ihre Nägel groß und scharf; die Flügel sind regelmäßig mittellang, die erste von den zehn Handschwingen ist meist verkümmert, kann wohl auch gänzlich fehlen; der Schwanz besteht fast ausnahmslos aus zwölf Federn, welche selten mehr, als eine mittlere Länge erreichen. Das Gefieder ist reich, dicht und weich; die einzelnen Federn sind verhältnißmäßig groß und weitstrahlig; Dunen sind nur bei einzelnen vorhanden. Die Färbung ist im Allgemeinen eine sehr einfache und gleichmäßige, obgleich in lebhaften Farben prunkende Mitglieder auch innerhalb dieses Kreises nicht fehlen. Bei vielen Arten unterscheiden sich die Geschlechter durch ihr Kleid, bei anderen ist kaum ein Unterschied wahrzunehmen. Das Jugendkleid weicht regelmäßig von dem der alten Vögel ab.

Der innere Bau stimmt in allem Wesentlichen mit dem der Sperlings- und Rabenvögel überein. Die Bildung des Stimmwerkzeugs, d. h. eben der Singmuskeln ist bei der großen Mehrzahl sehr gleichartig, bei einzelnen dagegen entschieden abweichend und eigenthümlich: damit steht dann eine besonders auffallende laute Stimme im Einklange.

Auch die Singsvögel sind allverbreitete Geschöpfe. Sie bilden einen sehr wesentlichen Theil der gesiederten Einwohnererschaft aller Gürtel der Breite oder Höhe, aller Gegenden, aller Verhältnisse. Wo ihnen nur irgendwie die Möglichkeit zum Leben geboten ist, fehlen sie nicht; sie finden sich auf dem öden Felsenriff mitten im Eismeere ebensowohl, wie im Blumengeheg unserer Gärten, auf dem Gebirg, wie in der Ebene, im fruchtbarsten Gau, wie in der Wüste. Nach den Polen zu nimmt ihre Artenzahl allerdings merklich ab; doch hat man auch von ihnen einzelne ebenso weit im Norden oben gefunden, wie andere Landvögel überhaupt. Sie sind Baumvögel; es genügt ihnen aber schon ein niederer Strauch oder ein kleines Büschchen zum Wohnorte. Nicht wenige herbergen auch im Schilfe und im Ried, einzelne selbst im Grase; andere ziehen nacktes Gestein jeder anderen Verlichkeit vor. Die Nähe des Menschen meiden die wenigsten unter ihnen; gar manche bitten sich vielmehr bei dem Gebieter der Erde zu Gast, indem sie vertrauensvoll sein Haus und Gehöft, seinen Obst- oder Ziergarten aufsuchen.

Wohl darf man die Singsvögel insgemein als liebenswürdige Geschöpfe bezeichnen. Sie sind hoch begabt und wissen ihre Begabung in bester Weise zu verwerthen. Fast ausnahmslos

gewandt in Leibübungen, beherrschen sie so ziemlich jedes Gebiet. Sie fliegen zwar nicht mit der Leichtigkeit der Raub- oder Sperrvögel, immerhin aber rasch und behend genug, wenn auch nicht gern über weite Strecken hinweg in einem Zuge; sie durchschlüpfen mit der Hurtigkeit einer Maus das dichteste Gezweig oder treiben auf ihm Gaullertkünste mancherlei Art; sie hüpfen mit leichten Sprüngen rasch über den Boden dahin; ja, einzelne von ihnen bemästern sogar das Wasser in einer Weise, welche kaum ihres Gleichen hat: sie laufen jagend auf dem Grunde der Gewässer dahin oder durchfliegen ohne Bedenken den donnernd und schäumend zur Tiefe stürzenden Fall. Ihre Sinne scheinen vortrefflich entwickelt und sehr gleichmäßig ausgebildet zu sein. Gesicht und Gehör stehen, wie gewöhnlich, oben an, Gefühl und Geschmack sind aber auch nicht verkümmert, und nur über den Geruch sind wir nicht recht im Reinen. Dem verhältnißmäßig sehr großen Gehirn entspricht der hohe Verstand, das tiefe Gemüth, die Lebendigkeit des Wissens, welche die große Mehrzahl aller Singvögel bekunden. Wer sie kennt, wird sie gewiß nicht geistesarm schelten; denn sie geben dem Verstehenden tagtäglich Beweise des Gegentheils. Auch ihr Gemüth wird Niemand in Abrede stellen können; denn ein Jeder von uns hat von ihm Etwas erfahren, sei es, indem er sah, wie eines der Mitglieder dieser Ordnung an Hilfsbedürftigen, Schwachen oder Kranken Barmherzigkeitsdienste übte, oder sei es auch nur, indem er mit Verständniß einem der herrlichen Lieder lauschte, durch welche gerade diese Vögel uns zu bezaubern wissen. Ihr Wesen aber mag verkannt werden können. Die Singvögel sind leidenschaftlicher als viele ihrer Klassenverwandten. Eine fast ununterbrochene Regsamkeit ist der hervorstechendste Zug in ihrem Betragen. Träumerischer Unthätigkeit entschieden abhold, bewegen sie sich, handeln sie ohne Unterlaß vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Jede Begabung wird erprobt, jede Befähigung geübt. Wirklich ruhig, bewegungslos sich zu verhalten, scheint ihnen ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Nur so lange sie schlafen, sind sie unthätig; wachend beschäftigen sie sich gewiß in irgend welcher Weise, und wäre es auch nur, daß sie sich ihr Gefieder putzen. Ein großer Theil des Tages wird der Ernährung, ein kaum geringerer der edelsten aller Beschäftigungen, dem Singen gewidmet. Sie betreiben diese herrliche Kunst mit einer Begeisterung und Ausdauer, welche unsere Bewunderung erregen müssen; sie singen nicht bloß anderen, sondern auch sich selbst zur Freude, wie sie andererseits ihr Lied zur Waffe stählen, mit ihm kämpfen, durch dasselbe siegen oder unterliegen. Wer eine Nachtigall, eine Drossel singen gehört und sie verstanden hat, begreift, daß solch ein Vogel Lebensfreudigkeit, leichte Erregbarkeit des Geistes besitzen, daß er leidenschaftlich sein muß, um so Vollendetes schaffen zu können. Man hat den Singvogel oft mit dem Dichter verglichen, und der Vergleich ist richtig, so viel auch über ihn gepöttelet sein mag: denn was der Dichter unter den Menschen, das ist der Sänger, in gewissem Sinne wenigstens, unter den Vögeln. —

Kerbthiere und Früchte bilden die allgemeine Nahrung der Singvögel. Einige wenige jagen auch höherem Gethier nach und andere nehmen Sämereien auf: sie bilden Ausnahmen von der Regel. Räuber, und zwar sehr morbühchtige Räuber sind, bis auf wenige, alle, die Nachtigall nicht minder als die Würger oder Neuntöbter.

Diese Nahrung bedingt, daß die meisten Singvögel, welche in den gemäßigten Gürteln der Erde leben, wenn sich der Winter naht, ihre Heimat verlassen und milderen Erdgegenden zuwandern. Die in warmen Ländern lebenden Sänger ziehen nicht, sondern streichen nur von einem Gebiete zum andern. Dasselbe thun übrigens auch viele unserer nordischen Singvögel, namentlich diejenigen, welche gewohnt sind, im und am Wasser ihre Nahrung zu suchen, und andere, welche besondere Befähigung zeigen, auch das Verborgenste zu erspähen. Eine Regel läßt sich jedoch nicht aufstellen: die Amsel z. B. gehört zu unseren Wintervögeln, ihre Verwandte, die Ringamsel, aber wandert. Die Zeit der Ankunft und der Abreise sind sehr verschieden; die Mehrzahl kommt an, wenn der Frühling die Blattknospen der Bäume sprengt und verläßt uns wieder, wenn die Blätter sich gilben.

Während der Reise leben die Singvögel gesellig, und es vereinigen sich dann sehr häufig auch verschiedene Arten zu gemeinsamen Wandern; die Geselligkeit endet aber bei den meisten, sobald sie wieder in der Heimat angelangt sind. Einzelne freilich bleiben auch während der Brutzeit im engsten Verbande; sie bilden gemeinschaftlich Siedelungen, in denen, so zu jagen, ein Nest neben dem andern steht: die Regel aber ist, daß dann, wenn die Liebe sich der Gemüther bemächtigt, das einzelne Paar streng abgesondert für sich lebt und aus dem erworbenen Gebiete jeden Eindringling derselben Art eifersüchtig verfolgt und mit allen Waffen bekämpft.

Das Nest der Singvögel ist überaus verschieden, je nach der Art seines Erbauers, nach dem Standorte, den Baustoffen zc. Es gibt große Künstler unter den Sängern. Weber nicht



blos, sondern auch Schneider, welche den feinen Schnabel als Nadel zu gebrauchen wissen und wirklich nähen oder wenigstens zusammenheften; es gibt aber auch manchen Stümper, welcher zufrieden ist, wenn er eine Baumhöhle entsprechend ausgekleidet oder eine genügende Menge von Baustoff einigermassen zusammengeschichtet und geordnet hat. Das Gelege ist gewöhnlich ziemlich zahlreich an Eiern; ihrer fünf bis sechs mögen am häufigsten vorkommen. Die Eier selbst sind dünn- und glattschalig, einfarbig oder bunt gezeichnet, lebhaft oder düster gefärbt. Beide Eltern brüten, und beide füttern auch gemeinschaftlich die Jungen auf. Einige nisten nur einmal, die meisten aber zweimal im Laufe des Sommers. Die Jungen wachsen sehr rasch heran, verlassen das Nest bald und machen sich kurze Zeit nach ihrem Ausfliegen selbstständig, ob schon die einiger Arten noch lange Zeit in Gesellschaft ihrer Alten bleiben. Im nächsten Frühjahr sind die meisten fortpflanzungsfähig.

Unter dem großen Heere der Singvögel werden nur höchst wenige schädlich nach unseren Begriffen, indem sie andere nützliche Vögel befehlen; die Gesamtheit der Ordnung macht sich hoch verdient um das, was wir unser Eigen nennen. Sie säubert uns Garten und Flur von schädlichen Kerfen und wacht treuer, als wir es vermögen, über unseren Nutzpflanzen. Dazu kommt nun noch die köstliche Begabung dieser Vögel, Wald und Flur zu beleben mit ihrem Liede, welches uns den Frühling erst zum Frühling stempelt. Die Sänger verdienen also redlich Schutz und Obhut von unserer Seite: das Heer ihrer Feinde ist ohnehin zahlreich genug. Kleine Singvögel für die Küche zu erbeuten, ist ein unverzeihlicher Frevel, welcher aufs Schärffte geahndet werden sollte. Sehr viele Mitglieder der Ordnung werden gefangen gehalten, weil jeder Mensch an ihrem heiteren Wesen und an ihrem herrlichen Gesange sein Wohlgefallen haben muß.

Die Ordnung kann in mehrere Zünfte zerfällt werden, und es ist üblich geworden, eine dieser Zünfte mit dem Namen der Zahnschnäbler (*Dentirostres*) zu bezeichnen, weil der Schnabel aller Vögel, welche hierher gezählt werden, gegen die Spitze seines Oberkiefers hin jederseits eine Kerbe oder einen Zahn zeigt, welcher bei gewissen Familien so deutlich ist, daß der Schnabel an den der Raubbvögel erinnert. Als die höchststehenden Zahnschnäbler darf man die Würger (*Lani*) betrachten. Kleine Waldungen, welche von Feldern und Wiesen umgeben sind, Hecken und Gebüsch in den Feldern, Gärten und einzeln stehende Bäume bilden ihre Aufenthaltsorte, die höchsten Zweigspitzen hier ihre gewöhnlichen Ruhe und Sitzpunkte. Die meisten nordischen Arten sind Sommervögel, welche regelmäßig wandern und ihre Reisen bis Mittelasien ausdehnen. Eine einzige deutsche Art wintert im Vaterlande, streicht aber dann in einem größeren Gebiete als während des Sommers hin und her.

Lebensweise und Betragen erinnert ebenso sehr an das Treiben der Raubbvögel, wie an das Gebahren mancher Raben. Ihren Namen verdienen die Würger mit Fug und Recht. Sie gehören ungeachtet ihrer geringen Größe zu den wuthigsten, raubjüchtigsten und mordlustigsten Vögeln, welche wir kennen. Ihre Begabungen sind nicht besonders ausgezeichnet, aber sehr mannfaltig: sie verstehen von Allem etwas. Ihr Flug ist schlecht und unregelmäßig und der Gang hüpfend; demungeachtet wissen sie nicht blos Kerbthiere, sondern auch höhere Wirbelthiere, welche viel gewandter sind, als sie selbst, zu überraschen und trotz ihrer verhältnißmäßig schwachen Waffen umzubringen. Ihr Stimme ist von Haus aus eintönig und ihr eigentlicher Gesang kaum der Rede werth; aber sie verstehen dem natürlichen Mangel in bewunderungswürdiger Weise abzuweichen, indem sie, scheinbar mit größter Mühe und Sorgfalt, anderer Vögel Lieder oder wenigstens einzelne Strophen und Töne derselben ablauschen und das nach und nach Erlernte, in sonderbarer Weise vereinigt und verschmolzen, zum Besten geben. Einzelne Arten sind, Dank dieser Gewohnheit, wahrhaft beliebte Singvögel: sie sind die Freude und der Stolz einzelner Liebhaber.

Kerbthiere sind es vorzüglich, denen die Würger nachstreben; ihre Mordlust aber begnügt sich selten mit dieser Beute, treibt sie vielmehr auch höhere Thiere anzugreifen. Die meisten Würger haben dem sämmtlichen Kleingeflügel den Krieg erklärt und werden um so gefährlicher, als sie von den meisten kleinen Vögeln gar nicht gewürdigt und mit einem Vertrauen beehrt werden, welches sie in der schändlichsten Weise mißbrauchen. Ruhig sitzen sie minutenlang unter Sing- und Sperlingsvögeln, singen wohl auch mit diesen und machen sie förmlich sicher: da plötzlich erheben sie sich, packen unversehens einen der nächststehenden und würgen ihn ab trotz einem Raubbvogel. Sonderbar ist ihre Gewohnheit, gefangene Beute auf spitze Dornen zu speißen. Da, wo ein Pärchen dieser Vögel haust, wird man selten vergeblich nach derartig aufbewahrten Kerbthieren und selbst kleinen Vögeln oder Lurchen suchen: es ist, als ob der Jenter



Der Raubwürger (*Lanius Excubitor*).

sich an dem Anblick seiner Schlachtopfer weide. Von dieser Gewohnheit her rührt denn auch der Name Neuntödter, welchen das Volk gerade diesen Räubern gegeben hat.

Das Nest ist gewöhnlich ein ziemlich kunstreicher Bau, welcher im dicksten Gestrüpp oder wenigstens im dichtesten Geäst angelegt und meist mit grünen Pflanzentheilen geschmückt ist. Das Gelege besteht aus vier bis sechs Eiern, welche vom Weibchen allein ausgebrütet werden, während das Männchen inzwischen die Ernährung seiner Gattin übernimmt. Die ausgegeschlüpften Jungen werden von beiden Eltern geätzt, ungemein geliebt und bei Gefahr auf das muthigste vertheidigt, auch nach dem Ausfliegen noch längere Zeit geführt, geleitet und unterrichtet und erst spät im Herbst, ja wahrscheinlich sogar erst in der Winterherberge der elterlichen Obhut entlassen; denn, ungestört, brüten die Würger nur einmal im Jahre.

Die Familie ist neuerdings in viele Sippen zerfällt worden, und eine derselben vertritt der Raubwürger (*Lanius Excubitor*), welcher sonst auch der große oder graue Würger, der Würgvogel und Würgengel, Wächter, Buschfalk, Otter- und Wahrvogel, Waldherr, Wildwald, Mezger und Abdecker oder die Berg-, Busch-, Kriek-, Kriegel-, Wild-, Kraus- und Straußelster genannt wird. Er ist der größte Würger Deutschlands; seine Länge beträgt  $9\frac{1}{2}$  bis 10 Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite gleichmäßig hellaschgrau, auf der Unterseite reinweiß; ein breiter schwarzer Zügelstreif verläuft durch das Auge, in dem Flügel sind die großen Handschwingen von der Wurzel bis zur Hälfte, die Armschwingen an der Wurzel, die Oberarmschwingen an der Spitze und inneren Fahne weiß, im Uebrigen aber wie die Deckfedern der Schwingen schwarz; im Schwanz sind die beiden mittleren Federn schwarz, bei den übrigen tritt diese Färbung mehr und mehr zurück, und ein reines Weiß wird dafür vorherrschend; die fünfte Außenfeder ist bis auf einen großen schwarzen Fleck auf der Mitte der innern Fahne und die äußerste bis auf einen schwarzen Schaftstreifen ganz weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau. Das Weibchen unterscheidet sich durch unreinere Farben, der junge Vogel durch eine schwach wellenförmige Zeichnung, welche zumal auf der Brust hervortritt.

Der Verbreitungskreis dieses Vogels ist sehr ausgedehnt. Unser Raubwürger kommt fast in allen Ländern Europas und in einem großen Theile Asiens als Stand- oder Strichvogel,



in Nordafrika und Südasien als Zugvogel vor. In Nordamerika soll er ebenso häufig sein, wie bei uns; in Spanien, Nordafrika und Indien wird er durch Arten vertreten, welche ihm auf das täuschendste ähneln. In den Monaten September bis November und Februar bis April sieht man ihn am häufigsten; er fliehet dann im Lande auf und nieder. Im Winter kommt er gern bis in die Nähe der Ortschaften; im Sommer hält er sich paarweise an Waldrändern oder auf einzeln stehenden Bäumen des freien Feldes auf. Die Feldhölzer oder Waldränder, welche Felder und Wiesen oder Viehweiden in der Nähe haben, sind seine Lieblingsplätze; hier pflegt er auch sein Nest anzulegen. Er ist, wie es scheint, im Gebirge ebenso häufig, wie in der Ebene und fehlt nur den Hochalpen oder juppigen Gegenden. Gewöhnlich sieht man ihn auf der höchsten Spitze eines Baumes oder Strauches, welcher eine weite Umschau gestattet, ziemlich regungslos sitzen, bald aufgerichtet mit gerade herabhängendem Schwanz, bald mehr mit wagerecht getragenen Körper. Sein Blick schweift rastlos nach allen Seiten hin und her, seiner Aufmerksamkeit entgeht ein vorüberfliegender Raubvogel ebensowenig, wie ein am Boden sich bewegendes Kerbthier, Vögeln oder Mäuschen. Jeder größere Vogel und namentlich jeder falkenartige wird mit Geschrei begrüßt und sodann mit hohem Muth angegriffen und neckend verfolgt. Sein Warnungsruß zeigt allen übrigen Vögeln die nahende Gefahr an, und somit trägt er nicht mit Unrecht den Namen des Wächters. Erblickt er ein kleines Geschöpf, so stürzt er sich von oben herunter und versucht es aufzunehmen, rennt auch wohl, so täppisch er sonst aussieht, einem dahinfliehenden Mäuschen eine Strecke weit auf dem Boden nach. Im Winter sitzt er oft mitten unter den Sperlingen, sonnt sich mit ihnen, ersieht sich einen von ihnen zur Beute, fällt plötzlich mit einer habichtartigen Schwenkung über ihn her, packt ihn von der Seite und tödtet ihn durch Schnabelhiebe und Würgen mit den Klauen. Dann schleppt er sein Opfer, indem er es bald mit dem Schnabel, bald mit den Füßen trägt, einem sicheren Ort zu und speißt es hier, wenn der Hunger nicht allzu groß ist, zunächst auf Dornen oder spitze Nester, auch wohl auf das Ende eines dünnen Stoces. Hierauf verzehrt er es mit größter Bequemlichkeit, zerfleischt es nach und nach vollständig, reißt sich mündrechte Bissen ab und verschlingt diese, einen nach dem andern. Seine Kühnheit ist so groß, daß er Thiere überfällt, welche stärker sind, als er. Junge Vögel, namentlich diejenigen, welche eben ausgeflogen sind, haben viel von ihm zu leiden. Besäße er ebensoviel Gewandtheit, als Muth und Kühnheit, er würde der furchtbarste Räuber sein und der Mensch, welcher Freude an Singvögeln aller Art hat, darf ihn innerhalb seines Geheges nicht dulden.

Sehr verschieden sind die Laute und Töne, welche man vom Raubwürger vernimmt. Das gewöhnliche Geschrei ist ein oft wiederholtes „Gäh, gäh, gäh, gäh“; es bezeichnet Erregung jeder Art, freudige wie unangenehme. Außerdem vernimmt man ein sanftes „Trüü, trüü“ als Vokalen. Bei schönen Wintertagen und namentlich gegen den Frühling hin läßt der Würger einen förmlichen Gesang hören, welcher aus mehreren Tönen besteht, bei verschiedenen Vögeln verschieden und oft höchst sonderbar, weil er, wie es scheint, nichts anderes ist, als eine Wiedergabe einzelner Stimmen und Töne der in einem gewissen Gebiete wohnenden kleineren Singvögel. Diesen zusammengesetzten Gesang läßt nicht bloß das Männchen, sondern auch das Weibchen vernehmen. Zuweilen vernimmt man eine hell quiekende Stimme, wie sie von kleinen Vögeln zu hören ist, wenn sie in großer Gefahr sind. Der Würger sitzt dabei ganz ruhig, und es scheint fast, als wollte er durch sein Klageschrei neugierige Vogel herbeirufen, möglicherweise, um sich aus ihrer Schaar einen oder den anderen zur Beute zu wählen.

Im April schreitet das Paar zur Fortpflanzung. Es erwählt sich im Vor- oder Feldholze, in einem Garten oder Gebüsch einen geeigneten Baum, am liebsten einen Weißdornbusch oder einen wilden Obstbaum und trägt sich hier trockene Halmstengel, Reiserchen, Erd- und Baummoos zu einem ziemlich kunstreichen, verhältnißmäßig großen Neste zusammen, dessen halbflugelige Mulde mit Stroh und Grasshalmen, Wolle und Haaren dicht ausgefüttert ist. Das Gelege besteht aus vier bis sieben, auf grünlichgrauem Grunde olivbraun und aschgrau gefleckten Eiern, welche fünfzehn Tage lang bebrütet werden. Anfangs Mai schlüpfen die Jungen aus, und beide Eltern schleppen ihnen nun Käfer, Heuschrecken und andere Kerbthiere, später kleine Vögel und Mäuse in Menge herbei, vertheidigen sie mit Gefahr ihres Lebens, legen, wenn sie bedroht werden, alle Furcht ab, füttern sie auch nach dem Ausfliegen noch lange Zeit und leiten sie bis in den Spätherbst hin.

Habicht und Sperber, grausam wie der Würger selber, sind die schlimmsten Feinde unseres Vogels. Er kennt sie wohl und nimmt sich möglichst vor ihnen in Acht, kann es aber doch nicht immer unterlassen, seinen Muthwillen an ihnen auszuüben und wird bei dieser Gelegenheit die Beute der stärkeren Räuber. Außerdem plagen ihn Schmarotzer verschiedener



Art. Der Mensch bemächtigt sich seiner mit Leichtigkeit nur vor der Krähenhütte und auf dem Vogelherde; denn gewöhnlich ist der Raubwürger, wie schon angegeben, sehr scheu und weicht jedem verdächtigen Manne sorgfältig aus. Da, wo es auf weithin keine Bäume gibt, kann man ihn leicht fangen, wenn man auf eine mittelhohe Stange einen mit Leimruthen bespizten Busch pflanzt, und ebenso bekommt man ihn in seine Gewalt, wenn man seine beliebtesten Sitzplätze erkundet und hier Leimruthen geschickt anbringt.

In der Gefangenschaft ist der Raubwürger sehr unterhaltend. Er wird bald zahm, lernt seinen Gebieter genau kennen, begrüßt ihn mit freudigem Ruf und trägt seine drolligen Lieder mit ziemlicher Ausdauer vor. Unter andern Vögeln darf man ihn freilich nicht halten: sie erwürgt er ohne alle Umstände. Bei gemischtem Futter, in welchem Fleisch nicht fehlen darf, erhält man ihn jahrelang.

In Südeuropa und Nordwestafrika wird der Raubwürger, wie schon bemerkt, durch einen ihm sehr ähnlichen, aber schöneren Verwandten ersetzt, den sogenannten südländischen Würger (*Lanius meridionalis*). Die Länge des Männchens beträgt 9 $\frac{1}{2}$  Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist dunkelgrau, das der Unterseite weiß, auf der Brust weinröthlich überflogen; die vier mittleren Schwanzfedern sind schwarz. Das Auge ist braun, der Oberschnabel schwarzblau, der Unterschnabel am Grunde lichtblau, der Fuß schwarz. Im Uebrigen ist die Farbenvertheilung und Zeichnung dieselbe, wie bei unserm Raubwürger.

Alle ebenen Gegenden unseres Vaterlandes, wo der Laubwald vorherrschend ist, beherbergen häufig einen Verwandten des Raubwürgers, welcher ihm hinsichtlich seiner Färbung sehr nahe steht, den grauen oder schwarzstirnigen Würger (*Lanius minor*), welcher auch wohl italienischer Würger oder Schäferdiakopf genannt wird. Er gehört zu den schönsten Arten der Familie. Das Gefieder ist auf der Oberseite hellaschgrau, auf der Unterseite weiß, an der Brust wie mit Rosenroth überhaucht; die Stirn und der Bügel sind schwarz; der Flügel ist bis auf einen einfach weißen Flecken, welcher sich über die Wurzelhälfte der neun ersten Handschwingen verbreitet, schwarz. Die Länge beträgt 7 $\frac{1}{2}$  bis 8 Zoll.

Die Sippe der Neuntödter (*Enneooctonus*), zu welcher einige Forscher auch den schwarzstirnigen Würger zählen, kennzeichnet sich durch verhältnißmäßig kurzen und starken Schnabel mit kleinem Haken und durch verschiedene Färbung der beiden Geschlechter. In Deutschland wird diese Sippe durch zwei Arten vertreten, von denen die eine, der Dorndreher oder Neuntödter, Dornreich oder Finkenbeißer und Spießer zc. (*Enneooctonus collurio*) Jedermann bekannt sein dürfte. Das Männchen gehört zu unsern hübschesten Vögeln. Kopf, Hinterhals und Bügel sind hellaschgrau; der Mantel ist braunroth, die Brust schwach rosenroth; ein oben und unten weit begrenzter Bügelstreif durch das Auge ist schwarz; die Hand und Armschwingen sind bräunlich grauschwarz, schmal hellbraun gefanet, die Oberarmschwingen sind fast ganz rostbraun; an der Wurzel der Armschwingen steht ein kleines, lichtiges Fleckchen, welches, wenn der Flügel ausgebreitet ist, eine sichtbare Binde bildet; die Mittelfedern des Schwanzes sind braunschwarz, die folgenden an der Wurzel, die äußersten bis zu Dreiviertel weiß und nur an der Spitze schwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß grauschwarz. Das Weibchen ist sehr vom Männchen verschieden, oben rostgrau, auf der Unterseite auf weißlichem Grunde braun gewellt. Die Länge beträgt 7 Zoll, die Breite 11 $\frac{1}{2}$  Zoll.

Unter allen deutschen Würgern ist der Dorndreher der verbreitetste. Er bewohnt fast ganz Europa von Skandinavien und Rußland an bis Südfrankreich und Griechenland und ebenso das gemäßigte Sibirien. In Spanien gehört er zu den Seltenheiten; doch soll er hier in den nordwestlichen Provinzen als Standvogel gefunden werden. Gelegentlich seiner Winterreise durchstreift er ganz Nordostafrika. Bei uns zu Lande erscheint er selten vor dem Anfang des Mai und verweilt in der Regel nur bis Mitte Augusts.

Gebüsche aller Art, welche an Wiesen und Weideplätze grenzen, Gärten und Baumpflanzungen sind seine Aufenthaltsorte. Dichte Hecken scheinen ihm ein unumgänglich nothwendiges Erforderniß zum Wohlfinden zu sein. Nottet man solche Hecken aus, so verläßt dieser Würger, selbst wenn er früher häufig war, die Gegend. Aber er ist genügsam, denn schon ein einziger dichter Busch im Felde befriedigt ihn vollständig. Er baut dann viele Jahre nach einander sein Nest immer an ein und dieselbe Stelle. Auch er behauptet den einmal gewählten Wohnplatz mit Hartnäckigkeit gegen jeden andern Vogel und namentlich gegen ein zweites Paar seiner Art.

In seinem Betragen hat der Dorndreher große Aehnlichkeit mit andern Arten der Familie. Auch er ist ein dreister, muthiger, munterer, unruhiger Vogel, welcher selbst, wenn er sitzt, den Kopf beständig nach allen Seiten dreht und mit dem Schwanz auf und niederrümpelt. Die





Dornreher oder Neuntöchter.

R. LANGE. 56.



höchsten Spitzen der Büsche und Bäume bilden für ihn Warten; von denen aus er sein Jagdgebiet überhaut, und zu denen er nach jedem Ausflug mit großer Regelmäßigkeit zurückkehrt. Aufgejagt stürzt er sich von der Höhe bis gegen den Boden herab, fliegt tief über denselben dahin und schwingt sich erst dann wieder empor, wenn er von neuem sich setzen will. Auch er fliegt ungern weit in einem Zuge, ruht vielmehr auf jedem geeigneten Sitzplatze ein wenig aus und setzt erst dann seinen Weg fort. Die Laustimme ist ein ziemlich deutlich hervorgestohenes „Gägägäg“ oder ein schwer zu beschreibendes „Sehe oder Grä“. Beide Laute werden verschieden betont und drücken bald freudige, bald ängstliche Gefühle aus. Ähnliche Töne dienen zur Warnung der unerfahrenen Jungen. Von einzelnen Männchen vernimmt man kaum andere Laute, während andere zu den ausgezeichneten Sängern zählen. Der Dorndreher nämlich besitzt eine wahrhaft überraschende Fähigkeit, anderer Vögel Stimmen nachzuahmen. „Ich habe einmal“, sagt Brehm der Vater, „diesen Vogel wundervoll singen hören. Ein Männchen, welches kein Weibchen bei sich hatte, saß auf der Spitze eines Busches und sang lange Zeit ziemlich laut und äußerst angenehm. Es trug Strophen von der Feld- und Baumlerche, von der Graswiede und andern Sängern vor. Die Töne der drei erstgenannten Arten kehrten oft wieder und waren so voll und unter einander gemischt, daß sie äußerst lieblich klangen.“ — „Wenn ein Sänger“, berichtet Gourcy, „den Namen Spottvogel verdient, so ist es unbestreitbar dieser. Nach meiner Meinung hat er, außer einigen rauhen Strophen, keinen eigenen Gesang, und deswegen singen auch die aufgezogenen, wenn sie nicht unter anderen gut singenden Vögeln aufwachsen, ziemlich schlecht. Die Wildfänge werden nicht leicht zahm; sind sie es aber einmal, und an einem Standorte gefangen, wo sie von lauter gut singenden Vögeln umgeben waren: dann kann man keinen angenehmeren Sänger in der Stube besitzen, als diesen Würger; denn mit immer erneueter Lust hört man ihn seine vielfach abwechselnden, zum Täuschchen ähnlichen Gesänge vortragen. Nur schade, daß beinahe ein jeder seinen schönen Liedern einige schlechte Töne beimischt! Besonders ist es der Ankeruf, den sich fast alle zu eigen machen.“

„Der, welchen ich jetzt besitze, ist ein vorzüglicher Vogel, welcher auf eine täuschende und entzückend schöne Art die Gesänge der Nachtigall, der Feldlerche, Rauchschwalbe, Sperber-Graswiede, des Mönchs, Goldammers, den Ruf der Amsel und des Rebhuhns nachahmt und auf eine so feine Art in einander verschmilzt, daß man durchaus keinen Uebergang bemerkt. Außerdem bellt er noch wie ein Hund. Er sang zuweilen noch im September und begann schon am 16. November wieder.“

Leider macht sich dieser so muntere und singsfähige Vogel in anderer Hinsicht im höchsten Grade unbeliebt. Er ist einer der abscheulichsten Feinde der kleinen Singvögel, welchen wir kennen. Kerbthiere bilden allerdings seine Hauptnahrung, und namentlich Käfer, Heuschrecken, Schmetterlinge, auch wohl Raupen werden sehr eifrig von ihm verfolgt und selbst dann noch getödtet, wenn er bereits gesättigt ist; aber dabei bleibt es nicht. Der Dorndreher stellt auch allen kleinen Wirbelthieren nach, welche er irgendwie bezwingen kann, und haust unter dem Kleingeflügel in einer Weise, welche der vernünftige Mensch eben nicht dulden kann. Da, wo ein Dorndreherpaar sich ansässig gemacht hat, verschwinden nach und nach alle kleinen Graswiedern, Laub- und Gartensänger, ja sogar die Höhlenbrüter. Sie verlassen in Folge der ewigen Bedrohung die Gegend oder werden von dem Dorndreher ergriffen und aufgefressen. Die Nester weiß er sehr geschickt auszuspiiren, und hat er eins gefunden, so holt er sich gewiß ein Junges nach dem andern weg. Naumann hat beobachtet, daß er junge Dorngraswiedern, gelbe Wachstelzen, Krautvögeln und Spieglern erwürgte und forschleppte, daß er die in Sprenkeln gefangenen Vögel anging, daß er Finken aus den Gebauern herauszuziehen versuchte. Andere Beobachter erfuhren dasselbe. „Ich habe“, sagt Lenz, „schon einigemal folgende Versuche gemacht: 1) In einem großen, mit starkem Dornzaun umgebenen Garten schoß ich in einigen Jahren jeden Würger, sowie er sich ansiedelte, todt. So konnten die nützlichen Vögeln ruhig in den von mir angeschlagenen Kästchen und in selbstgebauten Nestern brüten, wurden über das Ungeziefer ganz Herr, und ich bekam Massen trefflichen Obstes. — 2) In einem ebenso beschaffenen Garten ließ ich die Würger nach ihrem Belieben hausen. Dabei verließen aber alle anderen Vögeln den Garten, selbst diejenigen, welche daselbst in den Brutkästchen zu nisten pflegten; meine Bäume wurden von den Raupen erbärmlich kahl gefressen, und ich bekam gar kein Obst. — 3) In dem noch größeren Garten eines meiner Nachbarn hegte ich die Würger in einer Ecke, welche ein großes Dorngebüsch bildete. Dagegen zerstörte ich jedes andre Würgernest in diesem Garten, sowie es gebaut war, erschloß auch die Alten. So zeigte sich denn bald, daß rings um die bewusste Ecke alle Obstbäume entblättert wurden und keine Frucht trugen, während sie an andern Stellen gut gediehen.“



Mehr noch, als andere Arten seiner Familie hat der Dorndreher die Gewohnheit, alles Gefangene vor dem Verzehren erst auf einen Dornen oder sonstigen spitzen Zweig zu spießen. „Er sammelt sich“, sagt Raumann, „sogar hier, wenn er gerade gesättigt ist, ganze Mahlzeiten und verzehrt diese Vorräthe, sobald ihn der Hunger wieder angreift, mit einem Male. So findet man bei schönem Wetter fast nur Käfer, Kerbtbiere und kleine Frösche, bei kalter, stürmischer Witterung hingegen oft ganze Heerde junger Vögel an die Dornen gespießt, und ich habe manchmal darunter sogar schon flügge ausgeflogene Grasmücken und Schwalben gefunden. Das Gehirn der Vögel scheint einer seiner Leckerbissen zu sein; denn den meisten Vögeln, die ich aufgespießt fand, hatte er zuerst nur das Gehirn aus den Köpfen geholt. Stört man ihn bei seiner Mahlzeit, so läßt er Alles stecken und verdorren. Die kleinen Frösche, welche man sehr oft darunter findet, sind auf eine sonderbare Weise allemal ins Maul gespießt. Auch Stücke von jungen Mäusen und kleinen Eidechsen habe ich zuweilen darunter gefunden.“

Ungestört brütet das Dorndreherpaar nur einmal im Jahre. Das Nest steht immer in einem dichten Busche, am liebsten in Dornsträuchen und zwar niedrig über dem Boden. Es ist groß, dicht, dick und gut gebaut, äußerlich aus starken Grassködern und Grasshalmen, Queggen, Moos und dergleichen zusammengesetzt, nach innen zu mit feineren Stoffen derselben Art, welche sorgfältig zusammengelegt und durcheinander geflochten werden, ausgebaut und in der Mulde mit zarten Grasshalmen und feinen Wurzeln ausgefüttert. Das Gelege enthält fünf bis sechs Eier von verschiedener Größe und Färbung. Sie sind entweder länglich oder etwas bauchig oder selbst rundlich und auf gelblichem, grüngraugelben, blaßgelben und fleischrothgelben Grunde spärlicher oder dichter mit aschgrauen, ölbraunen, blutrothen und rothbraunen Flecken gezeichnet. Das Weibchen brütet allein und wird inzwischen vom Männchen mit Futter versorgt. Es sitzt so fest auf den Eiern, daß man ihm, während es brütet, Leinruthen auf den Rücken legen und es so fangen kann. Die Jungen werden von beiden Alten groß gefüttert, außerordentlich geliebt und muthig vertheidigt; sie haben aber, Dank der Wachsamkeit ihrer Eltern, wenig von Feinden zu leiden.

In der Gefangenschaft hält der Dorndreher nur bei guter Pflege mehrere Jahre aus. Fleisch ist dem Dorndreher unentbehrlich; bei einfachem Nachtigallfutter geht er zu Grunde oder tränkelt wenigstens, wird unlustig und singt nicht. Mit andern Vögeln verträgt sich dieser Mörder selbstverständlich nicht; er überfällt im Gesellschaftsbauer sogar Vögel, welche noch einmal so groß sind, als er. Er quält nach und nach Drosseln und Staare zu Tode, obgleich diese sich nach besten Kräften zu wehren versuchen. Raumann's Vater hielt zuweilen mehrere Dorndreher in einem kleinen Gartenhäuschen, in welchem er ihnen einen kleinen Galgen d. h. ein mit spitzen Nadeln und Nägeln bespitztes Querholz angebracht hatte. Zu diesen Gefangenen nun brachte der alte, treffliche Naturbeobachter lebende Vögel, zumal Sperlinge. Sie wurden von den Dorndrehern sehr bald gefangen, dann immer auf die Nägel gesteckt und entfleischt. Schließlic hing der ganze Galgen voller Gerippe.

Die vierte Würgerart, welche in Deutschland vorkommt, ist der Rothkopf (*Enneoctonus* [*Phoneus*] *rufus*), welcher auch wohl pommerscher Würger oder Waldtaze genannt wird. Die Länge beträgt 7 Zoll. Das Gefieder des Männchens ist auf der Oberseite schwarz, auf der Unterseite gelblichweiß; Hintertopf und Nacken sind rostrothbraun, die Schultern und der Bürzel weiß. In Deutschland kommt der Rothkopf nur in gewissen Ebenen vor und fehlt dagegen in anderen gänzlich; in Südeuropa und namentlich in Spanien ist er der häufigste aller Würger.

In Griechenland, viel häufiger aber noch in Egypten und Nubien kommt neben dem genannten noch eine Art der Familie vor, der Maskenwürger (*Enneoctonus personatus*). Er ist auf der Oberseite blauschwarz, auf der Brust rostgelblich, auf der Stirn und über den Augen, auf den Schultern, an der Kehle und am Bürzel weiß.

Dickkopfwürger (*Pachycephali*) nennt Cabanis einige Würger Neuholands und der großen Eilande des stillen Meeres, welche sich kennzeichnen durch einen gedrungenen Leibesbau, verhältnißmäßig starken Kopf mit sehr kräftigem Schnabel, ziemlich kurze Flügel, einen kurzen, meist gerade abgesechnittenen Schwanz und kurze kräftige Füße. Die hierher zu zählenden Arten haben in Aussehen und Betragen eine gewisse Aehnlichkeit mit den Meisen. Der Falkenwürger (*Falcuncululus frontatus*) gehört mit seinen wenigen Verwandten dieser Würgergruppe an. Er ist ein kräftig gestalteter, angenehm gezeichneter Vogel von 6 Zoll Länge, welcher viele Aehnlichkeit mit unserer Finkweise hat, sich aber durch den sehr kräftigen Schnabel sofort



unterscheidet. Dieser ist in der That falckenartig, obgleich der Haken des Ober Schnabels und der Zahn nicht besonders ausgebildet sind. Die Färbung des Gefieders ist in beiden Geschlechtern eine sehr ähnliche. Der Mantel ist olivenfarbig und die Unterseite hochgelb; eine Binde über die Stirn und die Kopfseiten, mit Ausnahme eines vom Auge aus nach dem Nacken verlaufenden schwarzen Bandes, sind weiß, die Haube, die Kehle und ein Theil des Vorderarms schwarz. Die Falkenwürger sind auf den Süden Australiens beschränkt. Ihre Hauptnahrung besteht in Kerbthieren und Beeren, wiewohl erstere sie von den Blättern ablesen oder unter der Rinde der dickeren Aeste hervorziehen, wozu sie namentlich ihren scharfen Schnabel verwenden. Kein Vogel derselben Größe besitzt eine ähnliche Kraft im Schnabel, wie dieser Würger. Er gebraucht denselben auch mit Erfolg zu seiner Vertheidigung.

In Afrika und Indien lebt eine artenreiche Gruppe von Würgern, welche man Wald- oder Buschwürger genannt hat, und dieser Name bezeichnet ihre Lebensweise auch in der That vortrefflich. Die Buschwürger (*Malaconoti*) unterscheiden sich von den von uns bereits besprochenen Verwandten durch folgende Merkmale: Die Schwingen sind in der Regel länger, als bei jenen, der Schwanz ist meist kürzer, aber sehr verschieden gestaltet, bald gerade abgeschnitten, bald leicht ausgeschweift, bald wiederum zugerundet. Die Füße sind schwächer und höher, der Schnabel ist länger, weniger stark gebogen und minder deutlich gezahnt. Das Gefieder ist reichhaltig und namentlich das des Unterrückens besonders entwickelt. Seine Färbung ist oft eine sehr prachtvolle.

Unter diesen verdienen die Flötenwürger (*Laniarius*), eine ausführliche Beschreibung. Sie haben hinsichtlich ihres Leibesbaues fast mehr Aehnlichkeit mit den Drosseln als mit den Würgern und erinnern auch hinsichtlich ihres Betragens an jene mehr als an diese.

Der Flötenwürger (*Laniarius aethiopicus*) ist auf der ganzen Oberseite mit Ausnahme einer weißen Flügelbinde schwarz, auf der Unterseite reinweiß mit rosenrothem Anfluge. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß blaugrau. Seine Länge beträgt  $9\frac{1}{2}$  Zoll.

Der Scharlachwürger (*Laniarius erythrogaster*) findet sich im ganzen östlichen Mittelafrica, jedoch mehr in den Urwaldungen der Ebenen, als im Gebirge. Er ist ein wahrer Schmuck der Wälder. Seine hochrothe Brust schimmert schon von weitem durch das dichteste Geäst der üppig grünenden Bäume, und der Vogel muß auch dem ungeübten Beobachter auffallen, da er nicht bloß schön, sondern auch beweglich, und nicht nur beweglich, sondern auch redselig ist. Im Gebirge scheint ihn der Flötenwürger zu vertreten; wenigstens ersetzt er ihn, soweit es sich um die Stimme handelt. Beide Arten leben immer paarweise. An geeigneten Orten sind sie sehr häufig: es wohnt Paar bei Paar, und die hellen Flötentöne, welche im Anfange entzückten, vernimmt man hier so oft, daß sie fast zur Plage werden. Jedes Paar behauptet ein kleines Gebiet, dessen Durchmesser 150 Schritte betragen mag, mit Hartnäckigkeit und vertheidigt es gegen jeden Eindringling. Dieß muß es aber auch thun; denn bei der Häufigkeit dieser Vögel ist jeder zusagende Ort besetzt, und jedes einzelne Paar muß sich begnügen. In der Regel vernimmt man die Flötenwürger viel eher, als man sie sieht: das dichteste Gebüsch ist ihr bevorzugter Aufenthalt; von ihm aus fliegen sie nur dann auf Hochbäume empor, wenn diese dicke Kronen besitzen, welche sie möglichst verdecken. Sie halten sich im laubigen Geäst auf, freilich ohne sich wirklich zu verbergen; denn ihre lebhaften Farben schimmern eben doch auch durch das dichteste Grün hindurch, und wenn sie wirklich dem Auge entzückt sind, dann findet der Beobachter sie bald durch das Gehör auf.

Das Bemerkenswertheste im Betragen dieser Vögel ist aber unbedingt die Art und Weise, wie sie ihren Gesang zum Besten geben. Es handelt sich hier nicht um ein Lied, sondern nur um einzelne Töne, klangvoll wie wenige andere, welche sehr häufig wiederholt, aber von beiden Geschlechtern gemeinschaftlich hervorgebracht werden. Der Ruf des Scharlachwürgers ähnelt dem verchlungenen Pfiff unseres Pirols; der Ruf des Flötenwürgers besteht aus drei, seltener zwei glodenreinen Lauten, welche sich etwa im Umfange einer Oktave bewegen. Er beginnt mit einem mittelhohen Tone, auf welchen erst ein tieferer und dann ein bedeutend höherer folgt. Die ersten beiden liegen im Umfange einer Terz, die letzten beiden im Umfange einer Oktave aus einander. Diese drei Glodentöne werden ebenso, wie der Pfiff des Scharlachwürgers, nur vom Männchen vorgetragen; unmittelbar auf sie aber folgt die Antwort des Weibchens, ein unangenehmes Kreischen oder Krächzen, welches sich schwer nachahmen und noch viel schwerer



Der Flötenwürger (*Laniarius aethiopicus*).

beschreiben läßt. Beim Scharlachwürger schließt das Weibchen sein Kreischen erst nach Schluß des ganzen Tonsatzes seines Gatten an, beim Flötenwürger fällt es gewöhnlich schon beim zweiten Tone ein. Bei der einen wie bei der andern Art aber beweist es einen Taktinn, welcher in Erstaunen setzen muß; es läßt nie auf sich warten. Zuweilen kommt es auch vor, daß das Weibchen beginnt; dann kreischt es gewöhnlich drei-, vier-, sechsmal nach einander, ehe das Männchen einfällt. Geschieht es endlich, so beginnt das Weifen von neuem und geht mit gewohnter Regelmäßigkeit weiter. Man hat sich durch die verschiedensten Versuche überzeugt, daß beide Geschlechter zusammewirten.

Es ist wiederholt behauptet worden, daß eine Art dieser Familie, der Tschagra, wie Le Vaillant sie nannte (*Telephonus erythropterus*), auch in Europa und zwar in Spanien vorgekommen wäre: die sorgfältigsten Nachforschungen aber bewiesen, daß dies nicht der Fall ist. Die Sippe der Kappenwürger, zu welcher der Tschagra gehört, unterscheidet sich von jener der Flötenwürger hauptsächlich durch verhältnißmäßig längern und stufenförmigen Schwanz und kürzere Flügel, in denen die vierte Schwinge alle übrigen an Länge übertrifft; außerdem zeichnen sich die Füße durch auffallend lange Laufe aus.

In denselben Gegenden, welche die genannten Buschwürger bewohnen, lebt ein durch seine Gestalt sehr auffallender Vogel, welchen man bisher derselben Familie zugezählt hat, obwohl





Der Helmwürger (*Prionops poliocephalus* oder *Prionops cristatus*).

man keineswegs davon überzeugt ist, daß er derselben auch wirklich angehört, der Helmwürger nämlich (*Prionops poliocephalus* oder *Prionops cristatus*). Die hauptsächlichsten Kennzeichen der Sippe bestehen in einem sonderbaren Federbusche, welcher durch die haarartigen, steifen Kopffedern gebildet wird. Diese Federn, welche die Schnabelwurzel und die Nasenlöcher überdecken, richten sich theils vorwärts, theils aufwärts nach der Mittellinie des Kopfes und vereinigen sich hier zu einem Helmkamme. Der Mantel, die Schwingen und der größte Theil des Schwanzes sind schwarz, der Federbusch, Kopf, Nacken und die ganze Unterseite weiß; vom Ohr aus zieht sich eine schwach angedeutete Binde von gelblichgrauer Farbe über den Hinterkopf. Die Länge beträgt 8 Zoll.

Rüppell fand den Helmwürger in zahlreichen Schaaren in den Thälern der abissinischen Küste, hier in niederen Gebüsch auf Kerbthiere Jagd machend, traf aber während seiner Bereisung von Abissinien nicht einen einzigen mehr an. Auch begegnete man ihm in den Urwäldungen am blauen Flusse und zwar ebenfalls in einem ziemlich starken Fluge. Die Vögel hielten sich in enger Gemeinschaft zusammen, flogen ziemlich lebhaft umher und waren eifrig mit Kerbthierjagd beschäftigt. Sie zeigten im Betragen mit keinem Würger irgend welche Aehnlichkeit.

\* \* \*

(Nabenwürger.) In Südamerika, Afrika und Neuhollland leben Vögel, welche mit den Würgern enge Verwandtschaft, aber doch wieder so viel Selbstständigkeit zeigen, daß man sie in einer besonderen Familie vereinigt hat. Wir wollen sie Nabenwürger (*Thamnopili*) nennen, weil einige Arten, welche hierher gezählt werden dürfen, an gewisse Nabenvögel erinnern.

Sie sind durchschnittlich mittelgroße Singvögel von kräftigem Leibesbau. Ihre Flügel sind mittellang oder selbst kurz und stark abgerundet, die dritte, die vierte oder fünfte Schwinge pflügt die längste zu sein. Der Schwanz ändert vielfach ab. Die Füße sind gewöhnlich lang und dünn, regelmäßig länger als die Mittelzehe, welche mit der äußeren Zehe bis zum ersten Gelenk verwachsen zu sein pflügt, während die innere frei ist. Der Schnabel ist immer gestreckter, als bei den Würgern, auf der Firste mehr oder weniger geradlinig, nur an der scharf hakenförmigen Spitze gebogen, mit mehr oder weniger deutlichem Zahn vor der Spitze, scharf schneidend an den Rändern, gegen die Spitzen hin seitlich zusammengedrückt. Das Gefieder ist reichhaltig, bei einzelnen Arten weich, bei vielen auffallend wegen der langen, fast wolligen Rückenfedern. Die Schnabelwurzel ist gewöhnlich von Borsten umgeben.

Durch Gould's Forschungen sind wir mit einer Gruppe dieser Vögel, welche wir Krähenwürger (*Craeticus*) nennen wollen, bekannt geworden. Einer der häufigsten Vertreter dieser



Gruppe ist die Würgagel (*Cracticus destructor*). Das Gefieder ist auf der Oberseite dunkelgranbraun, auf den Flügeln schwärzlichbraun, auf Oberkopf und Halsrücken schwarz, auf dem Büzel weiß, auf der Unterseite graulichweiß; ein Fleck zwischen dem Schnabelgrunde und dem Auge ist weiß; die Schwingen sind schwärzlichbraun, die Armschwingen längs der Außenfahne weiß, die Steuerfedern schwarz, mit Ausnahme der beiden mittleren an der Innenfahne weiß gespitzt. Das Auge ist dunkelröthlichbraun, der Schnabel bleigrau am Grunde, schwarz gegen die Spitze hin, der Fuß schwärzlichbleifarbig. Die Länge beträgt 13 $\frac{1}{2}$  Zoll.

Nach Gould's Bericht gehört die Würgagel zu den verbreitetsten Vögeln Australiens. Sie ist ein beständiger Bewohner aller Buschhölzer von der Küste an bis zu den Bergen und weiß sich Jedermann bemerklich zu machen. Gewöhnlich sitzt sie nach Würgerart bewegungslos auf einem abgestorbenen und besonders hervorragenden Zweige, ihrer Warte, von welcher sie die Gegend ringsum überschaut. Bewahrt das scharfe Auge ein großes Kerbthier oder ein kleines Wirbelthier, so stürzt sie sich senkrecht herab, ergreift die Beute, würgt sie ab und kehrt zu dem früheren Sitz zurück, um sie hier zu verzehren. Sie ist ungemein raubgierig und dabei sehr muthig, scheut sich vor dem Menschen nur, wenn sie vielfache Verfolgung erlitten hat, zeigt sich aber sonst ungenein lech. Gould erzählt, daß er einstmals einen australischen Sänger gefangen und in seine Jagdtafche gesteckt habe. Das Geschrei desselben zog eine Würgagel herbei, und diese verfolgte den Forscher über eine Stunde lang und nahete sich mit großer Frechheit, als es dem gefangenen Vögeln gelungen war, zu entkommen, unzweifelhaft in der Absicht, den schwachen Vogel wegzufapern. Die gefangene Beute wird auch von der Würgagel oft an Dornen oder spitze Zweige gespickt, wie unsere Bürger zu thun pflegen, und wahrscheinlich besitzt jener Vogel alle unangenehmen Eigenschaften seiner europäischen Verwandten. Nur in Einem steht er weit hinter den Würgern zurück: seine Stimme ist unangenehm im höchsten Grade. Sie ist ein außerordentliches Geschrei, eine Anhäufung von unharmonischen Tönen, welche dem Kundigen schon auf weithin die Gegenwart der Würgagel verrathen.

Die Arten, welche man Riesenbataras (*Thamnophilus*) nennt, scheinen die Eigenthümlichkeiten der gesammten Gruppe in sich zu vereinigen. Sie haben in der Gestalt mit den Hehern einige Aehnlichkeit. Ihre Heimat ist Südamerika, Rio de Janeiro.

Der Riesenbatara (*Thamnophilus undulatus* oder *Thamnophilus Vigorsii*) ist ein großer Vogel von 14 Zoll Länge. Das Gefieder des Männchens ist auf der ganzen Oberseite schwarz, auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanz fein weiß in die Quere gebändert, auf der Unterseite einfarbig bleigrau, etwas lichter an der Kehle. Das Weibchen ist gelbbraun, auf dem Scheitel schwarzbraun; der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind abwechselnd gleich breit schwarz und rostgelb in die Quere gebändert.

Die Nahrung besteht fast ausschließlich in Kerbthieren, welche von den Zweigen abgelesen oder vom Boden aufgenommen werden. Nach Würgerart aber fallen sie auch kleine Wirbelthiere, namentlich Lurche, Nestvögel und Mäuse räuberisch an. Das Nest steht in dem dichtesten Gebüsch, immer wohl verborgen, so daß es sehr schwer hält, es aufzufinden. Es ist verhältnißmäßig klein, einfach und nachlässig gebaut. Die Eier sind auf schmutzig gelblichem Grunde mit olivenbraunen Flecken gezeichnet, welche am stumpfen Ende sich zu einem Kranze vereinigen. Burmeister nennt den Riesenbatara einen dreißten Vogel; andere Arten dagegen ziehen sich sogleich in die dichtesten Schlupfwinkel zurück, sobald sie etwas Fremdartiges bemerken.

\* \* \*

(Würgerschnäpper.) Ueber Afrika, Südasien und Neuholand verbreitet sich eine Familie von Vögeln, die gewissermaßen eine Mittelstellung einnehmen zwischen den Würgern und den Fliegenfängern: die Würgerschnäpper oder Drongo's (*Edolii*).

Lebensweise und Betragen aller Würgerschnäpper sind im wesentlichen dieselben, so daß es wohl gerechtfertigt ist, das von den verschiedenen Arten Bekannte zusammenzustellen.

In Indien leben mehrere sehr ausgezeichnete Arten der Familie. Unter ihnen ist die Königsträhe oder Finga der Bengalesen (*Dicrourus macrocerus*) eine der häufigsten und bekanntesten. Das Gefieder ist glänzend schwarz mit einem weißen Flecken am Schnabelspalt, zuweilen etwas düsterer auf Schwingen und Schwanz, welche Theile unten bräunlich-schwarz aussehen. Beide Geschlechter ähneln sich in der Färbung. Das Vaterland der Königsträhe erstreckt sich über ganz Indien, Assam und Burmah bis China hin, und wie es scheint, iagen ihr alle Vertlichkeiten mit Ausnahme der dichtesten Dschungel zu. Auf Ceylon lebt ein ganz ähnlicher Vogel, welcher sich einzig und allein durch geringere Größe unterscheidet. Außerdem

kommen in Indien noch vier Arten derselben Sippe vor. Ähnlich gestaltete Verwandte leben in Australien und in Afrika.

Die Drongos (*Chaptia*) unterscheiden sich durch minder kräftige Füße und weniger tief gegabelten Schwanz. Hierher wird der Singdrongo (*Chaptia musica*) gezählt, ein Vogel von 9 Zoll Länge. Das Gefieder ist blauschwarz, prächtig glänzend; die Schwing- und Steuerfedern sind schwarz, der Bauch wie die unteren Flügeldeckfedern dunkelgrauschwarz. Er findet sich in Südafrika und eine ganz ähnliche Art lebt in Indien.

Auffallender sind die Arten, welche zu der Sippe der Flaggendrongo (*Edolius* oder *Dissemurus*) gehören. Bei ihnen ist der Schwanz leicht gegabelt; seine äußersten Federn aber sind um mehr als das Doppelte über die andern verlängert, sie sind bis gegen die Spitze der übrigen Steuerfedern hin wie gewöhnlich gebildet, hierauf fahnenlos, an ihrer Spitze aber wieder mit breiten Außen- und schmalen Innenfahnen verziert.

Der hierher gehörige Bienenkönig der Indier (*Edolius paradiscus*) wird ohne Schwanz 14 Zoll lang, der Schwanz bis zur Mitte der Gabel  $6\frac{1}{2}$ , längs der Außenfedern gemessen aber  $18\frac{1}{2}$  bis 19 Zoll lang. Das reiche Gefieder ist gleichmäßig schwarz, stahlblau glänzend. Die Federn des Vorderkopfes sind haubenartig verlängert und wie die des Nackens und der Brust an ihrer Spitze leicht ausgeschnitten.

Die Würger Schnäpper gehören zu den auffallendsten Vögeln ihrer Heimatsländer und sind deshalb auch den Eingeborenen wohl bekannt. Von der Seeküste an bis zu 8000 Fuß unbedingter Höhe findet man sie an geeigneten Orten überall, die einen in offenen Gegenden, die andern inmitten der Waldungen. Manche Arten sind sehr häufig, andere seltener. Man sieht sie auf dürren Zweigspitzen eines hohen Baumes, auf der Firste eines Hauses, auf den Telegraphenstangen, auf niederen Büschen, Hecken, Mauern und Ameisenhaufen sitzen und Umschau halten. Gar nicht selten findet man einzelne auch als treue Begleiter der Herdenthiere, auf deren Rücken sie sich dann ebenso ungescheut niederlassen, wie auf ihren gewöhnlichen Warten. Die meisten sind den ganzen Tag über in Thätigkeit; einige aber gehören zu den Dämmerungsvögeln: sie jagen wie unsere Mauersegler noch lange nach Sonnenuntergang und in den frühesten Morgenstunden wieder. Wenn der Vollmond am Himmel steht, scheinen sie während der ganzen Nacht, wenn auch nicht in Thätigkeit, so doch wach und munter zu sein; man hört dann ihre lebhafte und nicht zu verkennende Unterhaltung zu allen Stunden. Einige Arten leben wenigstens zu gewissen Zeiten gesellig.

Während der Würger Schnäpper Nordafrikas (*Microrurus lugubris*) sich dem einen Beobachter als ein nicht gerade ansprechender Vogel erwies, bezeichnen andre Forscher die Drongos als hochbegabte Thiere, welche nicht bloß leiblich, sondern auch geistig sich sehr auszeichnen. Der Flug ist ein Mittel Ding zwischen dem eines Fliegenfängers und einer Schwalbe; er ist nicht gerade schnell, geschieht in Wellenlinien und besteht aus wenigen Flügelschlägen, auf welche ein längeres Gleiten folgt. Wenn aber der Drongo irgendwie erregt ist, weiß er sich so schnell zu bewegen, daß er fast jeden Feind überholt, und von dem Schleppenden, welches man bei den ruhig fliegenden wahrnimmt, bemerkt man dann gar nichts mehr. Jedenfalls bewegt sich der Würger Schnäpper fliegend am geschicktesten: auf den Boden herab kommt er nur dann, wenn er gerade dort unten eine Beute aufzunehmen hat; von eigentlichem Gehen ist keine Rede. Auch behufs des Trinkens oder Badens braucht er seine Füße nicht; er besorgt diese Geschäfte im Fliegen nach Schwalbenart. Im Gezweig beweist er nicht mehr Geschick als andere Vögel, welche ungefähr dieselbe Lebensweise führen. Er wählt sich einen leicht zugänglichen Ast, fußt auf diesen und versucht sich im Gleichgewicht zu halten; anderweitige Bewegungen vermag er nicht auszuführen. Unter den Sinnen steht das große, immer lebhafte Auge unzweifelhaft oben an. Der Würger Schnäpper gewahrt ein fliegendes Kerbthier schon in großer Entfernung, und sein Auge verjagt ihm, wie aus dem Vorhergesagten zu schließen, auch in der Dämmerung seine Dienste nicht. Daß das Gehör kaum minder tüchtig ist, beweisen diese Vögel durch ihre Singfertigkeit und ein verhältnißmäßig bedeutendes Nachahmungsvermögen, welches man wenigstens bei einigen Arten beobachtet hat. Die gewöhnliche Stimme der Würger Schnäpper ist ein lautes, unangenehmes, rauhes Pfeifen oder ein eigenthümliches Geknarr, welches schwer wiederzugeben, aber so eigenthümlich sein soll, daß man es niemals zu verkennen im Stande ist, nachdem man es einmal hörte. Das Geschrei des Bienenkönigs wird durch die Silben „Tschirrig, tschirung“ ausgedrückt versucht, den Ruf des afrikanischen Würger Schnäppers gibt man mit „Pia griasch“ wieder. Von der Königskrähe heißt es, daß sie beständig „ihren wohlbekannten, etwas harten, aber fröhlichen Schrei“ ausstöße. Wenn jedoch die Brutzeit herannahet, singen die Männchen fast aller Arten in höchst angenehmer Weise: so berichten übereinstimmend alle Beobachter. Die Würger Schnäpper



haben jedoch noch andere gute Eigenschaften. Sie sind nicht bloß geschwätzig, sondern auch lebendig, thätig und unter Umständen höchst muthig. Die Königskrähe verdankt ihren Namen ihrer Gewohnheit, alle Krähen, aber auch alle Falken, welche ihr Gebiet durchfliegen, anzugreifen und zu verfolgen. Zumal während der Brutzeit, wenn das Weibchen auf den Eiern sitzt, legt das Männchen die größte Wachsamkeit und dabei eine bewunderungswürdige Kühnheit an den Tag. Die Dreistigkeit der Würger Schnäpper erreicht den höchsten Grad, wenn einer von ihnen eine unglückliche Gule oder irgend einen andern auffallenden unbehilflichen Vogel entdeckt hat. Der freche Zwerg erhebt sich dann wiederholt rasch in die Luft und stößt von oben mit Heftigkeit hernieder, dabei laute und rauhe Töne ausstößend und den Schwanz abwechselnd breitend und zusammenlegend.

Alle Würger Schnäpper scheinen sich ausschließlich von Kerbthieren zu nähren, und zwar sind es vorzugsweise die Bienen und ihre Verwandten, denen sie nachstreben. Die großen Arten verzehren auch Heuschrecken und Grillen, Wasserjungfern, Schmetterlinge u. dergl.; die stechenden Kerbthiere scheinen aber unter allen Umständen die bevorzugte Beute zu bilden. Daher kommt es denn auch, daß die Würger Schnäpper nicht überall mit günstigen Augen angesehen werden, sondern als arge Räuber verschrien sind. Am Vorgebirge der guten Hoffnung nennt man sie geradezu Bienenfresser, und nach Vaillant's Versicherung verdienen sie diesen Namen mit vollem Rechte. Derselbe gibt eine sehr lebendige Beschreibung der Art und Weise ihres Fangs. „In der Regel“, sagt er, „jagen die Würger Schnäpper des Abends vor Sonnenuntergang und des Morgens vor Sonnenaufgang den betriebsamen Kerbthieren nach. Zu diesem Endzweck vereinigen sich die Inwohner eines Waldes auf einem einzeln stehenden Baume, am liebsten auf einem abgestorbenen oder wenigstens auf einem solchen, welcher viele dürre Nester hat, und hier warten sie entweder die Rückkunft oder den ersten Ausflug der Bienen ab, welche honigbeladen zu ihren Wohnbäumen im Walde zurückkehren oder von denselben herkommen. Es geht dann sehr lebendig und auch geräuschvoll in der Nähe eines solchen Baumes zu, und dies gewährt von fern gesehen ein sehr eigenthümliches Schauspiel. Von ihm kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich vorstellen will, daß gegen dreißig Vögel ohne Unterlaß den Baum umfliegen und währenddem alle die vielen Schwenkungen ausführen und die verschiedenen Haken schlagen, welche der Fang der vor ihren wohlbekanntenen Feinden flüchtenden Bienen nöthig macht. Einzelne Würger Schnäpper, welche ihre Beute fehlten, stürzen sich sofort auf eine andere Biene und führen zuweilen fünf oder sechs prächtige Schwenkungen nach einander aus, bald nach rechts, bald nach links, bald nach oben, bald nach unten sich wendend, bis ihnen entweder der Fang geglückt oder sie ihrer Anstrengungen müde geworden sind. Jede Bewegung fast wird mit lebhaftem Schreien begleitet, und alle Jagdgenossen einer Gesellschaft schreien zu gleicher Zeit und in verschiedenen Tönen. . . . Unter dem Baume selbst findet man die Ueberreste der Mahlzeiten in reichlicher Menge, Bienen, denen nur eine Hälfte fehlt, andere, welche schon gepackt noch zu Boden fielen und noch leben, abgerissene Flügel und dergl. Erst die Zeit, in welcher die Raubvögel ihre Jagdflüge beginnen, endet die Arbeit der Drongo's: die nächtlichen Räuber nöthigen sie, von ihrem Werke abzulassen.“

Ueber das Brutgeschäft liegen verschiedene Berichte vor. Die Nester werden in ziemlicher Höhe über dem Boden erbaut, gewöhnlich gar nicht versteckt und deshalb auch dem Wind und Wetter ausgesetzt, und zwar regelmäßig zwischen Astgabeln aufgehängt, nach Art unserer Pirolnester. Mit diesen zierlichen Bauten haben sie aber keine Aehnlichkeit; sie sind im Gegentheil höchst leichtfertig aus wenigen kleinen Zweigen und Würzeln zusammengebaut, oft nicht einmal im Innern ausgefüllt, im günstigsten Falle mit einigen Haaren ausgelegt. Das Gelege besteht aus drei oder vier Eiern, welche auf weißem oder röthlichweißem Grunde mit helleren oder dunkleren rothen und braunen Punkten gefleckt sind.

Einzelne Arten unserer Familie werden gefangen und zahm gehalten. So gehört der Bienenkönig zu den regelmäßigen Erscheinungen in den Gebäuern der Vogelhändler Calcuttas und anderer indischen Städte. Er ist ein höchst unterhaltender Vogel in der Gefangenschaft, weil er sich sehr bald an dieselbe gewöhnt, gegen seinen Herrn eine große Zuneigung an den Tag legt, frei gelassen oft freiwillig oder wenigstens durch den Ruf des Gebieters herbeigelockt, zurückkehrt und mit rohem Fleisch, kleinen Eidechsen und Kerbthierfutter im allgemeinen leicht erhalten werden kann. Höchst ergötzlich ist die Fertigkeit dieser Vögel, andere Stimmen nachzuahmen.

(Schwalbenwürger.) Neuholland. Indien und die malaiischen Länder sind die Heimat einer Familie eigenthümlich gestalteter Vögel, welche man als Mittelglieder zwischen den Würgern und Schwalben betrachten darf und deshalb treffend Schwalbenwürger (Artami) genannt hat. Sie haben mit den Würgern ebensoviel Aehnlichkeit, wie mit den Schwalben.

Der australische Schwalbenwürger (*Artamus sordidus*) ist rußgrau, auf den Flügeln dunkelblauschwarz, auf dem Schwanz bläulichschwarz; die Außenränder der dritten und vierten Schwinge sind weiß, die Steuerfedern mit Ausnahme der beiden mittleren breit weiß an der Spitze. Das Auge ist düsterbraun, der Schnabel am Grunde blau, an der Spitze schwarz, der Fuß weißlichgrau. Die Länge beträgt gegen 6 Zoll.

Ueber das Leben der Schwalbenwürger liegen verschiedene Beobachtungen vor. Sie sind an geeigneten Vertikalflecken sehr häufige Vögel und bevorzugen waldige Gegenden und in solchen gewisse Lieblingsbäume. So findet sich eine indische Art hauptsächlich da, wo die Palmiraspalme auftritt, und hat deshalb von den Eingeborenen den Namen Palmiraschwalbe erhalten. Ein auf Java lebender Schwalbenwürger wählt sich am liebsten solche Gegenden, wo ausgedehnte, mit kurzem Gras bestandene Triften oder Felder mit kleinen Gehöften und Gärten abwechseln oder wenigstens durch einzeln stehende Bäume die zur Annehmlichkeit des Lebens unserer Vögel erforderlichen Bedingungen enthalten. Die Bäume dienen zu Sammel- und Ruheplätzen; sie werden gewissermaßen zum Mittelpunkt des Jagdgebietes. Vornehmlich berichtet uns, daß die javanische Art sich auf ihrem Lieblingsbaume mit Leichtigkeit beobachten, ja von ihm kaum vertreiben läßt; denn der Vogel kehrt auch dann immer und immer wieder zu demselben zurück, wenn er eine entschiedene Verfolgung erleidet. Nach der Brutzeit trifft man gewöhnlich die ganze Familie auf demselben Baume an, und wenn man dann eins der Mitglieder wegschießt, fliegen die andern zwar augenblicklich fort, lassen sich auch wohl kurze Zeit anderswo nieder, kehren jedoch immer bald wieder zurück, so daß man noch einen zweiten und selbst einen dritten aus demselben Schwarme wegschießen kann. Solche Bäume scheinen die Schwalbenwürger selbst bis in ziemlich bedeutende Höhen emporzulocken: so traf Jerdon die indische Art zu seinem Ersttauchen bis zu 4000 Fuß über dem Meere an. Nach vollendeter Brutzeit vereinigen sich in geeigneten Gegenden zuweilen zahlreiche Gesellschaften, und dann gewährt der Lieblingsbaum ein sehr anziehendes Schauspiel. Unter dem Schwarm herrscht vollste Freiheit. Jeder Vogel scheint unabhängig von den andern zu handeln, jeder das zu thun, was gerade sein Bedürfniß erheischt. Einer oder der andere verläßt den Zweig, auf welchem er dicht gedrängt mit seinen Gefährten saß, hüpfet auf und nieder, jagt einem Kerbthier nach und kehrt dann auf den alten Sitz zurück. Der Schwarm besteht nicht immer aus Mitgliedern ein und derselben Art; denn die Schwalbenwürger vereinigen sich sehr häufig mit andern Vögeln, namentlich mit Familienverwandten oder mit Schwalben, ja, verschiedene Arten der Familie brüten gemeinschaftlich auf ein und demselben Baume einträchtiglich zusammen.

Von ihrer vortheilhaftesten Seite zeigen sich die Schwalbenwürger nur im Fluge. Wenn schönes Wetter die Kerbthiere aus ihren Schlupfwinkeln und in höhere Luftschichten gelockt hat, sieht man sie nach Schwalbenart diese Beute verfolgen und dann in den ziellichsten und gefälligsten Schwenkungen bald in der Höhe fliegen, bald zwischen dem Blätterwerk hindurchjagen. Unter solchen Umständen verweilt der Schwarm oft lange Zeit fliegend in hoher Luft, und dann erinnern die Vögel durchaus an die Schwalben. Dasselbe ist der Fall, wenn sie hart über der Oberfläche eines Gewässers auf- und niederstreichen, hier und da ein Kerbthier von den Wellen wegnehmen, Augenblicke lang auf passenden Zweigen des Ufergebüsches ausruhen und dann von neuem ihre Jagd beginnen. Auch die Stimm-laute, welche man vernimmt, ähneln dem Loder der Schwalbe; sie sind jedoch rauher und eintöniger. Einen eigentlichen Gesang scheinen die Schwalbenwürger nicht zu haben.

Höchst sonderbar ist die Gewohnheit der australischen Art, sich in Klumpen nach Art eines Bienenschwarms aufzuhängen. Einige Schwalbenwürger klammern sich an die Unterseite eines dünnen Zweiges, andere an diese fest, und so geschieht es, daß sich zuweilen eine so große Menge an einander anhängt, daß der ganze Klumpen den Raum eines Scheffelmaßes einnimmt.

\* \* \*

(Königswürger.) Linné vereinigte eine große Anzahl kleiner Singvögel mit am Grunde breitem, platten Schnabel zu einer einzigen Familie, welche er die der Fliegenfänger nannte: die neueren Naturforscher haben diese außerordentlich zahlreiche Gruppe in verschiedene Familien und Unterfamilien zerfällt. Eine solche wird gebildet durch die Königswürger



Der Königsvogel oder Tyrann (*Tyrannus intrepidus*).

oder Tyrannen (*Tyranni*), amerikanische Waldvögel, welche in ihrem Wesen und Betragen noch Vieles mit den Würgern gemein haben, sich aber den Fliegenfängern noch mehr nähern, als jene. Es sind kleine, aber kräftig gebaute Vögel mit ziemlich langen und spitzen, zusammengelegt bis zur Mitte des Schwanzes reichenden Flügeln, in denen die zweite und dritte Schwinge die längste, die erste nur wenig verkürzt, aber häufig eigenthümlich zugespitzt zu sein pflegt, mit ziemlich langen und breiten, mehr oder weniger deutlich ausgeschnittenen, seltener abgerundeten Schwanz, mit kräftigen, hochläufigen und starkzehigen Beinen und einem ungefähr kopflangen, starken, geraden, mehr oder minder kegelförmigen, zuweilen bauchig ausgeblähten, an der Spitze hakig herabgebogenen, leicht gekerbten Schnabel, dessen Grund von Borsten umgeben ist. In dem vollen, weichen Gefieder sind Grau auf der Oberseite, Gelb oder Weiß auf der Unterseite die vorherrschenden Farben.

Die Königswürger sind über Süd- und Nordamerika verbreitet und treten in der südlichen Hälfte des Erdtheils sehr zahlreich auf. Sie gehören zu denjenigen Vögeln, welche Jedermann beachten und kennen lernen muß; denn sie zeichnen sich ebensowohl durch ihr Betragen, wie durch ihre Stimme aus und machen sich ungeschämt in unmittelbarer Nähe des Menschen zu schaffen.

Der Königsvogel oder Tyrann (*Tyrannus intrepidus*) ist 8 Zoll lang. Das weiche und glänzende Gefieder, welches sich auf dem Kopfe zu einer Haube verlängert, ist auf der Oberseite dunkelblaugrau, auf den Kopfseiten am dunkelsten, während die schmalen Haubenseiten prachtvoll feuerfarbig und gelb gerandet sind; die Unterseite ist graulichweiß, auf der Brust aschgrau überflogen, an Hals und Kehle reinweiß; die Schwingen und Steuerfedern sind bräunlichschwarz, letztere dunkler gegen das Ende hin und wie die Flügeldeckfedern an der Spitze weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß graulichblau. Beim Weibchen sind alle Farben unscheinbarer und düsterer.

Der Königsvogel ist einer von den anziehendsten Sommergästen der Vereinigten Staaten. Er erscheint in Louisiana ungefähr um die Mitte des März. Viele verweilen hier bis zur Mitte des Septembers; aber die größere Anzahl zieht sich allgemach nordwärts und verbreitet sich über jeden Theil des Reichs. Die ersten Tage nach seiner Ankunft scheint der Vogel ermüdet und traurig zu sein; wenigstens verhält er sich vollkommen still. Sobald er aber seine natürliche Lebendigkeit wieder erlangt hat, hört man seinen scharfen, trillernden Schrei über



jedem Felde und längs der Säume aller Wälder. Im Innern der Waldungen findet er sich selten; er bevorzugt vielmehr Baumgärten, Felder, die Ufer der Flüsse und die Gärten, welche das Haus des Pflanzers umgeben. Hier läßt er sich am leichtesten beobachten.

Wenn die Brutzeit herannahet, nimmt der Flug dieser Vögel ein anderes Gepräge an. Man sieht die Gatten eines Paares in einer Höhe von zwanzig oder dreißig Ellen über dem Grunde unter fortwährenden flatternden Bewegungen der Flügel dahinstreichen und vernimmt dabei fast ohne Aufhören seinen lauten Schrei. Das Weibchen folgt der Spur des Männchens, und beide scheinen sich nach einem geeigneten Platz für ihr Nest umzusehen. Währenddem haben sie aber auch auf verschiedene Kerbthiere wohl Acht, lassen sich durch sie ab und zu aus ihrem Wege lenken und nehmen die erpähten mit einer geschickten Schwentung auf. Dieses Spiel wird dadurch unterbrochen, daß beide sich dicht neben einander auf einen Baumzweig setzen, um auszuruhen. Sobald die Wahl des Nistplatzes getroffen ist, sucht sich das glückliche Pärchen trockene Zweige vom Grunde auf, erhebt sich mit ihnen zu einem wagrechten Aste und legt hier den Grund zur Wiege seiner Kinder. Flocken von Baumwolle, Wolle oder Berg und ähnliche Stoffe, welche dem Neste eine bedeutende Größe, aber auch ziemliche Festigkeit gewähren, werden auf diesem Grunde aufgebaut; das Innere wird mit feinen Wurzeln und Haaren ziemlich dick ausgepolstert. Nun legt das Weibchen seine vier bis sechs, auf röthlichweißem Grunde unregelmäßig braun getüpfelten Eier und beginnt zu brüten.

Jetzt zeigt sich das Männchen voller Muth und Eifer. In der Nähe der geliebten Gattin sitzt es auf einem Zweige und scheint keinen andern Gedanken zu hegen, als sie vor jeder Gefahr zu schützen und zu verteidigen. Die erhobenen und ausgebreiteten Federn des Hauptes glänzen im Strahl der Sonne; die weiße Brust leuchtet auf weithin. So sitzt es auf seinem Stuhle und läßt sein wachjames Auge rundum schweifen. Sollte es eine Krähe, einen Geier, einen Adler erpähen, gleichviel ob in der Nähe oder in der Ferne, so erhebt es sich jählings, stürzt sich auf den gefährlichen Gegner, nähert sich ihm und beginnt nun, ihn mit Muth anzugreifen. Es stürzt sich auf seinen Feind hernieder, läßt seinen Schlachtruf ertönen, fällt wiederholt auf den Rücken des Gewaltigen herab und versucht, sich hier festzusetzen. In dieser Weise, den minder gewandten Gegner fortwährend durch wiederholte Schnabelstöße behelligend, folgt es ihm vielleicht eine (englische) Meile weit, bis es seine Pflicht gethan zu haben glaubt. Dann verläßt es ihn und eilt, wie gewöhnlich mit den Flügeln zitternd und beständig trillernd, zu dem Neste zurück. Es gibt wenige Falken, welche sich dem Nistplatz des Königsvogels nähern: selbst die Krähe hält sich so viel als möglich zu Hause, und wenn sie wirklich erschnitten sollte, stürzt sich der kleine Krieger, welcher ebenso furchtlos ist wie der kühnste Adler, mit so schneller und kräftiger Bewegung auf sie und bringt sie durch wiederholte Angriffe von allen Seiten derartig außer Fassung, daß Hinz, in die Flucht geschlagen und beschämt, nach Hause zieht.

Der Königsvogel verdient die vollste Freundschaft und Begünstigung des Menschen. Die vielen Eier des Hühnerhofes, welche er vor der plündernden Krähe beschützt, die große Kükenzahl, welche Dank seiner Fürsorge, vor der räuberischen Klaue des Falken gesichert ist, die Menge von Kerbthieren, die er vernichtet, wiegen reichlich die wenigen Beeren und Feigen auf, welche er frißt.

Der Tyrann fürchtet keinen seiner luftbeherrschenden Gegner, mit Ausnahme der Purpur-schwalbe. Obwohl ihn diese oft im Besützen des Nestes und Gehöftes unterstützt, greift sie ihn doch zuweilen mit solchem Nachdruck an, daß sie ihn zum Rückzug zwingt. Freilich übertrifft auch der Flug der Schwalbe den des Königsvogels so sehr an Schnelligkeit und Kraft, daß er sie befähigt, dem Stoß des kräftigeren Tyrannen, welcher ihr gefährlich werden könnte, ohne Mühe auszuweichen.

Das Fleisch des Königsvogels ist zart und wohlgeschmeckend; es werden deshalb auch viele der nützlichen Thiere erlegt — nicht deshalb, weil sie Bienen fressen, sondern weil die Louisianaer sehr gern die „Bienenfresser“ verzehren.

Einer der bekanntesten Tyrannen Brasiliens ist der Bentevi (*Saurophagus sulphuratus*), so genannt von seinem deusamen Geschrei. Er ist 10 Zoll lang, auf der Oberseite grünlich ölbraun; die Stirn und ein Augenbrauenstreif sind weiß; das holkenartige Gefieder der Scheitelmitte ist schwefelgelb; der übrige Scheitel, wie der Flügel und Backen sind schwarz; die Flügeldeckfedern, die Schwingen und die Schwanzfedern sind rostroth gerandet, die Schwingen auch auf der Innenseite breit rostgelb gefärbt; Kehle und Vorderhals sind weiß, Brust, Bauch, Scheitel und Hintertheil schwefelgelb. Er ist einer der bekanntesten Vögel Südamerikas; denn er ist fast überall gemein, namentlich aber da, wo offene Triften mit Gebüsch abwechseln. Sein immerwährendes Geschrei, welches von dem Männchen und dem Weibchen um die Wette ausgetrieben wird, erregt die Aufmerksamkeit jedes Ankömmlings und ist von den Ansiedlern



schon längst in verschiedene Sprachen übersetzt worden. In Brasilien hat man es durch ben-te-vii, in Montevideo und Buenos-Ayres durch bien-te-veo (ich sehe dich wohl), in Guyana durch qu'est-ce-que-dit? übertragen, und der Vogel ist wegen dieser Aeusserungen sehr volksthümlich geworden. Man sagt dem Bentevi nach, daß er sich nicht mit Kerbthieren begnüge, sondern auch kleine Vögel aus dem Neste hole.

Die Gabeltyrannen (*Milvulus*) unterscheiden sich von den bisher genannten hauptsächlich durch ihren seitlich sehr verlängerten, tief gegabelten Schwanz.

Eine Art der Sippe, welcher wir den brasilianischen Namen Scherenvogel lassen wollen (*Milvulus Tyrannus*), bewohnt Mittelamerika. Seine Länge beträgt 14 Zoll, wovon 10 Zoll auf die Schwanzfedern kommen.

In den Steppen Mittel- und Südamerikas ist er an einzelnen Orten gemein. Man sieht ihn in großen Gesellschaften auf niederem Gesträuch sitzen und von hieraus Jagd auf Kerbthiere machen.

Ein Tyrann zeichnet sich durch große Schönheit und eine förmliche Krone vor den übrigen aus und ist deshalb Königsthrann (*Megalophus regius*) genannt worden. Die Färbung ist ein schönes Hellbraun auf der Oberseite, ein angenehmes Kostgelb auf der Unterseite, dem Bürzel und dem Schwanz; die Kehle ist weißlich; die Schwingen sind dunkelbraun oder schwärzlich, am Innenrande blaß gesäumt, die Flügeldeckfedern blaßgelb zugespitzt. Wahrhaft prächtig ist die Krone. Die Stirnsfedern sind feuer- oder karminroth, jede einzelne mit schwarzem (beim Männchen stahlblau mit glänzendem) Spitzensleck, vor welchem ein hellgelbes Band steht. Das Auge ist lichtbraun, der Oberschnabel braun, der Unterschnabel blaßgelb, der Fuß blaßfleischfarben; die langen Borsten sind schwarz. Die Länge beträgt 6 Zoll. Er bewohnt die dunkeln, schattigen Urwälder Brasiliens und Guyanas.

Unter dem Namen Fliegenstelzen (*Fluvicolae*) hat man einige ebenfalls Südamerika angehörige Vögel von den Tyrannen getrennt. Ein weit verbreitetes Mitglied dieser Gruppe ist der Yiperu

(*Gubernetes Yiperu* oder *Yetapa*), ein Vogel, welcher an den Gabeltyrannen erinnert.

Ein anderes Mitglied der Gruppe ist das Hähnchen (*Alectrurus tricolor*). Die Sippe, welche es bildet, zeichnet sich durch kurzen, steifen Schwanz aus, in welchem entweder die beiden äußersten oder die beiden mittleren Federn eigenthümlich gestaltet, nämlich ungleichförmig sind.



Der Scherenvogel (*Milvulus Tyrannus*).



Das Hähnchen ist weit über Südamerika verbreitet und hält sich immer auf den Spitzen der hohen Grasstengel auf, erhebt sich von hieraus zuweilen, um einem Kerbthiere nachzufliegen, hält sich in der Höhe auf Augenblicke still und läßt sich dann mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz senkrecht wieder herabfallen. Vor dem Menschen scheut es sich nicht im Geringsten.

\* \* \*

(Raupenfresser.) Die Artenzahl der Vögel, welche den vorhergenannten und unsern Fliegenfängern ähnlich gestaltet sind und ungefähr in derselben Weise leben, ist so außerordentlich groß, daß wir uns auf die Anführung nur eines Beispiels beschränken müssen. So zählt man hierher aus einer kleinen Familie, welche in Ostindien, Neuholland und Afrika zu Hause ist und die man Raupenfresser (*Campephagae*) genannt hat, den Mennigvogel (*Pericrocotus speciosus*), weil er wegen der Pracht seines Gefieders der Erwähnung verdient. Die Länge des männlichen Vogels beträgt 9 Zoll, das Kleid ist prächtig gefärbt. Beim Männchen sind die Oberseite, die Schwingen und die beiden mittleren Schwanzfedern glänzend blauschwarz, der Unterrücken, ein breites Band über die Flügel, welches durch einen Flecken an der Außenfahne der Schwingen und einige Deckfedern gebildet wird, die seitlichen Schwanzfedern und die ganze Unterseite von der Brust an prächtig scharlachroth. Ein großer Theil Indiens vom Himalaya an bis Kalkutta, Assam, Burmah und andere Landstriche jener Gegenden sind die Heimat dieses prachtvollen Vogels, Waldungen in einer Höhe von 3 bis 4000 Fuß über dem Meere sein Hauptaufenthalt.

\* \* \*

(Fliegenschnäpper.) Es bilden ferner die Fliegenschnäpper (*Myiagrae*), eine zweite Familie, welche den Gleicheländern der alten Welt angehört und deren prachtvollste Arten in einer besonderen Gruppe vereinigt worden sind, welcher man den Namen Paradies Schnäpper (*Terpsiphone*) gegeben hat. Von diesen lebt in Indien der Königs Schnäpper (*Terpsiphone paradisei*), ein prachtvoller Vogel von 2 Fuß Länge, wovon freilich 15 oder 16 Zoll auf die mittleren Schwanzfedern kommen. Bei dem alten Männchen sind Kopf und Haube, Hals und Brust glänzend grünlichschwarz, alle übrigen Federn aber weiß, einzelne jedoch schwarz geschaftet; die Hand- und Armschwingen sind schwarz, ihre Außenfahnen und die Spitze der inneren weiß. Er ist ein Standvogel der Wälder, welcher nur zuweilen auf die Büsche des offenen Landes heraustritt, obwohl er weitere Ausflüge nicht gerade scheut. Kerbthiere mancherlei Art bilden seine Nahrung; ihnen jagt er nach Art unserer Fliegenfänger nach.

Einem ähnlichen Vogel begegnet man häufig in den Waldungen Ostafrikas, dem schwarz-bäuchigen Paradies Schnäpper (*Terpsiphone melanogastra* oder *Terpsiphone Ferreti*). Hier lebt der prächtige Vogel paarweise, aber es hält nicht leicht, neben dem auffallenden Männchen auch das bescheidene Weibchen aufzufinden. Wenn der Paradies Schnäpper sein Prachtkleid trägt, ist er eine überaus fesselnde Erscheinung und er gewährt im Fluge wirklich einen großartigen Anblick, wenn die beiden langen Schwanzfedern, welche der leichteste Wind bewegt, bald sich nähern, bald wieder von einander entfernen und überhaupt die zierlichsten Wellenlinien beschreiben. Bailant, welcher die erste ausführlichere Lebensbeschreibung eines dieser Vögel gab, hat denselben nach seinem Geschrei „Tschitrek“ genannt.

Zu derselben Familie oder Unterfamilie werden auch einige Fliegenfänger gerechnet, welche man Fächerschwänze (*Rhipidura*) genannt hat. Sie bewohnen vorzugsweise Neuholland und seine Inseln, und eine Art dieser Sippe ist, weil sie an unsere Bachstelzen erinnert, *Rhipidura motacilloides* genannt worden. Sie verbreitet sich über ganz Australien, mit Ausnahme von Tasmanien, ist überall häufig und deshalb auch wohl bekannt geworden. Alle Beobachter sind ziemlich übereinstimmend im Lobe des Fächerschwanzes. Er ist einer der zutraulichsten und zahmsten Vögel, welche Australien besitzt, und wird deshalb überall geru gesehen. Seine Ähnlichkeit mit unserer Bachstelze wird dadurch besonders auffallend, daß er sich sehr viel auf dem Boden bewegt und hier mit größter Schnelligkeit umherläuft. Wenn er mit erhobnem Schwanz am Wasser hinrennt, glaubt man, unsere deutsche Bachstelze vor sich zu haben; nur bewegt er seinen Schwanz nicht auf und nieder wie diese, sondern seitlich hin und her.

\* \* \*



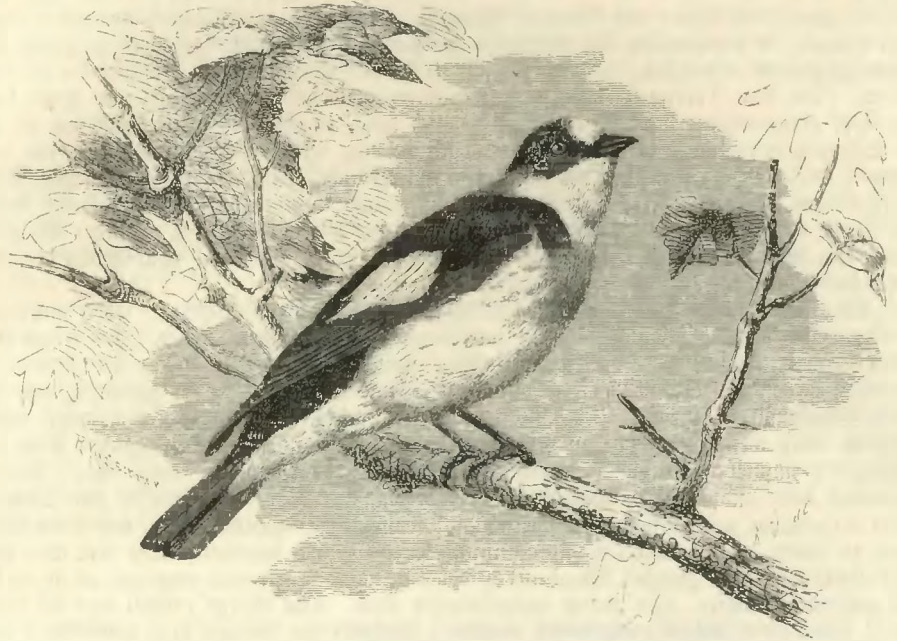
(Fliegenfänger.) Die Verwandten der vorstehend beschriebenen Vogel, welche nördlichere Länder, zumal die Asiens und Europas bewohnen, tragen ein bescheideneres Gewand; namentlich fehlen ihnen die prachtvollen Schmuckzeichen gänzlich. Demungeachtet gehören sie zu den Vögeln, welche allgemein ansprechen: viele Arten sind trotz aller Einfachheit in der Färbung sehr hübsche Thiere. Bei den Fliegenfängern (*Muscicapae*) ist der Leib gestreckt, der Hals kurz und der Kopf einigermassen breit, der Flügel ziemlich lang, in ihm die dritte Schwinge die längste, der Schwanz mittellang, entweder gerade abgestutzt oder leicht ausgeschnitten, der Fuß kurz und schwach, die äußere Zehe mit der mittleren am Grunde verwachsen, der Schnabel stark und kurz, an der Wurzel breiter, von oben nach unten zusammengedrückt, auf der Spitze kantig, an der Spitze des Oberkiefers herabgebogen und vor ihr eingekerbt. Das Gefieder ist locker und weich, um den Schnabelgrund horstig; seine Färbung ist in der Regel nach Geschlecht und Alter verschieden; die Jungen sind immer gefleckt.

Die Fliegenfänger bewohnen die Waldungen und Baumpflanzungen, leben mehr auf den Bäumen, als im Gebüsch und kommen nur höchst selten zum Boden herab. Auf einem möglichst freien Aste sitzend, welcher eine weite Umschau gewährt, spähen sie nach Kerbthieren, fliegen denselben gewandt nach, nehmen sie mit dem Schnabel auf und kehren hierauf gewöhnlich auf ihren Stand wieder zurück. Bei schlechtem Wetter nehmen sie auch Beeren weg; namentlich geschieht dies, wenn sie Junge zu versorgen haben. Sie sind fast den ganzen Tag über in Thätigkeit, munter, unruhig und behend, angesichts des Menschen wenig scheu, Raubvögeln gegenüber kühn und dreist. Abweichend von verwandten Vögeln lassen sie ihre Stimme nur selten vernehmen, am häufigsten selbstverständlich während der Paarungszeit, welche die Männchen sogar zu einem, wenn auch sehr einfachen und leisen Gesange begeistert. Das Nest wird entweder in Baumhöhlen oder zwischen Astgabeln, gewöhnlich nah am Stamme angelegt; es ist ein lockerer, roh zusammengefügteter, aber warm ausgefütterter Bau. Das Gelege enthält vier bis fünf Eier, welche von beiden Eltern ausgebrütet werden. Nachdem die Jungen groß geworden, schweifen die Eltern noch eine Zeitlang mit ihnen umher; hierauf treten sie sehr frühzeitig im Jahre ihre Winterreise an, welche sie bis in die Urwaldungen Mittelafricas führt und erst im Spätfrühjahre endet.

Der graue Fliegenfänger (*Butalis grisola*) kennzeichnet sich durch folgende Merkmale. Das Gefieder des Männchens ist auf der Oberseite tiefgrau; der Scheitel ist schwarzgrau, etwas lichter gefleckt; die lichtgrauen Spitzentanten an den Schwungfedern bilden zwei wenig hervortretende Flügelbinden; die ganze Unterseite ist schmutzigweiß, auf den Seiten der Brust rostgelblich überflogen, an den Kehlseiten und längs der Brust mit tiefgrauen, verwaschenen Längsflecken gezeichnet. Auge braun, Schnabel und Füße schwarz, Länge 5½ Zoll.

In Europa fehlt der Fliegenfänger nur den nördlichsten Ländern; in der Mitte des Erdtheils begegnet man ihm allerorten. Er lebt im Gebirge wie in der Ebene, im tiefsten Walde wie in Obstgärten und ist ein sehr munterer und ruhelofer Vogel, welcher den ganzen Tag über auf Beute auslugt. In der Höhe eines Baumes oder Strauches auf einem dünnen Aste oder anderweitig hervorragender Zweigspitze sitzend, schaut er sich nach allen Seiten um, nippt ab und zu mit dem Schwanz und wartet, bis ein fliegendes Kerbthier in seine Nähe kommt. Sobald er dasselbe erspäht hat, steigt er ihm mit großer Schnelligkeit nach, fängt es mit vieler Geschicklichkeit, wobei man deutlich das Zusammenklappen des Schnabels hört und kehrt auf dieselbe Stelle, von welcher er ausflog, zurück. Bei schöner Witterung erlangt er seine Nahrung mit spielender Leichtigkeit, bei Regenwetter muß er wie die Schwalben oft große Noth leiden und er greift dann als Nothbehelf auch zu Beeren.

Von der Kindesliebe des Fliegenfängers theilt Naumann eine rührende Geschichte mit. „Einst fing ein loser Bube ein altes Weibchen beim Neste, in welchem vier kaum halbflügge Junge saßen, und trug alle zusammen in die Stube. Kaum hatte der alte Vogel die Fenster unterucht, aber keinen Ausweg zur Flucht gefunden, als er sich schon so in sein Schicksal fügte, daß er Fliegen fing, die Jungen damit fütterte und dies so eifrig trieb, daß er in äußerster kurzer Zeit die Stube gänzlich davon reinigte. Um ihn nun mit seiner Familie nicht verhungern zu lassen, trug der Knabe Beides zum Nachbar; hier war die Stube ebenfalls bald gereinigt. Jetzt trug er ihn wieder zu einem andern Nachbar, mit dessen Fliegen er ebenfalls bald fertig ward. Er trug ihn abermals weiter, und so ging die Fliegenfängerfamilie im Dörfchen von Stube zu Stube und befreite die Bewohner von ihrer lästigen Gesellschaft, den verhassten Stubenfliegen. Auch mich traf die Reihe, und aus Dankbarkeit bewirkte ich nachher der ganzen Familie die Freiheit. Die Jungen wuchsen bei dem niemals fehlenden Futter sehr schnell und lernten sich auch bald selbst Fliegen fangen.“

Der Halsbandfliegenfänger (*Muscicapa albicollis*).

Man hat ihn daher auf dem Lande gern in den Wohntuben, um diese von den lästigen Fliegen zu reinigen, wozu er besser als irgend ein anderer Vogel taugt. Kaum hat er in der Stube die Fenster untersucht und die Unmöglichkeit zu entkommen eingesehen, so fängt er auch gleich an, Fliegen zu fangen, ruhet nicht, so lange es welche gibt und wird daher auch bald damit fertig.

Der schwarzköpfige Fliegen Schnäpper (*Muscicapa atricapilla*), auch Trauervogel, Vogt- oder Dornfink, das Mohren- oder Todtentöpfchen, Baumchwälchen u. s. w. genannt, ist die in Deutschland häufigste Art der Sippe. Er wird 5 Zoll lang und sein Gefieder ist nach Geschlecht, Alter und Jahreszeit verschieden. Im Hochzeitskleide ist das Männchen auf der ganzen Oberseite tiefgrau, mehr oder weniger deutlich schwarz gefleckt; die Stirn, die ganze Unterseite und ein Schild auf den Flügeln sind weiß. Das Auge ist dunkelbraun, Schnabel und Füße sind schwarz.

Eine zweite Art der Sippe, der Halsbandfliegenfänger (*Muscicapa albicollis*) ist oft mit dem vorhergehenden verwechselt worden, und die Weibchen beider Arten sind auch in der That schwer zu unterscheiden. Das alte Männchen des letztgenannten erkennt man an seinem weißen Halsbande.

Der Trauervogel ist in allen Ländern Europas gefunden worden, und man sieht ihn bei uns zu Lande in allen ebenen Gegenden, wenigstens während seines Zuges. Er trifft in der letzten Hälfte des Aprils bei uns ein und zieht Ende Augusts und Anfangs September wieder von uns weg. Der Halsbandfliegenfänger vertritt denselben im südlichen Europa, namentlich in Italien und Griechenland und erscheint nur äußerst selten im Norden. Im Betragen scheinen sich die beiden so nahe verwandten Arten nicht zu unterscheiden.

In Gegenden, in denen diese Fliegenfänger regelmäßig brüten, kann man sie durch zweckmäßig eingerichtete Nistkästchen in bestimmten Gärten oder Baumpflanzungen festhalten und sie werden dann oft überraschend zahm. „Ein Fliegenfänger“, erzählt Baldamus, „welcher in einem Nistkasten meines Gartens brütete, hatte sich durch mein öfters wiederholtes Beobachten seiner Brutgeschäfte dermaßen an außerordentliche Störungen gewöhnt, daß er ruhig auf dem Neste sitzen blieb, wenn ich den Kasten in die Stube brachte und den Deckel abnahm, um das trauliche Thierchen zu zeigen.“ Auch werden diese Vögel gern im Käfig gehalten. Sie gehören zu den angenehmsten Stubenvögeln; denn sie erfreuen den Liebhaber ebensowohl durch ihr zahmes



und artiges Wesen, wie durch ihren Gesang. Wenn man sie frei im Zimmer umherfliegen läßt, säubern sie dasselbe gründlich von Fliegen und Mücken und werden so zahm, daß sie ihrem Gebieter die vorgehaltenen Fliegen aus der Hand nehmen. Im engeren Raum müssen sie Nachtigallenfutter erhalten.

In Deutschland verfolgt die nützlichen Vögel glücklicherweise Niemand; in Italien findet leider das Gegentheil statt. Während des Herbstzuges lauern die Italiener mit allerlei Netzen und Fallen auch auf die Fliegenfänger, und leider ist ihr Fang nur zu ergiebig. Auf jedem Markte sieht man während der Zugzeit Hunderte dieser Vögel, deren wohllichmeckendes Fleisch als eine Delicete gilt.

Im Osten und Südosten unseres Vaterlandes lebt noch ein Mitglied der Familie, der Zwergfliegenfänger (*Erythrosterne parva*), eines der anmuthigsten Vögeln, welche überhaupt in Deutschland vorkommen; es wird 5 Zoll lang und das alte Männchen ähnelt im Frühjahr in der Farbenvertheilung unserm Rothkehlchen. Die Oberseite ist röthlichbraungrau, auf dem Scheitel, dem Oberücken und den Oberschwanzdeckfedern etwas dunkler als anderwärts, auf den großen Flügeldeckfedern und den hinteren Schwingen lichter gefantet; Kinn, Kehle, Gurgel, Kropf und Oberbrust sind roströthlich; die übrige Unterseite ist trübweiß; die Handschwingen sind schwarzbraungrau, lichter gesäumt. Bei jüngeren Männchen ist das Rothgelb der Kehle blässer, als bei alten. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Ungeachtet aller Forschungen, welche bis jetzt in Deutschland angestellt worden sind, kann der Verbreitungskreis des Zwergfliegenfängers noch nicht mit Sicherheit angegeben werden. Man hat ihn einzeln in fast allen Gegenden unseres Vaterlandes beobachtet und überall, aber als große Seltenheit verzeichnet; es ist jedoch wahrscheinlich, daß er viel öfter vorkommt, als man annimmt.

\* \* \*

(Seidenschwänze.) Zwischen den Fliegenfängern und den Schmutzvögeln dürfen wir wohl am passendsten einen in Deutschland wohl bekannten Vogel einschalten. Es ist dies der europäische oder gemeine Seidenschwanz, die Winterdrossel, der Pfeffer-, Kreuz-, Sterbe- oder Pestvogel (*Bombycilla garrula*). Er ist 8 Zoll lang, wovon 2½ Zoll auf den Schwanz kommen. Das Gefieder ist ziemlich gleichmäßig röthlichgrau, auf der Oberseite wie gewöhnlich dunkler, als auf der Unterseite, wo es in Weißgrau übergeht; die Stirn und die Steißgegend sind röthlichbraun, das Kinn, die Kehle, der Bügel und ein Streif über dem Auge schwarz; die Handschwingen sind grauschwarz, an der Spitze der äußeren Fahne lichtgoldgelblich gefleckt, an der inneren Fahne weiß gefantet; die Armschwingen enden in breite horn- oder pergamentartige Spitzen von rother Färbung; die Steuerfedern sind schwärzlich, an der Spitze lichtgoldgelb; auch sie endigen in ähnlich gestaltete und gleich gefärbte Spitzen, wie die Armschwingen.

Unser Seidenschwanz gehört dem Norden Europas und Amerikas an. Im nördlichen Asien scheint er sich nicht weit zu verbreiten, vielmehr durch den japanesischen Verwandten (*Bombycilla phoenicoptera*) vertreten zu werden, wie denn auch in Amerika eine andere Art, der Cedernvogel (*Bombycilla cedrorum*) häufiger ist, als er. Die ausgedehnten Waldungen im Norden unseres Erdtheils, welche entweder von der Fichte allein oder von ihr und der Birke gebildet werden, sind, wie wir jetzt wissen, als seine eigentliche Heimat anzusehen; sie verläßt er nur dann, wenn bedeutender Schneefall ihn zur Wanderung treibt. Streng genommen hat man ihn als einen Strichvogel anzusehen, welcher im Winter innerhalb eines beschränkten Kreises hin- und herstreicht, von Nahrungsmangel gezwungen die Grenzen des gewöhnlich festgehaltenen Gebietes überschreitet und dann auch zum Wandervogel wird. In allen nördlich von uns gelegenen Ländern ist er eine viel regelmäßigere Erscheinung als in Deutschland. Schon in den russischen und polnischen Wäldern oder in den Waldungen des südlichen Scandinaviens findet er sich fast in jedem Winter ein. Bei uns zu Lande erscheint er so unregelmäßig, daß das Volk die beliebte Siebenzahl auch auf ihn angewandt hat und behauptet, daß er nur alle sieben Jahre einmal erscheine. In der Regel treffen die vom nordischen Winter vertriebenen Seidenschwänze erst in der letzten Hälfte des Nobembers bei uns ein und verweilen bis zur ersten Hälfte des März; ausnahmsweise aber geschieht es, daß sie sich schon früher einstellen und ebenso, daß sie noch länger bei uns sich gefallen. Dies ist denn auch der Grund gewesen, daß man geglaubt hat, einzelne Paare hätten bei uns genistet,





Der europäische oder gemeine Seidenschwanz (*Bombycilla garrula*).

während wir jetzt genau wissen, daß die Nistzeit des Seidenschwanzes erst in das Spätfrühjahr fällt.

Während ihres Fremdlebens in südlicheren Gegenden und also auch bei uns sind die Seidenschwänze stets zu mehr oder minder zahlreichen Gesellschaften vereinigt und halten sich längere oder kürzere Zeit in einer bestimmten Gegend auf, je nachdem dieselbe ihnen reichlichere oder spärlichere Nahrung gibt. Es kommt vor, daß man sie in dem einen Winter da, wo sie sonst sehr selten erscheinen, Wochen, ja selbst Monate lang in großer Menge antrifft, und wahrscheinlich würde dies noch viel öfter geschehen, glaubte sich nicht jeder einfältige Bauer berechtigt, seine erbärmliche Jagdwuth oder richtiger seine rohe Mordlust an diesen harmlosen Geschöpfen auszulassen; die Schönheit derselben erscheint, wie man meinen möchte, dem ungebildeten, rüden Menschen so unverständlich, daß er nichts Anderes zu thun weiß, als sie zu vernichten. Möglich ist freilich, daß die armen Vögel noch unter den Nachwirkungen eines alten Aberglaubens zu leiden haben. In früheren Jahren wußte man sich das unregelmäßige Erscheinen der Seidenschwänze nicht zu erklären, sah sie als Vorausverkündiger schwerer Kriege, großer Theuerung, verschiedener Seuchen und anderer Landplagen an und glaubte sie deshalb hassen und verfolgen zu dürfen.

Wie alle hochnordischen Vögel erscheint auch der Seidenschwanz nach seiner Ankunft als ein dünnes oder wenigstens vertrauensseliges Geschöpf. Er gehört nicht zu den bewegungslustigen Wesen, ist vielmehr ein träger, fauler Gesell, welcher nur im Fressen Großes leistet, und entschließt sich deshalb nur ungern, den einmal gewählten Platz zu verlassen. Deshalb zeigt er sich da, wo es etwas zu fressen gibt, sehr dreist oder richtiger einfältig, erscheint z. B. mitten in den Dörfern oder selbst in den Anlagen der Städte und bekümmert sich nicht im geringsten um das Treiben der Menschen um ihn her. Aber er ist keineswegs so unverständlich, wie es im Anfange scheinen will; denn wiederholte Verfolgung macht auch ihn vorsichtig und scheu. Andern Vögeln gegenüber zeigt er sich verträglich oder richtiger gleichgiltig; er bekümmert sich auch um sie nicht. Mit Seinesgleichen lebt er in treuer Gemeinschaft; dies aber thun fast alle Vögel in der Winterherberge, und es braucht deshalb kaum besonders erwähnt zu werden.



Man sieht gewöhnlich die ganze Gesellschaft auf ein und denselben Baume sitzen, möglichst nahe neben einander, viele auf einem und demselben Zweige, die Männchen vorzugsweise auf den Spitzen der Kronen, so lange sie hier verweilen, unbeweglich auf ein und derselben Stelle. In den Morgen- und Abendstunden sind sie regsamer; sie fliegen dann nach Nahrung aus und besuchen namentlich alle Beeren tragenden Bäume oder Gesträuche. Zum Boden herab kommen sie selten, höchstens dann, wenn sie trinken wollen; sie hüpfen hier sehr unbeflisslich herum und halten sich auch nie längere Zeit in der Tiefe auf. Im Gezweig klettern sie, wenn sie fressen wollen, gemächlich hin und her. Der Flug ist leicht, schön und verhältnißmäßig rasch; die Flügel werden abwechselnd sehr geschwind bewegt und abwechselnd ausgebreitet. Deshalb beschreibt jeder Vogel große Bogentlinien, indem er sich erhebt, wenn er die Flügel rasch auf- und niederbewegt und sich herabsenkt, wenn er sie halb eingezogen still hält. Die gewöhnliche Laestimme ist ein sonderbar zischender Triller, welcher sich durch Buchstaben nicht versinnlichen läßt. Man hat versucht, sie durch die Silbe „Rhiß“ wiederzugeben, drückt damit den Klang aber doch nur sehr unvollkommen aus. Der Gesang ist leise und unbedeutend, wird aber mit großem Eifer und scheinbar mit großer Anstrengung vorgetragen. Die Weibchen singen kaum minder gut oder nicht viel weniger schlecht, als die Männchen, wenn auch nicht so anhaltend, wie diese, welche im Winter schon jeden freundlichen Sonnenblick mit ihrem Liede begrüßen und, im Stillsitzen wenigstens, fast das ganze Jahr hindurch sich hören lassen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch der Seidenschwanz vorzugsweise Kerbthierfresser ist. In seiner Heimat werden während des Sommers die aller Beschreibung spottenden Mückenschwärme seine hauptsächlichste, wo nicht ausschließliche Nahrung bilden. Im Winter freilich muß sich der arme Nordländer mit andern Nahrungsmitteln begnügen; dann bilden Beeren aller Art sein Futter. Die Kerbthierjagd betreibt er ganz nach Art der Fliegenfänger; die Beeren liebt er gemächlich von den Zweigen ab, zuweilen auch wohl vom Boden auf. Auffallend ist, daß die Gefangenen sich um Kerbthiere, welche ihnen vorgeworfen werden, nicht kümmern. „Den Droßelarten“, sagt Naumann, „welche man in der Gefangenschaft hält, kann man keine größere Wohlthat erweisen, als wenn man ihnen manchmal ein Kerbthier gibt. Sie sind begierig danach und fangen die Fliegen, welche sich an ihren Freßnapf setzen. Allein das thut kein Seidenschwanz. Die Fliegen setzen sich oft genug ungestraft an seinen Schnabel. Von allen Seidenschwänzen, welche ich je gezähmt hatte, berührte kein einziger weder ein Kerbthier, noch eine Kerbthierlarve, noch einen Regenwurm.“ Daß es in der Freiheit anders ist, können wir gegenwärtig, Dank den neuerzeitlichen Beobachtungen, mit Bestimmtheit behaupten. Wahrhaft widerlich wird der Seidenschwanz wegen seiner außerordentlichen Freßgier. Ob er auch im Sommer in seiner Heimat so viel frißt, wie im Winter bei uns zu Lande, wissen wir noch nicht; wohl aber dürfen wir annehmen, daß seine Verdauung auch in der Heimat eine recht lebhaft sein wird. Im Winter ist sie großartig; denn der Seidenschwanz ist ein gewaltiger Fresser und verzehrt täglich eine Nahrungsmenge, welche fast ebensoviel wiegt als sein Leib. Gefangene werden geradezu ekelhaft: sie bleiben stets in der Nähe des Freßtroges sitzen, fressen und ruhen abwechselnd, um zu verdauen.

Bis in die neueste Zeit war das Fortpflanzungsgeschäft des Seidenschwanzes gänzlich unbekannt. Man hat wiederholt die Ansicht ausgesprochen, daß einzelne zurückgebliebene Paare wohl auch bei uns gebrütet haben dürften, niemals aber eine diese Annahme bestätigende Beobachtung gemacht. Später kam man zu der Ueberzeugung, daß der Seidenschwanz ausschließlich in den hochnordischen Ländern niste, aber man konnte auch von denjenigen Forschern, welche jene Gegenden durchstreiften, nichts in Erfahrung bringen. Erst im Jahre 1857 gelang es dem Engländer Wollen, Nest und Ei unseres Seidenschwanzes aufzufinden. Derselbe hatte sich vorgenommen, ohne dieses Nest nicht nach England zurückzukehren und hat weder Mühe noch Kosten gescheut, um sein Ziel zu erreichen. Nachdem die ersten Nester gefunden worden waren, legte sich, wie es scheint, die halbe Bewohnererschaft Lapplands auf das Suchen, und schon im Sommer 1858 sollen über sechshundert Eier eingesammelt worden sein. Die Nester stehen regelmäßig auf Fichten, nicht allzu hoch über dem Boden, wohl im Gezweig verborgen. Sie sind größtentheils aus Baumflechten gebaut; in die Außenwand sind einige dürre Fichtenzweige eingewebt; die große, tiefe Nestmulde ist mit Grasshalmen und einigen Federn gefüttert. Das Gelege besteht aus vier bis sieben, gewöhnlich aber aus fünf Eiern, und ist in der zweiten Woche des Juni vollzählig. Die Eier sind auf blaulich oder röthlichblauweißem Grunde spärlich mit dunkel- und hellbraunen, schwarzen und violetten Flecken und Punkten bestreut, wie gewöhnlich am dicken Ende dichter, als übrigens, so daß die Zeichnung hier krauzartig erscheint.

Der Fang des Seidenschwanzes verursacht wenigstens im Winter keine Schwierigkeiten. Auf dem Vogelherde oder in den Dohnen berückt man diesen läppischen Vogel ohne Mühe. An die Gefangenschaft gewöhnt sich der Seidenschwanz ohne alle Umstände. Setzt man ihn in einen Käfig, so ergibt er sich, nach einigen schwachen Versuchen, ein Loch zum Herauskriechen zu entdecken, sogleich in sein Schicksal, verzehret die ihm vorgelegten Beeren und sitzt nun ruhig. Mengt man ihm die Beeren unter Droßel Futter, so frißt er dieses bald, sammt den Beeren, und nun hat es weiter keine Noth, wenn man ihm nur vollauf gibt. Weil er sich immer ruhig verhält, so verstopft und beschmutzt er sein seidenartiges Gefieder durchaus nicht, hält sich immer glatt und schön und vergnügt dadurch, wie durch sein zahmes, stilles Betragen seinen Besitzer. Mit andern Vögeln lebt er höchst verträglich, und wenn er sich frei bewegen kann, hält er sich auch reinlich und nett. Einzelne Gefangene sollen acht bis zehn Jahre am Leben erhalten worden sein; die meisten sterben aber schon im ersten Sommer nach ihrer Gefangennahme.

\* \* \*

(Schmuckvögel.) In Amerika, Südastien und Neuhollland leben Prachtvögel, welche unter einander große Aehnlichkeit zeigen und deshalb von vielen Forschern in ein und derselben Familie vereinigt worden sind, während Andere die Gesammtheit in mehrere kleinere Gruppen zerfallen und diese zu Familien erheben. Wir dürfen uns ohne Bedenken den Ersteren anschließen.

Die Schmuckvögel (Piprae), welche auch wohl Zier- oder Sammetvögel genannt werden, tragen fast sämmtlich ein seidenweiches, in den prachtvollsten Farben prangendes Gefieder. Die meisten von ihnen sind klein, die wenigsten erreichen die Größe einer Taube. Ihr Leib ist gedrungen; die Flügel sind mittellang oder kurz; der Schwanz ist fast immer kurz; der Schnabel ist an der Wurzel ziemlich breit, auf der Spitze gewölbt und in der Regel ebenfalls kurz; seine Spitze ist mehr oder weniger herabgebogen und neben dem schwachen Endhaken mit einer kleinen Kerbe versehen; die Füße sind stark und kräftig, die Laufe mittel- oder ziemlich lang, die Zehen verhältnißmäßig kurz. Das Gefieder ist reich, aber knapp anliegend, seine Färbung je nach Geschlecht und Alter gewöhnlich sehr verschieden.

Alle Schmuckvögel sind Waldbewohner und gehören hauptsächlich der Niederung an; einzelne nehmen aber auch in hügeligen und namentlich in felsigen Gegenden Herberge. Unbewaldete Strecken meiden alle. Die meisten Arten leben in kleinen Trupps in den hohen Baumkronen und jondern sich nur während der Brutzeit in Paare. Sie fallen auf durch die Farbenpracht ihres Gefieders und ebenso durch ihre oft recht sonderbare Stimme. Viele Arten zeichnen sich auch durch große Lebendigkeit und Beweglichkeit aus, und einzelne führen noch außerdem während der Brutzeit besondere Tänze auf. Ihre Sinne sind wohl entwickelt und ihre geistigen Fähigkeiten wenigstens bei den meisten Arten ziemlich ausgebildet. Die Nahrung besteht größtentheils, bei einzelnen ausschließlich, in Früchten. Sie verschlingen solche von bedeutender Größe. „In einem dichten und niedern Gebüsch“, erzählt Mittlig, „stieß ich plötzlich auf einen Schmuckvogel, welcher sich dicht bei mir verstecken zu wollen schien, dann aber sehr schwerfällig einige Schritte weiter flog und nachlässig versteckt wieder Platz nahm. Ich war genöthigt, ihn in dieser geringen Entfernung zu schießen, wodurch der Balg zum Ausstopfen unbrauchbar wurde. Bei Besichtigung des Magens erstaunte ich nicht wenig, ihn bis zur unnatürlichsten Ausdehnung angefüllt zu finden mit einer einzigen harten und kugelförmigen Masse, welche ich für den Rest einer sehr großen Palmennuß erkannte, von deren weicheeren, bereits zersetzten Theilen ein bläulicher Brei in den Ecken des Magens herzurühren schien. Die Unbehilflichkeit des Vogels erklärte sich nun durch diesen ungeheuren Bissen, den er verschlungen haben mußte; es ließ sich aber kaum begreifen, wie selbiger durch die Speiseröhre gekommen war. Das Verschlingen einer solchen Frucht muß den seltsamsten Anblick darbieten; denn der Körper, welchen der Vogel so zu sich nimmt, ist nur wenig kleiner, als er selbst. Die Kinnladen der Schmuckvögel haben offenbar eine besondere Dehnbarkeit, fast wie die gewisser Schlangen, und es ist gewiß auffallend, daß sie fähig sind, so große Samen ohne vorhergegangenes Einweichen im Kropf oder nachherige Reibung im Magen durch den zersetzenden Saft des letzteren zu verdauen.“ Daß einzelne Schmuckvögel nebenbei auch Kerbthiere fressen, unterliegt keinem Zweifel; Tschudi jagt von denjenigen Arten, welche er (in Peru) beobachtete, daß sie „fortwährend auf der Jagd nach kleinen Kerbthieren sind, sich aber auch von Beeren und Sämereien ernähren“. Inwiefern sich die Schmuckvögel im übrigen hinsichtlich ihrer Lebensweise ähneln, muß fernere Beobachtung lehren. Einstweilen dürfte es schwer sein, ein allgemein giltiges Lebensbild von ihnen zu entwerfen.



Das Klippenhuhn (*Rupicola crocea*).

Unter ihnen verdienen die Klippenvögel (*Rupicola*) unzweifelhaft an erster Stelle genannt zu werden, von welchen bis jetzt das Klippenhuhn (*Rupicola crocea*) am genauesten beobachtet worden ist. Das reiche Gefieder des Männchens ist lebhaft orangeroth; die Federn des Scheitelkammes sind dunkelpurpurroth, die großen Flügeldeckfedern, die Schwingen und die Schwanzfedern, deren Grundfarbe braun ist, am Ende weißlich gerandet, alle Schwingen und Schwanzfedern außerdem am Grunde breit weiß gefleckt. Die Weibchen und die jungen Vogel sind einfarbig braun; der Stirnkamm ist kleiner; ihre Schwingen sind einfarbig; die unteren Flügeldeckfedern sind orangeroth, die Bürzel- und Schwanzfedern lichtrothgelbbraun. Das Auge ist orangeroth, der Schnabel bläuhornigelt, der Fuß gelblichfleischfarben. Die Länge des Männchens beträgt 12 Zoll.

Gebirgsgegenden Gujanas und des nordöstlichen Theils von Brasilien, welche von Flüssen durchschnitten werden, sind die Heimat des Klippenhuhns; Bergwälder und Gebirgsthäler, welche reich an Felsen sind, bilden seinen Aufenthalt. In der Ebene findet es sich nie. Besonders gern hält es sich in der Nähe von Wasserfällen auf und je zerklüfteter ein Flußthal ist, umso mehr scheint es ihm zu behagen. Im Juni und Juli kommt es von seinen Felsenzinnen herunter in den Wald, um sich an den jetzt gereiften Früchten gewisser Waldbäume zu sättigen.

Viele Reisende haben über die Lebensweise dieses sonderbaren Vogels berichtet. Am ausführlichsten beschreiben Humboldt und die beiden Schomburgk sein Treiben. „Nachdem wir abermals eine steile Anhöhe erstiegen hatten“, sagt Richard Schomburgk, „welche durch die riesigen, mit Moos und Farrenkräutern überwachsenen Granitblöcke fast unwegsam gemacht wurde, trafen wir auf einen kleinen, fast ganz ebenen, von Gras und Gebüsch leeren Platz. Ein Zeichen der Indianer hieß mich schweigen und mich in das angrenzende Gebüsch verstecken, wie auch sie sich vollkommen geräuschlos dort verbargen. Kaum hatten wir einige Minuten hier ruhig gelegen, als ich aus ziemlicher Entfernung her eine Stimme vernahm, die ganz dem



Geschrei einer jungen Katze ähnelte, was mich auch zu der Annahme verleitete, daß es hier auf den Fang eines Vierfüßlers abgesehen worden sei. Eben war der Ton verklungen, als ich ihn unmittelbar neben mir von einem meiner Indianer täuschend wiederholen hörte. Der aus der Ferne Antwortende kam immer näher, bis endlich der Ruf von allen Seiten her beantwortet wurde. Obgleich mir die Indianer bemerklich gemacht, daß ich im Anschlag liegen bleiben möchte, überraschte mich das erste Klippenhuhn doch so unerwartet, daß ich wirklich zu schießen vergaß. Mit der Schnelligkeit unserer Waldschnepe kamen die reizenden Vögel durch das Gebüsch herbeigeflogen, setzten sich einen Augenblick nieder, um sich nach dem lockenden Genossen umzusehen und verschwanden ebenso schnell wieder, als sie ihren Irrthum erkannt. . . . Wir waren so glücklich gewesen, sieben Stück zu erlegen. Aber hatte ich auch die Vögel in meinen Besitz bekommen, noch war ich nicht Augenzeuge ihrer Tänze gewesen, von denen mir sowohl der Bruder, als auch die mich begleitenden Indianer schon so viel erzählt hatten.“

„Nach mehreren mühevollen, aber reich lohnenden Tagereisen erreichten wir endlich eine Gegend, in welcher uns dieses Schauspiel werden sollte. Während einer Pause zum Athem-schöpfen hörten wir seitwärts von uns die Töne mehrerer lockenden Klippenhühner, denen augenblicklich zwei der Indianer mit den Gewehren zuschlichen. Bald darauf kehrte einer derselben zurück und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich ihm folgen möchte, eine Aufforderung, der ich auch augenblicklich Folge leistete. Nachdem wir etwa einige tausend Schritt unter der größten Vorsicht und von meiner Seite zugleich unter der gespanntesten Neugier, durch das Gebüsch getrodhen, sah ich den Andern platt auf dem Boden liegen und zugleich das glänzend orangene Gefieder des Klippenhuhns durch das Gebüsch leuchten. Vorsichtig legte ich mich neben den Indianer nieder, und wurde nun Zeuge eines der anziehendsten Schauspiele. Eine ganze Gesellschaft jener herrlichen Vögel hielt eben auf der glatten und platten Oberfläche eines gewaltigen Felsblockes ihren Tanz, und mit inniger Freude sah ich meinen lang gehegten Wunsch so unerwartet erfüllt. Auf dem den Block umgebenden Gebüsch saßen offenbar einige zwanzig bewundernde Zuschauer, Männchen und Weibchen, während die ebene Platte des Blockes von einem der Männchen unter den sonderbarsten Schritten und Bewegungen nach allen Seiten hin überschritten wurde. Bald breitete der neckische Vogel seine Flügel halb aus, warf dabei den Kopf nach allen Seiten hin, kratzte mit den Füßen den harten Stein, hüpfte mit größerer oder minderer Geschwindigkeit immer von einem Punkte aus in die Höhe, um bald darauf mit seinem Schwanz ein Rad zu schlagen und in gefälliger Haltung wieder auf der Platte herumzuschreiten, bis er endlich ermüdet zu sein schien, einen von der gewöhnlichen Stimme abweichenden Ton ausstieß, auf den nächsten Zweig flog und ein anderes Männchen seine Stelle einnahm, das ebenfalls seine Tanzfertigkeit und Anmuth zeigte, um ermüdet nach einiger Zeit einem neuen Tänzer Platz zu machen.“ Robert Schomburgk erwähnt noch außerdem, daß die Weibchen diesem Schauspiel unverdrossen zusehen und bei der Rückkehr des ermatteten Männchens ein Beifall bezeichnendes Geschrei ausstoßen.

Gefangene Klippenhühner scheinen zu den Lieblingsvögeln der Indianer zu gehören. In Pararuma wurden solche Humboldt angeboten. Sie staken in kleinen niedlichen Bauern, welche aus Palmblattstielen verfertigt waren. Weit mehr der zierlichen Thiere aber, als gefangen werden, fallen dem Geschloß des Indianers zum Opfer. Die prachtvollen Wägel sind überall geschätzt; die Indianer bereiten sich aus ihnen einen fantastischen Federschmuck, und der Kaiser von Brasilien trägt bei besonderen Festlichkeiten einen Mantel, welcher aus den Wägel des Klippenhuhnes verfertigt ist. Das Fleisch ist wohlschmeckend, aber merkwürdig orangeröthlich gefärbt.

Auffallend muß es erscheinen, daß andere Arten der Sippe eine durchaus verschiedene Lebensweise führen. Ein in Peru heimisches Klippenhuhn (*Rupicola peruana*) lebt nur auf Bäumen und scheint nie zu tanzen.

Die Sippe der Ziervögel im engeren Sinne (*Pipra*) umfaßt viele kleine, kurzflügelige und meist auch kurzschwänzige, in den prachtvollsten Farben prangende Vögel. Im männlichen Geschlechte bildet Schwarz die Grundfärbung; mit ihr vereinigen sich aber an einzelnen Theilen des Leibes die lebhaftesten, brennendsten Farben. Dagegen tragen die Weibchen fast aller Arten ein einfarbiges graugrünes Kleid, und ihnen ähneln mehr oder weniger auch die Jungen beiderlei Geschlechts.

In ihrer Lebensweise und in ihrem Betragen erinnern die Ziervögel oder Manakins am meisten an unsere Meisen. Sie leben paarweise oder in kleinen Familien und Gesellschaften, hüpfen von Zweig zu Zweig und fliegen weder weit noch hoch. Sie sind aber munter und unruhig und deshalb wohl im Stande, die Wälder zu beleben. Wie so viele Vögel des Urwaldes,



bevorzugen sie feuchte Wälder und vermeiden fast ängstlich alle schattenlosen Stellen derselben, so auch die offenen Flussufer. In den Morgenstunden sieht man sie zu kleinen Gesellschaften vereint, auch wohl in Gesellschaft mit andern Vögeln, gegen Mittag hin lösen sich diese Gesellschaften auf, und die einzelnen suchen nun die Einsamkeit und die dunkelsten Schatten auf. Ihr Gesang ist unbedeutend, ein leises, jedoch recht angenehmes Gezwitscher, ihre Lockstimme ein Pfeifen, welches häufig wiederholt wird. Sie fressen Kerbthiere und Fruchtstoffe; Beeren scheinen die Hauptnahrung einzelner zu bilden, und ihnen zu Liebe kommen die sonst vorsichtigen Vögel wohl auch in die Nähe der menschlichen Wohnungen. Das Nest ist ziemlich einfach und kunstlos: es besteht aus Moos und ist innen mit Pflanzenwolle ausgefüllt. Das Gelege enthält, wie es scheint, immer zwei Eier von sehr länglicher Gestalt, welche auf blassem Grunde fein getüpfelt sind, gewöhnlich aber am stumpfen Ende einen Fleckenkranz zeigen.

Degenflügel (*Chiroxiphia*) heißen die Arten, bei denen die mittleren Schwanzfedern verlängert sind, was besonders bei den Männchen bemerkbar wird. Der langschwänzige Manakin (*Pipra caudata*) ist himmelblau, auf der Stirn und dem Oberkopf roth, auf den Wangen, dem Halse, den Flügeln und dem Schwanz mit Ausnahme der beiden mittleren blauen Federn schwarz. Die Länge des Männchens beträgt 6 $\frac{1}{2}$  Zoll. Sein Aufenthalt sind die hohen dunklen Wälder der Provinz Bahia.

Bei andern Arten ist der Schwanz gerade abgeschnitten. Hierher gehört der Tije der Brasilianer (*Pipra parvula*). Das Männchen ist kohlschwarz, der Rücken himmelblau, ein gabelförmiger Federbusch auf dem Scheitel prächtig blutroth. Die Länge beträgt 4 $\frac{1}{2}$  Zoll. Von Bahia nördlich bis Guyana ist der Tije an allen geeigneten Orten gemein.

Andere Arten, welche sich durch ihre hohen Laufe, die fischelförmig gekrümmten ersten Handschwingen und das weiche, in der Rinnegegend stark verlängerte und hier bartartige Gefieder auszeichnen, hat man *Chromachaeris* genannt. Hierher gehört der Mönchsmanakin (*Pipra Manacus*). Bei ihm sind der Scheitel, der Rücken, die Flügel und der Schwanz schwarz, der Hintertheil grau, die Kehle, der Hals, die Brust und der Bauch weiß. Der Mönchsmanakin weicht nicht nur hinsichtlich seiner Befiederung, sondern auch im Betragen von den andern Arten ab. „Dieser kleine, niedliche Vogel“, sagt der Prinz von Wied, „ist über einen großen Theil von Südamerika verbreitet. Er lebt in den geschlossenen Urwäldern und Gebüsch, welche mit offenen Stellen abwechseln, durchzieht außer der Paarzeit in kleinen, oft aber auch in zahlreichen Gesellschaften die Gesträuche, wie unsere Meisen, hält sich meistens nahe am Boden oder doch in mittlerer Höhe auf, ist sehr lebhaft und in beständiger Bewegung, hat einen kurzen, aber reizend schnellen Flug und läßt dabei ein lautes, sonderbares Schnurren hören, welches man mit dem von einem Spinnrad herrührenden vergleichen kann.“ Dieses Schnurren wird durch die Bewegung des Handtheils der Flügel erzeugt und tann selbst nach dem Tode des Vogels durch rasche Bewegung des betreffenden Gliedes wieder hervorgebracht werden. Wenn der Mönchsmanakin in Bewegung ist, vernimmt man auch oft seine Stimme, ein Knacken, wie das einer zerprengten Haseknack, auf welches ein knarrender und zuletzt ein brummender Ton folgt. „Anfänglich ist man erstaunt über diese sonderbaren, plötzlich im Dickicht oft wiederholten Stimmen. Man glaubt, der tiefe Baßton komme von einem großen Thiere, bis man das kleine sonderbare Vögelschen als den Urheber desselben mit Erstaunen kennen lernt. Oft hörte ich in der dichten, malerischen Verflechtung des dunklen Waldes die höchst wunderbaren Töne des kleinen Manakins, während er unmittelbar neben uns umherschwärmte, knackte und brummte, ohne daß man ihn sehen konnte.“ Die Aufmerksamkeit der Brasilianer ist durch eine Eigenheit des Mönchsmanakin erregt worden. Er bläst nämlich gern seine Kehle gegen auf und treibt dadurch das lange Kehlfieder bartartig hervor. Hierauf begründet sich der in Brasilien übliche Name *Mono* oder zu deutsch Mönch.

Es mag dahin gestellt sein, ob man zu dieser Familie auch die über Australien verbreiteten Panthervogel (*Pardalotus*) zählen darf. Man versteht unter dieser Bezeichnung kleine, den Manakins ähnlich gestaltete Vögel mit sehr kurzen, dicken, am Grunde breiten, aber stumpfen, vor der übergebogenen Spitze tief gekerbten Schnabel, mit dünnen, langläufigen Füßen, deren äußere Behen mit den mittleren theilweise verbunden sind, etwas zugespitzten Flügeln, in denen die zweite Schwinge die längste ist, kurzem Schwanz und angenehmem gezeichnetem Gefieder.

Die bekannteste Art der Sippe ist der Diamantvogel (*Pardalotus punctatus*). Das Gefieder ist sehr bunt. Der Oberkopf, die Flügel und der Schwanz sind schwarz, alle Federn nächst der Spitze mit einem runden weißen Flecken geziert. Ein Streif, welcher über dem Auge verläuft, ist weiß; die Wangen und die Halsseiten sind grau, die Rückenfedern an ihrer Wurzel grau, hierauf braun und endlich schwarz gefäunt, die Oberschwanzdeckfedern zinnober-



Der Diamantvogel (*Pardalotus punctatus*).

roth, Gurgel, Brust und Unterschwanzdeckfedern gelb, der Bauch und die Seiten fahl. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel braunschwarz, der Fuß braun. Die Länge beträgt 3 $\frac{1}{2}$  Zoll.

Der Diamantvogel ist die verbreitetste Art seiner Sippe. Er findet sich in ganz Südaustralien von der West- bis zur Ostküste und häufig auch noch auf Vandiemenland. Da, wo es Bäume oder Gesträuche gibt, trifft man ihn überall an. Er kommt ebenso oft in die Gärten herein, als er sich in den offenen Wäldern findet. Ungemein beweglich, meisenartig im Gezweig der Bäume umherkletternd, ober- und unterhalb der Blätter mit gleicher Leichtigkeit sich bewegend, sucht er nach Kerbthieren, welche seine hauptsächlichste wenn nicht ausschließliche Nahrung zu bilden scheinen. Seine Stimme ist ein nicht eben angenehm pfeifender, zweifüßiger Ton, welcher beständig wiederholt und von den Eingeborenen durch die Worte „Wie tief, wie tief“ übersetzt wird. Das Auffallendste im Leben dieses Vogels ist die Art und Weise seines Nestbaues. Während die anderen Arten in hohlen Bäumen nisten, gräbt der Diamantvogel in senkrechten Abstürzen oder selbst im flachen Boden eine Höhlung, eben groß genug, um bequem hereinkommen zu können, von 2 bis 3 Fuß Tiefe, erweitert sie an dem einen Ende und bringt hier das Nest an, regelmäßig in größerer Höhe als der Eingang, so daß es vor Regen gesichert ist. Das Nest selbst ist nett und schön gebaut, fast ausschließlich aus Streifen der inneren Rinde der Gummibäume, innen mit denselben Stoffen ausgefüllt. Es hat die Gestalt einer Kugel von etwa 3 Zoll im Durchmesser und besitzt ein seitliches Flugloch. Das Gelege besteht aus vier bis fünf Eiern. Sie sind ziemlich rund, glänzend und lichtrothlichweiß. Jedes Pärchen scheint jährlich zwei Bruten zu machen.

\* \* \*

(Kropfvögel.) Thierkundige und Reisende, welche das Leben der Vögel an Ort und Stelle beobachteten, sehen die Kropfvögel (*Gymnoderi*) als nahe Verwandte der Schmuckvögel an, obgleich jene durch bedeutende Größe und eigenthümliche Sitten von diesen abweichen. Die Familie umfaßt Vögel von Krähen- bis zur Trosselgröße, welche in ihrem Leibesbau vielfach an die Raben erinnern, sich aber durch Schnabel und Fußbau hinlänglich unterscheiden.



Der Schirnbogel (*Cephalopterus ornatus*).

Die Kropfbögel gehören dem Süden Amerikas an und bewohnen hier die Urwäldungen. Sie nähren sich fast oder ausschließlich von saftigen Früchten, leben in der Regel einsam, nur ausnahmsweise gesellig, sind träge und dumm, aber scheu und furchtsam. Einzelne Arten lassen selten einen Laut vernehmen, die meisten aber zeichnen sich durch auffallende Stimmen aus, und demzufolge sind sie den Eingeborenen auch wohl bekannt geworden. Der im allgemeinen einer Krähe ähnelnde Kapuzinervogel (*Gymnocephalus calvus*) vertritt eine von den Sippen, in welche die Familie zerfällt. Seine weithin vernehmbare Stimme erinnert an das Blöken eines Kalbes.

Der Schirnbogel (*Cephalopterus ornatus*) kennzeichnet sich durch einen starken, aufrichtbaren, helmförmigen Federbusch auf dem Kopfe und einen runden, allseitig befiederten Hautlappen am Unterhalse. Das Gefieder ist ziemlich gleichmäßig schwarz; die Haube ist schwarzblau; die Federn des Mantels sind dunkelgrünlichschwarz gesäumt, die Schwung- und Steuerfedern einfarbig dunkelschwarz. Alle kleineren Federn haben nahe der Wurzel weiße Schäfte; das Auge ist grau, der Oberschnabel schwarzbraun, der Unterschnabel graubraun, der Fuß mattschwarz. Die Länge beträgt  $19\frac{1}{2}$  Zoll.

Der Schirnbogel bewohnt die Ostabhänge der Cordilleren Perus; seine Nahrung besteht aus Früchten verschiedener Bäume. Er lebt meistens in kleinen Gesellschaften auf hohen Bäumen. Das Geschrei, welches er besonders am Morgen früh und gegen Sonnenuntergang hören läßt, klingt schauerlich und gleicht dem fernen Brüllen eines Stieres. Die Indianer nennen ihn deshalb Toropishu (Stiervogel).

Genauer sind wir unterrichtet über die Lebensweise der Glockenvögel (*Chasmarhynchus*). Sie gehören zu den kleineren Mitgliedern der Familie; denn sie kommen höchstens einer Taube an Größe gleich. Die vier Arten, welche man bis jetzt kennt, zeichnen sich sämtlich durch eine Absonderlichkeit aus. Der Schmidt, wie die Brasilianer ihn nennen (*Chasmarhynchus nudicollis*), ist schneeweiß ohne alle andern Abzeichen, jedoch mit Ausnahme der nackten Zügel



und der nackten Kehle, welche lebhaft spangrün gefärbt sind. Der Araponga (*Chasmarhynchus variegatus*) ist ebenfalls größtentheils weiß, licht hellgrau überlaufen; die Flügel aber sind tiefschwarz, und der Oberkopf ist lichtbraun. Die Gurgel und der Vorderhals sind ebenfalls nackt, aber mit sehr vielen fleischigen, wurmförmigen Anhängeln bedeckt. Der Glöckner (*Chasmarhynchus carunculatus*) ist schneeweiß. Das Männchen trägt auf der Schnabelwurzel einen hohlen, schwarzen, muscheligen Zipfel, welcher mit einigen weissen Federchen besetzt ist und willkürlich ausgedehnt und eingezogen werden kann. In ersterem Falle steht er wie ein Horn nach oben, im letzteren hängt er wie die sogenannte Nase des Truthahns an der Seite des Schnabels herab.

Der Hämmerling endlich (*Chasmarhynchus tricarunculatus*) ist zweifarbig, lebhaft kastanienbraun, auf Kopf, Hals, Vorderbrust und Nacken aber reinweiß. Er besitzt drei Fleischzipfel, einen, welcher sich über der Schnabelwurzel erhebt und zwei, welche als Verlängerung der Mundwinkel erscheinen.

Die Glockenvögel sind Südamerikaner. Der Schmidt bewohnt Brasilien und ist hier in den Waldungen sehr häufig. „Dieser merkwürdige Vogel“, sagt der Prinz von Wied, „ist sowohl durch sein blendend weißes Gefieder, sowie durch seine laute, hellklingende Stimme eine Eigenheit der prachtvollen brasilianischen Waldungen und fällt dem Fremdling gewöhnlich sogleich und zuerst auf. Er ist überall verbreitet, wo Urwaldungen sind, in deren dunkelsten Verflechtungen er sich am meisten zu gefallen scheint. Doch kommt er nicht überall in gleicher Häufigkeit vor; er scheint gebirgigen Urwald besonders zu lieben. Seine Stimme gleicht dem Tone einer hellklingenden Glocke, wird einzeln ausgefloßen, eine Zeit lang ausgehalten und öfters kurz hinter einander wiederholt. Dann gleicht sie den Lauten, welche der Schmidt hervorbringt, wenn er mit dem Hammer wiederholt auf den Ambos stößt. Man vernimmt diese Stimme zu allen Stunden des Tages sehr häufig und auf weithin. Gewöhnlich halten sich mehrere der Vögel in ein und derselben Gegend auf und reizen sich wechselseitig. Der eine schallt laut und hell mit einem einfachen Tone; der andere läßt das oft wiederholte, klingende Getöse hören, und so entsteht an Stellen, wo viele dieser Vögel vereinigt sind, ein höchst sonderbares Concert.“

„Ich vernahm“, sagt Schomburgk, „aus dem nahen Walde wunderbare Töne, wie ich sie noch nie gehört. Es war, als schlug man zugleich an mehrere harmonisch gestimmte Glasglocken. Jetzt hörte ich sie wieder und nach einer minutenlangen Pause wieder und wieder. Dann trat ein etwas längerer Zwischenraum von etwa sechs bis acht Minuten ein, und von neuem erschallten die vollen harmonischen Töne. Eine ganze Zeit stand ich, vor Erstaunen gefesselt und lauschte, ob sich die fabelhaften Klänge nicht abermals hören lassen würden — sie schwiegen, und voller Begierde wandte ich mich mit meinen Fragen an meinen Bruder, von dem ich nun erfuhr, daß dies die Stimme des Glöckners sei. Kein Gesang, keine Stimme irgend eines der besiederten Bewohner der Wälder Guyana's, selbst nicht die so deutlich ausgesprochenen Worte der Ziegenmelker hatten mich in gleiches Erstaunen versetzt, wie die Glockentöne des Hämmerlings. Daß die Vögel in Guyana die Gabe der Sprache besaßen, hatte ich ja bei meinem ersten Schritt auf diesem merkwürdigen Erdtheil schon erfahren, — solche Töne aber waren mir bisher noch gänzlich unbekannt geblieben, und meine Aufmerksamkeit konnte jetzt auf nichts anderes gerichtet, durch nichts anderes von diesem wunderbaren Sänger abgezogen werden. . . .“

Ueber ihre Fortpflanzung und Lebensweise in der Gefangenschaft liegen keine genaueren Nachrichten vor.

\* \* \*

(Erbfänger.) Eine zweite Zunft umfaßt die Drosselvögel (*Turdidae*). Die hierher zu zählenden Singvögel gehören zu den größeren Mitgliedern der Ordnung. Der Leib ist kräftig gebaut, der Hals kurz, der Kopf groß; der Schnabel ist gerade, seitlich etwas zusammengedrückt, mit feichstem Einschnitt vor der Spitze des Oberschnabels, welcher sich nicht über den unteren herabbiegt; der Fuß ist hochläufig, mit mittelgroßen Zehen und deutlich gekrümmten Nägeln; die Laufbekleidung wird durch große Schienen gebildet; der Flügel ist mittellang; unter seinen zehn Handschwingen ist die dritte die längste; der Schwanz ist verschieden gebildet, zuweilen sehr kurz und wenig gerundet, manchmal auch lang und seitlich abgestuft, gewöhnlich aber mittellang und und mehr oder weniger gerade abgesehnt. Das Gefieder ist reichhaltig; die einzelnen Federn



sind verhältnißmäßig groß und weich. Düstere Farben sind vorherrschend, lebhafteste, sogar glänzende jedoch nicht ausgeschlossen.

Als die edelste Gruppe der Drosselvögel, welche wir Familie nennen wollen, dürfen die Erbsänger (*Humicolae*) angesehen werden. Sie zählen zu den kleineren Arten derunft und gefangene Sänger dieser Gruppe gehören zu den angenehmsten Stubengenossen, welche man sich erwerben kann. Es ist nicht bloß der köstliche Gesang, welcher sie ihren Freunden werth und theuer macht, sondern, und im gleichen Grade vielleicht, auch ihr liebenswürdiges Benehmen. Rechtzeitig gefangen und gebührend gepflegt, gewöhnen sie sich rasch an das Loos der Gefangenschaft und befreunden sich dann auch bald mit ihrem Gebieter, geben diesem ihre Zuneigung und Anhänglichkeit in jeder Weise zu erkennen, bekunden Trauer, wenn sie ihn vermissen, Freude, jubelnde Freude, wenn sie ihn wieder erscheinen sehen, kurz, sie treten mit dem Menschen in ein wirklich inniges Verhältniß. Aber sie wollen gepflegt, abgewartet, beobachtet und verstanden sein, wenn man zu erreichen strebt, daß sie längere Zeit im Käfig anhalten.

Die höchste Stelle unter den Erbsängern gebührt den Nachtigallen (*Luscinia*). Sie kennzeichnen sich durch schlanken Leibesbau, hochläufige, kräftige Beine, mittellange Flügel, einen mittellangen, etwas abgerundeten Schwanz, fast geraden, ziemlich gestreckten, am Grunde ein wenig verbreiterten, vorn spitzigen, pfriemenförmigen Schnabel, und durch verhältnißmäßig knappes Gefieder, dessen Färbung, ein mehr oder weniger mit Krostroth gesättigtes Grau, beiden Geschlechtern gemeinsam ist.

Unsere seit altersgrauer Zeit hochberühmte Nachtigall (*Luscinia Philomela*) kann mit wenig Worten beschrieben werden. Das Gefieder der Oberseite ist rostrothgrau, auf Scheitel und Rücken am dunkelsten, das der Unterseite lichtgelblichgrau, an der Kehle und Brustmitte am lichtesten; die Schwingen sind auf der Innenseite dunkelbraun, die Steuerfedern rostbraunroth. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel und die Füße sind röthlichgraubraun. Das Jugendkleid ist auf röthlichbraungrauem Grunde gefleckt, weil die einzelnen Federn der Oberseite lichtgelbe Schaftflecken und schwärzliche Ränder haben. Die Länge beträgt 6½ Zoll. Das Weibchen ist ein wenig kleiner, als das Männchen.

Die Nachtigall findet sich vom mittleren Schweden an nach Süden hin in ganz Europa, und ebenso in Nordwestafrika und in einem großen Theile des mittleren Asiens, bis gegen die Mitte Sibiriens hin. Nordostafrika berührt sie während ihres Zuges.

Am Osten Europas, namentlich in Ungarn, Polen, Galizien, wahrscheinlich auch in der Türkei und in Kleinasien, aber nur hier und da in Deutschland, lebt ihr nächster Verwandter, der Sprosser (*Luscinia major*). Er ist etwas größer, namentlich stärker als die Nachtigall, ihr aber sehr ähnlich. Als wichtigste Unterscheidungsmerkmale gelten die viel kürzere erste Schwinge und die wolkig gefleckte, wie man zu sagen pflegt, „muschelfleckige“ Oberbrust.

Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens unterscheiden sich beide Nachtigallen nicht; wohl aber erkennt der Kundige jede von ihnen an ihrem Schlage oder Gesange.

Die Nachtigallen sind Bewohner des Laubwaldes; in Schwarzwäldern sucht man sie vergebens. Der Sprosser lebt fast ausschließlich in Niederungen, und wird deshalb mit vollem Rechte auch Amnachtigall genannt; seine Verwandte bevorzugt die Ebene, meidet aber auch bergige Gelände nicht gänzlich, vorausgesetzt, daß es hier an Laubbäumen und Gesträuchen nicht mangelt. In der Schweiz ist sie, nach Tschudi, in einem Höhengürtel von 3000 Fuß über dem Meere „nicht ganz selten“, in Spanien in gleicher Höhe noch sehr gemein; sie steigt hier bis gegen 5000 Fuß unbedingter Höhe empor. Waldungen mit viel Unterholz, noch lieber niederes Buschwerk, welches von Bächen und Wassergräben durchschnitten wird, die Ufer größerer Gewässer und Gärten, in denen es heimliche Gebüsche gibt, sind ihre Lieblingsplätze. Hier wohnt Paar an Paar, ein jedes allerdings in einem bestimmt umgrenzten Gebiete, welches streng bewacht und gegen andere muttvoll verteidigt wird. Wo es Vertlichkeiten gibt, welche ihren Anforderungen genügen, ist sie sehr häufig, auch bei uns zu Lande, noch mehr aber in Südeuropa. Man sagt kaum zu viel, wenn man behauptet, daß in Spanien z. B. geeigneten Orts in jeder Hecke oder in jedem Busche ein Nachtigallpärchen herbergt. Ein Frühlingssmorgen auf dem Monjerat, eine abendliche Lustwandlung innerhalb der Ringmauern der Alhambra wird Jedem unvergeßlich bleiben, welcher ein Ohr hat, zu hören. Man vernimmt hundert Nachtigallen zu gleicher Zeit; man hört allüberall das eine Lied. Die ganze, große, grüne Sierra Morena darf als ein einziger Nachtigallengarten angesehen werden, und solcher Gebirge gibt es noch viele. Man begreift nicht, wie es möglich ist, daß ein so kleines Stückchen Erde, wie hier zur Vertheilung kommt, zwei so anspruchsvolle Vögel nebst ihrer zahlreichen Brut ernähren kann.



Die Nachtigall (*Luscinia Philomela*).

Da, wo sich die Nachtigall des Schutzes seitens des Menschen versichert hält, siedelt sie sich unmittelbar bei dessen Behausung an. Sie zeigt dann nicht die mindeste Scheu, — im Gegentheile, eher eine gewisse Dreistigkeit: sie läßt sich daher ohne Mühe beobachten in ihrem Thun und Treiben.

„Im Betragen der Nachtigall“, sagt Raumann, „zeigt sich ein bedächtiges, ernstes Wesen. Ihre Bewegungen geschehen mit Ueberlegung und Würde; ihre Stellungen verrathen Stolz, und sie steht durch diese Eigenschaften gewissermaßen über alle einheimischen Sänger erhaben. Ihre Geberden scheinen anzudeuten, sie wisse, daß ihr dieser Vorzug allgemein zuerkannt wird. Sie ist sehr zutraulich gegen die Menschen, wohnt gern in ihrer Nähe und zeichnet sich durch ein ruhiges stilles Benehmen aus. Gegen andere Vögel zeigt sie sich sehr friedfertig; auch sieht man sie nur selten mit ihresgleichen zanken.“ Gewöhnlich gewahrt man sie, niedrig über dem Boden auf Zweigen sitzend, ziemlich aufgerichtet, den Schwanz erhoben, die Flügel so tief gesenkt, daß ihre Spitzen unter die Schwanzwurzel zu liegen kommen. Im Gezweig hüpfst sie selten umher, wenn es aber geschieht, mit großen Sprüngen; auf dem Boden trägt sie sich



hochaufgerichtet und hüpfet, den Schwanz gestelzt, mit förmlichen Säen, stolz dahin, immer in Absätzen, welche durch einen Augenblick der Ruhe unterbrochen werden. Erregt irgend Etwas ihre Aufmerksamkeit, so schnell sie den Schwanz kräftig und jählings empor; diese Bewegung wird überhaupt bei jeder Gelegenheit ausgeführt. „Ihr Flug ist schnell, leicht, in steigenden und fallenden Bogen, auf kleinen Räumen flatternd und wankend; sie fliehet aber nur kurze Strecken, von Busch zu Busch, und am Tage nie über freie Flächen.“ Daß sie auch sehr schnell fliegen kann, sieht man, wenn zwei eifersüchtige Männchen streitend sich verfolgen.

Die Laichstimme der Nachtigall ist ein helles gedehntes „Wiid“, dem gewöhnlich ein schnarrendes „karr“ angehängt wird. Geängstigt, wiederholt sie das „Wiid“ oft nach einander und ruft nur ab und zu einmal „karr“. Im Zorn läßt sie ein unangenehmes „Kräh“, in behaglicher Gemüthsstimmung ein tiefklingendes „Tat“ vernehmen. Die jungen rufen anfangs „Fiid“, später „Kroak“. Daß alle diese verschiedene Umgangslaute durch verschiedene Betonung, welche unserem Ohre in den meisten Fällen entgeht, auch verschiedene Bedeutung gewinnen, ist selbstverständlich.

Der Schlag, welcher der Nachtigall vor allem Andern unsere Zuneigung erworben hat, „ist so ausgezeichnet und eigenthümlich, es herrscht in ihm eine solche Fülle von Tönen, eine so angenehme Abwechslung und eine so hinreißende Harmonie, wie wir in keinem anderen Vogelgesange wieder finden. Mit unbeschreiblicher Anmuth wechseln sanft flötende Strophen mit schmetternden, klagende mit fröhlichen, schmelzende mit wirbelnden; während die eine sanft anfängt, nach und nach an Stärke zunimmt und wiederum ersterbend erndigt, so werden in der andern eine Reihe Noten mit geschmackvoller Härte hastig angeschlagen und melancholische, den reinsten Flötentönen vergleichbare, sanft in fröhlichere verschmolzen. Die Pausen zwischen den Strophen erhöhen die Wirkung dieser bezaubernden Melodien, sowie das in denselben herrschende mäßige Tempo trefflich geeignet ist, die Schönheit derselben recht zu erfassen. Man staunt bald über die Mannfaltigkeit dieser Raubertöne, bald über ihre Fülle und außerordentliche Stärke, und wir müssen es als ein halbes Wunder ansehen, daß ein so kleiner Vogel im Stande ist, so kräftige Töne hervorzubringen, daß eine so bedeutende Kraft in solchen Kehlmuskeln liegen kann. Manche Strophen werden wirklich mit so viel Gewalt hervorgestoßen, daß ihre gellenden Töne dem Ohre, welches sie ganz in der Nähe hört, wehe thun“.

Der Schlag einer Nachtigall muß zwanzig bis vierundzwanzig verschiedene Strophen enthalten, wenn wir ihn vorzüglich nennen sollen; bei vielen Schlägern ist die Abwechslung geringer. Die Vertiklichkeit übt einen bedeutenden Einfluß aus; denn da die jungen Nachtigallen nur durch ältere ihrer Art, welche mit ihnen dieselbe Gegend bewohnen, gebildet und geschult werden können, ist es erklärlich, daß in einem Gau fast ausschließlich vorzügliche, in dem andern hingegen beinahe nur minder gute Schläger gehört werden. Ältere Männchen schlagen regelmäßig besser, als jüngere; denn auch bei den Vögeln will die edle Kunst geübt sein: vom Himmel herab fällt sie nicht. Am feurigsten wird der Schlag, wenn die Eifersucht ins Spiel kommt: dann wird das Lied zur Waffe, welche jeder Streiter bestmöglichst zu handhaben sucht. Einzelne Nachtigallen machen ihren Namen insofern wahr, als sie sich hauptsächlich des Nachts vernehmen lassen, andere singen fast nur bei Tage.

Der Sprosser unterscheidet sich durch seinen Schlag von der Nachtigall und es werde hier kurz angedeutet, worin der Unterschied liegt. Schon die Laichstimme klingt anders — nicht „Wiid — karr“, sondern „Gloß — arrr“. Der Schlag kennzeichnet sich durch größere Tiefe der Töne und langsamern, mehr gehaltenen, durch längere Pausen unterbrochenen Vortrag. Er ist stärker und schmetternder, als der der Nachtigall, die Mannfaltigkeit der Strophen ist geringer. Demungeachtet steht er mit dem Nachtigallenschlag vollkommen auf gleicher Höhe; einzelne Liebhaber ziehen ihn dem Liede der Nachtigall sogar entschieden vor und rühmen namentlich die sogenannten Glockentöne in ihm als etwas ganz unvergleichliches.

Da, wo Sprosser und Nachtigall neben- oder durcheinander leben, geschieht es nicht selten, daß die eine Art ihrem Gesange die Strophen aus dem Schlage der anderen Art einwebt und damit zum sogenannten „Zweischaller“ wird. Der wahre Liebhaber achtet diesen wenig; er verlangt, das Werk des einen oder des andern Meisters in seiner ganzen Reinheit zu hören.

Erdgewürm mancherlei Art und Kerbthierlarven, die des Schattenkäfers, der Ameisen z. B. oder kleine glatthäutige Käupchen und dergleichen, im Herbst auch verschiedene Beeren bilden die Nahrung der Nachtigallen. Sie lesen diese vom Boden auf und sind deshalb gleich bei der Hand, wenn irgendwo die Erde aufgewühlt wird. Nach fliegenden Kerfen sieht man sie selten jagen. Jeder Fund wird durch ein ausdrucksvolles Aufschnellen des Schwanzes begrüßt.



Die Nachtigallen erscheinen bei uns in der letzten Hälfte des April, je nach der Witterung etwas früher oder später, ungefähr um die Zeit, in welcher der Weißdorn zu grünen beginnt. Sie reifen des Nachts und einzeln; die Männchen ziehen den Weibchen voraus. Zuweilen sieht man am frühen Morgen eine aus hoher Lust sich herniederstürzen, einem Gebüsch sich zuwendend, in welchem sie dann während des Tages verweilt; gewöhnlich aber bekunden sie sich zuerst durch ihren Schlag. Eine jede sucht denselben Waldestheil, denselben Garten, dasselbe Gebüsch, in welchem sie vergangene Sommer verlebte, wieder auf; das jüngere Männchen strebt, sich an der Stelle anzusiedeln, wo seine Wiege stand. Sofort nach glücklicher Ankunft in der Heimat beginnt das Schlagen; in den ersten Nächten nach der Rückkehr tönt es ununterbrochen, wohl, um der geliebten Gattin, welche oben dahinzieht, im nächtlichen Dunkel zum Zeichen zu dienen oder in der Absicht, ein noch freies Herz sich zu gewinnen. Das Pärchen einigt sich, jedoch nicht ohne Kampf und Sorge; denn jedes unbewehrte Männchen versucht einem anderen seine Gattin oder Braut abwendig zu machen. Es gibt oft heftigen Streit zwischen zwei Nebenbuhlern, bis endlich eine Ehe bündig geschlossen ist.

Das Nest wird nunmehr eifrig in Angriff genommen und rasch vollendet. Es ist kein Kunstbau, um den es sich handelt. Ein großer Haufen dürres Laub, namentlich Eichenlaub bildet die Grundlage, trockne Halmen und Stengel, Schilf und Rohrblätter die Mulde, welche mit feinen Würzelchen oder Halmchen und Rispen, auch wohl mit Pferdehaaren und Pflanzenwolle ausgekleidet wird. Ausnahmsweise verwendet die Nachtigall zum Unterbau starke Reiser, zu den Wandungen Stroh. Das Nest des Sprossers unterscheidet sich von dem der Nachtigall durch dickere Wandungen und reichlichere Ausfütterungen von Thierhaaren. Das eine wie das andere Nest steht regelmäßig auf oder dicht über dem Boden, in Erdhöhlungen, zwischen den jungen Schößlingen eines gefällten Baumes oder an der Seite eines Baumstrunks, im Gestrüpp, in einem Grasbusche. Ausnahmen hiervon sind auch beobachtet worden: eine Nachtigall baute, wie Naumann erzählt, in einen Haufen dürres Laub, welcher im Innern eines Gartenhäuschens lag, eine andere auf das Nest eines Zaunkönigs, welches etwa fünf Fuß über dem Boden auf einem Tannenaste stand. — Die vier bis sechs Eier, welche das Weibchen legt, sind zart- und glattschalig, mattglänzend und grünlich braungrau von Farbe.

Sobald das Gelege vollzählig ist und das Brüten beginnt, ändert das Männchen sein Betragen. Die Brut beansprucht auch seine Thätigkeit; es muß die Gattin wenigstens auf einige Stunden, gegen Mittag, im Brüten ablösen und findet schon um deshalb weniger Zeit zum Singen — vielleicht, gelangweilt durch das Stillsitzen, auch weniger Lust. Noch schlägt es, der Gattin und sich selbst zur Freude, aber fast nur am Tage, kaum mehr des Nachts. Das Nest bewacht es sorgsam, die Gattin hält es zu eifrigem Brüten an: ein Sprosser, dessen Weibchen Bärler vom Neste jagte, unterbrach sofort seinen Gesang, stürzte sich nach der Gattin hin und führte sie „mit Bornesrufen und Schnabelbissen zur Pflicht der Häuslichkeit zurück“. Nahenden Feinden gegenüber zeigen sich die um die Brut besorgten Nachtigallen sehr ängstlich, aber auch wieder mutbig, indem sie eine wahrhaft rührende und — gefährliche Aufopferung an den Tag legen.

Die Jungen werden mit allerlei Gewürm großgefüttert, wachsen rasch heran, verlassen das Nest schon, „wenn sie kaum von einem Zweige zum andern flattern können“, und bleiben bis gegen die Mauser hin in Gesellschaft ihrer Eltern. Diese schreiten nur dann zu einer zweiten Brut, wenn man ihnen die Eier raubte: die Erziehung der einen Kinderschaar scheint sie vollständig in Anspruch zu nehmen. Ihre Zärtlichkeit zu der Brut erleidet keinen Abbruch, wenn man die Jungen vor dem Flüggewerden dem Neste entnimmt, in ein Gebauer steckt und dieses in der Nähe des Nestortes aufhängt; die treuen Eltern füttern auch dann ihre Kinder, als ob sie noch im Neste säßen.

Schon kurze Zeit nach ihrem Eintritte in die Welt beginnen die jungen Männchen ihre Kehle zu proben: sie dichten, wie der Kundige sagt, d. h. sie versuchen, zu singen. Dieses Dichten hat allerdings mit dem Schlage ihres Vaters keine Aehnlichkeit. Der Lehrmeister schweigt aber auch bereits mit seinen Liedern, wenn seine Sproßlinge mit ihrem Stammeln beginnen; denn bekanntlich endet schon um Johanni der Nachtigallenschlag. Noch im nächsten Frühlinge lernen die jugendlichen Sänger; ihre Lieder sind anfangs leise und stümperhaft: erst die erwachende Liebe, so scheint es, bringt ihnen volles Verständnis der herrlichen Kunst, in welcher sie später Meister sind.

Im Juli wechseln die Nachtigallen ihr Kleid, nach der Mauser zerstreuen sich die Familien; im September begibt sich Alt und Jung auf die Wanderschaft, gewöhnlich wiederum zu Familien,



unter Umständen auch zu Gesellschaften vereinigt. Sie reisen rasch und weit, machen sich aber in der Fremde wenig bemerklich; und sie werden nur sehr einzeln in den Waldungen Süd-nubiens und Ost-Sudahns angetroffen.

Der vielen Feinde halber, welche den Nachtigallen und zumal ihrer Brut nachstellen, thut der vernünftige Mensch nur seine Schuldigkeit, wenn er den edlen Sängern Plätze schafft, auf denen sie möglichst geschützt leben können. In größeren Gärten soll man, wie der um den Thierschutz so hochverdiente Lenz räth, dichte Hecken pflanzen, aus Stachelbeerbüschen z. B. und alles Laub, welches im Herbst abfällt, dort liegen lassen. Derartige Plätze werden bald aufgesucht, weil sie allen Anforderungen entsprechen. Das dichte Gestrüpp schützt, das Laub wird zum Sammelplatze von Würmern und Kerfen und verräth den sich nahenden Feind. Noch mehr, als vor vierbeinigen und geflügelten Räubern, hat man die Nachtigallen vor nichtsnutzigen Menschen zu wahren. So klug sie sind, so wenig scheuen sie sich vor Fallen, Schlingen, Netzen; auch das einfachste Fangwerkzeug berückt sie. Dann kommen alle Leiden der Gefangenschaft über sie. Alte Nachtigallen, welche eingefangen werden, wenn sie sich schon gepaart haben, sterben regelmäßig auch bei der besten Pflege, jüngere, vor der Paarung ihrer Freiheit beraubte, ertragen die Gefangenschaft nur dann, wenn ihnen die sorgsamste Wartung zu Theil wird.

Der Süden Europas, Nordwestasien und Nordafrika beherbergen Sänger, welche in Gestalt und Wesen mit den Nachtigallen große Aehnlichkeiten zeigen, aber in gewisser Hinsicht auch wieder an die Rohrfänger erinnern und deshalb zu den letztgenannten Vögeln gestellt worden sind. Sie erscheinen uns jedoch richtiger untergebracht, indem sie unter dem Namen der „Baumnachtigallen“, *Aëdon* oder *Agrobatus*, unserer Nachtigall angereicht werden.

Man hat drei verschiedene Arten dieser Vögel unterschieden, welche sich ungefähr ebenso nah stehen, wie Sprosser und Nachtigall, und daher oft auch als Spielarten angesehen werden. Hinsichtlich der Lebensweise und Sitten dieser drei sind keine erheblichen Unterschiede bemerkt worden, und die Baumnachtigall (*Aëdon galactodes*), welche vorzugsweise jene dürren, d. h. nur vom Regen befeuchteten Stellen des Südens bewohnt, die spärlich mit niederem Buschwerk bestanden sind, ohne jedoch die Nähe menschlicher Wohnsitze zu meiden, ist die bekannteste und namentlich in Spanien gemeinste Art, wo sie die Sängerkönigin wohl zu vertreten, doch nicht zu ersetzen vermag, denn ihr Gesang bleibt weit hinter dem der letztgenannten zurück. Dies bleibt sich gleich in Spanien, wie in Griechenland, in Egypten, wie in der Samhara oder der innerafrikanischen Steppe.

Erdfänger, deren Familienrechte Niemand bezweifelt, sind die Blaukehlchen (*Cyanecula*). Bei den Männchen ist die Oberseite tieferdubraun, die Unterseite schmutzig weiß, seitlich und hinterrwärts graubraun überlaufen, die Kehle aber prachtvoll lasurbrau, mit oder ohne andersfarbigen Stern, nach unten hin in eine schwarze Binde übergehend, welche durch ein schmales, liches Bändchen von einem halbmondsförmigen Brustfleck getrennt wird; ein Streifen über dem Auge, welcher auf der Stirn zusammenfließt, ist weißlich, die Zügel schwärzlich; die Schwingen sind braungrau, die Schwanzfedern schwarzbraun. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß auf seiner Vorderseite grünlich-, auf der Hinterseite gelblichgrau. Die Länge beträgt ungefähr 6 Zoll. Man unterscheidet verschiedene Arten je nach der Kehlfärbung. So zeigt das Männchen des schwedischen Blaukehlchens (*Cyanecula suecica*) inmitten des blauen Kehlfeldes einen zimmetrothen, das weißsternige Blaukehlchen (*Cyanecula leucozyana*) einen weißen Stern, während dieser einer dritten, Wolf zu Ehren benannten Art (*Cyanecula Wolfii*), gänzlich fehlt. Wir brauchen uns jedoch über die Artverschiedenheit der Blaukehlchen hier kaum zu kümmern, denn Leben und Betragen aller Arten oder Unterarten sind im wesentlichen dieselben.

Die Blaukehlchen sind heimisch im Norden der alten Welt und besuchen von hieraus Süd-asien und Nordafrika. Sie erscheinen bei uns Anfangs April, selten früher, meist erst gegen die Mitte des Monats hin, und reisen im September ihrer Winterherberge zu. Busch- und gras- oder schilfreiche Fluß-, Bach- und Seeufer sind in unserem Vaterlande, die unter dem Namen Tundra bekannten Moräste oder Moossteppen im Norden ihre Wohnsitze; während der Wintermonate nehmen sie in Gärten und Buschdickichten, auf Feldern, auf hochgrasigen Wiesen, in schilfreichen, nicht allzu wasserreichen Sümpfen und an ähnlichen Orten ihren Aufenthalt. Sie dehnen ihre Wanderung nicht so weit aus, wie andere Sänger, überwintern vielmehr schon



Das schwedische Blauehlchen (*Cyanecula suecica*).

in Unter- und Mittelegypten oder in Mittelchina und in Nordindien, streifen aber einzeln doch bis in die südlichen Tiefebene Ostindiens oder bis in die Waldungen des oberen Nilgebietes hinab.

Für den Sommeraufenthalt des Blauehlchens sind feuchte Buschdickichte nahe am Wasser die erste, ja, die alleinige Bedingung. Deshalb meidet es in Deutschland während der Brutzeit Gebirge fast gänzlich, während es im Norden, in Norwegen z. B., gerade die Höhen vorzieht, weil hier auf den breiten Fjelds der Berge See an See, oder mindestens Pfuhl an Pfuhl sich finden, durch hunderte von kleinen Bächen verbunden und wie diese mit niederem Gestrüpp eingefast und umgeben. Solche Vertlichkeiten sind Paradiese für unsere Vögel, und ihnen müssen diejenigen Niederungen Deutschlands ähneln, in denen es dem Blauehlchen gefallen, in denen das Paar sich ansiedeln soll.

Das Blauehlchen ist ein liebenswürdiger Vogel, welcher sich jeden Beobachter zum Freunde gewinnt. Nicht seine Schönheit allein, auch, und wohl noch in höherem Grade, sein Betragen, seine Sitten und Gewohnheiten ziehen uns an und fesseln uns. Wie bei den meisten Erdfängern, ist beim Blauehlchen leibliche und geistige Begabung in glücklicher Weise vereinigt. Die größte Gewandtheit der Bewegung zeigt es auf dem Boden; es ist der Erdfänger im eigentlichen Sinne des Wortes. Sein Gang ist kein Schreiten, sondern ein Hüpfen; die einzelnen Sprünge folgen sich aber so rasch, daß man sie nicht unterscheiden kann und im laufenden Blauehlchen eher einen Kennvogel, als einen Sänger zu sehen glaubt. Dabei ist es ihm gleichgültig, ob es seinen Weg über trocknen oder schlammigen Boden, über freie Stellen oder durch das verworrenste Busch- und bezüglich Grasdickicht führt: es versteht es meisterhaft, überall fortzukommen. Im Gezweige selbst hüpfst es wenig herum, sondern fliegt höchstens von einem Aste zum andern und bleibt da, wo es aufzog, ruhig sitzen. Auf dem Boden sitzend oder laufend, macht es einen sehr angenehmen Eindruck: es trägt sich sehr aufrecht und den Schwanz zierlich gestelzt, sieht deshalb selbstbewußt, ja tack aus; wenn es auf einem Zweige sitzt, nimmt es sich viel weniger gut aus. Der Flug ist schnell, aber nicht besonders gut; er geschieht in



größeren oder kleineren Bogen, wird aber selten weit ausgedehnt. Gewöhnlich erhebt sich der Vogel nur einige Fuß über den Boden und senkt sich beim ersten Versteck, welches er auffindet, wieder zu ihm hernieder, um seinen Weg laufend fortzusetzen. Die Sinne stehen mit denen der Nachtigall ungefähr auf gleicher Stufe, der Verstand auf gleicher Höhe. Das Blauehlchen ist klug und merkt sehr bald, ob ihm ein anderes Wesen in freundlicher oder wohlwollender Absicht entgegentritt. Gewöhnlich zeigt es sich harmlos, zutraulich dem Menschen gegenüber; erfährt es jedoch Nachstellungen, so wird es bald äußerst vorsichtig und scheu. Ungeört, legt es eine unendliche Lebensfreudigkeit, einen beneidenswerthen Frohsinn an den Tag; es ist, so lange es sein tägliches Brod findet, beständig guter Laune, heiter, vergnügt und bewegungs-lustig, im Frühling auch singfertig. Mit andern Vögeln lebt es im tiefsten Frieden, mit Seinesgleichen neßt es sich gern herum; aus solchem Spiel kann aber bitterer Ernst werden, wenn die Liebe und mit ihr die Eifersucht rege wird. Dann kann es kommen, daß zwei Männchen einen Zweikampf beginnen und mit größter Erbitterung fortführen, ja, nicht eher von einander ablassen, als bis der eine Gegner dem andern erlegen ist. Zwei Blauehlchen, welche zusammen ein Zimmer, einen Käfig bewohnen, gerathen oft miteinander in Zwiespalt und streiten sich zuweilen so heftig, daß eins unter den Bissen des andern verendet.

Das so vielen Sängern geläufige „Tat, tat“ ist auch die Lockstimme des Blauehlchens, ein sanftes „Fied, fied“, der Laut der Zärtlichkeit, ein unmachahmliches Schnarren der Ausdruck des Jornes. Die Lockstimme wird verschieden betont und gibt dem entsprechend verschiedene Gefühle, so auch Angst und Schreck wieder. Der Gesang ist angenehm und fast alle Männchen nehmen in ihren ursprünglichen Gesang Töne oder selbst Strophen aus den Liedern anderer Vögel auf, auch wohl Schreie und Rufe nicht singfähiger Thiere: daß diese Nachahmungsgabe auch anderswo bemerkt worden ist, beweisen die Lappen, welche ihr Blauehlchen den „hundert-zungigen Sänger“ nennen.

Die Nahrung unserer Sänger entspricht ihrem Aufenthalte. Sie besteht in Gewürm und Kerfen allerlei Art, wie sie feuchte Oerlichkeiten beherbergen, im Herbst auch in Beeren.

Das Nest wird vortrefflich versteckt und ist deshalb schwer aufzufinden. Mitte Mai's findet man in ihm sechs bis sieben sehr zartchalige Eier von lichtblaugrüner Grundfarbe, welche mit rothbraunen Punkten gefleckt oder am stumpfen Ende bräunlich gewölkt sind. Die Bebrütung währt etwa zwei Wochen und wird von beiden Alten abwechselnd besorgt.

Gefangene Blauehlchen sind eine wahre Zierde des Gebauers. Bei geeigneter Pflege werden die klugen Geschöpfe bald und in hohem Grade zahm, so wild und scheu sie sich anfangs auch geberdeten; sie singen dann fleißig und erfreuen also ihren Gebieter in jeder Hinsicht. Leider ertragen sie nur ausnahmsweise mehrere Jahre die Gefangenschaft: sie verlangen die sorgfältigste Wartung, zumal gutes Futter und dieses recht reichlich, um ausdauern zu können.

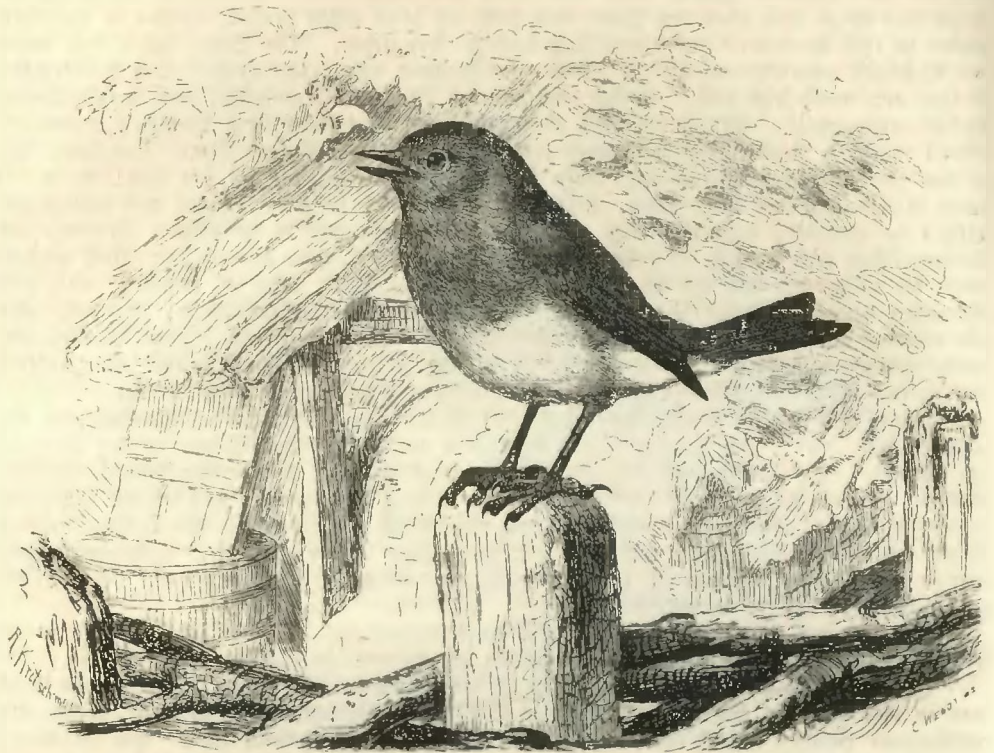
Lichte Vornälder Nordostasiens beherbergen als die nächsten Verwandten der Blauehlchen die Rubinachtigallen (*Calliope*), von welchen die auf Kamtschatka einheimische *Calliope* (*Calliope camtschatcensis*) sich auch schon nach Europa verfliegen hat; ihre Kehle ist prachtvoll rubinroth und ihr Gesang wird sehr gepriesen.

In China ist die „Hung-po“ (Rothbrust) oder „Chin-po“ (Goldbrust), wie die *Calliope* hier genannt wird, ein allgemein bekannter Liebling der Thierfreunde. Sie wird oft gefangen gehalten und zwar nicht im Gebauer, sondern vermittelt eines ihr um den Hals geschlungenen Fadens, angefesselt an einem Zweige, wie es im Norden des himmlischen Reiches überhaupt üblich ist. Die Gefangenen sollen bis gegen den September hin singen.

Das letzte Mitglied der Familie, welches ich zu schildern habe, ist unser allbekanntes Rothkehlchen oder Rothbrüstchen, Kehl-, Wald-, oder Winterrothchen, Rothkröpfchen oder Rothbärtchen (*Rubecula sylvestris*). Ein droffelartiger, auf der Oberseite etwas gebogener, vor dem ange deuteten Haken leicht eingekerbter Schnabel, mittelhohe, schwache Füße, ziemlich kurze und schwächliche Flügel, in denen die vierte und fünfte Schwinge die andern an Länge überragen, ein mittellanger, aus zugespitzten Federn bestehender, in der Mitte leicht ausgeschnittener Schwanz und ein lockeres, weißstraliges, bei beiden Geschlechtern gleichfarbiges, in der Jugend geflecktes Gefieder sind die Kennzeichen der Sippe, deren Vertreter es ist. Die Oberseite ist dunkelolivengrau, die Unterseite graulich, Stirn, Kehle und Oberbrust sind gelbroth. Das große Auge ist braun, der Schnabel schwärzlichbraun, der Fuß röthlich hornfarben, die Länge beträgt 5½ Zoll.

Es scheint, daß unser Rothkehlchen nur in Europa heimisch ist, sich wenigstens nicht weit über die Grenzen dieses Erdtheils hinaus verbreitet. Auf seinem Zuge besucht es Nordwest-



Das Rothkehlchen oder Rothbrüstchen (*Rubecula sylvestris*).

africa und seine Inseln; die Hauptmenge der uns im Winter verlassenden Rothkehlchen bleibt aber schon in Südeuropa wohnen.

In Deutschland ist das Rothkehlchen überall gemein. Jeder Wald, in welchem sich dichtes Unterholz und feuchte Stellen finden, bietet ihm einen seinen Anforderungen entsprechenden Wohnsitz, und während seiner Reisen besucht es jedes Gebüsch, jede Hecke, im Gebirge wie in der Ebene, im Felde wie im Garten unmittelbar vor oder zwischen den Wohnungen der Menschen.

Es ist ein liebenswürdiges Geschöpf, welches sein munteres, fröhliches Wesen bei jeder Gelegenheit bekundet. Auf dem Boden sitzend trägt es sich aufrecht, die Flügel etwas hängend, den Schwanz wagrecht, auf Baumzweigen sitzend etwas lässiger. Es hüpfet leichten Sprunges rasch, meist aber in Absätzen über den Boden oder auf wagrechten Ästen dahin, flattert von einem Zweige zum andern und fliegt sehr gewandt, wenn auch nicht regelmäßig, über kurze Entfernungen halb hüpfend, halb schwebend, — schnurrend, wie Naumann sagt —, über weitere Strecken in einer aus kürzeren oder längeren Bogen gebildeten Schlangenlinie, schwenkt sich hurtig zwischen dem dichtesten Gebüsch hindurch und bekundet überhaupt eine große Behendigkeit. Vern zeigt es sich frei auf einem hervorragenden Zweige oder auf dem Boden, ungern aber, bei Tage wohl kaum, fliegt es in hoher Luft dahin; es ist vielmehr stets auf seine Sicherung bedacht, so fest es sonst auch zu sein scheint. Den Menschen fürchtet es übrigens kaum; es scheint zu wissen, daß seine harmlose Zutraulichkeit von jedem Vernünftigen gewürdigt und durch Schonung vergolten wird. Dagegen kennt es gar wohl seine natürlichen Feinde und bekundet bei ihrem Erscheinen seine Angst oder Besorgniß. Schwachen Geschöpfen oder Seinesgleichen gegenüber zeigt es einen liebenswürdigen Muthwillen, aber auch Neclust und unliebenswürdige Zanksucht; es lebt deshalb nicht eben gesellig und selten in Frieden. Doch hat man andrerseits auch das gute Gemüth kennen gelernt und erfahren, daß es unter Umständen höchst mitleidig, ja barinherzig sein kann. Verwaiste Singvögel, welche noch nicht im Stande sind, sich durchs Leben zu helfen, haben in Rothkehlchen treue Pflegeeltern, Kranke der eigenen Art



barmherzige Helfer gefunden. Ein männliches Nothkehlchen wurde am Neste seiner Jungen gefangen und mit diesen in das Zimmer gebracht. Es widmete sich nach wie vor der Pflege derselben, fütterte und wärmte sie und zog sie glücklich groß. Etwa acht Tage später brachte der Vogelfsteller ein anderes Nest mit jungen Nothkehlchen in das Zimmer zu dem alten Männchen, welches er zurückbehalten hatte. Und siehe da: als die Jungen hungrig wurden und laut zu werden anfangen, kam der Vogel heran, betrachtete sie lange, eilte dann zu dem Näspschen mit Ameisenpuppen, begann das Pflegvatergeschäft mit der größten Emsigkeit und zog auch diese Jungen groß, als ob es seine eigenen gewesen wären. Raumann erfuhr Ähnliches, als er einen jungen Hänfling aufzüttern wollte. Der ewig hungrige Vogel schrie fortwährend und erregte dadurch die Theilnahme eines im Zimmer umherfliegenden Nothkehlchens. Es begab sich zu dem Käfig des Schreibhalses und wurde von diesem um Futter gebeten. Sogleich flog es zum Tisch, holte Brodkrümchen, stopfte ihm damit das Maul und that dieses endlich so oft, als sich der Verwaiste meldete. — Auch im Freien schließt das Nothkehlchen zuweilen innige Freundschaft mit andern Vögeln. In einem Gehölze unweit Köthen ist der merkwürdige Fall vorgekommen, daß ein Nothkehlchen mit dem Fitislaubvogel in ein Nest gelegt hat. Letzterer hatte das Nest gebaut, beide haben je sechs Eier gelegt, beide haben in Eintracht zu gleicher Zeit auf den zwölf Eiern gebrütet. Das warme Gemüth des liebenswürdigen Vogels ist also hinlänglich bewiesen.

Aber das Nothkehlchen hat noch andere gute Eigenschaften. Es ist einer unserer lieblichsten Sänger. Sein Lied besteht aus mehreren mit einander abwechselnden flötenden und trillernden Strophen, welche laut und gehalten vorgetragen werden, so daß der Gesang feierlich klingt. Dieses Lied nun ist im Zimmer ebenso angenehm, wie im Walde, und deshalb wird unser Vogel sehr häufig zahm gehalten. Er gewöhnt sich bald an die Gefangenschaft, verliert rasch alle Scheu, welche er anfänglich noch zeigte, und bekundet dafür wieder seine altgewohnte Zutraulichkeit dem Menschen gegenüber. Nach einiger Zeit gewinnt er seinen Pfleger ungemein lieb und begrüßt ihn mit lieblichem Zwitschern, aufgeblasenem Kropfe und allerhand artigen Bewegungen. Bei geeigneter Pflege hält er viele Jahre lang in der Gefangenschaft aus und scheint sich vollständig mit seinem Loos auszuföhnen. Man kennt Beispiele, daß Nothkehlchen, welche einen Winter im Zimmer verlebten hatten und im nächsten Frühjahr freigelassen worden waren, im Spätherbst sich wiederum im Hause ihres Gastsfreundes einfanden und diesen gleichsam baten, sie wieder aufzunehmen; man hat einzelne zum Aus- und Einfliegen gewöhnt, ja, ein Paar hat sich im Zimmer sogar fortgepflanzt. Ein so liebenswürdiges Geschöpf muß sich die Zuneigung des Menschen erwerben.

Das Nothkehlchen erscheint bei uns bereits im Anfange des März, falls die Witterung es irgend erlaubt; es hat aber in Vaterlande, dem es den kommenden Frühling kündigt, oft noch viel von Kälte und Mangel zu leiden. Es reißt des Nachts und einzeln, laut rufend, in hoher Luft dahin und senkt sich mit Anbruch des Tages in Wälder, Gebüsche und Garten hernieder, um hier sich zu sättigen und auszuruhen. Sobald es sich fest angesiedelt hat, tönt der Wald wider von seinem schallenden Gelock, einem scharfen „Schneiderfif“, welches oft wiederholt wird und zuweilen trillerartig klingt; der erste warme Sonnenblick erweckt auch den schönen Gesang. Geht man seinen Tönen nach, so sieht man das Männchen auf dem Wipfelzweige eines der höchsten Bäume der Dichtung aufgerichtet, mit etwas herabhängenden Flügeln und aufgeblasener Kehle sitzen, in würdiger, stolzer Haltung, ernsthaft, feierlich, als ob es die wichtigste Arbeit seines Lebens verrichte. Es singt viel, bereits in der Morgendämmerung und bis zum Einbruch der Nacht; es singt im Frühling und zwitschert noch im Herbst. Sein Gebiet bewacht es mit Eifersucht und duldet in ihm kein anderes Paar; aber der Bezirk des einen Pärchens grenzt unmittelbar an den des andern. Inmitten des Wohnkreises, welchen eins sich erwarb, steht das Nest stets nahe am Boden, gewöhnlich auf ihm selbst, in Erdhöhlen oder in ausgefallenen Baumstrunken, zwischen Gewurzel, im Moose, hinter Grasbüscheln, sogar in verlassenen Bauen mancher Säugethiere zc. Dürre Baumblätter, mit denen auch eine sehr große Höhlung theilweise ausgefüllt wird, Erdmoos, trockene Pflanzenstengel und Blätter oder Moos allein werden zu den Außenwandungen verwoben, zarte Würzeln, Hälmchen, Haare, Wolle, Federn zum inneren Ausbau zierlich zusammengeschichtet. Bildet die Höhlung nicht zugleich eine Decke über dem Neste, so wird eine solche gebaut und dann seitlich ein Eingangsloch angelegt. Ende Aprils oder im Anfang des Mai sind die fünf bis sieben zartschaligen, auf gelblichweißem Grunde mit dunkleren, rostgelblichen Punkten über und über bedeckten Eier vollzählig; beide Eltern brüten nun abwechselnd, zeitigen sie in etwa vierzehn Tagen, füttern die Jungen rasch heran, führen und leiten sie nach dem Ausfliegen noch etwa acht Tage lang, überlassen sie dann ihrem



eigenen Geschick und jähreiten, falls die Witterung es gestattet, zu einer zweiten Brut. Wenn man sich dem Neste oder den eben ausgeflogenen Jungen nähert, stoßen die Alten ihre Lockstimme und den Warnungsruf „Eih“, wiederholt aus, und geberden sich sehr ängstlich; die Jungen, deren Gezwitzher man bisher vernahm, schweigen auf dieses Zeichen hin augenblicklich still und klettern mehr, als sie fliegen, im Gezweige empor.

Anfänglich werden die Jungen mit allerlei weichem Gewürm geätzt, später erhalten sie dieselbe Nahrung, welche die Alten zu sich nehmen: Kerse aller Art und in allen Zuständen des Lebens, Spinnen, Schnecken, Regenwürmer zc.; im Herbst erlabt sich Alt und Jung an Beeren der Wald- und Gartenbäume oder Sträucher. Die harten Schalen der Kerse werden, zu kleinen Klümpchen geballt, wieder ausgespicien. Daß die Rothkehlchen keine Kostverächter sind, beweisen sie in der Gefangenschaft: sie gewöhnen sich hier nach und nach fast an alle Stoffe, welche der Mensch genießt.

Nach vollendeter Brutzeit, im Juli oder August wechseln die Rothkehlchen das Gefieder; nachdem das neue Kleid vollendet, rüsten sie sich allgemach zum Wegzuge. Nunmehr füllt sich die Winterherberge mit diesen lieblichen Gästen. Da, wo man während des Sommers vergeblich nach Rothkehlchen ausah, lugt es jetzt aus jedem Busche hervor. Alle Hochgebirge Süd- und Mittelspaniens, jede Baumhecke, jeder Garten beherbergen die munteren Vögel. Jeder einzelne hat sich auch hier ein bestimmtes Gebiet erworben und weiß es zu behaupten; aber jeder ist bescheidener, als in der Heimat: ein einziger Busch genügt ihm, und die Gesamtheit bildet gewissermaßen nur eine einzige Familie.

Anfänglich sind die Wintergäste still und stumm, als ob das Heimweh noch allzumächtig in ihnen wäre, aber, sobald sich die Sonne hebt, regt sich auch die Lebensfreudigkeit wieder in ihnen: sie singen, sie necken sich, sie kämpfen wieder. Weise, mehr ein Gezwitzher als ein Gesang, ist das Lied, welches man zuerst von ihnen hört; aber jeder neue Tag gibt ihnen neue Freudigkeit, und lange bevor der Frühling einzog in ihrer Heimat, ist er eingezogen in ihrem Herzen. Der Anfang des Singens ist der Anfang zur Heimkehr.

\* \* \*

(Schmäzer.) Die nächsten Verwandten der Erdfänger sind die Schmäzer (Monticolae), eine zahlreiche Familie meist buntfarbiger Singvögel von ziemlich verschiedener Größe, aber sehr übereinstimmender Gestalt und Lebensweise.

Die Kennzeichen der Schmäzer sind: ein schlanker Leib, mittel- oder ziemlich lange Flügel, in denen gewöhnlich die dritte Schwinge die längste ist, ein kurzer, meist gerade ab- oder leicht ausgeschnittener Schwanz, mittelhohe, schlankläufige Beine und ein pfriemenförmiger Schnabel, welcher auf der Firste ein wenig gebogen oder gerade und an der Spitze mit einem sehr kurzen und schwachen Haken versehen ist. Das Gefieder ist reich und locker anliegend, seine Färbung regelmäßig nach Geschlecht und Alter verschieden. Die Männchen sind ausnahmslos schöner als die Weibchen gefärbt, die Jungen gewöhnlich gefleckt. Bei vielen zeichnet sich der Schwanz durch eine besondere, von der des übrigen Gefieders abweichende Färbung aus; es herrschen hier namentlich Weiß und Rostroth vor. Auch die Kehle und Ohrgegend zeigen oft hervorstechende, aber meist dunkle Farben, welche gewöhnlich ein Feld bilden.

Das Reich der Steine ist das Heimatgebiet der Schmäzer: mit wenigen Ausnahmen leben sie nur in felsigen oder wenigstens feinigigen Gegenden. Einzelne kommen im Walde oder in Gärten vor, andere halten sich vorzüglich auf Wiesen auf; für die Mehrzahl gilt die Regel. Sie sind kluge, aufgeweckte, muntere, bewegliche, unruhige und ungesellige Geschöpfe, welche sich innerhalb des von ihnen gewählten Gebietes paarweise halten und keine andern derselben Art, ja nicht einmal gern Verwandte dulden. Bewegungslustig wie sie sind, trifft sie bereits der kommende Tag und noch die einbrechende Nacht munter an. Ueber Tags durchstreifen sie ihr ziemlich ausgedehntes Gebiet unablässig, immer und immer wieder zu gewissen Lieblingsplätzen zurückkehrend.

Die Schmäzer sind größtentheils gute, einzelne von ihnen sogar ausgezeichnete Sänger. Ihre Lieder sind reich an Abwechslung und einzelne Strophen derselben höchst wohlklingend.

Alle im Norden der Erde lebenden Arten der Familie sind Zugvögel, welche in den ersten Frühlingsmonaten bei uns eintreffen und bis zum Herbst bei uns verweilen. Schon in Südeuropa aber wohnen einige, welche höchstens streichen, nicht eigentlich wandern. In warmen Gegenden Afrikas und Asiens bleiben fast alle jahraus jahrein an ein und derselben Stelle. Dies wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Schmäzer vorzüglich Kersthiere verzehren, welche sie vom



Boden auflesen oder im Fluge fangen und nur nebenbei und bloß zuweilen Beeren oder Früchte zu sich nehmen. Das Nest steht in Felsenspalten und Steinrizen, ausnahmsweise auch in hohlen Bäumen oder im Gebälk von Gebäuden, regelmäßig wohl verborgen. Es ist kein Kunstbau, sondern im Gegentheil unordentlich zusammengeschichtet und nur im Innern wohl ausgebaut. Das Gelege enthält vier bis sechs, meist einfarbige, gewöhnlich blaßblaue Eier.

Einige, jedoch auffallend wenige Schmäger sind ihres vortrefflichen Gesanges wegen beliebte Stubenvögel. Sie halten bei geeigneter Pflege, obwohl sie nicht ganz anspruchlos sind, jahrelang im Käfig aus, werden sehr zahm, befreunden sich innig mit dem Menschen und erfreuen also in doppelter Hinsicht.

Die Rothschwänze (*Ruticilla*) sind bisher zu den Erdsängern gezählt worden, obgleich sie mit diesen weniger Aehnlichkeit haben, als mit andern Schmägern. Zu ihnen zählt unser Hausrothschwanz oder Hausröthling, welcher auch Stadt-, Stein- und Sommerrothschwanz, Rothsterz, Rothzagal, Kottese, Wistling, Hüting, Schwarzbrüstchen zc. genannt wird (*Ruticilla atra* oder *Ruticilla titys*). Er ist schwarz, auf dem Kopfe, dem Rücken und der Unterbrust mehr oder weniger aschgrau, am Bauche weißlich, auf den Flügeln weiß gefleckt; die Schwanzfedern sind, mit Ausnahme der beiden mittleren dunkelbraunen, gelblich-rostroth. Bei dem Weibchen und dem einjährigen Männchen ist die Hauptfärbung ein gleichmäßiges Tiefgrau; bei den Jungen ist das Grau schwärzlich gemischt. Die Länge beträgt 6 Zoll.

Man darf behaupten, daß es bei uns zu Lande keinen Menschen gibt, welcher nicht Gelegenheit gehabt hat, einen Hausrothschwanz zu sehen und also auch, ihn kennen zu lernen. In Deutschland giebt es keine Gegend, keine Vertlichkeit, keine Ortschaft, sie sei groß oder klein, in welcher dieser vielbeliebte Vogel nicht in jedem Sommer verweilt. Er gehört zum Gehöft des Landmanns oder zum Hause des Städters, wie der Sperling, wie die Schwalbe zu ihnen gehört; denn er trägt seinen Namen Hausrothschwanz bei uns zu Lande wenigstens mit vollem Rechte. Ausnahmsweise nur wählt er sich einen Wohnsitz, welcher von den Wohnungen entfernt ist: eine Felswand, eine Steinmauer, das felsige Ufer eines Gebirgsbaches, wo er mit Stelzen und Wassertschmägern den Aufenthalt theilt; so geschieht es in Spanien, so auf dem Riesengebirge. Besonders häufig ist er in gebirgigen Gegenden, zumal da, wo Felsen vorwalten, und dadurch gerade bekundet er seine Schmägernatur. In den Alpen ist er überall zu finden. Er gehört zu den wenigen Gebirgsthieren, welche dem Menschen vertraulich folgen. Man sieht ihn oft mitten im Schnee auf Felsblöcken sitzen und ohne Scheu den Wanderer erwarten, und wenn im Herbst die Heerden schon lange zu Thal gezogen sind, fliegt er noch munter um die verlassen Hütten. In Tiefebenen oder Marschländern kommt er weit seltener vor. Nach Norden hinauf verbreitet er sich nicht weit, aber auch im Süden und namentlich in Spanien ist er während des Sommers keineswegs häufig. Dies ändert sich freilich im Winter; denn für diese Zeit bilden Südeuropa und wiederum Spanien insbesondere die Herberge der von der Kälte verschreckten Rothschwänzchen. Dann wimmelt es in den Gebirgen von diesen Vögeln, und wo nur ein einigermaßen versprechendes Plätzchen sich findet, ist es gewiß auch bald besetzt. Bis gegen den März hin währt das Leben in der Fremde, dann wird es stiller und öder in den südlichen Gebirgen; denn Alt und Jung zieht jubelnd wieder der lieben Heimat zu.

Im nördlichen Deutschland treffen die Hausrothschwänze im letzten Drittel des März ein, in Süddeutschland schon etwas früher. Auch sie reisen einzeln während der Nachtzeit, die Männchen früher, die Weibchen einige Tage später, wie man schließen darf, so eilig als möglich. Sofort nach der Ankunft in der Heimat nimmt das Männchen auf derselben Dachstube, welche sein Lieblingsaufenthalt war, wieder seinen Stand, und nunmehr beginnt sein reges, lebendiges Sommertreiben. Der Hausrothschwanz ist, wie alle Glieder seiner Familie, ein ungemein reglamer, thätiger, munterer, unruhiger und flüchtiger Vogel. Er ist vom frühesten Morgen an, d. h. ehe der Tag noch graut, bis zum späten Abend und zwar lange nach Sonnenuntergang noch wach und in Bewegung. Sein Lied gehört zu den ersten Gesängen, welche man an einem Frühlingmorgen vernimmt, seine einfache Weise erklingt noch nach der Dämmerung des Abends. In seinen Bewegungen hat er mit den Erdsängern wenig, mit den Stein- schmägern sehr viel gemein. Er ist außerordentlich hurtig und gewandt, hüpfet und fliegt mit gleicher Leichtigkeit und bückt sich oder nippt wenigstens mit dem Schwanz bei jeder Veranlassung, auch wohl ohne eine solche. Seine Haltung im Sitzen ist eine aufgerichtete, welche ihm ein fedes Ansehen verleiht; sein Hüpfen geschieht mit großen Sprüngen, ruckweise oder mit kurzen Unterbrechungen; sein Flug führt ihn fast hüpfend oder schußweis schnurrend, auf weite Strecken aber in einer unregelmäßigen, aus größeren und kleineren Vogen bestehenden Schlangen-



linie fort. Seine Flugfertigkeit ist so groß, daß er nach Fliegenfängerart Beute machen, d. h. fliegende Kerbthiere bequem einholen und sicher weg schnappen kann. Die Sinne und namentlich Gesicht und Gehör sind vorzüglich; sein Verstand ist keineswegs gering. Er ist klug und weiß sehr wohl seine Feinde zu würdigen, ja, er ist sogar mißtrauisch seinen Freunden gegenüber. Dem Menschen, bei welchem er sich zu Gaste bittet, traut er nie vollkommen, hält sich vielmehr stets in einer bescheidenen Entfernung von ihm, wo möglich auf der Firste des Hausdaches auf. Hier freilich fühlt er sich ganz sicher und nimmt scheinbar keinen Antheil an dem Getreibe unter ihm; selbst das Gewühl der volkreichsten Städte scheint ihn nicht im geringsten zu behelligen. Nach Art seiner Familie ist auch er ein wenig geselliger Vogel. Er liebt es, mit seinem Gatten allein ein gewisses Gebiet zu bewohnen und duldet in ihm kein anderes Pärchen der gleichen Art, nekt und zankt sich auch regelmäßig mit andern Vögeln herum, welche sich in seinem Bereiche niederlassen wollen. Seine Lockstimme ist angenehm, sein Gesang aber nicht viel werth und durch ein sonderbares Schnarren ausgezeichnet. Erstere klingt wie „Tid tel tek“ und wird bei Angst oder Gefahr unzählige Male schnell wiederholt; letzterer besteht aus zwe. oder drei Strophen theils pfeifender, theils kreischender und krächzender Töne, welche jedes Wohlklanges baar sind. Aber auch der Hausrothschwanz besitzt in einigem Grade die Gabe, anderer Vögel Lieder nachzunehmen.

Der Rothschwanz nährt sich fast ausschließlich von Kerbthieren, vorzugsweise aber von Fliegen. Zum Boden herab kommt er selten; er hält sich hier auch nur ausnahmsweise längere Zeit auf und wühlt nie nach Art der Erdfänger im Boden. Wenn die Beren reifen, sieht man ihn auf Augenblicke in der Tiefe; sonst betreibt er in der Höhe seine Jagd.

Die Fortpflanzung fällt in den April. Im Gebirge nistet der Hausrothschwanz in Felsenlöchern und Ritzen, in der Ebene legt er sein Nest fast ausschließlich in Gebäuden an, bald in Mauerlöchern, mit weiterer oder engerer Oeffnung, bald frei auf Balkenköpfen, auf Gesimsen und auf andern hervorragenden Punkten, welche einigermaßen vor dem Wetter geschützt sind. Zuweilen, aber sehr selten kommt es vor, daß er sich einer Baumhöhlung bemächtigt; in der Regel jedoch überläßt er diese seinen Verwandten. Wo im Gebirge Knieholz und Fichten sich begrenzen und einzelne Felsmassen umgeben oder begrünen, kann er während der Brutzeit zum Waldbewohner werden und sein Nest sogar auf dem Boden, unter Gestrüpp und Gestein anlegen. Das Nest ist schlecht gebaut, wenn es in Höhlungen steht; es füllt diese dann einfach aus, zierlicher gearbeitet dagegen, wenn es frei auf einem Balken errichtet wird. Hier wird allerdings auch ein großer Haufen von Wurzeln, Pflanzenstengeln und Halmen unordentlich zusammengetragen, die Mulde innen aber sehr weich mit vielen Haaren und Federn ausgepolstert. Fünf bis sieben niedliche und zartschalige, glänzend hellweiße Eier bilden das Gelege. Beide Geschlechter brüten, das Männchen freilich nur um die Mittagszeit, ein paar Stunden lang; beide Eltern füttern die Brut groß, und beide nehmen überhaupt gleichen Antheil an ihrem Geschick. Bei Gefahr beweisen sie einen wahrhaft erhabenen Muth und suchen durch allerlei Mittel die Aufmerksamkeit des Feindes von ihren geliebten Kindern abzuwenden. Beweise treuer elterlicher Anhänglichkeit liegen vielfach vor. Ein Rothschwänzchenpaar hatte sein Nest in einen Holzstoß gebaut, der sich auf einem Schiff befand, das vom Speisart den Main und Rhein hinabging. Die Vögelchen machten die Reise mit und brachten ihre Jungen glücklich aus. Ja, ein Rothschwänzchen, das einen Eisenbahn-Wadwagen als Wiege für seine Brut erwählt hatte, begleitete diesen auf seinen wiederholten Reisen. Die Jungen sind sehr bald befähigt, sich selbst zu erhalten, und sobald die Eltern glauben, daß jene hinlänglich geschickt im Gewerbe sind, schreiten sie zur zweiten und selbst zur dritten Brut. Mitunter kommt es vor, daß einzelne Hausrothschwänze gerade während der Brutzeit merkwürdige Freundschaften eingehen. „In meinem Holzstalle“, erzählt Bäckler, „legte das Rothschwänzchen in ein Schwalbennest. Als die Erbauer desselben von ihrer Winterreise zurückkamen und ihr Nest besetzt fanden, bauten sie ein anderes dicht neben dem alten. Während die Rauchschnalben noch mit dem Bawe beschäftigt waren, fing das Rothschwänzchen an zu brüten und wurde von den emigen Schwalben oft mit dem Schwanz bedeckt und über das Gesicht gestrichen; es ließ sich nicht stören. Später fing auch die Schwalbe an zu brüten, und beide Mütter in Hoffnung thaten es in frommer Eintracht. Wenn das Schwalbenmännchen sein Weibchen besuchte und ihm schöne Geschichten von dem blauen Himmel und den fetten Rücken erzählte, wandte es seine Rede auch zuweilen zur Nachbarin. Diese brachte aus, und nun duldete ihrerseits die Schwalbe die Berührung des Futters herzutragenden Röhrlingsmännchens. Als die Jungen groß gepflegt waren, wählte das Rothschwänzchen den gegenüberliegenden Wagenschuppen für ein neues Nest. Und siehe! die Schwalben folgten später nach, besserten ein altes Nest aus, und beide Pärchen hielten auch hier die gute Nachbarschaft.“



Der Gartenrothschwanz (*Ruticilla phoenicea*).

In geschicht gestellten Fällen läßt sich der Hausrothschwanz leicht berücken; für die Gefangenschaft eignet er sich aber nicht. Er ist wild und ungestüm im Käfig und läßt sich schwer an ein passendes Ersatzfutter gewöhnen. Ist er einmal zahm geworden, so erfreut er eben auch nur durch seine Munterkeit; diese allein aber kann ihm die Gunst des Liebhabers von Stubenvögeln nicht erwerben. Er ist eine niedliche Erscheinung, so lange er sich frei bewegt —, für das Zimmer taugt er nicht.

Der zweite Rothschwanz (*Ruticilla phoenicea*), welcher in Deutschland vorkommt, wird zum Unterschiede Garten-, Baum- oder Waldrothschwanz, Röhling oder Röhlein genannt und verdient seinen Namen; denn er lebt fast nur auf Bäumen, im Walde ebenso wohl wie im Garten. — Das alte Männchen ist ein sehr schöner Vogel. Die Stirn, die Kopfseiten und die Kehle sind schwarz; die übrige Oberseite ist aschgrau; die Brust, die Seiten und der Schwanz sind hochroth, der Vorderkopf und die Mitte der Unterseite weiß. Das Weibchen ist oben tiefgrau, unten grau; die dunklere Kehlfärbung ist zuweilen bei ihm angedeutet. Beim Jungen ist der Oberkörper grau, rostgelb und braun gefleckt, und die grauen Federn der Unterseite sind rostgelb gerandet. Das Auge ist braun, Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 5½ Zoll.

Der Gartenrothschwanz ist in Deutschland ebenfalls allerorten heimisch, in Gegenden, wo Laubwälder vorwalten, sogar gemein. Er findet sich außerdem noch oben im Norden und im größten Theile von Nordasien. Von hieraus wandert er viel weiter nach Süden hin, als seine Verwandten; denn er nimmt erst in Ostindien oder im Innern Afrikas seine Winterherberge. Lebensweise und Betragen, Sitten und Gewohnheiten erinnern vielfach an das Getriebe des Hausrothschwanzes, nur daß der Gartenröhling sich vorzugsweise auf Bäumen aufhält. Der Gesang ist besser, d. h. wohlklingender und reicher, als bei seinem Vetter. Die Töne der zwei und drei Strophen, aus denen er besteht, sind sanft und flötenartig, etwas melancholisch zwar, im Ganzen aber höchst angenehm. Die Nahrung ist dieselbe, welche der Hausrothschwanz beansprucht; doch liebt der Gartenröhling, seinem Aufenthalte entsprechend, viel von den Blättern ab und mehr von dem Boden auf, als jener. Das Nest steht regelmäßig in hohlen Bäumen, ausnahmsweise nur in Mauern oder Felsenlöchern, aber immer in einer Höhle und wo möglich





Das Schwarzkehlchen oder der Schollenhüpfer (*Pratincola rubicola*).

in einer solchen, welche einen engen Eingang hat. Es ist liederlich gebaut, aus dünnen Würzelchen und Halmchen unordentlich zusammengeschichtet und im Innern reich mit Federn ausgekleidet. Die fünf bis acht Eier, welche man in der letzten Hälfte des April in ihm findet, sind glattschalig und schön blaugrün von Farbe. Die zweite Brut findet im Juni statt; das Värchen erwählt aber jedes Mal eine andere Baumhöhle zur Anlage des zweiten Nestes und kehrt erst im nächsten Sommer zu der früheren zurück, falls es überhaupt geschieht.

Der Gartenrothschwanz wird öfter als sein Verwandter im Bauer gehalten. Er singt hier fleißig und fast das ganze Jahr hindurch, verdirbt aber das Vergnügen an ihm durch seinen ewig wiederholten traurigen und einförmigen Lockton „lit uit tal tal“, welcher schließlich auch den wärmsten Liebhaber ermüdet

\* \* \*

(**Wiesenschmäher.**) Aus der verwandten Familie der Wiesenschmäher (*Pratincola*) nennen wir das Braunkehlchen oder Braunellert, auch Kohlvögeltchen oder Krautlerche genannt (*Pratincola rubetra*). Es ist auf der Oberseite schwarzbraun, wegen der breiten rostgrauen Federränder gefleckt, auf der Unterseite rostgelblichweiß, am Kinn und neben dem Vorderhalse, über den Augen und auf der Flügelmitte weiß.

Eine nahe verwandte Art, das Schwarzkehlchen oder der Schollenhüpfer (*Pratincola rubicola*), ist etwas größer und schöner gefärbt. Bei ihm sind die Oberseite und die Kehle schwarz, die unteren Theile rostroth, der Unterbauch, sowie ein Flügel- und Halsseitenflecken reinweiß.

Das Braunkehlchen ist in allen Ebenen Deutschlands und der benachbarten Länder sehr häufig und kommt außerdem in Nord- und Südeuropa, auch in vielen Ländern Asiens vor und berührt auf dem Zuge Nordafrika. Bei uns erscheint es erst Ende Aprils und verweilt hier höchstens bis Ende Septembers; in Spanien hingegen sieht man es während des ganzen Jahres, ja, schon Großbritannien verläßt es, nach den einstimmigen Angaben der englischen Forscher, während des Winters nicht mehr.



Wiesen, welche von Bächen durchschnitten sind oder in der Nähe von andern Gewässern liegen, an freies Feld oder an Waldungen grenzen und mit einzelnen niederen Gebüschern bestanden sind, bilden die beliebtesten Aufenthaltssorte des Braunkehlchens. Es meidet die Oede und findet sich fast ausschließlich im bebauten Lande. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Braunkehlchen oder die Wiesenschmäger überhaupt langweiliger sind, als andere Arten der Familie; immerhin aber gehören sie zu den muntersten, bewegungslustigsten, unruhigsten und hurtigsten Vögeln unseres Vaterlandes. Auf der Erde hüpfen sie schnellen Sprunges dahin, machen auf jeder Erhabenheit Halt, beugen sich schnell vorwärts und wippen mit dem Schwange nach unten. Ihr Gesang ist recht hübsch. Er besteht aus verschiedenen kurzen Strophen, welche in Abwechslung vorgetragen werden. Die einzelnen Töne sind voll und rein. Je nach der Gegend hört man auch anderer Vögel Stimmen in diesem Gesange.

Die Nahrung besteht aus Kerbtieren, vorzüglich in Käfern. Außerdem verzehren sie kleine Heuschrecken und deren Larven, Raupen, Ameisen, Fliegen, Mücken und dergleichen, indem sie dieselben vom Boden abhuchen oder ihnen, wenn sie fliegen, rasch und gewandt nachjagen. Das Nest steht regelmäßig auf den Wiesen im Grase, meist in einer seichten Vertiefung, zuweilen unter einem kleinen Busche, immer außerordentlich verborgen, sodaß es überaus schwer fällt, es zu finden. Ungeklärt brütet das Paar nur einmal im Jahre. Für das Gebauer eignen sie sich nicht, sie sind selbst, wenn man sie im Zimmer frei umhersiegen läßt, langweilig und still, nehmen auch selten Nahrung an und gehen deshalb regelmäßig bald zu Grunde.

Einige in Neuholland ansässige Glieder der Familie hat man Wipper (*Ephthianura*) genannt und von den wenigen Arten, welche man kennt, ist der Stelzenwipper (*Ephthianura albifrons*) die verbreitetste. Das Gefieder der Oberseite ist dunkelgrau; Vorderkopf, Gesicht, Gurgel, Brust und Bauch sind reinweiß, das Hinterhaupt und ein breites Band, welches von hieraus über die Halsseiten und über die Vorderbrust verläuft, schwarz. Die Länge beträgt 4 Zoll.

Nach Schmäger Art ist er im hohen Grade lebhaft und beweglich, vorsichtig und scheu. Wie seine Familienverwandten sitzt er oft auf der Höhe eines Steines oder auf der Spitze eines dürren, blätterlosen Zweiges, fliegt aufgeschreckt mit reißender Schnelligkeit etwa zwei- bis dreihundert Ellen weit und setzt sich dann nieder. Gegen die Brutzeit hin, im September oder Oktober, singt das Männchen fleißig und sehr angenehm, hauptsächlich während es fliegt.

Die Steinschmäger (*Saxicola*), welche den Kern der Familie bilden, sind ziemlich schlank gebaute Vögel mit pfriemenförmigem, vor den Nasenlöchern verschmälerten Schnabel, welcher an der Wurzel breiter als hoch, an der Spitze etwas abgebogen, an der Schneide kaum merklich eingekrümmt und auf der Spitze kantig ist; die Füße sind hoch und schwachläufig, die Zehen mittellang, der Flügel ist etwas stumpf und die dritte und vierte Schwinge über die andern verlängert; der Schwanz ist kurz, ziemlich breit und vorn gerade abgeschnitten. Das Gefieder ist ziemlich reich und locker anliegend, seine Färbung bei aller Verschiedenheit doch in gewisser Hinsicht übereinstimmend. Namentlich der Schwanz ist regelmäßig anders gezeichnet als der Leib, in den meisten Fällen weiß.

Schon unser Europa beherbergt mehrere Steinschmäger, Asien eine ziemliche Anzahl, Afrika eine große Menge. Sie alle ähneln sich in ihrer Lebensweise und in ihrem Wesen, so daß die Beschreibung unserer deutschen Art genügen kann.

Der Steinschmäger, Steinsänger, Steinquaker, Steinklitisch, Steinsletscher, Steinpider und Steinbeißer, der Weißschwanz (*Saxicola oenanthe*) ist auf der Oberseite hellaschgrau, auf der Unterseite mit alleiniger Ausnahme der rostgelblichen Brust weiß; die Stirn und ein Augenstreifen sind weiß, ein Zügelfleck, die Flügel und die beiden mittleren Schwanzfedern schwarz, die übrigen weiß am Grunde, schwarz an der Spitze. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 6 $\frac{1}{4}$  Zoll.

Es ist leichter, zu sagen, in welchen Ländern der alten Welt der Steinschmäger nicht gefunden wird, als anzugeben, wo er vorkommt. Brutvogel ist er von der nördlichen Grenze der Pyrenäen, Alpen und des Balkan an bis nach Lappland hinauf und außerdem in allen Ländern Asiens, welche ungefähr unter derselben Breite liegen. In Spanien kommt er nur auf dem Zuge vor, und dasselbe scheint auch für Griechenland zu gelten. Gelegentlich seiner Winterreise durchwandert er mehr als die Hälfte Afrikas. Dasselbe gilt für Asien: in Indien ist er ein, wenn auch seltener Wintergast der oberen Provinzen.

Zwei nahe verwandte Arten, der Ohrensteinschmäger (*Saxicola aurita*) und der schwarzzählige Steinschmäger (*Saxicola stapanina*), vertreten ihn in Südeuropa. Der



Der Steinschmäger (*Saxicola oenanthe*).

erstere ist 6 Zoll lang. Das Gefieder der Oberseite ist weißlichgrau, das der Unterseite grau-röthlichweiß; ein schmaler Streifen vom Schnabelrande zum Auge und ein länglicher Wangenfleck, welcher dasselbe theilweise umschließt, die Flügel, die mittleren Schwanzfedern und die Spitzen der übrigen sind schwarz.

Letzterer ist auf der Oberseite, der Brust und dem Bauche rostfarben; die Kehle und die Flügel sind schwarz, die kleinen Deckfedern rostfarben gefaltet; der Schwanz ist wie gewöhnlich gezeichnet. Die Jungen beider Arten sind auf Kopf, Hinterhals und Rücken graugelblich, jede Feder durch einen weißen Schaftstrich und einen grauen Spitzenrand gezeichnet; die Unterseite ist schmutzigweiß, auf der Brust graulich mit wenig bemerkbaren graubraunen Epizoneinfassungen, die Schwung- und Schwanzfedern sind blässhwarz, die Deckfedern graulich rostfarben gesäumt.

Gegenden, in denen die Steine vorherrschend sind, bilden die Lieblingsplätze der Steinschmäger. Sie sind selten in fruchtbarem und bebauter Lande, obgleich sie auch hier nicht gänzlich fehlen, finden sich aber bereits da, wo zwischen den Feldern Felsblöcke hervorragen, Steinmauern aufgeschichtet oder Steinhäufen zusammengetragen worden sind. In dem steinreichen Schweden, in Süddeutschland, in der Schweiz ist unser Steinschmäger gemein, in der Höhe wie in der Tiefe, an den Felswänden wie im Thal. In Scandinavien darf er als einer der letzten Vertreter des Lebens betrachtet werden. In den Schweizer Alpen steigt er bis über den Gürtel des Holzwuchses empor und wird zum Dank dafür von den Schweizern „Vergnachtigall“ genannt.

In ähnlicher Weise verbreiten sich die südlichen Arten. Sie sind die Bewohner der wüsten Gegenden und der eigentlichen Wüste selbst; sie gewahrt man noch inmitten der glühenden Dede, wo alles Leben erstorben zu sein scheint.

Unser Steinschmäger ist ein höchst beweglicher, munterer, gewandter, unruhiger, flüchtiger, ungeselliger und vorsichtiger, ja ein menschen scheuer Vogel. Er liebt es, allein zu wohnen und lebt mit keinem andern Vogel im engeren Verein, nicht einmal mit Seinesgleichen. Nur auf dem Zuge und noch mehr in der Winterherberge vereinigt er sich mit andern Arten seiner Sippe oder Familie; aber niemals geht er mit ihnen einen Freundschaftsbund ein: der einzelne lebt auch hier immer für sich. Es kommt vor, daß zwei Pärchen neben einander wohnen und



brüten; sie liegen jedoch dann auch fortwährend in Hader und Streit. Wer nur einigermaßen gewohnt ist, zu beobachten, muß die Steinschmäher bald bemerken. Sie wählen sich stets den höchsten Punkt ihres Wohnkreises zu ihrem Ruhefize, sind aber kaum eine Minute lang wirklich ruhig, sondern bewegen sich fast ununterbrochen. Auf den Felsen sitzen sie in aufrechter Haltung, jedoch niemals still; sie schlagen wenigstens von Zeit zu Zeit mit dem Schwanz nach unten und machen wiederholte Bücklinge, zumal wenn sie etwas Auffallendes bemerken: die Spanier nennen sie wegen dieses Bückens „Sakristan“, und sie machen diesem Namen gewiß alle Ehre. Auf dem Boden hüpfen sie mit schnellen und kurzen Sprüngen dahin, so rasch, daß sie nur hinzurollen scheinen. Aber im schnellsten Lauf machen sie plötzlich Halt, wenn ein Stein im Wege liegt gewiß: sie klettern dann auf die Erhöhung, bücken sich wiederholt und setzen erst dann ihren Weg fort. Der Flug ist sehr ausgezeichnet. Immer fliegt der Steinschmäher dicht über dem Boden dahin, auch wenn er kurz vorher auf einer bedeutenden Höhe saß und sich erst in die Tiefe hinabgesenkt hat. Er bewegt die Flügel sehr rasch und steigt in einer fast geraden, aber genau gesehen, kurzbogigen Linie über der Erde fort, gewöhnlich nach einem ziemlich weit entfernten zweiten Sitzpunkte hin, zu dessen Höhe er dann förmlich emporklettert, indem er, am Fuße angelangt, sich wieder nach oben schwingt. Die Stimme aller Arten ähnelt sich sehr. Unser Steinschmäher lockt „Giub, giub“ und hängt diesem sanft pfeifenden Laute gewöhnlich ein schnalzendes „Tad“ an, zumal, wenn er in Aufregung kommt. Der Gesang ist sonderbar und nicht gerade angenehm. Er besteht aus wenigen Strophen, in welchen vorzüglich der Vokton und krächzende Laute abwechseln. Dafür sucht der singende Steinschmäher durch Eifer das zu ersetzen, was ihm an Begabung abgeht. Er singt nicht nur vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit wenigen Unterbrechungen, sondern sehr häufig auch noch mitten in der Nacht.

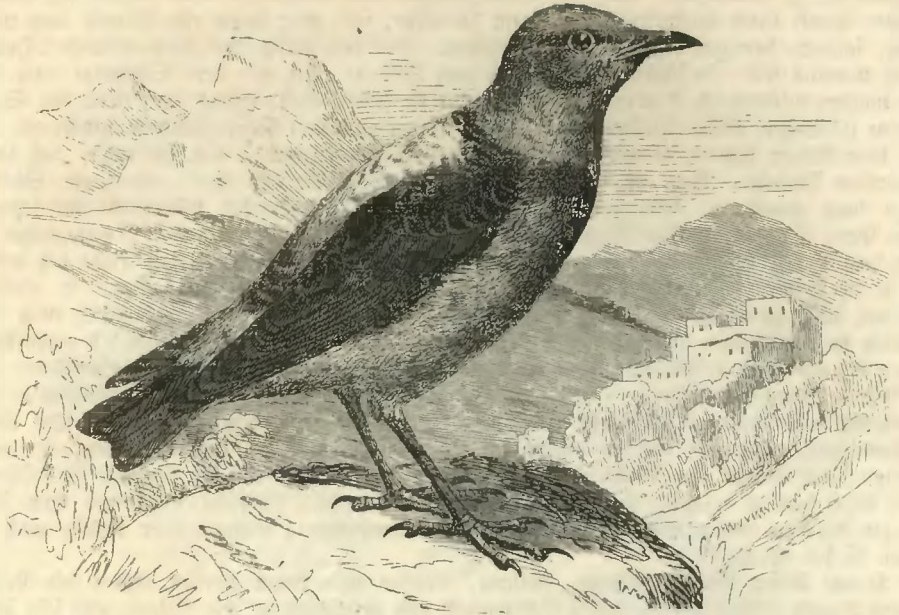
Kleine Käfer, Schmetterlinge, Fliegen, Mücken und deren Larven bilden die Nahrung unferes Vogels. Von seinem hohen Standpunkt aus überschaut er sein Gebiet, und sein scharfes Auge nimmt jedes Wesen wahr, welches sich auf dem Boden oder in der Luft bewegt. Laufenden Kerfen jagt er zu Fuß nach, fliegende verfolgt er nach Rothschwanzart bis hoch in die Luft.

Das Nest steht regelmäßig in Felsenritzen oder Steinlöchern, seltener in Holzstößen, unter alten Stämmen, in Erdhöhlen, unter überhängenden Felsen oder selbst in Baumlöchern, stets wohl verborgen und von obenher regelmäßig geschützt. Es ist ein wirrer, niederlicher, dickwandiger Bau aus feinen Würzeln, Grasblättern und Halmen, welcher nach innen mit Thier- oder Pflanzenwolle, Haaren und Federn dicht und weich ausgefüllt ist. Fünf bis sieben dickhäuchige, zartchalige Eier von sanftbläulicher oder grünlichweißer Farbe bilden das Gelege; nur ausnahmsweise findet man Eier, welche mit bleichen gelbrothen Punkten gezeichnet sind. Das Weibchen besorgt die Bebrütung fast allein; in die Erziehung der Jungen theilen sich aber beide Geschlechter mit gleichem Eifer. Ihre Sorge um die Brut ist sehr groß. So lange das Weibchen auf den Eiern sitzt, hält das Männchen in geringer Entfernung von dem Neste förmlich Wache, und es umkreist jeden herannahenden Feind mit ängstlichem Geschrei. Das Weibchen nimmt bei großer Gefahr auch wohl zu Verstellungskünsten seine Zuflucht. Gewöhnlich brütet der Steinschmäher nur einmal im Jahre und zwar im Mai; doch kommt es ausnahmsweise vor, daß in einem Sommer auch zwei Bruten gemacht werden. Die ausgeflogenen Jungen verweilen bis zu dem Wegzuge bei den Alten und treten mit diesen gemeinschaftlich ihre Reise an. Sie verschwinden Ende Septembers und kehren im März wieder zurück.

Für die Gefangenschaft eignet der Steinschmäher sich nicht. Er ist so wild, daß er sich gewöhnlich bald den Kopf einstoßt und läßt sich, wenn er dies nicht thun kann, nur schwer an das Futter gewöhnen.

Kennschmäher (*Dromolaca*) hat man mehrere, vorherrschend schwarz gefärbte Glieder der Familie genannt, die vornehmlich dem südlichen Europa angehören. Zu ihnen zählt der Trauersteinschmäher (*Dromolaca leucura*), der ein verhältnißmäßig großer Vogel von 7 $\frac{1}{2}$  Zoll Länge ist. Er darf bei einer Aufzählung der Charaktervögel SüdEuropas und insbesondere Spaniens nicht fehlen. Denn er paßt zu den Gebirgen, wie die Steine selbst, aus denen die Felsen bestehen. Wer das grüne Deutschland nicht verlassen hat, kann sich schwerlich einen Begriff der spanischen Gebirge machen. Sie sind schön, herrlich in ihrer Art, aber mit denen des Nordens nicht zu vergleichen. Gar selten bedacht sie der lebendige Wald, niemals begrünt sie die frische Matte; nur das Himmelslicht legt seinen Farbenmantel, nur die Ferne ihren Duft auf dieselben; nur die Steine selbst malen sie. Aber ihre Gestalt ist immer ausdrucksvoll; die einzelnen Theile sind, der schauerlichen Wildheit und entsetzlichen Dede ungeachtet, prachtvoll in ihrer Art.



Der Steinröthel (*Petrocincla saxatilis*).

Der Trauersteinschmäger ist über den größten Theil Spaniens verbreitet und kommt außerdem in Süditalien, in Griechenland und in Nordwestafrika vor. In Nordostafrika wird er durch nahe Verwandte vertreten. Er ist ein sehr kluger, lebendiger Vogel, welcher selbst das ödste Gebirge durch seinen frischen Gesang zu beleben vermag.

Eine weitere sehr ausgezeichnete Sippe der Familie umfaßt die Felschmäger oder Steindrosseln (*Petrocincla*). In unserm Vaterlande kommen zwei Arten der Sippe vor, der Steinröthel und die Blaumerle. Ersterer, welcher auch Steinreitling, großer Rothschwanz, Steindrossel, Hoch- oder Gebirgsamsel heißt (*Petrocincla saxatilis*), ist ein farbenprächtiger Vogel von 8 Zoll Länge. Das Gefieder ist auf Kopf, Vorderhals, Nacken und Bürzel schön blaugrau, auf dem Unterrücken weißblau oder weiß, auf der ganzen Unterseite aber prächtig hochroth; die Schulterfedern sind dunkelashgrau oder schiefer schwarz, die Schwingen schwarzbraun. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel mattschwarz, der Fuß röthlichgrau.

Fast alle Hochgebirge des südlichen Europa's und namentlich die Griechenlands und Italiens beherrbergen den Steinröthel. In Spanien ist er weit seltener, als in Italien oder Griechenland. In Deutschland kommt er als Brutvogel vereinzelt vor, so ziemlich regelmäßig in Steiermark und Kärnten, in Oberösterreich, Tyrol und längs des Rheins, ausnahmsweise in Böhmen, in der Lausitz und am Harz. Auf seinem Zuge durchreist er einen großen Theil Nordafrikas.

Sein Betragen ähnelt dem unserer Rothschwänze, mit denen er überhaupt die größte Aehnlichkeit hat. Der Gesang ist vortreflich, reich und abwechselnd, laut und volltönend, an den Gesang des Waldbrothschwänzchens vielfach erinnernd. Daher kommt es denn auch, daß gerade der Steinröthel viele Freunde gefunden und sehr oft im Käfig gehalten wird. Kerbthiere aller Art und im Herbst Beeren, zumal Weinbeeren, sowie auch Früchte sind die Nahrung des Steinröthels.

Die Blaumerle oder Blaudrossel, der Blauvogel, die Blau- oder Gebirgsamsel, die einsame oder tiefsinnige Drossel, der Einsiedler u. s. w. (*Petrocincla cyana*) ist etwas größer als der Steinröthel,  $8\frac{1}{4}$  bis  $9\frac{1}{4}$  Zoll lang. Das Gefieder des Männchens ist gleichmäßig schieferblau; die dunkleren Schwingen und Steuerfedern sind blau gesäumt. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz.



Ganz Südeuropa, Nordafrika und ein großer Theil Mittelasiens sind die Heimat der Blaumerle. In Deutschland kommt sie bloß ausnahmsweise als Brutvogel und wahrscheinlich nur im südlichen Tyrol, in Steiermark und in Kärnten vor. Häufig ist sie in Griechenland, Dalmatien, Italien, Südfrankreich und Spanien, ebenso auch in Egypten und Algerien. Während des Winters erscheint sie regelmäßig in Indien, obgleich man sie nicht als Zugvogel betrachten darf; denn schon in Südeuropa trifft man sie jahraus, jahrein auf denselben Standorten an, höchstens mit dem Unterschiede, daß sie im Winter sonnige Gehänge bevorzugt.

In ihrem Wesen und Betragen ähnelt sie dem Steinröthel sehr, unterscheidet sich aber doch in mancher Hinsicht. Mehr als der letztgenannte liebt sie die Einöde, d. h. Felswände und enge Gebirgsschluchten, denen der Baumschlag mangelt, am liebsten felsige Flußthäler. Die Blaumerle ist ein außerordentlich munterer, regsamer bewegungslustiger Vogel und singt sehr fleißig. Ihr Gesang steht dem des Steinröthels zwar nach, darf aber noch immer als vorzüglich gelten und wird beinahe zu jeder Jahreszeit vernommen.

Sie hält sich bei geeigneter Pflege, wie der Steinröthel, jahrelang und in Italien, auf Malta und in Griechenland sind die Blaumerlen als Stubenvögel sehr beliebt. Von Griechenland aus werden viele von den dort sehr beliebten Vögeln nach der Türkei ausgeführt; auf Malta werden gute Säger so hoch geschätzt, daß für ein Männchen 15 bis 20 Thaler unseres Geldes ohne Besinnen bezahlt werden. Eine reiche Malteserin schätzte sich glücklich, eine besonders ausgezeichnete Blaumerle für 50 Thaler erstanden zu haben, „und der frühere Besitzer hatte sich dennoch nur schwer von seinem Vogel getrennt“.

Den Schluß der auswärtigen Glieder der Familie bildet der Busch- oder Drossel-schmäger (*Thamnolaea albiscapulata*), ein Bewohner der Gebirge Abissiniens; er ist 8 Zoll lang, auf Kopf, Hals, Brust, Rücken, Flügel, Schwanz und Schenkel dunkelblauschwarz, auf Bauch und Brust lebhaft rostroth; ein Band, welches die schwarze Oberbrust von der rothen Unterbrust scheidet, und die kleinen Deckfedern der Flügel sind schneeweiß. In seiner Erscheinung und Lebensweise giebt er sich als ein Mittelbing zwischen Drossel, Rothschwanz und Steinschmäger zu erkennen.

\* \* \*

(Drosseln.) Die Drosseln (*Turdi*) bilden eine zahlreiche, über die ganze Welt verbreitete Familie, deren Mitglieder sich in Gestalt und Wesen außerordentlich ähneln. Sie gehören zu den großen Singvögeln; denn einige kommen beinahe einer Taube gleich, und nur die kleinsten Arten schließen sich hinsichtlich ihrer Größe an andere Säger an. Alle Arten sind mehr oder weniger gestreckt gebaut. Ihr Schnabel ist mittellang, fast gerade, längs der Firsche des Oberkiefers sanft gebogen und vor der Spitze sanft eingekrümmt. Der Fuß ist mittelhoch und schlank, seine Zehen sind ziemlich und die sie beherrschenden Krallen ansehnlich groß; die Flügel sind zwar nicht besonders lang, aber verhältnißmäßig spitzig, die dritte und die vierte Schwinge sind die längsten. Der Schwanz ist selten mehr als mittellang und in der Regel gerade abgeschnitten oder seitlich nur wenig abgerundet. Das Gefieder ist sanft und weich, jedoch nicht besonders weitstrahlig, die Färbung desselben sehr verschieden. Bei den meisten Arten sind beide Geschlechter ähnlich gezeichnet; doch kommt auch das Umgekehrte nicht selten vor. Die Jungen tragen ein geflecktes Kleid. Der innere Bau zeigt alle wesentlichen Bildungsverhältnisse anderer Singvögel. Die Singmuskeln am unteren Kehlkopf sind vorhanden.

Hinsichtlich ihrer Lebensweise ähneln sich die verschiedenen Arten mehr oder weniger. Man kann, wenn man Sitten und Gewohnheiten berücksichtigt, mehrere Gruppen unterscheiden, aber der innige Zusammenhang derselben ist unverkennbar.

Unter den in Deutschland regelmäßig brütenden Drosseln ist die größte die Misteldrossel oder der Mistler und Mistelziemer, der Schnerr, Zarizer, Zehrer, Zierling, Schneekader u. s. w. (*Turdus viscivorus*), ein Vogel von 10 Zoll Länge, dessen Schwanz 4 bis  $4\frac{1}{4}$  Zoll mißt. Das Gefieder der Oberseite ist tiefgrau und ungefleckt, das der Unterseite weißlich, an der Gurgel mit dreieckigen, an der Brust mit ei- oder nierenförmigen braunschwarzen Flecken gezeichnet; die Schwung- und Steuerfedern sind schwarzgrau, lichtgraugelblich gesäumt. Das Auge ist braun, der Schnabel dunkel, der Fuß lichterhornfarben. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch etwas geringere Größe von dem Männchen. Die Jungen zeigen auf der Unterseite gelbe Längs- und schwärzliche Spitzenflecken auf den Federn, und die Deckfedern ihrer Flügel sind gelb gefantet.



Die Singdrossel oder Zippe (*Turdus musicus*).

Der größte Theil Europas vom hohen Norden an bis zum äußersten Süden ist die Heimat, hochstämmige Waldungen verschiedener Art, namentlich aber Schwarzwälder, sind der Aufenthalt der Misteldrossel. Aus den hochnordischen Gegenden wandert sie in südlichere herab; innerhalb dieser streicht sie während des Winters nur in beschränktem Grade hin und her. Außerhalb Europas hat man sie noch in Sibirien und einzeln in Nordwestafrika beobachtet.

Ihr nicht unähnlich, aber bedeutend kleiner, ist der Liebling aller Gebirgsbewohner, die Singdrossel oder Zippe, auch wohl Weiß-, Sommer-, Krag-, Berg- und Zierdrossel (*Turdus musicus*) genannt. Bei ihr beträgt die Länge  $8\frac{1}{2}$  Zoll. Das Gefieder ist oben ölgrau, unten gelblichweiß mit dreieckigen oder eiförmigen braunen Flecken, welche jedoch auf dem Bauche spärlicher auftreten, als bei der Misteldrossel. Auch sind bei jener die Unterslügeldeckfedern blaurostgelb, bei dieser dagegen weiß, und die Oberlügeldeckfedern sind durch schmutzig rostgelbe Spitzensleden, also nicht bloß durch lichtere Säume gezeichnet. Die Geschlechter unterscheiden sich ebenfalls nur durch die Größe.

Hinsichtlich des Aufenthalts kommt die Singdrossel mit dem Mistler ziemlich überein. Auch sie bewohnt den größten Theil Europas, brütet jedoch in den meisten Gegenden des Südens nicht, sondern besucht sie nur im Winter. Im hohen Norden ist sie besonders häufig, aber auch im größten Theile Asiens nicht selten. Gelegentlich ihrer Wanderung erscheint sie ziemlich häufig in Nordwestafrika, seltener im Nordosten des Erdtheils. In Deutschland brütet sie in allen größeren Waldungen.

Zu den beiden genannten kommen in jedem Winter zwei, eigentlich dem Norden angehörige Arten, welche jedoch schon wiederholt in Deutschland gebrütet haben, die Wachholder- und die Rothdrossel.

Die Wachholderdrossel oder der Krammtzvogel, Ziemer oder Schader (*Turdus pilaris*) ist 10 Zoll lang, der Schwanz etwas über 4 Zoll. Die Färbung des Gefieders ist ziemlich bunt. Der Kopf, Hinterhals und Bürzel sind aschgrau, der Ober Rücken und die Schultergegend schmutzig kastanienbraun, die Schwung- und Schwanzfedern schwarz, die Schwingen und



Flügeldeckfedern an der Außenfahne und an der Spitze aschgrau, die beiden äußersten Steuerfedern weiß gesäumt; der Vorderhals ist dunkelrostgelb, schwarz in die Länge gefleckt; die Seiten der Brust sind braun, die Federn hier weißlich gerandet; der übrige Unterkörper ist weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel gelb, der Fuß dunkelbraun.

Als die eigentliche Heimat der Wachholderdrossel hat man die großen Birkenwäldungen des Nordens anzusehen; sie sind wenigstens fast immer die Brutplätze der Alten. Die Zughaaren erscheinen bei uns im Spätherbst und vertheilen sich über ganz Mitteleuropa.

Die Rothdrossel endlich (*Turdus iliacus*), welche auch Wein-, Winter-, Berg-, Haide-, Blut- und Buntdrossel, Zippe und Ziemer, Weißlich, Winesel, Gererle, Bitter, Böhmle und Bäuerling genannt wird, ist  $8\frac{1}{2}$  Zoll lang. Das Gefieder der Oberseite ist olivengrünbraun, das der Unterseite weißlich, an den Brustseiten hochroth, am Halse gelblich, überall mit dunkelbraunen, dreieckigen und runden Längsflecken gezeichnet. Das Auge ist kaffeebraun, der Schnabel schwarz, der Fuß röthlich.

Auch die Rothdrossel bewohnt als Brutvogel den hohen Norden Europas und nistet nur ausnahmsweise in südlicheren Breiten. Sie erscheint mit dem Kranzvogel bei uns zu Lande und wandert bis Nordafrika.

Auf allen Hochgebirgen Nord- und Mitteleuropas, und vorzugsweise auf den Steinhalden, in deren Nähe Buschwerk steht, lebt die Ringdrossel oder Ringamsel, sonst auch Schild-, Krost-, Schneedrossel, oder Dianen-, Erd-, Strauch-, Berg-, Meer- und Seeamsel, Stick- und Stabziemer genannt (*Turdus torquatus*). Sie ist 10 Zoll lang. Das Gefieder des Männchens ist, bis auf ein breites, halbmondförmiges, weißes Brustband, auf mattschwarzem Grunde mit lichten, halbmondförmigen Flecken gezeichnet. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Unterkiefer am Grunde aber rothgelb; der Fuß ist schwarzbraun.

Die Ringamsel ist nur Gebirgsvogel und findet sich deshalb am häufigsten in unsern Hochgebirgen, seltener schon im Mittelgebirge. In Skandinavien ist sie ebenso gemein wie in der Schweiz. Auf ihrem Zuge durchstreift sie alle von Skandinavien südlich gelegenen Länder Europas und dehnt ihre Reise bis zum Atlas aus.

Die Schwarzdrossel oder Schwarz-, Stock- und Koflamsel, Merle, Amsel-merle und Uyster (*Merula vulgaris*) unterscheidet sich von ihren Verwandten durch ihre verhältnißmäßig kurzen, stumpfen Flügel und den verhältnißmäßig langen, an der Spitze etwas abgerundeten Schwanz, auffallender aber durch ihre Lebensweise. Ihre Länge beträgt  $9\frac{1}{4}$  bis 10 Zoll, der Schwanz mißt  $4\frac{1}{2}$  Zoll. Das Gefieder des alten Männchens ist gleichmäßig schwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel und der Augenliderrand sind hochgelb; der Fuß ist dunkelbraun.

Vom 66. Grad nördlicher Breite an bis zum äußersten Süden Europas ist die Amsel an allen geeigneten Orten eine regelmäßige Erscheinung. Sie bevorzugt feuchte Wäldungen oder größere Baumgehöge überhaupt, welche viel Unterholz haben, und verweilt mehr oder weniger jahraus, jahrein an derselben Stelle. Nur die im Norden groß gewordenen Amseln treten eine Wanderung an, aber auch bloß theilweise; denn schon im südlichen Schweden überwintern viele dieser Vögel.

Neben den genannten Arten nun, welche wir als die eigentlichen deutschen bezeichnen können, haben sich in unserem Vaterlande nicht bloß sibirische und nordamerikanische, sondern auch indische, japanische, ja australische Drosseln gezeigt.

Von den achtzig und einigen Arten Drosseln, welche man unterschieden hat, bewohnen 28 den Norden der Erde, 15 Indien und seine Nachbarländer, 9 Afrika, 5 Australien und 27 Südamerika. Sie leben in den verschiedensten Ländern immer und überall im Walde. Zu ihm gehören sie, und ihn beleben sie allerorten. Weniger wälderisch als die Erdsänger, herbergen sie in jedem Bestande; denn nicht bloß der reiche Wald der Auen, oder der Urwald unter den Wendekreisen weiß sie zu fesseln, sondern auch der Schwarzwald oder der dünn bestandene Buschwald der Steppe; ja, noch über die Grenze des Holzwachses, unmittelbar und zwischen den Gletschern finden sie Wohnplätze, welche ihren Ansprüchen genügen. Allerdings verweilen nur die wenigsten Arten jahraus, jahrein an derselben Stelle; die große Mehrzahl zeigt eine Wanderlust, wie wenig andere Vögel, nicht bloß im Norden der Erde, sondern auch unter gemäßigten Himmelsstrichen. Diejenigen, welche wir als Verirrte bei uns aufgefunden haben, durchflogen fast die Hälfte des Umfangs unserer Erdoberfläche. Derartige Reiseverirrungen gehören freilich zu den Ausnahmen; aber auch die regelrechten Reisen führen die Drosseln durch weite Länderstrecken, obgleich sie hierin vielen andern Zugvögeln nicht gleich kommen.



Die Schwarzdrossel (*Merula vulgaris*).

Alle Drosseln sind hochbegabte Geschöpfe. Sie sind bewegungsfähig in hohem Grade, gewandt, freisinnig, klug, gesangeskundig, munter und unruhig, gesellig, aber keineswegs auch friedfertig. Vom frühen Morgen an bis zum späten Abend sieht man sie in fast ununterbrochener Bewegung; nur die Glut des Mittags lähmt einigermaßen ihre Thätigkeit. In ihren Bewegungen erinnern sie vielfach an die Erdsänger. Auf dem Boden springen sie mit großen Sprüngen gewandt umher, gewöhnlich in Absätzen. Vemerken sie etwas Auffallendes, so schnellen sie den Schwanz wie der Erdsänger nach oben und zucken gleichzeitig mit den Flügeln nach unten. Im Gezweig hüpfen sie ebenfalls rasch und geschickt; größere Entfernungen überspringen sie, indem sie die Flügel zu Hilfe nehmen. Der Flug ist verschieden. Die meisten Arten flattern, wenn sie aufgeschreckt werden, in anscheinend täppischer Weise über den Boden dahin, wo möglich von einem Busche zum andern; aber dieselben Vögel streichen, sobald sie sich einmal in eine gewisse Höhe erhoben haben, mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die Luft.

Die Sinne sind gleichmäßig entwickelt. Daß das Gesicht der Drosseln vorzüglich ist, läßt sich leicht durch Beobachtung feststellen. Sie nehmen selbst das kleinste Kerbtier auf große Entfernungen wahr, und erkennen, wenn sie in hoher Luft dahinziehen, die Gegenstände tief unter ihnen auf das genaueste. Das Gleiche gilt für das Gehör. Sie vernehmen nicht nur sehr scharf, sondern unterscheiden auch genau, wie schon aus ihrem Gesang hervorgeht. Feinen Geschmack beweisen sie durch ihre Lederhaftigkeit. Ihre geistigen Fähigkeiten wird Niemand



unterschätzen, welcher sie kennt. Sie sind nicht allein klug, sondern auch listig, nicht scheu, sondern berechnend vorsichtig, dreist und gleichwohl mißtrauisch. Sie erfassen schnell und urtheilen sehr richtig, benutzen auch alle Mittel und Wege, um sich zu sichern. Im Walde werden sie bald zu Rathgebern oder wenigstens zu Warnern, auf welche nicht bloß andere ihrer Sippschaft, sondern auch fremdartige Vögel, ja sogar Säugethiere achten. Alles Auffallende, Ungewöhnliche, Neue erregt ihre Aufmerksamkeit. Sie kommen mit einer gewissen Neugier herbei, um einen Gegenstand, welcher sie reizt, genauer ins Auge zu fassen, geben sich aber auch dann nicht rücksichtslos preis, sondern halten sich stets in wohlgemessener Entfernung. Die in den stillen, menschenleeren Wäldern des Nordens groß gewordenen Arten lassen sich leicht berücken, zumal durch zur Schau gehängte Nahrung bethören oder durch andere ihrer Art in versteckte Fallen locken; Erfahrung aber wizigt sie sehr bald, und diejenigen, welche einmal betrogen worden sind, lassen sich auf dieselbe Weise so leicht nicht wieder täuschen. Geselligkeit scheint den meisten Arten Bedürfnis zu sein; nur wenige machen hiervon eine Ausnahme. Sie sind zwar keineswegs friedfertig, gerathen vielmehr recht häufig in Streit: — aber sie können, wie man zu sagen pflegt, nicht von einander lassen, und der Lockruf, welchen eine von ihnen ausstößt, wird von andern selten gehört, ohne befolgt zu werden. Sie vereinigen sich nicht bloß mit andern derselben Art, sondern mit allen Drosseln überhaupt, und es kann geschehen, daß verschiedene lange Zeit zusammenbleiben, gemeinschaftlich reisen und gemeinschaftlich den Winter in der Fremde verleben. Im Nothfall mischen sie sich auch unter andere Vögel. Gewaltfam in die Gefangenschaft des Menschen gebracht, gebarden sie sich anfänglich äußerst ungestim; bald aber erkennen sie in Dem, welcher sie freundlich behandelt, einen Freund, und dann schließen sie sich ihm innig an.

Stimme und Gesang der Drosseln ähneln sich und sind doch auch wieder sehr verschieden. Die Lockstimme der Misteldrossel klingt wie „Schnerr“, ziemlich tief, dem Laute ähnlich, welchen man hervorbringen kann, wenn man mit einem Stäbchen über die Zähne eines Kammes streicht. Im Eifer wird das „Schnerr“ durch ein dazwischen geschobenes „Ra ta ta“ verstärkt. Der Angstruf ist ein unbeschreibliches Geschrell, wie es überhaupt die meisten Drosseln unter denselben Umständen hören lassen. Die Lockstimme der Singdrossel ist ein heiser pfeifendes, nicht weit hörbares „Zip“, an welches häufig die Silbe „Tad“ oder „Töd“ angehängt wird. Bei besonderer Erregung klingt der verlängerte Lockruf wie „Styr styr styr“. Die Lockstimme der Wachholderdrossel ist ein schnell und scharf hervorgestoßenes „Tschad tschad tschad“, dem ein helles „Gri gri“ angehängt wird, wenn sie andere einladen will. Der Lockruf der Rothdrossel ist ein hohes „Zi“ und ein darauf folgendes tiefes „Wad“, der Angstruf ein schnarrendes „Scherr“ oder „Tscherr“. Die Ringdrossel lockt „Töd töd töd“ und dazwischen tief betont „tad“, schnarrt aber auch nach anderer Verwandten Art. Die Amsel endlich ruft trillernd „Eri“ und „tränt“, beim Anblick von etwas Verdächtigem aber schallend und gellend „dix, dix“, worauf, wenn Flucht nöthig wird, ein hastiges „Gri, gich, gich“ folgt. Alle diese Laute, welche selbstverständlich nur höchst unvollkommen ausgedrückt werden können, ändern vielfach ab, je nach den Umständen. Sie sind übrigens allen Drosseln verständlich; denn eine Art hört auf den Lockruf der andern, und namentlich der Warnungsruf wird von allen wohl beachtet.

Die Gesänge gehören zu den besten aller Singvögel überhaupt. Unserer Singdrossel gebührt die Krone; ihr fast ebenbürtig ist die Amsel; auf sie folgen die Mistel- und Wachholderdrossel. Mit Stolz nennt der Norweger die Singdrossel die „Nachtigall des Nordens“. Ihr Gesang ist ein abwechselndes, melodienreiches Lied, die einzelnen Töne sind an Klang und Fülle denen der Nachtigall vollständig gleich. Mit den stötenden Lauten wechseln allerdings auch schrillende, minder laute und nicht sehr angenehme Töne ab; aber die Anmuth des Gesanges wird trotzdem kaum beeinträchtigt. Der Amselgesang steht dem der Singdrossel kaum nach. Auch er hat mehrere Strophen von ausgezeichnete Schönheit; er klingt aber nicht so fröhlich, sondern trauriger als der ihrer begabten Verwandten. Das Lied der Misteldrossel besteht aus wenigen, höchstens aus fünf bis sechs Strophen, welche unter sich nicht sehr verschieden, aber fast ausnahmslos aus vollen stötenden Tönen zusammengesetzt sind, weshalb auch dieser Gesang als vorzüglich gelten darf. Dasselbe gilt von der Rothdrossel, dasselbe von der Ringdrossel. „Ihr Gesang, dem freilich der reiche Schmelz des Nachtigallenschlages fehlt“, sagt Tschudi, „schallt in jubelnden Chören hundertstimmig von allen Hochwäldern her und bringt unaussprechlich frohliches Leben in den stillen Ernst der großen Gebirgslandschaften.“ Und nicht unsere nordischen und europäischen Drosseln allein, sondern auch die fremd- und südländischen werden als ausgezeichnete Sänger hochgeschätzt. „Ihr Gesang“, sagt der Prinz von Wied von der rothbüchigen Drossel Brasiliens, „ist laut, vollstimmend, stötend und von angenehmer Abwechslung,





Strammtvögel.



wenn auch vielleicht weniger verschiedenartig als der unserer europäischen Singdrossel. Aber auch jene ist eine der größten Zierden der majestätischen Urwäldungen und die Verkündigerin des neu beginnenden Frühjahrs.“ Mit begeisterten Worten gedenken die nordamerikanischen Forscher der bei ihnen lebenden Arten unserer Familie. „Der Gesang der einsamen Drossel“, versichert Audubon, „ist, obgleich nur aus wenigen Tönen zusammengesetzt, so kraftvoll, so bestimmt, so klar, so klangreich, daß es unmöglich ist, ihn zu hören, ohne sich im Innersten bewegt zu fühlen. Ich weiß nicht, welchem Ton irgend eines Musikwerkzeuges ich jenen Gesang vergleichen soll; denn ich kenne in der That kein einziges, welches so klangvoll wäre.“ Bezeichnend für die Drosseln ist die Art und Weise ihres Vortrags. Es verdient übrigens dabei hervorgehoben zu werden, daß der Gesang in einigem Widerspruch mit dem Betragen zu stehen scheint. Viele Vögel begleiten ihre Lieder mit lebhaften Bewegungen, die Drosseln sitzen still, während sie singen, und ihre Lieder selbst fließen ruhig, feierlich dahin wie ein Kirchengesang. Jede einzelne Strophe ist klar abgerundet, jeder Ton in sich abgeschlossen; der Drosselschlag ist mehr als jeder andere für den Wald geeignet, für das Zimmer ist er viel zu stark, im freien weiten Walde dagegen gerade recht. Nicht genug zu schätzen ist es, daß alle Drosseln schon sehr früh im Jahre mit ihren köstlichen Liedern beginnen und dieselben bis zum Hochsommer hören lassen und zwar mit einem Eifer hören lassen, wie wenig andere Singvögel. Die Amsel, welche bei uns verweilt, beginnt bereits im Februar, wenn Schnee und Eis noch die Herrschaft im Walde haben, mit ihrem Liede; die zu derselben Zeit in der Fremde weilende Singdrossel gedenkt der Heimat und scheint sie singend begrüßen zu wollen. Wie bei den meisten guten Sängern, eifern sich die Männchen gegenseitig an. Wenn eine Drossel auf der Spitze eines Baumes erscheint und ihren Gesang beginnt, beeilt sich jede andere, welche sie hört, ihr singend zu antworten. Es scheint, als ob die Drossel sich bewußt wäre, wie vorzüglich ihr Gesang ist, als ob sie eine gewisse Eitelkeit besäße; denn so versteckt sie sich für gewöhnlich zu halten pflegt, so frei zeigt sie sich, wenn sie ihr Lied beginnt. Sie wählt dann immer eine hohe Baumspitze zu ihrem Sitze und schmettert von da oben herab ihre herrlichen Klänge durch den Wald.

Die Nahrung der Drosseln besteht in Kerbthieren, Schnecken und Würmchen mancherlei Art, im Herbst und Winter in Beeren. Sie suchen ihre Beute größtentheils vom Boden auf und verweilen deshalb hier täglich mehrere Stunden. Vom Walde aus fliegen sie auf Wiesen und Felder, an die Ufer der Flüsse und Bäche und nach andern, Nahrung versprechenden Plätzen. Hier lesen sie auf oder wühlen mit dem Schnabel im abgefallenen Laube herum, um sich neue Vorräthe zu erschließen. Fliegende Kerfe achten sie wenig oder nicht. Beeren scheinen den meisten Arten außerordentlich zu behagen, und die einen lieben diese, die andern jene Arten. So trägt die Misteldrossel nicht umsonst ihren Namen; denn sie ist förmlich erpicht auf die Mistelbeere, sucht sie überall auf und streitet sich wegen ihr mit andern ihrer Art auf das heftigste. Schon die Alten behaupten, daß die Mistel nur durch die Drossel fortgepflanzt werde, und diese Angabe scheint in der That begründet zu sein. Die Ringdrossel sucht sofort nach der Brutzeit mit ihrer Familie die Heidebüsche auf und frißt dann soviel Heidelbeeren, daß ihr Fleisch davon blau, ihre Knochen roth und ihre Federn gefleckt werden. Daß die Wachholderdrossel ihren Namen nicht umsonst trägt, braucht kaum erwähnt zu werden: sie durchsucht im Winter die Wachholderbüsche auf das eifrigste und frißt soviel von der ihr besonders zusagenden Beere, daß ihr Fleisch in Folge davon einen besondern Wohlgeschmack erhält. Außerdem fressen die Drosseln Johannisbeeren, rothe und schwarze Hollunderbeeren, Preisel-, Faulbaum-, Kreuzdorn-, Schlingbaum-, Obereisbeeren, Kirschchen, Weinbeeren zc. Aehnliches gilt für die hochnordischen und amerikanischen Arten: sie alle sind leidenschaftliche Beerenfresser. Sie können dieser Nahrung gar nicht widerstehen, und darauf gerade gründet der Mensch die Anstalten, die geschätzten Vögel zu berücken.

Bald nach ihrer Ankunft in der Heimat schreiten die Drosseln zur Fortpflanzung, die im Norden wohnenden allerdings selten vor dem Anfange des Juni. Mehrere Arten, namentlich die Wachholder- und Ringdrossel behalten am Brutplatze ihre Geselligkeit bei, andere sondern sich während der Fortpflanzungszeit von Ihresgleichen ab und bewachen eifersüchtig das angeworbene Gebiet. Der Standort der Nester ist verschieden, je nach Art und Aufenthalt unserer Vögel; die Nester selbst sind sich im wesentlichen ähnlich. Die Misteldrossel baut schon im März, gewöhnlich auf einem Nadelbaume und meist in einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß über dem Boden. Der Bau besteht aus zarten, dünnen Reisern, Stengeln, Flechten, Baum- und Erdmoos, mit noch anhängender Erde, aus zarten Wurzeln oder feinen Zweigen und dergleichen; das Innere ist mit trockenen Grasblättern, Halmchen und Rispen glatt ausgelegt. Das Gelege



enthält vier bis fünf verhältnißmäßig kleine, glattschalige Eier, welche auf blaßmeergrünem Grunde mit größeren oder feineren violettgrauen Punkten gezeichnet sind. In nicht ganz ungünstigen Jahren brütet das Paar zweimal im Laufe des Sommers. Das Nest der Singdrossel sieht in der Regel niedriger, weist auf schwachen Bäumchen oder im Gebüsch. Es ist äußerlich aus ähnlichen Stoffen zusammengebaut, aber zierlicher, dünnwandiger und innen glatt und fest ausgelegt mit klar gebissenem, faulen Holze, welches mit Speichel zusammengeklebt, mit dem Schnabel durchknetet und sehr glatt gestrichen wird. Anfangs April ist das Gelege vollzählig; es besteht aus vier bis sechs glattschaligen und glänzenden, auf meergrünem Grunde mit feinen oder größeren Flecken von schwarzer oder schwarzbrauner Farbe gezeichneten Eiern. Im Vorfrühling findet eine zweite Brut statt. Die Wachholderdrossel nistet, wie bereits oben bemerkt, ausnahmsweise auch in Deutschland, wie es scheint, namentlich seit neuerer Zeit; ihre eigentlichen Bauplätze aber sind die Birkenwäldchen des Nordens, diejenigen, welche die rasenbedeckten Blochhäuser umgeben, wie die einsamen, stillen, fern von den Wohnungen des Menschen. Hier sieht man beinahe auf jedem Stamme ein Nest stehen, neue neben den alten. Einzelne Bäume tragen fünf bis zehn solcher Nester, von denen jedoch in den meisten Fällen zur Zeit nur ein einziges benutzt wird. Betritt man den Wald, während die Vögel Eier oder Junge haben, so herrscht hier ein überaus reges Leben. Der ganze Wald hallt wieder von dem Gesang und dem ängstlichen Geschrei unserer Vögel; denn die Anzahl der brütenden Pärchen läßt sich nach Hunderten abschätzen. Die fünf bis sechs Eier des Geleges sind auf matt- oder lebhaftegrünem Grunde mit größeren und verwachsenen oder schärfer gezeichneten kleineren Flecken und Punkten von rothbrauner Farbe gezeichnet, am dickeren Ende gewöhnlich dichter als übrigens, zuweilen franzartig.

Die Amsel endlich nistet in Dichtungen, am liebsten auf jungen Nadelbäumen, immer niedrig über dem Boden, zuweilen selbst auf ihm. Das Nest ist nach dem Standort verschieden. Wenn es in Baumlöcher mit großer Oeffnung gebaut wird, wie es wohl auch vorkommt, ist es nur ein Gewebe von Erdmoos- und dürren Halmen; wenn es freisteht, bilden feine Würzelchen, Stengel und Gras die Außenwände, eine Schicht fettiger feuchter Erde, welche sehr geglättet ist, aber immer feucht bleibt, das Innere. Bei sehr günstigem Wetter findet man bereits um die Mitte des März, sonst gegen das Ende des Monats, die vier bis sechs, auf blaßblaugrünem Grunde mit helljunit- oder rothfarbigen Flecken, Schmitzen und Punkten über und über bedeckten, verhältnißmäßig großen Eier. Das zweite Gelege pflügt Anfangs Mai vollzählig zu sein.

Bei allen Drosseln wird das brütende Weibchen nur in den Mittagsstunden vom Männchen abgelöst; dafür bemüht sich letzteres, die Gattin mit seinen herrlichen Liedern zu erfreuen. Beide Eltern lieben ihre Brut auf das zärtlichste und geben sich überaus ängstlich, wenn ein Feind dem Neste naht. Dem Kundigen verrathen sie dieses hierdurch mit Eiferarbeit. Ja die Drosseln greifen nahende Feinde gar nicht selten förmlich an, indem sie auf sie herabstoßen, dicht an ihnen vorüberfliegen und sie auf diese Weise zu schrecken suchen. Hilft ihnen ihr Muth nicht, so nehmen sie zur List ihre Zuflucht, stellen sich krank und lahm und flattern und hüpfen, scheinbar mit der größten Anstrengung, auf dem Boden dahin, locken den Räuber, der sich bethören läßt, dadurch wirklich vom Neste ab, führen ihn weiter und weiter und kehren dann frohlockend zu den Jungen zurück. Nach vierzehn- bis sechzehntägiger eifriger Bebrütung sind die Eier gezeitigt, und die Jungen werden nun vorzugsweise mit Kerbtieren auf das reichlichste versorgt. Sie wachsen sehr rasch heran, sind bereits drei Wochen nach ihrem Eintritt in die Welt flugfähig, werden nur noch wenige Tage geführt und im Nahrungserwerb unterrichtet, hierauf aber bis gegen den Herbst hin sich selbst überlassen.

Mit Ausnahme der Amsel verlassen alle unsere Drosseln im Herbst die Heimat, und wandern in südlichere Gegenden. Für die hochnordischen Arten kann schon Deutschland zur Winterherberge werden; das eigentliche Heer aber zieht bis Südeuropa. Hier wimmelt es während der Wintermonate aller Orten von Drosseln. Auf den sonnigen Gehängen der Hochgebirge Südspaniens siedeln sich die Ringamseln an, jetzt zu mehr oder minder zahlreichen Flügen vereinigt; in Wäldern, Gebüsch und Weingärten treiben sich Sing- und Rothdrosseln zu Tausenden umher. Die Misteldrossel sieht man seltener, falls überhaupt diejenigen, denen man in Spanien begegnet, als Zugvögel zu betrachten sind; die Wachholderdrossel gehört unter die seltensten Wintergäste der iberischen Halbinsel. Das Gleiche gilt für Süditalien und für Griechenland. Alle Drosseln wandern in zahlreichen Gesellschaften, zuweilen in ungeheuren Flügen, welche sich bereits im Norden sammeln. „Im Herbst des Jahres 1852“, erzählt Gadamers, „hatte ich in einem nahe gelegenen Walde Geschäfte. Da hörte ich auf einmal



über mir ein furchtbares Brausen, welches mit einem scharf heulenden Laute verbunden war. Das Geräusch erschreckte mich; denn ich glaubte mich unter einem herabfallenden Meteor zu befinden. Bald aber wurde das Räthsel gelöst; denn ich befand mich plötzlich unter mehr denn zehntausend Rothdroffeln, welche, von einer außerordentlichen Höhe herabstürzend, auf allen rings um mich stehenden Bäumen aufzieten. Ihr Herabstürzen geschah mit solcher Geschwindigkeit, daß ich die Vögel nicht eher sehen konnte, als bis sie auf die Bäume schlugen."

Es ist sehr erklärlich, daß der Mensch schon seit alter Zeit diese Wanderhaaren aufseisrigste beschdet hat. und schon der alte Martial besingt rühmend das vorreffliche Fleisch der Droffeln. Gegenwärtig werden auch in Deutschland noch alljährlich Hunderttausende von Droffeln gefangen und zu Markte gebracht. In Italien, Spanien und Griechenland stellt den armen Thieren Jedermann nach, und die Anzahl derer, welche dort vernichtet werden, ist kaum zu berechnen. Es wäre verdienstlich, wenn wenigstens jeder vernünftige Waidmann den gefangenen Singdroffeln, den Belebtern unserer Wälder, die Freiheit schenken wollte.

Für die Gefangenschaft eignen sich die Droffeln nur dann, wenn man sie in einem großen Gesellschaftsbauer und im Freien halten kann. Ihr volltönender und kräftiger Gesang ist für das enge Zimmer zu stark, und ihre rege Freiluft hat Uebelstände zu Folge, welche auch durch die größte Reinlichkeit nicht gänzlich beseitigt werden können. In einem großen, im Freien errichteten Gesellschaftsbauer aber sind alle Droffeln äußerst liebe Gefangene. Ihre Munterkeit und Regsamkeit erwirbt ihnen warme Freunde, und ihr köstlicher Gesang entzückt den Liebhaber dann auch in den ersten Monaten des Jahres, zu welcher Zeit alle Vögel, die Ansel ausgenommen, noch schweigen; denn die gefangenen Droffeln beginnen, wie im Freien, so auch im Gebauer, bereits Anfangs Februar mit ihrem Singen.

\* \* \*

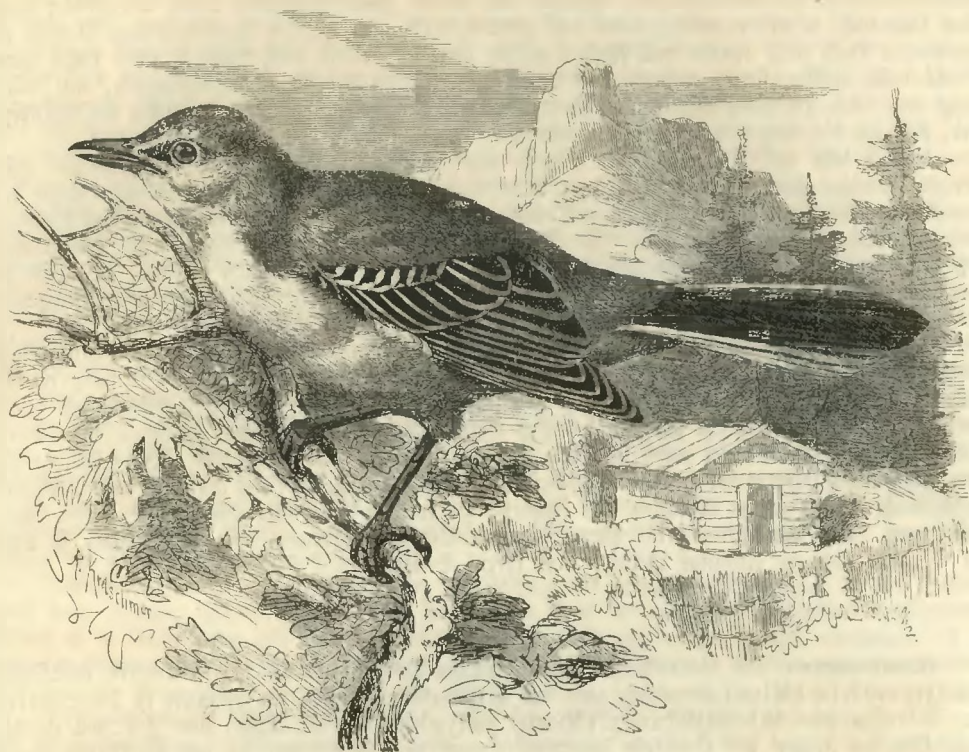
(Spottdroffeln.) Als die nächsten Verwandten der Droffeln werden die in Amerika ansässigen Spottdroffeln (*Mimus*) angesehen und das berühmteste Mitglied der Familie ist die Spottdroffel ohne jede Nebenbezeichnung (*Mimus polyglottus*), ein Vogel von 9½ Zoll Länge. Das Gefieder ist auf der Oberseite dunkelgrau, auf der Stirn und an den Kopfseiten braun überflogen; die Unterseite ist bräunlichweiß. Das Auge ist blaßgelb, der Schnabel bräunlich-schwarz; der Fuß dunkelbraun.

Die Vereinigten Staaten sind das Vaterland der Spottdroffel; sie ist aber im Süden häufiger, als im Norden. Von hieraus wandert sie im Herbst regelmäßig in niedere Breiten; schon in Louisiana aber verweilt sie jahraus, jahrein, wenn auch nicht an demselben Orte, so doch in derselben Gegend. Sie bewohnt Buschwerk aller Art, den lichten Wald wie die Pflanzungen und Gärten, brütet ungescheut in der Nähe des Menschen, dessen Schutz sie genießt und hält sich namentlich während des Winters in unmittelbarer Nähe der Wohnungen auf. Ihre Lieblingsplätze sind sandige Ebenen an Flussufern oder an der Küste des Meeres, welche mit niederen Bäumen oder Büschen einzeln bestanden sind. Im tiefem Walde kommt sie selten, d. h. höchstens während ihrer Wanderung vor.

Ihre Bewegungen haben manches Eigenthümliche. Sie hüpfst auf dem Boden nach Droffelart umher, breitet aber dabei sehr häufig ihren Schwanz aus und legt ihn dann rasch wieder zusammen. Ihr Flug geschieht in kurzen Bogen, wenn sie von einem Busch zum andern fliegt, und auch dabei wird der Schwanz bald gebreitet, bald zusammengelegt. Auf ihren Wanderungen durchzieht sie größere Räume; doch streicht sie niemals nach Art unserer Droffeln dahin, sondern fliegt immer nur von einem Baume zum andern.

Der Gesang, welcher der Spottdroffel ursprünglich eigenthümlich ist, erinnert an das Lied unserer Singdroffel. Er ist es aber nicht, welcher dem Vogel seine Berühmtheit verschafft und die amerikanischen Forscher zu so begeisterten Beschreibungen veranlaßt. Wilson und Audubon stimmen in der Meinung überein, daß die Spottdroffel der König aller Singvögel genannt werden dürfe und behaupten, daß ihr kein anderer Sänger hinsichtlich der Ausdehnung und Manichaltigkeit der Stimme gleichkomme. „Es ist nicht der sanfte Ton der Flöte oder irgend eines andern Tonwerkzeuges, welches man vernimmt“, sagt Audubon, „es sind die schüeren Laute der Natur selbst. Die Tonfülle des Sanges, die verschiedene Betonung und Abstufung, die Ausdehnung der Stimme, das Glänzende des Vortrags sind unerreichbar. Es gibt wahrscheinlich keinen Vogel in der Welt, welcher soviel tonkünstlerische Befähigung besitzt, wie dieser von der Natur selbst geschulte König des Gesanges. Mehrere Europäer haben behauptet, daß das Lied der Nachtigall dem des Spottvogels gleichkomme; ich meinestheils habe beide oft



Die Spottdroffel (*Mniotilta varia*).

gehört, in der Freiheit ebenso wohl wie in der Gefangenschaft, und stehe nicht an, zu erklären, daß die einzelnen Töne der Nachtigall ebenso schön sind, wie die, welche die Spottdroffel hervorbringt: — der Nachtigall Stückwert aber zu vergleichen mit der vollendeten Begabung des Spottvogels ist meiner Ansicht nach abgeschmackt.“ Wilson geht nicht so weit, und europäische Kenner des Vogeljahrs vollends sind ganz anderer Ansicht. „Ihre große Berühmtheit“, sagt Gerhardt, „hat die Spottdroffel jedenfalls erlangt, Dank ihrer Fertigkeit, fremde Gefänge nachzuahmen. Da man in der neuen Welt äußerst wenig guten Vogelfang hört, so fällt ein leidlicher schon auf, und dies ist ein Grund mehr, jene so sehr in den Himmel zu heben. Die Sache ist jedenfalls stark übertrieben: ein Kenner der europäischen Vogelgefänge würde ihr weniger dunstigen Weihrauch gestreut haben.“ Die Angaben der amerikanischen Forscher über die wunderbare Gabe der Nachahmung unseres Vogels bestätigt Gerhardt übrigens in vollem Umfange. „Am 29. Juni“, erzählt er, „beobachtete ich ein singendes Männchen in unserer Nachbarschaft. Wie gewöhnlich bildete der Lokton und Gefang des amerikanischen Zaunkönigs fast den vierten Theil seines Liedes. Es begann mit dem Gefang des erwähnten Vogels, ging in den Lokruf der Purpurschwalbe über, schrie plötzlich wie ein Sperlingsfalk, flog dann von dem dürren Aste, auf welchem es bisher gesessen hatte und ahmte während des Fluges der Lokruf der zweifarbigten Meise und der Wanderdroffel nach. Auf einer Umzäunung lief es mit hängenden Flügeln und emporgehobenem Schwanz umher und sang dabei wie ein Fliegenfänger, ein Giltvögel und eine Tangara, lockte wie die schwarzköpfige Spechtmeise, flog hierauf in ein Brombeergebüsch, zupfte da ein paar Beeren ab und rief sodann wie der Goldspecht und wie die virginische Wachtel, gewahrte eine Klaxe, welche am Fuße eines Baumstummels herumstüchelte, stieß sofort mit großem Geschrei nach ihr, schwang sich, nachdem dieselbe die Flucht ergriffen hatte, unter Gefang auf jenen abgebrochenen Ast des Baumes und begann ihr Lied von neuem.“ „Die Stimme des Spottvogels“, sagt Wilson, „ist voll und stark und fast jeder Abänderung fähig. Sie durchläuft von den hellen und weichen Tönen der Wald-droffel an alle denkbaren Laute bis zu dem wilden Kreischen des Geiers. Der Spottvogel folgt



im Zeitmaße und in der Betonung treu dem Sänger, dessen Lied er stahl, während er letzteres hinsichtlich der Lieblichkeit und Kraft des Ausdrucks gewöhnlich noch überbietet. In den Wäldern seiner Heimat kann kein anderer Vogel mit ihm wetteifern. Seine Lieder sind fast grenzenlos mannigfaltig. Sie bestehen aus kurzen Tacten von zwei bis sechs Tönen, welche mit großer Kraft und Geschwindigkeit hervorquellen und zuweilen mit unvermindertem Feuer eine Stunde nach einander ertönen. Oft glaubt der Zuhörer, daß er eine Menge Vögel höre, welche sich zum gemeinschaftlichen Gesange vereinigt hätten. Der eine Sänger täuscht den Jäger und sogar andere Vogel.“ Die Lieder wechseln je nach der Dertlichkeit. Im freien Walde ahmt die Spottdroffel die Waldbögel nach, in der Nähe des Menschen webt sie dem Gesange alle diejenigen Klänge ein, welche man nahe dem Gehörte vernimmt. Dann wird nicht bloß das Krähen des Hahnes, das Gackern der Hennen, das Schnattern der Gänse, das Quaken der Enten, das Miauen der Katze und das Bellen des Hundes, das Grunzen des Schweines nachgeahmt, sondern auch das Kreischen einer Thüre, das Quiken einer Wetterfahne, das Schnarren einer Säge, das Klappern einer Mühle und hundert andere Geräusche werden mit möglichster Treue wiedergegeben. Zuweilen bringt sie die Hausthiere in förmlichen Aufruhr. Sie pfeift dem schlafenden Hunde so täuschend nach Art des Herrn, daß jener eiligt aufspringt, um den Gebieter zu juchen; sie bringt Gluckhennen zur Verzweiflung, indem sie das Gekreisch eines geängstigten Küchleins bis zur Vollendung nachahmt; sie entsetzt das furchtsame Geflügel durch den wiedergegebenen Schrei des Raubvogels und betrügt den verliebten Kater, indem sie die zärtliche Einladung weiblicher Katzen getreulich wiederholt. Gefangene Spottdroffeln verlieren nichts von ihren Begabungen; sie eignen sich im Gegentheil noch allerlei andere Töne, Klänge und Geräusche an und mischen sie oft in der drolligsten Weise unter ihre wohlklingenden Weisen. Doch können sie eben dadurch auch den feurigsten Liebhaber ermüden und geradezu langweilig werden.

Je nach der Dertlichkeit brütet der Spottvogel früher oder später im Jahre. Das Gelege enthält vier bis sechs Eier. Sie sind rundlich und auf lichtgrünem Grunde mit dunkelbraunen Flecken und Punkten gezeichnet.

Die Nahrung ist verschiedener Art. Während des Sommers bilden Kerbthiere das hauptsächlichste Futter; im Herbst erlabt sich Alt und Jung an mancherlei Beeren. Ganz gegen die Art der Droffeln verfolgen die Alten fliegende Schmetterlinge, Käfer, Schnaken und Fliegen bis hoch in die Luft und ebenso lesen sie derartiges Gethier von den Blättern der Bäume ab. Im Käfig gewöhnen sie sich an Droffel Futter; sie sind aber anspruchsvoller, als unsere Droffeln und verlangen vor allem andern ziemlich viel Mehlwürmer und Ameiseneier. Bei guter Behandlung werden sie überaus zahm und zutraulich. Einzelne sind nach der Versicherung der amerikanischen Forscher zum Aus- und Einfliegen gebracht worden; andere haben sich in der Gefangenschaft fortgepflanzt und nicht bloß in Amerika, sondern auch in Deutschland.

Außer dem Spottvogel sind noch zwei andere Mitglieder der Familie in Europa und auch in Deutschland beobachtet worden, die rothe Spottdroffel (*Taxostoma rufum*) und der Ragenvogel (*Galeoscoptes carolinensis*).

\* \* \*

(Lärmdroffeln.) In der alten Welt und zwar in Afrika und Südastien leben den Spottdroffeln nahe verwandte Vögel, die Lärmdroffeln (*Timaliae*). Als die begabteste Art dieser reichhaltigen Familie führen wir den Grauvogel (*Pycnonotus Arsinos*) an. Seine Länge beträgt 7½ Zoll; sein Gefieder ist auf der Oberseite und am Kopf dunkelgraubraun, am Kopf und an der Kehle schwarzbraun, auf Brust und Bauch weißgrau.

Am Berggebirge der guten Hoffnung, aber auch im steinigern Arabien lebt eine nahe verwandte Art der Sippe, welche zu Ehren Vaillant's benannt worden ist (*Pycnonotus Vaillantii*). Sie ist etwas größer als der Grauvogel, auf der Oberseite ein wenig heller, unter den Flügeln und am Hinterleib aber prächtig schwefelgelb.

Demjenigen, welcher gewohnt ist, auf die Stimme der Vögel zu achten, fällt der Grauvogel sehr bald auf. Er ist ein munteres, regsames und anmuthiges Geschöpf, welches in unmittelbarer Nähe des Menschen seinen Aufenthalt nimmt und sich ungescheut über oder neben den Hütten der Nubier und Sudanesen umhertreibt. Sein Lied ist es, welches vor allem andern fesselt; denn der Grauvogel gehört unter die besten Sänger Nordostafrikas: unter den wenigen, welche wirklich mit unsern Sängern zu wetteifern suchen, kann sich kein einziger mit ihm messen. Die Nordafrikaner sind viel zu faul und gleichgiltig, als daß sie den Grauvogel

fangen und für den Käfig eingewöhnen sollten. In Indien dagegen werden Verwandte oft gezähmt und hoch geschätzt, aber nicht wegen ihres Gesanges, sondern wegen ihrer Kampfeslust. Auf Ceylon ist es ein gewöhnliches Vergnügen der Eingeborenen, den „Balbul“ (*Pycnonotus haemorrhous*) kämpfen zu lassen.

Die Schwazdrosseln (*Timalia*) gehören Südasien an. Bemerkenswerth ist die rothköpfige Schwazdrossel (*Timalia pileata*); ihr Gefieder ist auf der Oberseite olivenbraun, seitlich des Halses und Nackens aschgrau, auf Schwingen und Schwanz rostbraun überlaufen; der Vorderkopf und die Ohrgegend sind weiß; der Scheitel ist glänzend rostroth; die Gurgel, der Hals und die Brust sind reinweiß; der Hals ist schmal schwarz in die Länge gestreift; der Bauch ist blakrostfarben, seitlich olivenbraun überflogen. Das Auge ist trüb-roth, der Schnabel schwarz, der Fuß fleischfarben. Die Länge beträgt 6 $\frac{1}{2}$  Zoll.

Horsfield, der die rothköpfige Schwazdrossel auf Java entdeckte, hebt als besonders beachtenswerth hervor, daß der Gesang des Männchens nur aus den fünf Tönen c, d, e, f, g bestehe, welche in kurzen Zwischenräumen mit größter Regelmäßigkeit wiederholt werden.

Aus weiteren Untersippen der Lärmdrosseln werde noch des Droßlings (*Crateropus leucopygius*) gedacht, eines 10 Zoll langen, chokoladenbraunen Vogels, mit weißem Gesicht und Bürzel. Er bewohnt mit einem nahen Verwandten die dickbuschigen Waldungen Abissiniens und des Ostjudaen. Aergere Schreibhalse kann es kaum geben und der Jäger weiß nicht, ob er sich ärgern oder freuen soll über diese Vögel; sie verschwehen gar manches Wild und rufen dadurch gerechten Zorn wach. Aber dafür sind sie auch so unterhaltend, so lustig, so komisch, daß man ihnen doch wieder gut wird. Ihr Geschrei ist keineswegs wohlklingend und auch nicht besonders manchfaltig, jedoch schwer zu beschreiben.

Den Schluß mag die weißköpfige Lachdrossel (*Garrulax leucolophus*) bilden, ein großer Vogel von 12 Zoll Länge. Der Kopf, mit Ausnahme eines schwarzen Zügels, der Nacken, der Hals und die Brust sind reinweiß, seitlich grau überflogen; das übrige Gefieder ist röthlich-olivenbraun. Alle buschigen Waldungen des Himalaya beherbergen zahlreiche Gesellschaften der Lachdrosseln. Sie vereinigen sich zu zwanzig und mehr und machen sich auch den stumpfsinnigsten Menschen bemerklich, indem sie dann und wann in ein im höchsten Grade unangenehmes Gelächter ausbrechen, welches anfänglich in das höchste Erstaunen versetzt. Sie fressen Kerbthiere, Schnecken und Würmer und im Herbstee Beeren. Erstere suchen sie theilweise auf dem Boden nach Drosselart, indem sie das abgefallene Laub durchwühlen, theilweise von den Blättern selbst; letztere pflücken sie sich von den Trauben.

\* \* \*

(Wasserdrosseln.) In klaren Bächen unserer Hoch- und Mittelgebirge gewahrt der aufmerksame Beobachter, wenn auch nicht überall, so doch an bevorzugten Stellen, einen der anmuthigsten Vögel unseres Vaterlandes: den Wasserschwäzer oder Wasserstaar, die Bach-, Strom-, See- und Wasseramsel oder Wasserdrossel (*Cinclus aquaticus*). Das Volk hat, wie aus den verschiedenen Namen hervorgeht, von jeher seine Familienähnlichkeit mit den Drosseln erkannt, und der Forscher muß der volkstümlichen Anschauung beipflichten; die sorgfältigste Prüfung ergibt, daß, so zu sagen, jedes Glied des Wasserschwäzers sein Eigenthümliches hat. Der Leib ist schlank, erscheint aber wegen der sehr dichten Befiederung auffallend dick; der Schnabel ist schwach, gerade, auf der Firsle ein wenig aufwärts, mit der Spitze abwärts gebogen, seitlich zusammengedrückt und vorn schmal auslaufend; die Nasenlöcher sind durch einen Hautdeckel verschließbar; der Fuß ist hoch, aber stark; die langen Zehen sind mit sehr gekrümmten, starken, schmalen und unten zweischneidigen Nägeln bewehrt; der Flügel ist ungewöhnlich kurz, stark abgerundet und fast gleich breit; die dritte Schwinge ist die längste, die vierte ihr fast gleichlang, die erste sehr kurz; der Schwanz ist so kurz, daß er fast als ein Stummel betrachtet werden kann; seine Federn sind breit, an der Spitze ein wenig abgerundet und ziemlich gleich lang. Das Gefieder kann nur mit dem der Sumpf- oder Schwimmvögel verglichen werden; denn mit der Befiederung anderer Landvögel hat es durchaus keine Aehnlichkeit. Es ist sehr dicht und weich und besteht, wie bei den Schwimmvögeln, aus Oberfedern und flaumartigen Unterfedern. Der innere Bau zeigt im wesentlichen die Merkmale anderer Singvögel.

Die Wasserschwäzer sind weit verbreitet. Sie bewohnen die alte und die neue Welt, vorzugsweise den Norden der Erde, finden sich aber auch noch auf südlichen Gebirgen, so auf dem Himalaya und auf den Andes. In ihrer Lebensweise ähneln sich die wenigen bis jetzt



bekannten Arten, sodaß ein Lebensbild unserer deutschen Art vollständig zur Lebenskunde aller Familienglieder ausreicht.

Der Wasserschwäger ist  $7\frac{1}{2}$  Zoll lang, die Schwanzlänge 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Zoll. Die Färbung des Gefieders ist einfach, aber höchst ansprechend. Kopf, Nacken und Hinterhals sind fahlbraun, die Federn der übrigen Oberseite schiefersfarbig mit schwarzen Rändern; Kehle, Gurgel und Hals sind milchweiß, Unterbrust und Bauch dunkelbraun; die Oberbrust ist rothbraun.

Alle Gebirge Europas, welche reich an Wasser sind, beherbergen den Wasserschwäger. An geeigneten Orten ist er, wenn auch nicht häufig, so doch eine sehr regelmäßige Erscheinung. Der im Norden Scandinaviens lebende Wasserschwäger ist dunkler als der bei uns oder in Griechenland und Spanien vorkommende und möglicherweise als besondere Art anzusehen.

Liebblingsplätze unseres Vogels sind die klaren, vom Walde beschatteten Forellenbäche, an denen unsere Hoch- und Mittelgebirge so reich sind. Ihnen folgt er bis zu ihrem Ursprunge, und wenn derselbe ein Gletscherthor wäre; ihnen zu Liebe geht er selbst bis in die Ebene herab, welche er sonst mehr oder weniger meidet. Da, wo es solche Bäche gibt, wird man ihn nicht vergeblich suchen, es sei denn, daß deren Wasser durch Ausflüsse von Fabriken vergiftet oder wenigstens getrübt worden ist. Man sieht den muntern Vogel zu jeder Jahreszeit; denn er hält treu an dem einmal gewählten Stande und verläßt ihn auch während des strengsten Winters nicht. Von vornherein wählt er sich eine Bachstrecke, welche wenigstens hier und da von der eisigen Decke verschont bleibt; denn das Wasser, nicht aber das Bachufer ist sein eigentliches Weidegebiet: in seine Tiefe muß er auch während des Winters hinabtauchen können. Daher erlürt er sich vor allem andern die Abflüsse starker Quellen oder Wasserfälle und Stromschnellen, weil dort die Wärme, hier die heftige Bewegung des Wassers jede Eisbildung verhindert. Je rauhschender der Waldbach ist, je mehr Fälle er bildet, je ärger er braust und zischt, um so geeigneter erscheint er ihm, um so gewisser fesselt er ihn. Mehr noch als den eigentlichen Sturz und den unter diesem sich bildenden Wirbel liebt er die Grenze der hier gewöhnlich vorhandenen ruhigen Wasserfläche, unzweifelhaft deshalb, weil ihm der Strudel mancherlei Nahrung zuführt. Jedes einzelne Paar nimmt etwa eine Viertelmeile des Baches in Besitz, streicht innerhalb dieser Strecke auf und nieder und verläßt den Wasserfaden niemals. Da, wo das Gebiet des einen Paares endet, beginnt das eines zweiten, und so kann ein Gebirgsbach besetzt sein von seiner Quelle bis zur Mündung in ein größeres Gewässer.

Wer den Wasserschwäger kennen gelernt hat, muß ihn liebgewinnen. Er gehört nicht bloß zu den auffallendsten, sondern auch zu den anziehendsten aller Vögel. Seine Begabungen sind eigenthümlicher Art. Er läuft mit der Gewandtheit und Behendigkeit einer Bachstelze über die Steine des Flußbettes dahin, nach Art der Stelzen oder Uferläufer Schwanz und Hinterleib auf und nieder bewegend; er wadet von den Steinen herab bis in das Wasser hinein, tiefer und tiefer, bis zur halben Oberbrust, bis zu den Augen, noch tiefer, bis das Wasser über ihm zusammenschlägt, und lustwandelt sodann auf dem Grunde weiter fort, unter den Wellen oder im Winter unter der Eisdecke dahin, gegen die Strömung oder mit ihr, als ginge er auf ebenem Boden. Es ist behauptet worden, daß er minutenlang unter dem Wasser aushalten könne; die Beobachtungen aber, welche man mit der Uhr in der Hand anstellte, haben als gewöhnliche Tauchzeit nur funfzehn bis zwanzig Sekunden ergeben. Der Wasserschwäger stürzt sich in den ärgsten Strudel, in den tollsten Wassersturz; er wadet nicht bloß, sondern schwimmt auch mit einem wirklichen Schwimmvogel um die Wette; er benützt im Nothfalle seine kurzen Flügel als Ruder und fliegt dann, so zu sagen, unter dem Wasser dahin, wie er eine senkrecht hinabstürzende Wassermasse in Wirklichkeit fliegend durchschneidet. Kein Vogel weiter beherrscht in derselben Weise, wie er, das Wasser: er leistet wahrhaft Unglaubliches. Nicht immer wadet er von seinem erhöhten Sitzpunkt aus allmählig in das Wasser, sondern sehr häufig auch stürzt er sich von seiner Warte herab jählings in die Tiefe, mehr nach Art des Frosches, als nach Art eines Eisvogels. Sein Flug erinnert an den des Eisvogels, ähnelt aber vielleicht noch mehr dem unseres Zaunkönigs. Der aufgeschreckte Wasserschwäger fliegt mit schnell aufeinander folgenden Flügelschlägen in gleicher Höhe über dem Wasser dahin, jeder Krümmung des Baches folgend. Der Flug endet plötzlich, sowie der Vogel bei einem neu gesicherten Ruhepunkt angekommen ist; es geschieht aber auch und gar nicht selten, daß er sich plötzlich aus der Luft herab in das Wasser stürzt, von einer erpäheten Beute angezogen. Wenn er sich verfolgt sieht, durchfliegt er zuweilen eine Strecke von vier- bis fünfhundert Schritten; sonst schwirrt er gewöhnlich nur von einem erhabenen Steine zum andern. Wird die Jagd ernst, und sieht er sich gefährdet, so verläßt er zuweilen die Tiefe, in welcher er bisher dahinzog und steigt plötzlich steil in die Luft empor, bis über die Wipfelhöhe der Ufer-



bäume und noch höher. Unter solchen Umständen kann es auch geschehen, daß er von der einmal begonnenen Richtung abweicht, selbst den Lauf des Baches verläßt und in großen Bogen sich weiter vorwärts wendet oder zu seinem früheren Sitzpunkte zurückkehrt.

Der Wasserschwäger ist klug, vorsichtig und verschlagen. Er kennt seine Freunde genau und nicht minder gut seine Feinde. In der Regel ist er allerorten, wenn auch nicht scheu, so doch höchst aufmerksam auf Alles, was rings um ihn vorgeht. Den Menschen, welcher seinen stillen Wohnsitz einmal betritt, flieht er von Weitem, gleichviel, ob derselbe Miene macht, ihn zu verfolgen oder theilnahmlos am Ufer dahingeht. Vor Raubthieren aller Art nimmt er sich nicht weniger in Acht. Aber derselbe Vogel, welcher in der Sierra Nevada oder unter den Gletschern der schweizer Alpen ebenso scheu ist, wie an Lapplands Gebirgswässern, gewöhnt sich an das Treiben des Menschen und wird sogar ungemein zutraulich, sobald er die feste Ueberzeugung gewonnen hat, daß ihm keine Gefahr droht. In der Nähe der Mühlen ist er ein sehr regelmässiger Gast, welcher in dem Müller und seinen Knappen nur gute Freunde sieht. Er kann sich aber auch inmitten der Dorfschaften sehr sicher fühlen. So wurde ein Wasserschwägerpärchen mitten in der Stadt Baden-Baden beobachtet, unmittelbar vor den belebtesten Gasthäusern, welches ohne Bedenken vor den Augen der Badegäste seine Lauchertkinste trieb, weil es erfahrungsmässig wußte, daß es dies hier unbesorgt thun durfte.

Nach Art so vieler anderer Fischer liebt der Wasserschwäger die Gesellschaft Seinesgleichen durchaus nicht. Bloß während der Brutzeit sieht man die Paare im innigen Verbande, und nur, so lange die Jungen der elterlichen Führung bedürftig sind, die Familien zusammen; in allen übrigen Abschnitten des Jahres lebt jeder Wasserschwäger mehr oder weniger für sich, obgleich die Gatten eines Paares wiederholt sich besuchen. Wagt sich ein Nachbar in das von einem Pärchen besetzte Gebiet, so giebt es eine heftige Jagd, und der rechtmässige Eigenthümer vertreibt den aufdringlichen Gast unerbittlich. Sogar die eigenen Kinder werden, sobald sie selbstständig geworden sind, rücksichtslos in die weite Welt hinausgeschloßen, und man begreift nicht, wie es ihnen möglich wird, sich eine eigene Heimat zu erwerben. Um fremdartige Vögel bekümmert sich der Wasserschwäger nicht, er betrachtet sie aber, wie es scheint, weniger mit Freundschaft als vielmehr mit Gleichgiltigkeit. Die Vachtelzen und der Eisvogel sind sehr häufig von ihm geduldete Bewohner eines und desselben Gebietes.

Die Stimme, welche man gewöhnlich und regelmässig dann, wenn er aufgejagt wird, von ihm vernimmt, ist ein wie „Zerr“ oder „Zerb“ klingender Laut; der Gesang des Männchens ist ein leises, aber höchst anmuthendes Geschwäg. Er besteht aus leise vorgetragenen, schnurrenden und lauter vernehmlichen, schnalzenden Lauten. Die ersteren erinnern vielfach an einzelne Theile des Blaulehchengesanges, die andern an das Schnalzen des Steinschwägers. Besonders eifrig singt der Vogel an heiteren Frühlingstagen und zumal in den Morgenstunden; aber der ewig heitere und fröhliche Gesell läßt sich auch von der größten Kälte nicht beirren: er singt, so lange der Himmel blau ist. „Es ist“, sagt Schinz, „eine ganz eigene Erscheinung, im Januar bei der strengsten Kälte, den Gesang dieses, oft mitten auf dem Eise, auf einem Pfahle oder Stein sitzenden Vogels zu hören, während die ganze Natur erstarrt scheint“, und es ist ein wahrhaft erhebendes Schauspiel für den Kundigen, welcher den muntern Sänger aufgefunden, wenn er gewahrt, daß dieser, nachdem er sein Lied beendet, sich heiteren Muths in die eisigen Fluthen stürzt, in ihnen sich badet und in ihnen umherläuft oder schwimmt, als gäbe es für ihn keinen Winter und keine Kälte.

Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Kerbthieren und deren Larven. Man fand in dem Magen der untersuchten Wasserschwäger Mücken, Wassermotten, Haften und verschiedene Käferchen, nebenbei auch Pflanzentheilchen, welche wahrscheinlich bloß zufällig mit verschluckt werden, und Kieselkörner, wie solche so viele Vögel fressen, um ihre Verdauung zu befördern. Gloger versichert, daß der Wasserschwäger im Winter auch kleine Muscheln und junge Fischchen verzehre und dabon einen thranigen Geruch erhalte; andere Beobachter haben weder Fische noch Fischlaich in seinem Magen gefunden; daß ihm jedoch Fischnahrung zusagt, unterliegt keinem Zweifel.

Ueber das tägliche Leben des Wasserschwägers theilen wir noch das Folgende mit: So lange das Wasser des Gebirgsbaches klar und hell ist, treibt es der Vogel in seiner gewöhnlichen Weise. Er ist munter, sobald der erste Schimmer im Osten sich zeigt, und in ununterbrochener Thätigkeit bis zum Eintritt der Dunkelheit. In den Morgenstunden wird fleißig gesungen, nebenbei eifrig gejagt und dabei selbstverständlich jede Kunst, welcher er fähig ist, auf das beste geübt. Dann giebt es vielleicht etwas Kampf und Streit mit einem aufdringlichen Nachbar; aber auch solcher unterbricht das tägliche Geschäft nur auf wenige Minuten;



denn das Gefecht ist bald beendet und der Eindringling in die Flucht geschlagen. Kommt der Mittag heran und drückt die Sonne, so sucht der Vogel in seinen beliebten Versteckplätzen, in Gestein oder Wurzelhöhlungen am Ufer, zumal am überhängenden Ufer Schutz und verträumt hier einige Stunden, die weiße Brust dem Wasser zugeteilt; denn auch um diese Zeit läßt er etwas Genießbares nicht gleichgiltig an sich vorüberziehen. Gegen Abend wird wieder eifrig gefischt, gejagt, getaucht und gesungen; dann begibt sich jeder nach seinen gewohnten Schlafplätze, nach einer jener Höhlungen, welche man als Schlafplätze daran erkennen kann, daß sie mehr als andere mit dem Rothe des Vogels beschmutzt sind. So lange es Tag war, sah man den Wasserschwäger immer wach, immer munter, immer regsam, immer in Thätigkeit, und so lange dies der Fall, behält er auch seine ewig heitere Laune bei. Anders gestalten sich die Verhältnisse, wenn längere Zeit hindurch Regen fällt und die sonst so klaren Fluthen auch seiner Wache sich trüben. Dann wird es ihm schwer, die ihm nothwendige große Menge von Nahrung zu erwerben, und er muß dann zu ganz eigenen Künften seine Zuflucht nehmen. Nunmehr verläßt er seine Lieblingsplätze inmitten des brausenden Wassers und begibt sich an jene Uferstellen, wo von oben herab Gras in das Wasser hängt, oder zu einzelnen Wasserpflanzen, welche die Strömung auf der Oberfläche schwimmend erhält. Zwischen diesen Pflanzen fischt er jetzt eifrig nach Art der Enten umher, indem er zwischen ihnen umherwadel oder, wo das Wasser tief ist, schwimmt und mit dem Schnabel jeden Halm, jedes Blatt oder jede Ranke umwendet, um die auf der Rehrseite sitzenden Wasserthierchen abzulesen. Hält der Regen längere Zeit an, so kommt der Vogel zuweilen sehr in Noth, und wird in Folge der Entbehrung sehr trüb gestimmt. Dann endet jeder Gesang und jede unnütze Bewegung. Im größten Nothfall besucht er auch die stillen Buchten am Ufer, welche er sonst meidet, und betreibt hier seine Jagd. Aber sobald das Wasser sich wieder klärt und die Sonne wieder unverhüllt vom Himmel herniederschaut, ebenso bald hat er auch seine gute Laune wieder gewonnen und ist wieder ebenso heiter und fröhlich geworden, als er jemals war.

Der Wasserschwäger brütet ungestört gewöhnlich - nur einmal, ausnahmsweise jedoch auch zweimal im Jahre, das erstmal im April. Zu Anfang dieses Monats fängt er an zu bauen und um die Mitte desselben zu legen. Das Nest steht immer am Wasser, besonders da, wo ein Felsen über dasselbe hinweg- oder an demselben emporragt, wo ein Erlensock oder ein Wehr eine passende Höhlung bildet, auch unter Brücken, Wasserbetten, in den Mauern der Radstuben der Mühlen, Eisenhämmer und dergleichen, selbst in den Schaufeln der Mühräder, wenn diese eine Zeitlang still gestanden haben. Am angenehmsten ist es unserm Vogel, wenn er das Nest so anbringen kann, daß vor demselben eine Wassermasse herabstürzt. Dann ist es natürlich vollkommen gegen die Nachstellungen der Katzen, Marder, Iltisse und Wiesel geschützt und nur noch den Ratten zugänglich. Das Nest besteht äußerlich aus Reisern, Grasstengeln, Graswurzeln und Grasblättern, Strohhalmen, oft auch aus Wasser- oder Erdmoos, und ist inwendig mit Raumbältern ausgelegt. Es ist locker gebaut, aber dickwandig, ist inwendig tiefer als eine Halbkugel und hat stets einen engen Eingang, der gewöhnlich dadurch entsteht, daß er die Höhlung, in welcher es sich befindet, ganz ausfüllt. Ist aber das Nistloch zu groß, dann bekommt es eine Decke, wie ein Rauntönigsnest, und ein enges Eingangslöcher. Es besteht dann größtentheils aus Moos. Man findet darin vier bis sechs Eier, welche 10 bis 12 Linien lang, 8 bis 8½ Linien breit, sehr verschieden gestaltet, dünn- und glattschalig, mit deutlichen Poren und glänzend weiß sind. Das Weibchen bebrütet sie so eifrig, daß man es auf ihnen oder auf den zarten Zungen ergreifen kann; es erzieht aber dennoch gewöhnlich nur zwei, seltener drei Junge; das Faulen mehrerer Eier dieses Vogels rührt wahrscheinlich daher, daß das Nest oft ganz feucht ist.

Wenn die eigenthümliche Lebens- und Ernährungsweise des Wasserschwägers schon im voraus zu der Annahme berechtigt, daß derselbe nicht wohl in der Gefangenschaft ausdauern werde, so haben dies die an alten Vögeln gemachten Erfahrungen bestätigt. Dagegen sollen sich jung eingefangene nach und nach an Nachtigallensfutter gewöhnen lassen und zahm und zutraulich werden. Jedenfalls sind die Beispiele der Art sehr selten und bedarf die Nachhaltigkeit des Erfolges noch der Bestätigung.

\* \* \*

(Prachtdrosseln.) Die Prachtdrosseln oder Pittas (*Pittae*) sind dickschnäblige, hochbeinige und kurzschwänzige Drosselvögel. Das dicke Gefieder prangt bei den meisten Arten in den prachtvollsten Farben. Je nach der Bildung des Schnabels und nach der Anordnung und



verhältnißmäßigen Länge der Schwingen, auch wohl nach den Farben ist die Familie in verschiedene Sippen zerfällt worden.

Eine der bekannteren Arten ist der Murang der Hindostaner (*Pitta bengalensis*). Der Rücken, die Schultern und die Flügeldeckfedern sind blaugrün, die verlängerten Oberschwanzdeckfedern blaßblau, Rinn, Brust und Hals weiß, die unteren Theile, mit Ausnahme eines scharlachrothen Fleckens am Unterbauche bräunlichgelb; ein Mittelstreifen, welcher über das Haupt und ein Zügelstreifen, welcher durch das Auge verläuft, sind schwarz; ein Augenbrauenstreifen ist weiß; die Schwingen sind schwarz, mit weißlicher Spitze. Der Murang ist über ganz Indien und Ceylon verbreitet und geeigneten Orts überall häufig.

Der Pulih (*Pitta angolensis*), einer der schönsten Vögel Westafrikas, ist auf der Oberseite grün, schwach metallisch glänzend; der Oberkopf und ein breiter Zügelstreifen, die Schwingen, Schwanz und die Unterflügeldeckfedern sind schwarz, die Spitzen der Flügeldeck- und die Bürzelsfedern beryllblau, ein Augenbrauenstreifen und die Kehle rosenröthlich weiß; die Oberbrust ist oderfarbig, der Unterbauch licht scharlachroth. Das Heimatgebiet dehnt sich über einen ziemlich großen Theil Westafrikas aus.

Die Lärmitta endlich (*Pitta strepitans*) ist auf Rücken und Flügel schön olivengrün, auf den Schultern und Flügeldecken spangrün, auf dem Oberkopf rostbraun, mit schmalen schwarzen Scheitelstreifen, an der Kehle, in der Ohrgegend, auf dem Nacken schwarz; die Unterseite ist mit Ausnahme eines schwarzen und eines scharlachrothen daranstoßenden Fleckens fahlgelb; der Schwanz, sowie die Vorderflügel sind schwarz. Die Länge beträgt  $7\frac{1}{2}$  Zoll. Heimatgebiet ist die Ostküste Australiens zwischen der Macquarrie- und Moritonbay.

Die Prachtdrosseln gehören dem Osten der Erde an und finden sich in geeigneten Waldungen der Länder unter den Wendekreisen; der neuen Welt fehlen sie gänzlich. Indien und seine benachbarten Eilande sind als ihre wahre Heimat anzusehen; auf dem Festlande Australiens leben wenige Arten; in Westafrika kommt nur der Pulih vor. Fast alle sind Waldbewohner, und zwar bevorzugen sie diejenigen Theile des Waldes, welche möglichst dicht mit Buschwerk bestanden sind. Ihre Bewegungen sollen höchst anmuthig sein; sie zeigen in ihrem Betragen einige Aehnlichkeit mit den Steinrötheln, indem sie mit großen Sprüngen auf dem Boden forthüpfen und jedesmal, wenn sie einen Augenblick still stehen, das kurze, aufgerichtete Schwänzchen bewegen.

Die Stimme, welche man übrigens selten vernimmt, ist so eigenthümlich, daß man sie von der jedes andern Vogels leicht unterscheiden kann. Sie besteht aus zwei pfeifenden Tönen, einem kurzen und einem längeren, welcher unmittelbar auf den ersten folgt. Wenn sich die Vögel vollständig sicher fühlen, wiederholen sie ihr Geschrei in den Zwischenräumen von einer bis zwei Minuten. Bei einzelnen Arten besteht der Lockruf aus drei Noten: so soll der Murang die Silben „Gwiisch eia“, die Lärmitta die Worte „want a watch“ deutlich ausrufen. Ein eigentlicher Gesang ist, wie es scheint, von den indischen Arten nicht gehört worden; dagegen wird das Lied des Pulih als äußerst lieblich bezeichnet. Der Vogel steht bei den Eingeborenen des Timneh-Gebietes in solchem Rufe, daß sie einen dichterisch beredten Mann mit dem Namen Pulih zu ehren suchen.

Verschiedene Kerbthiere, namentlich Käfer und Kehlflügler, Würmer und dergleichen sind die Nahrung der Prachtdrosseln. Wiederholt ist behauptet worden, daß Ameisen die Hauptmasse ihrer Speise bilden; auch hält man es für möglich, daß die australischen Arten neben den Kerfen auch Beeren und Früchte fressen.

Nach dem, was über das Verhalten zweier alten Pitta's in der Gefangenschaft vorliegt, dürfte es nicht schwer fallen, diese Vögel an ein Ersatzfutter zu gewöhnen und nach Europa überzubringen. Sie würden hier eine außerordentliche Zierde der Thiergärten sein.

\* \* \*

(Ameisenvögel.) „Unsere im gleichen Schritt fortschreitende Reihe mußte an der Spitze ein unerwartetes Hinderniß gefunden haben — die Bewegung stockte. Voll Befürchtung eilte ich dahin: die Ersten des Zugs standen vor einem braunen, zwölf bis sechzehn Fuß breiten Bande; denn so und nicht anders sah der dicht gedrängte Heerzug der Wanderameise aus, welcher eben unsern Pfad kreuzte. Zu warten, bis dieser vorüber war, hätte uns zu lange aufgehalten, der Durchbruch dieses Heeres mußte im raschen Laufe unter gewaltigen Sprüngen erzwungen werden. Bis an die Knie mit den wüthend gewordenen Kerfen bedeckt, durchbrachen wir die dichte Reihe, ohne uns jedoch, trotzdem wir sie mit den Händen zerquetschten und mit den Füßen zerstampften,



ganz vor den schmerzhaften Bissen der gereizten Thiere retten zu können. . . Greift ein solches Heer, von dem Niemand weiß, woher es kommt, noch wohin es zieht, auch Alles an, das sich ihm auf seinem Wege entgegenstellt, so hat es doch ebenfalls seine Feinde, namentlich unter den Vögeln, welche es stets in großer Anzahl begleiten.“ So schildert Schomburgk und berichtet sodann Einiges über die Lebensweise jener Vögel, welche wir im Nachfolgenden beschreiben werden.

Die Ameisenvögel (Myiotherae) bilden eine an Sippen und Arten sehr zahlreiche Familie, welche vorzugsweise in Südamerika heimisch ist. Viele Arten haben große Ähnlichkeit mit den Walddrosseln, andere erinnern an die Säger im engeren Sinne und einige wohl auch an die Würger. Bezeichnend für die Gesamtheit ist, daß die Füße auf Unterkanten der Flügel ausgebildet sind.

Sie bewohnen die großen Waldungen der Ebenen oder die buschigen Strecken der Steppengebenden, meiden aber das Gebirge. Je ausgedehnter, je feuchter und heißer der Wald, um so häufiger finden sie sich. Einige Arten kommen in der Nähe bewohnter Ortschaften, andere wenigstens nahe besuchter Wege vor; die große Mehrzahl dagegen hält sich verborgen im Innern der Dichte, hier den größten Theil ihres Lebens laufend verbringend. Das Fliegen wird ihnen schwer, dagegen sind sie Meister im Laufen und wetteifern hierin mit jedem andern Vogel; denn sie rennen nicht bloß sprungweise über den Boden dahin, mit einer Schnelligkeit, daß es einem Hunde Mühe macht, sie einzuholen, sondern sie springen auch mit gewaltigen Sätzen hoch vom Boden auf erhabene Gegenstände oder von diesen wieder herab.

Kerbthiere bilden ihre Hauptspeise; doch verschmähen einige auch Pflanzennahrung nicht. Sie lieben die Ameisen, ohne daß man jedoch sagen kann, daß diese Kerbthiere ihre bevorzugte Speise wären.

Einer der bekanntesten Ameisenvögel ist das Feuerauge (*Pyriglena domicella*). Es gehört zu der Gruppe oder Horde der Ameisenfresser (*Formicivori*), welche die langschwänzigen Arten umfaßt, die weniger auf dem Boden, als auf dem Gezweige des Unterholzes leben. Bei dem männlichen Vogel sind Schnabel, Füße und der größte Theil des Gefieders schwarz, die Flügeldeckfedern am Buge weiß und die großen Deckfedern weiß gerandet. Das Auge ist, dem Namen entsprechend, dunkelfeuerroth. Die Länge beträgt gegen 7 Zoll.

Das Feuerauge ist in allen Waldungen Brasiliens nicht selten und kriecht überall in den Gebüsch der großen Wälder umher, da, wo sie dicht und dunkel sind.

Daß dieses nette Geschöpf ein eifriger Ameisenjäger ist, erfahren wir durch verschiedene Forscher. Alle versichern, daß in der Nähe eines wandernden Ameisenheeres die Jagd auf diese sonst so vorsichtigen Vögel überaus leicht ist. Schwerer aber hält es, die geschossenen aus der Mitte des wandernden Heeres hervorzuholen, ohne von hundert erbitterten Kerben gebissen zu werden. Rittlich hebt hervor, daß er von den Ameisen fürchterlich gebissen wurde, obgleich sie zum Glück zu eilig waren, als daß sie sich in Massen auf ihn geworfen hätten.

Ameisenkönig (*Grallaria Rex*) heißt ein anderer, 8 Zoll langer Ameisenvogel, der seiner Hauptfärbung nach braun und heller gefleckt ist.

In allen geschlossenen und dichten Waldungen des ganzen Küstengebiets von Brasilien bis nach Columbien ist dieser Vogel überall bekannt und man erzählt von ihm, daß er sich einzeln zwischen den übrigen Ameisenvögeln aufhalte und eben deshalb als deren König bezeichnet werden könne; doch soll diese Angabe eine Fabel sein.

Einige andere Ameisenvögel verdienen besonders aus dem Grunde Beachtung, weil sie in mancher Hinsicht Verwandtschaft mit dem australischen Leirvogel zeigen. Man bildet aus ihnen eine eigene Familie, welche wir Kallenschlüpfer nennen und den Ameisenvögeln anreihen. Das bezeichnendste Merkmal dieser Vögel ist der merkwürdig entwickelte Fuß.

Eine der auffallendsten Arten ist der Tapacolo der Chilenen (*Pteroptochus megapodius*). Das Gefieder ist auf der Oberseite bräunlicholivengrün, auf der Brust röthlichbraun, auf dem Bauche weißlich, dunkler in die Quere gestreift, an der Kehle, den Halsseiten und über dem Auge weiß; die Steuerfedern sind braun, die Schwingen röthlichbraun gesäumt.

Ueber die Lebensweise der Kallenschlüpfer wissen wir noch heutigen Tages sehr wenig. Rittlich entdeckte den Tapacolo in der Nähe von Valparaiso. Er nennt ihn mit Recht einen der bezeichnendsten Vögel des Landes. „So verborgen der merkwürdige Gesell sich zu halten pflegt“, sagt er, „so muß doch an den mit einer eigenthümlichen Bambusenform überwucherten Abhängen sein Dasein jedem Beobachter der Natur durch die einzelnen, in unregelmäßigen Zwischenräumen auf einander folgenden Töne seiner Stimme sich kundgeben, die wunderbar knarrend und kreischend lauten und allmählig immer tiefer werden. Der Tapacolo und seine Verwandten



Der Tapacolo (*Pteroptochus megapodius*).

gewähren oft den überraschendsten Anblick, wenn sie plötzlich mit ihren kurzen, zum Fluge unfähigen Flügeln, den raschen Lauf unterstützend, aus dem Dickicht hervorschlüpfen und in einer Stellung, wie wir sie wohl bei unserm Zaunkönig zu sehen gewohnt sind, auf einer hervorragenden Spitze auf Augenblicke sich zeigen, nachdem sie dahin durch einen plötzlichen, ungeheuren Sprung gelangt sind. Durch einen ähnlichen Sprung verschwinden sie ebenso plötzlich wieder....“ „Unter den Vögeln Chiloe's“, berichtet Darwin, „sind zwei Kallenschlüpfer die merkwürdigsten. Der erstere, welcher von den Chiloesen Turco genannt wird (eben der Tapacolo), ist nicht selten. Er lebt auf der Erde, geschützt von den Gesträuchen, mit denen die trockenen und kahlen Hügel hier und da bedeckt sind. Mit seinem aufgerichteten Schwanz und stelzengleichen Beinen kann man ihn sehr oft sehen, wie er mit ungemeiner Schnelligkeit von einem Gebüsch zum andern hüpfet. Es bedarf wirklich nicht viel Einbildungskraft, zu glauben, daß der Vogel sich seiner selbst schämt und seiner lächerlichen Gestalt bewußt ist. Wenn man ihn zuerst sieht, wird man versucht, auszurufen: Ein schlecht ausgebalgter Vogel hat sich von einem Museum geflüchtet und ist wieder lebendig geworden. Man kann ihn ohne die größte Mühe nicht zum Fliegen bringen. Auch läuft er nicht, sondern hüpfet nur. Die verschiedenen lauten Töne, welche er hören läßt, wenn er unter dem Gesträuch verborgen ist, sind so fremdartig, wie sein ganzes Aeußere. Er soll sein Nest in eine tiefe Höhle unter der Erde bauen. Ich zerlegte mehrere. Der sehr muskulöse Magen enthielt Käfer, Pflanzensafarn und Kiesel. Hiernach, nach der Länge der Beine, den Füßen zum Kraken und der häutigen Bedeckung der Nasenlöcher, scheint dieser Vogel bis zu einem gewissen Grade die Droßeln mit den hüßnerartigen Vögeln zu verknüpfen.“ „Eine zweite Art (*Pteroptochus albicollis*), welche hier Tapacolo heißt, ist mit der ersten verwandt. Der kleine Wicht trägt seinen Schwanz mehr als aufrecht, nämlich rückwärts nach dem Kopfe zu geneigt.“

Eine verwandte Art wird von den Eingeborenen Sid, Sid, von den Engländern bellender Vogel genannt (*Hylactes Tarnii*). Dieser letztere Name ist sehr passend; denn sicher kann Niemand unterscheiden, ob nicht ein kleiner Hund irgendwo im Walde bestet.



Unter allen Vögeln Neuholands hat kein einziger mehr Streit unter den Naturforschern hervorgerufen als der Leierschwanz (*Menura superba*). Er gehört zu denjenigen Geschöpfen, welche in kein System passen wollen, weil es schwer wird, ihm die rechte Stelle anzuweisen. Anfangs zählte man ihn seiner bedeutenden Größe und der auffallenden Schwanzbildung wegen zu den Fasanen, gegenwärtig hat er in der Ordnung der Singvögel seinen Platz gefunden; denn hierher verweisen ihn nicht bloß seine Gestalt, sondern auch seine Lebensweise.

Es mag dahingestellt bleiben, ob man die Leierschwänze mit andern Singvögeln in ein und derselben Familie vereinigen oder ob man sie als Vertreter einer eigenen Familie betrachten darf; jedenfalls steht so viel fest, daß ihre Gestalt eine sehr eigenthümliche ist. Der Leib ist schlank gebaut, der Hals mittellang, der Kopf verhältnißmäßig groß und wohl geformt, der Flügel kurz, der Schwanz sehr lang, der Fuß hoch. Der Schnabel ist gerade, an der Spitze gebogen, vor derselben etwas ausgeschweift, an der Wurzel breiter als hoch; die Nasenlöcher liegen in der Mitte des Schnabels, sind groß, eiförmig und durch eine Haut halb geschlossen. Die Füße sind schlankläufig, denn die Mittelzehe ist bloß halb so lang, wie der Lauftheil; sie und die Seitenzehen haben beinahe dieselbe Länge; die äußere und die mittlere sind bis zum ersten Gelenk verwachsen, alle durch große, gekrümmte, aber stumpfe Nägel bewehrt, welche ebenso lang sind, wie die Zehen selbst. In dem sehr gewölbten Flügel sind die ersten fünf Schwungfedern abgestuft, die sechste bis neunte aber von gleicher Länge und die längsten. Der Schwanz ist sehr lang; seine sechzehn Federn sind verschiedenartig gebildet. Diejenigen, welche man als die eigentlichen Steuerfedern bezeichnen möchte, zwölf an der Zahl, können kaum mehr Federn genannt werden, weil die Fahnenstrahlen nicht zusammenhängen, sondern weit gedrängt von einander stehen, sodaß sie den zerklüfteten Schmuckfedern mancher Reiherarten ähneln; die beiden mittleren und die beiden äußeren Steuerfedern dagegen sind mit zusammenhängenden Fahnen besetzt, erstere mit sehr schmalen, letztere, welche außerdem sförmig gekrümmt sind, mit schmalen Außen- und sehr breiten Innenfahnen. Diese Schwanzbildung, der schönste Schmuck des Vogels, kommt übrigens bloß dem Männchen zu; denn der Schwanz des Weibchens besteht nur aus zwölf abgestuften Steuerfedern von gewöhnlicher Form. Das Gefieder ist reich und locker, auf Rumpf und Rücken fast haarartig, auf dem Kopf hollenartig verlängert, um die Schnabelwurzel herum in Borsten verwandelt.

Die Färbung der genannten Art ist der Hauptsache nach ein dunkles Braungrau, welches auf dem Wirtel röthlich überlaufen ist; die Kehle und Gurgelgegend sind roth; die Unterseite ist bräunlichschwarz, blässer am Bauche; die Armschwingen und die Außenfahne der übrigen sind rothbraun; der Schwanz ist auf der Oberseite schwärzlichbraun, auf der Unterseite silbergrau; die Außenfahnen der beiden leierförmigen Federn sind dunkelgrau, ihre Spitzen sammet-schwarz, weiß gefranst, ihre Innenfahnen abwechselnd schwarzbraun und rostroth gebändert; die mittleren Schwanzfedern sind grau, die übrigen schwarz. Die Länge des Männchens beträgt 38 Zoll, wovon 23 Zoll auf den Schwanz kommen. Das Weibchen ist bedeutend kleiner, nur ungefähr 30 Zoll lang, wovon 17 Zoll auf die beiden mittleren Schwanzfedern zu rechnen sind.

Das Vaterland des Leierschwanzes ist Neusüdwales, östlich bis zur Moritonbay, südwestlich bis gegen Port Philipp hin. In Victorialand und im Osten Neuholands leben zwei nah verwandte Arten (*Menura Victoriae* und *Menura Alberti*) in ähnlichen Verhältnissen und in ähnlicher Weise, so daß wir das von allen Bekannte wohl auf die eine Art beziehen können. Die Aufenthaltsorte sind Buschwaldungen und zwar solche in der Nähe der Küste ebensowohl, wie diejenigen, welche Bergabhänge im Innern bedecken. An geeigneten Orten ist der Leierschwanz durchaus nicht selten, in gewissen Gegenden sogar sehr häufig; demungeachtet hält es überaus schwer, ihn zu beobachten und noch schwieriger, ihn zu erlegen. Er wählt sich nämlich vor allem andern solche Stellen aus, welche auf hügeligem oder felsigem Grunde dicht bewaldet sind. Die Reisenden und Jäger schildern seine Lieblingsplätze als beinahe unzugänglich; sie klagen aber weniger über die Hindernisse, welche ihnen der dichte Wald entgegensetzt, als über die Beschaffenheit des Bodens. „Das Umherklettern in diesen Bergen“, so erzählt ein Leierschwanzjäger, „ist nicht bloß beschwerlich, sondern auch höchst gefährlich. Die Spalten und Klüfte sind mit ungeheuren Massen halbverwesteter Pflanzenstoffe bedeckt, in denen man wie in Schnee knietief wadet. Ein falscher Tritt, und der Mann verschwindet oder bleibt wie ein Keil in den Felspalten stecken. Ein Glück, wenn er seine Waffe noch gebrauchen, wenn er sich vermittelst eines Schusses durch den Kopf vom langlamen Verschmachten befreien kann; denn Hilfe ist unmöglich.“ An solchen Orten hört man den Leierschwanz überall, aber man hört ihn eben nur. Gould verweilte tagelang in den Gebüsch und war von Vögeln umgeben;



Der Leierschwanz (*Menura superba*).



er hörte ihre laute, helle Stimme, war aber nicht im Stande, einen zu Gesicht zu bekommen, und nur die rücksichtsloseste Ausdauer und die äußerste Vorsicht belohnte später seine Bemühungen.

Diese Schwierigkeit, sich dem vorsichtigen Geschöpf zu nähern und so zu sagen, mit ihm zu verkehren, läßt es begreiflich erscheinen, daß wir trotz aller Jagdgeschichten, welche die Reisenden uns mitgetheilt haben, ein eigentlich klares Bild der Lebensweise, des Betragens, der Gewohnheiten und Sitten des Leierschwanzes noch nicht haben gewinnen können. Alle Beobachter stimmen in dem Einen überein, daß der Vogel den größten Theil seines Lebens auf dem Boden zubringt und nur höchst selten sich zum Fliegen bequemt. Laufend durchmisst er die ungeheuren Waldungen, laufend eilt er über liegende Baumstämme oder selbst durch das Gezweige derselben dahin, zu Fuße klettert er an den starren und rauhen Felswänden empor, springend erhebt er sich plötzlich bis zu zehn Fuß und mehr über den vorher eingenommenen Stand, springend senkt er sich von der Höhe der Felswände zur Tiefe herab, und nur wenn er den Grund einer Felspalte besuchen will, nimmt er zu den Schwingen seine Zuflucht. Fremden Geschöpfen gegenüber bekundet er die äußerste Vorsicht; es scheint aber, daß er den Menschen noch ängstlicher flieht, als die Thiere. Mit Seinesgleichen vereinigt er sich niemals; denn man trifft ihn immer paarweise an und beobachtet, daß zwei Männchen, welche sich begegnen, augenblicklich mit einander in den heftigsten Streit gerathen und sich erbittert umherjagen. Bei eiligem Laufe trägt sich der Leiervogel wie ein Fasan, den Leib sehr gestreckt, den Kopf vorn übergebogen, den langen Schwanz zusammengelegt und wagrecht gehalten, weil dies die einzige Möglichkeit ist, das Buschdickicht zu durchmessen, ohne seinen prächtigsten Schmuck zu beschädigen. Morgens und Abends sind die Vögel am thätigsten, während der Brutzeit aber treiben sie sich auch in den Mittagsstunden auf besonders vorgerichteten Plätzen umher. Sie scharren sich nämlich kleine runde Hügelchen zusammen und bewegen sich hier nach Art balzender Hühner, indem sie unablässig auf jenen Hügeln umhertreten, dabei den Schwanz emporhalten, ihn äußerst zierlich ausbreiten und ihren Gefühlen außerdem durch die verschiedensten Laute Ausdruck geben. Die Stimme ist außerordentlich biegsam, den entwickelten Singmuskeln durchaus entsprechend. Der gewöhnliche Lockton ist laut, weiterschallend und schrillend, der Gesang verschieden, je nach der Vertheilung; denn er ist ein Gemisch von eigenen und von erborgten oder gestohlenen Lauten. Der eigenthümliche Gesang scheint eine sonderbare Bauchrednerei zu sein, welche man nur hören kann, wenn man dem Sänger selbst bis auf einige Ellen nahe ist. Die Strophen desselben sind lebhaft, aber verworren; sie brechen oft ab und werden dann mit einem tiefen, hohlen und knackenden Laute geschlossen. „Dieser Vogel“, sagt Becker in vollkommenster Uebereinstimmung mit andern Beobachtern, „besitzt wohl die größte Gabe, Töne aller Art nachzuahmen. Um einen Begriff zu geben, wie weit diese Fähigkeit geht, führe ich Folgendes an. In Gipsland steht nahe dem südlichen Abhange der australischen Alpen eine Holzschneidemaschine. Dort hört man an stillen Sonntagen fern im Walde das Wellen eines Pundes, menschliches Lachen, Gesang und Getreisch von vielen Vögeln, Kindergeheul und dazwischen das ohrenzerreißende Geräusch, welches das Schärfen einer Säge hervorrufft. Alle diese Laute und Töne bringt ein und derselbe Leierschwanz hervor, welcher unweit der Schneidemaschine seinen Ruheplatz hat.“ Gegen die Brutzeit hin verdoppelt sich die Redseligkeit des Leierschwanzes noch bedeutend; er ersetzt dann, wie die Spottdroffel Amerikas, ein ganzes Heer von singenden Vögeln.

Die Nahrung besteht größtentheils in Kerbthieren und Würmern; man fand besonders Tausendfüße, Käfer und Schnecken in dem Magen der Erlegten.

Die Brutzeit fällt in den August. Der zum Nestbau gewählte Lieblingsplatz ist das dicke Gestrüpp an Abhängen der tiefen und schroffen Klüfte, an denen die Gebirge so reich sind, oder auf den kleinen Ebenen, welche zwischen den Flußwindungen am Fuße der Gebirge liegen. Hier sucht der Vogel junge Bäume aus, welche dicht neben einander stehen und deren Stämmchen eine Art von Trichter bilden; zwischen diesen Stämmchen, ein oder zwei Fuß über dem Boden, besetzt er sein Nest. Zuweilen mag es auch auf einem ausgehöhlten Baumstamm oder in einem nicht allzu hohen Farrenstrauch gefunden werden. Es hat 18 Zoll im Durchmesser und ist 5 Zoll hoch. Der Unterbau besteht aus einer Lage von groben Reisern, Holzstücken und dergleichen; das eigentliche, kugelförmige Nest ist aus feinen biegsamen Wurzeln zusammengeflochten und innen mit den zartesten Federn des Weibchens ausgefüllt; die obere Hälfte ist nicht dicht mit der unteren verbunden und läßt sich leicht von ihr trennen: sie bildet das Dach des ganzen Baues und besteht wie der untere Theil aus grobem Gehölz, Gras, Moos, Farrenblättern und ähnlichen Stoffen. Von weitem sieht das Nest aus, als wäre es weiter nichts als ein drei Fuß breites und ebenso hohes Bündel trockenen Reisigs. Eine seitliche



Öffnung dient als Eingang; durch sie soll das Weibchen rückwärts und zwar mit über den Rücken gelegtem Schwanz eintreten. Der Leierschwanz brütet nur einmal im Jahre und legt bloß ein einziges Ei, welches dem einer Ente an Größe gleichkommt und auf hellaschgrauem Grunde schwach mit dunkelbräunlichen Flecken gezeichnet ist. Die Beschaffenheit des Nestes läßt den Schluß zu, daß das Weibchen allein brütet. Im Anfang Septembers ist das Junge ausgegeschlüpft; es ist fast unbefiedert und zeigt nur hier und da zolllange, schwarze, Pferdehaaren ähnliche Federgebilde. Eine Brut wurde beobachtet. Das Junge kam mit geschlossenen Augen aus dem Ei, doch waren die Lider schon vollständig getrennt. Ein anderes, später aus dem Neste genommenes war schon ziemlich groß und sein Schrei, ein lautes „Tching tching“ wurde oft gehört; antwortete sein Pfleger mit „Bullan, bullan“, dem Vokalen des Alten, so kam es herbeigelaufen; es konnte mit diesen Lauten förmlich geleitet werden. Nach kurzer Zeit war es sehr zahm geworden, starb jedoch leider am achten Tage nach seiner Gefangennahme. Mit andern Gefangenen ist man glücklicher gewesen. Vier junge, dem Ausfliegen nahe Leierschwänze, dem Neste entnommen, wurden bei gewöhnlichem Drosselfutter vier Monate lang am Leben erhalten, gingen aber bei einer Feuerzbrunst gänzlich verloren. Gestützt auf diese Erfahrungen, darf man hoffen, diese merkwürdigen Vögel mit der Zeit auch als Bewohner der Thiergärten zu sehen.

\*  
\*  
\*

(Grasmücken.) Die letzte Zunft umfaßt die Sänger (Sylviadae), die kleinsten und schlanksten Mitglieder der Ordnung, gekennzeichnet durch geraden, dünnen, pfriemenförmigen Schnabel, kräftige, mittelhochläufige Füße, kurze, ziemlich gerundete Flügel, einen verschieden langen, auch in der Form mannsfach abändernden Schwanz und ein meist seidenweiches Gefieder.

Als die edelsten in dieser Zunft betrachten wir die Grasmücken (Sylviae). Sie sind kleine, sehr übereinstimmend gestaltete und im Ganzen auch ähnlich gefärbte oder gezeichnete, schlank gebaute und zart oder seidenweich befiederte Singvögel. Das Gefieder ist reich und sehr weich; seine Hauptfärbung ist ein zartes Grau, welches bald in das Rötliche, bald in das Bräunliche spielt. Lebhaftere Färbung ist selten unter den Grasmücken, wenn auch nicht gänzlich ausgeschlossen. Die Geschlechter tragen in der Regel ein ähnliches Kleid, obwohl auch hier das Gegentheil vorkommt. Die Jungen unterscheiden sich nur ausnahmsweise merklich von den Alten.

Die alte Welt und insbesondere der Norden derselben ist die Heimat der Grasmücken; der Wald und zwar vorzugsweise der Laubwald und die Gebüsche sind ihre Wohnsitze. Sie meiden die Höhe und finden sich deshalb selten im eigentlichen Hochwald, während sie im Niederlande überall vorkommen. Je dichter die Büsche zusammenstehen, um so geeigneter erscheinen sie den Grasmücken zu ihren Wohnsitzen, und deshalb sagt ihnen der Niederwald Südeuropas ganz besonders zu. Bei uns zu Lande lieben sie außer den zusammenhängenden Dickichten die Gebüsche im Felde oder im Garten; einzelne begnügen sich schon mit einer größeren Hecke.

Fast alle Arten kommen nur selten und immer bloß auf kurze Zeit zum Boden herab; sie unterscheiden sich dadurch sehr wesentlich von der großen Mehrzahl der Singvögel, welche wir bisher kennen gelernt haben. Man darf sagen, daß sie auf dem Boden ebenso fremd, wie die Drosseln auf ihm heimisch sind. Im Gebüsche hingegen beweisen sie ihre Meisterschaft. Munter und thätig, bewegungslustig und unruhig, wie irgend ein anderer Singvogel, durchtrieben sie auch die dichtesten Hecken, die verschlungensten Nester mit unnachahmlicher Gewandtheit. Im allgemeinen leben sämtliche Grasmücken sehr versteckt und hüten sich ängstlich fast vor jeder Bewegung außerhalb ihrer schützenden Gebüsche. Diese Furchtsamkeit erklärt sich durch schlechten Flug. Wenige Arten sind fähig in großen Bogentlinien eifertig dahinzujagen; die meisten flattern mehr, als sie fliegen, und ihre Flugbewegung erscheint schwerfällig, unsicher und wartend. Trotzdem scheuen sich die bei uns lebenden Grasmücken nicht vor größeren Reisen; denn sie sind Zugvögel, und ziehen bis in die Mitte Afrikas.

Hochbegabt sind die Grasmücken in einer Hinsicht: alle Arten, ohne Ausnahme, sind vorzügliche Sänger. Gerade in dieser Familie gibt es wahre Meister des Gesanges, und wenn auch einige diesen gegenüber als Stümper erscheinen mögen: die große Menge gehört ganz unzweifelhaft zu den befähigtesten aller Singvögel überhaupt.

Auch die höheren Fähigkeiten sind als wohlentwickelte zu bezeichnen. Sie sind klug, wissen sich nach den Umständen vortrefflich einzurichten, unterscheiden ihre Freunde und Feinde; sie zeigen sich zutraulich, wo dies gerechtfertigt ist und scheu, wo sie Nachstellungen erfahren haben.



Einzelne legen unter Umständen eine große List an den Tag, andere bekunden zuweilen ein Mißtrauen ohne Grenzen, welches mit ihrer sonstigen Zuthunlichkeit und Harmlosigkeit gar nicht im Einklange zu stehen scheint. Mit fremdartigen Vögeln leben sie in bester Eintracht und auch unter Jhresgleichen im Frieden, so lange nicht die Liebe ins Spiel kommt und die Eifersucht in ihnen sich regt. Alle sind treue Gatten und treue Eltern. Ihrer Brut zu Liebe opfern sie sich in wahrhaft rührender Weise auf; um die Kinder zu retten, bieten sie sich selbst dem Raubthiere zur Beute dar. Sie brüten mehr als einmal im Jahre, selbstverständlich regelmäßig in ihren beliebten Gebüsch. Ihr Nest zeichnet sich durch eine hübsche Form, aber auch durch eine leichte, flache Bauart aus. Es besteht aus dürrn Pflanzenstengeln verschiedener Art, welche so locker zusammen geschichtet werden, daß die Wände geradezu durchsichtig sind. Raupen und Spinnengewebe, etwas Pflanzenwolle, zuweilen auch wohl grünes Moos wird in die Wandung mit eingewebt; feine Würzelchen, Hälmlchen und Rispen, Pferdehaare kleiden die Mulde innen aus. Wenige Grasmücken bauen in höhere Baumwipfel, die Mehrzahl wählt sich vielmehr dichte, niedere Büsche und besetzt ihr Nest hier in einem passenden Gabelaste, höchstens in Manneshöhe über dem Boden, — falls man wirklich von Befestigung sprechen darf; denn gar nicht selten ist auch der Standort des Nestes so leichtsinnig gewählt, daß ein heftiger Windstoß den Bau herabwirft. Das Gelege besteht aus vier bis sechs Eiern, welche auf weißlichem Grunde grau oder bräunlich gefleckt sind.

Die Grasmücken fressen Kerbthiere und Beeren, erstere im Frühling und Sommer, letztere im Herbst. Sie fressen vom Gezweig und von den Blättern allerhand Larven, Puppen, Käupchen oder festhängende Kerbthiere im Fliegenzustande ab, ziehen andere auch wohl aus den Blüthen hervor, jagen aber nur selten einer vorbeiflatternden Beute nach. Im Spätsommer und Herbst erscheinen sie familienweise auf den beeren- oder fruchttragenden Bäumen, bei uns zu Lande auf Johannis-, Flieder-, Brombeer-, Faulbaum-, Weisblatt-, Hartriegel- und anderen Beerensträuchern, auch wohl auf Kirschbäumen, im Süden Europas vorzugsweise auf den Feigenbäumen, jedoch ein südlicher Forscher mit Recht behaupten durfte, daß vom August ab alle Grasmücken Feigenfresser seien. Ungeachtet dieser geringen Räubereien bringen sie niemals und nirgends Schaden; denn der Nutzen, welchen sie durch Aufzehren von Kerbthieren stiften, überwiegt den ohnehin kaum nennenswerthen Schaden bei weitem.

Es hält nicht schwer, Grasmücken zu fangen; die meisten gewöhnen sich auch leicht an die Gefangenschaft, und einzelne halten im Käfige jahrelang aus. Kein Wunder daher, daß diese Vögel als Stubengenossen des Menschen hoch geschätzt und wahre Lieblinge der Thierfreunde sind. Nicht wenige Liebhaber von Stubenvögeln gibt es, welche sie allen übrigen Singvögeln vorziehen, der Spottdroffel ebensowohl, wie dem Sprosser oder der Nachtigall.

Man hat in der Neuzeit auch die Familie der Grasmücken in viele Sippen getrennt; die Uebereinstimmung aller Arten ist aber sehr groß, und die Kennzeichnung der einzelnen Gruppen deshalb schwierig. Wir wollen hauptsächlich zwei Gruppen ins Auge fassen: die Grasmücken ohne jede weitere Nebenbezeichnung und die Strauchjäger Südeuropas.

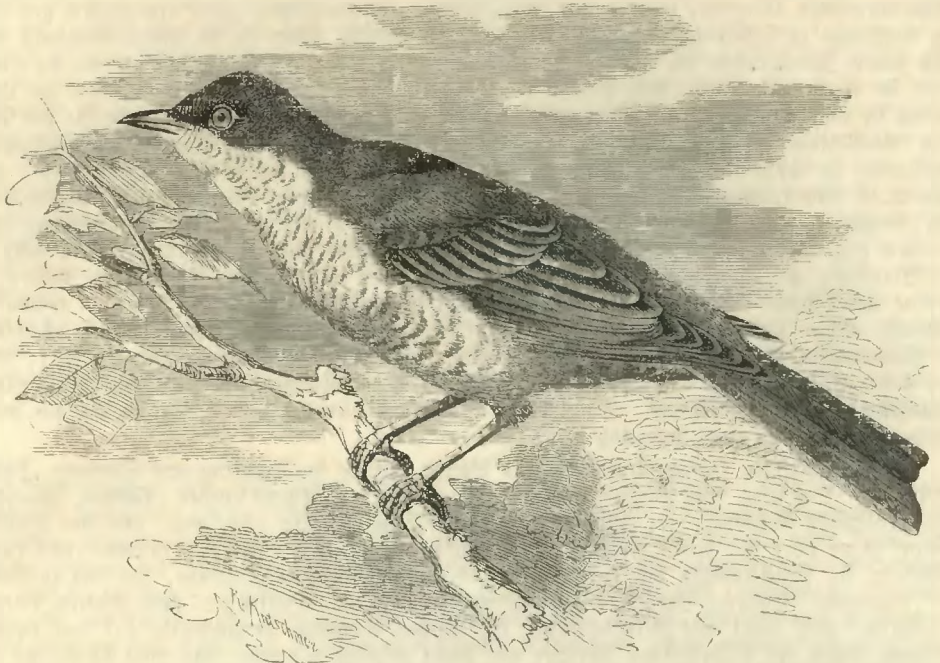
Unter den Grasmücken (*Curruca*) mag die Sperbergrasmücke (*Curruca nisoria*) an erster Stelle erwähnt werden, weil sie unter den europäischen Arten die größte ist. Ihre Länge beträgt gegen 7 Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist tief aschgrau, gewöhnlich mit rostgelblichem Anfluge, das der Unterseite grauweiß, durch dunkelgraue Mondflecken, welche besonders beim Männchen deutlich hervortreten, gesperrt.

Noch ist nicht festgestellt, wie weit das Vaterland dieser Art sich erstreckt. Man hat sie vom südlichen Schweden an bis Mittelitalien und nach Osten hin bis Kasan angetroffen, überall nur hier und da, keineswegs aller Orten. In einzelnen Theilen Deutschlands, und namentlich in den Auengegenden, an den buschreichen Ufern größerer Flüsse ist sie häufig, an andern Orten fehlt sie gänzlich oder gehört wenigstens zu den größten Seltenheiten. Sie erscheint in Deutschland Ende Aprils oder Anfang Mai's und verweilt hier höchstens bis zum August.

In ihrem Betragen ist sie eine echte Grasmücke. Sie kommt selten auf den Boden herab und bewegt sich hier schwerfällig, fliegt auch ungern, springt dafür aber mit größter Gewandtheit von einem Zweige zum andern und zwingt sich mit überraschender Fertigkeit durch die dichtesten Hecken. Ihre Lockstimme ist ein schnalzendes „Tsched“, der Warnungslaut ein schnatzendes „Err“, der Gesang nach der Vertiklichkeit verschieden, im allgemeinen aber ausgezeichnet schön, wohlklingend, reichhaltig.

Im Gebauer gewöhnt sich die Sperbergrasmücke nicht leicht ein: sie ist, wie der Vogelsteller sagt, trozig, geht schwer an das Futter und kann überhaupt keinen Wechsel vertragen.



Die Sperbergrasmücke (*Curruca nisoria*).

So herrlich der Gesang dieses Vogels ist, so schwer wird es, eine Sperbergrasmücke lange zu erhalten, insbesondere, weil sie fürchtbar von Läusen heimgesucht wird.

Die zweitgrößte Grasmücke Europas ist der Meistersänger (*Curruca Orphea*). Ihre Länge beträgt 6 $\frac{1}{2}$  Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite aschgrau, auf dem Rücken bräunlich überflogen, auf dem Scheitel und dem Nacken bräunlich oder grauschwarz, auf der Unterseite weiß, seitlich der Brust lichtrosfarbig; die Schwingen und die Steuerfedern sind mattschwarzbraun; die schmale Außenfahne der äußersten Schwansfeder ist weiß, die breite Innenfahne zeigt an der Spitze einen weißen keilförmigen Fleck von derselben Färbung, die zweite einen weißen Spizenfleck. Das Auge ist hellgelb, der Oberschnabel schwarz, der Unterschnabel bläulichschwarz, der Fuß rötlichgrau, ein nackter Ring ums Auge blaugrau.

Der Meistersänger gehört dem Süden Europas an; in Deutschland ist er nur als Jüngling beobachtet worden. Da, wo in Spanien die Pinie ihre schirmförmige Krone ausbreitet, da, wo in den Fruchtebenen Johannisbrod-, Feigen- und Delbäume zusammenstehen, wird man selten vergeblich nach ihm suchen. Seine Winterreise dehnt er bis Mittelfrika und Indien aus.

Abweichend von andern Grasmücken bevorzugt der Meistersänger höhere Bäume; in dem eigentlichen Niederwald ist er niemals beobachtet worden. Die Ebenen beherbergen ihn weit häufiger als die Gebirge; das bebautte üppige Land, welches regelmäßig bewässert wird, scheint ihm alle Erfordernisse zum Leben zu bieten. Sehr gern siedelt er sich auch in Kieferwäldern an. An derartigen Vertlichkeiten vernimmt man überall den ausgezeichneten Gesang des Meistersängers, und hier sieht man, wenn man den Klängen vorsichtig nachgeht, das Paar in den höheren Baumtröcken sein Wesen treiben.

Der Meistersänger verdient seinen Namen. Er ist während der ganzen Brutzeit unermüdlich; denn er singt selbst in der Hitze des Mittags. Das Lied erinnert einigermaßen an den Schlag unserer Amsel, ist jedoch nicht so laut und wird auch nicht ganz so getragen gefungen und ein Kenner, welcher einen Meistersänger längere Zeit im Käfig hielt, sagt, daß er vorzüglicher sänge, als irgend eine Grasmücke.

Einzelne Meistersänger nehmen auch Töne aus vieler anderer Vogel Liedern auf.

Die Brutzeit beginnt in der Mitte des Mai und währt bis Mitte Juli's; dann tritt die Mauser ein. Während der Paarungszeit sind die Männchen im höchsten Grade streitlustig, und



wenn ihre Eiferfucht rege wird, verfolgen sie sich wüthend. Das Nest steht hoch oben in der Krone der Bäume.

Daß sich der Meistersänger bei geeigneter Pflege im Käfig jahrelang hält, ist durch Beobachtung zur Genüge erwiesen.

Als nordischer Vertreter des vorstehend beschriebenen Südländers darf unsere Gartengrasmücke (*Curruca hortensis*) angesehen werden. Sie ist 6 Zoll lang. Das Weibchen ist bedeutend kleiner, dem Männchen aber durchaus ähnlich gefärbt. Das Gefieder der Oberseite ist olivengrau, das der Unterseite hellgrau, an der Kehle und am Bauche weißlich; die Schwingen und der Schwanz sind dunkelgrau. Das Auge ist lichtgraubraun, der Schnabel und der Fuß sind schmutzibleigrau.

Als die Heimath der Gartengrasmücke ist Mitteleuropa anzusehen. Nach Norden hin verbreitet sie sich bis zu 68° nördl. Breite; nach Süden hin nimmt sie rasch an Anzahl ab. Sie trifft bei uns Ende Aprils oder spätestens Anfangs Mai ein und verläßt uns wieder im September. Auch sie bevorzugt den Wald; aber sie macht auch ihrem Namen alle Ehre: denn jeder buschreiche Garten, namentlich jeder Obstgarten, weiß sie zu fesseln, selbstverständlich um so sicherer, je verwilderter er ist, d. h. je mehr dichte Hecken und Gebüsche er hat. Sie treibt sich ebensoviel im niederen Gebüsch wie in den Kronen mittelhoher Bäume umher, wühlt aber, wenn sie singen will, gern eine mäßige Höhe.

Sie ist ein einsamer, harmloser Vogel, welcher sich durch ein stilles, aber thätiges Leben auszeichnet, in steter Bewegung ist, dabei aber keinen der ihn umgebenden Vögel stört oder anfeindet und selbst gegen die Menschen einiges Zutrauen verräth; denn er ist vorsichtig, aber nicht scheu und treibt sein Wesen oft unbekümmert in den Zweigen der Obstbäume, während gerade unter ihm Menschen arbeiten. Er hüpfst, wie die andern Grasmäcken, in sehr gebückter Stellung leicht und schnell durch die Nester hin, aber ebenso schwerfällig, schief und selten auf der Erde, wie jene. Da er mehr auf Bäumen, als im Gebüsch lebt, so sieht man ihn auch öfter als andere Arten von Baum zu Baum, selbst über größere freie Flächen fliegen; er schnurrt dann schußweise fort, während er im Wanderfluge eine regelmäßigere Schlangenlinie beschreibt. Die Lockstimme ist ein schnalzendes „Täck täck“, der Warnungsruf ein schnarrendes „Nrahr“, der Angstruf ein schwer zu beschreibendes Gequaak, der Ausdruck des Wohlbehagens ein sanftes, nur in der Nähe vernehmliches „Wiwawawü“. Der Gesang gehört zu den besten, welche in unsern Wäldern oder Gärten laut werden. Sobald das Männchen im Frühling bei uns ankommt, hört man seinen vortrefflichen, aus lauter flötenartigen, sanften, dabei aber doch lauten und sehr abwechselnden Tönen zusammengesetzten Gesang, dessen lange Melodie im mäßigen Tempo und meistens ohne Unterbrechung vorgetragen wird, aus dem Grün der Bäume erschallen, und zwar vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang, den ganzen Tag über, bis nach Johannisfest. Nur in der Zeit, wenn das Männchen brüten hilft, singt es in den Mittagsstunden nicht, sonst zu jeder Tageszeit fast ununterbrochen, bis es Junge hat; dann macht die Sorge für diese öftere Unterbrechungen nothwendig. Während des Singens sitzt es bloß am frühen Morgen, wenn eben die Dämmerung anbricht, still in seiner Hecke oder Baumkrone, sonst selten und nur auf Augenblicke; es ist vielmehr immer in Bewegung, hüpfst singend von Zweig zu Zweig und sucht nebenbei seine Nahrung. Der Gesang hat die längste Melodie von allen bekannten Grasmäckengesängen und einige Ähnlichkeit mit dem der Mönchgras- mücke, noch viel mehr aber mit dem der Sperbergras- mücke, denn er, bis auf einen durchgehends reinen Flöten- ton, vollkommen gleichen würde, wenn in jenem nicht einige weniger melodische oder unsanftere Stellen vorkämen.

Das Nest steht bald tief, bald hoch über dem Boden, zuweilen in niederen Büschen, zuweilen auch auf kleinen Bäumchen. Es ist unter allen Grasmäckenestern am leichtfertigesten gebaut und namentlich der Boden zuweilen so dünn, daß man kaum begreift, wie er die Eier festhält. Das Gelege ist erst zu Ende Mai vollzählig. Die fünf bis sechs Eier sind gewöhnlich auf trübbräunlichweißem Grunde mattbraun und aschgrau, weiß gefleckt und marmorirt. Unge- stört brütet das Pärchen nur einmal im Jahre.

Des ausgezeichneten Gesanges wegen wird die Gartengras- mücke häufig im Käfig gehalten. An die Gefangenschaft gewöhnt sich dieser geduldige Vogel bald, zumal, wenn man ihm anfänglich die Flügel bindet und den Käfig mit einem grünen Tuche verhängt. Nachher wird er gewöhnlich ungemein zahm und erfreut dadurch, wie durch sein fleißiges Singen außerordentlich. Jung aus dem Neste genommene Gartengras- mäcken werden ungemein zahm. Ihre Erziehung kann man sich erleichtern, wenn man sie sammt dem Neste in einen Käfig steckt und diesen da hin- hängt, wo jenes stand: denn die Eltern verlassen ihre Brut auch dann nicht, ja, sie äßen sogar,



wenn sie selbst gefangen und mit ihren Kindern zusammengeperrt wurden, mit demselben Eifer, wie in der Freiheit. Bei guter Pflege kann man die Gefangenen zehn bis zwölf Jahre im Käfige erhalten. Die Eingewohnten beginnen gewöhnlich schon im December zu singen und lassen sich bis Ende Juli fleißig hören.

Das allbekannte Müllerkchen, die Zaun- oder Klappergrasmücke (*Curruca garrula*) ist der Gartengrazmücke nicht unähnlich gefärbt, aber bedeutend kleiner und deshalb auch dem Laien leicht kenntlich. Seine Länge beträgt nur 5 $\frac{1}{2}$  Zoll. Das Gefieder ist auf dem Oberkopfe aschgrau, auf dem Rücken bräunlichgrau, auf den Flügeln dunkelbraungrau, auf der Unterseite weiß, an den Brustseiten gelbröthlich überflogen; ein Flügelstreifen ist dunkelgrau; die Flügel- und Schwanzfedern sind wie gewöhnlich lichter gefärbt; das äußerste Paar der Steuerfedern ist weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel dunkel-, der Fuß blaugrau.

Mittleuropa scheint die eigentliche Heimat des Müllerkchens zu sein. Von hieraus verbreitet es sich bis nach Südschweden und Rußland hin, gehört aber schon in Norwegen zu den seltenen Erscheinungen und kommt im Süden Europas, vielleicht mit Ausnahme Italiens, nur als Zugvogel vor. Es trifft bei uns erst Anfangs Mai ein und verläßt uns schon im September wieder. Während seines kurzen Sommerlebens in der Heimat siedelt es sich vorzugsweise in Gärten, Gebüsch und Hecken an, neben den Ortschaften, wie zwischen den Wohnungen derselben, selbst sogar inmitten größerer Städte. Doch fehlt es auch dem Walde nicht, falls dieser nicht gar zu ausgedehnt und düster ist.

Auch das Müllerkchen ist ein außerordentlich munterer und anmuthiger Vogel, welcher fast niemals lange an einer Stelle verweilt, sondern immer in Bewegung ist, sich gern mit andern Vögeln neckt und mit Seinesgleichen herumjagt, dabei die Gegenwart des Menschen nicht achtet und ungeschüchtern vor ihm sein Wesen treibt. Nur bei rauher oder nasser Witterung sträubt es zuweilen sein Gefieder, sonst sieht es immer glatt und schiant aus, schlüpft und hüpfet behend von Zweig zu Zweig und entschwindet so schnell dem ihm verfolgenden Auge des Beobachters. So leicht und schnell es durchs Gebüsch hüpfet, so schwerfällig geschieht dies auf dem Erdboden, und es kommt deshalb auch nur selten zu ihm herab. Sein Flug ist leicht und schnell, wenn es gilt, größere Strecken zu durchmessen, sonst jedoch flatternd und unsicher. Die Lockstimme ist ein schnalzender oder schmazender, der Angstruf ein quatternder Ton. Der Gesang, welchen das Männchen sehr fleißig hören läßt, besteht aus einem langen Piano aus allerlei abwechselnd zwitschernden und leise pfeisenden, mitunter schirrenden Tönen, denen als Schluß ein kürzeres Forte angehängt ist: ein klingendes oder klapperndes Trillern, welches das Lied vor dem andern Grazmücken kennzeichnet.

Das Nest steht in dichtem Gebüsch, niedrig über dem Boden, im Walde vorzugsweise in Schwarz- und Weißdorngebüsch, auf Feldern in Dornhecken, im Garten hauptsächlich in Stachelbeerbüsch. Es ist überaus leicht gebaut. Das Gelege besteht aus vier bis sechs runden, zartchaligen Eiern, welche auf reinweißem oder bläulichgrünem Grunde mit asch- oder violettgrauen, gelbbraunen Flecken und Punkten bestreut sind, besonders am dickeren Ende. Die Eltern brüten wechselweise und lassen ihre Jungen nie im Stich; auch die ihnen untergeschobenen jungen Kukuks, bei denen sie sehr häufig Pflegeelternstellen vertreten müssen, ziehen sie mit Aufopferung heran. Wie die meisten Grazmücken läßt sich das Müllerkchen ohne sonderliche Mühe an ein Ersatzfutter gewöhnen und dann lange Zeit im Käfig halten.

Der Vogel, „welcher von allen andern der canarischen Inseln den schönsten Gesang hat, der Capirote, ist in Europa unbekannt. Er liebt so sehr die Freiheit, daß er sich niemals zähmen läßt. Ich bewunderte seinen weichen, melodischen Schlag in einem Garten bei Drotava, konnte ihn aber nicht nahe genug zu Gesicht bekommen, um zu bestimmen, welcher Gattung er angehörte.“ So sagt A. v. Humboldt, und es sind nach des großen Forschers Besuch auf den Inseln noch Jahre vergangen, bevor wir erfahren, welchen Vogel er meinte. „Eeltfames Mißverständnis eines großen Mannes“, fügt Volke den von ihm angezogenen Worten Humboldt's hinzu, „seltenes Mißverständnis, welches wenige Tage längerer Verweilens aufgeklärt haben würden! Eigenthümliche Ungewißheit, in welcher der Genius des damals im Anbrechen begriffenen Jahrhunderts eine Vogelstimme verkannte, die er an den Ufern seines heimatlichen Teglersees so oft vernommen haben mußte, auf deren Wiederholung aber an dem Fuße des Tynde längs den Küsten einer entlegenen Insel er schwerlich gefaßt sein konnte.“

Jetzt wissen wir, daß der so hochgefeierte Capirote, welchen der Canarier mit Stolz seine Nachtigall nennt, kein anderer ist, als unser allbekanntes Mönch, das Schwarzblättchen, Schwarzkatze, der Schwarz-, Möhren- oder Mauskopf, das Kardinalchen, der Klosterwenzel u. s. w., die schwarzköpfige Grazmücke (*Curruca atricapilla*), einer der



begabtesten, liebenswürdigsten und gefeiertesten Sängern unserer Wälder und Gärten. Der Mönch, wie wir ihn der Kürze wegen nennen wollen, kennzeichnet sich vor allen andern deutschen Grasmücken durch seine Kopfzeichnung. Das Gefieder der Oberseite ist grauschwarz, das der Unterseite lichtgrau, das der Kehle weißlichgrau; der Scheitel aber ist beim alten Männchen tiefschwarz, beim Weibchen und jungen Männchen rothbraun gefärbt. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 5 Zoll 10 Linien.

Der Mönch bewohnt ganz Mitteleuropa, Südsandinavien und Südrußland, Polen, Ungarn und Norditalien, aber auch, und zwar sehr häufig, die kanarischen Inseln, während er in Griechenland wie in Spanien nur auf dem Zuge erscheint. Seine Wanderung dehnt er bis nach dem Eudahu aus; in Indien dagegen scheint er nicht vorzukommen. Er trifft bei uns ein gegen die Mitte des April, nimmt in Waldungen, Gärten und im Gebüsch seinen Wohnsitz und verläßt uns im September wieder.

Der Mönch ist ein munterer, gewandter und vorsichtiger Vogel. Er ist in steter Bewegung, hüpfet unaufhörlich und mit großer Geschicklichkeit in den dichtesten Büschen herum, trägt dabei seinen Leib gewöhnlich wagrecht und die Füße etwas angezogen, legt die Federn fast immer glatt an und hält sich sehr schmuß und schön. Auf die Erde kommt er selten. Sitzt er frei, und man nähert sich ihm, so sucht er sich sogleich in dichten Zweigen zu verbergen oder rettet sich durch die Flucht. Er weiß dies so geschickt einzurichten, daß man den alten Vögeln oft lange vergeblich mit der Finte nachgehen muß. Die Jungen sind, auch im Herbst noch, weniger vorsichtig. Sein Flug ist geschwind, fast gerade aus mit starker Schwingenbewegung, geht aber selten weit in einem Zuge fort. Nur nach langer Verfolgung steigt er hoch in die Luft und verläßt den Ort ganz. Zur Brutzeit hat er einen ziemlich großen Bezirk und hält sich zuweilen nicht einmal in diesem. Sein Vokalon ist ein angenehmes „Tack, tack, tack“, worauf ein äußerst sanfter Ton folgt, welcher sich mit Buchstaben nicht bezeichnen läßt. Dieses „Tack“ hat mit dem der Nachtigall und der klappernden Grasmücke so große Ähnlichkeit, daß es nur der Kenner gehörig zu unterscheiden vermag. Es drückt, verschieden betont, verschiedene Gemüthszustände aus und wird deswegen am meisten von den Alten, welche ihre Jungen führen, ausgestoßen. Das Männchen hat einen vortrefflichen Gesang, welcher mit Recht gleich nach dem Schlage der Nachtigall gefehlt wird. Manche schätzen ihn geringer, Manche höher, als den Gesang der Gartengrasmücke. Die Reinheit, Stärke und das Flötenartige der Töne entschädigen den Liebhaber hinlänglich für die Kürze der Strophen. Dieser schöne Gesang, welcher bei einem Vogel herrlicher ist, als bei dem andern, fängt mit Anbruch des Morgens an und ertönt fast den ganzen Tag.

Der Mönch brütet zweimal des Jahres, das erstemal im Mai, das zweitemal im Juli. Das Nest steht stets im dichten Gebüsch, da wo der Schwarzwald vorherrscht, am häufigsten in dichten Fichtenbüschen, da wo es Laubhölzer gibt, hauptsächlich in Dornbüschen verschiedener Art. Es ist verhältnißmäßig gut, aber durchaus nach Art anderer Grasmückennester erbaut. Das Gelege besteht aus vier bis sechs länglichrunden, glattschaligen, glänzenden Eiern, welche auf fleischfarbenem Grunde mit dunkleren und braunrothen Flecken, Schmitzen und Punkten gezeichnet sind.

Des ausgezeichneten Gesanges wegen wird der Mönch häufiger als alle übrigen Grasmücken im Käfig gehalten. „Der Mönch“, sagt Graf Sourcy, „ist einer der allerbesten Sängern und verdient, meinem Geschmack nach, in der Stube den Rang vor jeder Nachtigall. Sein langer, in Einem fortgehender Gesang ist störender und manchfaltiger, dabei nicht so durchdringend, als jener der beiden Nachtigallarten, von deren Schlägen der Mönch ohnehin sehr viel dem seinigen einmischet. Einige unter ihnen rufen die Worte „Judith“ und „Brief“ so deutlich aus, als es nur ein Sprosser thun kann; andere ahmen den Gesang der Bastardnachtigall, den Pfiff des Pirols und den Schlag der Finken herrlich nach; andere mischen den Gesang der Amsel, des Rothschwanzes und den Schlag der Wachtel in ihr Lied ein. Besonders hübsch klingt es, von einem so kleinen Vogel das „Tack tack“ der Amsel recht tief und laut rufen zu hören. Es gibt Vögel unter ihnen, welche alle diese Abwechslungen und überhaupt ihren ganzen Gesang fast ebenso laut, als den Ueberschlag vortragen.“

„Viele unter ihnen singen fast das ganze Jahr, andere acht bis neun Monate. Die ausgezogenen taugen nichts, lernen aber zuweilen ein Liedchen pfeifen. Ein solcher Vogel trug das Blasen der Postknechte prächtig vor.“

„Alle Mönche, selbst die Wildfänge, werden außerordentlich zahm und sind dann ihrem Herrn so zugethan, daß sie ihn oft schon von Weitem mit Gesang begrüßen und sich darin, selbst wenn er ihren Käfig umherträgt, nicht stören lassen. Einen solchen hatte ich über elf,



Die Dorngrasmücke (*Curruca cinerea*).

einen andern neun Jahre... Er ist leicht zu erhalten und verlangt nicht so gutes Futter, wie die Nachtigallen oder die andern Grassmücken. Ich kenne Liebhaber, welche ihrem Plattmonch nichts Anderes als unter einander geriebene Semmel und Rüben geben und ihn doch gesund erhalten.“ Beeren scheinen seinem Wohlbefinden sehr förderlich zu sein.

Von einem gefangenen Mönch erzählt Volke das Nachstehende. „Die Hauptstadt Canaria's erinnert sich noch des Caprote einer früheren Nonne, die täglich, wenn sie dem noch jungen Vögeln Futter reichte, wiederholt: „mi ninno ohiceritito“ (mein allerliebste Mädchen) zu ihm sagte, welche Worte dasselbe bald ohne alle Mühe, laut und tönend, nachsprechen lernte. Das Volk war außer sich ob der wunderbaren Erscheinung eines sprechenden Singvogels. Jahrelang machte er das Entzücken der Bevölkerung aus, und große Summen wurden der Besitzerin für ihn geboten.“

Als Brutvogel kommt in Deutschland noch eine Art der Familie vor: die Dorngrasmücke, der Hagischlüpfer, Wald- oder Nachtfänger und Dornreich, die graue, fahle, braune u. Grassmücke, das Weißstelchen und wie sie sonst noch heißt (*Curruca cinerea*). Sie ist  $5\frac{1}{2}$  Zoll lang. Unter ihren deutschen Verwandten zeichnet sie sich durch ihren schlanken Leib und den verhältnißmäßig langen Schwanz, die weiße Kehle und die rostfarbene gefalteten Oberflügel aus.

Von Schweden und Rußland an verbreitet sich die Dorngrasmücke nach Süden hin über den größten Theil Europas. Im Norden Spaniens, namentlich in Catalonien, und auf Sardinien ist sie noch Brutvogel, in Griechenland und Südspanien nur Zugvogel. Auf ihrer Winterreise durchwandert sie einen großen Theil Afrikas. In Nordwestasien soll sie ebenfalls Sommergast sein. Bei uns zu Lande bevorzugt sie niedere Dorngebüsch jeder andern Vertlichkeit.



Sie ist ein äußerst lebhafter, rascher und gewandter Vogel, ruht keinen Augenblick, sondern hüpfet unaufhörlich in den Gebüschchen herum und durchkriecht vermöge ihres schlanken Leibes mit ungemeiner Geschicklichkeit auch die dichtesten, durchsucht Alles und kommt sehr oft lange Zeit nicht zum Vorschein. Das Männchen hat einen zwar manchfachen, aber wenig klangvollen Gesang, welcher aus vielen abgebrochenen Tönen zusammengesetzt ist und an Anmuth und Schönheit dem der meisten deutschen Sanger sehr nachsteht; bemerkenswerth ist, daß die Dorngrasmücke ihren Gesang nicht bloß im Singen und Hüpfen, sondern auch im Fluge hören läßt. Sie kommt nämlich singend auf die höchste Spitze eines Busches herauf, steigt flatternd fünfzehn bis dreißig Ellen in die Höhe und stürzt sich, immer singend, entweder flatternd in schiefer, oder mit angezogenen Schwingen fast in senkrechter Richtung wieder herab. Hierdurch macht sie sich dem kundigen Beobachter schon von Weitem kenntlich.

Im Käfig wird die Dorngrasmücke seltener gehalten, als ihre Verwandten; auch verlangt ihre Wartung die größte Sorgfalt, da auch sie vom Ungeziefer überaus geplagt wird.

Außer dem Meistersänger leben im Süden Europas noch andere Grasmücken, welche ebenfalls der ersten Gruppe oder Sippe gezählt werden müssen, obgleich die ungerechtfertigte Behauptung aufgestellt worden ist, daß sie nur durch klimatische Einflüsse hervorgebrachte Abarten der beschriebenen seien. Erwähnenswerth ist die Brillengrasmücke (*Curruca conspicillata*). Dieselbe ist 5 Zoll lang und die Färbung des Gefieders ähnelt der unserer Dorngrasmücke allerdings sehr: die Brillengrasmücke ist so zu sagen eine verkleinerte Ausgabe von dieser. Alle Farben sind aber lebhafter und reiner. Den Namen hat sie von einem weißen Ring, der das Auge umgibt. Der Brillensänger bewohnt in Spanien ebensowohl wie in Griechenland oder auf Sardinien und Malta, die mit dem niedersten Gestrüpp, so namentlich auch mit Rosmarin oder mit Disteln bestandenen dürren Berggehänge. Auch er scheint Standvogel oder höchstens Strichvogel zu sein.

Das Weißbärtchen (*Curruca leucopogon*) gehört zu den zierlichsten und farbenschnösten Arten seiner Familie; namentlich das alte Männchen ist ein prächtiges Geschöpf. Die Oberseite ist schön aschgrau, die Unterseite graulichweiß, die Kehle aber lebhaft rostbraun, durch ein schmales, weißes Band, welches von der Schnabelwurzel an gegen die Schultern verläuft, von der dunkleren Färbung der Oberseite getrennt; ein Kreis von röthlichen Federn umgibt das Auge; die Ohrfedern sind braunlich, die Schwingen und Schwanzfedern dunkelbraun, die äußersten Steuerfedern auf der Außenfahne zu dreiviertel ihrer Länge weiß, auf der Innenfahne durch einen lichten Keilsfleck gezeichnet, die übrigen weiß gesäumt. Das Auge ist röthlichgrau, das Augenlid blaßziegelroth, der Schnabel matthornschwarz, der Fuß röthlichgrau. Die Länge des Männchens beträgt 4 $\frac{3}{4}$  Zoll.

Alle Gebirgsgegenden des nördlichen Spaniens deckt ein wunderbarer Wald, welchen die Spanier bezeichnend den Nieder- oder Strauchwald nennen. Er ist so dicht, so merkwürdig, wie es der Wald nur irgendwo sein kann; denn er ist ein Zwergwald im eigentlichen Sinne des Wortes. Prachtvolle Haidenarten, Eichen-, Oleander-, immergrüne Eichen- und Ulmengebüsch setzen ihn zusammen und einigen sich zum fast undurchdringlichen Dickicht. Einzelne Bäumchen erheben sich über dieses Wirrjal von Pflanzen und erscheinen nur deshalb höher, als sie es sind, weil der Zwergwald unter ihnen den Maßstab gibt für ihre Höhe. Dieser Wald nun, welcher auch im übrigen Südeuropa und in Nordwestafrika vorherrschend geworden ist, darf als die eigentliche Heimat der zwerghaften Grasmücken bezeichnet werden. Sie gehören zu ihm, als wären sie eigens für ihn geschaffen. Mäuseartig gewandt und schnell hüpfen sie hier durchs Gebüsch, welches ihre Welt ist, und nur selten erheben sich einzelne von ihnen in größere Höhe, eben zu den Wipfeln eines jener das Dickicht überragenden Bäumchen. Zu diesen gehört das Weißbärtchen, obgleich es nicht das einzige Glied seiner Familie ist, welches höhere Bäume nicht über sich leiden mag.

Im Südosten Europas tritt zu den genannten noch eine andere kleine Grasmücke, welche zu Ehren Rüppel's benannt wurde (*Curruca Rueppellii*) und in ihrer Gesamtfärbung so sehr an unsere graue Nachtelze erinnert, daß sie mit dieser verwechselt werden kann. Sie ist ein Bewohner der buschigen Thäler der Wüsten oder wüstenähnlichen Gegenden oder der spärlich bewachsenen Inseln.

Einer Gruppe von Grasmücken wurde der Name *Pyrophthalma*, Feuerauge, gegeben, weil alle hierher gehörigen Arten durch nacktes und lebhaft rothgefärbtes Augenlid auffallen.

Das Schwarzköpfchen (*Pyrophthalma melanocephala*), das verbreitetste und häufigste Mitglied der Sippe, ist 5 $\frac{3}{4}$  Zoll lang. Das Gefieder der Oberseite ist grauschwarz, das der



Unterseite weiß, röthlich angeflogen; der Kopf ist sammet schwarz, die Kehle reinweiß; Flügel und Schwanzfedern sind schwarz, die drei äußersten Steuerfedern jederseits und die Außenfahnen der ersten weiß. Das Auge ist braungelb, das nackte, stark aufgetriebene Augenlid ziegelroth, der Schnabel blau, der Fuß röthlichgrau.

Von Südfrankreich und Süditalien an ist das Schwarzköpfchen über ganz Südeuropa verbreitet und auch auf den kleinsten Inseln noch zu finden, vorausgesetzt, daß es hier wenigstens einige dichte Hecken gibt. Im Niederwalde und in allen Gärten Griechenlands, Italiens und Spaniens ist es gemein. Es wandert nicht, sondern bleibt, wie alle seine Verwandten, jahraus jahrein in der Heimat. Sein Lockton ist ein weniger scharfes „Tred, tred, tred“, und mit ihm beginnt gewöhnlich auch der Gesang, ein sehr manchfaltiges, ziemlich langes, aus schnarrenden und pfeifenden Tönen zusammengesetztes Lied, welches gegen das Ende hin manche ganz artig klingende Strophen hat. Diesen Gesang läßt es auch öfter von einem Orte zum andern fliegend vernehmen, oder, wie der Brillenstrauchfänger, aufsteigend und wieder auf einen Zweig zurückfallend.

Auf Sardinien, Malta, in Griechenland und auf seinen Inseln lebt ein zweiter Strauchfänger, welcher nach seiner Heimat der sardische genannt wurde (*Pyroptalma sarda*). Das Gefieder ist auf der Oberseite schwärzlichaschgrau, leicht rostfarben angeflogen, auf der Unterseite hellaschgrau, an der Kehle weißlich, am Bauche schmutzigweiß; die Schwung- und Steuerfedern sind braunschwarz, rostgrau gefäumt; das äußerste Paar der Steuerfedern ist außen weiß gefäumt. Das Auge ist nußbraun, der nackte Augenlidrand gelblichfleischfarben, der Schnabel schwarz, am Grunde des Untertiefers gelblich, der Fuß lichterhornfarben.

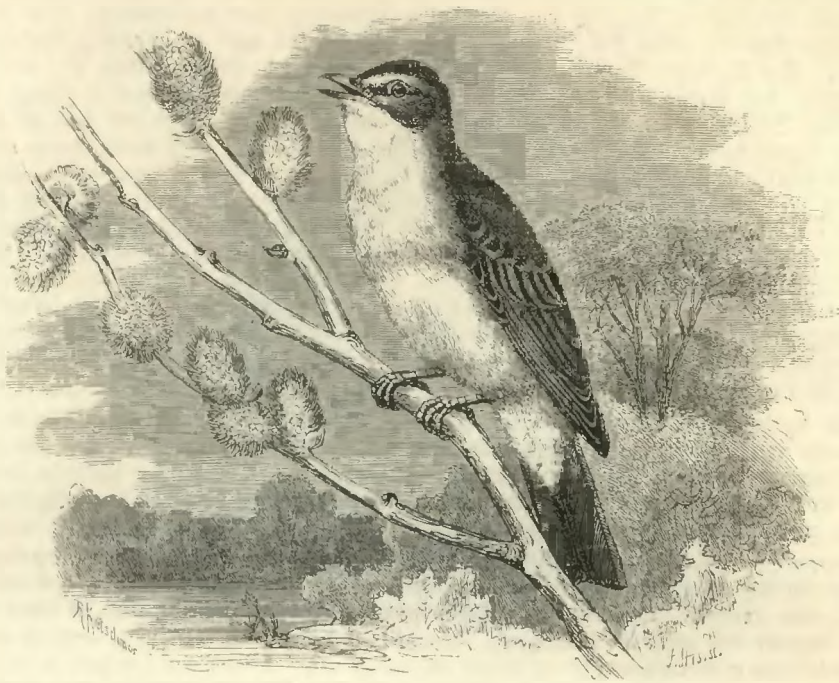
Diese Grasmücke ist vielleicht der gemeinste Vogel, den es auf Sardinien gibt. Er bewohnt Berg und Ebene, aber immer nur da, wo der Boden mit Gisten und Haide bedeckt ist. Besonders auf den von diesen Pflanzen bedeckten Hügeln lebt eine außerordentlich große Anzahl. Lastlos in Bewegung, von einem Gistenstrauch zum andern gehend, bald Kräferchen aus der Blütenkrone hervorpickend, bald einen flatternden Spanner über der Erde im Laufe verfolgend, läßt er von Zeit zu Zeit sein klingendes Liedchen erschallen, welches eine große Ähnlichkeit mit dem Gezwitscher eines jungen Kanarienvogelmännchens hat, mit dem Unterschiede jedoch, daß jenes wie der Gesang des Rothschelchens, in Moll schließt. So wenig laut das Lied des sardischen Sängers auch an und für sich ist, so weit kann man es doch vernehmen, besonders einzelne hellere Töne, die fast ganz dem Schellen einer kleinen Klingel gleichen.

Der Sänger der Provence (*Pyroptalma provincialis*), welcher in Spanien sehr häufig beobachtet wird, muß als der nächste Verwandte des sardischen Sängers angesehen werden. Auch er ist ein einfach, aber dennoch hübsch gezeichneter Vogel. Die Länge beträgt 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 5 Zoll, und auch dieser kleine, muntere, fleißig singende, gewandte Sänger ist ein prächtiges Thierchen. Man freut sich immer von neuem, wenn man ihn wieder sieht. Die niederen Kieferdidiichte, die mit der stattlichen Buschhaide, den Gistenrosen bedeckten Nordabhänge der Gebirge Cataloniens, die mit dürftigem Gestrüpp kaum begrüntem Einöden Valencia's, die steppenartigen Ackerstücke Castiliens, die Eichenwälder, Hecken, niedere Gebüsch sind seine Heimat. Kaum betritt man einen dieser Urwälder der kleinen Sängerschaft, so vernimmt man sein einfaches aber gemüthliches Liedchen und erblickt, wenn man glücklich ist, das rothgebrüstete Vögelchen auf der Astspitze eines Busches.

\* \* \*

(Laubfänger.) Laubfänger (*Phylloscopi*) hat man bezeichnend die Mitglieder einer Sängersfamilie genannt, welche über die ganze Erde verbreitet oder doch in allen Erdtheilen vertreten ist. Mit Ausnahme der Angehörigen einer Sippe sind alle Laubfänger kleine, schlant und zierlich gebaute Vögel mit verhältnißmäßig langen Flügeln, in denen die dritte, vierte und fünfte Schwinge die längsten sind, mittellangem, gerade abgeschnittenen oder ein wenig ausgeschweiften Schwanz, mäßig hohen und dünnen Füßen und einem schwachen, psriemenförmigen, an der Wurzel aber abgeplatteten Schnabel, welcher bei einzelnen auch seiner ganzen Länge nach breiter als hoch ist. Das weiche Gefieder ist sehr übereinstimmend gefärbt und gezeichnet; man darf es, wenn man es kurz bezeichnen will, blattfarbig nennen: auf der Oberseite pflegt es blaßgrün oder bräunlich, auf der Unterseite gelblich zu sein. Alle Arten, welche man kennt, leben vorzugsweise in den Wipfeln der Bäume, kommen von ihrer Höhe aber auch in die Tiefe herab und halten sich zuweilen tagelang im niederen Gebüsch oder unter Umständen



Der Weidenlaubfänger (*Phylloperone Trochilus*).

auch im Getreide der Felder, so namentlich auf Maispflanzen auf. Sie sind rege, lebendig, behend, hüpfen gewandt durch das Gezweig, wissen sich aber auch auf dem Boden geschickt zu bewegen und sind, wenn auch nicht ausgezeichnete, so doch recht gute Flieger. Alle ohne Ausnahme fangen angenehm, einige sogar vorzüglich. Ihre geistigen Fähigkeiten sind wohl entwickelt und ihre Sitten sehr ansprechend.

Allerlei Kerbtbiere, welche auf den Blättern leben oder die Baume umfliegen, werden von den Laubvögeln aufgelesen, aus Blüthen und Nizen hervorgezogen und im Fluge weggefangen. Beerennahrung scheint ihnen weit weniger zu behagen, als den Grasmücken; sie nehmen höchstens dann und wann mit solcher Kost vorlieb. Bei uns sind sie nur Sommergäste, aber solche, welche ziemlich früh im Jahre erscheinen und uns erst später wieder verlassen: schon im Süden Europas hingegen, und ebenso in den warmen oder gemäßigten Ländern Asiens und Afrikas verweilen sie jahraus, jahrein, wenn auch nicht an denselben Orte, so doch in derselben Gegend. Die nordischen Arten brüten bald nach ihrer Ankunft in der Heimat, einige zweimal im Laufe des Sommers, andere nur einmal. Die Nester sind Kunstbauten; das Gelege besteht aus vier bis sieben äußerst zierlichen, feinschaligen Eiern, welche auf weißem oder lichtrosenrothen Grunde dunkler gefleckt sind.

Der gemeinste unserer Laubvögel (*Phylloperone Trochilus*) wird zum Unterschiede von den andern Weidenlaubfänger oder Weidenzeisig, Weidenblättchen und Weidenmücke, sonst auch wohl Fitis oder Fiting, Schmittl, Wisperlein, Vacköfelchen und Sommerkönig genannt. Er ist auf der Oberseite olivengraugrün, auf der Unterseite weiß, an der Brust graugelblich überflogen; seine Länge beträgt 4 Zoll 11 Linien.

Wie alle Laubvögel überhaupt ist auch der Weidenlaubfänger ein höchst angenehmer Vogel, welcher durch sein munteres und zutrauliches Wesen wie durch seinen zwar einförmigen, aber flötenartigen Gesang ungemein erfreut. Derselbe ist sehr einfach und klingt schwermüthig, jedoch keineswegs unangenehm. Er besteht aus einer Reihe sanfter Töne, welche wie „Hüid hüid, hoid hoid hoid hoid“ klingen. Das ist sein ganzer Gesang; aber das Schmelzende und Flötenartige, das Steigen und Fallen und die Weichheit der Töne gibt ihm etwas so Eigenes und Ansprechendes, daß er dem Schlage vieler Vögel vorzuziehen ist.



Das Nest wird stets vortreflich versteckt. Es steht fast immer auf dem Boden, häufig in Höhlungen oder andern Vertiefungen, gewöhnlich in einem alten Grasbüschel, sonst auch an einem Baumstamme, unter den Blättern eines Blumenstodes und an andern passenden Verticlichteiten. Das Weibchen beginnt damit, das Loch zurecht zu machen, zieht oft mit großer Anstrengung hier Gras und Moosstengel aus und hackt mit dem Schnabel so lange an der betreffenden Stelle herum, bis die Halbkugelform ausgehöhlt ist. Nun erst geht es an den Bau des eigentlichen Nestes; aber es ist so eifrig, daß es das Ganze nach wenig Tagen vollendet hat. Es baut allein, ohne Hilfe des Männchens, und nur in den Morgenstunden, hütet sich sehr, das Nest zu verrathen und hält sich, wenn es nicht eben mit Bauen beschäftigt ist, gar nicht in der Nähe desselben auf. Das Nest selbst ist badosen- oder kegelförmig, wegen seiner dicken Wände sehr groß, oben überwölbt, seitlich mit einem kreisrunden Eingangsloche versehen. Seine Wandungen bestehen aus Moos, dürrm Laub, Grasspalmen und Grasblättern, welche Stoffe nach innen zu feiner gewählt werden; die eigentliche Ausfütterung aber bilden Haas- und Rebhühner-, Tauben-, Krähen- und andere Federn. Das Gelege, welches Anfangs Mai vollzählig ist, zählt fünf bis sieben längliche, glattschalige, glänzende Eier, welche auf milchweißem Grunde mehr oder weniger gleichmäßig mit hellrothen Flecken bestreut sind.

Alle Laubsänger sind namentlich mit Hilfe des Nachtigallgärnchens leicht zu berücken. Die Gefangenen werden sehr bald zahm und zutraulich, zumal wenn man sie frei im Zimmer umherfliegen lassen kann. Einzelne halten sich jahrelang, viele sterben aber schon in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft, da sie schwer an ein Gefangnissutter gehen.

In Südasien, zumal in den Ländern des Himalaya, leben Laubvögel, welche man unter dem Namen Laubkönige (*Reguloides*) von den übrigen getrennt hat. Der Name begründet sich auf die Ansicht früherer Naturforscher, welche diese Vögelchen als nahe Verwandte der Goldhähnchen ansahen. Ein Glied dieser Gruppe (*Reguloides Proregulus*) ist schon wiederholt in Europa und auch in Deutschland beobachtet und erlegt worden und verdient aus dem Grunde besonderer Erwähnung.

In seiner äußeren Erscheinung ähnelt es den andern Mitgliedern der großen Laubsängerfamilie. Das Gefieder ist oben graugrün, auf der Unterseite gelblichweiß; über den Scheitel verläuft eine hellgrüngelbliche Längsbinde, über das Auge hin ein rostgelber Streifen; die Flügel sind durch zwei weißgelbe Querverbinden gezeichnet. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel oben schwärzlichbraun, unten gelblich, der Fuß blaßbraun. Die Länge beträgt 4 Zoll. Ueber seine Lebensweise fehlen ausführliche Beobachtungen.

Eine andere Sippe umfaßt die Gartensänger oder Bastardnachtigallen (*Hypolais*), nicht bloß die größten, sondern auch die edelsten Mitglieder aller Laubvögel. Auch sie sind schlant gebaut; der Flügel, in welchem die dritte oder vierte Schwinge die andern überragt, ist verhältnißmäßig lang, der Schwanz etwas ausgeschnitten, der Fuß kräftig, der Schnabel groß, stark und breit, von oben angesehen dreieckig, an den Schneiden scharf, jedoch kaum merklich eingezogen. Die Bastardnachtigallen haben von den Laubsängern weiter nichts als die Farbe, da ihr Körper gedrungenener, ihr Schnabel viel größer und stärker, ihr Fuß dider ist als bei den letztgenannten. Auch erinnert ihre Lebensart mehr an die der Grasmücken, als an die der Laubsänger. Ihr Gesang zeichnet sich durch große Mannfaltigkeit vor dem anderer Laubvögel aus; und ihr Nest wird nicht auf dem Boden angelegt und oben zugewölbt, sondern zwischen den Baumzweigen eingehängt und oben nicht überdeckt. Selbst die Eier behaupten ein eigenthümliches Gepräge.

In Europa leben wenigstens fünf verschiedenartige Gartensänger, die einen diesseits, die andern jenseits der südlichen Scheidegebirge. Der Gartensänger oder große Laubvogel, die Mehlsbrust und Bastardnachtigall, der Spötterling und Hagipak, das Litteritchen und Schaterntchen (*Hypolais hortensis* oder *Hypolais salicaria*) ist auf der Oberseite grüngrau, auf der unteren blaßschwefelgelb; die Schwingen sind mattschwarzbraun, auf der Außenseite grünlich gefäumt; die Schwanzfedern sind lichter als die Schwingen, außen schmutzig weiß gefäumt. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel graubraun, an der Wurzel der Unterkinnlade röthlichgelb, der Fuß lichtblau. Die Länge beträgt 5½ Zoll.

Als das eigentliche Vaterland des Gartensängers müssen wir Mitteleuropa ansehen. Von hieraus verbreitet er sich nördlich bis Scandinavien.

Unter seinen Familiendverwandten ist der Gartensänger der weichlichste und zärtlichste. Er erscheint bei uns zu Lande erst, wenn alle Bäume sich belaubt haben, also niemals vor Ende Aprils und verweilt in Deutschland höchstens bis Ende Augusts.





Der Gartenjäger (*Hypolais hortensis* oder *Hypolais salicaria*).

Der Gartenjäger macht sich bemerklicher, als viele andere Singvögel. Er gehört zu denen, welche in unmittelbarer Nähe des Menschen gern wohnen, ja Gärten und Obstplantagen sogar dem Walde zu bevorzugen scheinen. Im Laubwalde ist er allerdings ebenfalls zu finden; aber er liebt doch mehr die Ränder als die Mitte desselben; in Nadelwäldern fehlt er gänzlich und ebenso im Gebirge. Gärten mit Hecken und Gebüsch, in denen Hollunder-, Flieder-, Hartriegel- und ähnliche Gesträuche häufig sind, oder Obstplantagen, welche von Hecken eingefast werden, beherbergen ihn regelmäßig.

Er ist ein höchst unruhiger, lebhafter, munterer und gewandter, aber auch ein vorsichtiger Vogel. Sein Gebiet wählt er mit Sorgfalt aus; hat er aber einmal von ihm Besitz genommen, so hält er mit Hartnäckigkeit an ihm fest und kehrt alle Sommer zu ihm zurück, so lange er lebt. Nur während des Singens verweilt er längere Zeit an ein und derselben Stelle, sonst ist er, so zu sagen, beständig auf der Wanderung begriffen. Die Lockstimme ist ein sanftes „Tee tee“, welchem ein wohlklingendes „Teeit“ angehängt wird, wenn ein besonderes Verlangen, Eifersucht oder Zorn, auch wohl drohende Gefahr ausgedrückt werden soll; seinen Aerger oder vielleicht auch seine Kampfeslust pflegt er durch die Silben „Hettettett“ kundzugeben. Der Gesang spricht nicht Jedermann an und wird deshalb verschieden beurtheilt; auch singt keineswegs ein Gartenjäger wie der andere: denn dieser ist vielleicht ein ausgezeichnete Spötter, welcher die verschiedensten Laute der umwohnenden Vögel in seinen Gesang mischt, der andere nur ein erbärmlicher Stümper, welcher bloß wenige wohlklingende Töne vorträgt und die minder angenehmen gewissermaßen zur Hauptflache macht. Besonderer Anerkennung werth ist der Eifer, mit welchem der Vogel sein Lied vorträgt. Er singt von der Morgendämmerung an bis gegen Mittag hin und abends bis zu Sonnenuntergang, am eifrigsten selbstverständlich während das Weibchen brütet oder wenn er Nebenbuhler zum Kampfe auffordert.

Auch der Gartenjäger duldet innerhalb seines Gebietes kein zweites Paar der gleichen Art. Seine Hauptnahrung besteht aus Käserchen und andern kleinen fliegenden Kerbthieren, welche von den Blättern abgelesen oder aus der Luft weggefangen werden.

Ungehindert brütet der Gartenjäger nur einmal im Jahre und zwar zu Ende Mai oder zu Anfang Juni. Das Nest steht regelmäßig in dem dichtesten Buiche seines Gebietes, am liebsten



in Flieder-, Hasel-, Hartriegel-, Faulbaum-, selten oder nie in Dornen tragenden Büschen, nicht gerade verborgen, aber doch immer durch das Laub verdeckt und geschützt. Es ist ein sehr zierlich beutelförmiger Bau, dessen Außenwandungen aus dürrm Gras und Queggenblättern, Bastfasern, Pflanzen- und Thierwolle, Birkenjchalen, Raupenpennspinnst, Papier und ähnlichen Stoffen äußerst kunstreich und sehr dauerhaft zusammengestellt sind, während das Innere mit einigen Federn ausgepolstert und mit zarten Grasshalmen und Pferdehaaren ausgelegt ist. Die vier bis sechs länglichen Eier sind auf rosenrothem oder rosenrothölgrauen Grunde mit schwärzlichen oder rothbraunen Punkten und Aederchen gezeichnet. Männchen und Weibchen brüten wechselweise, zeitigen sie innerhalb dreizehn Tagen und füttern die ausgeschlüpften Jungen mit allerlei kleinen Kerbthieren auf. Bei drohender Gefahr zeigen sie sich ungemein ängstlich, und das Weibchen bedient sich der Verstellung, um den Feind vom Neste wegzulocken.

Es ist erklärlich, daß der so Vielen angenehme Gesang eifrige Liebhaber bewogen hat, den Gartenfänger an das Gebauer zu gewöhnen. Das aber ist eine mißliche Sache; denn er gehört zu den weichlichsten und zärtlichsten aller Vögel. Er verlangt die sorgsamste Pflege und das ausgewählteste Futter, hält aber trotzdem nur selten längere Zeit im Käfig aus.

Ein nahe verwandter Gartenfänger findet sich im Süden Europas und in Nordwestafrika und ist unter dem Namen Grauspötter (*Hypolais cinerascens* oder *Hypolais Arigonis*) beschrieben worden.

\* \* \*

(*Schilffänger*.) Mit den Bastardnachtigallen haben die Schilffänger (*Calamodytae*) große Aehnlichkeit. Ihre Kennzeichen sind ein sehr schlanker Leib, ein gestreckter, schmaler und flachströmiger Kopf, kurze, abgerundete Flügel, in denen die zweite oder die dritte, auch wohl die zweite und dritte Schwinge die andern überragen, ein mittellanger, ab- oder zugerundeter, stufiger oder keilförmiger Schwanz, ein verschiedenartig gestalteter, bald droffelartiger, bald stark pfriemenförmiger Schnabel und starke, mittellange Füße mit kräftigen Zehen und großen gekrümmten Nägeln, sowie endlich ein glatt anliegendes, etwas hartes Gefieder. Männchen und Weibchen unterscheiden sich kaum durch die Größe, die Jungen nur wenig von den Alten. Eine graugelbliche oder ölgrüne Färbung, welche den grünen oder dünnen Rohr-, Schilf- und Grassblättern entspricht, ist vorherrschend, ein lichter Augenbrauenstreif fast allen Arten gemeinsam.

Die Schilffänger erscheinen uns als Mittelglieder zwischen den Laubvögeln oder Grasmücken und den Piepern. Sie bilden eine leicht kenntliche Familie, deren Arten sehr mit einander übereinstimmen; demungeachtet wird es zuweilen schwierig, die Mitglieder anderer Familien von ihnen zu trennen. Sie sind in allen Erdtheilen vertreten und vorzugsweise in der alten Welt heimisch. Alle lieben das Wasser oder wenigstens sumpfige, mit höherem Nied und Gras bewachsene Stellen; die meisten aber bethätigen ihren Namen Schilf- oder Rohrfänger, indem sie sich vom Röhricht und Schilf kaum entfernen. Bäume sind der großen Mehrzahl zuwider, Gebüsche aber werden von einigen zeitweilig besucht. Das Gebirge meiden sie aus leicht begreiflichen Ursachen; denn sie verlangen eben ruhige Gewässer, in denen ihre Lieblingspflanzen gedeihen. Da, wo es Röhricht, Schilf oder Nied in hinreichender Menge gibt, sind sie häufig und auch nicht wählerisch hinsichtlich ihres Aufenthalts; denn sie bewohnen Teiche inmitten von Ortschaften, Wallgraben, welche Städte umgeben, und ähnliche Gewässer in unmittelbarer Nähe des Menschen ebensowohl, wie größere Seen, Teiche und Flußufer, welche selten von Menschen besucht werden. Alle Arten leben versteckt, aber alle machen sich trotzdem leicht bemerklich. Sie sind nämlich sämmtlich sehr fleißige Sänger, ja einige von ihnen sogar höchst redselige und schwafthafte Geschöpfe. Ihr Gesang ist so eigenthümlich, daß man sie daran unter allen Umständen als Das erkennt, was sie sind. Er ist nicht gerade wohlklingend, sondern eher auffallend zu nennen, obwohl damit keineswegs gesagt sein soll, daß er unangenehm wäre: es gibt im Gegentheil gar viele Thierfreunde, welche das singende Geschwätz oder schwafzende Singen unserer Vögel recht angenehm finden und sie auch um deswillen sehr gern haben. Die Bewegungen der Rohrfänger sind ebenfalls eigenthümlich. Sie fliegen mit gebreitetem Schwanz, flatternd und unsicher, höchst ungern weit und vermeiden es ängstlich, das sie schützende Rohrdickicht zu verlassen; dagegen besitzen sie eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit im Springen und Kriechen durch Rohr- und Pflanzenstengel oder durchs Gebüsch. Sie klettern vortreflich an senkrechten Halmen in die Höhe, huschen und laufen wie Mäuse auf dem Boden dahin und wissen sich überhaupt zu verbergen, durch Engen zu winden, zu verkriechen, unsichtbar zu



machen, mit einer Fertigkeit, wie wenig andere Vögel. Diese Gewandtheit in der Bewegung besitzen allerdings nicht alle Arten gleichmäßig; aber sie ist doch der Gesamtheit eigen.

Reibthiere und deren Larven, welche sie von Rohr, Schilf und Grasblättern ablesen oder auch wohl, wenn gleich selten, im Fluge fangen und vom Wasser aufhischen, bilden die Nahrung der Rohrfänger. Würmer verachten sie gänzlich; dafür nehmen sie gern kleine Wasserschnecken und andere Weichthiere zu sich. Einzelne sollen auch Beeren fressen, falls Beerengebüsch am Ufer steht.

Alle bei uns im Norden vorkommenden Schilffänger sind Zugvögel. Sie erscheinen spät im Jahre, verweilen aber ziemlich lange in ihrer Heimat. Zur Fortpflanzung schreiten sie erst dann, wenn ihre Lieblingspflanzen so hoch aufgeschossen sind, daß sie gute Deckung gewähren. Das Nest steht stets über dem Boden oder bei den meisten über dem Wasserspiegel, entweder zwischen senkrechten Rohr-, Rinsen- und andern Pflanzenstengeln oder zwischen Buschgezweig. Es ist ein künstlicher Bau, der Gestalt nach einem länglichen Beutel vergleichbar, und wird immer aufgehängt. Der Reftboden ist sehr dick, die Mulde auffallend tief und der Rand nach oben eingebogen, so daß auch bei heftiger Bewegung der schwankenden Stützen des Nestes die Brut nicht gefährdet ist. Als auffallend muß es erscheinen, daß die Rohrfänger eine gewisse Vorausahnung der Witterung bekunden, daß sie z. B. kommende Ueberschwemmungen im Voraus zu wissen scheinen und in Erwartung derselben ihre Nester höher hängen, als sonst. Die buntgefleckten Eier werden von beiden Geschlechtern ausgebrütet, die Jungen nach dem Ausfliegen noch lange Zeit geführt und geleitet.

Für das Gebauer eignen sich wenige Rohrfänger; die meisten sind so anspruchsvoll und so zart und hinfällig, daß ihre Haltung die größte Sorgfalt erfordert. Gelingt es aber, die Gefangenen an ein passendes Ersatzfutter zu gewöhnen, so erwerben sie sich bald die Liebe der Pfleger, denn sie sind höchst unterhaltende Geschöpfe.

Die Rohrfänger (*Acrocephalus*) entsprechen am genauesten dem vorstehend gezeichneten Bilde der Familie. Unter den Mitgliedern dieser Sippe verdient vor Allem der Erwähnung unsere Rohrdrossel oder Wassernachtigall, welche wohl auch Drossel- oder großer Rohrfänger, Rohrschirf, Rohrschliefer, Rohrvogel, Rohrsperring, Bruch-, Schilf- und Weidendrossel genannt wird (*Acrocephalus turdoides*). Sie ist das größte Mitglied der Familie, welches in Deutschland vorkommt, einer kleinen Drossel etwa gleich, 8 Zoll lang. Das Gefieder ist auf der Oberseite gelblichrostgrau, auf der Unterseite rostgelblichweiß, an der Gurgel aschgrau überlaufen.

Alle wasserreichen Gegenden Deutschlands oder Mittel- und Südeuropas von Liv- und Esthland oder Südkandinavien an bis Griechenland und Spanien beherbergen die Rohrdrossel. Im Süden Europas, im Norden Afrikas und in Indien wird sie durch sehr nahe verwandte Arten vertreten. Sie ist häufig in allen Seen und Teichen oder überhaupt in wenig bewegten Gewässern, in denen das Rohr gedeiht. Auf ihren Standplätzen erscheint sie erst zu Ende Aprils oder im Anfang des Mai und verweilt hier bis zu Anfang Septembers. Dann tritt sie eine Winterreise an, welche sie bis nach Nord-, ja bis nach Mittelafrika führt.

Sofort nach ihrer Ankunft im Frühjahr vernimmt man den lauten, weithallenden Gesang der Männchen, ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend, auch noch nach Sonnenuntergang oder schon, wenn der erste graue Schimmer im Osten sich zeigt, während der ersten Zeit ihres Hierseins sogar zu allen Stunden der Nacht. Dieser Gesang besteht aus mehreren, mannfach abwechselnden Strophen, welche aus vollen, starken Tönen zusammengesetzt sind. Man merkt es ihm an, daß die Frösche von der Rohrdrossel wohl beachtet worden sind; denn er erinnert ebenso sehr an das Knarren und Quaken derselben, als an das Lied eines andern Vogels. Sanft flötende Töne sind unserm Sänger fremd: das ganze Lied ist nichts Anderes, als ein Geknarr oder ein Quiken. „Dorre, dorre dorre, karre karre karre, ferr ferr ferr, fei fei fei fei, karre karre karre, ktt“ sind die wichtigsten und wesentlichsten Theile dieses Liedes. Und dennoch spricht es an. Es liegt etwas ungemein Gemüthliches in diesen Lauten, etwas Lustiges in der Art und Weise, wie sie vorgetragen werden, insbesondere da dort, wo die Rohrdrossel sich hören läßt, auf andern Vogelgesang kaum zu rechnen ist, sondern man in der Nähe ihrer Wohnsitze gewöhnlich nur die unangenehme Stimme der Wasservögel vernimmt.

Die Rohrdrossel brütet, wie alle ihre Verwandten, erst wenn das neu aufschießende Röhricht die geeignete Höhe erlangt hat, also selten vor der Mitte des Juni. Es ist merkwürdig genug, daß die bauenden Rohrfänger ihr Nest regelmäßig in einer Höhe anlegen, bis zu welcher das Wasser nicht emporsteigt, auch wenn es ungewöhnlich anschwellen sollte. Das Nest gehört zu den Kunstbauten. Es hängt zwischen 5 bis 6 Rohrstengeln, etwa 3 Fuß über dem Wasser-



Die Rohrdrossel (*Acrocephalus turdoides*).

spiegel. Es ist viel höher als breit, dickwandig und der Rand seiner Mulde einwärts gebogen. Die Wandungen bestehen aus dünnen Grasblättern und Halmen, welche nach innen feiner werden und mit einigen Würzeln die Ausfütterung bilden. Je nach dem Standort werden die Blätter verschieden gewählt, auch wohl mit Bastfaden von Nesseln, mit Weidenrinde, mit Samenwolle und selbst mit Raupenge-spinnt, Hans- und Wollfäden untermischt, oder das Innere wird mit trockenen Grasrispen, Rosmarinkronen, Pferdehaaren und dergleichen ausgelegt. Das Gelege, welches gewöhnlich aus vier bis fünf Eiern besteht, ist selten vor Mitte Junis vollzählig. Die Eier sind auf bläulichen oder grau-grünlichweißen Grunde mit sehr dunkelolivbraunen, aschgrauen und schieferfarbigen Flecken, Punkten und Schmitzen fast gleichmäßig bedeckt. Sie werden vierzehn bis fünfzehn Tage eifrig bebrütet. Die Jungen sind Ende Julis selbstständig geworden, und nunmehr denken sie schon an die Winterreise.

Gefangene Rohrdrosseln sind angenehme Zimmergenossen. Sie halten sich, wenn sie sich einmal an das Stubenfutter gewöhnt haben, glatt und nett, erfreuen durch ihre außerordentliche Behendigkeit und Gewandtheit, durch ihr geschicktes Klettern und singen auch recht eifrig.

Einige Mitglieder der Familie, welche den Namen Schilfsänger im engeren Sinne führen (*Calamodrus*), kennzeichnen sich durch geringe Größe, verhältnißmäßig kurze Flügel und durch eine von den Rohrfängern verschiedene Lebensweise. Zu ihnen gehört der Uferschilfsänger (*Calamodrus phragmitis*), ein Vogel von  $5\frac{1}{2}$  Zoll Länge. Das Gefieder der Oberseite ist auf olivbraunem Grunde dunkelbraun gefleckt, das der Unterseite rostgelblichweiß und ungefleckt; ein Streifen über dem Auge ist gelb; die hintersten Schwungfedern sind licht gesäumt.

Der Schilfsänger ist in fast allen Ländern Europas gefunden worden, vom 68. Grad nördlicher Breite an bis nach Spanien oder Griechenland hinab. Er bewohnt vorzugsweise die Sümpfe oder die Ufer des Gewässers, am liebsten diejenigen Stellen, welche mit hohem Seggen-gras, Teichbinsen und andern schmalblättrigen Sumpfpflanzen bestanden sind, sonst aber auch die Felder in den Marschen, zwischen denen schilfbestandene Wassergräben sich dahinziehen, mit einem Worte, das Ried und nicht das Köhricht. Er erscheint bei uns im letzten Drittel des



Der Uferschilffänger (*Calamodns phragmitis*).

April und verläßt uns erst im Oktober wieder; einzelne sieht man sogar noch im November. Den Winter verbringt er in Nordafrika.

Der Uferschilffänger ist noch gewandter als die Rohrdrossel und ihre Verwandten. „Er ist“, sagt Naumann, „Meister im Durchschlüpfen und Durchstreichen des dichtesten Gestrüpps, läuft an Binjenhalmen und Rohrstengeln schnell auf und ab und auf der Erde durch das dichteste Pflanzengewirr mit großer Gewandtheit hin. Wenn er sich unbemerkt glaubt, hüpfet er in geduckter Stellung, den Hals tief eingezogen und den Schwanz hängend, durch seine Halmen. Stößt er auf etwas Unerwartetes, so zuckt er mit dem Schwanz ein wenig aufwärts... Sein Flug ist höchst unregelmäßig, bald schlangenförmig hüpfend, bald schnurrend oder flatternd, bald aufsteigend, bald herabstieselnd. Gar nicht selten wirft sich der Vogel auf diese oder jene Seite.“ Die Lockstimme ist ein schnalzendes Laut, der Ausdruck des Unwillens ein schnarrendes „Schar“, der Angstruf ein kreischendes Quaken. Der Gesang ist sehr angenehm und durch einen langen, flötenartigen, lauten Triller, welcher oft wiederholt wird, ausgezeichnet. Er erinnert an das Lied anderer Rohrsänger: einzelne Töne ähneln aber auch wieder denen der Bachstelze oder der Rauchschnalze. Seine Abwechslung ist so groß, daß er mit dem Gesänge einzelner Grasmücken verglichen werden darf.

In der Regel hält sich der Schilffänger so viel als möglich verborgen; während der Paarungszeit aber kommt er auf die Spitzen hoher Pflanzen oder auf freie Zweige empor, um zu singen oder auch, um einen Nebenbuhler zu erspähen, dessen Lied seine Eifersucht reizte. Neugier veranlaßt ihn zu gleichem Thun. Wenn man den Hühnerhund das Gestrüpp durchsuchen läßt, und dieser sich ihm nähert, sieht man ihn oft an einem Binjen- oder Rohrhalme in die Höhe



kommen, sich umschauen und dann blizschnell wieder in die Tiefe verbergen. Am eifrigsten singt der Schilffänger zur Zeit wo das Weibchen brütet und thut dies alsdann in einer ganz eigenthümlichen Weise, denn er fliegt mit langsamen Flügelschlägen sehr häufig von seinem Sitzpunkte aus in schiefer Richtung singend in die Höhe und schwebt, die Schwingen so hoch gehalten, daß die Spitzen sich oben berühren, langsam wieder herab oder stürzt sich, wie ein fallender Stein, gerade von oben hernieder, dabei aber immer aus voller Kehle singend und sich noch außerdem ballartig aufblähend. Bei schönem Wetter wiederholt es dieses sonderbare Spiel sehr häufig, namentlich um die Mittagszeit.

Ungefähr dieselben Kerbthiere, welche andern Rohrfängern zur Speise dienen, bilden auch die Nahrung des Schilffängers. Er liebt sie von Stengeln und Blättern ab, erhascht sie, indem er nach ihnen springt oder fängt sie auch fliegend weg. Beeren frißt er ebenfalls.

Das Nest steht regelmäßig im Seggengrase, immer tief im Sumpfe, an Orten, welche schwer zugänglich sind, stets über sumpfigem Boden und Morast, nicht über dem Wasser, höchstens  $1\frac{1}{2}$  Fuß hoch über der Erde, zwischen Halmen und Zweigen der Pflanzen befestigt und an ihnen gehängt. Es enthält vier bis sechs Eier, deren Grundfarbe schmutziges Weiß ist, welches in das Grüne spielt; die Zeichnung besteht aus matten und undeutlichen Flecken, Krügeln und Punkten von braungrauer oder grauer Farbe. Die Jungen verlassen das Nest, wenn sie vollkommen flügge sind, gebrauchen aber ihre Schwingen in der ersten Zeit gar nicht, sondern kriechen wie Mäuse durch die dichtesten Wasserpflanzen dahin.

Gefangene Uferschilffänger gehören zu den Seltenheiten, nicht, weil sie sich schwer halten, sondern weil sie schwer zu erlangen sind.

Einer der ausgezeichnetsten und anziehendsten aller Rohrfänger ist der Heuschrecken- oder Grillenfänger, der Grasshüpfer oder Schwirl (*Locustella certhiola* oder *Locustella Rayii*), der Vertreter einer eigenen Sippe, welche sich durch folgende Merkmale kennzeichnet. Der Leib ist schlant und viel höher als breit, der Schnabel an der Wurzel breit, gegen die Spitze hin pfriemenförmig, der Fuß ziemlich hoch und langzellig, der Fittig kurz und abgerundet, der Schwanz mittellang, breit und abgestuft, sein Unterdeckgefieder sehr lang. Das übrige Gefieder ist weich und fein, seine Färbung ein düsteres Bräunlichgrün, mit dunklerer Fleckenzeichnung auf dem Rücken und auf der Oberbrust. In der Lebensweise unterscheiden sich die Grillenfänger von allen übrigen Schilffängern; denn sie bewohnen mehr den Boden zwischen Gräsern und Pflanzen aller Art, als diese selbst, auch lassen sie sämmtlich einen sonderbaren Gesang vernehmen, welcher dem bekannten Schwirren der Heuschrecken oder Grillen ähnelt.

Der Schwirl, wie wir die oben bezeichnete Art nennen wollen, erreicht eine Länge von  $4\frac{1}{2}$  bis  $5\frac{1}{2}$  Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite olivengrau oder olbraungrau, durch eiförmige braunschwarze Flecken gezeichnet; Kehle und Gurgel sind weiß; die Oberbrust ist auf rostgelblichem Grunde mit wenigen länglichrunden Flecken von dunkelgrauer Farbe getüpfelt; der Unterleib ist weiß, oder gelblichweiß, seitlich etwas dunkler; die Unterschwanzdeckfedern sind rostgelblichweiß mit lichtbraunen Schaftflecken; die Schwingen sind schwärzlichbraun mit schmalen ölgrauen Seitenkanten, welche nach hinten zu breiter werden; die Steuerfedern sind dunkelgrünlichbraungrau, lichter gesäumt und gewöhnlich dunkler in die Quere gebändert. Das Auge ist graubraun, der Schnabel hornfarben, der Fuß lichtrothlich.

Von Schweden oder Rußland an verbreitet sich der Schwirl über ganz Mitteleuropa und ebenso über Mittelasien. In Deutschland erscheint er um die Mitte des April und verweilt hier bis zu Ende Septembers.

\* \* \*

(Buschfänger.) Den Schilffängern ähneln andere Vögel unserer Gruppe, welche wir Buschfänger (*Drymoicae*) nennen wollen. In Europa leben höchstens zwei Vögel, welche man dieser außerordentlich zahlreichen Familie einverleiben darf; der Kern derselben bewohnt Süd-Asien, Afrika und Australien. Fast alle gehören zu den kleinsten unserer Säger. Die Flügel sind kurz und sehr gerundet; der Schwanz ist verhältnißmäßig schlant, mehr oder weniger abgestuft; die Füße sind mittellang und ziemlich stark; der Schnabel ist mäßig lang, seitlich zusammengedrückt und auf der Firsche gewöhnlich sanft gebogen; das Gefieder zeigt in der Regel wenig lebhaftes Farben.

Die Buschfänger finden sich ebensowohl in zusammenhängendem niederen Gestrüpp oder im höheren Gebüsch, wie im Ried, in Binsen und in langem Grase. Sie vereinigen die Gewandtheit der Strauch- und Schilffänger in sich, klettern vortreflich von Zweig zu Zweig oder auf den



Halmen empor, laufen mit Mäufebehendigkeit durch das Halmen- oder Buschdickicht, schlüpfen trotz einem Zaunkönig durch das verschlungenste Pflanzengewirr, fliegen aber fast ohne Ausnahme schlecht, unsicher und wankend, erheben sich deshalb auch nur gezwungen und suchen bei Gefahr stets wieder Schutz in der Tiefe. Sie sind munter, bewegungslustig und unruhig, größtentheils auch redselig oder schwachhaft, aber mit wenigen Ausnahmen Stümper in der edeln Kunst des Gefanges. Ihre Nahrung besteht aus Kerfen, Würmern, Schnecken und anderem Kleingethier, wie es in ihrem Wohngebiete sich findet. Sie lesen von den Blättern und Zweigen ab, nehmen auch wohl vom Grunde auf, fliegen aber niemals einem vorüberflummenen Kerbtiere nach, aus dem einfachen Grunde, weil dessen Flugfähigkeit in der Regel größer ist, als die ihrige. Unübertroffen sind die Buschfänger in einer Fertigkeit: sie bauen die künstlichsten aller Vogelnester; denn einige derselben verweben die Stoffe nicht bloß, sondern sie heften sie zusammen mit eigens vorgerichteten Fäden: sie nähen im buchstäblichen Sinne des Wortes.

Der Schneidervogel Europas, auch Cistensänger (*Cisticola schoeniola*) genannt, ist  $4\frac{1}{2}$  Zoll lang. Das Gefieder der alten Vögel ist auf der Oberseite olivbraun und dunkelbraun gefleckt, auf dem Kopfe bilden sich drei schwärzliche und zwei schiegelbe Längsstreifen; die Kehle und der Unterleib sind reinweiß, die Brust, die Seiten und unteren Deckfedern des Schwanzes rostgelb; die Schwingen sind grauschwarz; das Auge ist bräunlichhellgrau, der Schnabel hornfarben, der Fuß röthlich.

Mittel- und Südspanien, Süditalien, Sardinien und Griechenland, aber auch Algier und Indien sind die Länder, in denen der Cistensänger gefunden wird. Wo er vorkommt, ist er häufig, an vielen Stellen sogar gemein. Er ist Standvogel bis auf die Orte, an denen er geboren wurde und an denen er später brütet. In Spanien findet er sich in allen Tiefenebenen, welche nur einigermaßen seinen Anforderungen genügen und das Männchen macht sich namentlich während der Brutzeit sehr bemerklich. Es steigt in kurzen Flugabsätzen mit lautem „Zit tit tit“ oder mit „Spia spia“ in die Höhe, fliegt dann gewöhnlich lauge, fortwährend schreiend, im Bogen hin und her, umschwärmt und umflattert einen Menschen, welcher in seine Nähe kommt, in dieser Weise minutenlang, obwohl er sich in der Regel in einer bescheidenen Entfernung hält. Im Grafe läuft er ungemein behend umher, so daß man ihn eben nur mit einer Maus vergleichen kann; angehossene Alte wissen sich in wenigen Augenblicken so zu verstellen, daß man nicht im Stande ist, sie aufzufinden.

Eigenthümlich ist die Art und Weise, in welcher der Vogel die das Nest umgebenden Blätter zusammenfügt und die Wände seines Gebäudes fest und stark macht. In dem Rande jedes Blattes nämlich sticht er kleine Oeffnungen, welche durch einen oder durch mehrere Fädchen zusammengehalten werden. Diese Fäden sind aus dem Gewebe der Spinnen oder aus Pflanzenwolle gefertigt und nicht sehr lang; sie reichen höchstens zwei- oder dreimal von einem Blatte zum andern. Ihre Dike ist ungleich; sie sind hin und wieder aufgezasetzt, an andern Stellen auch in zwei oder drei Abzweigungen getheilt. Beim innern Theil des Nestes herrscht die Pflanzenwolle vor, und die wenigen Spinnwebenfäden, welche sich darunter befinden, dienen lediglich dazu, die andern Stoffe zusammenzufalten. An den seitlichen und oberen Theilen des Nestes stoßen die beiden Wände, die äußere und die innere, unmittelbar an einander, aber an dem untern findet sich zwischen ihnen eine mehr oder weniger dichte Schichte, aus kleinen dünnen Blättern oder Blüthenkrönen bestehend, welche den Boden des Nestes, auf dem die Eier ruhen sollen, dicht und weich macht. Im obern Drittel der Wand ist das runde Eingangslod angebracht. Der ganze Bau hat die Gestalt eines länglichrunden oder eiförmigen Beutels. Er steht in der Mitte eines Gras-, Seggen- oder Binsenbüsches, der Boden höchstens einen halben Fuß über der Erde, an die tragenden Blätter genäht und auf andere, welche untergeschoben werden und so gleichsam Federn bilden, gestellt. So gewähren die wankenden Halme dem Neste hinlängliche Festigkeit und ausreichenden Widerstand gegen die heftigsten Stürme.

Bisher haben wir geglaubt, daß das Weibchen der eigentliche Baumeister wäre; aber durch neuere Beobachtungen erfahren wir, daß das Männchen den Haupttheil der Arbeit übernimmt.

Der eigentliche Schneidervogel (*Orthotomus longicauda*) ist auf dem Mantel gelblich-olivengrün, auf dem Scheitel röthlich, im Nacken grauröthlich, auf der Unterseite weiß, mit einem vertuschten schwarzen Flecken an jeder Seite der Brust; die Schwingen sind braun, grün gesäumt, die Steuerfedern braun, grünlich überflogen, die äußersten weiß an der Spitze. Bei dem Männchen verlängern sich die beiden Mittelfedern des Schwanzes über die anderen. Die Länge beträgt  $6\frac{1}{2}$  Zoll.



Der Schneidervogel (*Orthotomus longicauda*).

Vom Himalaya an bis zum Cap Comorin, auf Ceylon, in Burmah u. s. w. fehlt der Schneidervogel nirgends, vorausgesetzt, daß die Gegend nicht gänzlich des Baumwuchses entbehrt. Er bewohnt Gärten, Obstplantagen, Hecken, Rohrdickichte und zuweilen auch Waldungen mit mittel hohen Bäumen, lebt gewöhnlich paarweise, zuweilen aber auch in kleinen Familien zusammen, hüpfst ohne Unterlaß auf den Zweigen der Bäume und Gebüsch herum und läßt häufig einen lauten Ruf ertönen, welcher wie „tunvi“ oder „pretti pretti“ klingt. Er ist zu- traulich und hält sich gern dicht bei den Häusern auf, wird aber vorsichtig, wenn er sich beob- achtet, und scheu, wenn er sich verfolgt sieht.

Seine Nahrung besteht aus verschiedenen Kerbthieren, vorzugsweise aus Ameisen, Cicaden, Raupen und andern Larven, welche er von der Rinde und von den Blättern, nicht selten aber auch vom Boden aufnimmt. Beim Hüpfen oder beim Fressen pflegt er den Schwanz zu stelzen und das Gefieder seines Kopfes zu sträuben.

Zwei Nester sind von Hutton beschrieben worden. „Das erste war sehr zierlich gebaut und zwar aus Rohr, Baumwolle und Bruchstücken von Wollenfäden, welche fest in einander verwoben, mit Pferdehaaren dicht ausgefüllt und in der Schwebe gehalten wurden zwischen zwei Blättern eines Zweiges des Amaltusbaumes. Diese beiden Blätter waren zuerst der Länge nach auf einander gelegt und in dieser Lage von den Spitzen aus bis etwas über die Hälfte



Der Emuschlüpfer (*Stipiturus malachurus*).

an den Seiten hinauf mit einem vom Vogel selbst aus roher Baumwolle gesponnenen starken Faden zusammengenäht, so daß der Eingang zum Neste am oberen Ende zwischen den Blattstielen frei blieb, gerade da, wo diese am Baumzweige hafteten.“ Ein zweites Nest befand sich an der Spitze eines Zweiges, etwa zwei Fuß über dem Boden und war aus denselben Stoffen wie das vorige gearbeitet. Die Blätter waren ebenfalls zusammengenäht, hier und da mit Fäden, welche der Vogel selbst gesponnen, hier und da mit dünnem Bindfaden, welchen er aufgelesen hatte. Es stand so verborgen, daß der Entdecker Mühe hatte, es wieder aufzufinden, um es Hutton zeigen zu können. Das Gelege besteht aus drei bis vier Eiern, welche auf weißem Grunde braunrothlich gefleckt sind, namentlich am dünneren Ende.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob einer der sonderbarsten Vögel Australiens, der Emuschlüpfer (*Stipiturus malachurus*) zur Familie der Buschjäger gezählt werden darf oder nicht. Das Bezeichnende an ihm ist die Bildung des Schwanzes, welcher nur aus sechs, mit zerklüfteten Fahnen besetzten Federn besteht und besonders bei den Männchen sehr entwickelt ist. Das Gefieder der Oberseite ist braun, schwarz in die Länge gestreift; das Kinn und die Gurgelgegend sind blaßgrau; die übrige Unterseite ist lebhaft roth; die Schwingen sind dunkelbraun.

Der Emuschlüpfer hat eine weite Verbreitung. Er bewohnt das ganze südliche Australien, wo sumpfige Gegenden seine Wohnsitze bilden. Er ist überaus schnell und beweglich, behend und gewandt, wendet und schwenkt sich mit unglaublicher Leichtigkeit und vereitelt deshalb die meisten Nachstellungen. Wenn ein Verfolger ihm plötzlich hart auf den Leib kommt, verschwindet er, Dank seiner Kunst im Verstecken, vor dessen Augen; zum Fliegen entschließt er sich nur, wenn er unbedingt fliegen muß. Das Männchen läßt während der Paarzeit ein kurzes, aber niedliches Gezwitscher vernehmen; der Lockton ist ein leises Zirpen.

\* \* \*



(Schlüpfer.) Ungefähr dieselbe Stellung, welche die Wasserschwäger, Ameisenbögel und Pittas unter den Drosseln einnehmen, gebührt den Schlüpfern (Troglodytae) unter den Sängern. Sie sind kleine, gedrungen gebaute, kurzflügelige und kurzschwänzige Säger mit reichem, sehr übereinstimmend gezeichneten Federkleid. Der Schnabel ist kurz oder mittellang dünn, pfriemenförmig, seitlich zusammengedrückt, längs der Fiste gebogen; die Füße sind mittelhoch, ziemlich schwach und kurzzebig; die Flügel sind kurz, abgerundet, sehr gewölbt, in ihnen die vierte oder fünfte Schwinge die längste; der Schwanz ist sehr kurz, keilförmig oder wenigstens zugerundet. Die Grundfärbung des Gefieders ist ein röthliches Braun; die Zeichnung wird durch schwärzliche Querlinien und Bänder bewirkt.

Die Schlüpfer sind Weltbürger, vornehmlich aber in Europa, Asien und Amerika zu Hause. Sie bewohnen buschreiche Gegenden, am liebsten solche, welche auch reich an Wasser sind und welche ihnen möglichst viele Versteckplätze gewähren. Im Gebirge steigen sie bis zur Baumgrenze empor, nach Norden hin treten sie noch innerhalb des kalten Gürtels auf. Eigentlich wälderisch sind sie durchaus nicht; denn sie finden, so zu sagen, alleorten ein Plätzchen, welches ihnen behagt. Deshalb trifft man sie inmitten des Waldes ebenso wohl, wie in den Gärten der Dörfer und Städte, oder an den Ufern der Gewässer, wie an den Wänden der Gebirge. Nur das freie, buschlose Feld meiden sie ängstlich, weil sie hier nicht im Stande sind, nach gewohnter Weise zu leben. Alle Arten sind muntere, regsame, bewegliche und überaus heitere Thiere. Sie fliegen schlecht und deshalb niemals weit, hüpfen aber außerordentlich rasch und sind im Durchkriechen von sitzigem Gestrüpp oder Höhlungen geschickter als andere Säger. Soviel bis jetzt bekannt, zeichnen sich alle Arten durch einen mehr oder minder vortrefflichen Gesang aus; einzelne gehören zu den besten Sängern ihrer Heimat: eine Art gilt sogar als der ausgezeichnetste aller Singvögel der Wendekreisländer Amerikas. Diese Begabungen werden durch das Wesen der Vögel noch besonders gehoben, falls man so sagen darf, in das rechte Licht gestellt. Man darf behaupten, daß das Wesen dieser lebenswürdigen Geschöpfe einen unwiderstehlichen Reiz auf uns ausübt; daraus erklären sich auch die vielen und anmuthigen Sagen, durch welche die Dichtung verschiedener Völker ihr Leben verherrlicht hat.

Unser Zaunkönig oder Zaunschlüpfer, der Schnee-, Winter-, Dorn-, Kessel-, Meisen- und Schlupfkönig, der Zaunsänger, Zaunschmerz oder Thomas im Zaune (Troglodytes parvulus) ist 3 $\frac{1}{2}$  bis 4 Zoll lang. Das Gefieder der Oberseite ist auf rostbraunem Grunde vom Obrerrücken an durch schwärzliche Querbinden, das der Unterseite auf blasrostbraunem oder rostgrauen Grunde mit dunkelbraunen Wellenlinien gezeichnet; ein brauner Bügelstreifen zieht sich durchs Auge, ein rostbräunlichweißer schmaler Streifen verläuft über demselben; die mittleren Flügeldeckfedern sind an der Spitze durch länglich-runde, weiße, hinterwärts schwarz begrenzte Punkte geziert; die Schwingen sind auf der Innenseite dunkelbraungrau, auf der äußeren abwechselnd lichtrostgelblich und schwarz gebändert oder gefleckt; die Schwanzfedern sind röthlichbraun, seitlich lichter, mit deutlichen, wellenförmigen, dunkelbraunen Querstreifen durchzogen. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind röthlichgrau. Das Weibchen ist etwas blässer als das Männchen; die Jungen sind auf der Oberseite weniger, auf der Unterseite mehr, aber schwächer als die Alten gefleckt.

Man hat den Zaunkönig in allen Ländern Europas gefunden, vom nördlichen Skandinavien oder von Rußland an bis zur Südspitze Spaniens und Griechenlands. Daß der Zaunkönig auch in Nordwestafrika und in Kleinasien vorkommt, unterliegt keinem Zweifel; im übrigen Asien hingegen scheint er zu fehlen; in Indien wird er durch nahe verwandte Arten vertreten. In Deutschland gibt es keine Gegend, keinen Gau, in welchem er nicht beobachtet worden wäre, und an geeigneten Orten ist er überall häufig. Er bewohnt die verschiedensten Oertlichkeiten, am liebsten aber doch Thäler, deren Wände mit Gebüsch bedeckt sind und in deren Grunde ein Wasserchen fließt. Nach Art seiner Familie kommt er bis in die Dörfer und selbst in die Gärten der Städte herein und siedelt sich in unmittelbarer Nähe der Wohnungen an, falls es hier dichte Gebüsche, Hecken oder wenigstens größere Haufen dürren Reisholzes gibt.

Wer gewohnt ist, auf Vögel seiner Heimat zu achten, kann den Zaunkönig weder übersehen, noch überhören; denn dieser macht sich überall und immer bemerklich. Auf höheren Bäumen sieht man ihn selten, regelmäßig vielmehr nahe am Boden das Gestrüpp durchkriechend, alle Winkel, Höhlungen durchspähend, meist über den Boden dahinhüpfend oder von einem Busche zum andern fliegend, von Zeit zu Zeit aber auf einem höheren Punkte erscheinen und scheinbar mit Selbstbefriedigung sich zeigen. „An Munterkeit und froher Laune“, sagt Naumann, „an Geschicklichkeit und Schnelle im Durchschlüpfen des Gestrüpps und an einer gewissen Redheit im Benehmen übertrifft der Zaunschlüpfer die meisten deutschen Vögel. Seine Redheit ist jedoch



Der Zaunkönig (*Troglodytes parvulus*).

ganz eigener Art; sie verschwindet bei dem geringsten Anschein von Gefahr und verwandelt sich plötzlich in grenzenlose Furcht, kehrt aber bald wieder. Seine fröhliche Stimmung verläßt ihn selten. Immer hüpfet er so lech einher, als wenn er an Allem Ueberfluß hätte, selbst mitten im Winter, wenn es nicht allzusehr stürmt oder wenn die Sonne wenigstens dann und wann durch die Wolken bricht. Wenn selbst die treuesten aller Standvögel, unsere Sperlinge, unzufrieden mit zu strenger Kälte, ihr Gefieder sträuben und ihr trauriges Aussehen Mißmuth und großes Unbehagen verräth, so ist der Zaunschlüpfer doch noch fröhlich und singt sein Liedchen, als ob es bereits Frühling wäre.“ Sein Wesen ist höchst anziehend. Er hüpfet in geduckter Stellung überaus schnell über den Boden dahin, so daß man eher eine Maus als einen Vogel laufen zu sehen glaubt. Er kriecht mit einer staunenswerthen Fertigkeit hurtig durch die Ritzen und Löcher, welche jedem andern unserer Vögel unzugänglich scheinen, wendet sich rastlos von einer Hecke, von einem Busch, von einem Reishäufchen zum andern, untersucht Alles und zeigt sich nur auf Augenblicke frei, dann aber in einer Stellung, welche ihm ein sehr festes Ansehen verleiht, die Brust gesenkt, das kurze Schwänzchen gerade empor gestelzt. Reizt etwas Besonderes seine Aufmerksamkeit, so deutet er dies durch Bücklinge an, welche rasch nach einander wiederholt werden und wirft den Schwanz noch höher auf, als gewöhnlich. Fühlt er sich sicher, so benützt er jeden freien Augenblick zum Singen oder wenigstens zum Loden; nur während der Mauer ist er stiller als gewöhnlich. Sobald aber sein Lied vollendet ist, beginnt das Durchschlüpfen und Durchkriechen der Umgebung von neuem. Zum Fliegen entschließt er sich nur, wenn es unbedingt nothwendig ist; denn so gewandt und behend er im übrigen ist, so schwerfällig zeigt er sich im Fluge. Gewöhnlich streicht er mit zitternden Flügelschlägen ganz niedrig über dem Boden in gerader Linie dahin; beim Durchmessen größerer Entfernungen aber beschreibt er eine aus flachen, kurzen Vogen bestehende Schlangenlinie. Wie schwer ihm das Fliegen wird, bemerkt man deutlich, wenn man ihn im freien Felde verfolgt. Ein schnell laufender Mensch kann ihn, laut Raumann, so müde machen, daß er ihn mit den Händen zu fangen vermag, falls ihm nicht ein Mausloch zur Zufluchtsstätte wird. Der Zaunkönig ist sich seiner Schwäche im Fliegen übrigens so bewußt, daß er freiwillig niemals sein schützendes Gebüsch verläßt und



selbst dann, wenn er nicht einmal weit von demselben entfernt ist, im Nothfalle lieber in eine Höhlung sich vertrieht, als den gefährlichen Flug wagt. Die Stimme, welche man am häufigsten vernimmt, ist ein verschiedenes betontes „Zerr“ oder „Zerz“, der Warnungsruf, auf welchen auch andere Vögel achten, eine Verlängerung dieser Laute oder auch wohl ein oft wiederholtes „Zed zed zed“. Der Gesang ist vortrefflich und höchst angenehm. „Er besteht aus vielen, anmuthig abwechselnden, hellpfeifenden Tönen, welche sich in der Mitte der eben nicht kurzen Weise zu einem vortrefflichen, gegen das Ende im Tone sinkenden Triller gestalten.“ Dieser Triller wird oft auch gegen das Ende des Gesanges wiederholt und bildet dadurch gewissermaßen den Schluß des Ganzen. Die Töne sind so stark und voll, daß man erstaunt, wie ein so kleiner Vogel sie hervorbringen kann. Wie schon bemerkt, singt der Zaunkönig fast das ganze Jahr hindurch, im Januar und Februar schon sehr fleißig, am eifrigsten aber von Ende März bis Anfang Mai und am anhaltendsten in den Morgenstunden. In den Wintermonaten macht dieser Gesang einen außerordentlichen Eindruck auf das Gemüth des Menschen. Die ganze Natur still und todt, die Bäume entlaubt, die Erde unter Schnee und Eis begraben, alle andern Vögel schweigend und verdrießlich, nur er, der kleinste fast, heiter und wohlgemuth und immer das eine Lied im Munde: „Es muß doch Frühling werden“ — das ungefähr sind die Gedanken, welche Jedem kommen müssen, selbst dem erbärmlichsten, trockensten Philister, der nie begreifen will, daß auch eine dichterische Anschauung der Natur vollkommen berechtigt ist. Wenn im Winter beim Lied des Zaunkönigs das Herz nicht aufgeht in der Brust, der braucht vom Gefühl überhaupt nicht zu reden; denn er hat keins und ist nichts mehr, als ein trauriger, freudloser Mensch!

Kerbthiere in allerlei Zuständen ihres Lebens, Spinnen und anderes kleine Gethier, im Herbst auch mancherlei Beeren bilden die Nahrung des Zaunkönigs.

Das Nest gehört unter die künstlichsten Bauten, welche unsere deutschen Vögel errichten. Es ist aber durchaus nicht leicht, es zu beschreiben; denn es wird gebaut nach des Orts Gelegenheit und deshalb außerordentlich verschiedenartig ausgeführt. Auch der Standort wechselt so vielfach ab, daß man etwas Bestimmtes hierüber nicht sagen kann. Man hat Zaunkönigsnester ziemlich hoch oben in Baumwipfeln und auf dem Boden in Erd- oder Baumhöhlen, Mauerlöchern oder Felspalten, in Köhlerhütten oder unter Hausdächern, im Gestrüpp oder unter Geurzel, in Holzstößen und in Bergwerkstollen gefunden, immer und überall aber auf sorgfältig gewählten Plätzen, zumal wenn es sich um das erste Nest im Frühjahr handelte, welches erbaut wurde, bevor noch die Pflanzen sommerliche Leppigkeit zeigten. Einzelne Nester bestehen nur aus grünem Moose, welches so dicht zusammengesülzt ist, daß es aussieht, als ob das Ganze zusammengeleimt wäre; sie sind auch innen nur mit Moos ausgekleidet; ihre Gestalt ist kugelförmig, und ein hübsches Schlupfloch führt ins Innere. Andere gleichen einem wirren Haufen von Blättern und sind im Innern mit Federn ausgefüllt; andere wieder sind nichts weiter, als eine Aufbesserung bereits vorgefundener Nester. Wie dem aber auch sein möge, unter allen Umständen ist das Nest seinem Standorte entsprechend gestaltet und sind die Stoffe der Umgebung entsprechend gewählt, so daß es oft recht schwer hält, das im Verhältniß zur Größe des Zaunkönigs ungeheure Nest zu entdecken. Bemerkenswerth ist, daß der Vogel zuweilen eine gewisse Vertikalität entschieden bevorzugt. So wird erzählt, daß ein im Gebirge lebender Zaunkönig mit den Köhlern oder Beschnmelzern wanderte, d. h. sich immer in der Hütte dieser Leute ansiedelte, und in ihr sein Nest baute, gleichviel, ob die Hütte an derselben Stelle wie im vorigen Jahre oder an einem andern Orte errichtet wurde. Die Köhler kannten den Vogel sehr genau: sie wußten, daß es der ihrige war; denn er befundete dies durch sein Benehmen. Ebenso muß bemerkt werden, daß der Zaunkönig zuweilen mehr Nester baut, als er zum Brüten nöthig hat, und daß nicht bloß ein Pärchen gemeinschaftlich zusammenwirkt, sondern daß auch ein einzelner Vogel, ein Männchen z. B., welches keine Gattin erlangen kann, sehr eifrig sich Nester errichtet, welche im gewissen Sinne als Vergnügungsbauten angesehen werden können. Das Gelege besteht aus sechs bis acht verhältnißmäßig großen, rundlichen Eiern, welche auf rein- und gelblichweißem Grunde mit kleinen Pünktchen von rothbrauner oder blutrother Farbe gezeichnet sind, am diden Ende oft kranzartig.

Man fängt den Zaunkönig zufällig in Netzen, in Sprenkeln oder auf Leimruthen; es ist aber nicht leicht, ihn an die Gefangenschaft zu gewöhnen. Gelingt dies, so hat man seine wahre Freude an dem auch im Käfig außerordentlich anmuthigen Geschöpf.

Amerika ist besonders reich an Schlüpfen, die dort lebenden Arten gehören aber nur theilweise derselben Sippe an, welche unser Zaunkönig vertritt. Sie sind als Säger sowohl



als auch wegen ihres zutraulichen Wesens sehr geschätzt. Die bekannteste Art ist der Heckenkönig (*Thryothorus ludovicianus*). Seine Länge beträgt 5 Zoll. Wenn er gesättigt oder von seiner vielfachen Thätigkeit ermüdet ist, hält der kleine Gesell an, stelzt seinen Schwanz und singt mit großem Eifer ein kurzes Liedchen, dessen Töne einigermaßen an die Worte „komm zu mir, komm zu mir“ erinnern und in rascher Folge oft wiederholt werden. Diese Töne sind so laut und dabei so klangreich, daß man sie immer gern hört.

Eine südamerikanische Art dieser Sippe (*Thryothorus platensis*) ist  $4\frac{1}{2}$  Zoll lang und Hauschläpfer genannt worden. Dieser angenehme Singvogel ersetzt in den Wohnungen der Brasilianer unsern europäischen Sperling; denn er ist der Hausvogel oder der einzige in den Gebäuden vorkommende besiedelte Bewohner. Er gleicht nicht bloß in Gestalt und Farbe, sondern auch in seinen Sitten unserm Zaunkönig sehr.

Ein anderer und zwar ein hochberühmter Schläpfer Südamerikas ist der „Flötenspieler“, wie die Peruaner ihn nennen (*Cyphorhinus cantans*).

„In dem tiefsten Dunkel der Wälder“, sagt Böppig, „lebt vereinzelt ein wunderherrlicher Sänger. Man bleibt lauschend und gleichsam festgebannt stehen, wenn seine Klänge, die nur zu vergleichen sind mit dem Schlage kleiner Glasglocken, vielfach abgestimmt, allein mit der richtigsten Beobachtung der Intervalle, in eine regelmäßige Melodie vereint aus den Baumwipfeln leise und langsam herabtönen. Es liegt etwas unbeschreiblich Sanftes, man möchte jagen Ueberirdisches in diesem Glockenspiele, dessen Reiz durch das öde Schweigen des weiten Waldes und die Unsichtbarkeit des überaus kleinen Sängers vermehrt wird.“

\* \* \*

(Pieper.) Die Pieper (*Anthi*) sind als ein Uebergangsglied von den Sängern zu den Lerchen anzusehen. Ihre Kennzeichen sind ein schlanker Leib, mittelmäßig lange Flügel, ein mittellanger Schwanz, schlankläufige Füße mit schwachen Zehen, aber großen Nägeln, deren eine, die hinterste, wie bei den Lerchen sich spornartig verlängert, und ein dünner, gerader, an der Wurzel schmaler, pfriemenförmiger Schnabel, mit eingezogenem Rande und einem seichten Einschnitt vor der sehr wenig abwärts gesenkten Spitze des Oberschnabels. Das glatt anliegende Gefieder ist erd- oder grasfarbig. Beide Geschlechter sind wenig von einander verschieden.

Die Familie ist reich an Arten und über die ganze Erde verbreitet. Schon unser Europa beherbergt eine namhafte Anzahl; aber auch in Asien und in Amerika sind sie zahlreich vertreten. Ihr Aufenthaltsort ist verschieden; denn die einen bevorzugen das Gebirge, die andern die Ebene, diese trockene, jene feuchte Vertlichkeiten; einzelne leben auch im Walde. Alle Arten bringen den größten Theil ihres Lebens auf der Erde zu, und mehrere lassen sich nur zeitweilig auf Bäume nieder. Sie sind bewegliche, muntere, hurtige Vögel, welche rasch umherlaufen und zwar schrittweise, nicht hüpfend. Ihr Gang ist leicht und zierlich; der Leib wird dabei wacker getragen und vielfach bewegt; außerdem wippen sie oft sanft mit dem Schwanz. Der Flug ist gut, schnell, leicht und bogig, wenn es gilt, größere Strecken zu durchmessen, flatternd und schwebend, wenn sie die Lust zum Singen in die Höhe treibt. Auch im übrigen sind die Pieper als wohlbegabte Vögel zu betrachten; denn scharfsinnig und klug sind sie alle. Ihre Lockstimme ist ein piepender Laut, daher der Name Pieper, ihr Gesang ist einfach aber angenehm. Kerbthiere und namentlich Käfer, Motten, Fliegen, Haste, Schnaken, Blattläuse bilden die hauptsächlichste, nicht aber die ausschließliche Nahrung; einzelne verzehren auch Spinnen, Würmer und kleine Wasserthierchen, einige nehmen, neueren Beobachtungen zufolge, sogar feine Sämereien zu sich. Sie lesen immer vom Boden ab und jagen nur ausnahmsweise einer vorüberfliegenden Beute im Fluge nach. Die Nester werden auf dem Boden angelegt, der Hauptsache nach aus dürrn Grashalmen und Graswurzeln, welche mit andern Pflanzenstoffen locker verbunden und innen mit Wolle und Haaren ausgefüllt werden. Die Eier zeigen auf düsterfarbigem Grunde eine sanfte, zerfließende Zeichnung, welche aus Punkten, Flecken und Strichelchen zusammengesetzt ist. Das Weibchen scheint allein zu brüten; beide Geschlechter aber lieben ihre Brut im hohen Grade. Die meisten nisten mehr als einmal im Jahre.

Der Wiesenpieper (*Anthus pratensis*), welcher auch Wiesen-, Piep-, Sumpf-, Wasser-, Stein-, Kraut-, Spieß-, Grillenlerche, Hüster, Pasperling und Giger genannt wird, ist auf der Oberseite grünlich olivenbraun, braunschwarz gefleckt, auf der Brust lichtrostgelb, dunkelbraun in die Länge gefleckt, an der Kehle und am Bauche weißlich; über dem Auge verläuft ein gelblichweißer Streifen; die Schwingen sind braunschwarz, lichter gesäumt,



Der Baumpieper (*Anthus arboreus*).

die Flügeldeckfedern schmutzolivengrün getanzt, wodurch auf dem Flügel zwei weißliche Streifen entstehen; die Steuerfedern sind braunschwarz, olivengrün gesäumt; das äußerste Paar zeigt am Ende einen großen, weißen Keilfleck. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel horngrau, der Fuß rötlichhornfarben. Die Länge beträgt 6 Zoll.

Man hat den Wiesenpieper in der ganzen Nordhälfte Europas, vom kalten Gürtel an bis nach Mitteleuropa, sowie im größten Theile Nordasiens als Brutvogel gefunden und während des Winters in allen südlichen Ländern Europas, in Nordwestasien und in Nordafrika beobachtet. Bei uns zu Lande erscheint er im Frühjahr mit der Schneeschmelze, gewöhnlich schon zu Anfang des März, spätestens Mitte April und verweilt bis zum November, selbst bis zum December. Er wandert, wie die Lerchen, in großen Schaaeren, nicht selten mit den Feldlerchen, und reist ebensowohl bei Tage, wie bei Nacht.

Zu einem großen Käfig hält sich der Wiesenpieper bei guter Pflege mehrere Jahre, wird sehr zahm und singt ziemlich eifrig.

Der nächste Verwandte des Wiesenpiepers ist der Baum-, Holz-, Garten-, Busch-, Weiden- oder Waldpieper, der Leim-, Kraut-, Stoppel- oder Schmalvogel, die Spieß- oder Spitzlerche (*Anthus arboreus*). Er ähnelt dem Wiesenpieper sehr und ist deshalb oft mit ihm verwechselt worden; doch ist er stets etwas größer, sein Schnabel stärker, der Lauf kräftiger und der Nagel der Innenseite kürzer und getrümmter. Die Oberseite ist auf gelbbraungrauem oder schmutzolivengrünem Grunde streifenartig dunkler in die Länge gefleckt; der Unterrücken und Bürzel sind fast einfarbig; ein Augenstreifen, die Gurgel, der Kropf, die Brustseiten, die Schenkel und Unterschwanzdeckfedern sind bleichrostgelb; Kropf, Oberbrust und Seiten sind schwarz in die Länge gefleckt. Die Flügelstreifen und die Säume der Schulterfedern sind lichter, als beim Wiesenpieper. Das Auge ist braun, der Schnabel hornschwarz, der Fuß rötlichhornfarben. Die Länge beträgt 6 $\frac{1}{2}$  Zoll.

Waldungen Europas und Sibiriens beherbergen den Baumpieper im Sommer, die Steppenwälder Afrikas und die des unteren Himalaya im Winter. Blößen im Walde, lichte Gehäue, freiliche Schläge und andere, wenig bewachsene Stellen des Waldes sind seine Lieblingsplätze; er verlangt aber immer einige hohe Bäume in der Nähe. In seinem Wesen erinnert er vielfach



Der Wasserpieper (*Anthus aquaticus*).

an seinen Verwandten, hält sich jedoch nicht so viel am Boden auf, wie dieser. Der Gesang ist vortrefflich, weit besser, als jeder andere Piepergesang, kräftig und lieblich, dem Schlage eines Kanarienvogels nicht unähnlich, ausgezeichnet durch Fülle und Klarheit des Tones, Abwechslung und Mannichfaltigkeit der Weise. Gefangene Baumpieper halten sich bei sorgfältiger Pflege leichter, als die übrigen Verwandten, werden sehr zahm und erfreuen den Liebhaber durch ihren ausgezeichneten Gesang.

Der Wasserpieper, die Wasser-, Sumpf- oder Moorlerche, der Weigler, Gipser oder das Herdböggenchen (*Anthus aquaticus*) ist auf der Oberseite dunkelolivengrau, mit vertuschten, schwarzgrauen Längsflecken gezeichnet, auf der Unterseite schmuzig- oder grauweiß, an den Brustseiten dunkelolivengrau gefleckt; hinter dem Auge verläuft ein hellgrauer Streifen; über die Flügel ziehen sich zwei lichtgraue Binden. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hornschwarz, an der Spitze des Unterschnabels gelblich, der Fuß dunkelbraun. Die Länge beträgt 6<sup>3</sup>/<sub>4</sub> bis 7 Zoll. Der Nagel der Hinterzehe ist lang und stark gebogen.

Während andere Pieperarten die Ebene entschieden bevorzugen und Berggegenden nur hier und da bewohnen, gehört der Wasserpieper dem Gebirge an. Er bevölkert in namhafter Anzahl die Alpen und das Riesengebirge und zwar den Gürtel des Knieholzes. Von hieraus kommt er bloß während seines Zuges in die Ebenen herab. In der Schweiz gehört er zu den gemeinsten Alpenvögeln; das Riesengebirge bewohnt er zu Tausenden. Auf den Alpen leiden die Brutvögel oft sehr von der rauhen Frühlingsumwitterung. In vielen Jahrgängen bedeckt ein später Schneefall das Nestchen mit den Eiern, vertreibt das brütende Weibchen, tödtet und begräbt es nicht selten oder zwingt es, später neu zu nisten.



Von den bisher genannten Piepern unterscheiden sich diejenigen Arten, welche auf trockenen Felchern oder in Wüsten leben, schon durch ihr Kleid, außerdem aber durch ihre gestreckte Gestalt, den verhältnißmäßig starken Schnabel und die hohen, kräftigen Füße.

Unser Brachpieper, die Brach- und Krautlerche, Brach- oder Feldstelze, der Stoppelvogel, Stöppling und Hüfter (*Agrodroma campestris*), ist das größte Mitglied seiner Familie, welches regelmäßig bei uns gefunden wird. Seine Länge beträgt  $6\frac{3}{4}$  bis 7 Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist lichtgelblichgrau, durch wenig deutliche, dunkle, spärlich stehende Flecken gezeichnet; die Unterseite ist trübgelblichweiß, am Kropfe mit einigen dunkeln Schaftstrichen; über das Auge zieht sich ein lichtgelblicher Streifen; die Flügel sind zweimal gelblichweiß gebändert.

Der Brachpieper nimmt diejenigen Öertlichkeiten in Besitz, welche andere Mitglieder seiner Familie meiden. Er zieht unfruchtbare, dürre, steinige, wüstenhafte Gegenden allen andern unbedingt vor und findet sich deshalb im Süden Europas viel häufiger, als im Norden. In Deutschland ist er hier und da nicht selten, in andern Gauen hingegen eine sehr vereinzelte Erscheinung. Er kommt in Deutschland um die Mitte des April an und rüstet sich bereits im August wieder zum Wegzuge. In seinen Bewegungen erinnert der Brachpieper ebenso sehr an die Lerchen, wie an die Bachstelzen. Er läuft außerordentlich rasch über den Boden dahin, so lange es irgend geht, gedeckt, am liebsten also in Furchen oder Gräben. Er setzt sich aber immer von Zeit zu Zeit auf eine Scholle oder auf einen Stein, um sich umzusehen und auszurufen. Die Stimme ist verschieden, immer aber einfach und einförmig. „Dillem“ oder „dlenm“ scheint der Lockton zu sein, „kritlin, zirlui und züür“ der Ausdruck der Zärtlichkeit, zugleich aber auch der wesentliche Bestandtheil des außerordentlich einfachen Gesanges.

Während der Brutzeit behauptet jedes Paar ein ziemlich großes Gebiet und vertreibt aus ihm andere derselben Art. Das Männchen zeigt sich dann sehr gern frei, setzt sich auf einen Busch, einen hohen Stein, einen Felsenabhang, auf Mauern, Sandhügel 2c. oder selbst auf die unteren Aeste der Bäume, steigt in schräger Richtung in die Luft empor, beginnt in einer Höhe von etwa 100 bis 150 Fuß zu zappeln, fliegt unregelmäßig hin und her und ruft dabei sehr häufig wiederholt sein „Zirlui zirlui“, offenbar zur Freude des Weibchens.

Gefangene Brachpieper werden bald sehr zahm, gewöhnen sich auch an ein Stubenfutter und halten sich in einem großen Käfig verhältnißmäßig gut.

Als die nächsten Verwandten der Brachpieper sieht man die Stelzenpieper (*Corydalla*) an. Sie kennzeichnen sich durch ihre bedeutende Größe, die spitzen Flügel, in denen die drei ersten Schwinge ungefähr von gleicher Länge sind, den langen, an der Spitze bauchig ausgeschweiften Schwanz und die hohen, schlanken Füße, deren Hinterzehen mit einer sie selbst an Länge übertreffenden Kralle bewehrt ist. Eine Art der Sippe, der Sporenpieper (*Corydalla Richardii*) ist wiederholt in Europa beobachtet worden, gehört hier aber jedenfalls zu den größten Seltenheiten. Derselbe ist einige Male auf Helgoland vorgekommen und soll in Spanien, Frankreich, Italien, Oesterreich, Griechenland, Großbritannien und auf Sardinien regelmäßiger, aber nirgends häufig gefunden werden und im Süden namentlich die felsigen Hügel am Fuße der Gebirge bewohnen.

\* \* \*

(Stelzen.) Eine mit den Piepern nahe verwandte Familie bilden die Stelzen (*Motacillae*). Sie kennzeichnen sich durch äußerst schlank gebauten Leib, mittellange Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, die Armschwinge aber kaum kürzer als die Handschwinge sind, durch schlanke und dünne, ziemlich hohe Füße, einen sehr langen, schmalfedrigen, nur ausnahmungsweise gegabelten Schwanz, schwache und kurzzehige Füße, einen dünnen, geraden, gestreckten, pfriemenförmigen, auf der Spitze kantigen, vor der Spitze des Oberkiefers mit feichem Ausschnitt versehenen Schnabel und ein buntes, nach dem Geschlecht einigermaßen verschiedenes Gefieder, welches einer doppelten Mauser unterworfen ist.

Die an Arten nicht eben reiche Familie gehört nur der alten Welt an und verbreitet sich hier über alle Gürtel der Breite und der Höhe. Wasserreiche Gegenden oder richtiger die Gewässer selbst sind als die eigentlichen Wohnsitze zu betrachten. Einzelne Arten entfernen sich nur während ihrer Reisen von dem Wasser, andere treiben sich, Nahrung suchend, auch auf trockenen Stellen umher, kehren aber immer wieder zum Wasser zurück und verweilen dort wenigstens einige Stunden lang. In ihrem Betragen erinnern die Stelzen vielfach an die Pieper; ihre Bewegungen sind aber zierlicher und anmuthiger als bei diesen, wenn auch nicht so schnell und



haftig. Sie gehen gewöhnlich schrittweise, bedachtsam, nickend bei jedem Schritt mit dem Kopfe und halten dabei den langen Schwanz wagrecht oder ein wenig erhoben, bewegen ihn auch beständig auf und nieder. Zuweilen rennen sie auch sehr flink dahin, aber immer nur in Absätzen. Ihr Flug ist sehr rasch und geschickt; er besteht aus großen Bogen. Ihre Stimme ist nicht gerade klangvoll, ihr Gesang sehr einfach, aber dennoch anspendend. Die Nahrung besteht aus allerhand Kerbtieren oder deren Larven und niederem Wassergethier. Sie lesen vom Wasser, vom Uferande oder von Blättern ab, verfolgen auch fliegende Kerfe in der Luft und treiben sich, Nahrung suchend, weit umher: gerade ihrer Jagd halber verlassen sie zeitweilig das ihnen so befreundete Wasser. Pflanzenstoffe scheinen sie gänzlich zu verschmähen. Die nordischen Arten sind Zugvögel, die südlichen Strichvögel, einzelne aber entschiedene Standvögel. Sie erscheinen im Norden frühzeitig im Jahre und verweilen hier bis in den Spätherbst; demungeachtet wandern sie weit nach Süden hinab, die europäischen Arten bis nach Mittelafrika, die asiatischen bis Indien. Fast alle haben eine sehr große Verbreitung, und nur wenige scheinen auf ein gewisses Gebiet beschränkt zu sein. Das Nest ist ein schlechter Bau aus feinen Reisern, Wurzeln, schwachen Gras- und Strohhalmen, Moos, dünnen Blättern und dergleichen, welcher im Innern mit Wolle und ähnlichen weichen Stoffen ausgelegt wird. Es steht in Höhlen und Vertiefungen, regelmäßig nahe am Wasser, wenn auch nicht immer in der Nachbarschaft eines größeren Sees oder Baches; denn schon eine kleine Pfütze kann einer Stelze genügen. Die Eier sind zartschalig und auf lichtem oder graulichem Grunde fein gefleckt. Die Jungen erhalten zunächst ein Kleid, welches von dem der Alten durchaus verschieden ist.

Die meisten Stelzen siedeln sich gern in der Nähe des Menschen an und wissen durch ihre Anmuth und Zuthunlichkeit auch das rohste Gemüth für sich zu gewinnen. Sie haben deshalb verhältnißmäßig wenig Feinde unter den Menschen. In der Gefangenschaft sieht man die Stelzen selten; ihr Gefang ist nicht ausgezeichnet genug, als daß es die Mühe lohne, welche man aufwenden muß, um ein so zärtliches Geschöpf an den Verlust seiner Freiheit zu gewöhnen.

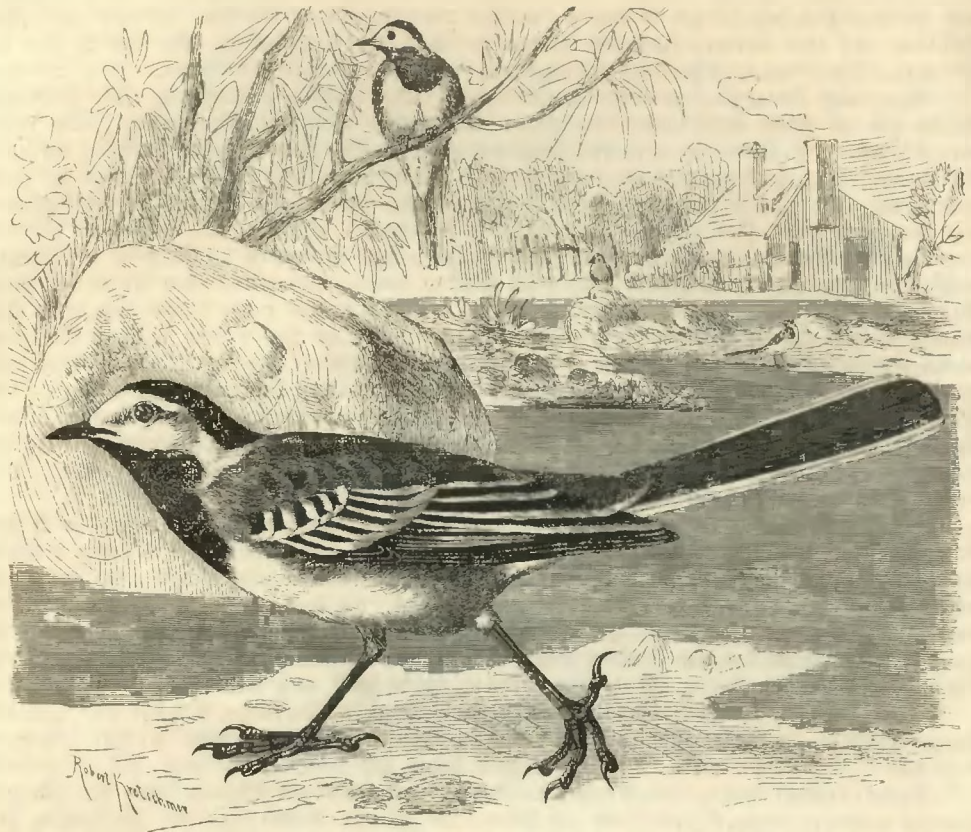
Die bekannteste Art und gewissermaßen das Urbild der Familie ist die Bachstelze ohne jede andere Nebenbezeichnung (*Motacilla alba*), welche sonst auch noch weiße, blaue, oder gemeine, Haus-, Stein- oder Wasserstelze, Wege-, Wasser-, Quak- und Wippsterz, Bebe-, Wedel- und Wippschwanz, Klosterfräulein oder Nonne, Aermännchen u. genannt wird. Sie ist 7½ Zoll lang, auf der Oberseite grau, auf Hinterhals und Nacken sammet schwarz, an der Kehle, Gurgel und Oberbrust schwarz, auf der übrigen Unterseite weiß; ebenso gefärbt sind die Stirn, die Zügel, Backen und die Halsseiten; die Schwingen sind schwärzlich, weißgrau gefäumt, wegen der weiß zugespitzten Deckfedern zweimal licht gebändert; die mittelsten Steuerfedern sind schwarz, die übrigen weiß.

In ganz Europa gibt es kein Land, ja keinen Gau und keine Gegend, in welcher die Stelze nicht beobachtet worden wäre. Bei uns zu Lande ist die Stelze ein Zugvogel, welcher regelmäßig zu Anfang des März, bei günstiger Witterung bereits in den letzten Tagen des Februars eintrifft und uns erst im Oktober und zuweilen noch später wieder verläßt. Schon in Südeuropa wintern viele von denen, welche der Norden vertreibt, die Hauptmasse aber wandert bis Afrika hinüber.

Es ist leichter zu sagen, wo man die Stelze nicht findet, als die Orte anzugeben, wo sie vorkommt. Sie meidet den Hochwald und das Gebirge über der Holzgrenze; übrigens findet sie sich buchstäblich allerorten, vorausgesetzt, daß ein Gewässer, es sei groß oder klein, wenigstens in nicht allzugroßer Ferne ist. Sie befreundet sich mit dem Menschen und siedelt sich gern in der Nähe seiner Wohnung an; sie ist deshalb auch in großen Städten eine sehr regelmäßige Erscheinung.

Wie andere Arten ihrer Familie ist sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen in Thätigkeit. Sie ist beweglich, unruhig und munter im höchsten Grade. Nur wenn sie singt, sieht man sie wirklich unbeweglich auf ein und derselben Stelle sitzen; sonst läuft sie beständig hin und her, und wenn sie nicht läuft, bewegt sie wenigstens den Schwanz. Sie läuft sehr rasch und geschickt, schrittweise, hält dabei den Leib und den Schwanz wagrecht und zieht den Hals etwas ein, fliegt sehr leicht und schnell, in langen, steigenden und fallenden Bogen, welche zusammengesetzt eine weite Schlangenlinie bilden, meist niedrig und in kurzen Strecken über dem Wasser oder dem Boden dahin, oft aber auch in einem Zuge viertelmeilenweit auf die Felder hinaus. Wenn sie sich niedersehen will, stürzt sie sich jählings herunter und breitet erst kurz über dem Boden den Schwanz aus, um die Wucht des Falles zu mildern. Beim Sitzen auf erhabenen Gegenständen trägt sie den Leib aufgerichtet und den Schwanz nach unten herabhängend. Ihr Vokation ist ein deutliches „Ziwih“, welches zuweilen in „Ziijis“ oder



Die Bachstelze (*Motacilla alba*).

„Ziumwis“ verlängert wird, der Laut der Zärtlichkeit ein leises „Quiriri“, der Gesang zwar sehr einfach, aber doch nicht unangenehm. Er wird im Sitzen, im Laufen oder im Fliegen vorgetragen und sehr oft wiederholt.

Die Bachstelze liebt die Gesellschaft ihresgleichen; aber sie liebt es auch, sich mit ihren Gesellschaftern zu niden, spielend umherzujagen und selbst ernst zu raufen. Andern Vögeln gegenüber zeigt sie wenig Zuneigung, sogar entschiedene Feindseligkeit. So bindet sie mit Finken, Ammern und Lerchen an, mit denen sie auf den Feldern zusammentrifft, und sehr regelmäßig mit Raubvögeln.

Kerbthiere aller Art, deren Larven und Puppen sind die Beute, welcher die Bachstelze nachjagt. Sie sucht ihre Nahrung an den Ufern der Gewässer, vom Schlamm, von Steinen, von Miststätten, von Hausdächern und anderen Plätzen ab, stürzt sich blitzschnell auf die erspäheten Thiere und ergreift sie mit unfehlbarer Sicherheit. Dem Ackermann folgt sie beim Pflügen nach und lieft hinter ihm die zu Tage gebrachten Kerse auf; bei den Viehherden stellt sie sich regelmäßig ein und bei Schafhürden verweilt sie oft tagelang. Auch fliegenden Kerbthieren jagt sie nach.

Wenn im Frühjahr der Schnee schmilzt, stellt sich die Stelze zuerst einzeln ein; diesen Vorläufern aber folgt das eigentliche Wanderheer in größeren Abtheilungen, ihrer vierzig bis funfzig zusammen, bis endlich alle wieder eingetroffen sind. Im Herbst ziehen die Familien allabendlich den Rohrteichen zu und suchen sich hier zwischen Schwalben und Staaren ein Plätzchen zum Schlafen. Im Spätherbst schlagen sich die Gesellschaften zu Herden zusammen, und diese streichen nun während des Tages von einer Viehtrift oder einem frisch gepflügten Acker zum andern, immer in der Reiserichtung weiter, bis die Dunkelheit einbricht. Dann erhebt sich der ganze Schwarm und fliegt unter lautem Rufen südwestlich dahin.



Der südasiatische Vertreter der Stelze ist der Dohin der Indier (*Motacilla dukhunensis*) und in den Nilgegenden gesellt sich zu unserer Bachstelze hier und da eine verwandte Art (*Motacilla Lichtensteinii*), welche Felsenstelze genannt werden dürfte, weil sie nur da sich aufhält, wo Felszüge den Strom durchziehen.

Noch zierlicher und anmuthiger, als die gewöhnliche Bachstelze, ist ihre im Gebirg lebende Verwandte, die Gebirgs-, Wald-, Winter-, Frühlings-, Wasser- oder gelbe Stelze, der Sticherling oder Irilin (*Calobates sulphurea*). Beim Männchen ist im Frühjahr die Oberseite aschgrau, die Unterseite schwefelgelb, die Kehle schwarz, von dem Grau der Oberseite durch einen weißen Streifen geschieden; ein anderer gleichfarbiger Streifen zieht sich über das Auge, zwei lichtgraue, wenig bemerkbare Binden laufen über die Flügel.

Im nördlichen Europa gehört die Gebirgsstelze zu den Seltenheiten; von Mitteldeutschland nach Süden hin findet sie sich fast überall im Gebirge, bei uns zu Lande schon an jedem klaren Bache der Vorberge, im Süden erst im höheren Gebirge. Aber nicht Europa allein ist das Vaterland dieses zierlichen Vogels; er kommt vielmehr auch auf vielen Gebirgen Asiens und so namentlich Indiens und Ceylons vor und lebt, so unglaublich es auch scheinen mag, selbst auf den Gebirgen Nord- und Mittelafrikas, auf dem Atlas und auf den Alpen Abyssiniens. Diese Verbreitung ist besonders deshalb merkwürdig, weil die Gebirgsstelze sehr häufig schon bei uns in Deutschland überwintert und wenn sie wirklich wegzieht, höchstens bis Südeuropa wandert.

Man kann kaum einen netteren Vogel sehen, als die zierliche, anmuthige Gebirgsstelze. Sie geht gleichsam geschürzt, längs dem Wasser dahin oder an seichten Stellen in dasselbe hinein, hütet sich sorgfältig, irgend einen Theil ihres Leibes zu beschmutzen und wiegt sich beim Gehen wie eine Tänzerin. Ihr Lockton, den sie hauptsächlich im Fluge, seltener aber im Sitzen hören läßt, hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem der Bachstelze, so daß man beide Arten genau kennen muß, wenn man sie genügend unterscheiden will. Er klingt fast wie „ziwi“, es ist aber unmöglich, ihn mit Buchstaben genau zu bezeichnen. Im Fluge stößt sie Laute aus, welche wie „stip, stitip“ und „zijs“ klingen. Auch die Gebirgsstelze brütet zeitig im Frühjahr, das erstemal schon im April, das zweitemal spätestens im Juli.

Die Schafstelzen (*Budytes*) unterscheiden sich von andern Arten der Familie durch die Kürze ihres Schwanzes, den geraden, spornartigen Nagel der Hinterzehe und ein sehr lebhaftes, nach dem Geschlecht verschiedenes Gefieder.

Unsere deutsche Schafstelze, welche auch Kuh-, Rinder-, Wiesen- oder Triftstelze genannt wird (*Budytes flavus*), ist auf Kopf und Hinterhals aschblaugrau, auf dem Rücken olivengrün, auf der Unterseite hochgelb; die Schwingen und Schwanzfedern sind schwärzlich, heller gerandet; ein lichter Streifen zieht sich über dem Auge dahin; zwei gelbliche Binden verlaufen über die Flügel. Bei den Weibchen und den Jungen sind alle Farben blässer und graulich. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, an der Wurzel des Unterschnabels lichtblau, der Fuß schwarz.

Im Süden Europas tritt neben dieser Schafstelze eine zweite Art oder Spielart auf, die sammetköpfige Stelze (*Budytes melanocephalus*) und in England oder Großbritannien überhaupt lebt eine dritte Art, die Feldstelze. Von den vielen anderweitigen Arten oder Spielarten, welche aufgestellt wurden, wollen wir hier absehen. In der Größe und in den Verhältnissen des Leibes stimmen alle Schafstelzen überein, indem ihre Länge 6 bis 6½ Zoll erreicht.

Bei uns sind die Schafstelzen Sommervögel; sie erscheinen aber viel später, als die Bachstelzen, selten vor Anfang April, selbst erst zu Ende des Monats oder im Anfange des Mai und verlassen uns vielleicht im August oder September wieder. Während ihres Zuges machen sie sich auch in Gegenden bemerklich, in denen sie sonst nicht vorkommen. Jede größere Viehherde zieht sie an und hält sie oft während des ganzen Tages fest. Ihre Brutplätze hingegen sind Sümpfe oder wenigstens feuchte, mit Gras bewachsene Ebenen. Sie gehen weit nach Norden hinaus. In Deutschland brüten sie auf feuchten Wiesen oder in den Niederungen größerer Flüsse, so namentlich in Anhalt, Hannover und Mecklenburg.

Die Schafstelzen sind Feld- oder Sumpfvögel. Im Walde findet man sie nie, ebensowenig in der Nähe der Dörfer. Da, wo Schafstelzen brüten, findet man während des Sommers keinen Raps- oder Rübsenader, kein Erbsen-, Bohnen- oder Wickenstück von einiger Bedeutung, kein Klee- oder Weizenfeld, keine freie Ebene, keine Wiese und keine baumleere, grasreiche Sumpfstrecke, wo nicht wenigstens einige dieser Vögel haufen. Einzelne Brüche bewohnen sie in unglaublicher Menge. In den Marschländern, wo sie außer dem üppigsten Getreide und den fetten Feldfrüchten auch Wasser- und Wiesen zusammen finden, wo dazwischen auch Vieh weidet, haben sie



Der Meninting (*Eucurus Leschenaulti*). (E. 445.)

Alles, was sie nur wünschen mögen und sind daher dort äußerst gemein. Sie sind gewöhnlich Gesellschafter der Wiesenpieper, kommen aber auch oft mit Rohrfängern, Rohrammern und Sumpfvögeln zusammen. Bei den Viehherden oder abends im Rohr machen sie mit Staaren, Bachstelzen und Schwalben gemeinschaftliche Sache; auf Wiesen und Aekern sind die Feldlerchen und die Grauanmern ihre Nachbarn.

In ihrem Betragen erinnern die Schaftstelzen in mancher Hinsicht an die Pieper, demungeachtet bleiben sie doch echte Stelzen. Sie sind nicht so anmuthig, wie die Gebirgsstelzen, aber unzweifelhaft anmuthiger, als die Bachstelzen. Auf ihren Brutplätzen sind sie ebenso zutraulich, wie die letzteren, und lassen sich deshalb sehr leicht beobachten. Während des Zuges sind sie nicht scheu; aber sie unterscheiden sehr wohl zwischen den Hirten und anderen Leuten: in jenen sehen sie ihre Freunde, diesen trauen sie selten. Ihre Bewegungen ähneln denen der Bachstelze mehr, als denen der Gebirgsstelze. Sie sind gewandt im Laufen, besonders geschickt aber im Fliegen. Ihre Lockstimme ist ein pfeifender Laut, welcher wie „hüüb“ oder wie „bilib“, sonst aber auch leise wie „sib sib“ klingt; der Warnungston ist ein scharfes „Siri“, der Paarungslaut ein gezogenes „Zirr“. Der Gesang ähnelt dem der Bachstelze, ist aber noch ärmer.

Das Nest steht auf dem Boden, zwischen Gras, Getreide oder Sumpfpflanzen, meist in einer kleinen Vertiefung, zuweilen auch unter Gewurzel. Es ähnelt einem Lerchen- oder Piepernefte. Feine Wurzeln, Halme, Blätter, trockene Grasblätter und grünes Erdmoos bilden ein



lockeres, kunstloses Gewebe, Hälmchen, Distelflocken, Wolle, einzelne Pferdehaare und Federn die innere Ausfütterung. Die vier bis sechs zartschaligen Eier sind auf schmutzigweißem oder gelblichen, röthlichen und graulichen Grunde mit gelblichen, grauen oder braungrauen, auch rothfarbenen und violettfarbigen Punkten, Strichelchen und wolkigen Flecken gezeichnet. Jedes Pärchen nistet nur einmal im Jahre und zwar Ende Mai oder Anfang Juni. Das Weibchen brütet allein und zeitigt die Jungen in dreizehn Tagen. Beide Eltern sind so besorgt um ihre Brut, daß sie dieselbe dem Kundigen durch ihr ängstliches Geschrei, ihre außergewöhnliche Kühnheit verrathen. Die Jungen verbergen sich anfangs geschickt im Graße, werden aber bald ebenso flüchtig wie die Alten. Nunmehr treiben sie sich bis zur Abreise gemeinschaftlich umher; dann tritt eines schönen Herbsttages Alt und Jung die Winterreise an.

Jetzt sieht oder hört man die Schafstelzen allerorten, auch im Gebirge. Jede Viehherde wird von den wandernden besucht und bis zum Abend umlagert; sodann setzt die Reisegesellschaft ihren Weg weiter fort. Die Reise scheint sehr rasch zurückgelegt zu werden. Viele überwintern schon in Egypten; die große Mehrzahl aber fliegt bis in das Innere Afrikas. Hier sieht man während der Wintermonate jede Kinder-, Schaf- oder Ziegenherde, ja jedes Kamel, jedes Pferd, jedes Maulthier oder jeden Esel von den niedlichen Vögeln umgeben, und auf den Weideplätzen wimmelt es zuweilen von ihnen. Sie wandern mit den weidenden Rindern in die Steppe hinaus und zu den Tränkplätzen zurück, und es gewährt ein höchst anziehendes Schauspiel, sie hierbei zu beobachten.

Eine in Mittelasien lebende Schafstelze, welche wir Citronenstelze nennen wollen (*Budytes citreola*) ist zweimal auf Helgoland erlegt worden und hat dadurch deutsches Bürgerrecht erlangt. Sie ist etwas größer als die gemeine Schafstelze; ihre Länge beträgt 7 Zoll. Das Sommergefieder des alten Männchens ist auf dem Kopfe und auf der ganzen Unterseite lebhaft citronengelb, auf Nacken und Vorderriicken schwarz, auf dem Hinterrücken schiefergrau, braunschwarz.

Unter dem Namen Waldstelzen (*Nemoricola*) hat man ein in Ostindien vorkommendes Mitglied der Familie (*Nemoricola indica*) wegen des kurzen Hinternagels und der eigenthümlichen Farbenvertheilung zum Vertreter einer besonderen Sippe erhoben; es findet sich in ganz Indien und Ceylon, aber auch in China und Japan.

Sonderbare stelzenartige Vögel bewohnen die Gebirgsbäche Indiens und der malaiischen Inseln. Es sind dies die Schwalbenstelzen (*Enicurus*), verhältnißmäßig große und kräftig gebaute Vögel, welche sich von unsern nordischen Stelzen durch einen stärkeren Schnabel, kürzere und mehr gerundete Flügel und kräftigere Füße unterscheiden; der lange Schwanz ist so tief gegabelt, daß die mittelften Federn höchstens ein Drittel so lang sind, wie die äußersten.

Alle Schwalbenstelzen, welche man kennt, sind Gebirgsbewohner. Sie gehören zu den Charaktervögeln des Himalaya und der Gebirge auf den malaiischen Inseln. Wo sie vorkommen, sind sie häufig. Man vermischt sie an keinem Bache und findet sie in der Nähe eines Wasserfalles gewiß.

Eine der ausgezeichnetsten Arten ist der Meninting (*Enicurus Leschenaulti* oder *E. coronatus*); auf der Oberseite und den Flügeln, am Vorderhals und an der Brust ist er schwarz, auf dem Scheitel, dem Unterrücken und dem Unterleib aber weiß; eine weiße Binde verläuft über die Flügel und bildet durch Vereinigung mit der entgegengesetzten ein halbmondförmiges Band; die Schwingen sind schwärzlich, die Schwanzfedern, mit Ausnahme der beiden seitlichen reinweißen, schwarz, mit breiter weißer Spitze. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß gelb. Die Länge beträgt 10 bis 11 Zoll.

\* \* \*

(Flüebögel.) Einzelne Sänger lassen sich unter den übrigen schwer einordnen, weil sie, wie man zu sagen pflegt, nirgends hin so recht passen wollen. Zu diesen gehören die Flüebögel (*Accentores*). Man kann sagen, daß sie den Uebergang von den eigentlichen Sängern zu den Körnerfressern und insbesondere zu den Lerchen bilden; denn sie ähneln den einen, wie den andern. Ihre Anzahl ist gering und ihre Verbreitung eine beschränkte. Unserm Europa gehören, streng genommen, nur zwei Arten an. Alle Arten, welche man kennt, halten sich vorzugsweise am Boden auf, hüpfen hier in sonderbar gebückter Stellung einher, langsamer oder schneller, fliegen fast immer niedrig über der Erde dahin und suchen sich von dem Boden oder von niederem Gestrüpp über ihm ihre Nahrung zusammen, welche aus Kerbthieren, Beeren



und feinen Sämereien besteht. Auf höheren Bäumen sieht man sie fast nie. Alle sind angenehme Säger; einzelne gehören zu den vorzüglichsten ihres Wohngebiets. Mit Anbruch des Winters verlassen einige den Norden und wandern südlicheren Gegenden zu, andere rücken wenigstens von der Höhe ihrer Gebirge in tiefere Gegenden herab oder verlassen die nördlichen Abhänge der Berge, um sich den südlicheren zuzuwenden. Schon frühzeitig im Jahre schreiten sie zur Fortpflanzung, bauen ziemlich künstliche Nester aus Moos und dünnen Halmen, kleiden dieselben mit weichen Stoffen aus und legen drei bis sechs grünliche Eier. Sie brüten zweimal im Lauf des Sommers.

Unsere Braunelle vertritt die Sippe Tharrhaleus. Der Leib ist schlank, der Schnabel verhältnismäßig schwach, pfriemenförmig zugespitzt, der Flügel kurz und abgerundet, der Schwanz verhältnismäßig lang, gerade ab- oder etwas ausgehoben, der Fuß verhältnismäßig hoch.

Die Braunelle, der Wald- oder schieferbrüstige Fliebvogel, Zisserling u. (Tharrhaleus modularis) ist sechs Zoll lang. Das Gefieder der alten Vögel ist auf Schulter und Oberücken düsterröthbraun, dunkler gefleckt, auf dem Kopfe, dem Vorderhalse und der Brust bräunlichschwarz oder schieferfarben, im Herbst in Folge der helleren Federränder lichter, auf dem Bauch fahlbraungelb, dunkler getüpfelt; der Unterrücken ist graubraun; die Schwinge sind auf der Außenfahne rostbraun, mit einem, ausnahmsweise auch mit zwei weißlichen Bändern; der Schwanz ist einfarbig graubraun. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel braun, der Fuß röthlich.

Vom 64. Grad nördl. Breite an bis zu den Pyrenäen, den Alpen und dem Balkan scheint die Braunelle überall Brutvogel zu sein. Sie kommt aber auch noch weiter nach Norden hin vor und erscheint im Winter sehr regelmäßig im Süden Europas, streift selbst nach Nordafrika und nach Westasien hinüber. Im östlichen Asien scheint sie zu fehlen. In Mitteldeutschland trifft sie in der ersten oder letzten Hälfte des März ein, je nachdem die Witterung günstig oder ungünstig ist, hält sich einige Zeit lang in Hecken und Gebüsch auf und begibt sich dann an ihren Brutort, d. h. in den Wald. Sie beborzugt Fichten- und Kieferwälder ganz entschieden den Laubhölzern. In letzteren gehört sie immer zu den Seltenheiten, in ersteren ist sie häufig. Ebenso zieht sie das Gebirge der Ebene unbedingt vor. In ihrem ganzen Wesen zeichnet sich die Braunelle so sehr aus, daß sie der Kenner schon von weitem an dem Betragen von andern Vögeln unterscheiden kann. Sie hüpfet nicht nur im dichtesten Gebüsch, sondern auch auf der Erde mit größter Geschicklichkeit herum, durchfriecht alle Schlupfwinkel, drängt sich durch dürrer hohes Gras, durchsucht das abgefallene Laub und zeigt in Allen eine große Gewandtheit. Auf dem Boden hüpfet sie so schnell fort, daß man eine Maus laufen zu sehen glaubt. Ihr Gesang besteht aus wenigen Tönen, welche durch einander gewirbelt werden und nicht viel Anmuthiges haben. Der Lockton klingt wie „di dui dii“ oder „fri fri“; der Ausdruck der Angst ist ein helles „Didü“; ein Ruf, welchen sie im Fluge vernehmen läßt, klingt wie „bibibil“; das Lied besteht hauptsächlich aus den Lauten „Didididid“. Ein Vogel singt fast wie der andere, doch sind auch geringe Abweichungen bemerkt worden.

Im Sommer nährt sich die Braunelle hauptsächlich von Kerbthieren, vorzugsweise von kleinen Käserchen und deren Larven; auf dem Zuge und zumal im Frühjahr verzehrt sie fast nur seine Sämereien und zwar, ohne sie vorher zu zerbeißen.

Die Braunellen sind leicht zu fangen, im Schlaggärnchen, wie im Sprengel oder auf der Veimruth. Sie gewöhnen sich rasch an die Gefangenschaft und werden sehr bald zahm. Ihre Zutraulichkeit macht sie dem Liebhaber werth, trotz des unbedeutenden Gefanges.

In Sibirien am Jenisei und östlich vom Baikalsee lebt ein Verwandter, die Bergbraunelle (Tharrhaleus montanellus), welcher auch in Ungarn, in Dalmatien und in Italien vorgekommen sein soll und deshalb unter den europäischen Vögeln mit aufgezählt wird.

Auf allen Hochgebirgen Europas und Mittelasiens begegnet man häufig dem Alpenfliebvogel (Accentor alpinus), der Stein-, Flie- oder Blümlerche, dem Blütling, Berg-, Spiz- oder Gnadenvogel, und wie er sonst noch heißen mag. Er vertritt die Sippe der Flievlerehen (Accentor) und hat mit einer Lerche wirklich große Ähnlichkeit. Der Schnabel ist verhältnismäßig stark, von oben und unten etwas gekrümmt, zugespitzt, an den Seiten sehr eingezogen, vorn schmal, an der Wurzel aber breiter als hoch; die Füße sind stämmig, dickzählig, die Krallen ansehnlich stark gekrümmt, aber stumpf, die Flügel lang, in ihnen die dritte Schwinge die längste; der Schwanz ist kurz, in der Mitte merklich ausgehoben; das Gefieder ist sehr reichhaltig. Die Oberseite ist auf aschgrauem Grunde braun gefleckt, die Unterseite ist aschgrau, seitlich rothbraun gefleckt; die weiße Kehle zeigt braune Mischelflecken; die Schwung- und Steuerfedern sind schwarzbraun, die letzteren mit weißen Spizenflecken; über



Der Alpenflüevogel (*Arceuthobium alpinus*).

den Flügel verlaufen zwei weiße Binden. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht in der Färbung und Zeichnung. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel an der Wurzel gelb, an der Spitze schwarz, der Fuß bräunlich. Die Länge beträgt 7 Zoll.

Auf den Alpen ist die Flüelertche überall häufig, auf dem Riesengebirge eine zwar seltenere, aber doch regelmäßige Erscheinung; im Süden Britanniens kommt sie auch noch vor. „Ihre Lieblingsaufenthalte“, sagt Tschudi, „sind die rauhen, steinreichen Hochtriften oder Grünfelder zwischen der Holz- und Schneegrenze, durchschnittlich aber zwischen vier- und sechstausend Fuß über dem Meere. Im Winter verläßt sie die höheren Gürtel, geht auf die Vorberge in die Alpenthäler und selbst in das nahe Tiefland hinab, hält sich gern zu den Heuställen und sucht den Heusamen auf oder die Obsttrüberhausen, um die Kerne hervorzupeken. Sowie aber die Höhen nur einigermaßen frei sind, zieht sie sich wieder zu ihrem Lieblingsaufenthalt zurück, wo sie mit ihrem kurzstrophigen, lachenartigen, klaren, flötenden Gesang die öden Felsen melodisch belebt. Doch haben wir sie selbst im Januar bei 10 Grad R. Kälte wiederholt auf Alpen von 3 bis 4000 Fuß über dem Meere angetroffen.“ Sie ist ein eigenthümlicher Vogel, bald außerordentlich munter und lebhaft, bald wieder träge und ruhig. Der Gang ist hüpfend, nicht schrittweise, fördert jedoch ungemein schnell, weil ein Sprung unmittelbar auf den andern folgt. Dabei trägt die Flüelertche den Leib ziemlich wagerecht, den Schwanz aber etwas erhoben, zuweilen so, daß die Flügel unter ihm zu liegen kommen. Der Flug, welcher sehr schnell und leicht ist, bildet flache Wellenlinien, wenn der Vogel größere Strecken durchfliegt; gewöhnlich



aber thut die Flüelerche dies nicht, sondern streicht niedrig über den Boden dahin, und nur im Frühjahr, während der Zeit der Liebe erhebt sie sich spielend in die Luft. Von der Höhe zur Tiefe hinab schwebt sie nach Lerchenart, fast ohne Flügel Schlag. Die Lockstimme ist ein helles „Trui trui“, welches entweder trillerartig wiederholt oder abgesetzt, langgezogen hervor- gestoßen wird. Der Gesang besteht aus mehreren abwechselnden Strophen; die einzelnen Töne sind flötend, laut und klar. Das Lied hat Aehnlichkeit mit dem der Braunelle, auch wohl mit dem Schlage des Hänflings. Das Wesen ist ein Gemisch von Harmlosigkeit und Friedfertigkeit. Die Flüelerche scheint mit allen andern Vögeln in größter Eintracht zu leben und feindselige Absichten anderer Geschöpfe kaum für möglich zu halten. Vor dem Menschen scheut sie sich durchaus nicht. Sie läßt den Hirten oder den Wanderer dicht an sich herankommen oder findet sich selbst vor den Häusern und Hütten im Gebirge ein, ohne irgend welche Scheu an den Tag zu legen. Auf der Riesenkoppe läuft sie oft zwischen einer nicht geringen Anzahl Besuchender umher, ohne sich durch deren Reden oder durch deren Hin- und Hergehen stören zu lassen. Sie scheint gleichgültig gegen die Menschen und nur mit sich selbst beschäftigt zu sein; denn sie läuft still und in sich gekehrt, ihren Blick auf den Boden gerichtet, auf und nieder, ist auch so schweigsam, daß sie der Ungeübte kaum bemerkt.

Kerbthiere, Spinnen, Sämereien und Beeren bilden ihre Nahrung. Namentlich den Heusamen oder Blümt liebt sie sehr, daher auch einer ihrer Namen. Sie durchstöbert Alles, durchkriecht alle Löcher und Spalten, besichtigt jeden Stein, jede Ritze, jeden Grasbusch und leidet so nur selten Mangel.

Das Nest wird früh im Jahre in Steinrißen und Löchern, unter Felsblöcke oder in das dazwischen emporprossende Alpenrosengebüsch, auch wohl unter die Dachstöcke niederer steinerne Häuser angelegt, fast immer so, daß es von oben bedeckt und geschützt ist. Es bildet eine schöne Halbkugel, welche inwendig an drei Zoll weit und zwei Zoll tief ist. Außerlich besteht es aus Erdmoos und Grasshalmen; inwendig ist es mit dem feinsten Moos oder mit Wolle sehr weich ausgefüllt, auch wohl mit Pferde- und Kuhhaaren ausgelegt. Die vier bis fünf länglichen, glattschaligen Eier sind einfach blaugrün. Das Pärchen nistet zweimal im Jahre, das erste Mal im Mai, das zweite Mal im Juli.

An die Gefangenschaft gewöhnt sich die Flüelerche leicht, bei ordentlicher Pflege und Nachtigallfutter hält sie im Bauer auch einige Jahre aus und erfreut dann ihren Besitzer durch ihre große Zahmheit und ihren lieblichen Gesang.

\* \* \*

(Meisen.) Die letzte Sängerkategorie umfaßt die Meisen (Pari), eine Gruppe von kleinen Singvögeln, welche, so verschieden sie auch erscheinen mögen, sehr viel Uebereinstimmendes haben, in ihrer Gestalt ebensowohl, wie in ihrem Wesen. Sie sind gedrungen gebaut und kurzgliedrig; nur der Schwanz spielt in verschiedenen Längen. Der Schnabel ist kegelförmig, gerade und kurz, bei einzelnen Arten sehr kurz, auf dem Rücken gerundet, an den Seiten zusammengedrückt, an den Schneiden scharf; die Füße sind stark und stämmig, die Zehen mittellang und kräftig, die Nägel verhältnißmäßig groß und stark gekrümmt. Die Flügel sind kurz und gerundet, in ihnen die vierte oder fünfte Schwinge die längsten; der Schwanz ist meist kurz und dann gerade abgeschnitten oder nur wenig ausgeschweift, zuweilen aber auch lang und dann stark abgestuft. Das Gefieder ist sehr dicht; die Federn sind lang, weißstrahlig und deshalb ungemein weich; die Färbung ist regelmäßig eine lebhaft, angenehme und zarte, beiden Geschlechtern mehr oder weniger gemeinsame.

Der Norden der alten Welt ist die eigentliche Heimat dieser Familie; einige ihrer Mitglieder kommen aber auch in Nordamerika vor, und andere finden sich in den warmen Ländern Afrikas und Asiens. Dagegen fehlen sie gänzlich in Südamerika und Neuhollland. Einige verbreiten sich über weite Länderstrecken, die Mehrzahl aber hat keinen weit ausgedehnten Wohnkreis. Einige Naturforscher nennen sie Zugvögel, andere halten sie nur für Strichvögel, und wir möchten uns den letzteren anschließen, weil unsere Vögel, obgleich sie regelmäßig, d. h. zu gewissen Zeiten und in zahlreicher Menge durch das Land wandern, ihre Reisen doch niemals weit ausdehnen, sich vielmehr immer nur in einem sehr beschränkten Gebiete bewegen. Ihr eigentliches Wohn- und Jagdgebiet ist der Wald; denn fast sämtliche Arten leben ausschließlich auf Bäumen und Sträuchern und bloß wenige mehr im Nöhricht als im Gebüsch. Sie lieben die Geselligkeit und vereinigen sich nicht bloß mit Ihtesgleichen, sondern auch mit andern Arten



ihrer Familie, unter Umständen selbst mit fremdartigen Vögeln, in deren Gesellschaft sie dann tage- und wochenlang verbleiben können.

Ihr Wesen und Treiben ist höchst anziehend. Sie gehören zu den lebendigsten und beweglichsten Vögeln, welche man kennt. Ueber Tags sind sie keinen Augenblick ruhig, vielmehr fortwährend beschäftigt. Sie fliegen von einem Baume zum andern und klettern ohne Unterlaß auf den Zweigen umher; denn ihr ganzes Leben ist eigentlich nichts Anderes, als eine ununterbrochene Jagd. Ihre Begabungen müssen vielseitig genannt werden: sie verstehen von Allem Etwas. Auf dem Boden sind sie freilich recht ungeschickt, verweilen deshalb auch niemals hier lange, sondern kehren immer bald wieder zu den Zweigen zurück. Hier aber leisten sie das Mögliche. Sie hüpfen gewandt hin und her, hängen sich geschickt nach unten an, wissen in den aller verschiedensten Stellungen sich nicht bloß zu erhalten, sondern auch zu arbeiten, klettern gar nicht schlecht und sind geübt im Durchschlüpfen und Durchkriechen dichtverflochtener Stellen. Der Flug ist schnurrend, kurzbogig und scheinbar sehr anstrengend; die meisten Arten fliegen deshalb auch nur selten weit, vielmehr gewöhnlich bloß von einem Baum zum andern. Die Stimme ist ein feines Gezwitscher, welches dem Pfeifen der Mäuse nicht unähnlich ist und fortwährend, scheinbar ohne alle Veranlassung, ausgestoßen wird.

Die Nahrung ist gemischter Art, denn viele Meisen verzehren neben den Kerbthieren auch Sämereien. Die Mehrzahl hält sich freilich ausschließlich an Kerbthiere und jagt vorzugsweise kleineren Arten, noch mehr aber deren Larven und Eiern nach. Gerade hierin liegt die Bedeutung dieser Vögel für das Gedeihen der Bäume, welche wir die unsrigen nennen. Die Meisen brauchen wegen ihrer ewigen Regsamkeit eine verhältnißmäßig sehr große Menge von Nahrung. Sie sind die besten Kerbthiervertilger, welche bei uns leben. Wenig andere Vögel verstehen so wie sie die Kunst, ein bestimmtes Gebiet auf das Gründlichste zu durchsuchen und die verborgensten Kerbthiere aufzufinden. Regsam und unermüdet, gewandt und scharfsinnig, wie sie sind, bleibt ihnen wenig verborgen und unerreichbar. Sie sind die treuesten aller Waldhüter, weil sie in einem bestimmten Gebiet verweilen und zu jeder Jahreszeit ihrem Berufe obliegen. Der Nutzen, welchen sie bringen, läßt sich unmöglich berechnen. Jeder vernünftige Mensch sollte nach seinen Kräften mithelfen, so nützliche Vögel nicht bloß zu schützen, sondern auch zu hegen und zu pflegen, dem Frevler, welcher noch immer auf Meisenhöhlen geübt wird, nicht bloß zu steuern, sondern ihnen auch Wohnstätten zu gründen im Walde, indem er alte, hohle Bäume ihretwegen stehen läßt oder ihnen durch Aufhängen von Brutkästen behilflich ist. Unverantwortlich ist es, um eines leckern Bissens wegen, ein so munteres und anmuthiges Vögelchen, welches uns nützt, so lange es lebt, seines Daseins zu berauben.

Zum Glück für unsern Wald vermehren sich die Meisen sehr stark. Sie legen größtentheils zweimal im Jahre und jedesmal sieben bis zwölf Eier. Die zahlreiche Brut, welche sie heranziehen, ist schon im nächsten Frühjahr fortpflanzungsfähig: die Natur hat also das Ihrige gethan, um die wichtigen Geschöpfe zu erhalten.

Im Käfig sind viele Meisen höchst unterhaltend. Sie gewöhnen sich überraschend schnell an die Gefangenschaft, werden aber selten eigentlich zahm. Mit andern Vögeln darf man sie nicht zusammenperren; denn sie überfallen selbst die größeren mörderisch, klammern sich auf ihrem Rücken fest und tödten sie durch Schnabelhiebe. Dann brechen sie ihnen die Hirnschale auf und fressen das Gehirn der erlegten Schlachtopfer mit derselben Begierde, mit welcher ein Raubvogel seine Beute verzehrt. Nicht mit Unrecht hat man sie mit den Hühnern verglichen: ihnen ähneln sie nicht bloß in ihrer Raftlosigkeit und Unruhe, sondern auch hinsichtlich ihrer Grausamkeit und Mordlust.

Als Uebergangsglieder von den Sängern und insbesondere von den Laubsängern zu den eigentlichen Meisen kann man die Goldhähnchen (*Regulus*) ansehen. Man unterscheidet zwei Arten, welche in Europa leben, nämlich das safranköpfige und das feuerköpfige Goldhähnchen. Das erstgenannte, welches auch Goldvögelchen, Goldemmerchen, Hauben- und Sommerkönig genannt wird (*Regulus cristatus*, *flavicapillus* oder *crococephalus*), ist auf der Oberseite zeisiggrün, auf der Unterseite lichtgrau, an der Kehle weißgrau; die Scheitelmittle ist safrangelb, seitlich lichter, etwa goldgelb; ein hieran sich anschließender Streifen ist schwarz; den Flügel zieren zwei lichte Binden. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß hellbraun. Die Länge beträgt  $3\frac{1}{2}$  Zoll.

Das safranköpfige Goldhähnchen ist in ganz Deutschland Brutvogel, wird aber auch im hohen Norden gefunden; es ist die einzige Art, welche in Scandinavien vorkommt. Gelegentlich seiner Winterreise, welche eher Strich als Zug genannt werden darf, erscheint es einzeln in Spanien, während es in Griechenland Stand- oder Brutvogel sein soll.



Das safrantöpfige Goldhähnchen (*Regulus flavicapillus*).

Das feuerköpfige Goldhähnchen (*Regulus ignicapillus* oder *Regulus pyrocephalus*) unterscheidet sich in jedem Alter und zu jeder Jahreszeit von dem Verwandten durch einen weißen Streifen über den Augen und einen schwarzen Streifen durch dieselben. Der Scheitel ist in der Mitte feuerroth, nach den Seiten hin feuergelb; der schwarze Streifen, welcher die Krone begrenzt, ist breiter, als bei jenen. Die Körperverhältnisse sind im wesentlichen dieselben: das feuerköpfige Goldhähnchen ist höchstens etwas kleiner. Außer Deutschland ist das niedliche Vögelchen, das kleinste aller europäischen, in Frankreich, Italien, Griechenland und in Spanien aufgefunden worden. Hier ist es Zugvogel, in Griechenland hat man es als Brutvogel beobachtet.

Beide Arten haben in ihrem Wesen und Treiben die größte Aehnlichkeit. Sie bewohnen sehr oft dieselben Vertlichkeiten gemeinschaftlich, nähren sich von denselben Stoffen und nisten in derselben Weise.

In Deutschland ist das safrantöpfige Goldhähnchen Stand- und Strichvogel. Es hält sich oft das ganze Jahr in dem kleinen Gebiet einer ganzen oder halben Geviertstunde; doch kommen im Oktober viele Vögel dieser Art aus dem Norden an, welche in Garten, Nadel- und Laubhölzern oder in buschreichen Gegenden gesehen werden, zum Theil bei uns überwintern, zum Theil aber auch südlich ziehen, im März und April wieder bei uns durchstreichen und dieselben Orte wie im Herbst besuchen. Das feuerköpfige Goldhähnchen dagegen bringt den Winter nicht in Deutschland, sondern in wärmeren Ländern zu. Es erscheint bei uns in den letzten Tagen des März oder in den ersten des April und verweilt bis zu den letzten Tagen Septembers oder den ersten Oktobers. Bei der Ankunft streicht es in den Hecken und Büschen umher, eilt aber bald in die Nadelwälder, wo es sich in den Fichtenbeständen vereinzelt. Viele ziehen nördlich, viele bleiben bei uns. Sie wandern des Nachts und suchen am Tage ihre Nahrung. Im Sommer halten sie sich fast immer auf hohen Bäumen auf und kommen nur selten in Dickichte oder in niederes Stangenholz. Im September streichen sie. Die safrantöpfigen Goldhähnchen halten sich ebenfalls vorzugsweise in den Nadelwäldungen auf, viele auf den Bäumen, aber auch im niederen Gebüsch; sie kommen sogar nicht selten zum Boden herab. „Die Zuneigung



zu den Nadelbäumen“, bemerkt Raumann, „ist auffallend. Wenn man im Spätherbst und Winter eine Gesellschaft in einem Garten ankommen sieht, wo nur etwa eine einzelne Fichte oder Tanne steht, so besuchen sie diese gleich, treiben sich auch in solchen Gärten länger als in anderen und meistens bei jenen Bäumen herum. Allein sie durchstreifen auf ihren Wanderungen auch alle reinen Laubholzwaldungen.“ Ihr Aufenthalt und ihr Streichen im Herbst und Winter richten sich nach den Umständen. Ist im Winter das Wetter schön, heiter und nicht zu kalt, dann sind sie hoch auf den Nadelbäumen, im Regen aber oder bei Wind und Sturm, oder bei sehr strenger Kälte kommen sie auf niedrige Gebüsche und auf den Boden herab. Sie halten sich im Winter immer auf denjenigen Stellen des Waldes auf, welche von der Sonne beschienen werden: dies ist die Hauptursache ihres Streichens.

In ihrem Wesen haben die beiden deutschen Goldhähnchen viel Eigenthümliches. Sie sind halb Säger, halb Meisen. Merkwürdig ist ihre außerordentliche Unruhe. Das safranköpfige Goldhähnchen hüpfst unaufhörlich von einem Zweige zum andern und verhält sich nur dann eine kurze Zeit ruhig, wenn es ein Kerbthier fängt. Es trägt seinen Leib meist wagrecht, die Füße angezogen und die Federn locker anliegend. Zuweilen hängt es sich unten an die Zweige an, aber doch weit seltener, als die Meisen. Sein Flug ist leicht, geräuschlos und flatternd, letzteres besonders, wenn es, wie der Laubhänger thut, im Fluge ein Kerbthier von der äußersten Spitze eines Zweiges wegnimmt. Auffallend ist der Trieb zur Geselligkeit. Die Brutzeit ausgenommen, findet man selten ein safranköpfiges Goldhähnchen allein; gewöhnlich ist es in Gesellschaft Seinesgleichen und anderer Vögel.

Der Lockton klingt schwach „si si“, auch „zit“ und wird von beiden Geschlechtern im Sigen ausgestoßen. Der Gesang ist nicht übel. Er fängt mit „si si“ an, wechselt aber dann hauptsächlich in zwei Tönen von ungleicher Höhe ab und hat einen ordentlichen Schluß. Man hört ihn von den Alten im Frühjahr und im Sommer, von den Jungen im August, September und Oktober, auch selbst von denen, welche mitten in der Maufer stehen. An warmen Wintertagen singen diese Vögelchen herrlich. Ein eignes Betragen zeigen sie oft im Herbst, von Anfang Septembers bis Ende Novembers. Es beginnt nämlich eins von ihnen „si si“ zu schreien, dreht sich herum und flattert mit den Flügeln. Auf dieses Geschrei kommen mehrere herbei, betragen sich ebenso und jagen einander herum, so daß zwei bis sechs ein außergewöhnliches Spiel treiben. Das feuerköpfige Goldhähnchen ist viel gewandter und unruhiger, als sein Verwandter und in allen seinen Bewegungen rascher, auch ungeselliger. Während man den Sippenverwandten, die Brutzeit ausgenommen, immer in Gesellschaft und in Flügen sieht, ist dieses einsam oder paarweise. Im Herbst sieht man öfters zwei Stück zusammen, welche immer ein Pärchen sind. Schießt man eins davon, dann geberdet sich das andere sehr klaglich, schreit unaufhörlich und kann sich lange Zeit nicht zum Weiterfliegen entschließen. Auch der Lockton dieses Vogels ist ganz anders, als der seines Sippenverwandten: denn das „Si si si“ ist viel stärker und wird anders betont, so daß man beide Arten sogar am Lockton unterscheiden kann, obgleich man nicht im Stande ist, die Verschiedenheit so anzugeben, daß auch ein Unkundiger sie richtig auffassen würde. Viel leichter ist dies beim Gesang. Beim safranköpfigen Goldhähnchen wechseln in der Mitte des Gesangs zwei Töne mit einander ab, und am Ende hört man, wie schon oben bemerkt, einen ordentlichen Schluß. Beim feuerköpfigen aber geht das „Si“ in einem Tone fort und hat keinen Schluß, so daß der ganze Gesang weit kürzer, einfacher und Nichts als ein schnell nach einander herausgestoßenes „Si si si“ ist. Zuweilen hört man von dem Männchen auch einige Töne, welche an den Gesang der Haubenmeise erinnern. Im Frühjahr und Hochsommer singt dieses Goldhähnchen oft, selbst auf dem Zuge, im Herbst aber, und auch darin weicht es vom gewöhnlichen ab, äußerst selten. Der Gesang der beiden verwandten Arten ist so verschieden, daß man bei stillem Wetter den einer jeden Art auf weithin unterscheiden kann.

Verschiedene Kerbthiere und deren Larven, aber auch feine Sämereien bilden die Nahrung der Goldhähnchen. Im Sommer fressen sie kleine Käferchen und Rüsselchen, im Winter fast ausschließlich Kerbthiereier und Larven. Sie lesen gewöhnlich von den Zweigen ab, zwischen den Nadeln oder dem Laub hervor, erhalten sich vor einer erspäheten Beute oft flatternd und jagen einer fliegenden wohl auch auf ein Stück hin nach.

Beide Goldhähnchen brüten zweimal im Jahre, das erstemal im Mai, das zweitemal im Juli. Die Nester sind sehr schwer zu finden. Sie stehen auf der Spitze langer Fichten- und Tannenäste, da, wo dichte Zweige und viele Nadeln sie verbergen, und sind hier sehr künstlich befestigt, an herabhängenden Zweigen, welche von der ersten Lage der Neststoffe ganz oder zum Theil umschlossen sind und bis an den Boden oder über ihn hinausreichen. Sie sind ball-



förmig, außen  $3\frac{1}{2}$  bis 4 Zoll breit, inwendig aber der sehr dicken Wände wegen nur 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Zoll tief und etwa  $1\frac{1}{2}$  Zoll breit. Die erste Lage besteht aus Fichtensplechten und Baummoos, das zuweilen mit etwas Erdmoos untermischt wird und durch Raupengepinnst, welches besonders um die das Nest tragenden Zweige gewickelt ist, seine gehörige Festigkeit bekommt. Die Ausfütterung besteht aus vielen Federn kleiner Vögel, unter denen Taubenfedern die größten, welche oben alle nach innen gerichtet sind und am Rande so weit vorstehen, daß sie einen Theil der Oeffnung bedecken. Das erste Gelege enthält acht bis zehn, das zweite sechs bis neun Eier, welche selbstverständlich sehr klein sind. Ihre Grundfarbe ist weißlichgelbgrau oder blaßfleischfarben; die Zeichnung besteht aus lehngrauen Punkten, welche am dideren Ende gewöhnlich dichter zusammenstehen. Die Jungen werden von beiden Eltern mit vieler Mühe aufgefüttert; denn die Nahrung besteht in den kleinsten Kerfen und Kerbtbiereiern. Sie sitzen im Neste dicht auf und neben einander und müssen, um Platz zu finden, ihre Wohnung nach und nach mehr und mehr erweitern. Eine Goldhähnchenfamilie bleibt nur kurze Zeit zusammen; denn die Alten trennen sich entweder, wegen der zweiten Brut, bald von ihren Jungen oder schlagen sich mit andern Familien zu Flügen zusammen.

In der Gefangenschaft sieht man Goldhähnchen selten. Es ist sehr schwierig, sie an Stubenfutter zu gewöhnen; ihre Hinfälligkeit ist ungemein groß. Wird erst eins traurig, so muß man ihm gleich die Freiheit schenken, sonst geht es immer und bald zu Grunde. Mit einem einzelnen darf man gar nicht anfangen; die Erfahrung hat gelehrt, daß mehrere zu gleicher Zeit gefangene sich leichter eingewöhnten, als die einzelnen. Haben sie sich einmal eingewöhnt, so werden sie bald so zahm, daß sie ihrem Pfleger das Futter aus der Hand nehmen, und sie dauern dann bei sorgfältiger Behandlung wohl einige Jahre. Um sie an das Futter zu gewöhnen, gibt man ihnen anfänglich Ameiseneier und sodann halblebende Fliegen. Später erhalten sie das bekannte Nachtigallfutter, doch muß dasselbe stets wohl mit Mehlwürmern gewürzt sein. Bequieschter Hauf und Mohnsamen, welchen man unter das Futter mischt, bekommt ihnen sehr wohl, andere Sämereien und zumal Kürbisen aber nicht. Neuerdings werden Zusätze von fein geschnittenem Gurkenfleisch zu dem Nachtigallfutter sehr empfohlen.

Von den nordamerikanischen Goldhähnchen soll sich eine Art, der Sattap (*Regulus Satrapa*) bis nach Europa versflogen haben und mag deshalb erwähnt werden.

\*

Als Verbindungsglied zwischen dem Goldhähnchen und den Meisen im engeren Sinne betrachtet man die Beutelmeise oder Remiz (*Aegithalus pendulinus*). Sie ist auf der Oberseite graulichrostfarben, auf Kopf und Nacken aber aschgrau, auf der Unterseite weißlich, auf der Brust rosenroth überflogen; ein schwarzer Bügelstreifen beginnt auf der Stirn, verläuft durchs Auge und reicht bis zur Ohrgegend; die Schwung- und Steuerfedern sind schwärzlich, lichter gefäumt. Das Auge ist braun, der echt pfriemenförmige Schnabel mehr oder weniger dunkelschwarz, an den Schneden weißlich, der Fuß schwarz oder grauschwarz. Die Länge beträgt 4 bis  $4\frac{1}{2}$  Zoll.

Der Osten unseres Erdtheils und der größte Theil Asiens ist die Heimat dieses überaus zierlichen Vogels. In Deutschland gehört er zu den Seltenheiten, obgleich er wiederholt beobachtet oder wenigstens das von ihm gebaute Nest nach seinem Wegzuge aufgefunden worden ist. Die Sümpfe Polens, Galiziens, Rußlands, Ungarns, Griechenlands und entsprechende Dertlichkeiten Mittelasiens, bis nach Ostsibirien hin, sind seine Wohnsitze. Er findet sich nur im oder wenigstens am Röhricht, niemals im Walde.

Durch ihre Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Redtheit gibt sich die Beutelmeise als würdiges Mitglied ihrer Familie zu erkennen. Auch ihre Bewegungen und ihre Lockstimme sind ganz meisenartig. Sie klettert geschickt im Gezweig und wohl auch im Rohr auf und nieder, hält sich möglichst verborgen und läßt ihr weit hörbares, klingendes „Titt“ fast ohne Unterbrechung hören. Unruhig, wie sie ist, macht sie sich beständig mit Etwas zu schaffen und ist innerhalb ihres Gebiets bald hier, bald dort. Ihr Flug ist hurtig, gewandt, aber eigenthümlich zuckend; sie vermeidet auch so viel als möglich, über Strecken zu fliegen, auf denen sie sich nicht decken kann. Allerlei Kerbtbiere, namentlich solche, welche sich im Röhricht aufhalten, deren Larven und Eier bilden die Nahrung. Im Winter begnügt sie sich mit Gesäme des Rohrs und anderer Sumpfpflanzen.

Ob man die Beutelmeise als Zugvogel betrachten darf, oder ob sie nur Strichvogel ist, hat bis jetzt noch nicht entschieden werden können. So viel steht fest, daß sie ziemlich regel-





Bart- und Beutelmeisen.



mäßig im Jahre und zwar im März auf ihren Brutplätzen eintrifft und sie im September oder Oktober wieder verläßt, wenigstens theilweise. Gelegentlich ihrer Wanderungen erscheint sie in den Ländern, welche außerhalb ihres eigentlichen Verbreitungskreises liegen, so mit einer gewissen Regelmäßigkeit an manchen Seen Nord- oder Ostdeutschlands.

Besonderer Beachtung werth ist das Fortpflanzungsgeschäft dieser Meise. Sie gehört zu den ausgezeichnetsten Baukünstlern, welche wir kennen. Ihr Nest ist ein herrliches Kunstwerk. Es ist nur an seinem oberen Ende befestigt und hängt also, wie die Nester der Weibervogel, frei, in den meisten Fällen über das Wasser herab. Baldamus hat eine sehr ausführliche Beschreibung dieses Nestes und der Art seiner Erbauung gegeben, und seine Beobachtung wollen wir hier folgen lassen. „Ich habe“, sagt er, „sieben Wochen lang fast täglich den kleinen Nestkünstler bei seinem Nist- und Brutgeschäfte beobachten können und mehr als dreißig Nester gesehen und in Händen gehabt. Wenn es überhaupt höchst anziehend ist, die kunstreichen Nestbauer bei ihrer Arbeit zu belauschen, so hat diese Beobachtung bei unserem Vogel doppelten Reiz, da er wegen seiner Harmlosigkeit den Zutritt zu seiner Werkstätte durchaus nicht erschwert. Ich beobachtete den ganzen Gang der Arbeit und sah und nahm Nester in den verschiedensten Zuständen der Vollendung. Das Nest fand ich (im weißen Morast) nur an den äußersten Zweigspitzen der dort vorherrschenden Bruchweide. Obwohl stets Wasser und Schilf in der Nähe ist, ersteres wenigstens zu der Zeit des Anlegens der Nester, so befanden sich doch nicht alle unmittelbar über dem Wasser und keines so im Rohrdickicht, daß es dadurch irgendwie verdeckt worden wäre. Im Gegentheil waren die in geringer Höhe angelegten stets außer dem Bereiche des Rohrwuchses, die meisten am Rande des Rohrwaldes, am und über freiem Wasser, alle leicht aufzufinden. Sie hingen in einer Höhe von zwölf bis funfzehn Fuß über dem Boden; nur zwei waren acht bis zehn und wenige zwanzig bis dreißig Fuß, eines auch nahe am Gipfel einer hohen Bruchweide aufgehängt.“

„Beide Gatten bauen gleich eifrig, und man sollte es kaum für möglich halten, daß ein so reicher Bau in weniger als vierzehn Tagen beendet werden kann. Was den Gang der Arbeit betrifft, so windet der Vogel fast immer Wolle, seltener Ziegen- und Wolfs- oder Hundehaare oder Bast und Hanffäden um einen dünnen, herabhängenden Zweig, der sich meist einige Zoll unter dem oberen Anknüpfungspunkte in eine oder mehrere Gabeln spaltet. Zwischen dieser Gabelung werden die Seitenwände angelegt, die daran ihren Halt finden. Der Vogel setzt sodann die Filzwirkerei so lange fort, bis die über die Gabelspitzen herabhängenden Seitenwände unten zusammengezogen werden können und einen flachen Boden bilden. Das Nest hat jetzt die Gestalt eines flachrandigen Körbchens, und solche Nester sind es, welche man früher als Vergnügungsnester der Männchen angeeignet hat. Zunächst wird nun der äußere Boden des Nestes durch Verfilzung mehr gefestigt. Der hierzu gebrauchte Stoff ist Pappel- oder Weidentolle mit eingewirkten Bastfäden, Wolle und Haaren; die Samenwolle wird durch den Speichel geballt und in einander gezupft. Das Nest hat jetzt die Gestalt eines Körbchens mit dickerem abgerundeten Boden. Nun beginnt der Bau der einen Seitenöffnung, die bis auf ein kleines rundes Loch geschlossen wird. Währenddem wird auch die andere Seite von unten heraufgeführt. Die eine der runden Oeffnungen wird nunmehr mit einer Röhre, welche ein bis drei Zoll lang ist, versehen, während die andere noch geöffnet bleibt und nur am Rande geglättet und verfilzt wird. Sodann wird die eine Oeffnung geschlossen; doch sah ich auch ein Nest mit doppelter Röhre. Zuletzt wird der innere Boden des Nestes noch mit lockerer ungehaltener Blütenwolle zoll dick ausgelegt, und nun endlich ist der Bau vollendet.“ Das Nest stellt jetzt einen runden Ball oder Beutel dar von sechs bis acht Zoll Höhe und vier bis fünf Zoll Breite, an welchem, dem Halse einer Flasche ähnlich, der bald herabgebogene und an das Nest angeheftete, bald wagrecht abstehende, runde Eingang befestigt ist. Ein solches Nest kann unmöglich mit dem eines andern Vogels verwechselt werden, und deshalb wissen wir auch ganz genau, daß die Beutelmeise wiederholt bei uns in Deutschland genistet hat. Es sind, wie bemerkt, an verschiedenen Orten beim Schneiden des Rohres im Winter verlassene Nester aufgefunden worden.

Baldamus fand nie mehr als sieben Eier, auch immer sieben Junge in einem Neste. Die Schale der Eier ist äußerst zart und dünn, ohne starken Glanz, und feinkörnig, ihre Färbung ein schneereines Weiß, welches aber, so lange der Inhalt nicht entfernt wurde, blasröthlich erscheint. Beide Gatten brüten abwechselnd und beide füttern ihre Jungen gemeinschaftlich groß, hauptsächlich mit zarten Käupchen und fliegenden Kerfen, besonders solchen aus dem Mückengeschlechte.



„Ich habe“, sagt Baldamus, „vierzehn Junge längere Zeit immer zusammengehabt und mit hütem Käse und untermengten zerriebenen Hühnerherzen erhalten. Sie gingen sämtlich fogleich ans Futter, waren stets zutraulich und zähm, stets hungrig und kamen sofort aus ihrem Nest hervor und mir zugeflogen, sobald ich nach kurzer Abwesenheit wieder ins Zimmer trat. Zwar starben auch mir bei sorgfältiger Abwartung einige; es unterliegt indeß keinem Zweifel, daß die niedlichen Vögel aufgefüttert werden können.“ Daß dies in der That der Fall sein kann, haben anderwärtige Beobachtungen bestätigt.

Zu den Rohrmeisen (*Panurus*) gehört die Bartmeise (*Panurus biarmicus*); sie ist auf der Oberseite hellzinnitbraun, auf dem Oberkopfe sanftschblaugrau, auf der Unterseite blaßrosentoth, an der Kehle weißlich, in der Steuergegend sammtschwarz; der braune Flügel zeigt eine weiße, unten schwarz eingefasste Querbinde; unter den Flügeln steht ein neun Linien langer sammtschwarzer Knebelbart. Das Auge ist braun, der Schnabel schön gelb, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt 6 bis 6½, der Schwanz 3¼ Zoll.

Der Nordosten Europas, aber auch Holland, Großbritannien, Südungarn oder Italien und Griechenland und ebenso ein großer Theil Mittelasien sind die Heimat der Bartmeise, ausgedehnte Rohrwälder ihre Wohnsitze. An das Rohr ist sie gebunden. In Holland wird sie von Jahr zu Jahr seltener, weil ihre Aufenthaltsorte mehr und mehr eingeschränkt werden. Sie lebt paarweise oder in kleinen Familien, sehr verborgen, ist gewandt, behend, lebhaft und unruhig, munter und keck, wie andere Meisen, bewegt sich an den Rohrstengeln mit der Fertigkeit eines Rohrsängers, fliegt leicht und ruckweise, lockt „zit zit“ und läßt auf einen höchst unbedeutenden Gesang vernehmen, ein leises Gezwitscher, in welches einige abgerissene, schnurrende Töne verwebt werden. Die Nahrung theilt sie mit der Beutelmeise.

Das Nest, welches nur im Rohr angelegt wird, gehört ebenfalls zu den künstlichen. Es ähnelt dem der Beutelmeise, kennzeichnet sich aber durch seine Größe. Bastfasern verschiedener am Wasser wachsender Pflanzen, Rippen von Gräsern und eine große Menge Samenwolle von Weiden, Pappeln, Rohr, Kolbenschilf und dergl. sind die Stoffe, aus denen die dicken Wände zusammengefügt werden. Die Gestalt ist länglich eiförmig. Die Eier sind auf rein- oder röhlichweißem Grunde ziemlich spärlich mit rothen Schmitzen und Punkten gezeichnet.

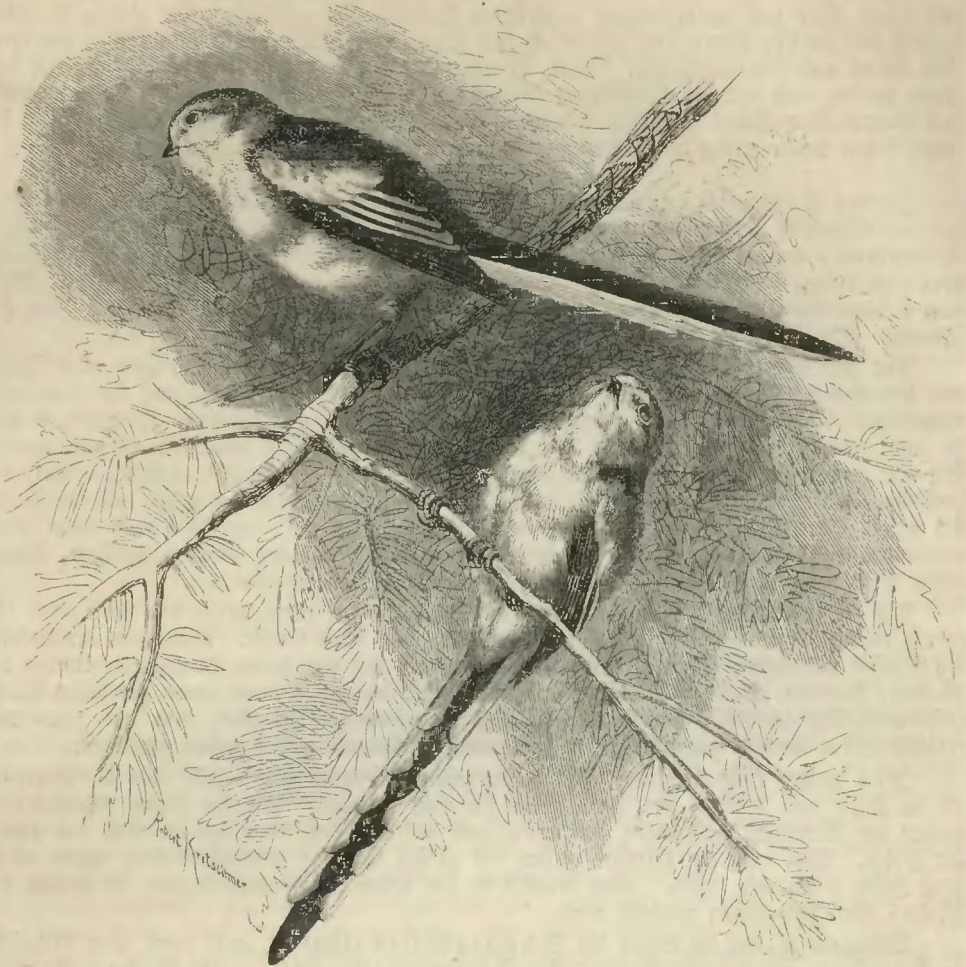
Ihrer großen Schönheit und ihres angenehmen Betragens halber hält man die Bartmeise oft im Käfig und bezahlt gern hohe Preise für das Pärchen. Einzelne halten sich nicht: sie sterben vor Sehnsucht nach ihren Gefährten, und der Tod des einen hat den Tod des andern zur Folge. Aber auch die Pärchen müssen mit großer Sorgfalt gepflegt werden, wenn sie ein paar Jahre ausdauern sollen. Man ernährt sie am besten mit Nachtigallfutter, in welches viel Mohn- oder Rohrsamen gemischt wird.

Bekannter ist uns die Sippe der Schwanzmeisen (*Orites*), weil eines ihrer Mitglieder in Deutschland allerorten vorkommt. Die Schwanzmeise, Mehl- oder Rohr-, Schnee-, Nied-, Moor-, Berg-, Spiegel-, Zigel- oder Zahlmeise, der Pfannensüßel, Weinzapfer oder Teufelsbolzen (*Orites caudatus*) ist auf der Oberseite in der Mitte schwarz, auf dem Kopfe weiß, auf der Unterseite röhlichweiß; der Flügel ist schwarz; seine hinteren Schwingen sind breit weiß gerandet; die Steuerfedern sind schwarz, die drei äußersten jeder Seite mit weißen Kehlflecken gezeichnet. Das Auge ist dunkelbraun, sein unbefiederter Rand bei alten Vögeln hellroth, bei jungen hochgelb; der Schnabel und der Fuß sind schwarz. Die Länge beträgt 6 Zoll, die Schwanzlänge 3½ Zoll.

Die Schwanzmeise geht nicht weit nach Süden hinab; denn sie gehört schon in Griechenland und Spanien zu den Seltenheiten. Dagegen verbreitet sie sich von den drei südlichen Grenzgebirgen an bis weit nach Norden hinauf, wird auch in ganz Mittelasien gefunden. Bei uns streicht sie im Herbst und Frühjahr mit einer gewissen Regelmäßigkeit; viele Familien bleiben aber auch während des strengsten Winters in Deutschland wohnen. Es scheint, daß die Schwanzmeise Laubwälder den Nadelwäldern bevorzugt; aber lieber noch als im Walde siebelt sie sich in Obstwäldungen oder in baumreichen Auen an.

Sie ist munter, rege, lebendig und thätig, wie andere Arten ihrer Familie, aber fröhlicher und sanfter, auch minder jähzornig und nicht so räuberisch, wie die noch zu erwähnenden Waldmeisen. Gegen den Menschen bekundet sie ein großes Vertrauen Raubvögeln gegenüber die entsehlteste Furcht. Ihre Plauderstimme ist ein zischendes „Sit“, ihr Lockton ein pfeifendes „Ti ti“, ihr Warnungslaut ein schneidendes „Tiriri und Terr“. Das Männchen gibt auch einen leisen Gesang zum besten.



Die Schwanzmeise (*Orites caudatus*)

Die Nahrung besteht ausschließlich in Kerbthieren und vorzugsweise in kleinen Arten; denn größere vermag das schwache Geschöpf nicht zu bewältigen.

Auch die Schwanzmeise baut ein künstliches Nest. Es unterscheidet sich von denen der vorstehend beschriebenen Arten dadurch, daß es nicht frei aufgehängt, sondern unterstützt wird; es ist auch aus anderen Stoffen zusammengesetzt: an Schönheit aber steht es dem Neste der Beutelmeise kaum nach. Seine Gestalt ist die eines großen Eies, in welchem oben seitlich eine Oeffnung, das Eingangslöcher, angebracht ist. Die Höhe desselben beträgt etwa sieben, die Weite vier Zoll. Grüne Laubmoose, welche mit Kerbthiergespinnst zusammengefügt und mit Baumflechten, Puppenhüllen, Birkenrinde und Spinnen- oder Raupengespinnt überkleidet sind, bilden die Außenwandung, eine Menge Federn, Wolle und Haare die innere Auskleidung. Unter allen Umständen wählt das Schwanzmeisenpaar Moose und Flechten von demselben Baume, auf welchem es sein Nest gründet, und immer ordnet es diese Stoffe ähnlich an, wie sie auf der Baumrinde selbst sitzen. Hierdurch erhält das Nest eine Gleichmäßigkeit mit der Umgebung, welche bewundernswürdig ist und es selbstverständlich auch dem geübten Auge verbirgt. Da es schwer hält, die nöthigen Stoffe herbeizuschaffen, nimmt das Paar, welches gezwungen wurde, ein zweites Nest zu errichten, zuweilen gleich die bereits zusammengetragenen Stoffe wieder auf und verwebt sie von Neuem. Der Bau selbst währt zwei, oft auch drei Wochen, obgleich beide Gatten sehr eifrig beschäftigt sind, das Männchen wenigstens als Handlanger.



Mitte oder Ende April ist das erste Gelege vollzählig. Es ist sehr zahlreich; denn die Schwanzmeise legt neun bis zwölf, zuweilen auch fünfzehn Eier. Diese sind sehr klein, äußerst zartförmig und auf weißem Grunde mehr oder weniger mit blafrostrothen Pünktchen gezeichnet. Manche Weibchen legen nur weiße Eier. Nach dreizehn Tagen sind sie gezeitigt, und nummehr beginnen Tage ununterbrochener Arbeit; denn es will Etwas besagen, die zahlreiche Kindschaar groß zu füttern. Während des Brütens erhält das Weibchen ein eigenthümliches Aussehen. Der lange Schwanz stört das in dem engen Raume sitzende Vögelchen ganz ungemein, und es ist überhaupt nur dann im Stande, zu brüten, wenn es den Schwanz seitlich herumbiegt. Dies geschieht; die Federn nehmen die Krümmung an und behalten sie während der ganzen Brutzeit bei. Aber nicht bloß die Mutter, sondern auch die Jungen haben ihre Noth, in dem engen Neste Platz zu finden. So lange sie klein sind, geht es wohl; aber sie wachsen heran, und wenn auch eins auf dem andern hocht — der Raum ist für die Masse denn doch viel zu eng. Es arbeitet also jedes einzelne der Kinderchen, um sich Platz zu schaffen, und so geschieht es, daß das filzige Gewebe der Nestwand weit ausgedehnt wird, ja stellenweise zerreißt. Bekommt das Nest Bodenlöcher, so sieht es recht sonderbar aus; denn wenn die Jungen größer werden, stecken sie fast sämmtlich die unbequemen Schwänze unten durch. Später benutzen sie dieselbe Oeffnung auch anderweitig, und die Mutter hat dann weniger für Reinlichkeit zu sorgen.

In der Gefangenschaft sind die Schwanzmeisen allerliebste. Sie verlangen allerdings eine sehr sorgfältige Behandlung, und demungeachtet erliegen anfangs viele von ihnen. Haben sie aber die ersten Tage einmal überstanden und sich an das Stubenfutter gewöhnt, so halten sie sich jahrelang, und dann gewähren sie dem Liebhaber viel Freude.

Auch die Haubenmeise ist zum Vertreter einer eigenen Sippe (*Lophophanes*) erhoben worden, weil ihr Schnabel noch ziemlich schlank und ihr Kopfschädel zu einer spitzen, aufrecht stehenden Haube verlängert ist. Verwandte Arten leben in Indien und Amerika.

Die Hauben-, Häubel-, Hörner-, Kupp-, Kobel-, Schopf-, Strauß- oder Haidenmeise, hier und da auch wohl Meisenkönig genannt (*Lophophanes cristatus*), ist auf der Oberseite röthlichbraungrau oder mäusefahl, auf der Unterseite grauweißlich; die Haubenfedern sind schwarz, weiß gefantet; die Wangengegend ist weiß; ein durch das Auge verlaufender Bügelstreifen, die Kehle und ein von ihr aus verlaufendes Nackenband sind schwarz, die Schwingen und Steuerfedern dunkelgraubraun, lichter gefärbt. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, lichter an den Schneiden, der Fuß schmutzig lichtblau. Die Länge beträgt 5 Zoll.

Mittleuropa und Nordwestasien sind die Heimat der Haubenmeise. In unsern deutschen Nadelwäldungen ist sie nirgends selten; in reinen Laubwäldern hingegen fehlt sie gänzlich. Auch sie ist ein Standvogel, welcher treu an seinem Gebiete hält und dasselbe nur im Herbst und Frühjahr zeitweilig verläßt. Das Betragen gleicht vollkommen dem anderer Meisen. Die heitere Fröhlichkeit, Bewegungslust, Gewandtheit und Geschicklichkeit im Klettern und Anhängeln, die Keckheit, der Muth, die Lust zum Hader und Zanken, welche die Meisen so sehr auszeichnen, sind auch dieser Art eigen. Die Unterhaltungsstimme ist ein zischendes „Sitt“, ein gedehntes „Täh täh“, der Lockruf ein helles „Zid gürrr“ oder „Glürrr“, der Gesang ein unbedeutendes Liedchen. Während das Männchen dieses vorträgt, nimmt es allerlei Stellungen an, dreht und wendet sich, sträubt die Haube und legt sie wieder zusammen, versucht überhaupt durch allerlei andere Bewegungen sich liebenswürdig zu machen.

Das Nest steht regelmäßig in Baumhöhlen mit engem Eingangsloch hoch oder niedrig über dem Boden, wie sie sich gerade darbieten oder ihnen anständig sind, auch in hohlen Stämmen und Stöcken, sogar in verlassenen Eichhorn- und Eßkernestern.

Die Haubenmeise gehört zu den größten Wohlthätern der Nadelwäldungen; denn sie lebt hauptsächlich von den Eiern und Larven der schädlichen Kerbthiere und verschmäht Körner-nahrung fast gänzlich. Man sieht sie vom frühen Morgen an bis zum späten Abend mit dem Aufsuchen ihrer Nahrungsmittel beschäftigt und hat erfahrungsmäßig festgestellt, daß sie vorzugsweise den Eiern der schädlichen Fortschmetterlinge nachstellt. Nur im Winter muß sie sich zuweilen entschließen, auch Sämereien zu sich zu nehmen. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb sie sich schwerer als andere Arten an die Gefangenschaft gewöhnt.

Die Waldmeisen (*Parus*) unterscheiden sich von den bisher genannten durch auffallend kräftigen, kegelförmigen, seitlich zusammengedrückten, vorn scharfen, aber nicht nadelspitzigen Schnabel, starke, mit großen, dicken Nägeln bewehrte Füße, kurze und breite Flügel, in denen die dritte und vierte Schwinge die längsten sind, einen mittel- oder ziemlich langen Schwanz, welcher entweder etwas schwach abgerundet oder leicht ausgeschlitten ist, und das reiche, weitstrahlige, oft prachtvoll gefärbte und gezeichnete Gefieder.



Die Fink- oder Kohlmeise (*Parus major*).

Die bekannteste Art der Sippe ist unsere Fink- oder Kohlmeise (*Parus major*), sonst auch Brand-, Groß-, Gras-, Spiegel-, Sped-, Schinken-, Talg- und Pidmeise genannt, die allbekannteste, weil überall gegenwärtige Vertreterin und das größte Mitglied der Familie. Die Oberseite ist olivengrün, die Unterseite blaßgelb; der Oberkopf, die Kehle, ein nach unten hin sich verschmälernder Streifen, welcher über die ganze Unterseite läuft, und ein bogiger, von der Gurgel zum Hintertopf verlaufender zweiter Streifen sind schwarz, die Schwingen und Steuerfedern blaugrau, die Kopfseiten und ein Streifen über den Flügel weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 5 $\frac{3}{4}$  Zoll.

Vom 65.<sup>o</sup> nördlicher Breite an fehlt die Kohlmeise nirgends in Europa; sie ist aber keineswegs überall häufig und kommt in südlichen Gegenden hier und da bloß im Winter vor. Ueber ganz Mittelasien ist sie ebenfalls verbreitet, und auch in Nordwestafrika soll sie gefunden werden. In Deutschland sieht man sie überall und zu jeder Jahreszeit, am häufigsten aber im Frühjahr und im Herbst, wenn die im Norden groß gewordenen zu uns herunterkommen und bei uns durchstreichen. Auch die Kohlmeise ist Waldvogel, aber nicht so ausschließlich, als andere Arten ihrer Familie. Bei uns zu Lande fehlt sie in keinem größeren Garten. Den reinen Nadelwald liebt sie weniger als den Laubwald; am liebsten sind ihr gemischte Bestände.

Innerhalb der Familie gebührt der Kohlmeise eine hervorragende Stellung. Sie vereinigt gewissermaßen alle Eigenschaften der Familienmitglieder. Wie diese ist sie ein außerordentlich lebhafter und munterer, ein unruhiger und rastloser, neugieriger, thätiger, muthiger und rauf- lustiger Vogel. „Es ist etwas Seltenes“, sagt Naumann, „sie einmal einige Minuten lang still sitzen oder auch nur mißgelaunt zu sehen. Immer frohen Muthes durchhüpft und beklettert sie die Zweige der Bäume, der Büsche, Hecken und Räume ohne Unterlaß, hängt sich bald hier, bald da an den Schaft eines Baumes oder wiegt sich in verkehrter Stellung an der dünnen Spitze eines schlankeu Zweiges, durchkriecht einen hohlen Stamm und schlüpft behend durch die



Ritzen und Löcher, Alles mit den abwechselndsten Stellungen und Geberden, mit einer Lebhaftigkeit und Schnelle, die ins Possirliche übergeht. So sehr sie von einer außergewöhnlichen Neugier beherrscht wird, so gern sie alles Auffallende, was ihr in den Weg kommt, von allen Seiten besieht, beschnüffelt und daran herumhämmert, so geht sie doch dabei nicht etwa sorglos zu Werke; sie zeigt vielmehr in allen ihren Handlungen einen hohen Grad von Klugheit. So weiß sie nicht nur Dem, welcher ihr nachstellt, Scheu auszuweichen, sondern auch den Ort, wo ihr einmal eine Unannehmlichkeit begegnete, klüglich zu meiden, obgleich sie sonst gar nicht scheu ist. Man sieht es ihr, so zu sagen, an den Augen an, daß sie ein verschlagener, muthwilliger Vogel ist: sie hat einen ungemein listigen Blick.“

So lange als irgend möglich hält sich die Kohlmeise im Gezweig der Bäume auf; zum Boden herab kommt sie selten. Sie fliegt aber auch nicht gern über weite Strecken, denn der Flug ist, wenngleich besser als der anderer Meisen, doch immer noch schwerfällig und ungeschickt. Ihre Stimme ist das gewöhnliche „Zitt“ oder „Sitt“; ihm wird, wenn Gefahr droht, ein warnendes „Trrrrr“ angehängt, im Schreck auch wohl ein „Pint, pint“ vorgegesetzt; zärtliche Gefühle werden durch die Silben „Wiidi wiidi“ ausgedrückt. Der Gesang ist einfach, aber doch nicht unangenehm; die Töne klingen, wie Raumann sagt, „hell wie ein Glöckchen“, etwa wie „Stili, sizizidi“ und „Sitidn sitidn“. Die Landleute übersetzen sie durch die Worte „Siz ich hoch, so flic den Pelz“. So gesellig die Meise ist, so unverträglich, ja selbst boshaft ist sie gegen Schwächere. Ihr Charakter ist abscheulich. Sie ist keck, so lange sie sich gedeckt fühlt, erbärmlich feig, wenn Dies nicht der Fall ist. Sie geberdet sich wie unsinnig, wenn sie einen Raubvogel bemerkt; sie erschrickt entsetzlich, wenn man einen brausenden Ton hervorbringt oder einen Hut in die Höhe wirft, in welchem sie dann einen Falken sieht; aber sie fällt über jeden schwächeren Vogel mordsüchtig her und tödtet ihn, wenn sie es irgend kann. Schwache, Kranke ihrer eigenen Art werden unbarmherzig angegriffen und so lange mißhandelt, bis sie den Geist aufgegeben haben. Selbst größere Vögel greift sie an. Sie schleicht sich förmlich auf sie los, sucht sich, wie Bechstein beschreibt, durch einen starken Anfall auf den Rücken zu werfen, häkelt sich dann mit ihren scharfen Klauen tief in die Brust und den Bauch ein und haßt mit derben Schnabelhieben auf den Kopf ihres Schlachtopfers los, bis sie den Schädel desselben zertrümmert hat und zu dem Gehirn, ihrem größten Lekerbissen, kommen kann. Diese Eigenschaften vermehren sich, wie es scheint, in der Gefangenschaft; aber sie sind doch auch bei den freilebenden Vögeln schon sehr ausgebildet, und deshalb ist der spanische Name „Guerrero“ oder Krieger, Haderer, vortrefflich gewählt.

Kerbthiere und deren Eier oder Larven bilden die Hauptnahrung der Kohlmeise, Sämereien und Baumfrüchte eine Lekerei. Sie scheint unersättlich zu sein; denn sie frißt vom Morgen bis zum Abend, und wenn sie wirklich ein Kerbthier nicht mehr fressen kann, so tödtet sie es wenigstens. Auch der verstecktesten Beute weiß sie sich zu bemächtigen; denn wenn sie Etwas nicht erlangen kann, so hämmert sie nach Art der Spechte so lange auf der Stelle herum, bis ein Stück Borke abspringt und damit das verborgene Kerbthier freigelegt wird. Im Nothfall greift sie zur List. So weiß sie im Winter die im Stoc verborgenen Bienen doch zu erlangen. „Sie geht“, wie Venz schildert, „an die Fluglöcher und pocht mit dem Schnabel an, wie man an eine Thüre pocht. Es entsteht im Innern ein Summen, und bald kommen einzelne oder viele Einwohner heraus, um den Störenfried mit Stichen zu vertreiben. Dieser packt aber gleich den Vertheidiger der Burg, welcher sich herauswagt, beim Kragen, fliegt mit ihm auf ein Nestchen, nimmt ihn zwischen die Füße, haßt ihm seinen Leib auf, frißt mit großer Lust sein Fleisch, läßt den Panzer fallen und macht sich auf, um neue Beute zu suchen. Die Bienen haben sich indessen, durch die Kälte geschreckt, wieder ins Innere zurückgezogen. Es wird wieder angepocht, wieder eine beim Kragen genommen, und so geht es von Tag zu Tag, von früh bis zum Abend fort.“ Wenn im Winter ein Schwein geschlachtet wird, ist sie gleich bei der Hand und zerrt sich hier möglichst große Stücke herunter: diese Fleischgier erklärt mehrere ihrer Volksnamen. Alle Nahrung, welche sie zu sich nimmt, wird vorher verkleinert. Sie hält das Beutestück nach Krähen- oder Rabenart mit den Zehen fest, zerstückelt es mit dem Schnabel und frißt es nun in kleinen Theilen. Dabei ist sie außerordentlich geschäftig, und ihre Thätigkeit gewährt ein recht anziehendes Schauspiel. Hat sie Ueberfluß an Nahrung, so versteckt sie sich Etwas davon und sucht es zu passender Zeit wieder auf.

Das Nest wird stets in einer Höhle angelegt, bald nahe über dem Boden, bald hoch oben im Wipfel des Baumes. Baumhöhlungen werden bevorzugt, aber auch Mauerritzen und selbst alte, verlassene Eichhorn-, Elster- und Krähenester nicht verschmäht. Der Bau selbst ist wenig künstlich. Trockene Halme, Würzelchen und etwas Moos bilden die Unterlage, Haare, Wolle,



Vorsten und Federn den Oberbau. Das Gelege besteht aus acht bis vierzehn zartschaligen Eiern, welche auf glänzendweißem Grunde mit feinen und groben, rostfarbenen oder hellröthlichen Punkten gezeichnet sind. Beide Gatten brüten wechselweise, und beide füttern die zahlreiche Familie mit Aufopferung groß, führen sie auch nach dem Ausfliegen noch längere Zeit und unterrichten sie sorgfältig in ihrem Gewerbe. In guten Sommern nisten sie immer zweimal.

Es hält nicht schwer, Meisen zu fangen, denn ihre Neugier wird ihnen leicht verderblich. Die Gebrannten freilich scheuen das Feuer, und die, welche man einmal berückt, wird man so leicht nicht wieder hintergehen. Im Zimmer sind sie augenblicklich eingewöhnt; sie thun wenigstens, als wären sie hier von Anfang an zu Hause gewesen, benützen sofort jedes passende Plätzchen zum Sitzen, durchstöbern und durchkriechen Alles, fangen Fliegen und nehmen ohne Umstände das ihnen vorgesezte Futter an. Wirklich zahm aber werden sie nicht sogleich; sie müssen sich erst vollständig von den wohlwollenden Absichten des Menschen überzeugt haben, bevor sie ihm vertrauen. Ist dies der Fall, dann sind sie freilich so hingebend, wie wenig andere Vögel. Man kann selbst die freilebenden gewöhnen, daß sie auf den Ruf herbeikommen und ihnen vorgehaltenes Futter aus der Hand nehmen; die Gefangenen thun dies mit der Zeit regelmäßig, falls man sie nur recht behandelt. Ihre Lebhaftigkeit, ihr munteres und heiteres Wesen erfreut Jedermann. Daß man sie nicht mit andern Vögeln zusammenbringen kann, braucht nach dem bereits Gesagten nicht besonders erwähnt zu werden.

Die Blaumeise, Ringel-, Vienen-, Mehl-, Merl-, Hund-, Jungfer-, Him-mels-, Bümbel- oder Pimpelmeise, der Blau-müller u. (*Parus-Cyanistes-coeruleus*) ist auf der Oberseite blaugrünlich, auf dem Kopfe, den Flügeln und dem Schwanz blau, auf der Unterseite gelb. Ein weißes Band, welches auf der Stirn beginnt und bis zum Hinterkopfe reicht, grenzt den dunkeln Scheitel ab, ein schmaler blauschwarzer Zügelstreifen trennt ihn von der weißen Wange, und ein bläuliches Halsband begrenzt diese nach unten. Die Schwingen sind schiefer-schwarz, die hinteren himmelblau auf der Außenseite und weiß an der Spitze, wodurch eine Bandzeichnung entsteht; die Steuerfedern sind schieferblau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, an den Schneiden schmutzig weiß, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt  $4\frac{1}{2}$  Zoll.

Der Verbreitungskreis der Blaumeise ist größer als bei den übrigen Arten. Sie bewohnt ganz Europa vom höchsten Norden an bis zum äußersten Süden, wird aber in Nordafrika durch eine ihr eng verwandte Art und in Ostasien durch die größere Lasurmeise vertreten. Zum Aufenthalt wählt sie sich vorzugsweise Laubhölzer, Baumpflanzungen und Obstgärten. Im Nadelwald wird sie selten und im Sommer fast nie gefunden, während sie im Laubwald allerorten häufig ist. Im Frühjahr sieht man sie paarweise, im Sommer in Familien, im Herbst in Schaaren, und diese treten dann gemeinschaftlich eine mehr oder weniger weit ausgedehnte Meise an.

Diejenigen Blaumeisen, welche eine förmliche Wanderung unternehmen, streifen bis nach Südeuropa, namentlich bis nach Spanien, woselbst man ihnen während des Winters allüberall begegnet.

In ihrem Wesen und Betragen zeigt sich die Blaumeise als eine Finkmeise im Kleinen. Sie ist ebenso betriebsam, gewandt, geschickt, keck, fröhlich, munter, fast ebenso neugierig und ebenso boshaft, zänktisch und jähzornig, wie diese. Der Gesang ist ganz unbedeutend und die Nahrung ist dieselbe, welche andere Meisen zu sich nehmen. Sämereien liebt die Blaumeise nicht; Kerbthiereier bilden den Haupttheil ihrer Mahlzeiten.

Das Nest wird regelmäßig in einer Baumhöhle, selten in einem Mauerloche oder einem alten Erker- und bezüglich Eichhornbaue angelegt, stets ziemlich hoch über dem Boden, es wird auch gewöhnlich selbst ausgearbeitet. Um passende Löcher, welche andern Höhlenbrütern ebenfalls sehr genehm sind, kämpft die Blaumeise mit viel Ausdauer und großem Muthe, und deshalb erringt sie sich auch ein entsprechendes Wohnplätzchen. Acht bis zehn kleine, zartschalige, auf reinweißem Grunde mit rostfarbenen Punkten bestreute Eier bilden das Gelege. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd und erziehen auch gemeinschaftlich die Jungen. Die erste Brut entfliehet Mitte Junis, die zweite Ende Julis oder Anfangs August.

In der Gefangenschaft hält die Blaumeise sich leicht; denn sie geht bald ans Futter, ist nicht besonders wählerisch, gewöhnt sich rasch ein und besitzt überhaupt alle angenehmen Eigenschaften, welche man von einem nicht jugenden Stubenvogel verlangen kann.

Die Lasurmeise (*Parus-Cyanistes-cyanus*) ist bedeutend größer, auf der Oberseite hellblau, auf dem Kopfe und der Unterseite weiß. Von ihrem Vaterlande, Ostsibirien, aus streift diese schöne Meise alljährlich nach Europa herüber. In Deutschland aber gehört sie überall zu den großen Seltenheiten.



Ebensowenig, wie die Blaumeisen, unterscheiden sich die Mönchsmeisen (*Poecile*) der Gestalt nach von den vorhergehend beschriebenen Verwandten. Zu dieser Gruppe gehört unsere Sumpfsmeife (*Parus-Poecile-palustris*), sonst noch Asch-, Schwarz-, Grau-, Blatt-, Nonnen-, Mehl-, Reit-, Hanf-, Garten-, Speck-, Roth- oder Murrmeife genannt. Sie ist auf der Oberseite röthlichbraungrau, auf der Unterseite grauweißlich; der Kopf bis zum Nacken ist tiefschwarz, das Kinn grauschwarz, die Wangengegend weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt  $4\frac{1}{2}$  Zoll.

Die Sumpfsmeife bewohnt Mitteleuropa, wird aber schon auf den Alpen und ebenso in Skandinavien durch Verwandte vertreten. Andere, ihr ebenfalls sehr ähnliche Arten leben im höheren Norden Europas, in Sibirien und in Nordamerika. Sie ist Stand- oder Strichvogel, bevorzugt das Laubholz, besonders Auwäldungen oder überhaupt Bäume in der Nähe vom Wasser, also auch das Bruchgehölz, und gleicht in Lebensweise und Betragen den übrigen Meisen.



## Dritte Reihe: Späher (Investigatores).

---

Der Gestaltenreichtum dieser Reihe macht eine Gesamtbeschreibung derselben geradezu unmöglich, falls man nicht eben aller größeren Gruppen im Besonderen gedenken oder mit anderen Worten der Einzelbeschreibung vorgreifen will. Es gibt kein Merkmal, welches allen Spähern gemeinsam wäre. Die Verschiedenheit der hier vereinigten Vögel ist größer als innerhalb der bisher betrachteten Reihen, wie dies z. B. bei der Vergleichung eines Hornvogels mit dem Kolibri genugsam hervortritt. Allein ihre Verwandtschaft erscheint sofort einleuchtend, wenn man sich alle vorhandenen Zwischenglieder vergegenwärtigt. Somit läßt sich über die Gesamtheit zwar sehr Vieles, aber kaum etwas Uebersichtliches sagen, und wir thun am Besten, alles Weitere aus der Einzelbeschreibung der Ordnungen, Sippen und Familien hervorgehen zu lassen.

---

### Die Klettervögel.

Der Name Klettervögel ist alt hergebracht; aber er ist verschieden gebraucht worden. Versucht man, dieselben im allgemeinen zu kennzeichnen, so läßt sich etwa Folgendes sagen. Der Leib ist gestreckt, aber doch kräftig gebaut, der Hals kurz, der Kopf groß. Der Schnabel ist mittellang oder sehr lang, keilförmig und stark oder gebogen und schwach. Die Füße sind kurzläufig, aber langzehlig. Die Zehen sind entweder regelmäßig geordnet oder paarig gestellt, ausnahmsweise auch von vier auf drei verringert, ohne daß man sagen könnte verkümmert; die Nägel, welche sie bewehren, zeichnen sich aus durch Größe, Wölbung und Schärfe. Der Flügel ist mittellang und gerundet, zuweilen sehr breit, niemals schmal und spiz. Der Schwanz kann sehr verschieden gebildet sein. Bezeichnend erscheint er bei den vollendetsten Gestalten der Ordnung; denn hier ist er zum Stemmschwanz geworden und hat damit eine Bedeutung erlangt, welche ohne Gleichen ist innerhalb der ganzen Klasse: er dient nicht allein als Steuerruder des fliegenden, sondern auch als Stütze des senkrechte Flächen erkletternden Vogels. Das Gefieder läßt sich im allgemeinen nicht beschreiben; denn wenn man auch behaupten darf, daß eine gewisse Uebereinstimmung nachgewiesen werden kann, so bezieht sich das doch immer nur auf einzelne Gruppen, nicht auf die Gesamtheit der Ordnung. Bei den einen liegen die Federn glatt, bei den andern locker an; bei diesen ist die Färbung düster, erd- oder baumrindefarbig; jene prangen in köstlichen Farben und wetzeln mit den schimmerndsten, glänzendsten Vögeln überhaupt; bei einzelnen ähneln sich die Geschlechter, bei vielen unterscheiden sie sich sehr wesentlich zc.

Unter den Sinnen steht das Gesicht noch entschieden oben an; als demnächst entwickeltster Sinn aber dürfte das Gefühl, welches hier als Tastinn aufgefaßt werden muß, zu bezeichnen sein. Die Zunge verliert bei den Klettervögeln theilweise ihre Bedeutung: sie ist weniger ein Werkzeug des Geschmacks, als ein solches des Tastinns. Allerdings gibt es auch einzelne Dünnschnäbler, welche nur eine verkümmerte Zunge besitzen und süglic doch nicht dem Verbands der Klettervögel entzogen werden dürfen: sie aber sind Ausnahmen, welche die Regel kaum beeinträchtigen. Diese belehrt uns, daß die Zunge eine in hohem Grade beachtenswerthe, durchaus eigenthümliche Entwicklung zeigt. Bei den meisten Klettervögeln füllt sie nicht bloß die Schnabelhöhlung vollständig aus, sondern kann auch noch weit über die Schnabelspitze vorgestreckt und ebensowohl zum Aufnehmen oder Anspießen bestimmter Gegenstände, wie zum Tasten gebraucht werden. Eine besondere Anlage des Zungenbeins und verschiedener Muskeln verleiht ihr Fähigkeiten, welche selten sind unter den gefiederten Rückgrathieren und in ähnlicher Weise überhaupt nur noch den Verwandten der Klettervögel, d. h. anderen Spähern zukommen. Diese Fähigkeiten können sehr verschiedene sein, wie die Zunge selbst verschieden ist: ihre Bedeutung aber bleibt im wesentlichen dieselbe.



Entsprechend der Leibesbildung und den Begabungen der Klettervögel müssen Aufenthalt, Lebensweise, Wesen und Betragen sehr verschieden sein. Die Ordnung verbreitet sich über alle Erdtheile und auch fast über alle Gürtel derselben; viele ihrer Familien sind aber hinsichtlich ihres Vorkommens sehr beschränkt und werden im günstigsten Falle in anderen Ländern durch Verwandte vertreten; höchstens von einer Familie kann man sagen, daß ihre Mitglieder in allen Erdtheilen leben. Auch der Verbreitungskreis der einzelnen Arten ist gewöhnlich ein eng begrenzter, wenn auch nicht immer bezüglich seiner Ausdehnung, da die Beschaffenheit einer Gegendlichkeit bestimmend sein kann. Der Wald ist der bevorzugte Wohnsitz unserer Vögel: sie klettern an Bäumen, ausnahmsweise nur an Felsenwänden, und betreiben noch seltener auf dem flachen Boden ihre Jagd. Je reichhaltiger der Wald, um so vollzähliger ist unsere Ordnung vertreten; auf bestimmten Bäumen leben auch bestimmte Klettervögel. Die Mehrzahl verweilt jahraus, jahrein innerhalb des heimathlichen Gebietes, streicht höchstens in ihm hin und her; manche aber wandern auch, und einzelne ziehen mit derselben Regelmäßigkeit, wie andere Zugvögel. Alle ohne Ausnahme sind wählerisch rücksichtlich ihres Aufenthaltes; wo sich der eine behaglich fühlt, vermiszt der andere die Bedingungen zu seinem Wohlbefinden. Fülle oder Mangel an Nahrung ist sicherlich von großem Einfluß auf die Wahl des Aufenthaltes; aber die Nahrung allein bestimmt diesen durchaus nicht; denn gerade der Klettervogel verlangt, daß auch andere Erfordernisse, welche er an sein Leben stellt, erfüllt sind.

Man sollte meinen, daß ein Vogel, welcher leiblich wohl ausgerüstet und geistig wohl begabt ist, sich allerorten heimisch machen könnte, kann aber gerade bei den Angehörigen dieser Ordnung das Gegentheil wahrnehmen. Der Klettervogel fliegt gut, zwar nicht mit der Gewandtheit der Bevorzugtesten seiner Klasse, aber doch ohne Beschwerde; er ist auf dem Boden nicht fremd und auf den Bäumen Meister; er ist ein Späher, nicht bloß dem Namen nach, sondern in der That und Wahrheit: ein Späher, welcher nicht allein mit dem Auge, sondern auch mit seiner Zunge sieht; er ist keineswegs auf eine bestimmte Nahrung angewiesen, besitzt vielmehr einen Magen, welcher gar Mancherlei verdauen und in Saft und Blut verwandeln kann; er ist klug und vorsichtig, kennt seine Feinde und versteht es, Dank seiner Kletterkünste, mehr, als mancher andere, Nachstellungen zu entgehen. — aber er verlangt auch, mehr als andere, eine passende Wohnung, also nicht bloß einen geeigneten Wohnsitz. Die Mehrzahl der Vögel beansprucht keine Wohnung (denn das Nest ist als solche nicht aufzufassen); sie begnügt sich mit einem möglichst stillen, ungestörten Plaze zum Ausruhen und Schlafen, und erst, wenn die Sorge um die Brut sich geltend macht, denkt sie daran, für diese eine Kinderstube herzurichten: die Mehrzahl der Klettervögel hingegen wohnt in einem bestimmten Raume, wie das Säugethier in seinem Bau oder Lager, und dieser Raum muß ein von ihm selbst oder von einem Anverwandten hergerichteter sein, wenn er behagen soll. Je mehr ein Mitglied unserer Ordnung den vollendetsten Klettervögeln ähnelt, um so fester hält es an dieser eigenthümlichen Sitte fest. Sie hängt mit den ersten Eindrücken der Kindheit durchaus nicht zusammen; denn andere Höhlenbrüter schlafen oder wohnen nicht regelmäßig in ähnlichen Schlupfwinkeln, wie sie zum Nestbau ausgesucht wurden: es ist vielmehr eine Angewohnheit, welche, außer den klugen Papageien und dem schlauen Meister Spatz, nur wenige Vögel mit jenen theilen. Dem entsprechend ist ein Specht, eine Spechtmeise, ein Baumläufer undenkbar ohne Bäume mit Höhlungen, ein Mauerläufer ohne geeignete Steinhöhlen.

Sämmtliche Klettervögel ohne Ausnahme sind Kerbtieresser; aber die Kerbtiere bilden nicht bei allen Familien und Arten das ausschließliche Futter. Nicht wenige nähren sich nebenbei oder zeitweilig gänzlich auch von Pflanzenstoffen und zwar von Früchten und Beeren ebensowohl als von Nüssen, Samereien oder von Honig und Blütenstaub. Die Erwerbung der Nahrung erfordert stets eine Thätigkeit, wie sie von den bisher beschriebenen Vögeln nicht oder höchstens in beschränktem Grade und ausnahmsweise geübt wird. Die Nahrung wird nämlich in der Regel weder aufgefunden, noch durch Nachjagen im Fluge erbeutet, sondern aus dem Verborgenen hervorgehohlet, oft unter Aufwand von bedeutender Kraft und mit vieler Mühe. Die Klettervögel beuten die Tiefe der Blumenkelche oder das Innere der Blüten aus und durchstöbern alle Versteckplätze der Kerbtiere unter der Baumrinde oder im Innern des morschen Holzes. Einige müssen sich in Folge ihrer Schwäche mit Dem begnügen, was die Oberfläche bietet; andere arbeiten gewaltig, um das Verborgenste bloßzulegen.

Jeder einzelne nutzt die ihm eigenthümliche Begabung in bester Weise. Der eine hängt sich, nach Weisenart, an die Zweige und sucht sie und die an ihnen haftenden Blätter und Blüten sorgfältig ab, der andere beklettert Baumstämme, der dritte Felsenwände; der vierte



treibt es auf dem Boden, wie jene auf den Bäumen: die Art der Jagd ist ebenso verschieden, wie der Grad der Bewegungsfähigkeit.

Nicht alle Klettervögel entbehren des Wohlklangs der Stimme; denn auch in dieser Ordnung gibt es Sänger, obgleich deren Anzahl nicht gerade bedeutend, und die Singfähigkeit eine verhältnißmäßig geringe ist.

Das Nest der Klettervögel wird verschieden angelegt und hergerichtet. Wohl die meisten brüten in Höhlen, viele ohne weitere Vorbereitung, einzelne nachdem sie dieselben passend ausgekleidet; doch gibt es auch viele, welche mehr oder weniger künstliche Gebäude in dem Gezweige oder auf dem Boden errichten. Die Anzahl der Eier eines Geleges schwankt, wie in anderen Ordnungen, und auch Gestalt und Färbung der Eier wechseln vielfach ab. Beide Geschlechter brüten, und beide theilen redlich die Mühen der Aufzucht ihrer geliebten Brut.

Für die Gefangenschaft eignen sich wenige Mitglieder dieser Ordnung. Ihre Haltung verursacht besondere Schwierigkeiten. Die wenigsten gewöhnen sich leicht an ein passendes Ersatzfutter, und viele erschweren wegen ihrer Unruhe und Zerstörungslust oder Zerstörungsfähigkeit ihre Einsperrung in Käfigen oder Zimmern.

Alle Klettervögel sind nützlich, kein einziger ist schädlich. Unser Wald, unsere Bäume überhaupt haben in dieser Ordnung ihre besten Freunde, ihre Erhalter. Der rohe Verstand des ungebildeten Menschen will das freilich nicht immer einsehen; daher ist es die unabweißliche Pflicht der Gebildeten, ihrerseits nach besten Kräften sich der Klettervögel anzunehmen. Die Spechte, Spechtmeisen, Baumläufer und wie sie sonst noch heißen mögen, sollten uns als unantastbare, unberleßliche Wesen gelten.

Es ist üblich, die Vögel, welche unsere Ordnung bilden, in die zwei Zünfte der Dünnschnäbler und der Spechtvögel einzutheilen. Als die höchststehenden sieht man die Dünnschnäbler (*Tenuirostres*) an, mit welchen wir die Reihe der Familien eröffnen. Als Kennzeichen der Gesamtheit gelten der Bau des Schnabels und der Füße. Ersterer ist dünn und gewöhnlich gebogen, letzterer nicht paarzehlig.

Die Ähnlichkeit, welche einige Klettervögel mit gewissen Singvögeln zeigen, ist ein genügender Grund, mit ihnen die Reihe und Ordnung zu eröffnen, und es geschieht dies zunächst mit den Blumenvögeln (*Certhioloae*), einer wenig Arten zählenden Gruppe kleiner südamerikanischer Vögel von prächtiger Färbung. Sie sind muntere, allerliebste Geschöpfe, welche in ihrem Wesen und in ihrer Lebensart die größte Ähnlichkeit mit unsern Sängern zeigen und von welchen der Sai (*Caereba cyanaea*) und der Pitpit (*Certhiola flaveola*) namentlich angeführt zu werden verdienen.

\* \* \*

(**Honigsauger.**) In der alten Welt werden die Blumenvögel durch die Honigsauger (*Nectariniæ*) vertreten. Sie sind kleine, zierlich gebaute Vögel, welche theilweise in den prachtvollsten Farben prangen und dadurch auch an die Kolibris erinnern. Die Familie verbreitet sich über Afrika, Asien und Oceanien; der erstgenannte Erdtheil ist besonders reich an Arten. Wo die Honigsauger vorkommen, sind sie häufig und deshalb eine außerordentliche Zierde der Wälder, Gebüsche und Gärten. Ihr Wesen und Treiben ist höchst anziehend; denn sie gehören zu den begabtesten und liebenswürdigsten Mitgliedern ihrer Ordnung. Wenn in Nordostafrika der Feigentaktus in Blüthe steht, wird er zum Vereinigungsort aller Arten, welche die Gegend beherbergt. Dasselbe gilt für die Wälder, wenn hier eine blühende Mimose vereinzelt unter andern Bäumen steht; dies gilt für alle Bäume, deren Blüthen Kerbthiere herbeiloden: denn ihnen stellen die Honigsauger nach — Blütenstaub und Blütenhonig verzehren sie nur nebenbei. Sie bedienen sich hierbei ihrer langen, röhrenförmigen, tief gespalteneu und ausstreckbaren Zunge.

Wir müssen uns darauf beschränken, einige dieser Vögel nur dem Namen nach anzuführen, wie den Abu-Risch (*Hedydipna metallica*) aus Afrika und dessen indischen Verwandten, den Feuerhonigsauger oder Kadet (*Aethopyga miles*), eine der schönsten Arten dieser Gruppe.

Eine Sippe, welche sich über die Sundainseln und Australien verbreitet, ist neuerdings *Cyrtostomus* oder Vogenschnabel genannt worden. Es mag hier der australische Blütenleser (*Cyrtostomus australis*) genannt werden, er ist auf der Oberseite oliven-grün, auf der Unterseite schön hochgelb, am Hals und auf der Oberbrust stahlblau.

\* \* \*



(Pisangläufer.) Indien besitzt eine den Honigsaugern verwandte Familie, welche man Pisangläufer (*Arachnotherae*) genannt hat. Ihre Zunge ist sehr lang, fadenförmig und durchaus wie eine Schmetterlingszunge gestaltet. Sie besteht nämlich aus zwei feinen Röhren, welche nebeneinander verlaufen und in ihrem Untertheil verbunden, aber durch eine feine Rinne angedeutet und nur an der Spitze getrennt sind, und kann lang herausgestreckt werden.

Die Pisangläufer bewohnen düstere, schattenreiche Wälder und da, wo der Pisang wild im Buschholze wächst, trifft man sie sehr regelmäßig. Sie nähren sich von dem Honig der Blüthen und von den Kerbtieren, welche dem Honig nachgehen.

Einer der schönsten Pisangläufer ist der glänzende Halschnabel (*Hemignathus lucidus*), während der Hängevogel (*Arachnocestra longirostris*) bemerkenswerth ist wegen seines kunstreichen Nestes, das ähnlich wie das des Schneidervogels angefertigt und an dem dazu verwendeten großen Blatte aufgehängt ist.

\* \* \*

(Pinselzüngler.) Bei weitem der größte und hervorragendste Theil der Pflanzentwelt Neu-Hollands besteht aus zwei reichen Gruppen, den Gummibäumen und Banksien, welche wiederum mehreren großen Vogelfamilien einen behaglichen Aufenthalt bieten, so den Papageien und den ungemein zahlreichen Pinselzünglern (*Meliphagae*). Diese Familie umfaßt nicht weniger als einige funfzig Arten. Ihr Haushalt hängt so innig mit diesen Bäumen zusammen, daß man die einen ohne die andern sich nicht denken könnte. Alle Pinselzüngler fressen Kerbtiere, Blütenstaub und Honig aus den daran so reichen Blüthen der Gummibäume und genießen diese Nahrung mit Hiße ihrer langen, an der Spitze pinselförmigen und deshalb hierzu wunderbar geeigneten Zunge.

Als Verbindungsglieder der Honigsauger und Pinselzüngler sind die Honigfresser (*Myzomela*) zu betrachten. Sie sind klein; ihr Schnabel ist zart und ziemlich stark gekrümmt, ihr Fuß kräftig; Flügel und Schwanz sind mittellang; letzterer ist gerade abgeschnitten oder ein wenig ausgeschweift. Das Gefieder ist durch lebhaftere Färbung ausgezeichnet und eine der hübschesten Arten ist der vorherrschend scharlachroth gefärbte Blutvogel (*Myzomela erythrocephala*). Das nördliche Australien ist seine Heimat.

Eine weitere Gruppe bilden die Ohrbüschler (*Ptilotis*), worunter der gelbkehlige (*P. flavigula*); ferner die Spitze der Blumenzüngler (*Melichaera*), die sich in Tasmanien, Neu-Südwaless und Südastralien und in allen Gegenden finden, wo es Banksien gibt. Diese Bäume, welche einen großen Theil des Jahres hindurch blühen, gewähren dem Vogel Alles, was er bedarf. Er untersucht jede einzelne Blüthe, wenn sie sich öffnet, mit seiner langen Pinselzunge und zieht den Blütenstaub oder die Kerbtiere geschickt hervor. Da nun die Banksien nur auf schlechtem Boden wachsen, so gilt das geschwächte Geschrei des Vogels den ansiedlungslustigen Europäern als ein Zeichen, daß da, wo er lebt, für Niederlassungen nicht die geeignete Derlichkeit ist.

„Ein durch seine Stimme bezeichnender Bewohner der romantischen Wildnisse Neuseelands“, sagt Rochelas, „ist der Poë oder Tui. Es ist von diesem Wundervogel nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß keiner der Sänger in den europäischen Wäldern sich mit ihm messen kann. Die Einpeltigkeit und die sanfte Lieblichkeit seines Gesanges erscheint mir wirklich unvergleichlich. Den Schlag der europäischen Nachtigall, wie sehr ich sie auch liebe, finde ich dennoch vom Gesang dieses Vogels bei weitem übertroffen, und ich gestehe es, nie in meinem Leben habe ich von einem so bezaubernden, klangreichen Vogel eine Vorstellung gehabt.“ Die Reisenden, welche später des Poë Erwähnung thun, spenden ihm zwar kein so begeistertes Lob; aber auch sie rühmen ihn übereinstimmend als einen der besten Sänger Oceaniens.

Der Poë (*Prothemadera circinata*) kennzeichnet sich vor allem durch eigenthümliche Federbüschel, welche zu beiden Seiten des Vorderhalses stehen; im übrigen entspricht er dem Gepräge der Familie. Die allgemeine Färbung ist ein tiefes metallisches Grün, welches in gewissem Lichte schwarz, in anderem bronzefarben erscheint; der Rücken ist umberbraun, die Spitzen der Federn schillern aber ebenfalls; über die Schultern verläuft eine weiße Binde; die verlängerten Federn des Nackens sind durch weiße Schaftstriche gezeichnet; die Federn der Halsseite sind verlängert, zerschiffen und muschelförmig gebogen, wodurch ein Büschel gebildet wird, welcher das andere Gefieder überragt, und weil er blendend weiß gefärbt ist, von ihm prächtig absteht; der Bauch ist umberbraun; die unteren Schwanzdeckfedern schillern; die Schwingen



Der Boë (*Prothemadera circinata*).

und Steuerfedern sind schwarz, oben schillernd, unten glanzlos. Die Länge beträgt ungefähr 12 Zoll.

Es scheint, daß die Neuseeländer den Boë von jeher gern in der Gefangenschaft gehalten haben, und heutigen Tages noch kommen viele in die Hände der Europäer. Die Gefangenen sind höchst unterhaltend, lassen sich sehr leicht zähmen und befreunden sich rasch mit ihren Pflegern.

Die letzte Sippe wird durch die Mönchsvögel (*Tropidorhynchus*) gebildet. Sie kennzeichnen sich vor allen übrigen Verwandten durch einen Höcker auf der Wurzel des Oberschnabels, nackte Stellen an Kopf und Hals und schmale, verlängerte Federn an der Brust und im Nacken. Ihre Zunge ist zweibürstig. Das Lederhaupt der Ansiedler (*Tropidorhynchus corniculatus*) ist auf Neusüdwales überall häufig, in dichten Gebüschcn nächst der Küste, aber auch gemein in den offenen Wäldern des Innern. Seine Nahrung besteht in dem Blütenstaub der Gummibäume, in Feigen, Beeren und Kerbtieren.

\* \* \*

(Höpfe.) Die auffallendsten Dünnschnäbler sind die Hopfe (*Upupae*); denn sie unterscheiden sich von allen Verwandten sehr wesentlich durch ihre kurze, geradezu verkümmerte Zunge. Sie sind ziemlich große, gestreckt gebaute Dünnschnäbler. Ihr Schnabel ist lang, ziemlich oder sehr dünn, flach oder stark gebogen, höher als breit. Die Nasenlöcher liegen unmittelbar vor den Stirnfedern, sind klein, eiförmig und unbedeckt, die Füße sind schwach bei den einen, kräftig bei den andern. Der Flügel ist lang oder mäßig lang, stark abgerundet, in ihm die vierte und fünfte Schwinge die längste. Der Schwanz, welcher aus zehn Federn besteht, ist entweder gerade abgeschnitten und dann kurz oder stufig und dann ziemlich oder sehr lang. Das Gefieder liegt



Der Wiedehopf (*Upupa Epops*).

ziemlich knapp an. Seine Färbung ist sehr verschieden, die Zeichnung meist eine bunte. Nach der Lebensweise unterscheidet man diese Sippe in Erdhüpse und in Baumhüpse.

Unser Wiedehopf oder der Heer-, Stink- und Kothvogel, Stinkhahn, Rothträger, Küster- und Kufnknecht (*Upupa Epops*) vertritt die Erdhüpse. Sein Gefieder ist auf der Oberseite lehmfarbig, auf dem Mittelrücken, den Schultern und den Flügeln schwarz und gelblichweiß in die Quere gestreift; der Federbusch ist dunkelrostlehmig, jede einzelne Feder schwarz an der Spitze; die Unterseite ist hoch lehmig, an den Bauchseiten schwarz in die Länge gefleckt; der Schwanz ist schwarz, etwa in der Mitte seiner Länge weiß gebändert. Das Auge ist dunkelbraun, das Schnabelhorn schwarz, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 10 bis 10½ Zoll.

Der größte Theil Europas, ganz Nordafrika und Mittelasien, nach südwärts bis Kaschmir sind die Heimat des Wiedehopfs. Im Norden ist er seltener als im Süden; aber schon in Norddeutschland gehört er an gewissen Stellen zu den Vögeln, welche man regelmäßig antrifft. Nach Norden hinauf vertritt er sich zuweilen weit über die Grenzen seines eigentlichen Ver-



breitungsgebiets: so kommt er einzeln noch auf den Loffoden vor. In Deutschland ist er Zugvogel, welcher in den letzten Tagen des März einzeln oder paarweise ankommt und Ende Augusts und Anfangs September familientweise langsam wieder nach Süden reist; schon in Nordostafrika aber wandert er nicht mehr, sondern streicht höchstens im Lande auf und nieder.

Bei uns bevorzugt er Ebenen, welche mehr oder weniger dicht mit Bäumen bestanden sind. Gegenden, in denen Felder und Wiesen mit kleinen Wäldchen abwechseln, oder solche, wo alte Bäume einzeln inmitten der Feldmarken stehen, sagen ihm besonders zu. In Südeuropa treibt er sich vorzugsweise in den Weinbergen herum; in Afrika ist er in jedem Dorfe, ja selbst inmitten der Städte zu finden: Nordostafrika ist, wie ich schon früher gesagt habe, ein überaus günstiges Gebiet für den Wiedehopf. Er findet so recht eigentlich Alles, was sein Herz sich wünscht. Nicht das Vieh ist es, welches hier für die Nahrung des schmutzigen Gefellen sorgt, sondern der Mensch. So fleißig auch die Geier sind — allen Unrath können sie doch nicht abräumen und genug bleibt übrig für diejenigen Vögel, welche wie der allbekannte „Hudhud“ Rothhaufen als höchst erquickliche Gegenstände betrachten. In Egypten ist der Wiedehopf überall gemein: denn allerorten gibt es für ihn reichliche Beschäftigung.

Der Wiedehopf ist ein sehr unterhaltender Vogel. Sein Betragen hat etwas durchaus Eigenthümliches, aber Angenehmes. Bei uns zu Lande ist er vorsichtig und scheu, weicht dem Menschen oft weit aus und vertraut eigentlich nur dem Kuhhirten, dessen Herde für seinen Unterhalt sorgt; im Süden hat er sich auf das innigste mit dem Menschen befreundet und treibt seine tausend Possen unmittelbar vor dessen Augen. Aber auch hier wird vorkommenden Falls der Grundzug seines Wesens, eine grenzenlose Furcht, bemerklich. Der Vogel ist klug genug, um sich vollkommen sicher zu fühlen, wenn er einen Menschen oder ein Hausthier gewöhnlichen Schlags gewahrt wird; aber schon ein Hund macht ihn bedenklich, eine Katze fordert seine Vorsicht heraus, und eine vorüberfliegende Krähe erregt Besorgniß, einer der überall gegenwärtigen Scharozermilane aber oder ein harmloser Schmutzgeier ruft einen namenlosen Schrecken hervor. Er stürzt sich dann augenblicklich auf den Boden nieder, breitet den Schwanz und die Flügel kreisförmig aus, biegt den Kopf zurück, streckt den Schnabel in die Höhe und verharrt in dieser Stellung, welche Täuschung des Räubers bezweckt, bis alle Gefahr vorüber scheint. Gewöhnlich trägt er den Federbusch nicht entfaltet, sondern spitz nach hinten gelegt. Er fächelt aber damit, wenn er böse wird, und breitet ihn aus, wenn er in Ruhe auf einem Baume sitzt, oder wenn er seinen Ruf ertönen läßt. Zur Paarungszeit spielt er mit dem Fächer, auch dann, wenn er am Boden umherläuft, und zuweilen entfaltet er ihn selbst während des Fluges so, wie man spielend einen Fächer auf- und zumacht. Sein Gang auf dem Boden ist gut, schrittweise, nicht hüpfend. Im Gezweig dagegen bewegt er sich wenig, geht höchstens auf stärkeren, wagrechten Nestern auf und nieder. Der Flug ist leicht und geräuschlos, aber höchst unregelmäßig. Die beiden Flügel werden abwechselnd bald schnell, bald langsam geschwungen und der Flug erhält dadurch ein ängstliches Aussehen und geht zuckend vorwärts. Dabei wird der Hals lang ausgestreckt und der Schnabel etwas abwärts gesenkt. Vor dem Niedersitzen schwebt er auf einige Augenblicke und dann entfaltet er auch regelmäßig seinen Federbusch. Die Lockstimme ist ein heiser schnarrendes „Chrr“, welches zuweilen wie „schwär“ klingt; bei guter Laune läßt er ein dumpfes „Queg queg“ vernehmen; der Paarungsruf ist das hohl klingende „Hup hup“, welches ihm seinen Namen verschafft hat und zwar nicht bloß in der deutschen, sondern in fast allen übrigen Sprachen; denn weitaus die meisten Namen, welche er bei den verschiedenen Völkern führt, sind Klangbilder jenes Rufes. Im Frühjahr stößt diesen das Männchen ununterbrochen aus, aber schon gegen das Ende des Juli hin ruft es nicht mehr.

Obwohl an günstigen Orten ein Wiedehopfpaar dicht neben dem andern wohnt, darf man doch von Geselligkeit bei ihnen nicht reden. Bloß die Familie im eigentlichen Sinne des Wortes hält treu zusammen — die Nachbarn streiten sich fortwährend. Mit andern Vögeln hält der Wiedehopf gar keine Freundschaft. Die einen fürchtet er, die andern scheinen ihm gleichgiltig zu sein. Aber dieser, der Zuneigung scheinbar so wenig zugängliche Vogel schließt sich, wenn er von Jugend auf freundlich behandelt wird, seinem Pfleger mit außerordentlicher Zärtlichkeit an, und deshalb gehört ein zahmer Wiedehopf zu den unterhaltendsten und liebenswürdigsten Gefangenen, welche man sich denken kann. Sein Geberdenspiel belustigt, seine Zahmheit und Zutraulichkeit entzückt. Er wird zahm, wie ein Hund, kommt auf den Ruf, nimmt seinem Gebieter das Futter aus der Hand, folgt ihm durch alle Zimmer des Hauses, in den Hof, in den Garten, ins Freie, ohne ans Wegfliegen zu denken; er fügt sich förmlich seinen Launen. Je mehr man sich mit ihm beschäftigt, um so ungänglicher wird er: er geht schließlich selbst



auf Scherze ein, welche ihm anfangs entschieden unbehaglich zu sein scheinen. Allerdings darf man ihn nicht im engen Bauer halten und ebenso wenig der künstlichen Wärme zu sehr aussetzen.

Kerbthiere mancherlei Art, welche der Wiedehopf vom Erdboden aufliest oder mit seinem langen Schnabel aus Löchern hervorzieht und bezüglich herausbohrt, bilden seine Nahrung. Mist- und Mastkäfer, Schmeißfliegen, Larven und andere kothliebende Kerfe scheint er zu bevorzugen; er verschmäht aber auch Mai-, Wach-, Rosenkäfer, Heuschrecken, Heimgen, Ameisenpuppen, Raupen u. s. w. nicht. Seine Beute zieht er mit viel Geschicklichkeit aus den verborgensten Schlupfwinkeln hervor und erschleicht sich solche oft mit großer Anstrengung, indem er wie ein Specht hämmert und meißelt. „Wo er den Mist der Herden und des Wildes durchsucht“, sagt Raumann, „oder wo er sonst eine Zeitlang den Maitäfern nachgegangen ist, sieht man eine Menge kleiner Löcher, die er mit seinem weichen Schnabel in den Boden gebohrt hat. Aber dieser dient ihm auch zum Tödteten der größeren Käfer und zum Abstoßen der harten Flügeldecken, Füße und Brustschilder. Er stößt einen Käfer so lange mit dem Schnabel gegen den Boden, bis jene Theile abspringen, und wirft ihn dann, so zubereitet, in den Schlund hinab, um ihn verschlingen zu können.“ Der Schnabel ist gut zum Ergreifen; um aber die erfasste Beute hinab zu würgen, ist es unbedingt nöthig, sie vorher in die Höhe zu schleudern und dann aufzufangen. Junge Wiedehopfe, welche man heranziehen will, muß man stopfen; im entgegengelegten Falle verhungern sie, weil sie buchstäblich nicht im Stande sind, das mit dem Schnabel Erfasste auch zu verschlingen. Letzteres lernen sie erst mit der Zeit.

In Europa erwählt sich der Wiedehopf am liebsten Baumhöhlungen zur Anlage seines Nestes, ohne jedoch ein Mauerloch oder eine Felsenspalte, welche ihm passend erscheint, unbeachtet zu lassen. In Egypten nistet er fast ausschließlich in Mauerlöchern und sehr häufig in passenden Höhlungen bewohnter Gebäude. Er ist überhaupt um die Wahl seines Nistplatzes nicht verlegen. Bei uns begnügt er sich im Nothfall mit einem einigermaßen versteckten Plätzchen auf dem flachen Boden. Die Baumhöhlen werden gewöhnlich gar nicht, zuweilen aber mit einigen Hämmchen und Wurzeln, auch wohl mit etwas Kuhmist ausgebaut. Das Nest auf dem Boden wird durch allerlei trockene Palme, feine Wurzeln und Genist gebildet und ebenfalls mit Kuhmist ausgeziert. Das Gelege besteht aus vier bis sieben verhältnißmäßig kleinen, sehr länglichen Eiern, welche auf schmutzigweißgrünem oder gelblichgrauem Grunde mit äußerst feinen, weißen Pünktchen übersätet oder auch fleckenlos sind, überhaupt sehr abweichen. Selten findet man sie vor Anfangs Mai vollzählig; denn der Wiedehopf nistet nur einmal im Jahre. Die Eier werden vom Weibchen allein sechzehn Tage lang mit der größten Hingebung bebrütet, die Jungen von beiden Eltern sorgfältig gepflegt, mit Maden und Käfern groß gefüttert und noch lange nach dem Ausfliegen geführt, geleitet, unterrichtet und gewarnt. Während der Brutzeit macht der Wiedehopf das Sprichwort wahr; denn er und seine Jungen stinken dann in wirklich unerträglich Weise. Die Eltern sind nicht im Stande, den Koth der Jungen wegzuschaffen; diese sitzen daher, wie Raumann sagt, „bis an die Hälse im eigenen Unrath“, und der letztere verbreitet, wenn er in Fäulniß übergeht, einen überaus ekelhaften Geruch. Schon das brütende Weibchen nimmt sich selten die Mühe, den eigenen Unrath wegzutragen, das Kinderzimmer aber wird nie gereinigt. Der Gestank zieht Fliegen herbei, welche ihre Brut in dem Mist absetzen, und so kommt es, daß das Nest schließlich auch noch von Maden wimmelt. Die Jungen stinken selbstverständlich am meisten, die Alten geben ihnen zuletzt aber wenig nach, und erst viele Wochen nach dem Ausfliegen verlieren die einen wie die andern den ihnen anhängenden Gestank. Wenn die Jungen vollständig erwachsen sind, merkt man so wenig mehr davon, daß man sie wie ihre Eltern ohne Ekel verspeisen kann. Sie sind dann sehr fett und ungemein schmackhaft.

Unter den Baumhopfen ist der Baumwiedehopf (*Irrisor erythrorhynchus*) der anziehendste. Die Hauptfärbung ist ein schönes, metallisch glänzendes Blau und seine Länge beträgt 17 bis 18 Zoll. Er findet sich in Nordostafrika überall in den hochstämmigen Wäldern. Unserem Wiedehopf ähnelt er darin, daß er sehr häufig stinkende Käfer aufnimmt, dem Spechte deshalb, weil er die Ameisenarten besonders berücksichtigt.

Wenig andere Vögel gibt es, welche so treuinnig zusammenhalten, wie die Baumwiedehopfe. Der Jäger, welcher es geschickt anfängt, kann eine ganze Gesellschaft nach einander niederschießen. Sobald einmal der Erste gefallen, fliegen alle Mitglieder des Trupps herbei, setzen oder hängen sich auf Nester oder Stämme der nahe stehenden Bäume über dem Verendeten auf, schreien kläglich, schlagen mit den Flügeln und schauen entsetzt auf ihn hinab. Ein zweiter Schuß, und dessen Wirkung macht sie nicht etwa ängstlich oder scheu, sondern:



nur noch beharrlicher in ihrer Todtenklage. Höchstens theilt sich dann der Trupp, und während die einen bei der ersten Leiche verharren, umschwärmen die übrigen die zweite. So mögen sich ihre Reihen lichten, wie sie wollen, auch der letzte noch hält bei den getödteten Gefährten aus.

\* \* \*

Von verwandten Vögeln in Südamerika sind zu erwähnen die Baumsteiger (*Anabatae*), welche daselbst unsere Meisen vertreten, und die Bündelnießler (*Phacellodomus*), unter welchen die Kletterdrossel durch ihre sonderbare und laute Stimme, die aus sechs gleichartig modulirten Tönen besteht, sowie durch den eigenthümlichen Kunstbau ihres Nestes sich auszeichnet.

\* \* \*

(Töpfervögel.) Nahe Verwandte der Baumsteiger sind die Töpfervögel (*Furnarii*). Höchst merkwürdig ist das Nest einiger Arten, welche der ganzen Familie den Namen gegeben haben. Es unterscheidet sich, so weit bis jetzt bekannt, von den Nestern aller übrigen Vögel, hat deshalb auch von jeher die Aufmerksamkeit der Einheimischen wie der Reisenden auf sich gezogen. Wenn man die hohen Bergketten Brasiliens, welche das walddreiche Küstengebiet von den inneren Grassluren der Campos trennt, überschritten hat und nunmehr in das hügelige Thal des Rio das Velhas hinabreitet, so trifft man überall an der Straße auf hohen, einzeln stehenden Bäumen neben den Wohnungen der Ansiedler große, melonenförmige Lehmklumpen, welche auf wagrechten, armdicken Nesten stehen und mit regelmäßigen Wölbungen nach beiden Seiten und oben sich ausbreiten. Der erste Anblick dieser Lehmklumpen hat etwas höchst Ueberraschendes. Man hält sie etwa für Termitennester, bevor man den offenen Zugang auf der einen Seite bemerkt hat. Aber die auffallend gleiche Form und Größe spricht doch dagegen; denn die Termitennester sind sehr ungleich gestaltet und auch nie schwebend gebaut, sondern vorsichtig in einem Nistwinkel angelegt.

Hat man also die regelmäßige Form dieser Lehmklumpen einmal bemerkt, so ist man auch bald in der Lage, ihre Bedeutung zu ergründen. Man wird das große, eiförmige Flugloch nicht übersehen, auch, wenn man achtsam genug ist, bisweilen einen kleinen, rothgelben Vogel durch dasselbe aus- und einschlüpfen gewahren und — daran leicht das wunderliche Gebäude als ein Vogelneß erkennen. Das ist es in der That und zwar das Nest des Töpfervogels (*Furnarius rufus*), den jeder Mineiro unter dem Namen Lehmhans, Joao de Barro kennt und mit besonderen Gefühlen des Wohlwollens betrachtet.

Der Lehmhans, Ofenvogel, Hüttenbauer, Baumeister ist 7 Zoll lang. Das Gefieder ist rostgelblichroth, auf dem Oberkopfe braunroth, auf den Schwingen braun, auf der Unterseite lichter, auf der Kehlnitte reiner weiß; vom Auge verläuft ein lebhaft gefärbter rostgelber Streifen nach hinten; die Schwingen sind grau, die Handschwingen an ihrer Wurzel auf eine Strecke hin blaßgelb gefärbt; die Steuerfedern sind rostgelbroth. Das Auge ist gelbbraun, der Schnabel braun, der Untertiefer am Grunde weißlich, der Fuß braun.

Der Lehmhans lebt ungefähr nach Art unserer Drosseln, ebensowohl auf den Zweigen wie an dem Boden. Im Gezweig ist er sehr lebhaft und heiter, und namentlich die wunderbare Stimme läßt er häufig ertönen. Man findet ihn immer paarweise und meist für sich allein. Die Stimme muß höchst eigenthümlich sein, weil alle Beschreiber ihrer ausdrücklich gedenken, die Timen mit Wohlwollen, die Andern in minder günstiger Weise. Dieselbe ist gellend und kreischend, und gewöhnlich schreien beide Gatten, irgendwo auf einem Hause oder Baume sitzend, zugleich, aber in verschiedenen Tönen und Tonleitern, das Männchen schneller, das Weibchen bedeutend langsamer und eine Terz tiefer. Ueberraschend ist diese Art und Weise allerdings, wenn man sie das erste Mal hört, aber angenehm gewiß nicht, zumal da das Vogelpaar Einem stets in die Rede fällt, d. h. zu schreien beginnt, wenn man irgendwo stehen bleibt und laut sprechend sich unterhält.

Man bemerkt bald, daß die anfangs auffallende Dreistigkeit des Töpfervogels ihre vollste Berechtigung hat. Er gilt in den Augen der Brasilianer als ein heiliger oder christlicher Vogel, weil man behauptet, daß er an seinem großen Neste des Sonntags nicht arbeitet und das Flugloch stets nach Osten hin anlege.

Das Nest selbst ist für die kleinen Vögel wirklich ein staunenswürdiges Werk. Die Stelle, wo er dasselbe anlegt, ist gewöhnlich ein völlig wagrechter oder mitunter selbst schwach ansteigender Theil eines drei Zoll oder darüber starken Baumzweiges. Sehr selten gewahrt man



Der Lehmhans (*Furnarius rufus*).

das Nest an andern Punkten, auf Dächern, hohen Balken, Kreuzen der Kirchen u. s. w. Beide Gatten bauen gemeinschaftlich. Zuerst legen sie einen wagrechten Grund aus dem in jedem Dorfe häufigen Lehm der Fahrwege, welcher nach den ersten Regengüssen, die um die Zeit ihrer Brut sich einstellen, als Straßentoth zu entstehen pflegt. Die Vogel bilden aus demselben runde Klumpen, wie Flintenkugeln und tragen sie auf den Baum, hier mit den Schnäbeln und Füßen sie ausbreitend. Gewöhnlich sind auch zerfahrene Pflanzentheile mit eingeknetet. Hat die Grundlage eine Länge von acht bis neun Zoll erreicht, so baut das Paar an jedes Ende derselben einen aufwärts stehenden, seitwärts sanft nach außen geneigten Rand, welcher am Ende am höchsten (bis zwei Zoll hoch) ist und gegen die Mitte der Seiten sich erniedrigt, sodaß die Ränder von beiden Enden her einen hohlen Bogen bilden. Ist dieser Rand fertig und gehörig getrocknet, so wird darauf ein zweiter, ähnlicher gesetzt, der sich schon etwas mehr nach innen zu überbiegt. Auch diesen läßt der Vogel zuvörderst wieder trocknen und baut später in derselben Weise fort, sich von beiden Seiten zu einer Kuppel zusammenschließend. An der einen Langseite bleibt eine runde Oeffnung, welche anfangs kreisförmig erscheint, später aber durch Anbauen von der einen Seite her zu einem senkrecht stehenden Halbkreis verlängert wird. Sie ist das Flugloch. Das fertige Nest gleicht einem kleinen Backofen, pflegt sechs bis sieben Zoll hoch, acht bis neun Zoll lang und vier bis fünf Zoll tief zu sein. Seine Lehmwand hat eine Stärke von ein bis ein und ein halb Zoll, die innere Höhle umfaßt also einen Raum von vier bis fünf Zoll Höhe, fünf bis sechs Zoll Länge und drei bis vier Zoll Breite. Ein der Vollendung nahes Nest wiegt neun Pfund.

In dieser Höhle erst baut der Vogel das eigentliche Nest, indem er an dem geraden Rande der Mündung senkrecht nach innen jetzt eine halbe Scheidewand einsetzt, von welcher eine kleine Sohle quer über den Boden des Nestes fortgeht. Das ist der Brutraum. Derselbe wird sorgfältig mit herum gelegten trockenen Grasshalmen und nach innen mit eingeflochtenen Hühnerfedern, Baumwollbüscheln u. s. w. ausgekleidet. Dann ist die Wohnung des Lehmhanses fertig.



Der Vogel legt seine zwei bis vier weißen Eier hinein, und beide Gatten bebrüten sie und füttern ihre Jungen. Der erste Bau wird Ende Augusts ausgeführt; die Brut fällt in den Anfang des September. Eine zweite Brut wiederholt sich später im Jahre.

Aus der Familie der Erdkleiber (*Geositta*) erinnert der Höhlenkleiber (*Geositta cunicularia*) in mancher Hinsicht an die Lerchen und ist von einigen Naturforschern auch dieser Familie beigezählt worden. Derselbe bewohnt ziemlich häufig die dünnen Ebenen Chiles, der argentinischen Republik und Patagoniens, sowie die Hochebenen der Cordillera von Bolivia. Merkwürdig ist auch er durch seinen Nestbau, indem er lange Röhren in wagrechter Richtung unter Lehmboden anlegt. Dabei kommt es mitunter vor, daß er seine Arbeit an den dort gewöhnlichen Lehmmauern beginnt und gewiß nicht wenig überrascht ist, nach deren Durchbohrung auf der anderen Seite ans Tageslicht zu kommen.

Als Verbindungsglieder von den Löffervögeln zu den Spechtmeisen werden die Steigschnäbel (*Xenops*) betrachtet, welche in ihrer Lebensart den Spechtmeisen ähneln und über ganz Brasilien verbreitet zu sein scheinen. Ihr Oberschnabel ist gerade, der Unterschnabel etwas in die Höhe gebogen. Der gemeine Steigschnabel (*Xenops genibarbis*) ist  $4\frac{1}{2}$  Zoll lang; rothbraun, unten gelblich, mit einem weißen Streif über dem Auge.

\* \* \*

Eine sehr ausgezeichnete Familie ist die der Spechtmeisen (*Sitta*). Sie sind, was ihr Name sagt: Mittelglieder zwischen Spechten und Meisen. Die Kennzeichen der Familie sind etwa folgende: Der Leib ist sehr gedrungen gebaut, kurzsnäbelig, langflügelig, kurzschwänzig und starkfüßig. Der mittelmäßig lange und harte Schnabel ist oben gerade, unten aber etwas aufwärts gebogen, keilförmig und sehr spizig, weniger keilförmig als bei den Spechten, aber nicht so kegelig und kurz wie bei den Meisen. Die Nasenlöcher stehen nahe an der Stirn, sind rundlich und zum Theil durch kurze, aufliegende, vorwärts gerichtete Barthaare bedeckt. Der Fuß ist kurzläufig und sehr langzehig; seine Sohle durch viele Ballen ausgezeichnet. Die innere und mittlere Zehe sind durch ein kurzes Häutchen verbunden, die erste und mittlere bis zum ersten Gelenk zusammengewachsen. Die Nägel sind groß, im Halbkreise gekrümmt und sehr spizig. Der Flügel ist breit und etwas stumpf; seine Schwingen, unter denen die dritte und vierte die längsten, sind weich und biegsam. Der Schwanz ist kurz und breit, zum Unterstücken beim Klettern ganz untauglich: er besteht aus zwölf schwachen, biegsamen, an der Spitze abgerundeten Federn. Im Gefieder herrscht auf der Oberseite eine blaugraue, auf der Unterseite eine braunröthliche Färbung vor. Die Geschlechter unterscheiden sich kaum, die Jungen nur wenig von den Alten.

Die Spechtmeisen sind Weltbürger, fehlen aber, so weit bis jetzt bekannt, in Mittel- und Südafrika und in Südamerika. Es sind vorzugsweise, aber nicht ausschließlich Waldungen, welche die Mitglieder dieser Familie beherbergen. Die große Mehrzahl klettert an den Bäumen auf und nieder, einige aber laufen mit dem Mauerläufer um die Wette, an den steilsten Felsenwänden empor. Vielleicht sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die Spechtmeisen die vollendetsten aller Klettervögel seien.

Sobiel bis jetzt bekannt, sind alle Arten der Familie Strichvögel, welche nur außer der Brutzeit in einem kleinen Gebiete auf- und niederwandern, im ganzen aber jahraus, jahrein an ein und derselben Stelle sich halten. Wo hohe alte Bäume oder unter Umständen Felswände ihnen genügende Nahrung bieten, fehlen sie gewiß nicht, denn sie steigen auch ziemlich hoch im Gebirge empor. Ihre Nahrung besteht aus Kerbthieren und Pflanzenstoffen, namentlich aus Sämereien, welche sie von den Bäumen, Sträuchern und von Felsenwänden, wie vom Erdboden aufnehmen. Sie nisten in Baum- oder Felslöchern, deren Eingang fast regelmäßig mit Lehm und Schlamm überkleidet wird: daher der Name. Das Gelege besteht aus sechs bis neun Eiern, welche auf lichtem Grunde roth gepunktet sind.

Die wichtigste Art der nicht eben zahlreichen Familie ist unser Kleiber oder Blauspecht, welcher auch wohl Spechtmeise, Holz- oder Baumhacker, Baumpicker, Baumritter, Baumreuter und Baumrutscher, Maispecht, Chlan, Gottler oder Tottler genannt wird (*Sitta caesia*). Er ist auf der Oberseite bleigrau, auf der Unterseite rostgelb; ein schwarzer Streifen zieht sich durch die Augen und läuft an den Kopfseiten bis zum Halse herunter; Kinn und Kehle sind weiß, die seitlichen Weichen- und die Unterschwanzdeckfedern kastanienbraun; die Schwingen sind bräunlichschwarzgrau, licht gesäumt, die vordersten auch an der Wurzel weiß; die mittleren Schwanzfedern sind aschgraublau, die übrigen tiefschwarz mit asch-



Der Kleiber oder Blauspecht (*Sitta caesia*).

blauer Spitzenzeichnung, die ersten auf der Außenfahne mit einer weißlichen Stelle vor der grauen Spitze und einem großen, viereckigen weißen Fleck auf der Innenfahne. Das Auge ist rußbraun, der Schnabel oben hornschwarz, unten bleigrau, der Fuß horngeblich. Die Länge beträgt 6 Zoll.

Früher nahm man an, daß Europa nur von einer einzigen Art dieser Sippe, deren Kennzeichen die oben angegebenen der Familie sind, bewohnt wird; gegenwärtig weiß man, daß mindestens drei verschiedene Arten in unserm Erdtheil leben: der im Norden vorkommende Kleiber, welchen Linné den europäischen nannte (*Sitta europaea*), der unfrige und der Felsenkleiber (*Sitta syriaca*). Der Kleiber fehlt im Norden Europas, findet sich aber von Zütland an bis Südeuropa allerorten. Er lebt nirgends in größeren Gesellschaften, sondern immer einzeln, d. h. paarweise oder in sehr kleinen Familien und endlich mit andern Vögeln vereinigt. Gemischte, hochstämmige Waldungen, in welchen es aber nicht gänzlich an Unterholz fehlt, bevorzugt er allen übrigen Vertlichkeiten: hier kann er zuweilen gemein sein. Er scheut die Nähe des Menschen nicht und findet sich vor den Thoren der Städte oder in den belaubten Spaziergängen derselben ebenso zahlreich, wie im einsamen Walde. Im Sommer treibt er sich in einem sehr kleinen Gebiet umher: eine einzige Eiche kann ihn stundenlang fesseln und ihm volle Beschäftigung geben. Im Herbst ergreift auch ihn der Reisebrang, und er dehnt dann seine Streifereien etwas weiter aus. Unter allen Umständen hält er sich an die Bäume, und nur im äußersten Nothfall entschließt er sich, eine baumleere Strecke zu überfliegen.

Am Kleiber muß Jedermann sein Wohlgefallen haben. Er zeichnet sich durch seine Regsamkeit und Anspruchslosigkeit vor vielen andern Vögeln aus. Keinen Augenblick ist er ruhig.

Der Lokton ist ein ständendes, helles „Tü tü tü“, der gewöhnliche Laut aber, welcher fortwährend gehört wird, ohne daß er eigentlich Etwas besagen will, ein kurzes und nicht weit hörbares, aber doch scharfes „Sit“. Außerdem vernimmt man Töne, welche wie „zirr twit twit twit“ oder „twät twät twät“ klingen. Der Paarungsruf besteht aus sehr schönen, laut pfeisenden Tönen, welche weit vernommen werden. Das „Tü tü“ ist Hauptsache; ihm wird



„Quü quü“ und „tirrr“ zugefügt. Das Männchen sitzt auf den Baumspitzen, dreht sich hin und her und stößt das „Tü“ aus; das Weibchen, welches sich möglicherweise auf einem Baum befindet, äußert sich durch „twät“. Dann fliegen beide mit einander herum und jagen sich spielend hin und her, bald die Wipfel der Bäume umflatternd, bald auf den Nestern sich tummelnd und alle ihnen eigenen Kletterkünste entfaltend, immer aber laut rufend. Unter solchen Umständen ist ein einziges Paar dieser lebenswürdigen Vögel im Stande, einen ziemlich großen Waldestheil oder wenigstens einen Park zu beleben.

Der Kleiber frißt Kerbthiere, Spinnen, Sämercien und Beeren; zur Beförderung der Verdauung verschluckt er Kies. Erstere ließt er von den Stämmen der Nester ab, sucht sie aus dem Moose oder den Rissen der Rinde hervor und fängt sie auch wohl durch einen raschen Schwung vom Aste, wenn sie an ihm vorbeisliegen. Zum Hacken ist sein Schnabel zu schwach, und deshalb arbeitet er nie Löcher in das Holz; wohl aber spaltet er von der Rinde ziemlich große Stüchchen ab. Bei seiner Kerbthierjagd kommt er nicht selten unmittelbar an die Gebäude heran, klettert auf diesen umher und hüpfst wohl sogar in die Zimmer herein.

Gegen den Winter hin trägt sich der Kleiber Vorräthe zusammen. Seine Vorrathskammer ist nach den Umständen bald der Spalt eines Baumes, bald ein anderer Riß, zuweilen sogar das Dach eines Hauses. Er trägt aber nicht viel Körbe an einen Ort, sondern steckt sie einzeln da- und dorthin, ohne Zweifel, damit nicht der ganze Reichthum mit einem Male zu Grunde geht.

Das Nest steht immer in Höhlungen, regelmäßig in Baumlöchern, ausnahmsweise in Mauer- oder Felsritzen. Sehr gern benutzet der kluge Vogel die vom Meister Specht gezimmerten Wohnungen zu seiner Kinderwiege; er liebt es aber nicht, daß die Thür seiner Behausung größer sei, als für ihn es nöthig ist, und gebraucht deshalb ein höchst sinnreiches Mittel, um sich zu helfen: er verkleibt nämlich den Eingang zu seinem Neste bis auf ein kleines Loch, welches für sein Ein- und Ausfliegen gerade groß genug ist. Dies geschieht mit Lehm oder anderer klebriger Erde, welche, wie bei den Schwalbennestern, durch den leimartigen Speichel angefeuchtet, verbunden und zusammengehalten wird. Er kommt mit dem Zutreiben seines Nestloches bald zu Stande, indem er ein Klümpchen Lehm nach dem andern im Schnabel hinträgt und es mit demselben, nachdem es ringsum mit dem Speichel angefeuchtet ist, festklebt. Man glaubt einen kleinen Maurer zu sehen, welcher, um eine Thür zu verschließen, einen Stein nach dem andern einlegt und fest macht. Diese Lehmwand hat einen Zoll und darüber in der Dike, und wenn sie trocken ist, eine solche Festigkeit, daß man sie nicht mit dem Finger ausbrechen kann, sondern den Meißel gebrauchen muß, wenn man sie sprengen will.

Das Nest, welches nach der Weite der Höhlung, in der es steht, bald einen großen, bald einen kleinen Umfang hat, ist stets von sehr trockenen, leichten Stoffen gebaut. In Laubhölzern besteht es aus Stüchchen von Buchen- und Eichenblättern, in Nadelwäldern immer aus äußerst dünnen Stüchchen Niesernschale, welche, da sie eng verbunden werden können, so locker übereinander liegen, daß man kaum begreift, wie die Eier beim Aus- und Einfliegen des Vogels zusammen und oben auf den Schalen gehalten werden können. Man sollte denken, sie müßten unter dem Wuste dieser dünnen Schalenblättchen begraben werden. Auf dieser schlechten Unterlage findet man in den letzten Tagen des April oder in den ersten des Mai sechs bis neun, auf kalk- oder milchweißem Grunde äußerst fein mit hell- oder dunklerrothen, bald scharfer gezeichneten, bald verwachsenen Pünktchen bezeichnete Eier, welche mit denen der Meisen viele Aehnlichkeit haben. Das Weibchen bebrütet sie allein und zeitigt sie in dreizehn bis vierzehn Tagen. Die Jungen von beiden Eltern mit Kerbthieren, namentlich mit Raupen groß gefüttert, wachsen rasch heran, sitzen aber so lange im Neste, bis sie völlig fliegen können. Nach dem Ausfliegen halten sie sich noch längere Zeit zu den Alten, von denen sie ernährt, vor Gefahren gewarnt und unterrichtet werden. Nach der Mauser vertheilen sie sich.

Der Kleiber macht weder dem Schützen, noch dem Jäger große Mühe. Er geht ohne Umstände in den Meisentasten, wenn dieser durch Hans oder Haser gelodert wurde, kommt mit den Meisen auf den Meisentanz, fängt sich in Sprenkeln, auf Reimruthen oder auf dem Vogelherd und zufällig auch wohl in den Zimmern der Häuser, welche er unvorsichtiger Weise besuchte. Der Verlust der Freiheit scheint ihn nicht zu schmerzen: er geht ohne weiteres an das Futter und macht wenig Ansprüche. Mit Haser fristet er sich sein Leben, bei Hans hält er sich recht gut; doch muß man ihm, wenn man sich längere Zeit seiner erfreuen will, ein gemischtes Futter vorsehen. Er ist im kleinen Raum sehr nett, im größeren allerliebste; denn er behält auch in der Gefangenschaft die Anmuth seines Wesens bei. Findet er geeignete Plätze.



so benutzt er diese zu Vorrathskammern und stopft sie bald mit allem Möglichen voll. Mit andern Vögeln verträgt er sich vortreflich.

Alle Kleiber ähneln sich, soviel bekannt, in ihrer Lebensweise; einer aber, der Felsenkleiber (*Sitta syriaca*), unterscheidet sich wesentlich durch seinen Aufenthalt und demzufolge auch in seinem Betragen. Er zeigt fast dieselbe Färbung, wie sein bei uns lebender Verwandter. Er bewohnt das südöstliche Europa, vornehmlich Griechenland, wo er an schroffe Felswände, unter dem natürlichen Dache eines Felsenvorsprungs fein mit einer Eingangsröhre versehenes Nest anklebt.

Anzureihen wären hier noch die Baumkleiber (*Sittella*), welche Neuholland bewohnen, und die sich von den Kleibern durch einen dünnen, pfriemenförmigen, seitlich stark zusammengedrückten, vor der Spitze des Oberkiefers ausgeerbten Schnabel unterscheiden; am bekanntesten ist der Kappenbaumkleiber (*Sittella pileata*), welcher in Südwestaustralien vorkommt.

\* \* \*

(Mauerkletten.) Einer der Prachtvögel unserer Alpen ist der europäische Vertreter einer kleinen Gruppe, welche mit dem Namen der Mauerkletten (*Tichodromae*) bezeichnet wird. Diese Sippe kennzeichnet sich durch eher gedrungenen, als gestreckten Leib, kurzen Hals, großen Kopf, sehr langen, dünnen, fast runden, nur an der Wurzel kantigen, vorn spitzigen, sanft gebogenen Schnabel, ziemlich starke Füße mit schlanken Zehen, welche mit sehr großen, stark gebogenen, feinen und spitzigen Krallen bewaffnet sind, mittellange, breite, kurze und abgerundete Flügel, in denen die erste Schwinge sehr kurz und die vierte oder die fünfte die längste ist, einen kurzen, aus weichen, breiten, an der Spitze abgerundeten Federn bestehenden Schwanz und ein lockeres, zerschlossenes, seidenweiches Gefieder von angenehmer und zum Theil lebhafter Färbung, welche nach den Jahreszeiten verschieden ist. Die Zunge erinnert im allgemeinen an die der Spechte. Sie ist etwa  $\frac{3}{4}$  Zoll lang, sodaß sie bis gegen die Schnabelspitze reicht, nabelspitzig, jedoch nur in geringem Grade vorschnellbar und, wie schon bei einer geringen Vergrößerung bemerkt wird, mit einer Menge borstenartiger Widerhaken besetzt, zum Anspieken gefangener Beute jedoch nicht geeignet.

Noch ist es nicht mit Sicherheit festgestellt, ob die Sippe nur eine einzige Art zählt, oder ob die Mauerläufer Südeuropas, Afrikas und Südasiens, welche man von dem unsrigen unterscheidet, als besondere Arten aufgeführt werden müssen. Jedenfalls ähneln sich die einen wie die andern im hohen Grade, und deshalb genügt es auch vollkommen, wenn wir uns im Nachfolgenden auf die Beschreibung des Alpenmauerläufers, Mauer- oder Alpenspechts (*Tichodroma muraria*) beschränken. Das Gefieder dieses anmuthigen Vogels ist der Hauptfärbung nach aschgrau; die Kehlgegend ist im Sommer schwarz, im Winter weiß; die Schwingen und die Steuerfedern sind schwarz, die ersteren von der dritten an bis zur funfzehnten an ihrer Wurzelhälfte prächtig hochroth, wie die kleinen Flügeldeckfedern und schmale Säume an den Außenfahnen der großen Deckfedern; die Steuerfedern sind an der Spitze weiß gesäumt; die Innenfahnen der zweiten bis fünften Schwinge sind verziert mit einem oder zwei weißen, die Innenfahnen der übrigen mit gelben Flecken, welche nach dem Körper zu schwächer werden und schließlich ganz verschwinden, auch der Zahl nach mannfach abändern. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 6', Zoll.

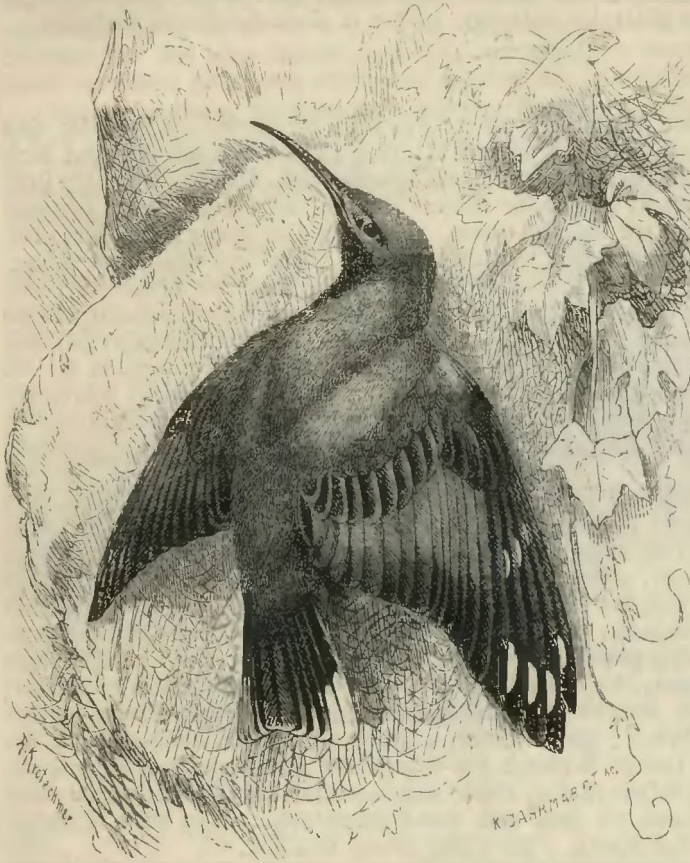
Der Mauerläufer ist weit verbreitet. Er findet sich an geeigneten Orten überall, in den Alpen, in den Pyrenäen und in den andern Gebirgen Spaniens, in den Apenninen, auf dem Balkan und in den griechischen Gebirgen, auch in Tatra und den Karpathen. Von den Alpen aus hat er sich häufig nach Deutschland verfliegen und zwar nicht bloß nach den südlichen Gegenden unseres Vaterlandes, sondern bis weit über die Mitte hinauf. Man hat ihn ferner im Atlas und in den Gebirgen Abissiniens beobachtet; er ist endlich im Himalaya gemein und fehlt auch in Kaschmir und Afghanistan nicht.

Wenn der Wanderer im schweizerischen Gebirge beim Eintritt in die oberen Züge des Alpengürtels die Grenze des Hochwaldes überschritten hat und nun immer tiefer in das wilde Felsenwirrwal eindringt, so hört er besonders in gewissen Alpengebieten nicht gar selten hoch von der Felswand herab einen feinen, laug gezogenen Pfiff ertönen. Derselbe erinnert zumeist an den bekannten Gesang unseres Goldhammers: er besteht aus einigen ziemlich lauten, schnell auf einander folgenden, auf gleicher Tonhöhe stehenden Silben, welche mit einem, um mehrere Töne höhern, langgezogenen Endton schließen und etwa wiedergegeben werden können durch die Silben „dü dü dü düüü“. Erstaunt und ersreut zugleich, mitten in dem schweigenden Steingewirr



plötzlich wieder Lebenszeichen eines andern Wesens zu vernehmen, schaut er hinauf an die kahle Felswand und wird dann, gewöhnlich erst nach längerem Suchen, zwischen den Steinen eines kleinen Vogels gewahr, welcher mit halb geöffneten rothen Flügeln ohne Anstrengung die senkrechte, stellenweise überhängende Wand hinaufklettert. Es ist der Mauerläufer, die lebendige Alpenrose, welcher sich in seinem heimatlichen Gebiete umhertummelt, ohne Scheu auf den keuchenden Wanderer herabschauend, welcher sich mühsam genug bis zu seinem hohen Wohnitz emporgearbeitet hat.

Nur ganz kahle Felsen beklettert der Mauerläufer gern, und je wilder und pflanzenloser ein Alpengebiet, um so sicherer ist er dort zu finden. Breite Grasbänder, welche sich den



Der Alpenmaerläufer oder Alpenpecht *Tichodroma muraria*.

hängen entlang ziehen, besucht er nur, um dort den Kerbtieren, überhaupt um seiner Nahrung nachzugehen; sonst überfliegt er sie eiligst und strebt, sobald es möglich das nackte Gestein zu erreichen. An Baumstämme geht er nie; auch sieht man ihn niemals sich auf Gestrüpp oder aus den Felsen hervorragendes Astwerk setzen. Er lebt nur in der Luft und am steilen Felsen. Auch den Erdboden liebt er nicht. Dort liegende Kerbtiere sucht er wo möglich vom Felsen aus zu ergreifen, erreicht er aber trotz alles Streckens und Wendens seinen Zweck auf diese Weise nicht, so fliegt er eilends zu, setzt sich einen Augenblick, ergreift die Beute und haktet im nächsten Augenblick schon wieder an der Wand, wo er sich nun erst eine bequeme Stelle zur Verpeisung der geholten Nahrung ansucht. Kleine Käfer, welche sich todt stellen und in der Hoffnung, an eine unerreichbare Stelle zu fallen, sich über die Steine hinunterrollen lassen, Spinnen, die sich in aller Eile an ihrem Rettungstau über die Felsen hinunter zu flüchten suchen, fängt er mit Leichtigkeit in der Luft auf, meist, ehe sie nur einige Fuß tiefer gelangt sind. Beim Aufklettern trägt er den Kopf stets gerade nach oben gerichtet und sieht dann fast ebenso kurzhässig aus, wie der Kletterer. An überhängenden Stämmen beugt er ihn sogar zurück, um den zarten Schnabel nicht an vorstehenden Steinen zu beschädigen. Theils in einzelnen Sätzen, von denen jeder durch einen gleichzeitigen Flügelschlag unterstützt wird und oft, besonders bei großer Eile oder Anstrengung, von einem kurzen Kehrlon begleitet wird, theils förmlich springend, geht es nun mit erstaunlicher Schnelligkeit die steilsten Felswände, die höchsten Thürme hinauf. Nie stützt er sich dabei auf die Spitze der Schwungfedern, wie dies oft gehört wird: hierzu wären dieselben viel zu weich und schwach. Aus der Ferne beobachtet, hat es allerdings diesen Anschein; ist man ihm aber nahe, so sieht man ihn seine Flügel gerade im umgekehrten Sinn benutzen. Indem er nämlich das Ellbogengelenk tief stellt, läßt er die Schwingen nach hinten und oben von dem in senkrechter Lage

hängen entlang ziehen, besucht er nur, um dort den Kerbtieren, überhaupt um seiner Nahrung nachzugehen; sonst überfliegt er sie eiligst und strebt, sobald es möglich das nackte Gestein zu erreichen. An Baumstämme geht er nie; auch sieht man ihn niemals sich auf Gestrüpp oder aus den Felsen hervorragendes Astwerk setzen. Er lebt nur in der Luft und am steilen Felsen. Auch den Erdboden liebt er nicht. Dort liegende Kerbtiere sucht er wo möglich vom Felsen aus zu ergreifen, erreicht er aber trotz alles Streckens und Wendens seinen Zweck auf diese Weise nicht, so fliegt er eilends zu, setzt sich einen Augenblick, ergreift die Beute und haktet im nächsten Augenblick schon wieder an der Wand, wo er sich nun erst eine bequeme Stelle zur Verpeisung der geholten Nahrung ansucht. Kleine Käfer, welche sich todt stellen und in der Hoffnung, an eine unerreichbare Stelle zu fallen, sich über die Steine hinunterrollen lassen, Spinnen, die sich in aller Eile an ihrem Rettungstau über



beindlichen, mit dem Felsen gleichlaufenden Körper und somit auch vom Felsen absteigen, und hierdurch wird es ihm möglich, unmittelbar von oben auf die unter ihm liegende Luftsäule zu wirken und sich so aufwärts zu befördern. Diese Benutzungsweise der Flügel steht mit ihrer eigenthümlich scharf abgestumpften Gestalt in engster Beziehung: spitze Flügel würden die aufwärts treibende Kraft entschieden benachtheiligen. Der Mauerläufer lüftet sie übrigt während des Flatterns nur so weit, als nöthig ist, um aus ihnen einen ordentlichen Windfang zu bilden; die einzelnen Schwingen müssen sich also gegenseitig noch genügend decken. Den kurzen Schwanz sucht er beim Klettern, wobei er ihm keinerlei Dienste thut, möglichst weit vom Felsen zu entfernen, um ihn nicht zu beschädigen.

Beim Beklettern der Felsenwand zeigt er eine solche Kraft und Gewandtheit, daß man wohl annehmen kann, es gäbe im ganzen Gebirge keine Felsplatte, welche für ihn zu glatt oder zu steil wäre; Gefangene laufen mit Leichtigkeit an den Tapeten des Zimmers empor. Je steiler und glatter aber die zu erklimmende Fläche ist, um so schneller muß auch die Reise vor sich gehen, da an ganz glatten Flächen auch er sich nur auf Augenblicke im Gleichgewichte zu halten vermag. Die Nachruhe hält der Mauerläufer stets in einer geschützten Fels- oder Mauerspalte.

Außer der Fortpflanzungszeit sieht man den Mauerläufer selten paarweise. Er durchstreift meist einsam die oden Gebiete und läßt dabei seine kurze und unbedeutende, aber angenehmen klingende Strophe fleißig hören. Gegen andere seiner Art, welche dieselbe Gegend durchstreifen, benimmt er sich entweder gleichgiltig oder sucht sie durch Herumjagen zu vertreiben. Mit fremdartigen Vögeln kommt er ohnehin nicht in nähere Berührung, und wenn es geschieht, flüchtet er vor ihnen.

Das Nest ist im Verhältniß ziemlich groß und bildet, oberflächlich betrachtet, ein verzilztes Gemisch von thierischen und pflanzlichen Stoffen. Zu unterst findet sich ein feiner Bau von feinen Würzelchen, und erst in diesem ist das eigentliche Nest eingebaut. Es hat ganz den Anschein, als sei ein altes Nest, wie das etwa des Hausrothschwanzes, als Unterlage gebraucht worden. Sein oberer Theil besteht aus feinem Moos und weißen Tierhaaren, welche gut in einander verarbeitet sind. Der Uebergang vom Raps in den Rand ist sanft abgerundet, der Baustoff nach innen zu am zartesten, und ihm sind hier eine Schneehuhnfeder, einige Flocken vom Haar der Schneemaus und einige Federn aus der Brust des Vogels selbst beigegeben. Die Eier sind kleiner als beim Wendehals und größer als beim Rothschwanz. Ihre Form ist schön ei- oder birnenförmig, die Schale matt- oder schwachglänzend und auf schön milchweißem Grunde roth beslekt. Die Flecken sind dunkelbraunroth, sehr klein, punktartig, scharf begrenzt, stehen am dicken Ende am zahlreichsten und fehlen gegen die Spitze hin fast ganz.

Die Nahrung des Mauerläufers besteht aus Spinnen und Kerbthieren, welche jene Höhen auch nicht mehr in zahlreichen Arten bewohnen, und er wird deshalb nicht sehr wählerisch sein dürfen. Mit seinem feinen Schnabel erfaßt er auch die kleinste Beute mit Sicherheit, wie mit einer feinen Kneifzange. Seine Zunge vermag er zum ersten Erfassen kleiner Kerbthiere nicht zu benutzen. Ihre Dienste bestehen darin, die mit der Schnabelspitze erfaßten und in ihr liegenden Kerfe oder deren Larven und Puppen durch rasches Vorschneiden anzuspießen und beim Zurückziehen im hintern Theil des Schnabels abzustreifen. Aufenthalt und Lebensweise des Mauerläufers vereiteln alle die gewöhnlichen Versuche, denselben zum Gefangenen zu machen, und nur dem Zufall verdanken wir einige Nachrichten über sein Verhalten in der Gefangenschaft. Ein sehr harter Winter führte die Vögel thalwärts und einer derselben, an der Mauer eines Gebäudes kletternd, verirrete sich in ein offenes Fenster und wurde gefangen. Er bewies sich wenig scheu, wurde bald zutraulich und zahm und befand sich bei einem aus Mehlwürmern und Ameisenpuppen bestehenden Futter ganz wohl.

\* \* \*

(Baumläufer.) Die Baumläufer (Certhiae) sind kleine, lang gestreckte Vögel mit schwachem, mehr oder weniger gebogenem, kantigem, spitzspitzigem Schnabel, schwächlichen, langzehigen und mit großen, trummen, scharfen Nägeln bewaffneten Füßen, stumpfen, schwachfederigen Flügeln, unter deren Schwingen die vierte die längste ist, und einem ziemlich langen, schmalen, keilförmigen, aber in zwei Spitzen getheilten Schwanz, welcher aus zwölf gleich starken, schnellkräftigen Federn besteht. Das Gefieder ist lang und weich, auf der Oberseite rindensfarbig, auf der unteren weißlich. Die Zunge ist hornig, scharfrandig, lang und schmal,



vorn etwas gefasert, hinten gezahnt und nicht vorschneifbar. Die Singmuskeln sind vorhanden, aber sehr schwach.

Die nah verwandten Baumhacker Südamerikas sind kräftiger gebaut und lassen sich unter dem Namen Baumkletterer (Scandentes) wohl mit den vorhergehenden vereinigen.

Alle Baumkletterer sind Bewohner des Waldes und bringen in ihm ihr ganzes Leben zu. Sie klettern die Baumstämme, wie die Spechte, nur von der Wurzel bis in den Wipfel hinauf, klettern auch wagrecht auf den Ästen dahin, steigen aber niemals, wie die Spechtmäusen, kopfabwärts nach unten. Die meisten sind einsam lebende und stille Vögel, welche ihrer Nahrung nachgehen, ohne sich sehr bemerklich zu machen. Gewöhnlich trifft man sie paarweise, nur nach dem Ausfliegen der Jungen familienweise an. Einzelne vereinigen sich zuweilen mit fremdartigen Vögeln und streifen mit diesen längere Zeit gemeinschaftlich im Walde umher; andere scheinen jede Geselligkeit zu meiden. Die größeren Arten haben eine laute, spechtartige Stimme, die kleineren lassen hauptsächlich leise Laute vernehmen. Wirklich zu singen vermag kein einziger von ihnen. Kerbtiere, deren Eier, Larven und Puppen, Spinnen und ähnliche Geschöpfe bilden ihre Nahrung. Zufällig verschlucken sie auch Samenkörner mit. Die größeren Arten arbeiten mit ihrem Schnabel nach Art der Spechte, die kleineren sind wegen der Schwächlichkeit dieses Werkzeugs nur im Stande, Ritzen und Spalten zu durchstöbern, nicht aber zu meißeln. Fast alle Arten brüten in Baumhöhlen und bauen hier ein ziemlich großes Nest.

Unser Baumläufer oder Baumrutscher, Baumreiter, Baumsteiger, Baumhäckel, Baumgrille, Rindenkleber, Krüper (*Certhia familiaris*) ist auf der Oberseite dunkelgrau, weißlich betropft, auf der Unterseite weiß. Die Zügel sind braungrau; ein Streifen, welcher über das Auge verläuft, ist weiß, der Vitzel braungrau, gelblichrothfarben überlaufen; die Schwingen sind schwarzbraungrau, mit Ausnahme der vordersten durch einen weißen Spizenfleck und eine weißgelbliche Mittelbinde gezeichnet; die Schwanzfedern sind braungrau, nach außen lichtgelb gefärbt. Das Auge ist dunkelbraun, der Oberschnabel schwarz, der Unterschnabel röthlichhornfarben, der Fuß röthlichgrau. Das Gefieder ist haarartig zerklüftet und seidenweich. Die Länge beträgt 5 Zoll.

Fast ganz Europa und Sibirien sind die Heimat, Waldungen und Baumgärten die Aufenthaltsorte des Baumläufers. Er geht weit nach Norden hinauf und steigt auch im Gebirge hoch empor, findet sich aber nur da, wo es Bäume gibt. Nach Art anderer Strichvögel bewohnt er während der Fortpflanzungszeit ein sehr kleines Gebiet; nach derselben streicht er oft in Gesellschaft mit Meisen, Goldhähnchen, Kleibern und Spechten umher; immer aber unternimmt er nur kleinere Wanderungen. Wie alle Klettervögel ist er fortwährend in Thätigkeit und demzufolge auch in beständiger Bewegung. Geschäftig und gewandt klettert er an den Bäumen empor, oft in gerader Linie, oft auch in Schraubewindungen, untersucht dabei jede Spalte und jede Ritze der Rinde, steckt sein feines Schnäbelchen zwischen das Moos und die Flechten und weiß so überall ein wenig Nahrung zu erbeuten. Sein Klettern geschieht hüpfend, aber mit größter Leichtigkeit, und er ist fähig, auch auf der untern Seite der Nester dahinzulaufen. Zum Boden herab kommt er selten, und wenn es geschieht, hüpfet er hier sehr ungeschickt herum. Sein Flug ist ungleichförmig, aber ziemlich schnell; doch überfliegt auch er ungern weite Strecken, sondern lieber von dem Wipfel des einen Baumes zum Stammende des nächsten herab, indem er sich mit einem Schwung von oben nach unten stürzt, kurze Zeit hart über dem Boden dahinschießt, sich wieder etwas hebt und einen Augenblick später wie früher an dem Baume klebt. Die gewöhnliche Stimme ist ein leises „Sit“, dem Laute, welchen die Meisen und Goldhähnchen hören lassen, sehr ähnlich; der Vokton klingt stärker, wie „Sri“; der Ausdruck seines Vergnügens ist eine Zusammensetzung des „Sit, Sri“ und eines kurzen, scharfen „Zi“. Bei schönem Frühlingswetter setzt das Männchen diese verschiedenen Laute in einförmiger und langweiliger Weise zusammen; man ist jedoch kaum berechtigt, das ganze Tonstück Gesang zu nennen.

Vor dem Menschen zeigt der Baumläufer nicht die geringste Scheu. Er kommt furchtlos in die Gärten herein, klettert die Mauern der Gebäude ebensowohl wie die Baumstämme und nistet gar nicht selten in passenden Höhlungen des Gebäudes der Häuser.

Das Nest steht in einer Höhle, Spalte oder Ritze, wie sich solche gerade findet; denn nicht immer brütet der Baumläufer in Baumhöhlen, sondern häufig auch in geeigneten Spalten, unter Hausdachern oder zwischen den Brettern, welche im Gebirge die Wände der Gebäude schützen, oder auch in Holzstöben, zwischen dem Stamme und losgetrennter Rinde u. s. w. Je tiefer die Höhlung ist, um so angenehmer scheint sie ihm zu sein. Das Nest selbst richtet sich nach dem Standorte und ist demgemäß bald groß, bald klein. Es besteht aus durren Reiserchen, Halmen, Grasblättern, Baumbast, Stroh und dergleichen, welches mit Raupengefpinnst und





Der Baumläufer oder Baumrüttler (*Certhia familiaris*).  $\frac{2}{3}$  der nat. Größe.

Spinnenweben durchflochten ist, und wird innen mit feinen Fasern von Bast, Werg und einer Menge von Federn verschiedener Größe ausgefüllt. Die eigentliche Mulde ist nicht sehr tief, der Napf aber stets rund und sauber ausgearbeitet, so daß das Nest immerhin zu den künstlicheren gezählt werden muß. Das Gelege besteht aus acht bis neun, auf weißem Grunde fein roth gepunkteten Eiern, welche denen der kleinen Meisen täuschend ähnlich sind. Beide Geschlechter brüten, und beide füttern ihre zahlreiche Brut mit unsäglichlicher Anstrengung heran. Die Jungen bleiben lange im Neste sitzen, verlassen dasselbe aber, wenn sie gestört werden, noch ehe sie fliegen können, und suchen sich dann kletternd zu helfen, verbergen sich auch mit überraschender Schnelligkeit, so zu sagen, vor den Augen des Beobachters, und zwar so meisterhaft, daß sie schwer wieder aufzufinden sind. Die Alten führen sie nach dem Ausfliegen noch lange Zeit, und die Familie gewährt dann dem Beobachter ein höchst angenehmes Schauspiel. Für die Gefangenschaft eignet sich der Baumläufer nicht. Es ist so gut wie unmöglich, ihn zu ernähren.

Es genügt, von den südamerikanischen Baumhäckern die zwei bekanntesten Arten namentlich anzuführen, nämlich den Säbelspecht (*Xiphorhynchus trochilirostris*) und den Spechtbaumhäcker (*Dendroplex Picus*).

\* \* \*

(Spechte.) Die vollendetsten aller Klettervögel sind die Spechte oder Spechtvögel (*Picidae*). Sie bilden eine sehr zahlreiche, aber streng abgeschlossene, in hohem Grade übereinstimmende Gruppe.

Ihr Leib ist gestreckt, der Schnabel stark, meist gerade, kegelförmig oder meißelartig, auf dem Rücken scharfkantig und an der Spitze senkrecht zugespitzt; die Füße sind kurz, stark und einwärts gebogen; die Zehen lang und paarig gestellt, das vordere Paar bis zur Hälfte des ersten Gliedes verwachsen. Zu der eigentlichen Hinterzehe, welche die kleinste von allen ist, hat sich die äußere Vorderzehe, die längste des Fußes, gesellt; es kommt aber auch vor, daß die Hinterzehe verkümmert oder gänzlich fehlt, sodasß der Fuß dann nur drei Zehen zeigt. Alle



Behen sind mit sehr großen, starken, scharfen, halbmondsförmigen Nägeln bewehrt. Die Flügel sind mittellang und etwas abgerundet; die Handschwingen, zehn an der Zahl, sind schmal und spitz, die Armschwingen, neun bis zwölf an der Zahl, etwas breiter, aber gewöhnlich nicht viel kürzer als die erstgenannten. Unter diesen ist die erste Schwinge sehr klein, die zweite mittellang, die dritte oder die vierte aber die längste. Sehr ausgezeichnet ist der Schwanz. Er besteht aus zehn großen und zwei kleinen Seitensehern, welche aber nicht unter, sondern über den ersten liegen; die beiden mittleren Schwanzfedern sind die längsten und stärksten. Ihre Schäfte nehmen nach der Spitze zu an Stärke ab, sind sehr biegsam und besitzen eine bedeutende Schnellkraft. Während die Fasern ihrer Fahnen in der Wurzelhälfte der Feder dicht neben einander stehen und verbunden sind, werden sie gegen die Spitze hin frei, nehmen an Stärke zu, ändern ihre frühere Richtung und wenden sich beiderseits nach unten, sodaß die Feder einem Dache ähnlich wird, als dessen Firste der Schaft anzusehen ist. Unter diesem Dache liegt die genau ebenso gebaute zweite Mittelfeder und unter ihr die dritte. Die vierte Feder jeder Seite ähnelt noch der dritten, die fünfte äußerste ist wie gewöhnlich gebildet und die sechste außer durch ihre Lage auch noch durch ihre besondere Härte auffallend. Das Gefieder ist dert und dicht, die Federn des Kopfes sind zahlreich, klein und länglich gestaltet, die des Rumpfes minder dicht gestellt, breit und kurz. Sehr häufig sind die Kopffedern zu einer Hölle verlängert. Die Färbung zeigt bei aller Mannfaltigkeit doch eine große Uebereinstimmung; so ist namentlich die Kopfgegend durch ein prachtvolles Roth geziert, und die Geschlechter unterscheiden sich hauptsächlich durch diese Eigenthümlichkeit. Mehr als bei irgend einer andern Gruppe ist es zulässig, die Spechte nach der Farbvertheilung zu ordnen, und deshalb ist es schon von Alters her üblich geworden, von Schwarz-, Grün-, Buntspechten u. s. w. zu sprechen.

Ebenso eigenthümlich wie das Aeußere ist der innere Leibesbau unserer Vögel, und unter den weichen Theilen ist die Zunge der merkwürdigste. Sie ist klein, hornig, sehr lang gezogen und an jeder Seite mit fünf bis sechs kurzen, steifen Stacheln oder Borsten besetzt, welche wie Widerhaken an einer Pfeilspitze erscheinen.

Es leuchtet ein, daß eine derartige Bildung den Specht in gewisser Hinsicht außerordentlich befähigt. Mit seinen scharf eingreifenden Nägeln, welche eine ausgedehnte Fläche umklammern, hängt er sich ohne Mühe an senkrechte Stämme an; der Schwanz unterstützt ihn dabei gegen das Hinabrutschen. Wenn er sich nun auf diesen stemmt, drücken sich nicht bloß die Spitzen der acht Hauptfedern, sondern auch fast alle einzelnen, gleichsam selbständig gewordenen Federenden, die widerstandsfähigen Fahnenstrahlen der drei mittleren Federn jeder Seite, an den Stamm und finden wegen ihrer großen Anzahl auch in der kleinsten Ungleichheit desselben einen sichern Anhaltspunkt. Der kräftige, scharfe Schnabel ist zum Meißeln vortrefflich geeignet, und der Schwanz dient, wenn der Specht dies Geschäft ausführt, als Schnellfeder. Die Zunge kann, wie bemerkt, weit vorgestreckt werden, dringt vermöge ihrer Dünne oder Fadenartigkeit in alle Löcher und vermag, Dank ihrer allseitlichen Beweglichkeit, jeder Biegung eines von dem Kerbthier ausgehöhlten Ganges zu folgen.

Die Spechte fehlen nur in Neuholland oder Oceanien überhaupt und auf Madagaskar; im übrigen sind sie über alle Theile der Erde verbreitet und auch im Norden keineswegs seltene Erscheinungen.

Alle Spechte haben im wesentlichen dieselbe Lebensweise. Sie bringen den größten Theil ihres Lebens kletternd zu; sie hängen sich sogar, während sie schlafen, in der Kletterstellung an die inneren Wände der Baumhöhlungen, also an senkrechte Flächen an. Zum Boden herab kommen sie selten, und wenn sie es thun, hüpfen sie mit ungeschickten Sprüngen umher. Sie fliegen ungern weit; doch geschieht dies wahrscheinlich weniger deshalb, weil sie der Flug anstrengt, als vielmehr in Folge der ihnen überhaupt eigenen Ruh- und Lastlosigkeit, welche sie veranlaßt, womöglich jeden Baum auf ihrem Wege zu untersuchen. Der Specht fliegt in sehr tiefen Wellenlinien dahin. Er erklettert gewissermaßen den aufsteigenden Bogen einer dieser Linien mit raschen, schwirrenden Flügelschlägen, legt dann plötzlich die Flügel hart an den Leib und schießt nun in steilen Bogen wieder tief nach unten hinab, worauf er das Aufsteigen von neuem beginnt. In der Nähe eines Baumes angelangt, pflügt er sich tief herabzusinken, wenige Fuß über dem Boden an den Stamm sich anzuhängen, und nunmehr klettert er mit großen rasch auf einander folgenden Sprüngen aufwärts, manchmal auch seitwärts oder in Schraubelinien vorwärts und nach oben, selten auf wagrechte Aeste hinaus, bisweilen wohl ein wenig rückwärts, niemals aber kopfabwärts nach unten. Beim Anhängen beugt er Brust, Hals und Kopf weit nach hinten; beim Sprunge nickt er mit dem Haupte. Mit dem Schnabel hämmern oder meißelnd arbeitet er je nach Verhältniß seiner Stärke größere oder geringere Stücke der



Vorte los, deckt dadurch die Schlupfwinkel der Kerbthiere auf, speißt dieselben mit der Zunge an und verschlingt sie.

Kerbthiere bilden ihre hauptsächlichste Nahrung, sehr viele Arten fressen aber nebenbei größere Sämereien, und einige legen sich von diesen Vorrathskammern an. Die amerikanischen Arten sollen auch Eier aussaufen und selbst kleine Vögel ihren Jungen zutragen.

Die gewöhnliche Stimme ist ein kurzer, wohlklingender Ruf, der Ausruf des Vergnügens bei vielen ein laut lachendes Geschrei. Außerdem bringen die Spechte noch eine eigenthümliche Musik im Walde hervor: sie „trommeln, schnurren, dröhnen oder knarren“, wie man zu sagen pflegt, indem sie sich an einen dürren Ast hängen und diesen durch sehr schnelle Schläge mit dem Schnabel in eine zitternde Bewegung bringen. Hierdurch bewirken sie ein laut schallendes Geräusch, welches nach der Stärke des Zweiges bald höher, bald feiner klingt, aber auf weithin im Walde gehört wird.

Das Nest steht stets in einer Baumhöhlung und regelmäßig in einer, welche von den Spechten selbst gezimmert wurde. Es ist im Grunde genommen nichts Anderes als der mit einigen Spänen ausgekleidete Boden der Höhle selbst. Das Gelege besteht aus drei bis acht sehr glänzenden, reinweißen Eiern, welche von beiden Geschlechtern ausgebrütet werden. Die Jungen, überaus häßliche Geschöpfe, welche anfangs mit ihren Eltern kaum Aehnlichkeit zeigen und deren hauptsächlichste Fertigkeit, das Klettern, früher ausüben, als sie deren Gestalt und Bekleidung erhalten, werden nach dem Ausfliegen noch einige Zeit lang von ihren Eltern geführt, dann aber rücksichtslos aus deren Nähe vertrieben.

Es kann gar nicht oft genug wiederholt und eindringlich genug versichert werden, daß uns die Spechte nur Nutzen, niemals aber Schaden bringen. Sie nutzen nicht allein unmittelbar, indem sie unzählige, dem Waldbau schädliche Insekten vertilgen, sondern auch mittelbar, indem die vielen Baumlöcher, welche sie theils zum Nestbau, theils als Ruheplätze anlegen, von den Meisen und anderen überaus nützlichen Höhlenbrütern zur Wohnung erwählt werden.

Unser Schwarzspecht (*Dryocopus Martius*), der Krähen-, Berg- oder Luder-specht, die Holz-, Hohl- oder Lochkrähe, der Tannentoller u. ist einfarbig matschwarz, am Oberkopf aber karmoisinroth, und zwar nimmt diese Farbe beim Männchen den ganzen Oberkopf ein, während sie sich beim Weibchen auf eine Stelle des Hinterkopfes beschränkt. Das Auge ist matschweßelgelb, der Schnabel perlfarbig, an der Spitze blaßschieferblau, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 17 bis 18 Zoll.

Europa, soweit es bewaldet ist und Asien bis zur Nordseite des Himalaya sind die Heimat des Schwarzspechtes. In Europa wird er bis gegen den 68. Grad der nördlichen Breite gefunden, nach Süden hin ist er seltener, kommt aber einzeln noch in den Waldungen Griechenlands und Spaniens vor. In England fehlt er und ebenso wenig ist er bisher in Holland beobachtet worden. Seit Abnahme der großen, zusammenhängenden Waldungen gehört er auch in unserm Vaterlande zu den Seltenheiten; er findet sich einzeln nur noch in den Alpen und in den Mittelgebirgen, so auf dem Harz, dem Thüringerwald, auch in Hannover und Mecklenburg, auf dem Erz- und dem Fichtelgebirge. In Rußland und in Scandinavien ist er noch verhältnißmäßig häufig. Er bedorzt große zusammenhängende Nadelwälder und, wie es scheint, die der Gebirge. Den reinen Laubwald berührt er nur beim Streichen. Alter Hochwald, welcher aus großen, starken Bäumen besteht, wenig besucht wird und reich an Rogameisen ist, jagt ihm besonders zu. Den Menschen und sein Treiben meidet er ängstlich, auch im Norden unseres heimatlichen Erdtheils, und deshalb zeigt er sich nur ausnahmsweise in der Nähe der Ortschaften. Doch vermag ihn ein einziger hohler Baum an ein bestimmtes Gebiet zu fesseln, und er verläßt dasselbe, sobald dieser Baum der Art verfallen. Wie alle bei uns lebenden Arten seiner Familie ist er ein Standvogel, welcher wahrscheinlich nicht einmal streicht; denn diejenigen, welche man außerhalb ihrer eigentlichen Wohnsitz antrifft, scheinen jüngere Vögel zu sein, welche in der Absicht umherstreifen, sich ein Gebiet zu erobern.

Unser Schwarzspecht ist ein äußerst munterer, flüchtiger, scheuer, gewandter und starker Vogel. Bald ist er da, bald dort, und so durchstreicht er seinen Bezirk oft in sehr kurzer Zeit. Dies kann man recht deutlich an seinem Geschrei bemerken, welches man im Verlauf weniger Minuten an sehr verschiedenen Orten hört. Er läßt besonders drei Töne vernehmen, zwei im Fluge und einen im Sitzen. Die ersteren klingen wie „krr krr“ und „klü klü“, die letzteren wie „klüh“, einsilbig lang gezogen und sehr durchdringend, oder wie „klüh klüh“. Beim Neste stößt er aber noch andere Laute aus. Auf dem Boden hüpfst er ziemlich ungeschickt umher, demungeachtet kommt er nicht selten auf ihn herab, hauptsächlich den Ameisenhaufen zu Gefallen. Im Klettern und Meiseln ist er der geschickteste unter allen europäischen Spechten. Wenn er





Schwarz- und Buntspecht.



Klettert, setzt er immer beide Füße zu gleicher Zeit fort, wie alle seine Verwandten. Er hüpfet also eigentlich an den Bäumen hinauf und zwar mit großer Kraft, sodaß man es deutlich hört, wenn er die Nägel einschlägt. Beim Klettern hält er die Brust weit vom Baumstamme ab und biegt den Hals nach hinten zurück.

Die großen Kossameisen und ihre Puppen, sowie alle Arten von Holzwürmern, welche sich in Nadelbäumen aufhalten, bilden seine Nahrung. Vorzüglich aber liebt er die Larven der großen Holzwespe. Um zu den Larven oder Holzwespen und zu den Holzläfern zu gelangen, meißelt er große Stücke aus den Bäumen und Stöcken heraus, während er sich der Ameisen ganz nach Art der Ameisenfresser bemächtigt, indem er sie an seine klebrige Zunge ankleimt.

Die Paarungszeit fällt, jenachdem die Witterung günstig oder ungünstig ist, in die erste oder zweite Hälfte des März, und Anfangs April machen die Schwarzspechte Anstalten zu ihrem Neste. Sie legen es in einem kernfaulen Buchen- oder Kiefernbaume an, da, wo sich ein Astloch oder abgebrochener, inwendig morscher Ast befindet. Hier fängt das Weibchen seine Arbeit an. Es öffnet oder erweitert zuerst den Eingang von außen, bis dieser zum Ein- und Austrischen geräumig genug ist. Alsdann wird das Aushöhlen des innern Baumes begonnen und zwar mit besonderer Geschicklichkeit und Emsigkeit. Dieses Aushöhlen hält um deswillen sehr schwer, weil der Schwarzspecht bei seinen Schlägen nicht gehörigen Raum hat. Er hat manchmal so wenig Platz, daß er nur einen Zoll weit aushöhlen kann. Dann klingen die Schläge dumpf, und die Späne, welche er herauswirft, sind sehr klein. Hat er aber inwendig erst etwas Raum gewonnen, dann arbeitet er viel größere Späne ab. Bei einer wenig morschen Kiefer, in welcher ein Schwarzspecht sein Nest anlegte, waren die größten Späne, welche er herausarbeitete, 6 Zoll lang und  $1\frac{1}{4}$  Zoll breit. Ist endlich nach vieler Mühe und zehn- bis vierzehntägiger Arbeit die Höhlung inwendig fertig, so hat sie von der Unterseite des Eingangs gemessen gegen 15 Zoll in die Tiefe und 8 Zoll im Durchmesser, bisweilen einen Zoll mehr, bisweilen weniger. Inwendig ist sie so glatt gearbeitet, daß nirgends ein Span vorsteht. Der Boden bildet einen Abschnitt von einer Kugel, keine Halbkugel, und ist mit feinen Holzspänen bedeckt. Auf diesem liegen dann drei bis vier, seltener fünf und noch seltener sechs verhältnißmäßig kleine Eier. Sie sind 1 Zoll 5 bis 6 Linien lang und 1 Zoll 1 bis 2 Linien breit, sehr länglich, oben stark zugerundet, in der Mitte bauchig, unten stumpfspitzig, sehr glattschalig, inwendig reinweiß und auswendig schon glänzendweiß, wie Emaille.

Daß so mühsam herzurichtende Nest wird von dem Specht mehrere Jahre gebraucht und erforderlichen Falles etwas ausgebessert. Ein frisches Nest kann man schon von weitem an den zehn Gebiertfuß weit verbreiteten Spänen erkennen. Mit ihnen ist der Boden dicht bestreut, und selbst beim erneuerten liegen einige Späne unten.

Das Brüten geschieht abwechselnd und die eben ausgetrocknen Jungen sehen höchst unförmlich aus. Sie sind nur auf dem Oberkörper und zwar ganz sparsam mit schwarzgrauen Dunen bekleidet, ihr Kopf erscheint sehr groß und ihr Schnabel unverhältnißmäßig dick. Sie werden mit den Puppen der Koss- und braunrothen Ameise von beiden Eltern und zwar aus dem Kropf gefüttert. Bei geeigneter Pflege gelingt es, jung aus dem Neste genommene Schwarzspechte längere Zeit am Leben zu erhalten und in einem gewissen Grade zu zähmen. Sie lernen bald, Puppen anzuspießen, und man kann dabei die wunderbare Beweglichkeit ihrer Zunge genau beobachten. Haben sie eine Ameisenpuppe entdeckt, so krümmen sie die Zunge, richten die Spitze gegen die Puppe, strecken die Zunge aus und spießen damit regelmäßig die Beute fest. Gegen andere Gefangenschaftsgenossen erweisen sie sich sehr verträglich.

Die größten aller Spechte (*Campephilus*), welche wir Riesenspechte nennen wollen, bewohnen Amerika. Zwei Arten dieser Sippe sind es, welche der Erwähnung verdienen: der Kaiserspecht (*Campephilus imperialis*) und der Elfenbeinschnabel (*Campephilus principalis*). Beide gleichen sich in der Hauptfärbung, welche schwarz ist, mit weißem Hals- und Schulterstreifen, sowie mit weißen Flügelspitzen; der Schopf ist roth. Der erstgenannte wird 25, der Elfenbeinschnabel 21 Zoll lang; letzterer verdankt den Namen seinem elfenbeinweißen Schnabel. Diese prächtigen Vögel, deren Lebensweise der unseres Schwarzspechts gleicht, werden eifrig verfolgt, da ihre rothen Haubensfedern und Schnäbel von den Indianern als Schmuck und Amulette getragen werden. Ihre Größe und entsprechende Stärke befähigt sie zu noch gewaltigeren Zimmerarbeiten, als die unserer heimischen Spechte sind, und nahezu abenteuerlich erscheint es, was Wilson über einen Elfenbeinschnabel berichtet, der in Gefangenschaft gerathen war; es zeigte sich aber, daß es seine Schwierigkeiten hatte, ihn darin zu halten. Der in Rede stehende Specht war ein alter Vogel, welcher erst verwundet und dann ergriffen wurde. Er schrie wie ein kleines Kind und erschreckte dadurch Wilson's Pferd so, daß es



seinen Reiter in Lebensgefahr brachte. Als dieser mit seinem schreienden Vogel durch die Straßen von Wilmington ritt, rannten alle Weiber ängstlich an Thür und Fenster, um sich über den entsetzlichen Lärm zu unterrichten, und vor dem Wirthshaus mußte unser Forscher ein wahres Kreuzfeuer von Fragen aushalten. Schließlich brachte er den Eisenbeinchnabel auf seinem Zimmer unter und verließ dasselbe, um für sein Roß Sorge zu tragen. Als er nach etwa einer Stunde zurückkehrte, fand er, daß der gewaltige Vogel sich beinahe schon befreit hatte. Er war an den Gewänden des Fensters emporgeklettert und hatte die Zimmerwände fast durchbrochen. Da Wilson ihn zeichnen wollte, verzich er ihm den Fluchversuch und band ihn, um einen ferneren zu verhüten, mit einer Kette an das dicke Bein eines Mahagonitisches. Hierauf verließ er das Zimmer abermals, um Futter zu suchen. Beim Zurückkommen vernahm er schon auf der Treppe, daß der Specht wieder arbeitete, und als er in das Zimmer trat, sah er zu seinem Entsetzen den Tisch anstatt auf vier, nur noch auf drei Beinen stehen. Während Wilson zeichnete, brachte ihm der unwillige Vogel mehrere Wunden bei. Das ihm dargereichte Futter verschmähet er gänzlich, und so erlag er schon am dritten Tage den Leiden der Gefangenschaft.

\* \* \*

(Heberspechte.) Die Heberspechte (*Melanerpes*) zeichnen sich weniger durch ihre Größe, als durch die Farbenpracht ihres Gefieders aus. Der bekannteste derselben ist der Rothkopf (*Melanerpes erythrocephalus*). Kopf und Hals sind hochroth, der Mantel, die Schwingen und der Schwanz rabenschwarz, die Hinterschwingen und die Unterseite reinweiß. Die Länge beträgt 9 Zoll. Dieser dreifarbig Specht ist einer der gemeinsten Vögel in dem ganzen Norden von Amerika. Bemerkenswerth ist, daß er außer Kerbthieren, die er nach Spechtart absucht oder im Fluge erfaßt, auch Früchte jeder Art, insbesondere Kirscheln, und Beeren mit Vorliebe verzehrt.

In Kalifornien und Mexiko wird der Rothkopf durch einen Verwandten (*Melanerpes formicivorus*) vertreten, welchen wir Sammelspecht nennen wollen. Die Oberseite ist schwarz, die Stirn, ein Fleck auf den Vorderflügeln, der Innenraum der Hinterschwingen und der Untertheil sind weiß; der Oberkopf bis zum Genick ist hochroth, die Kehle und ein Brustband sind schwarz; ein Feld, welches die schwarze Kehle umgibt, ist schwefelgelb; die Brust und die Seiten sind weiß, schwarz in die Länge gestrichelt. Das Auge ist gelb, der Schnabel und die Beine sind schwarz. Die Länge beträgt 9 Zoll.

Der Sammelspecht ist der häufigste und lärmendste aller Spechte Kaliforniens. Vom höchsten Zweige eines Baumes aus, auf dem er zu sitzen pfeift, schwingt er sich plötzlich nach unten herab, ein Kerbthier verfolgend, kehrt, nachdem er es ergriffen, zu seinem früheren Platze zurück und beginnt wenige Augenblicke später eine ähnliche Jagd. Im Herbst aber beschäftigt er sich sehr eifrig damit, kleine Löcher in die Rinde der Eichen und Fichten zu bohren und in ihnen Eichen aufzuspeichern. In jedes Loch kommt eine Eichel, und sie wird so fest eingezwängt, daß sie nur mit Mühe herausgezogen werden kann. Zuweilen gewinnt die Rinde eines riesigen Nadelbaumes den Anschein, als sei sie dicht mit Bronzenägeln beschlagen. Diese Eichen werden in sehr großer Menge aufgespeichert und ernähren während des Winters nicht nur den Specht, sondern auch Eichhörnchen, Mäuse, Heher zc., welche diese Vorräthe sehr stark mitnehmen.

\* \* \*

(Buntspechte.) Die Buntspechte (*Pici*) gelten als die vollendetsten Mitglieder der Gesammtheit, weil sie nur ausnahmsweise zum Boden herabkommen. Sie gehören zu den mittelgroßen und kleinen Arten und sind verhältnißmäßig gedrungen gebaut. Unser Bunt-, Band-, Roth- oder Schildspecht (*Picus major*) darf als das bekannteste Mitglied dieser Gruppe betrachtet werden. Er entspricht seinem Namen, denn sein Gefieder ist wirklich außerordentlich bunt. Die Oberseite ist schwarz, die Unterseite schmutziggelbgrau; ein Stirnband ist gelblich, die Wangen, die Halsstreifen, große Flecke auf den Schultern und Querbänder auf den Flügeln sind weiß, der Hinterkopf und der Unterbauch prächtig karminroth; ein Streifen, welcher sich vom Schnabelgrunde an den Halsseiten herabzieht, ist schwarz. Das Auge ist braunroth, der Schnabel lichtbleifarben, der Fuß grünlichgrau. Ganz Europa und Sibirien bis Kamtschatka sind die Heimat dieses allbekanntesten Vogels.



Der Buntspecht liebt Vorhölzer und tiefe Waldungen, kommt aber auch in Feldhölzern vor und erscheint im Herbst und Winter in den Gärten. Er bevorzugt Kieferwaldungen allen übrigen. Während des Sommers bewohnt er ein nicht eben ausgedehntes Gebiet; im Herbst und Winter streicht er in einem größeren Bezirk umher und dann, wie schon bemerkt, gewöhnlich in Gesellschaft von Kleibern, Baumläufern, Meisen und Goldhähnchen. Im Sommer duldet er innerhalb seines Gebiets keinen Seinesgleichen und kommt augenblicklich hierbei, sobald er ein Klopfen vernimmt, aus dem er schließt, daß ein anderer Specht sich eingefunden habe. Bei seinen Streifereien folgt er den Bäumen; er meidet es, über das freie Feld zu fliegen. Freilich kennt er auch keine Umwege, da seine Streifereien eben nur den einen Zweck haben, sich reichlichere Nahrung zu suchen, als er sie an seinem eigentlichen Standorte findet, und sich dabei zugleich ein wenig in der Welt umzusehen.

Mancherlei Kerbthiere, darunter auch Ameisen und deren Eier, Larven, Puppen, aber auch Nüsse und Beeren bilden die Nahrung des Buntspechts. Namentlich ist er der Hauptfeind des Vorkenkäfers, seiner Larven und Eier. Um zu diesen zu gelangen, spaltet er die Schalenstücke der Fichten ordentlich ab. Er wird hierdurch ein wahrer Erhalter der Wälder und sollte auf alle Weise geschont werden. Wenn er an schwachen Nestern hackt, bemerkt man, daß er oft plötzlich auf die andere Seite derselben läuft und nachsieht, um auch die durch das Bohren hier aufgeschreckten und entfliehenden Kerbthiere wegzufangen zu können; denn diese machen es gerade wie die Regenwürmer, wenn der Maulwurf die Erde aufwühlt. Sie kennen die Annäherung ihres Todfeindes so gut wie jene. Von Sämereien zieht er zumal die Haselnüsse und Kiefernfasen vor. Erstere bricht er ab, trägt sie in den Spalt eines Baumes, den er dazu vorge richtet hat, und hackt sie auf. An Fichtenzapfen sieht man ihn oft hängen und arbeiten; häufiger noch beißt er sie ab, trägt sie auf einen Ast und frißt den Samen heraus. Seine Hauptnahrung scheint jedoch der Kiefern Samen zu sein, obgleich es ihm nicht leicht wird, zu diesem zu gelangen.

So geschieht der Buntspecht im Aufhaken der Kieferzapfen ist, so wenig Ausdauer beweist er beim Anlegen seines Nestes. Er beginnt sehr viele Höhlungen, bevor er eine einzige vollendet, und wenn irgend möglich, sucht er sich ein Loch wieder auf, in welchem er oder einer seiner Artverwandten früher schon brütete. Das Gelege besteht aus vier bis fünf, selten sechs kleinen, länglich gestalteten Eiern, welche sehr zartschalig, feintörnig und glänzendweiß von Farbe sind. Beide Gatten brüten abwechselnd.

Gefangene Buntspechte sind höchst unterhaltend. Es ist gar nicht schwer, sie an ein Ersatzfutter zu gewöhnen. Man hat sie monatelang bei gewöhnlichem Droiselfutter erhalten. Sie vertragen sich sehr gut mit andern ihrer Verwandtschaft, aber auch mit dem verschiedensten Kleingeflügel, welches man zu ihnen bringt, und erfreuen durch die Anmuth und Raftlosigkeit ihrer Bewegung, durch ihre muntere, helle Stimme und ihr schmales Aussehen.

In den Laubwaldungen der Ebene wird der Buntspecht durch den etwas kleineren und schöneren Mittelspecht (*Picus medius*) vertreten oder theilweise ersetzt; außerdem aber kommt hier noch eine dritte Art der Familie hinzu: der Kleinspecht oder Gras-, Sperlings- und Harlekinspecht (*Piculus minor*), einer der Zwerge der Gesamtheit und der kleinste aller europäischen Spechte.

Zu der Buntspechtfamilie gehört ferner der auffallendste aller Spechte Europas, der Dreizehenspecht (*Apternus tridactylus*). Sein Fuß ist dreizehig; die beiden Vorderzehen sind fast gleich lang, die hintere ist ein wenig länger, als sie; alle sind kürzer, als der Lauf. Das Gefieder ähnelt dem anderer Buntspechte; die hervorstechende Kopffärbung ist aber nicht roth, sondern gelb.

Er findet sich auf unsern Hochgebirgen und im hohen Norden, in den dazwischen liegenden Ländern aber nur als versprengter Zrilling. Da, wo er regelmäßig auftritt, scheint er unsern Buntspecht mehr oder weniger zu vertreten; ihm ähnelt er in Lebensweise und Betragen. Er ist ebenso munter, gewandt, fed und ebenso raftlos.

\* \* \*

(Grünspechte.) Die Grünspechte (*Cocini*) kennzeichnen sich durch ziemlich bedeutende Größe und ganz vorzüglich durch die mehr oder weniger gleichmäßige Färbung des Gefieders. Der deutsche Vertreter dieser Familie, der Grün- oder Grasspecht (*Cocinus viridis*) ist auf der Oberseite hochgrün, auf der Unterseite lichtgraugrün; das Gesicht ist schwarz, der Oberkopf und Nacken sind auf aschblauem Grunde karminroth, der Bürzel ist hellgelb, ein Streifen





Der Grün- oder Graspöcht (*Gecinns viridis*).  $\frac{1}{2}$  der nat. Größe.

unter den Wangen beim Männchen roth, beim Weibchen schwarz; die Schwingen sind auf mattbraunschwarzem Grunde durch gelbliche oder bräunlichweiße Quersflecken, die Steuerfedern auf grüngaurem Grunde durch schwärzliche Streifen gebändert. Die Länge beträgt 12 Zoll.

Europa und ein großer Theil Nordwestasiens beherbergt den Grünspecht; möglicherweise kommt er auch in den Atlasländern vor. In Egypten fehlt er. Nach Norden hin verbreitet er sich bis Lappland. Er ist in manchen Gegenden Deutschlands ein allbekannter Vogel, während er in anderen nicht oder höchstens gelegentlich seiner winterlichen Streifereien angetroffen wird. Diese Streifzüge beginnen, sobald die Jungen selbstständig geworden sind, und enden erst im nächsten Frühjahr, wenn die Brutzeit heranmahet; sie werden aber weder mit einer bestimmten Regelmäßigkeit, noch auf gewisse Strecken ausgedehnt; in manchen Wintern streicht der Vogel gar nicht, in anderen fliegt er ziemlich weit im Lande umher.

Man kann nicht sagen, daß der Grünspecht ein Waldvogel ist. Im reinen Nadelwald ist er sehr selten, im Laubwald trifft man ihn häufiger an; am liebsten aber bewohnt er Gegenden, in denen Baumplantagen mit freien Strecken abwechseln. Während der Brutzeit hält er sich in der Nähe seiner Nesthöhle auf; im Winter durchstreift er, auch wenn er nicht die Gegend verläßt, ein größeres Gebiet als im Sommer, pflegt aber allabendlich eine Höhle auszufuchen, um in ihr zu schlafen: dann erscheint er monatlang in Gärten, unmittelbar neben den Wohnungen; auch selbst in den Gebäuden.

Der Grünspecht behundet dieselbe Munterkeit und Fröhlichkeit, dieselbe List und Vorsicht und dieselbe Unruhe und Kasklosigkeit, wie seine Verwandten. Er klettert ebenso gut wie sie, übertrifft die bei uns einheimischen aber im Gehen; denn er bewegt sich sehr viel auf dem Boden und hüpfet hier mit großem Geschick umher. Sein Flug ist hart, rauschend und dadurch von dem anderer Spechte verschieden, daß er sehr tiefe Vogenlinien beschreift. Die Stimme



ist ein helles, weit tönendes „Glück“, welches, wenn es oft wiederholt wird, einem durchdringenden Gelächter ähnelt; der Laut der Zärtlichkeit ist ein wohlklingendes „Gück, gäd“ oder „kipp“ der Angst ein häßliches Getöse. Das so vielen andern Spechten gemeinsame Trommeln scheint der Grünspecht nicht auszuführen.

Das tägliche Leben unseres Vogels ähnelt dem der Verwandten. Es ist etwa folgendes. Sobald der Morgenthau einigermaßen abgetrocknet ist, verläßt der Specht seine Nachtherberge, schreit vergnügt in die Welt hinaus und schickt sich an, sein Gebiet zu durchstreifen. Er streift von einem Baum zum andern, in einer gewissen Reihenfolge zwar, aber doch so regelmäßig, daß man ihn mit Sicherheit an einem bestimmten Orte erwarten könnte. Die Bäume sucht er stets von unten nach oben ab; auf die Nester hinaus versteigt er sich seltener. Nähert man sich einem Baume, auf dem er gerade beschäftigt ist, so rutscht er schnell auf die dem Beobachter abgekehrte Seite, schaut zuweilen, eben den Kopf vorstreckend, hinter dem Stamme hervor, klettert höher aufwärts und verläßt plötzlich unbemerkt den Baum, pflegt aber dann seine Freude über die glücklich gelungene Flucht durch ein lautes, frohlockendes Geschrei kundzugeben. Bis gegen den Mittag hin ist er in ununterbrochener Thätigkeit. Er untersucht in den Vormittagsstunden gewiß über hundert Bäume und nimmt außerdem jeden Ameisenhaufen mit. An den Bäumen hämmert er viel weniger als andere Spechte, dagegen meißelt er nicht selten in das Gebälk der Wohnungen oder in Lehnwände tiefe Löcher. Wenn im Sommer die Wiesen abgemäht sind, läuft er viel auf dem Boden umher und sucht dort Würmer und Larven zusammen; im Winter fliegt er auf die Gehänge, von denen die Sonne den Schnee weggeleckt hat, und späht hier nach verborgenen Kerzen. Er ist kein Kostverächter, zieht aber doch die rothe Ameise jeglicher anderen Nahrung vor und fliegt ihr zu Gefallen weit auf den Feldern umher. Pflanzennahrung behagt ihm wenig, doch verschmäht er sie nicht gänzlich: so frist er zuweilen Vogelbeeren. Im Ameisenfang ist er geschickter, als alle übrigen Spechte, weil seine Zunge verhältnißmäßig länger ist und, Dank ihrer Klebrigkeit, in derselben Weise wie beim Ameisenfresser gebraucht werden kann.

Ende Februars stellt er sich auf seinem Brutplatze ein; aber erst im April macht das Weibchen Anstalt zum Neste. Hierzu wählt sich der Vogel einen Baum, welcher im Innern kernfaul oder schon hohl ist. Hier sucht er sich eine Stelle aus, wo ein Ast ausgefault war, und diese Stelle wird nun erweitert. Beide Gatten arbeiten gemeinschaftlich und sehr fleißig, sodaß die Höhlung schon innerhalb vierzehn Tagen vollendet ist. Der runde Eingang ist so klein, daß der Vogel eben aus- und einschlüpfen kann; die innere Höhlung ist 10 bis 18 Zoll tief und etwa 6 bis 7 Zoll weit. Trifft der Grünspecht im Innern auf sehr festes Holz, so läßt er die begonnene Arbeit liegen, und lieber noch, als er eine neue Höhlung sich zimmert, benützt er eine alte, welche ein anderer seiner Art meißelte, kehrt auch, wenn er nicht gestört wurde, im nächsten Jahre wieder zu derselben zurück. Das Gelege besteht aus sechs bis acht Eiern. Sie sind länglich, glattschalig und auswendig glänzend weiß. Beide Gatten brüten wechselweise sechzehn bis achtzehn Tage lang, das Männchen von zehn Uhr Morgens bis drei oder vier Uhr Nachmittags, das Weibchen während der übrigen Zeit des Tags; beide erwärmen auch die zarten Zungen abwechselnd, und beide tragen denselben eifrig Nahrung zu. Die Jungen sind ebenso häßlich, wie anderer Spechte Kinder, entwickeln sich aber auch ebenso rasch und schauen schon in der dritten Woche ihres eigentlichen Lebens aus dem Nestloche heraus. Später beklettern sie von hier aus den ganzen Baum, und endlich durchstreifen sie mit ihren Eltern das Wohngebiet, kehren aber noch eine Zeitlang allabendlich zu der Bruthöhle zurück. Die Streifzüge werden nun weiter und weiter ausgedehnt, und schließlich sucht die Familie, welche noch immer zusammenhält, nicht mehr die Bruthöhle auf, sondern übernachtet irgendwo in einer andern. Vom Oktober an vereinzelt sich die Gesellschaft: die Jungen sind selbstständig geworden, und jeder einzelne sucht sich nunmehr, ohne Rücksicht auf die andern, sein tägliches Brot.

Der Grünspecht ist schwer zu fangen. Dabei ist er ein so stürmischer, unbändiger Vogel, daß man an Fährung eines Altes gar nicht denken darf. Man hat es versucht und ihn an ein Kettchen gelegt; aber der Erfolg war immer ein baldiger Tod des ungestümen Gefangenen. Daß sie sich jung aufgezogen leichter zähmen lassen, mag sein.

\* \* \*

(Kulzspechte.) Kulzspechte (*Colaptes*) hat man diejenigen Arten genannt, deren Schnabel deutlich gebogen und deren Gefieder mehr oder weniger gesperrt ist. Eins der bekanntesten Mitglieder dieser Gruppe ist der Goldspecht oder Flicker (*Colaptes auratus*).



Die Färbung ist ziemlich bunt, insbesondere sind die Schäfte der Schwingen und Schwanzfedern hochgelb oder roth. Die Länge beträgt  $12\frac{1}{2}$  Zoll. Der Goldspecht verbreitet sich von Texas an über die Vereinigten Staaten bis zum äußersten Norden von Neuschottland; er soll auch auf Grönland beobachtet worden sein. In seiner Lebensweise gleicht er im allgemeinen den beschriebenen Spechten und es bilden Insekten verschiedener Art, sowie Früchte und Sämereien seine Nahrung. Bemerkenswerth ist, daß diese schönen Vögel bereits lebend nach Europa gebracht worden sind und sich als sehr ansprechende Gefangene erwiesen haben. Sie befanden sich bei Drosselfutter jahrelang sehr wohl und ein Paar schritt sogar zum Nisten und brachte es bis zum Eierlegen.

In den südlichen Staaten Nordamerikas tritt zu dem Goldspecht ein ihm sehr ähnlicher Verwandter, welcher auch in Texas und namentlich in Mexiko vorkommt und deshalb *Colaptes mexicanus* genannt worden ist. Er ähnelt dem Goldspecht ebensowohl in der Färbung wie in der Anordnung der Zeichnung; doch sind bei ihm alle Farben dunkler und die Schäfte der Flügel Federn nicht goldgelb, sondern orangenroth. In der Größe kommt der Kupferspecht, wie wir ihn nennen wollen, seinem Verwandten ungefähr gleich. Saussure war erstaunt, diesen schönen Vogel in zahlreicher Gesellschaft am Fuße des Vultans Pizarro anzutreffen, inmitten einer dürren Einöde, die, jeden Baumwuchses entbehrend, nur von Agaven, Artischofen und Yuccen bedeckt war. Seine Verwunderung stieg jedoch noch höher, als er das geschäftige Treiben dieser Spechte genauer beobachtete, welches bezweckte, Vorräthe aufzuspeichern, für die Zeit einer sechsmonatlichen Dürre, die Alles austrocknet. Der Vogel benützt hierzu die Höhlung, die sich nach dem Verblühen der Agave im Innern längs des Schaftes bildet; er beginnt am unteren Theile des Schaftes von außen mit seinem Schnabel ein rundes Loch zu bohren und bedient sich dieser Oeffnung, um Eicheln in die innere Röhre einzuschieben. Er fährt dann fort, an höheren Stellen des Schaftes ein zweites, drittes Loch zu bohren und so weiter, bis die ganze Mittelröhre mit übereinander gestellten Eicheln angefüllt ist. Merkwürdig ist dabei noch, daß er die Eicheln aus meilenweiter Entfernung herbeiholen muß. Gegen Ende der trockenen Jahreszeit findet man die Spechte damit beschäftigt, die Eicheln aus ihren Vorrathskammern hervorzulangen, worauf sie dieselben mit einem Ende in ein Loch treiben, das in die Rinde einer Yucca gebohrt wurde, und durch Schnabelhiebe zertheilen und mundgerecht machen.

Während die große Mehrzahl der Spechte ausschließlich oder wenigstens hauptsächlich von den Bäumen ihre Nahrung sucht, betreiben einige ihre Jagd auf dem Boden. Zu ihnen gehört der Feldspecht (*Geocolaptes campestris*), ein Vogel, welcher die offenen Tristen Südamerikas bewohnt. Er lebt besonders von Termiten und Ameisen, welche in diesen Ebenen unendlich häufig sind. Man findet hier in Wäldern und Tristen große kegelförmige Hügel von gelben Letten, welche oft fünf bis sechs Fuß hoch und von Termiten erbaut sind; in den offenen Gegenden haben sie gewöhnlich eine mehr abgeflachte Gestalt. Mehnliche Nester von rundlicher Form und schwarzbrauner Farbe hängen an dicken Nesten der Bäume, und ein jeder Kaktusstamm trägt eines oder mehrere derselben. Auf diesen pflegt der genannte Specht zu sitzen und zu hacken. Er wird deshalb dieser Gegend sehr nützlich durch die Vertilgung der schädlichen Kerbthiere, welche in Brasilien die Hauptfeinde des Landbaues sind. Der Feldspecht klettert jedoch auch an Baumstämmen, nach Art unseres Grünspechts, dem er im Flug und Geschrei ganz ähnlich ist.

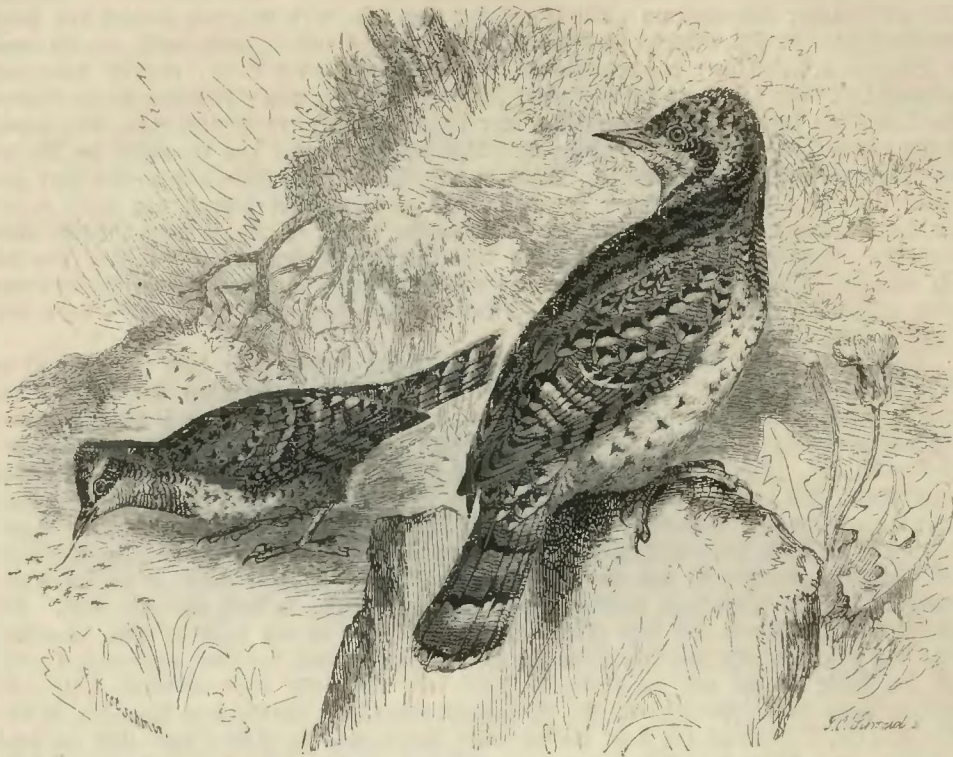
\* \* \*

(Weichschwanzspechte.) Als die nächsten Verwandten der eigentlichen Spechte darf man die Weichschwanzspechte (*Picumnus*) betrachten. Sie sind außerordentlich klein, nicht viel größer, als unsere Goldhähnchen. Der hierher gehörige Zwergspecht (*Picumnus minutus*) ist auf der Oberseite graubraun, auf der Unterseite weiß und schwarz in die Quere gebändert; er kommt in allen Küstenwäldungen von Guyana bis Paraguay nicht selten vor, erscheint aber auch oft in der Nähe der Wohnungen.

\* \* \*

(Wendehälse.) Die Wendehälse (*Jynx*), welche als die tiefstehenden aller Spechtvögel anzusehen sind, gehören ausschließlich der alten Welt an. Sie sind gewissermaßen als Bindeglieder zwischen den Spechten und den Kukufen oder Bartvögeln anzusehen. Die sehr ausstreckbare Zunge ist fadenförmig, an der Spitze aber nicht mit Widerhaken besetzt.





Der Wendehals (*Jynx torquilla*).  $\frac{1}{2}$  der nat. Größe.

Unser Wende-, Winde-, Dreh- oder Ratterhals, Drehvogel, Halsdreher, Halswinder, Nacken-, Ratter- oder Otterwindel, Ratterwendel, Ratterzange u. s. w. (*Jynx torquilla*) ist auf der Oberseite lichtaschgrau, fein dunkler gewellt und gepunktet, auf der Unterseite weiß, sparsam mit dunkeln, dreieckigen Flecken gezeichnet; die Kehle und der Unterhals sind auf gelbem Grunde quer gewellt; ein schwärzlicher Längsstreifen zieht sich vom Scheitel bis zum Unterrücken herab; die übrige Zeichnung des Oberkörpers besteht aus schwärzlichen, rost- und hellbraunen Flecken; die Schwingen sind rothbraun und schwarzbraun gebändert; die Schwanzfedern sind fein schwarz gesprenkelt und zeigen fünf schmale Bogenbänder. Das Auge ist gelbbraun, Schnabel und Beine sind grüngelb. Die Länge beträgt 7 Zoll.

Der Wendehals kommt auf der halben Erde vor; heimatsberechtigt aber ist er nur im Norden, d. h. in Mitteleuropa und in Mittelasien. In Deutschland findet er sich einzeln allerorten, wenn auch nicht gerade im Hochgebirge oder im düstern Hochwalde. Nach Norden hin reicht er bis zum mittleren Skandinavien; nach Osten hin dehnt sich sein Wohngebiet bis zu den Amurländern aus. Schon in Südeuropa ist er selten und ebenso scheint es in Griechenland zu sein. Gelegentlich seines Zuges sieht man ihn in ganz Egypten, Nubien und im Ost-Sudahn; hier endlich scheint er für den Winter Herberge zu nehmen. Dasselbe gilt für Indien: Hier ist der Wendehals in allen Theilen, welche man durchforscht hat, beobachtet worden.

Bei uns zu Lande erscheint der Wendehals erst, wenn der Frühling vollständig eingezogen ist, und er verläßt uns bereits wieder, bevor noch der Sommer ganz vorübergegangen. Feldgehölze, zusammenhängende Gebüsche oder Obstbaumpflanzungen sind seine liebsten Wohnsitze. Er scheut den Menschen nicht und siedelt sich gern in unmittelbarer Nähe von Häusern, z. B. in Gärten an, falls hier nur einer der Bäume eine geeignete Höhlung besitzt, welche ihm zur Brutstelle dienen kann. Innerhalb seines Gebiets macht er sich wenigstens im Frühling leicht bemerklich; denn seine Stimme ist nicht zu verkennen, und sie fällt um so mehr auf, als das



Weibchen dem rufenden Männchen regelmäßig zu antworten pflegt. Geht man dem oft zwanzigmal nach einander ausgestoßenen „Wii id wii id“ nach, so wird man den sonderbaren Vogel bald bemerken. Er sitzt entweder auf den Zweigen eines Baumes, auch wohl angeklammert am Stamme desselben oder auf dem Boden, hier wie dort ziemlich ruhig, obgleich keineswegs bewegungslos; denn sobald er sich beobachtet sieht, bethätigt er zum Mindesten seinen Namen. Man kann nicht sagen, daß er schwerfällig oder ungeschickt wäre: er ist aber träge und bewegt sich nur, wenn dies unumgänglich nöthig ist. Von der Kraftlosigkeit und Hirtigkeit der Spechte oder anderer Klettervögel bekundet er Nichts mehr. Seine Kletterfüße dienen ihm nur zum Anklammern; zum Steigen scheinen sie unbrauchbar zu sein. Auf dem Boden hüpfet er mit täppischen Sprüngen umher, und wenn er fliegt, wendet er sich sobald als möglich wieder einem Baume zu. Aus der Höhe stürzt er sich bis dicht über den Boden hernieder, fliegt hier mit rasch bewegten Flügeln eine Strecke geradeaus und steigt dann in einem großen, flachen Bogen wieder aufwärts. Nur wenn er größere Strecken durchmessen muß, fliegt er in einer sanft wogenden Linie dahin.

Dagegen leistet er Erstaunliches in Verrenkung seines Halses, und diese Fähigkeit ist es, welche ihm fast in allen Sprachen den gleichbedeutenden Namen verliehen hat. Jedes Ungewohnte bewegt ihn, Grimassen zu schneiden, und diese werden um so toller, je mehr der Vogel durch irgend eine Erscheinung in Furcht versetzt worden ist. „Er dehnt den Hals oft lang aus“, sagt Raumann, „sträubt die Kopffedern zu einer Hölle aus und breitet den Schwanz fächerförmig aus, Alles unter wiederholten, langsamen Verbeugungen, oder er dehnt den ganzen Körper und beugt sich, besonders, wenn er böse ist, langsam vorwärts, verdreht die Augen und bewegt die Kehle wie ein Laubfrosch unter sonderbarem dumpfen Gurgeln. In der Angst, z. B. wenn er gefangen ist und man mit der Hand zugreifen will, macht er so sonderbare Grimassen, daß ein Unkundiger darüber, wenn nicht erschrecken, so doch erstaunen muß. Mit aufgesträubten Kopffedern und halb geschlossenen Augen dehnt er den Hals zu einer besonderen Länge aus und dreht ihn wie eine Schlange ganz langsam, sodas der Kopf währenddem mehrmals im Kreise umgeht und der Schnabel dabei bald rückwärts, bald vorwärts steht.“ Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Wendehals damit seine Feinde oder Angreifer erschrecken will. Wie der Wiedehopf sich beim Anblick eines Raubvogels zu Boden duckt und sich durch das weiter oben beschriebene Geberdenspiel unkenntlich zu machen sucht, so bemüht sich auch der Wendehals, den Feind zu täuschen und abzuschrecken. Er vertraut auf sein unscheinbares Gefieder, dessen Färbung sich der der Baumrinde oder auch des Bodens innig anjähmigt, und ahmt noch außerdem die Bewegungen der Schlange nach, welche den meisten Thieren furchtbar erscheint. Daß diese Vertheidigungsart nicht angeboren, sondern angeleert ist, beweist der Wendehals schlagend genug; denn nur die älteren Vögel, nicht aber die Jungen geberden sich in so merkwürdiger Weise.

Außer dem angegebenen „Wii id wii id“ vernimmt man vom Wendehals selten einen anderen Laut. Im Zorn ruft das Männchen „Wäd wäd“, in der Angst stoßen beide Geschlechter kurz abgebrochen die Silbe „Schää“ aus, im Zorn zischt wenigstens das Weibchen wie eine Schlange. Die Jungen schwirren, so lange sie im Neste sitzen, nach Art der Heuschrecken.

Die Spanier haben sehr recht, wenn sie den Wendehals „Hormiguero“ oder zu deutsch Ameisler nennen; denn diese Kerbthiere, welche er ebensowohl vom Boden als von den Bäumen ablieft, bilden in der That die Hauptmasse seiner Nahrung. Er verzehrt alle kleineren Arten, noch lieber aber die Puppen, als die ausgebildeten Kerfe. Gelegentlich frißt er auch wohl Raupen und andere Larven oder Puppen; Ameisen bleiben aber immer die Hauptsache. Seine Zunge, welche er so weit vorstrecken kann, wie nur irgend einer der Spechte, leistet ihm bei seinem Nahrungserwerb höchst erspriessliche Dienste. Nach Art des Ameisenfressers steckt er sie durch Ritzen und Löcher in das Innere der Haufen, wartet, bis sich die erboften Kerbthiere an dem vermeintlichen Wurm festgebissen haben oder an dem klebrigen Schleim hängen geblieben sind, und zieht dann die ganze Ladung mit einem Ruck in den Schnabel. Die Puppen spießt er mit der Zungenspitze an.

Hinsichtlich der Nisthöhle macht der Wendehals geringe Ansprüche. Es genügt ihm, wenn der Eingang zu der Höhlung einigermaßen eng ist, sodas nicht jedes Raubthier ihm oder der Kinderschaar gefährlich werden kann. In der Nisthöhle wird auf dem Mulm eine ziemlich ebene Unterlage hergestellt. Darauf legt das Weibchen Mitte März seine sieben bis elf kleinen, abgestumpften, zartschaligen, reinweißen Eier. Es bebrütet dieselben etwa vierzehn Tage lang, größtentheils allein. Die Jungen sind, wenn sie dem Ei entschlüpfen, beinahe nackt oder nur mit wenigen grauen Dunnefasern bekleidet. Sie wachsen jedoch ziemlich rasch heran, und um



die Mitte des Juli vereinzeln sich die Familien, welche bisher treulich zusammenhielten, und jeder einzelne lebt nun still bis zu dem Tage, welcher der Beginn seiner Winterreise ist. Zur Unehre des Wendehalses müssen wir berichten, daß sein Nest in Unreinlichkeit dem des Wiedehopfs gleichkommt.

Es hält nicht schwer, den Wendehals an ein passendes Stubenfutter zu gewöhnen. Einzelne sind jedoch sogenannte Trostöpfe, welche nur Ameiseneier genießen wollen. Im Uebrigen ist es eine bekannte Erfahrung, daß der Wendehals ungemein zahm wird und seinen Herrn genau kennen lernt. Auch er gehört zu den nützlichen und harmlosen Insektenvertilgern, dessen Schonung dringend zu empfehlen ist.

## Die Schwirrvögel.

„Unter allen belebten Wesen ist der Kolibri das schönste der Gestalt, das prächtigste der Färbung nach. Edelsteine und Metalle, denen unsere Kunst ihren Glanz gibt, sind mit diesen Kleinodien der Natur nicht zu vergleichen. Ihr Meisterstück ist dieser kleine Vogel. Ihn hat sie mit allen Gaben überschüttet, welche den übrigen Vögeln nur vereinzelt beschieden worden sind. Leichtigkeit, Schnelle, Gewandtheit, Anmuth und reicher Schmuck: Alles ist diesem ihrem kleinen Liebling zu Theil geworden. Der Smaragd, der Rubin, der Topas schimmern auf seinem Gewande, welches er nie mit dem Staube der Erde beschmutzt; denn sein ganzes ätherisches Leben hindurch berührt er kaum auf Augenblicke den Boden. Er ist stets in der Luft, von Blume zu Blume gaukelnd, deren Frische und deren Glanz ihm eigen ist und deren Nektar er trinkt.“

„Der Kolibri bewohnt nur die Himmelsstriche, wo sich Blumen immerdar erneuern; denn diejenigen Arten seiner Familie, welche des Sommers bis in die gemäßigten Gürtel kommen, bleiben daselbst nur kurze Zeit. Sie scheinen der Sonne zu folgen, mit ihr vor- und rückwärts zu gehen und auf Zephyrflügeln im Gefolge eines ewigen Frühlings zu wandeln.“

So schildert Buffon in seiner malerischen Weise; aber auch alle nach ihm folgenden Naturforscher und selbst die ernstesten unter ihnen stimmen in die Bewunderung dieser Prachtvögel mit ein. „Wen gäbe es wohl“, fragt Audubon, „welcher nicht bewundernd still stehen sollte, wenn er eines dieser lieblichen kleinen Geschöpfe erblickt, wenn es schwirrend durch die Luft schießt, sich in ihr wie durch Zauber festhält oder von Blume zu Blume gleitet, glänzend, als wäre es selbst nur ein Stück Regenbogen, welches so lieblich ist, wie das Licht selber?“ — „Der Kolibri“, meint Waterton, „ist der wahre Paradiesvogel. Man sehe ihn durch die Luft schießen, mit der Schnelligkeit des Gedankens. Jetzt ist er eine Armslänge vor Deinem Gesicht, im Nu ist er verschwunden, und einen Augenblick später gaukelt er wieder um Blumen und Blüthen. Jetzt gleicht er einem Rubin, jetzt einem Topas, bald darauf einem Esmerald und bald wiederum funkelndem Gold.“ — „Es gibt keine schöner gefärbte, zierlicher gebaute und zahlreichere Vogelfamilie auf der Erde“, sagt Burmeister, „als diese in jeder Hinsicht merkwürdigste und eigenthümlichste unter den amerikanischen Vogelgestalten. Man muß die wundervollen Geschöpfe lebend in ihrem Vaterlande gesehen haben, um den ganzen Liebreiz ihrer Natur vollständig bewundern zu können.“

In der Bewunderung der Kolibris stimmen alle Forscher überein, bezüglich ihrer Würdigung in systematischer Hinsicht herrschen verschiedene Ansichten. Bilden die Schwirrvögel wirklich nur eine Familie? Können sie mit Zug und Recht einer andern Ordnung der Vögel eingereiht werden? Diese Fragen sind schon vielfach erwogen worden; die Forscher haben sich aber noch heutigen Tages nicht geeinigt.

Das Eine ist nicht zu leugnen, daß die Kolibris in dieser oder in jener Hinsicht an andere Vögel erinnern: aber sie erinnern auch nur an sie — vergleichen, zusammenstellen lassen sie sich nicht mit andern. Erwägt man jede Eigenthümlichkeit, berücksichtigt man die Summe ihrer Merkmale, so wird man sie schwerlich andern Vögeln ähnlich finden können. Ihr Gesamtgepräge ist ein durchaus selbstständiges, und ihre Lebensweise, eine bessere Erläuterung der Gestalt, als wir sie mit Worten zu geben vermögen, hat mit der keines andern Vogels Ähnlichkeit. Die Schwirrvögel sind, falls man so sagen darf, die Vertreter der Kerbthiere in ihrer





Kolibriis.



Klasse; die Art und Weise ihrer Bewegung, ihres Nahrungsverkehrs, ihr Wesen hat mit gewissen Kerbthieren, zumal mit Schmetterlingen, eine unverkennbare Aehnlichkeit. Vögel sind die Kolibris, wenn sie sitzen, Kerbthiere in Vogelgestalt, wenn sie sich bewegen.

Die Größe der Schwirrvögel schwankt in weiten Grenzen; denn einige kommen kleinen Bienenfressern an Leibesumfang gleich, andere sind kaum größer, als eine Hummel. Der Leib ist in den meisten Fällen gestreckt oder scheint es wenigstens zu sein, weil der Schwanz gewöhnlich ziemlich lang ist; bei denjenigen Arten aber, welche nur einen stummelhaften Schwanz besitzen, fällt es sofort in die Augen, daß ihr Leibesbau ein sehr gedrungener, kräftiger ist. Mehr als bei anderen Vögeln müssen wir hier die einzelnen Glieder betrachten; denn sie sind es, welche die Kolibris kennzeichnen. Der Schnabel ist pfriemenförmig gebaut, dünn, schlank, fein zugespitzt, gerade oder sanft gebogen, bald viel länger, bald nur ebenso lang, wie der Kopf, mitunter fast von der Länge des Kumpfes, selten noch länger. Sein Ueberzug ist eine feine, lederartige Hornscheide; die Spitze ist meist gerade, der Rand einfach; mitunter ist jene etwas hakig und dieser am vorderen Ende fein sägenartig gekerbt. Nach innen sind die Schnabelhälften tief ausgehöhlt, bis zur Spitze, der Oberschnabel umfaßt den unteren und bildet mit ihm ein Rohr, worin die Zunge liegt. Nach hinten hebt sich die Fiste als stumpfe Kante aus der Schnabelfläche hervor und zeigt neben sich eine seichte Furche, welche zwar als Nasengrube anzusehen ist, aber die Nasenlöcher nicht enthält; denn diese liegen nicht in ihr, sondern viel weiter nach außen, unmittelbar neben dem Schnabelrand. Sie sind feine, langgezogene Längsspalten. Der enge, schmale, von nackter Haut ausgefüllte Sinnwinkel reicht mehr oder weniger in den Unterschnabel hinab, bei kurzen Schnäbeln ziemlich bis zur Mitte.

Auffallend klein und zierlich gebaut sind die Füße der Kolibris. Der Lauf hat mitunter noch Befiederung, welche indessen mehr anliegt, als absteht. Die Zehen sind bald völlig getrennt, bald am Grunde etwas verwachsen; die Bedeckung besteht aus kurzen Tafelschildern. Die Krallen sind ungemein scharf, spitz und beinahe ebenso lang, in einzelnen Fällen fast länger, als die Zehen selbst. Die Flügel sind lang, meist schmal und etwas sichelförmig gebogen. Die erste Schwinge ist immer die längste, hat auch gewöhnlich einen stärkeren Schaft, als die übrigen und fällt insbesondere noch dadurch auf, daß die untere Schafthälfte sich, bei manchen Arten wenigstens, ungewöhnlich ausbreitet. Man zählt neun oder gewöhnlich zehn Federn an der Hand, aber nur sechs am Armitheil des Flügels. Von den letzteren sind die vier vorderen gleich lang, die zweithintersten stufen abgekürzt; doch erreichen jene vier nicht ganz die Länge der letzten Handschwinger. Der Schwanz besteht immer aus zehn Federn; sie sind aber außerordentlich verschiedenartig gebildet. Sehr viele Arten haben einen Gabelschwanz; die äußersten Federn sind jedoch mehr oder weniger über die mittleren verlängert, bei einzelnen so, daß sie das Sechsfache und Mehrfache von deren Länge erreichen, bei andern nur wenig. Ihre Fahnen sind der ganzen Länge nach ziemlich gleich oder gegen das Ende hin bis zu einem kaum bemerklichen Saum verkümmert, an der Spitze aber wiederum zu einer rundlichen Scheibe verbreitert, sodaß der Schwanz dadurch ein Anhängsel erhält, wie es ähnlich z. B. der Flaggendrongo zeigt. Bei andern Arten sind die Fahnen ungemein schmal, und die ganzen Federn erscheinen gleichsam nur als Schäfte, an denen beiderseits ein Säunchen zu sehen ist. Nicht selten kommt es vor, daß die Steuerfedern geradezu verkümmern, d. h. zu Gebilden geworden sind, welche man eher Stacheln, als Federn nennen möchte. Ebenso bemerkt man, daß der Schwanz gegabelt, aber nach außen hin doch abgerundet ist, sodaß die Enden der Steuerfedern ausgebreitet eine Vogenlinie darstellen. Bei andern endlich ist der Schwanz einfach abgerundet; die Mittelfedern sind dann entschieden die längsten. Das Gefieder ist ziemlich derb und im Verhältniß zur Größe des Vogels reichlich. Es hat fast gar keine dunigen Bestandtheile, sondern ist größtentheils hart. Uebrigens bekleidet es den Leib durchaus nicht gleichmäßig, sondern verlängert sich an sehr verschiedenen Stellen desselben. So tragen einzelne Kolibris längere oder kürzere Kopfhäuben, andere verlängerte Brusttragen oder bartähnliche Federbüschel u. s. f. Rund um das Auge bleibt ein ziemlich breiter Ring nackt. Die Augenlideränder sind mit kleinen schuppenartigen Federn anstatt der Wimpern besetzt. Das Kleid unterscheidet sich je nach Geschlecht und Alter mehr oder weniger und zwar nicht bloß hinsichtlich seiner Färbung, sondern auch bezüglich der Schnudfedern. Ob nur ein einmaliger Federwechsel stattfindet oder ob die Kolibris einer doppelten Mauser unterworfen sind, ist zur Zeit mit Gewißheit noch nicht festgestellt.

Von dem innern Bau der Kolibris ist es vornehmlich die Zunge, deren Gestalt und Anlage uns interessiert. Die eigentliche Zunge besteht aus zwei am Grunde verwachsenen Fäden, welche aber nicht an der Spitze geöffnet sind, sondern in eine abgeplattete, fast häutige Fläche auslaufen, welche seitwärts mit kleinen feinen Zacken versehen ist. Diese hohlen Fäden scheinen



nur Luft zu enthalten, wenigstens fand man sie stets leer. Hinten verbinden sie sich mit einander, und hier ist ihre Höhlung mit lockeren Zellengewebe erfüllt. Die Zunge wird von da nach hinten zu ein wenig dicker und endet mit zwei kurzen, etwas auseinander gehenden, glatten Ecken. Dieser Theil der Zunge ist stets so lang wie der Schnabel. Unmittelbar hinter den beiden Wurzelecken wird die Zunge fleischig und gleicht einem kurzen Stiele, dessen Oberfläche in Falten gelegt ist.

Gegenwärtig kennen wir das Leben der verschiedenen Schwirrvögel noch viel zu wenig, als daß wir im Stande wären, die Unterschiede, welche sich im Betragen dieser und jener Art unzweifelhaft bekunden werden, hervorzuheben. Jede Beschreibung, welche bisher entworfen wurde, gibt mehr oder weniger ein Lebensbild der Gesamtheit. Indem wir versuchen, das bekannt Gewordene übersichtlich zusammenzustellen, erscheint es zweckmäßig, vorher erst einige Kolibris selbst zu beschreiben. Freilich ist es uns nur gestattet, eine Anzahl der bekanntesten und bemerkenswerthesten Arten mit Namen aufzuzählen und die Beschreibung auf kurze Andeutungen einzuschränken.

Die Schwirrvögel, die hier als Ordnung aufgefaßt werden, gruppiren sich in eine Anzahl von Familien. Eine solche wird gebildet durch die größten aller Kolibris (Eustephani), welche wir Riesengnomen nennen wollen. Ihr Schnabel ist lang oder sehr lang. Das Gefieder zeigt keine besonders lebhaften Farben. Es gehört hierher der Riesenkolibri (Patagona gigas), ein Vogel, welcher unserm Mauersegler an Größe ungefähr gleichkommt, indem seine Länge 8 Zoll beträgt.

Ein großer Theil des südlichen Westamerikas ist die Heimat dieses auffallenden Vogels.

Der Schwertschnabel (Docimastes ensifer) besitzt den größten Schnabel unter allen Kolibris und kann deshalb mit keinem andern verwechselt werden. Dieser Schnabel ist ebenso lang als der Rumpf. Das Gefieder der Oberseite ist erzgrün, das des Kopfes kupferfarbig, das der Unterseite, der Kehlgegend und der Brustmitte bronzegrün, das der Seiten schimmernd hellgrün. Ein kleiner weißer Fleck steht hinter dem Auge. Die Schwingen sind purpurbraun, die Steuerfedern dunkelbraun mit Erzglanz. Die Länge beträgt 8½ Zoll, wovon 4 Zoll auf den Schnabel kommen. Die Heimat sind die Gebirge von Quito.

\* \* \*

(Gnomen.) Eine andere Familie umfaßt die Gnomen (Polytmi). Die hierher zu zählenden Arten sind ziemlich groß und kräftig gebaut. Das Gefieder prangt nicht in besonders lebhaften Farben; die Oberseite pflegt grünlich oder bronzefarbig zu sein, die untere ist gewöhnlich bräunlich und häufig längs gefleckt. Als Vertreter derselben ist anzuführen die Habichtsnase (Grypus naevius), 5 bis 6 Zoll lang; Heimat Brasilien.

Der Adlerschnabel (Eutoxeres Aquila) und seine Verwandten unterscheiden sich hauptsächlich durch den sichelförmig gebogenen, kräftigen Schnabel und den mehr keilförmigen Schwanz. Die Oberseite ist glänzend graugrün; das Kopfgefieder und eine kleine Hölle sind bräunlich-schwarz. Das Vaterland ist Bogota.

\* \* \*

(Sonnenvögel.) Die Sonnenvögel (Phaethornithes) ähneln den eben beschriebenen, unterscheiden sich aber durch ihren schwachen, sanft gebogenen und langen Schnabel; ihr Gefieder ist ebenfalls noch ziemlich düsterfarbig; darunter gehört der Einsiedler (Phaethornis superciliosus) zu den größeren Kolibris, denn seine Länge beträgt 7 Zoll; das Gefieder ist auf der Oberseite matt metallischgrün, auf der unteren röthlichgrau; Vaterland Nordbrasilien und Guyana.

\* \* \*

(Bergnymphen.) Die Bergnymphen (Oreotrochili) zeichnen sich vor allem durch die eigenthümliche Bildung der Flügel aus, da die Schäfte der vorderen Schwingen auffallend verbreitert sind. Der Schnabel ist höchstens mittellang. Das Gefieder ist prachtvoll glänzend und schimmernd, auf der Oberseite meist blau oder grün, auf der Unterseite lichter; das Kehlfeld prangt gewöhnlich ebenfalls in den lebhaftesten Metallfarben; die seitlichen Schwanzfedern sind oft weiß.





Der Chimborazovogel (*Oreotrochilus Chimborazo*).  $\frac{2}{3}$  der nat. Größe.

Eine der prachtvollsten Arten dieser Gruppe ist der Chimborazovogel (*Oreotrochilus Chimborazo*). Das Männchen ist auf dem Kopfe und in der Kehlgegend glänzend veilchenblau, auf der Oberseite graulich olivenbraun, auf der Unterseite weiß, seitlich ölbraun. In der Mitte des Kehlfeldes steht ein länglich dreiseitiger Fleck von schimmernd grüner Farbe, welcher von der lichten Unterseite durch ein tief samtschwarzes Band getrennt ist. Die Länge beträgt 4<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Zoll. Der Vogel trägt seinen Namen mit Recht, denn er ist bis jetzt nur am Chimborazo und zwar in einer Höhe von zwölf- bis sechzehntausend Fuß über dem Meere gefunden worden.

Die Spitze der Säbelflügler (*Campylopterus*) zeigt eine eigenthümliche Flügelbildung, denn der Flügel ist breit, und seine vordersten Schwingen sind stark gekrümmt, die Schäfte der alten Vögel am Grunde plötzlich erweitert. Der hierher gehörige Sichelflügler (*Campylopterus hemileucurus* oder *Campylopterus Delattrei*) ist tief violettblau, auf dem Oberkopf dunkelblauschwarz. Heimat Mexiko und Mittelamerika.

Der Krummflügel (*Platystylopterus rufus*) ist ungefähr  $5\frac{1}{2}$  Zoll lang, auf der Oberseite bronzegrün, auf der unteren bräunlichgelb; Heimat Guatemala.

Die Edelsteinvögel (*Hypophaniae*) haben hinsichtlich des Flügelbaus noch einige Ähnlichkeit mit den Bergnymphen, obwohl ihre Vorderschwingen nicht so verbreitert sind. Unter denselben kam der Topas (*Topaza bella*) an Pracht der Färbung mit allen andern Kolibris wetteifern. Der Scheitel und ein Band, welches die Kehle umgibt, sind samtschwarz; der Rumpf ist kupferroth, in Granatroth übergehend und goldigglänzend; die Schwanzdeckfedern



sind grün; die Kehle ist golden, in gewissem Lichte smaragdgrün, in andern topazgelbgänzend; die Schwingen sind rothbraun, die inneren rostfarben; die mittleren Schwanzfedern sind grün, die hierauf folgenden, drei Zoll über die andern verlängerten, kastanienbraun, die äußeren rothbraun. Die Länge beträgt wegen der überragenden Schwanzfedern mehr als 8 Zoll. Der Topaz scheint auf Guyana beschränkt zu sein.

Der Kappentolibri (*Aithurus polytmus*) hat einen kurzen, an der Spitze gebogenen Schnabel, lange, schmale Flügel und einen kurzen, leicht gegabelten Schwanz, dessen zweite Außenfeder sich gegen 6 Zoll über die übrigen verlängert. Das Männchen zeichnet sich außerdem noch durch zwei ziemlich lange Ohrbuschel aus. Der Oberkopf ist dunkelsammetschwarz, die übrige Oberseite grün, die Unterseite glänzend smaragdgrün. Die Länge beträgt 10 Zoll. Auf Jamaica.

\* \* \*

(Waldnymphen.) Die Waldnymphen (*Lampornithes*) haben einen geraden oder sanft gebogenen, am Grunde breiten, vor der geraden Spitze gekerbten Schnabel. Als Urbild der Familie gilt der Mango (*Lampornis Mango*). Das Gefieder der Oberseite ist erzgrün mit Kupferschiller. Die Schwingen sind grauschwarz, violett schillernd; Kehle, Vorderhals, Brust und Oberbauch sind sammtschwarz; der Bauch ist erzgrün. Die Länge beträgt 4<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Zoll.

Fast überall in Brasilien, aber auch in Paraguay, Guyana und auf den Antillen; wurde sogar schon in Florida erlegt.

Die Waldnymphe (*Chrysolampis moschita*), wohl der schönste aller brasilianischen Kolibris, ist braun auf dem Scheitel, rubinroth an der Kehle und goldmorgenroth, prachtvoll glänzend auf dem Vorderhalse; der Flügel schillert violett; der Schwanz ist hellkastanienroth, jede Feder fein schwarz gerandet. Die Länge beträgt 4 Zoll. Die Heimat ist das östliche Südamerika.

\* \* \*

(Blumennymphen.) Die Blumennymphen (*Florisugi*) sind meist stark gebaute, ziemlich große Schwirrvögel, deren bekannteste Art, Blumenküßer (*Heliotrix auriculata*) genannt, in Brasilien lebt. Das Rückengefieder und die Kehlseiten sind lebhaft erzgrün, bei alten Vögeln goldig schillernd; die Schwingen sind grauschwarz, violett schillernd; die Unterseite ist reinweiß, wie die drei äußersten Schwanzfedern jeder Seite, während die mittleren Schwanzsteuerfedern stahlblau schimmern. Unter dem Auge beginnt ein sammtschwarzer Streifen, welcher sich weiter hinten mehr ausbreitet und schließlich in einem stahlblauen Saume verliert. Die Länge beträgt 5<sup>2</sup>/<sub>4</sub> Zoll. In Brasilien ziemlich selten; bewohnt ferner das Waldgebiet der Ostküste bis Rio de Janeiro hinab.

Die Blumenfänger (*Florisuga*) bilden eine nah verwandte Gruppe. Eine sehr ausgezeichnete Art derselben ist der Trauerblumenfänger (*Florisuga atra*). Das ganze Gefieder mit Ausschluß des Hintertheils und der Beine ist sammtschwarz; die Flügeldeckfedern sind trüb erzgrün, die Schwingen matt violett schillernd. Die Länge beträgt 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Zoll. Eine der häufigeren Arten Brasiliens, zugleich einer der scheuesten und schnellsten, der sich gern in bedeutenden Höhen umhertreibt.

\* \* \*

(Feen.) Die Feen (*Trochili*), gewissermaßen die Urbilder der Ordnung, haben einen mittellangen, geraden, ungekerbten Schnabel, schmale Sichelflügel und ein sehr prächtiges, nach den Geschlechtern verschiedenes Gefieder. Zu dieser Gruppe gehört der nordamerikanische Kolibri (*Trochilus colubris*). Das Gefieder der Oberseite und die beiden mittelsten Schwanzfedern sind grün mit Goldschimmer, die Brust, die Halsseiten und die Gurgel farminpurpurfarbig, mit Schwarz gefleckt; der übrige Unterleib ist graulichweiß mit Grün untermischt; die Schwingen und Steuerfedern sind purpurbraun. Die Länge beträgt 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Zoll. Das Vaterland erstreckt sich über den ganzen Osten der Vereinigten Staaten und Canada bis Labrador.

Von den Amethistvögeln (*Calliphlox*) bewohnt der Amethistkolibri (*Calliphlox amethystina*) das Campogebiet des innern Brasiliens und kommt da, wo er sich findet, häufig vor. Er gehört zu den schönsten Arten jener Gegenden. Das Gefieder der Oberseite ist dunkel erzgrün, matt goldglänzend, die Kehle, die Wangen und der Vorderhals bis zur Brust sind





Der Ioba (Topaza bella). (S. 495.)

prachtvoll amethystroth, durch eine reinweiße Binde begrenzt. Die Brust und der Bauch sind schwärzlichgrau, mit schwachem Erzschilder. Die Länge beträgt 3', Zoll.

Die Sippe der Spizenschwänze (*Calothorax* oder *Lucifer*) kennzeichnet sich hauptsächlich durch die eigenthümlich gegabelte Schwanzbildung der Männchen. Der Schnabel ist lang, dünn und leicht gebogen.

Eine der prächtigsten Arten dieser Gruppe ist der Spizenschwanz (*Calothorax Mul-anti*) aus Columbia und Bolivia. Beim Männchen sind die Obertheile und die Seiten dunkelgrün, prächtig schimmernd, das Kinn, ein schmaler Zügelstreifen, der Unterhals, ein Brustmittelstreifen und der Bauch weiß, das Kinn schimmernd violettroth.

\* \* \*

(Elfen.) Die Elfen (*Lophornithes*) sind die am reichsten geschmückten aller Kolibris. Eigentümliche Federgebilde zieren theils den Kopf, theils den Schwanz der Männchen. Dieselben haben ein ungemein prachtvolles und buntes Gefieder. Die Weibchen sind schmucklos.

Aus der Gruppe der Zopffellen (*Cephalolepis*) ist eine in Brasilien lebende Art (*Cephalolepis Delalandii*) einer der schönsten Kolibris. Das Gefieder des Rückens und der beiden mittleren Schwanzfedern ist rein erzgrün; das Kopfsgefieder ist lebhaft hellgrün, die längsten drei Federn, welche den Zopf bilden und die der Kopfseiten sind dunkler und mattgrün, im hohen Alter stahlblau; die Unterseite ist aschgrau, ein Flecken, welcher an der Kehle beginnt und die ganze Brust und Bauchmitte einnimmt, lazurblau. Die Länge beträgt 3½ Zoll. Er gehört bloß dem südlichen Brasilien an.



Uebersaus reizende Thiere sind die Prachtelfen (Lophornis). Bei ihnen ist das Halsgefieder beim Männchen besonders entwickelt, indem sich ein prächtiger Kragen bildet, welcher aus mehr oder weniger schmalen, langen, wundervoll gezeichneten Federn besteht, und entweder angelegt oder abstehend getragen wird. Welche von den verschiedenen Arten dieser Gruppe die schönste, ist schwer zu sagen: sie wetteifern alle an Pracht. Eine in Guyana lebende Art heißt *Lophornis ornata*. Das Stumpfgefieder ist bronzegrün; die verlängerten Scheitelfedern sind bräunlichroth; ein schmales Band, welches quer über den Unterrücken verläuft, ist weiß, das Gesichtsfeld grün, herrlich schillernd. Die Kragenfedern, welche sich stufig verlängern, sind lichtrothbraun, an der Spitze schimmernd grün gefleckt. Die Schwingen sind dunkelpurpurbraun, die Schwanzfedern dunkelbraunroth. Beim Weibchen sind alle Farben blässer und der Kragen, die Haube, sowie der schimmernde Fleck um den Schnabel fehlen gänzlich.

Bei den Königselfen (*Bellatrix*) ist der Kragen weniger, die Krone hingegen mehr entwickelt, als bei den Prachtelfen. In Columbia lebt eine der schönsten Arten dieser Gruppe (*Bellatrix reginae*). Sie ähnelt in der Färbung der beschriebenen Prachtelfe sehr.

Die Schweifelfen (*Heliactinus*) unterscheiden sich von den vorigen hauptsächlich durch den verlängerten Schwanz. Die gehörnte Schweifelfe (*Heliactinus cornutus*) ist erzgrün, wenig glänzend. Beim Männchen ist der Oberkopf stahlblau; der Federkragen geht von außen durch Violett in Grün, Gelb, Orange und Roth über; die Kehle, der Vorderhals und die Wangen sind tief sammtschwarz, die Oberbrust, die Bauchmitte, der Steiß und die seitlichen Steuerfedern weiß, die Schwingen grau. Die Länge beträgt  $4\frac{1}{2}$ , die Schwanzlänge 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Zoll. Dieser prachtvolle Kolibri gehört zu den häufigen Arten des Innern von Minas Geraes.

\* \* \*

(Sphphen.) Die Sphphen (*Lesbiac*) sind hauptsächlich an ihrem langen Gabelschwanz zu erkennen. Die Flaggen sphphe (*Steganurus Underwoodi*), aus Brasilien, ist auf der Oberseite, auf dem Bauche, auf den Seiten und auf den unteren Schwanzdeckfedern erzgrün, auf der Brust und am Halse schimmernd grün; die Schwingen sind purpurbraun; der Schwanz ist braun, die Flaggen der äußersten Federn sind schwarz mit grünlichem Schiller. Die Gesamtlänge beträgt  $5\frac{1}{2}$ , die Schwanzlänge  $3\frac{3}{8}$  Zoll.

Die Schleppe sphphen (*Sparganura*) unterscheiden sich hauptsächlich durch ihre Schwanzbildung. Die Steuerfedern sind nach außen hin gleichmäßig gesteigert, die äußersten über fünfmal so lang als die mittleren. Der Sapho (*Sparganura Sapho*) ist auf der Oberseite scharlachroth, auf dem Kopfe und der Unterseite metallischgrün, an der Kehle lichter und glänzend, am Unterbauche lichtbräunlich. Das Vaterland ist Bolivia.

\* \* \*

(Maskenkolibri.) Die letzte Gruppe, welcher hier Erwähnung geschehen kann, umfaßt die Maskenkolibri (*Microrhamphi*). Sie kennzeichnen sich vornehmlich durch sonderbare Schmußfedern am Kopf und an der Kehle. Bei dem Dornschnabel (*Ramphomicorn heteropogon*) sind nur die Federn der Kehle verlängert. Das Gefieder ist vorherrschend metallischgrün. Heimat, Santa Fe de Bogota.

Die Helmkolibri (*Oxygogon*) unterscheiden sich durch einen Helmbusch, breitere Flügel, einen gerade abgesechnittenen Schwanz und ein noch glanzloseres Gefieder. Eine hierher gehörige Art (*Oxygogon Lindeni*), ist in der Sierra Nevada de Morida in Columbien und zwar in einer Höhe von 12 bis 13,000 Fuß über dem Meere angetroffen worden.

Die Schwirrvögel gehören ausschließlich Amerika an und sind mehr als alle übrigen Vögel für diesen Erdtheil bezeichnend. Von früher her hat sich die Meinung verbreitet, daß sie auf den warmen Gürtel beschränkt seien; jetzt wissen wir, daß dies durchaus nicht der Fall ist. Sie finden sich in ganz Amerika, soweit die Erde fähig ist, Blumen oder Blüthen zu erzeugen. Der nordamerikanische Kolibri ist auf Labrador beobachtet worden, eine Art, welche ihn im Westen vertritt, kommt sehr regelmäßig noch am Columbiaflusse vor, und ebenso hat man diese anscheinend so schwächlichen Vögel auf dem Feuerlande gefunden. Und nicht bloß nach der Breite vertheilen sie sich, sondern sie erheben sich auch zu den gewaltigen Bergen der Andeskette: sie schweben noch unmittelbar unter der Schneesgrenze in einem Höhengürtel umher, welcher



Der Blumentilger (*Heliothrix auriculata*).  $\frac{1}{6}$  der nat. Größe. (S. 496.)

zwischen 12 und 17,000 Fuß über dem Meere liegt; sie besuchen die Krater der noch thätigen, wie der erloschenen Feuerpeiler, zu denen kaum ein anderes höheres Wirbelthier sich verirrt. Man hat sie in solchen Höhen brütend gefunden, während Schnee und Hagel den vom Forschungsdrang emporgetriebenen Menschen umtobten, welcher meinte, in jenen Höhen neben dem Kondor das einzige lebende Wesen zu sein. Da, wo es noch Blüthen gibt auf der Westhälfte der Erde, da fehlen auch die Kolibris nicht.

Im allgemeinen darf behauptet werden, daß jede Gegend, ja jede Oertlichkeit ihre eigenen Arten hat. Die Bergnymphen, welche sich in den angegebenen Höhen umhertreiben, verlassen diese nicht; sie steigen höchstens bis zur Untergrenze des Gürtels herab, wenn rauhes Wetter sie dazu nöthigt, und die, welche die heißen, glühenden Thäler bewohnen, in denen kaum ein Luftstrom sich regt, erheben sich wiederum nicht zu jenen Höhen. Aber nicht bloß die Berge und die Thäler, sondern auch die Wälder und die Steppen, ja, noch viel beschränktere Oertlichkeiten beherbergen besondere Arten von Kolibris. Mehr als alle übrigen Vögel sind diese Kleinodien der Klasse wenigstens der Mehrzahl nach an bestimmte Blumen oder Blüthen gebunden: sie stehen im innigsten Zusammenhange mit der Pflanzenwelt. Blüthen, welche diesen Beute gewähren, werden von jenen niemals besucht, und Blumen, welche einzelne ernähren, scheinen für andere nicht vorhanden zu sein. Schon der sehr verschiedene Bau des Schnabels läßt schließen, daß gewisse Arten nur gewisse Blüthen durchsuchen und unfähig sind, andere auszubeuten. Einzelne Arten mögen allerdings nicht besonders wählerisch sein: — vom nordamerikanischen Kolibri behauptet Wilson, daß die Hälfte der Flora seiner Heimat ihm zollen müsse; andere aber beschränken sich nicht bloß auf gewisse Bäume, sondern sogar auf eine gewisse Wipfelhöhe derselben. Die einen bevorzugen die Blüthen der oberen Zweige, die anderen tiefer stehende, wieder andere Blätter: vom Zwergkolibri weiß man, daß er fast nur die Blüthen der niederen Pflanzen hart über dem Boden ausbeutet; die Sonnenvögel sieht man nur selten auf Blumen oder Blüthen, welche in den von ihnen bewohnten schattigen Wäldern eine Seltenheit sind: sie



lesen vielmehr ihre Nahrung von den Blättern ab, indem sie sich mit unvergleichlicher Gewandtheit in dem Gelaube bewegen und jedes einzelne Blatt von oben und unten besichtigen. Kurz, die Abhängigkeit unserer Vögel von bestimmten Pflanzen ist nicht in Abrede zu stellen. So nimmt es uns auch nicht Wunder, wenn wir bemerken, daß viele Inseln ihre besonderen Kolibris beherbergen, daß z. B. auf Juan Fernandez zwei Arten vorkommen, welche auf den benachbarten Eilanden nicht gefunden werden, daß der Zwergkolibri von Jamaika sich nicht bis nach Cuba versfliegt. An Fähigkeit, größere Reisen zu machen, fehlt es den Schwirrvögeln aber durchaus nicht; dies beweisen viele Arten zur Genüge. Auch findet das Gegentheil von dem eben Gesagten insofern statt, als einzelne Arten sich über den halben Erdtheil verbreiten.

Mit dieser Abhängigkeit der Schwirrvögel steht im Einklang, daß die Gleichländer Amerikas besonders reich an Arten sind. Doch würde man irren, wenn man glauben wollte, daß die Waldungen der Diefen, in denen das Pflanzenleben die höchste Entwicklung erreicht hat, die eigentlichen Paradiese für die Schwirrvögel wären. Die wunderbar-prächtigen Blumen jener Waldungen werden selbstverständlich nicht verschmäht, sondern im Gegentheil, wenigstens zeitweilig, von unseren Vögeln umschwärmt und durchsucht; aber nicht die Menge der Blüthen ist es, welche den Artenreichtum der Kolibris bedingt, sondern die Mannfaltigkeit derselben. Nach dem Stande unserer derzeitigen Forschungen dürfen wir annehmen, daß die Gebirgsgegenden Süd- und Mittelamerikas es sind, welche die größte Artenzahl von Kolibris beherbergen, in denen sich der Gestaltenreichtum dieser Ordnung am augenfälligsten offenbart. Ein beborgtes Land scheint Mejiro zu sein: es ist die Heimat von mehr als einem Fünftheil aller Schwirrvögel, welche bis jetzt bekannt geworden sind, und es läßt sich annehmen, daß zu denen, welche man hier fand, noch sehr viele bisher unbekannt kommen werden, wenn das weite und noch wenig untersuchte Reich besser durchforscht werden wird. Mejiro vereinigt freilich auch alle Bedingungen für eine solche Mannfaltigkeit: es ist das wechselreichste Land Mittelamerikas; es besitzt alle Gürtel der Höhe und damit gleichzeitig die verschiedenen Jahreszeiten oder wenigstens die Wärmegrade derselben. Deshalb sieht sich der Beobachter, welcher dieses wunderbare Stück Erde betritt, auch überall umschwebt von den schimmernden Gestalten. Er findet sie in der heißen Diefen, wie in der eifigen Höhe, da, wo das Wasser seine belebende Kraft äußert und die ganze Fülle der Gleichländer erzeugte, dort, wo die sonnenverbrannte Ebene nur den Kaktus ernährt, und von hier aus bis zu den steinigten Halden der Feuerberge empor. „Sie tragen“, wie Gould sich ausdrückt, „ihren unnachahmlichen Schmuck selbst in die Spalten der vulkanischen Ruinen; sie beleben die Gegenden, in welche sich kein menschlicher Fuß verirrt; sie flüstern dem stumpfen Ohr der kalten Ginde ihre zarten Töne zu.“

Noch ist nicht mit Sicherheit festgestellt, in wie weit auch diejenigen Kolibris, welche nicht wandern, als Standvögel anzusehen sind. Es läßt sich aber annehmen, daß keine einzige Art jahraus jahrein in derselben Vertikalität verweilt, vielmehr der Jahres- oder wenigstens der Blüthezeit entsprechend, bald hierhin, bald dorthin sich wendet, möglicherweise mit Ausfluß der Nistzeit beständig herum streicht. Alle Beobachter, welche längere Zeit an ein und demselben Orte lebten, stimmen darin überein, daß sich gewisse Arten nur zu bestimmten Jahreszeiten zeigen.

Wenn man das Leben dieser Vögel begreifen will, muß man vor allen Dingen ihren Flug kennen zu lernen suchen. Er bestimmt, so zu sagen, das ganze Leben; er macht den Kolibri erst zu dem, was er ist. Kein anderer Vogel fliegt wie er, und deshalb gerade kann auch der Schwirrvogel mit keinem andern verglichen werden. „Wie wundervoll“, sagt Gould, „muß der Mechanismus sein, welcher die zitternde Bewegung eines Kolibris hervorbringt und sie so lange erhält! Mir schien ihre Thätigkeit mit Nichts vergleichbar, was ich je zuvor gesehen hatte; sie erinnerte mich an ein Stück Maschinerie, welche durch eine mächtige Federkraft wirkt. Diese Eigentümlichkeit im Fluge machte einen ganz besonderen Eindruck auf mich, da sie gerade das Gegentheil von dem war, was ich erwartete. Der Schwirrvogel pflegt nicht mit dem schnell schießenden Fluge einer Edel- oder Mauerfledermaus durch die Luft zu gleiten, sondern hält seine Flügel, während er von Blume zu Blume wandert, oder wenn er einen weiten Flug über einen hohen Baum oder über einen Fluß nimmt, in fortwährend zitternder oder schnirrender Bewegung. Wenn er sich vor irgend einem Gegenstand ins Gleichgewicht setzt, so geschieht dies so rasch, daß es dem Auge unmöglich ist, jedem Flügelschlag zu folgen, und ein nebeliger Halbkreis von Undeutlichkeit auf jeder Seite des Körpers ist Alles, was sich wahrnehmen läßt.“ Ganz ähnlich drückt sich Pittlik aus. „Der Flug dieser kleinen Vögel hat etwas ungemein Auffallendes; man möchte sie fast für Kerbtbiere ansehen. Von einem Baume zum andern fliegen sie so schnell, daß man sie bei ihrer Kleinheit kaum bemerkt; aber vor jedem sie anziehenden Gegenstande verweilen sie, in der Luft schwebend, mit aufrechter Haltung des



Die Prachtelc (*Lophornis ornata*).  $\frac{2}{3}$  der nat. Größe. (S. 498.)

Körpers und so schneller Bewegung der Flügel, daß man diese nur schimmern sieht.“ — So lange der Schwirrvogel sich auf ein und derselben Stelle erhält, vernimmt man kein Geräusch des Flügelschlags; sowie er sich aber in schnellere Bewegung setzt, bringt er einen eigenthümlich scharfen, summenden Ton hervor, welcher der Gesamtheit geradezu den Namen „Summ-vögel“ (Humming birds) verschafft hat. Dieser Laut ist verschieden, je nach den verschiedenen Arten, bei den größeren im allgemeinen dumpfer, als bei den kleineren, bei einzelnen so ausgesprochen, daß man sie mit aller Sicherheit an ihrem Gesumme erkennen kann. Der Luftzug, welcher durch den heftigen Flügelschlag erzeugt wird, ist sehr bedeutend. Ueber die Richtung des Flugs, über die Linien, welche er beschreibt, kommt man nicht ins Klare. Die Schnelligkeit der Bewegung ist so bedeutend und der sich bewegende Körper so klein, daß die Beobachtung zur Unmöglichkeit wird. Gould sagt, daß der Schwirrvogel jede Art der Flügelbewegung mit der größten Sicherheit ausführen könne, daß er häufig senkrecht in die Höhe steigt, rückwärts fliegt, sich im Kreise dreht oder, so zu sagen, von Stelle zu Stelle oder von einem Theil des Baumes zu einem andern hinwegtanzt, bald aufwärts, bald abwärts steigend, daß er sich über die höchsten Bäume erhebt und dann wie ein Meteor plötzlich dahinschießt. „Oft weilt er summend und ruhig unter kleinen Blumen am Boden; jetzt schwebt er einen Augenblick über einem winzigen Grase, im nächsten sieht man ihn in einer Entfernung von mehr als vierzig Schritten — er ist dahin geflogen mit der Schnelligkeit des Gedankens.“ — „Sie sind“, bestätigt



ein Beobachter des nordamerikanischen Kolibri, „außerordentlich heftig und ungestüm in ihren Bewegungen, wie dies auch wohl bei den Hornissen der Fall ist. Oft blieben sie ein paar Augenblicke auf einem Punkte schweben, als wären sie da mitten in der Luft befestigt, dann aber plötzlich schossen sie mit Pfeilgeschwindigkeit seitwärts und schwenkten sich im Halbkreise, wie ein Schlittschuhläufer, rasch um den Baum herum, um auf der andern Seite eine andere Tulpe zu finden. Oft schnellte ein kleiner Vogel vom Gipfel des Baumes zum Himmel empor, als würde er hinaufgeschleudert.“ Unwillkürlich kommt man immer wieder darauf zurück, den Schwirrvogel als einen gefiederten Schmetterling anzusehen. Dies ist nicht bildlich, sondern buchstäblich zu verstehen. Gould hatte Mühe, einen Herrn zu überzeugen, daß er den Karpfenschwanz (*Macroglossa stellatarum*) und nicht Kolibris in England habe fliegen sehen, und Bates versichert, daß es ihm erst nach längerer Beobachtung möglich geworden, einen am Amazonenstrome lebenden Küsselschwärmer, den Titan (*Macroglossa Titan*), von gewissen Schwirrvögeln zu unterscheiden, und daß er mehr als einmal einen Schmetterling anstatt eines Kolibri vom Baume herabgeschossen habe; denn die Art und Weise zu fliegen, sich vor Blüten „aufzuhängen“, ähneln sich bei beiden ebenso, wie ihre Gestalt.

Gewisse Reisende haben von dem prachtvollen Farbenspiel gesprochen, welches bei den fliegenden Kolibris bemerkbar werden soll; ihre Angaben sind jedoch nur bedingungsweise richtig. Von der ganzen Farbenpracht, welche diese lebendigen Edelsteine zeigen, bemerkt man, wenn sie fliegen, Nichts.

Hat die Schwirrvögel ein längerer Flug ermüdet, so suchen sie im Gezweig eine geeignete Stelle zur Ruhe. Sie bevorzugen hierzu, laut Wilson, dünne abgestorbene Zweiglein oder wenigstens solche, welche auf drei oder vier Zoll blätterlos sind. Hier pflegen sie auch zu schlafen. Auf dem Boden sind sie ebenso fremd, wie die Mauersegler: sie wissen sich hier nicht zu behelfen; denn sie sind unfähig zu gehen. Trotzdem kommen die Schwirrvögel zuweilen zum Boden herab: man sieht sie z. B. sich niedersetzen, wenn sie trinken wollen.

Es ist eine althergebrachte Meinung, daß kein Schwirrvogel singen könne. Im allgemeinen scheint dies richtig zu sein; es liegt aber jetzt schon eine Reihe von Beobachtungen vor, welche das Gegentheil besagen. „Die Stimme der Kolibris“, so berichtet der Prinz von Wied, „ist ein nur höchst unbedeutender kleiner Laut“, und an einer anderen Stelle erwähnt er, daß ein Kolibri seine „laute, kurz lockende Stimme“ hören ließ. Burmeister sagt: „Die Schwirrvögel sind aber keineswegs stumm; denn wenn sie sich irgendwo auf einem dünnen Zweige niederlassen und da einige Zeit Ruhe pflegen, so lassen sie von Zeit zu Zeit ihre feine, schwache, zwitschernde Stimme hören. Ich habe sie öfters vernommen und den über mir im Schatten des Laubes sitzenden Vogel beobachtet, wie er abwechselnd mit dem zarten Lockton seine feine Spaltzunge über einen Zoll aus dem Schnabel auf Augenblicke hervorschnellte“. Die meisten übrigen Beobachter wissen nur von rauhen und schrillen Lauten zu berichten, welche sie vernommen haben.

Die Sinne der Schwirrvögel scheinen ziemlich gleichmäßig und sehr hoch entwickelt zu sein. Alle Beobachtungen lassen mit Bestimmtheit schließen, daß das Gesicht dieser Vögel ausnehmend scharf sein muß. Man erkennt dies an ihren Bewegungen im Fluge und muß es annehmen, nachdem man erfahren hat, daß sie kleine, unserm Auge vollständig unsichtbare Kerbtbiere im Fluge fangen, sie also sehen müssen. Der Sinn des Gefühls, d. h. hier der Tastsinn, ist gewiß hoch entwickelt; denn wäre dies nicht der Fall, so würde es ihnen unmöglich sein, den Haupttheil ihrer Nahrung aus der Tiefe der Blumen hervorzuziehen.

Der wohlgebildete, gewölbte Schädel läßt im Voraus den Schluß zu, daß auch die rein geistigen Fähigkeiten der Schwirrvögel auf einer ziemlich hohen Stufe der Entwicklung stehen. Leichter als bei andern Klassenverwandten kann bei ihnen die Beobachtung täuschen, und deshalb sind auch die Urtheile der Forscher über den Verstand unserer Vögel sehr verschiedene. In den meisten Fällen bekunden sie eine Vertrauensseligkeit, welche ihnen verderblich wird; dies aber ist einfach Folge ihrer außerordentlichen Gewandtheit und der Sicherheit in jeder ihrer Bewegungen: sie tragen das Bewußtsein in sich, jeder Gefahr noch rechtzeitig entinnen zu können.

Vor wir zur Betrachtung des Wesens und Betragens oder der Lebensweise übergehen, wird es nothwendig sein, erst über die Nahrung ins Reine zu kommen; denn sie bestimmt, wie bereits wiederholt angedeutet, das Leben wesentlich mit. Es ist bekannt, daß hinsichtlich der Nahrung der Schwirrvögel irrige Ansichten geherrscht haben und theilweise noch herrschen. Die alte Ansicht war, daß die Schwirrvögel sich von dem Blumenhonig nähren, oder wenigstens, daß Blumenhonig die Hauptmenge ihrer Nahrung bilde. „Sehr natürlich war es“, sagt der



Prinz von Wied, „daß man bei den vielen empfehlenden Eigenschaften dieser kleinen Thiere in den Schriften der Reisenden häufig Nachrichten von ihnen findet, ebenso auffallend aber, daß gewisse wichtige Theile ihrer Naturgeschichte für uns immer in einem Halbdunkel verborgen blieben. Hierher gehört ganz besonders ihre Nahrung. Begreiflich ist es, daß man diesen niedlichen Thieren, welche ihren langen, zarten Schnabel in die röhrenförmigen Blumen senkten, eine ihrer Schönheit angemessene Nahrung in den süßen Honigstäben der Pflanzen zuschrieb. Da man ihre lange Zunge für röhrenförmig hielt, so glaubte man auch, sie müßte Blumennektar ausjaugen, und man liest deshalb noch jetzt in verschiedenen Werken von dem Honigsaugen der Kolibris. Azara, ein übrigens gewissenhafter Schriftsteller, hatte diesen wichtigen Theil der Naturgeschichte unserer kleinen Vögel nicht selbst untersucht; und er ist daher bei der irrigen, bisher allgemein angenommenen Meinung stehen geblieben. Er war in der günstigsten Lage, uns über diesen Gegenstand zu belehren, verdient aber mit Recht den Vorwurf, daß er sich einzig und allein an die äußere Gestalt der Vögel hielt, sonst würde er ihre Geschichte richtiger erkannt haben. Einige andere Schriftsteller haben den Irrweg bemerkt, auf welchem die Vogekundigen sich befanden, und unter ihnen muß zuerst Badiar genannt werden, der die Herbstnahrung der Kolibris entdeckte.“ Dieser Forscher berichtete bereits im Jahre 1778, daß ihm sehr erklärlich sei, warum alle Kolibris, welche man mit Zuckersyrup und Syrup zu ernähren gesucht habe, in kurzer Zeit gestorben seien, da sie Blumennektar höchstens zufällig mit verschlucken, in Wirklichkeit aber ganz kleine Käferchen verzehren, und zwar diejenigen, welche sich auf dem Boden der Blumen aufhalten und von dem Honig nähren. Er schoß und untersuchte verschiedene Kolibris, und fand bei allen, daß sie Käfer und Spinnen gefressen hatten. Zwei Gefangene fütterte er etwa sechs Wochen lang mit Syrup und Zwieback; aber sie wurden immer schwächer, starben, und bei der Zergliederung fand sich in ihren zerriebenen Därmen kristallinierter Zucker. Diese Mittheilung über die Herbstnahrung der Kolibri wird von namhaften weiteren Beobachtern bestätigt. Unter Anderen berichtet Audubon: „Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Kerbthieren, hauptsächlich aus Käfern. Diese zusammen mit kleinen Fliegen werden gewöhnlich in ihrem Magen gefunden; die ersteren werden von den Blumen gelesen, die letzteren im Fluge gefangen. Der Schwirrvogel könnte deshalb als ausgezeichnete Fliegenfänger angesehen werden. Nektar oder Honig, welcher von den verschiedenen Pflanzen aufgesogen wird, ist gewiß ungenügend, ihn zu erhalten; er dient viellecht mehr, um den Durst zu stillen. Von vielen dieser Vögel, welche in der Gefangenschaft gehalten und mit Honig oder Zucker ernährt wurden, habe ich erfahren, daß sie selten mehrere Monate am Leben blieben, und wenn sie dann untersucht wurden, fand man sie im höchsten Grade abgemagert; andere hingegen, denen zweimal täglich frische Blumen aus den Wäldern oder aus den Gärten gebracht und deren Gefängniß nur mit Gazenezen, durch welche kleine Kerbthiere eindringen konnten, verschlossen waren, lebten zwölf Monate und wurden dann noch frei gelassen“. Wenn von einem neueren Beobachter behauptet worden ist, daß die Kolibri niemals Kerbthiere im Fluge fangen, indem ihr langer, dünner Schnabel dafür nicht geeignet sei, so steht das im Widerspruch mit vielseitigen ebenso bestimmten als zuverlässigen Nachrichten von anderer Seite. So z. B. berichtet Goffe: „Ich habe einen, welcher damit beschäftigt war, in großer Nähe beobachten können; ich habe mit Bestimmtheit die kleinen Fliegen, welche er verfolgte, in der Luft unterschieden und wiederholt das Schnappen seines Schnabels gehört“.

Heimat und Verlichkeit, die Verschiedenheit der Blumen, welche Nahrung gewähren und andere äußere Verhältnisse üben also einen sehr großen Einfluß aus auf die Lebensweise der verschiedenen Schwirrvögel; aber auch das Wesen der verschiedenen Arten unterscheidet sich nicht unerheblich. Fast alle Kolibris sind echte Tagvögel; doch gibt es mehrere, welche nur in den Früh- oder Abendstunden ihre Jagd betreiben, während des heißen Mittags aber im tiefen Schatten der Bäume der Ruhe pflegen. Der Zwergkolibri Jamailas umschwirrt wie eine Hummel die niederen Pflanzen dicht über dem Boden und erhebt sich bloß ausnahmsweise in bedeutende Höhen, während der Riesenkolibri sich sehr oft in diesen umhertreibt. Ein blühender Baum lockt sehr verschiedene Arten herbei, und wenn man unter einem solchen verweilt, kann man im Laufe einer Stunde den größten Theil derjenigen, welche eine Gegend bewohnen, erscheinen und verschwinden sehen. Einige Reisende haben von Schwärmen von Kolibris gesprochen, Andere behaupteten, daß die Vögel nur einzeln erscheinen. „Ich muß“, sagt der Prinz von Wied, „aus eigener Erfahrung erwidern, daß Beide die Wahrheit sagen; denn öfters haben wir sehr viele Kolibris ein und derselben Art an einem mit Blüthen bedeckten Baum innerhalb weniger Minuten erlegt, obgleich sie sonst gewöhnlich vereinzelt fliegen.“ Stedmann erzählt, daß er um gewisse Bäume oft so viele Kolibris zugleich habe schwärmen sehen, daß ein Gesumme





Die Flaggensylphe (Steganurus Unterwoodi).  $\frac{1}{2}$  der nat. Größe. (S. 498.)

entstanden sei, wie von einem Wespenschwärm. Es wird jedoch ausdrücklich bemerkt, daß eine solche massenhafte Ansammlung von Schwirrvögeln nur dann stattfindet, wenn im Anfang der Blüthezeit ein Baum plötzlich viele seiner Blüthen geöffnet habe. Gewöhnlich erscheint einer nach dem andern und jeder verweilt nur kurze Zeit an demselben Orte.

„In den Monaten März, April und Mai“, theilt uns Goffe mit, „ist der Stappentkolibri außerordentlich häufig. Ich darf annehmen, daß ich manchmal nicht weniger als hundert nach und nach auf einem geringen Raume und im Laufe eines Vormittags gesehen habe. Sie sind aber durchaus nicht gesellig; denn wenn auch ihrer drei oder vier zu gleicher Zeit die Blüthen desselben Busches umschweben mögen, so bemerkt man doch keine Vereinigung. Jeder einzelne wird geleitet durch seinen eigenen Willen und beschäftigt sich nur mit seinen eigenen Geschäften. Zuweilen sieht man fast nur Männchen, zuweilen beide Geschlechter in ziemlich gleicher Menge erscheinen. Zwei Männchen ein und derselben Art halten niemals Frieden, sondern gerathen augenblicklich in Kampf und Streit mit einander; ja, einzelne zanken sich mit jedem Kolibri überhaupt, der in ihre Nähe kommt, und sogar mit vielen andern Vögeln. . . Von ihrer Kampflust ist oft gesprochen worden, und in der That scheint es unmöglich zu sein, daß zwei derselben Art die Blüthen ein und desselben Busches gleichzeitig absuchen können. Der Mango verjagt außerdem alle übrigen Kolibris, welche in seiner Nähe sich zeigen.“ Bullock erzählt, daß einzelne Kolibris von einem Baume Besitz nehmen und in dessen Nähe jeden anderen Vogel, und wäre derselbe



zehnmal so groß, als sie, wüthend anfallen und regelmäßig in die Flucht schlagen. Seiner Ansicht nach soll der Schwirrvogel seinen nadelscharfen Schnabel beim Angriff gegen die Augen anderer Vögel richten und diese zu eiligem Rückzuge nöthigen. Salvin versichert, daß einzelne durch ihre Kampflust dem Jäger oft die Jagd bereitelten, weil sie alle andern Kolibris, welche sich ihrem Aufenthaltssorte nähern, in die Flucht treiben. „Es schien mir“, meint derselbe, „daß Kampf und Streit ihr Hauptgeschäft sei. Kaum hatte einer von ihnen seinen langen Schnabel in eine Blume gesteckt, so gefiel dieselbe Blume einem anderen besser und das Duell begann auf der Stelle. Zuweilen flogen sie dabei, wie zwei um einander herumwirbelnde Funken einer Feueressie, so hoch in die Luft, daß sie unseren Blicken entschwanden.“

Dem Menschen gegenüber zeigen sich die Schwirrvögel im hohen Grade zutraulich. Sie sind durchaus nicht scheu, lassen sich in größter Nähe betrachten, fliegen ohne Bedenken dicht vor dem Auge des Beobachters hin und her und verweilen, so lange dieser sich ruhig verhält, ohne jegliche Besorgniß. Goffe sagt, daß sie sehr neugierig sind und zu einem Gegenstand, welcher ihnen auffällt, herbeikommen. Audubon und nach ihm Burmeister erwähnen, daß sie häufig in das Innere der Zimmer fliegen, angelockt durch Blumensträuße, welche hier aufgestellt wurden; Salvin berichtet, daß das Männchen eines Pärchens, welches eben ein Nest bauen wollte, ihm Baumwolle, so zu sagen, unter den Händen wegnahm; der Prinz beobachtete, daß sie im Innern eines Zimmers, zu welchem man sie ungehört gelangen ließ, ihr Nest erbauten.

Zur Zeit ist es noch nicht entschieden, ob die Paare während des ganzen Jahres zusammenhalten oder ob sie sich nur gegen die Nistzeit hin vereinigen. Diese ist sehr verschieden, je nach der Gegend. Bei denjenigen Arten, welche wandern, fällt sie mit dem Frühling zusammen, bei den mittelamerikanischen Arten steht sie im Einklang mit der Blüthezeit. Einzelne Arten scheinen sich übrigens gar nicht an eine bestimmte Zeit zu binden: Goffe versichert ausdrücklich, daß er in jedem Monat des Jahres frische Nester des Klappenkolibris gefunden habe. „Soweit als meine Erfahrung reicht“, sagt er, „brüten die meisten im Juni, während Hill den Januar als die eigentliche Brutzeit annimmt.“ Wahrscheinlich nisten die meisten Arten zweimal im Jahre.

Alle Arten von Kolibris bauen ähnliche Nester, und alle Arten legen nur zwei weißliche, längliche, im Verhältniß sehr große Eier. „Die Uebereinstimmung dieser kleinen zierlichen Nester“, sagt Burmeister, „ist so groß, daß ich eine ausführliche Beschreibung derselben für überflüssig erachten muß, obgleich das jeder einzelnen Art wegen der zu ihnen verwendeten Stoffe gewisse Unterschiede beizyt. Diese werden aber füglich nur als örtliche angesehen werden können, da sie zunächst wohl von den besonderen, hier oder dort gerade vorhandenen Baustoffen herrühren möchten.“

„Im allgemeinen gilt von diesen Nestern: daß ihre Grundlage ein weicher baumwollähnlicher Stoff ist, aber gerade keine echte Baumwolle, und daß mit demselben andere feste Pflanzentheile, namentlich Baumflechten, trodene, zartere Pflanzenstoffe und die braunen Schuppen der Farrenkrautwedel verwebt sind. Solche Lagen kommen mitunter an einem und demselben Neste zugleich vor, bei andern dagegen nur diese oder jene. Die Flechten sind sehr verschiedener Art; nur scheint eben jede Art von Kolibris eine besondere Art derselben und keine andere bei ihrem Bau zu verwenden.“

„Das merkwürdigste Nest in dieser Beziehung ist wohl das eines Sonnenkolibris (*Phaetornis Eurynome*), welcher zum Einslechten in seinem lediglich aus zarten Moosstengeln mit den Blättern ohne alle Baumwolle gebildeten und nach unten hin in eine lange Spitze ausgezogenen Bau die Rothsflechte Brasiliens verwendet. Das Nest erhält dadurch nicht bloß ein sehr schönes Ansehen, sondern unter der Brutwärme des Vogels entwickelt sich aus der Flechte auch der ihr eigenthümliche Farbestoff und färbt die Eier lebhaft karminroth, was dem Kenner eine sehr sonderbare Ueberraschung verursacht.“

„Nebst dem Bau der Kolibrinester selbst ist zugleich ihre Lage und Stellung verschiedenartig. Manche Arten binden sich hierin an bestimmte Punkte. So steht z. B. das Nest des weißhäufigen Kolibris, welches man schon bei Rio de Janeiro in den Gärten der Vorstadt findet, immer nur auf einem wagerechten Gabelaste. Es ist hier gleichsam in die Gabel von oben her eingeklemmt, sodas die Gabeläste neben ihm wagerecht fortlaufen oder seltener schief aufsteigen. Eine andere Art besetzt ihr Nest immer nur zwischen den mächtigen, in großen Bogen überhängenden Wedeln von mannshohen Farrenkräutern, welche auf schlechtem Boden an den Bergen wuchern und weite Strecken verlassenen Ackerbaugrundes zu überziehen pflegen. Unter diesen Wedeln, nah der Spitze, pflügt der kleine Vogel durch festes Verbinden der sich berüh-



renden Blatttheile sein Nistchen zu gründen. Es sieht hier wie in einer grünenden Tasche. Die meisten Arten hingegen klemmen das ihrige zwischen senkrecht stehende Halme oder feine Zweige ein. Ich besitze mehrere, welche zwischen die steifen Rohrstengel der wilden Gräser eingelassen sind und nun die verschiedenen Stengel durch Umbauen derselben als Stützen oder Träger des Baues vereinigen. Einige dagegen sind auch sehr locker und ohne große Auswahl der Stelle angebracht, sodaß es mir viele Mühe gekostet hat, sie unversehrt in eine dem natürlichen Stande entsprechende Lage zu bringen. Das Nest einer andern Art besteht größtentheils aus feinen Wurzelsfasern und ist leichter als das andere gewebt.“ Von dem Neste des Topasfolibri wird berichtet, daß es gewöhnlich in einem kleinen Gabelzweige von Stämmchen, die sich über den Fluß biegen oder in die von diesen herabhängenden Schlingpflanzen eingebaut wird. Außen hat das Nest die Färbung von gegerbtem Leder, und in Bezug auf die Masse ähnelt es dem Feuerschwamm. Aus den vorliegenden Angaben geht hervor, daß wenigstens bei einigen Arten das Männchen sich am Bau des Nestes betheiligt.

Audubon sagt, daß zehn Tage nothwendig seien, um die Eier zu zeitigen, und daß die Jungen in einer Woche groß wüchsen, aber von ihren Eltern noch ungefähr eine zweite Woche gefüttert würden. Diese Angabe scheint nicht ganz richtig zu sein. Wir wissen von andern Schriftstellern, daß die Jungen, wenn sie ausgeschlüpfen, nackt und blind zur Welt kommen und so schwach sind, daß sie „kaum ihren kleinen Schnabel öffnen können, um das Futter von ihren Eltern anzunehmen“. Im Verlauf der nächsten Tage erhalten sie zunächst einen graulichen Flaum, und später das Gefieder der Oberseite. Burmeister gibt an, daß die Jungen nach sechszehntägiger Bebrütung dem Ei ausgeschlüpfen, nach vierzehn Tagen die Augen öffnen, nach vier Wochen flügge sind, bis dahin aber im Neste bleiben, und daß dieses von der Mutter größer gebaut wird, wenn die Jungen allmählich größer werden.

Ueber das Gefangenleben der Kolibris liegen verschiedene Beobachtungen vor, und da der Gegenstand ein allgemein anziehender ist, sollen wenigstens die wichtigeren derselben hier folgen. „Einige Leute“, erzählt Azara, „haben Kolibris gefangen gehalten. Don Pedro Melo, Statthalter von Paraguay, hat alte ungefähr vier Monate lang bei sich gehabt, frei im Raume fliegend. Diese lernten sehr gut ihren Gebieter kennen; sie küßten ihn und umflogen ihn, wenn sie Futter verlangten. Dann brachte Melo ein Gefäß mit Syrup, und in dieses steckten die Kolibris ihre Zunge. Von Zeit zu Zeit reichte er ihnen auch einige Blumen, und unter diesen Vorichtsmaßregeln waren die lieblichen Vögel fast ebenso munter; als im Freien. Sie gingen auch nur durch die Nachlässigkeit der Bedienten zu Grunde.“ — „Die Seltbarkeit dieser kleinen Vögel“, sagt Wilson, „hat viele Leute zu Versuchen bewogen, sie groß zu füttern und an die Gefangenschaft zu gewöhnen. Coffer, ein Mann, welcher die Sitten und Gewohnheiten unserer einheimischen Vögel mit großer Aufmerksamkeit beachtet hat, erzählte mir, daß er zwei Kolibris mehrere Monate in einem Käfig gehabt und sie mit aufgelöstem Honig erhalten habe. Die Süßigkeit desselben zog kleine Fliegen und Schnaken herbei, und die Vögel vergnügten sich, diese wegzuschnappen; auch fraßen sie dieselben mit solcher Begierde, daß die Kerbtiere einen nicht unbedeutlichen Theil ihres Futters bildeten. Peale hatte zwei junge Schwirrvögel aufgezogen. Sie flogen frei im Raume herum und ließen sich oft auf der Schulter ihres Gebieters nieder, wenn sie Hunger hatten. Dieser Herr beobachtete, daß sie, wenn die Sonne in das Zimmer schien, nach Art der Fliegenfänger kleine Motten wegschnappten.“

Alle diese Angaben werden überboten durch die ausgezeichnete Schilderung, welche wir Goffe verdanken. „Als ich England verließ“, sagt dieser begabte Forscher, „nahm ich mir vor, die glänzenden Geschöpfe, wenn möglich, lebend nach Europa zu bringen, und nachdem ich einige Erfahrungen über den Klappenkolibri gesammelt hatte, schien es mir, daß er zu Versuchen sich besonders eignen müsse. Meine Erwartungen wurden bereitet; aber die Bemühungen, welche ich mir gab, haben mich mit seinen Sitten und Gewohnheiten sehr bekannt gemacht. Viele dieser Vögel sind von mir und meinen Dienern mit Hilfe eines gewöhnlichen Schmetterlingsnetzes gefangen worden; denn die von einigen Schriftstellern gepriesenen Fallen eignen sich meiner Ansicht nach mehr für die Studierstube, als für den Wald. Oft fanden wir, daß die Neugier dieser kleinen Vögel ihre Furcht überwog. Wenn wir ein Netz zum Fang zurecht machten, flogen sie oft nicht von der Stelle, sondern kamen im Gegentheil näher herbei und streckten ihren Hals aus, um das Werkzeug zu betrachten, sodaß es uns leicht wurde, sie wegzufangen. Nicht selten kehrte einer, nach welchem wir vergeblich gefangen hatten, zurück und erhielt sich, gerade über unsern Köpfen schwebend und uns mit einer unerschütterlichen Zutraulichkeit ins Gesicht sehend. Aber es war so schwierig, diese so leicht zu fangenden Vögel bis nach Haus zu bringen; gewöhnlich hatten sie, auch wenn sie nicht im Geringsten verletzt waren,



verendet, ehe wir unsere Wohnung erreichten, und diejenigen, welche in anscheinender Gesundheit hier ankamen, starben regelmäßig schon am nächsten Tage. Anfangs brachte ich die frisch Gefangenen baldmöglichst in Käfige; sie aber gingen, obgleich sie sich hier nicht beschädigten, regelmäßig zu Grunde. Plötzlich fielen sie auf den Boden des Gebäuets herab und lagen hier bewegungslos mit geschlossenen Augen. Nahm man sie in die Hand, so schien es, als ob sie noch auf einige Augenblicke zum Leben zurückkehrten; sie drehten dann das schöne Haupt hinterwärts oder schüttelten es, wie unter großen Schmerzen, hin und her, breiteten die Flügel aus, öffneten die Augen, sträubten das Gefieder der Brust und starben regelmäßig ohne jedes krampfartige Zucken. Dies war das Schicksal meiner ersten Versuche.“

„Im Herbst fing ich zwei junge Männchen und brachte sie nicht in einen Käfig, sondern in meinen Arbeitsraum, dessen Thüren und Fenster ich verschloß hatte. Sie waren lebendig, aber nicht wild, zeigten sich spiellustig und mir gegenüber zutraulich, setzten sich z. B. ohne jegliche Zurückhaltung zeitweilig auf einen meiner Finger. Blumen, welche ich herbeigebracht hatte, wurden augenblicklich von ihnen besucht; aber ich sah auch sofort, daß sie einzelne mit mit Aufmerksamkeit betrachteten, andere hingegen vernachlässigten. Deshalb holte ich die ersteren in größerer Menge herbei, und als ich mit einem Strauß von ihnen in das Zimmer trat, hatte ich die Freude, zu sehen, daß sie die Blumen durchsuchten, während ich sie noch in meiner Hand hielt. Die lebenswürdigen Geschöpfe schwirrten jetzt kaum einen Zoll vor meinem Gesichte herum und untersuchten alle Blumen auf das genaueste. Als ich auch diese Blumen in einem Gefäß untergebracht hatte, besuchten sie bald den einen, bald den andern Strauß, und dazwischen unterhielten sie sich durch Spielereien im Zimmer oder setzten sich auf verschiedenen Gegenständen nieder. Obwohl sie gelegentlich den Fenstern sich näherten, flatterten sie doch nie an denselben. Wenn sie flogen, hörte ich oft das Schnappen ihres Schnabels: sie hatten dann unzweifelhaft ein kleines Kerbtier gefangen. Nach einiger Zeit fiel einer von ihnen plötzlich in einem Winkel zu Boden und starb. Der andere behielt seine Lebendigkeit bei. Da ich fürchtete, daß die Blumen geleert sein möchten, füllte ich ein kleines Glas mit Zuckersaft an, verschloß es durch einen Kork und steckte durch diesen eine Gänsespule, auf welche ich eine große, unten abgesehne Blüthe setzte. Der Vogel kam augenblicklich herbeigeschwirrt, hing sich an den Rand der Flasche und steckte seinen Schnabel in die Röhre. Es war augenscheinlich, daß ihm die Labung behagte; denn er leckte geraume Zeit, und als er aufgeflogen war, fand ich die Spule leer. Sehr bald kam er auch zu der nicht durch Blumen verzierten Spule, und noch im Verlauf des Tages kannte er seine neue Nahrungsquelle genau. Gegen Sonnenuntergang suchte er sich eine Leine zum Schlafen aus; am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang war er schon wieder munter, hatte auch seinen Shrupstopp bereits geleert. Einige Stunden später flog er durch eine Thüre, welche ich unvorsichtiger Weise offen gelassen hatte und entkam zu meinem nicht geringen Aerger.“

„Drei Männchen, welche im April gefangen worden waren, machten sich augenblicklich vertraut mit ihrem neuen Wohnraum. Der eine von ihnen fand auch sofort ein Glas mit Zuckersyrup auf und saugte wiederholt. Einer starb, die anderen wurden so zahm, daß der eine, noch ehe der Tag vorübergegangen war, mir ins Gesicht geslogen kam, sich auf meine Lippen oder mein Kinn setzte, seinen Schnabel mir in den Mund steckte und meinen Speichel leckte. Er wurde so kühn und wiederholte seine Besuche so oft, daß er schließlich geradezu belästigte; denn er war so eigensinnig, daß er seine vorräthbare Zunge in alle Theile meines Mundes steckte, so, zwischen Kinnlade und Wange, unter die Zunge u. s. w. Wenn ich ihn belohnen wollte, nahm ich ein wenig Shrup in den Mund und lud ihn durch einen schwachen Laut, den er sehr bald verstehen lernte, zu mir ein. Frische Blumen schienen ihm nicht besonders zuzusagen, und auch, als ich die Blüthen der Moringa, welche von ihm im Freileben sonst beständig aufgesucht werden, ins Zimmer brachte, bemerkte ich, daß er sie nach einer kurzen Prüfung vernachlässigte. . . Jeder einzelne erwählte sich seinen besondern Platz auf den Leinen, welche quer durch das Zimmer gezogen waren, und kehrte stets zu demselben zurück. Ebenso suchte sich jeder noch einen oder zwei Plätze zur zeitweiligen Ruhe aus und benutzte sie regelmäßig, ohne den Nachbar zu verdrängen. Selbst wenn er gewaltsam vertrieben wurde, kehrte er immer wieder zu dem einmal erwählten Sitzorte zurück, dem in der Freiheit Bewohnten durchaus entsprechend. Deshalb konnten wir auch, wenn wir einen dieser beliebten Sitzplätze im Walde erkundet hatten, mit Bestimmtheit darauf rechnen, den betreffenden Inhaber innerhalb weniger Minuten mittelst Vogelleim zu fangen.“

„Der kühnste meiner Gefangenen war sehr kampflustig und griff gelegentlich seinen friedlicheren Gefährten an, welcher stets zurückwich. Nach solchem Fall setzte sich jener und stieß



ein vergnügtes „Skrip“ aus. Nach ein oder zwei Tagen aber bekam der Verfolgte das Spiel satt und wurde nun seinerseits zum Tyrannen, indem er zunächst den Gefährten vom Syrupglase vertrieb.“

„Nachdem die Gefangenen einmal in dem Zimmer eingewöhnt waren, zeigten sie eine Lebhaftigkeit ohne Gleichen. Sie nahmen die verschiedensten Stellungen an, drehten sich auch im Sitzen hin und her, sodaß ihr reiches Gefieder bei der verschiedenen Beleuchtung wundervoll glimmerte. Sie flogen hier und da hin, schwenkten und bewegten sich auf das anmuthigste in der Luft, und dies Alles geschah so rasch und jählings, daß das Auge ihren Bewegungen oft nicht folgen konnte. Jetzt war das glänzende Geschöpf in der einen Ecke, unmittelbar darauf hörte man das Schwirren der unsichtbaren Schwingen in einer andern hinter uns oder nahm es selbst, vor dem Gesichte schwebend, wahr, ohne daß man wußte, wie es hither gekommen sein konnte.“

„Von dieser Zeit an bis zu Ende des Mai erhielt ich ungefähr fünfundzwanzig Kolibris mehr, fast nur Männchen. Einige von ihnen waren mit dem Netz, andere mit dem Vogelleim gefangen worden; aber nicht wenige von ihnen starben, obgleich sie sofort nach dem Fang in einen Korb gesteckt worden waren. Dieses plöbliche Verenden konnte ich mir vollständig erklären. Die Gefangenen beschädigten sich nicht an den Seiten des Korbes, obgleich sie sich hier oft aufhingen, es schien mir vielmehr, als ob es das Entsetzen über ihre Gefangenschaft wäre, welches so großen Einfluß auf sie ausübt.“

„Ich muß hier bemerken, daß ihr Wesen sehr verschieden war. Einige zeigten sich mürrisch, verdrießlich und trotzig, andere sehr furchtsam, andere wieder liebenswürdig, fromm, zahm und zutraulich, vom ersten Augenblick an.“

„Mein gewöhnlicher Plan, um sie an den Raum und an das Zuckergefäß zu gewöhnen, war sehr einfach. Wenn das Körbchen, in welchem man die Neulinge mir brachte, geöffnet wurde, flogen sie aus und gewöhnlich gegen die Decke, seltener gegen die Fenster. Nach einem Weilchen schwebten sie in der angegebenen Weise an den Wänden, ab und zu, diese mit der Spitze ihres Schnabels oder mit der Brust berührend. Bei scharfer Beobachtung konnte man wahrnehmen, wenn sie erschöpft waren und zu sinken begannen. Dann ließen sie es sich in der Regel gefallen, daß man sie aufnahm und auf den Finger setzte. Hatte ich sie hier, so nahm ich ein wenig Zucker in den Mund und brachte ihre Schnabel zwischen meine Lippen. Zuweilen begannen sie sofort zu saugen, manchmal war es nothwendig, sie wiederholt dazu einzuladen; doch lernten sie es schließlich regelmäßig, und wenn einer von ihnen einmal aus meinem Munde genommen hatte, war er zu späterem Sagen immer bereit. Nach dieser ersten Lehre setzte ich den Gefangenen vorsichtig auf eine der Leine, und wenn das Wesen des Vogels ein sanftes war, blieb er hier auch sitzen. Später reichte ich ihm anstatt meiner Lippen ein Glas mit Syrup, und hatte er von diesem ein- oder zweimal geleckt, so fand er es auch auf, wenn es auf dem Tische stand, und nunmehr konnte ich ihn als gezähmt ansehen. Seine Zeit wurde jetzt getheilt zwischen kurzen Flügen im Raume und zeitweiligen Ruhepausen auf der Leine. Dabei kam es oft vor, daß zwei einander im Fluge verfolgten. Es schien mir, als ob diese Begegnungen freundschaftlicher Art seien. Nach genauerer Beobachtung wurde ich überzeugt, daß dieses beständige Abfliegen von der Leine nur den Zweck hatte, kleine, dem menschlichen Auge unsichtbare Kerbtbiere zu fangen. Sehr häufig hörte ich das Schnappen mit dem Schnabel, und ein- oder zweimal sah ich auch, wie eine Fliege gefangen wurde, welche für die Sehkraft des menschlichen Auges eben noch groß genug war.“

„Nachdem meine Gefangenen den erwähnten Raum einige Zeit bewohnt hatten, setzte ich sie, fünf an der Zahl, in einen großen Käfig, dessen eine Seite mit Draht vergittert war. Ich hatte diesen Wechsel sehr gefürchtet und brachte sie deshalb des Abends in den Käfig, in der Hoffnung, daß die Nacht sie beruhigen werde. Schon früher waren sie durch das Syrupgefäß nach und nach in das Innere des Käfigs gewöhnt worden, und so war derselbe ihnen wenigstens kein unbekannter Raum mehr. Nachdem die Thür geschlossen war, flatterten sie ein Weilchen; aber am nächsten Tage sah ich zu meinem Vergnügen, daß alle ruhig auf den Springhölzern saßen und auch von dem Syrup nahmen. Bald darauf brachte ich noch zwei Männchen mehr zu ihnen und später auch ein Weibchen.“

„Ich hegte nun die größte Hoffnung, sie lebend nach England zu bringen, da ich meinte, daß die ärgsten Schwierigkeiten jetzt vorüber seien. Aber alle meine Hoffnungen wurden bald zerstört; denn schon eine Woche, nachdem ich sie in den Käfig gebracht hatte, begann das Verderben. Zuweilen starben zwei an einem Tage. In der nächsten Woche hatte ich bloß noch einen einzigen, welcher den andern auch bald nachfolgte. Ich versuchte vergeblich, sie durch



neue zu ersetzen; die ergiebigsten Jagdgründe waren aber jetzt verödet. Die Todesursache der Gefangenen war unzweifelhaft der Mangel an Kerbthiernahrung; denn wenn sie auch fortwährend Syrup nahmen, so konnte derselbe doch nicht genügen, sie zu erhalten. Alle, welche starben, waren ausnehmend mager und ihr Magen so zusammengeschrumpft, daß man ihn kaum erkennen konnte. Im größeren Raum hatten sie noch Kerbthiere fangen können, im Bauer war ihnen dies unmöglich gewesen.“

Gould fütterte Kolibris mit einem Gemische von Syrup und rohen Eidottern; sie befanden sich dabei so wohl, daß er sie glücklich über den atlantischen Ocean brachte. Sie starben jedoch, sobald sie innerhalb des Einflusses des europäischen Klimas kamen, bis auf einen, der zwar noch lebend nach London gelangte, jedoch bereits am zweiten Tage ebenfalls todt war. Dieser Versuch spricht übrigens dafür, daß diese lieblichen Vögel sich doch wohl an ein geeignetes Ersatzfutter gewöhnen und in Europa erhalten lassen dürften.

Die Schönheit und Zierlichkeit der Schwirrvögel haben ihnen die Liebe aller Amerikaner erworben. Deshalb stellt man ihnen auch eigentlich nur dann nach, wenn ein sammelnder Europäer dies wünscht. Feiner Vogeldunst ist vollkommen geeignet zur Jagd der Schwirrvögel, falls man nur die rechte Ladung und die rechte Entfernung beim Schießen zu treffen weiß. Im übrigen beansprucht die Jagd nicht die geringste Mühe oder Geschicklichkeit.

Außer den Menschen scheinen die Schwirrvögel wenig oder keine Feinde zu haben. Es ist kaum anzunehmen, daß sie dem Angriff der Raubvögel oder Raubthiere überhaupt ausgesetzt sind; denn es gibt kein anderes Raubthier, welches ihnen an Schnelligkeit gleichkäme. Daß die geflügelten Edelsteine wenig behelligt zu sein scheinen, beweist schon die außerordentliche Anzahl, in welcher sie ungeachtet ihrer geringen Vermehrung überall auftreten. Früher hat man sich viel mit fabelhaften Feinden der Schwirrvögel beschäftigt; man hat namentlich die große Vogelspinne mit ihnen in Verbindung gebracht und geglaubt, daß sie von jener oft gefangen würden, wie Fliegen von der Kreuzspinne. Unsere heutige Kenntniß des Wesens der Schwirrvögel berechtigt uns jedoch, an Geschichten dieser Art zu zweifeln, obschon wir annehmen dürfen, daß ein kleiner Kolibri von den starken Netzen größerer Spinnenarten wohl festgehalten und dann wohl auch von der Netzstrickerin angegriffen werden wird. Die Kolibris sind aber nicht so tappisch, wie z. B. die kleinen Finken, von denen man einmal ihrer zwei in einem Spinnennetze eingewickelt fand: sie kennen diese Gefahr und wissen ihr mit Erfolg zu begegnen.

## Die Leichtschnäbler.

In der dritten und letzten Hauptabtheilung der Spähbögel tritt eine sehr gemischte Gesellschaft vor uns, deren Mannsfaltigkeit allerdings eine allgemeine Kennzeichnung erschwert; doch lassen sich immerhin Merkmale auffinden, welche für die Gesamtheit gültig sind. Der Leib ist gedrungen, ausnahmsweise aber auch gestreckt gebaut, kurzhälsig und großköpfig; der Schnabel ist regelmäßig groß und dick, gewöhnlich tief gespalten, oft an seinen Schneiden gezähnt, zuweilen durch helmartige, hohle Hornwucherungen verziert; der Fuß ist immer niedrig, oft sehr schwach und klein, mehr zum Festsitzen, als zum Gehen geeignet, paar- oder unpaarzehlig; der Flügel ist breit und zugrundet, obwohl auch hierin das Gegentheil stattfinden kann; der Schwanz besteht entweder aus zehn oder zwölf, ausnahmsweise auch aus acht Steuerfedern, ist aber verschieden gebildet, sehr kurz oder lang, gerade abgeknitten oder zugrundet, gegabelt oder abgestuft. Das Gefieder ist durchgängig reich und großfederig, am Schnabelgrunde oft zu Borsten umgewandelt; seine Färbung ist gemeinlich eine sehr prächtige, obschon es auch innerhalb dieser Ordnung an düsterfarbigen Mitgliedern nicht fehlt; das Ausführlichere gehört der Familienbeschreibung an.

Die Leichtschnäbler sind Weltbürger, eigentlich jedoch Bewohner des warmen Gürtels der Erde; denn wenige von ihnen nur finden sich innerhalb gemäßigter Landstriche und einzelne bloß im kalten Gürtel unseres Wandelsternes. Auch das eigentliche Hochgebirge lieben sie nicht, wohl aber die Vorberge desselben. Der Wald, in seiner verschiedensten Entwicklung, bildet ihre Heimstätte; in baumleeren Gegenden sieht man sie nur zeitweilig. Viele sind Stand-, manche Strich-



einige Wander- und Zugvögel; letztere durchziehen alljährlich bedeutende Strecken. Die Verbreitung der einzelnen Arten ist sehr verschieden, im allgemeinen jedoch eine beschränkte.

Eigenschaften, Lebensweise und Betragen der Mitglieder dieser Ordnung sind sehr übereinstimmend. Die Leichtschnäbler gehören nicht zu den besonders begabten Vögeln. Eine reichhaltige Stimme besitzen sie nicht, und Sänger werden unter ihnen nicht gefunden. Wenige sind schweigsame, viele im Gegentheil sehr schreulustige Geschöpfe, alle ohne Ausnahme aber nur zum Hervorbringen weniger und eintöniger Laute befähigt. Die wenigsten Leichtschnäbler lieben die Geselligkeit, d. h. eine engere Vereinigung mit Artsgleichen oder mit fremdartigen Vögeln. In der Regel treibt jeder Einzelne seine Geschäfte für sich.

Kleine Wirbelthiere, deren Zunge und Eier, Kerse, Weichthiere, Maden und Würmer bilden die Nahrung der meisten, Früchte das hauptsächlichste Futter einiger Leichtschnäbler. Diejenigen, welche thierische Nahrung zu sich nehmen, sind höchst gefräßig; denn sie jagen, streng genommen, während des ganzen Tags, verdauen rasch und lassen eine sich anbietende Beute ungefährdet kaum vorüberziehen, während diejenigen, welche vorzugsweise oder ausschließlich Fruchtfresser sind, eher befriedigt zu sein scheinen.

Die große Mehrheit unserer Vögel nistet in Erd- und Baumhöhlungen; einige wenige aber bauen sich freistehende, kunstlose Nester, und eine zu ihnen zählende Familie vertraut ihre Nachkommenschaft fremder Pflege an, ohne sie jedoch, wie aus neueren Beobachtungen hervorzugehen scheint, gänzlich aus dem Auge zu verlieren. Das Gelege besteht in der Regel aus weißen Eiern und alle Leichtschnäbler brüten oder legen nur einmal im Jahre.

Für den menschlichen Haushalt sind die Mitglieder dieser Ordnung ziemlich bedeutungslos und für die Gefangenschaft eignen sie sich nur in geringem Grade, einzelne gar nicht.

Man kann die Leichtschnäbler in mehrere Hauptabtheilungen oder Zünfte zerfallen und diese als Liest-, Faul-, Kufuks- und Hornvögel bezeichnen.

Die Liestvögel (*Halcyonidae*) zeigen als gemeinsame Merkmale einen mittel- oder ziemlich langen, spizen, mehr oder weniger vierseitigen geraden oder schwach gebogenen Schnabel und kurzläufige Füße, an denen drei Zehen nach vorn gerichtet und unter einander mehr oder weniger verbunden sind, sowie ein glatt anliegendes festes, meist farbenprächtiges Gefieder.

Als die edelsten unter ihnen gelten die Bienenfresser (*Merops*). Sie gehören zu den Prachtvögeln der alten Welt und sind so eigenthümlich gebildet, daß sie nicht leicht verkannt werden können. Ihr Leib ist sehr gestreckt, der Schnabel länger als der Kopf, an der Wurzel ziemlich stark, vorn spizig, oben und unten sanft gebogen, scharfrückig und scharfschneidig, mit kaum eingezogenen Rändern und etwas längerem, aber nicht übergekrümmtem Oberschnabel, ohne Kerse vor der Spitze. Die Füße sind sehr klein und kurz; von den drei Vorderzehen ist die äußerste mit der mittleren bis zum zweiten Gelenk und diese mit der inneren bis zum ersten Gelenk verwachsen, die Sohle deshalb breit; die Krallen sind ziemlich lang, gekrümmt, scharfspizig und auf der inneren Seite mit einer etwas hervortretenden schneidenartigen Kante versehen. Die Flügel sind lang und spizig; unter den Schwingen ist die zweite die längste. Der Schwanz ist lang, entweder gerade abgesehritten oder mehr oder weniger gegabelt oder auch sanft abgerundet; die beiden Mittelfedern verlängern sich bei vielen Arten bis auf das Doppelte der Länge aller übrigen Steuerfedern. Das Gefieder ist kurz und etwas derb, seine Färbung fast ausnahmslos eine sehr prachtvolle und bunte, obgleich die einzelnen Farben gewöhnlich über große Felder vertheilt sind. Beide Geschlechter unterscheiden sich kaum in der Färbung.

Die warmen Länder der alten Welt sind die eigentliche Heimat der Bienenfresser; nur eine einzige Art kommt in Neuhoolland vor. In ihrer Lebensweise ähneln sie am meisten den Schwalben, in mancher Hinsicht aber auch den Fliegenfängern. Bei schönem Wetter sieht man sie oder doch wenigstens die größeren Arten der Familie in hoher Luft, Beute suchend, umherstreichen; bei trüber Witterung oder auch während ihrer Brutzeit pflegen sie auf hervorragenden Baumzweigen zu sitzen und von hier aus ihre Jagd zu betreiben. Zum Boden herab kommen sie nur selten, höchstens dann, wenn sie ein erspähetes Kerbthier aufzunehmen gedenken; dagegen streichen sie oft dicht über dem Wasserspiegel dahin, wie es Sperrvögel thun. Die Nachtruhe verbringen sie auf den Zweigen dichtwipfliger Bäume oder während der Brutzeit in ihren Nistlöchern. Es ist unmöglich, Bienenfresser zu übersehen. Sie verstehen es, eine Gegend zu beleben. Es kann kaum etwas Schöneres geben, als diese, bald nach Art eines Falken, bald nach Art der Schwalben dahinstreichenden Vögel.

Die Nahrung besteht ausschließlich in Kerbthieren, welche in der Regel im Fluge gefangen, ausnahmsweise aber auch von leicht zugänglichen Blättern oder selbst vom Boden aufgenommen werden. Merkwürdig ist, daß die Bienenfresser giftstachelige Kerse verzehren. Versuche, welche



angestellt wurden, haben zur Genüge bewiesen, daß der Stich einer Biene oder Wespe den meisten Vögeln tödtlich ist: die Bienenfresser hingegen schlagen ohne jegliche Vorbereitung die gefährliche Beute hinab.

Alle Bienenfresser nisten gesellig und zwar in tiefen, wagrecht in steil abfallende Erdsflächen gegrabenen Höhlen. Alle Arten lieben auch während ihres Brutgeschäfts die Gesellschaft ihresgleichen, und deshalb sind die Brutstellen fast ausnahmslos sehr zahlreich bewohnte Siedelungen. Der eigentliche Nestplatz ist ein badofenförmig erweiterter Raum am hinteren Ende des Ganges. Ein wirkliches Nest wird nicht erbaut; die vier bis sieben reinweißen Eier werden vielmehr auf den bloßen Sand niedergelegt, und erst nach und nach sammelt sich von den abgebissenen Flügeln der Kerbtbiere oder von den ausgespienen Gewöllen eine Art von Unterlage, um so zu sagen, ein Sitzpolster für die Jungen, an. Leider ist es nicht möglich, Bienenfresser in der Gefangenschaft zu erhalten. Selbst diejenigen, denen man die Nahrung einstopft, gehen bald zu Grunde.

In Europa lebt eine Art der Familie, der Bienen- oder Immenfresser, Bienenfress, Bienenfänger, Bienenvogel oder Bienenwolf, Heubogel, Seeschwalm u. s. w. (*Merops apiaster*). Er gehört zu den größeren Arten seiner Familie. Die Länge beträgt 10 Zoll. Das Gefieder ist auf der Stirn weiß, auf dem Vorderkopf grün, auf dem Hinterkopf, Hinterhals, Nacken und den Mittelstflügeln kastanien- oder zimtbraun, auf dem Rücken gelb mit grünlichem Schimmer. Ein Zügelstreifen, welcher sich bis zum Mittelhals herabzieht, und die Einfassung der blaßgoldgelben Kehle sind schwarz. Die Unterseite und der Bürzel sind blau oder spangrün, die Schwingen grasgrün, ihre Außenkanten blau, ihre Spitzen schwärzlich, die Steuerfedern blaugrün, gelblich überlaufen, und die verlängerten Spitzen des mittleren Paares schwarz. Das Auge ist hochkarmin, der Schnabel schwarz, der Fuß rötlich.

Der Bienenfresser wird mit vollem Recht zu den deutschen Vögeln gezählt, da er sich nicht bloß wiederholt namentlich in südöstlichen Deutschland gezeigt, sondern auch schon hier gebrütet hat. Als regelmäßig erscheinenden Brutvogel trifft man den Bienenfresser erst im südlichen Europa an. Außerdem ist er weit über Asien und Afrika verbreitet.

Auf seinem Brutplatze erscheint der Bienenfresser flugweise Ausgangs April oder Anfangs Mai, und in der Nähe der Siedelung zeigt sich nun das gewöhnliche Sommerleben unseres Vogels. Während alle kleineren Arten der Familie nur ausnahmsweise ihre Warten auf längere Zeit verlassen, sieht man bei gutem Wetter alle Mitglieder eines Verbandes dieser Art in hoher Luft stundenlang umherschwärmen. In dieser Weise durchmessen sie mehrere Viertelmeilen, immer gemeinschaftlich. Sie halten sich auch während der ganzen Jagd durch ihren beständig wiederholten Laotou, das hell klingende „Schürr schürr“ oder „Guep guep“ zusammen. Gegen Abend erscheinen alle in der Nähe der Siedelung, vertheilen sich hier in Paare und fangen nun bis zum Eintritt der Dämmerung noch Kerbtbiere von den Nesten aus.

Stechende Kerbtbiere scheinen das entschiedene Lieblingsfutter des Bienenfressers zu sein; denn ebenso wie er die Bienenstöcke brandschatzt, plündert er die Nester der Wespen, Hummeln und Hornissen. Doch verschmäht er auch Heuschrecken, Cicaden, Libellen, Bremsen, Mücken, Fliegen und Käser nicht.

Ende Mais beginnt das Brutgeschäft. Zur Anlage seines Nestes wählt sich der Bienenfresser am liebsten das sandige oder lehmige Ufer eines Flusses. Hier beginnt er ein rundes Loch von zwei bis zweiundeinhalb Zoll im Durchmesser auszuhöhlen, wahrscheinlich mit Schnabel und Klauen zugleich, möglicherweise auch mit den Klauen allein. Dieses Loch führt wagrecht oder in wenig aufsteigender Richtung weiter und bildet somit eine Höhle, welche vier bis sechs Fuß tief sein kann. Aus den Flügeldecken, Weinen u. s. w., welche von den Jungen nicht mitgefressen werden, sowie aus den von ihnen oder von den brütenden Alten ausgespienen Gewöllen bildet sich nach und nach ein förmliches Sitzpolster im Innern der Nistkammer, sodaß die Jungen einer Unterlage wenigstens nicht gänzlich entbehren. Schon Ende Junis sieht man Junge mit den Alten umhersiegen und letztere jene füttern und wenige Wochen später benehmen sich die Jungen ganz wie die Alten, und zur Zeit der Abreise unterscheiden sie sich, soweit es das Betragen angeht, nicht im geringsten von diesen.

Es ist erklärlich, daß der Bienenfresser nicht überall mit günstigem Auge angesehen wird. Die Räubereien, welche er sich zu Schulden kommen läßt, erregen den Zorn der Bienenzüchter und ziehen ihm eine rücksichtslose Verfolgung zu. In Griechenland werden außerordentlich viel Bienenfresser geschossen und als schmachhafte Speise mit Vorliebe genossen.

Einige der größeren Arten der Familie, welche sich durch kräftigen Bau, verhältnißmäßig starken Schnabel und sehr verlängerte Mittelschwanzfedern auszeichnen, hat man unter dem Namen der Bienenwölfe (*Melittotheres*) von andern Bienenfressern getrennt. Zu ihnen



gehört der Scharlachspint (*Melittotheres nubicus*), ein wirklich prachtvoller Vogel. Das Gefieder ist der Hauptsache nach roth, oben blutroth, unten rosenroth; der Kopf und die Kehle, der Bürzel und die Unterschwanzdecken sind bläulichspangrün; ein Bügelstreifen, welcher vom Schnabelwinkel um das Auge bis zum Ohre verläuft, die Spitzen der Vorder- und Hinterschwingen und die Spitzen der Mittelschwanzfedern sind schwarz. Das Auge ist karminroth, der Schnabel schwarz, der Fuß braun. Die Länge beträgt 13 $\frac{1}{4}$  Zoll.

Man hat den Scharlachspint in den verschiedensten Ländern der Ostküste Afrikas beobachtet, zuweilen sehr häufig, zuweilen nur einzeln. So lange der alle walddosen Strecken des Sudans bedeckende Graswald noch reich an Kerbthieren ist, finden die Bienenfresser und mit ihnen viele andere Vögel mit Leichtigkeit ihr tägliches Brot; denn sie nähren sich dann fast ausschließlich von Heuschrecken. Es wird berichtet, daß der Scharlachspint sich häufig auf Rindvieh, Eseln u. a. m., ja selbst auf dem Rücken des Storches niederlasse und Jagd mache, auf die Heuschrecken, welche beim Fortschreiten dieser Thiere aufgeschreckt werden. Ganz besonderen Vortheil zieht der Scharlachspint von den Steppenbränden, durch welche seine Nährtiere in Schwärmen aufgetrieben werden. Man erstaunt über die Kühnheit dieser Vögel, die alsdann aus hoher Luft ohne Bedenken in den dichtesten Rauch herabstürzen, hart über die Spitzen der Flammenlinie dahinstreichen und ihre Beute ergreifen.

In den Waldungen des blauen Flusses wurde eine andere Art der Familie, der Prachtspint (*Coccolarynx frenatus*) beobachtet. Das Gefieder der Oberseite ist grün, das der Unterseite zimmetbraun; die Stirn ist grün und blau gemischt, die Kehle scharlachroth; der Hinterbauch, die Unterschwanzdecken und der Bürzel sind enzianblau; ein Bügelstreifen, welcher durch das Auge verläuft, ist schwarz, unten türkisblau gesäumt; die Armschwingen zeigen am Ende eine schwarze Binde und sind vorn ebenfalls türkisblau gesäumt. Die Länge beträgt 8 Zoll. Der Prachtspint ist eine der lieblichsten und häufigsten Erscheinungen des inneren Afrika, wo er mehr nach Art der Fliegenfänger als nach Art der Schwalben lebt.

Eine dritte afrikanische Art erinnert mehr als andere seiner Familie an die Schwalben und ist dementsprechend Schwalbenspint (*Melittophagus hirundinaceus*) genannt worden. Das hauptsächlichste Kennzeichen der Gabelspinte, welche er vertritt, ist der seitlich verlängerte, in der Mitte tief ausgeschnittene Schwanz. Das Gefieder ist auf der Oberseite gelblichgrün, in gewissem Lichte goldgrün schillernd; die Unterseite ist heller grünlich, die Kehle safrangelb, durch ein ultramarinblaues Band von der Brust getrennt. Die Länge beträgt 8 $\frac{1}{4}$  Zoll. Er ist sowohl in Südafrika als auch in Westafrika angetroffen worden.

Australien beherbergt nur einen einzigen Bienenfresser, den Schmuckspint (*Cosmaerops ornatus*). Die Oberseite ist maiengrün; Oberkopf, Nacken und Schwingen sind rothbraun, Ober Rücken und Bürzel türkisblau; die Unterseite berggrün, die Kehle hochgelb, von der Brust durch eine tiefe schwarze Binde getrennt, der Hintertheil blau, der Bügel sammet schwarz, unten himmelblau gesäumt. Die Länge beträgt ungefähr 8 Zoll. Sein Betragen hat so viel Anziehendes, daß er in Australien allgemein beliebt ist. Die außerordentliche Schönheit seines Gefieders, die Zierlichkeit seiner Gestalt und die Anmuth seines Fluges machen ihn bemerkbar.

In Indien ist die Familie zahlreich und durch einzelne Arten vertreten, welche so sehr von dem allgemeinen Gepräge abweichen, daß man aus ihnen eine eigene Unterfamilie, die Nachtspinte (*Nyctiornis*) gebildet hat. Der Nachtspint oder Sangrol der Indier (*Nyctiornis Athertonii*) ist auf der Oberseite papageigrün, auf der Unterseite unrein isabellgelb, olivengrün in die Länge gestreift; der Oberkopf, die Kinn- und Kehlfedern, sowie die Säume der langen, breiten, dunkelblaugrünen Gurgelfedern sind hellspangrün. Die Länge beträgt 14 Zoll.

\* \* \*

(Raken.) Als die nächsten Verwandten der Bienenfresser betrachtet man die Raken (*Coracii*), ziemlich große, meist in bunten Farben prangende Vögel, welche ebenfalls nur auf der Osthälfte der Erde zu Hause sind. Der Schnabel ist mittel- oder ziemlich lang, kräftig, gerade, an der Wurzel etwas verbreitert, gegen die Spitze zusammengedrückt, scharfschneidig und an der Spitze übergebogen. Der Fuß ist kurz, schwachläufig und kurzzebig. Die Schwingen sind mittellang oder lang und ziemlich breit. Der Schwanz ist in der Regel ebenfalls mittellang, aber bald gerade abgeschnitten, bald schwach gerundet, bald leicht gegabelt; zuweilen sind auch seine beiden äußersten Federn weit über die übrigen verlängert. Das Gefieder ist zerfchliffen, aber hart und rauh; die Schäfte der Federn sind steif, die Bärte glatt, jedoch locker geschlossen.



Grün, Blau, Zimmtbraun oder Weinroth sind die vorherrschenden Farben des Gefieders. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig, die Jungen unwesentlich von den Alten.

Als die eigentliche Heimat der Raken sind die Gleichländer der alten Welt anzusehen. Bedingung für ihren Aufenthalt sind große, einzeln stehende Bäume oder Felswände, Felsfegel und unbewohnte Gebäude, von denen aus sie eine weite Umschau haben und deren Höhlen oder Spalten ihnen passende Nistplätze bieten. Hier pflegen sie zu sitzen und ihr Gebiet sorgfältig zu durchspähen. Ein etwa vorbeifliegendes größeres Kerbthier wird genau in derselben Weise aufgenommen, wie dies von den Fliegenfängern und Bienenfressern geschieht, ein am Boden unvorsichtig dahinlaufendes Mäuschen, eine Eidechse oder ein anderer kleiner Lurch aber auch nicht verschmäht und ein Vogelneist unter Umständen ausgeplündert. Zu gewissen Zeiten fressen die Raken auch Früchte, obgleich thierische Nahrung immer die bevorzugte bleiben mag.

Alle Raken sind unruhige, unstäte und unliebenswürdige Vögel. Ihr Flug ist gewandt, schnell und außerordentlich leicht, auch durch Gauklerkünste der sonderbarsten Art, ein merkwürdiges Ueberschlagen z. B., sehr ausgezeichnet. Die Stimme ist ein unangenehm harscher Laut, welcher dem deutschen Namen, einem Klangbilde desselben, ziemlich genau entspricht.

Nur so lange die Sorge um die Brut ein Rakenpaar bindet, verweilt es an einem bestimmten Orte. Das Nest wird an sehr verschiedenen Orten, immer aber auf dieselbe Weise angelegt. Bei uns zu Lande nistet die Blaurake in hohlen Bäumen, und deshalb hat man geglaubt, daß nicht bloß sie, sondern alle übrigen Arten hiervon nicht abweichen, während wir jetzt wissen, daß Mauerlöcher, Felspalten oder selbst Höhlungen in steilen Erdwänden ebenso oft zur Aufnahme des Nests dienen müssen. Dieses selbst ist ein sehr lichter Bau, welcher aus Halmen, Gewürzel, Haaren und Federn besteht. Das Gelege enthält vier bis fünf glänzend weiße Eier.

Leider hält es schwer, diese in so schönen Farben prangenden Vögel an die Gefangenschaft zu gewöhnen. Die Alten lassen sich, wie bemerkt, gar nicht gefangen halten, und auch die Jungen ertragen nur bei der besten Pflege längere Zeit den Verlust der Freiheit. Nicht bloß die Schönheit des Gefieders, sondern auch das schmackhafte Fleisch zieht den Raken viel Verfolgung zu.

Unsere Blaurake oder Mandel-, Garben-, Gold-, Grün- und Blaurähe, die Haiden- oder Küchenlister, der Birf-, Meer- oder Mandelheher, der Galgen-, Golt-, Helt- und Halsvogel (*Coracias garrulus*) entspricht zumeist dem oben gezeichneten Bilde der Familie. Das Gefieder ist sehr prachtvoll. Ein glänzendes Spangrün ist die Hauptfarbe; der Rücken und Mantel sind hellzimmtbraun, die Stirn und das Kinn weißlich, die Schwingen von oben indigoblau, von unten laurblau, die kleinen Deckfedern am Vorderarm und die Bürzelsedern hochblau, die äußeren Schwanzfedern hellblau, die übrigen mehr blauschwarz und nur an der Außenfahne hellblau, die beiden mittleren blau- oder graugrün. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß schmutzig dunkelgelb. Die Länge beträgt 12 bis 13 Zoll.

Von Skandinavien an südwärts ist die Blaurake überall in Europa gefunden worden; sie verbreitet sich aber noch weiter und durchstreift gelegentlich ihres Zuges halb Afrika und ganz Süd-asien. Bei uns findet sie sich nur hier und da, am häufigsten in ebenen Gegenden, sehr selten im Gebirge. In England und Holland soll sie gar nicht gefunden werden und die Schweiz, Nordfrankreich und Italien nur auf dem Zuge berühren. In Südrußland, Spanien und Griechenland ist sie an geeigneten Orten sehr häufig; in Griechenland bildet sie förmliche Ansiedelungen, in Spanien wurde sie ebenfalls oft in ziemlichen Gesellschaften beobachtet.

Bei uns zu Lande meidet die Blaurake die Nähe des Menschen ängstlich; in jülicheren Gegenden läßt sie sich leichter beobachten. Sie ist höchst unstät und flüchtig, so lange sie nicht die Sorge um die Brut an ein ganz bestimmtes Gebiet fesselt, schweift während des ganzen Tages umher, von Baum zu Baum fliegend, und späht von den Wipfeln oder von den Spitzen darrer Nester aus nach Nahrung. Bei trübem Wetter mürrisch und verdrossen, tummelt sie sich bei Sonnenschein oft, des Spielens halber, in der Luft umher und macht dabei sonderbare Schwenkungen, stürzt sich z. B. plötzlich aus großer Höhe kopfüber in die Tiefe hernieder und klettert dann langsam wieder aufwärts oder schwenkt sich mit taubenartigem Fluge unter hastigen Flügel schlägen, scheinbar zwecklos, durch die Luft, sodas man sie immer leicht erkennen kann. Im Gezweige hüpfet sie nicht umher; sie bewegt sich vielmehr, wie die meisten übrigen Leichtschmäbler, immer nur mit Hilfe der Flügel von einem Aste zum andern. Auf dem Boden ist sie gänzlich fremd; doch kommt es vor, daß sie sich demselben fliegend so weit nähert, um ein dort laufendes Thier aufnehmen zu können. Ganz im Gegensatz zu den verwandten Bienenfressern sind alle Raken und so auch die unsrige zänkische, unverträgliche, bissige Geschöpfe, welche



Die Blaurafe (*Coracias garrulus*).  $\frac{1}{2}$  der nat. Größe.

mit wenig andern Thieren Frieden halten und zumal mit ihregleichen in beständigem Streite liegen. Während der Brutzeit und auf ihrem Winterzuge herrscht Frieden. Die Stimme entspricht dem Namen: sie ist ein hohes, schnarrendes, beständig wiederholtes „Raker, raker, raker“, der Laut des Hornes aber ein kreischendes „Räh“ und der Ton der Zärtlichkeit ein flüglisches, hohes „Kräh“.

Allerlei Kerbtbiere und kleine Lurche, namentlich Käfer, Heuschrecken, Gewürm, kleine Frösche und Eidechsen bilden die Nahrung der Rake. Eine Maus nimmt sie wohl auch mit auf, und kleine Vögel wird sie ebenfalls nicht verschmähen. In Griechenland bilden Feigen ihre Lieblingskost. Wasser scheint für sie kein Bedürfnis zu sein: es ist behauptet worden, daß sie niemals saufe und sich auch nicht bade, und diese Angabe gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man den Vogel mitten in der wasserlosen Steppe oder Wüste sich umhertreiben sieht.

In Deutschland nistet die Rake in Baumhöhlungen, welche innen mit trockenen Wurzeln, Halmen, Federn und Haaren ausgefüllt werden; in Südeuropa bevorzugt sie zur Anlage des Nestes Ritzen und Spalten in Mauerwerk oder gräbt sich nach Art der Bienenfresser Höhlungen in steil abfallenden Erdwänden aus. Das Gelege besteht aus vier bis sechs glänzendweißen Eiern. Beide Geschlechter brüten abwechselnd und so eifrig, daß man sie über den Eiern mit der Hand ergreifen kann. Die Jungen sitzen, da die Alten den Koth derselben nicht wegschaffen, im Schmutz und Unrat bis über die Ohren, sodas das Nest einen sehr ekelhaften Geruch verbreitet.

Die Rollen (*Eurystomus*) unterscheiden sich hauptsächlich durch den kurzen, sehr niedrigen, an den Seiten breiten, auf der Spitze abgerundeten und stark gebogenen Schnabel von den Rakern.



Eine der am besten bekannten Arten der Gruppe ist der Dollarvogel von Neuseeland (Eurystomus pacificus). Grün, blau und braun sind auch bei diesem 10 Zoll langen Vogel die vorherrschenden Farben des Gefieders.

Auch aus Indien wird von einer verwandten Art (Eurystomus orientalis) berichtet.

\* \* \*

In Südamerika werden die Raketen durch einige Vögel vertreten, welche man Sägeraken (Prionites) genannt hat. Sie haben Ähnlichkeit mit unserer Blaurake, unterscheiden sich aber durch längeren Schwanz und höheren Lauf und noch mehr durch den am Rande gezahnten Schnabel.

Die Sägeraken sind Waldbögel, welche überall gefunden werden, aber nirgends in beträchtlicher Anzahl auftreten. Erwähnt zu werden verdient der Motmot (Prionites Momota). Das Gefieder des Rückens, der Flügeldeckfedern und der Schenkel ist olivengrün, das des Halses, der Kehle, der Brust und des Bauches rostgelb; der Scheitel, die Backen und der Bügel sind schwarz, die Stirn und ein schmaler Kragen, welcher den Hinterkopf umgibt, lebhaft spangrün; die Schwingen sind schwarzgrau, die Handschwingen am Vorderrande himmelblau; der zwölffedrige Schwanz ist oben grün, unten schwarz. Die Länge beträgt 19 Zoll.

Der Motmot bewohnt die Waldgebiete Brasiliens und ist hier allgemein bekannt, ebenso in Guiana. Schon vor Sonnenaufgang ertönt der klagende und melancholische, aber dabei genau betonte „Hutu Hutu“ der Sägeraken aus dem dichten Urwalde hervor und verkündet der schlummernden Natur den jungen Morgen. An Gefangenen hat man beobachtet, daß sie zahm werden, Brod und Früchte fressen, rohes Fleisch jedoch vorziehen.

\* \* \*

(Rachenvögel.) Hier mag auch eine kleine Gruppe von Vögeln untergebracht werden, über deren Stellung die Meinungen der Systematiker sehr von einander abweichen. Es sind dies die Rachenvögel (Eurylaimi), gedrungen gebaute Vögel mit kurzen, breiten Schnäbeln, ziemlich kräftigen Füßen, mittellangen Flügeln und kurzen oder ziemlich langen Schwänzen. Der Schnabel ist kürzer, als der Kopf, stark und niedrig, an der Wurzel sehr breit, nah der Spitze rasch verschmälert, mit deutlichem Kiel auf dem Oberschnabel und hatig gekrümmter Spitze; die Schnabelränder sind nach innen ungeschlagen; die Spalte reicht bis unter das Auge, und die Mundöffnung ist deshalb fast ebenso groß, wie bei den Schwalmen. Das Gefieder zeigt lebhafteste Farben.

Indien und die malaiischen Inseln sind ihre Heimat, wo sie düstere Waldungen bewohnen.

Beispielweise werden angeführt der auf Sumatra und Borneo lebende Kellenschnabel (Corydon sumatranus), und der japanische Hornrachen (Eurylaimus javanicus).

Auch Indien besitzt einen Vertreter dieser Familie, die Raya (Psarisomus Dalhousiae), ein Vogel, welcher die Merkmale der Kellenschnabel, Bienenfresser, Bartvogel und Pfefferfresser in sich vereinigt und hauptsächlich in der prächtigen Färbung seines Gefieders an die Blaurake erinnert.

\* \* \*

(Plattschnäbler.) Als die amerikanischen Vertreter der Rachenvögel darf man die Plattschnäbler (Todi) ansehen. Sie gehören wegen ihrer Schnabelbildung zu den auffallendsten Vögeln, welche man kennt. Der Schnabel ist mittellang, gerade und so flach gedrückt, daß er, streng genommen, nur aus zwei dünnen, stumpfen Platten besteht; denn die Firste des Oberschnabels ist kaum noch deutlich. Von oben betrachtet erscheint der Schnabel wie ein langgezogenes, vorn abgestumpftes Dreieck. Die Spitze des Oberschnabels ist gerade, d. h. nicht nach unten gebogen; der Unterkiefer ist stumpf abgestutzt; die Schneiden sind äußerst fein gezahnt; die Mundspalte reicht bis hinter die Augen.

Der Todi oder grüne Plattschnabel (Todus viridis) ist auf der Oberseite blaugrün, auf der Unterseite graulichweiß, an der Kehle und am Vorderhalse hochrosenroth, am Bauche blaßgelb; die Schwingen sind graugrünlich, die mittleren Steuerfedern oben grün, wie die Oberseite, die beiden äußersten grau. Der Schnabel ist oben röthlichhornfarben, unten blaßscharlachroth. Die Länge beträgt  $4\frac{1}{4}$  Zoll.



Dieser überaus zierliche und merkwürdige Vogel, erst seit neuerer Zeit bekannt, ist in allen Theilen von Jamaica sehr gemein. Sein glänzendes, grasgrünes Gewand und die rothsammetene Kehle lenken sehr bald die Aufmerksamkeit ihm zu, und er gestattet Jedermann, sich ihm zu nähern; denn er ist ein außerordentlich kurrer Vogel, wie es scheint, mehr aus Gleichgültigkeit, als in Folge großer Vertrauensseligkeit. Wenn er aufgeschreckt wird, fliegt er höchstens nach dem nächsten Zweige. Wegen dieser Zutraulichkeit ist er allgemein beliebt und hat eine Menge Schmeichelnamen erhalten. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm und nährt sich von Insekten, welche er im Fluge wegschnappt. Er nistet in Erdhöhlen nach Art der Eisvögel.

\* \* \*

(Eisvögel.) Einem der prachtvollsten, durch Sagen und Märchen vielfach verherrlichten Vogel unseres Erdtheils zu Liebe hat eine zahlreiche Familie den sehr unpassenden Namen Eisvögel erhalten; denn die bei weitem größte Anzahl der hierher zu zählenden Leichtschnäbler lebt in dem warmen Gürtel der Erde und weiß Nichts von Eis und Winter. Die Eisvögel (Alcedines) kennzeichnen sich durch kräftigen Leib, kurzen Hals, großen Kopf, kurze oder mittellange Flügel, einen kurzen oder höchstens mittellangen Schwanz, einen sehr langen, starken, geraden, winkligen, spizen Schnabel, sehr kleine, drei- oder vierzehige Füße und ein glattes, meist in prächtigen Farben prangendes Gefieder, welches sich nach dem Geschlecht kaum, nach dem Alter nur wenig unterscheidet.

Die Eisvögel sind Weltbürger und ziemlich gleichmäßig vertheilt, obgleich die Familie erst innerhalb des warmen Gürtels sich in ihrer vollen Reichhaltigkeit zeigt. Alle Arten siedeln sich in der Nähe von Gewässern an und folgen diesen bis hoch ins Gebirge hinauf, soweit es Fische gibt, und bis zum Meeresgestade hinab. Längs der Gewässer leben sie einzeln oder höchstens paarweise: wie alle Fischer sind auch sie stille, langweilige, grämliche, neidische Gesellen, welche jeden Umgang mit ihresgleichen oder mit andern Vögeln überhaupt möglichst vermeiden und in jedem lebenden Wesen, wenn auch nicht einen Beeinträchtiger, so doch einen Störer ihres Gewerbes erblicken. Nur so lange die Sorge um die Brut sie an ein bestimmtes Gebiet fesselt, verweilen sie an ein und derselben Stelle; übrigens schweifen sie fischend umher, dem Laufe der Gewässer folgend, und einzelne Arten durchwandern bei dieser Gelegenheit ziemlich bedeutende Strecken.

Ihre Begabungen sind eigenthümlicher Art. Zu gehen vermögen sie kaum, im Fliegen sind sie ebenfalls ungeschickt, und nur das Wasser beherrschen sie in einem gewissen Grade: sie tauchen in absonderlicher Weise und verstehen auch ein wenig zu schwimmen.

Fische, Krebthiere, Krabben und dergleichen bilden ihre Nahrung; sie erwerben sich dieselbe hauptsächlich durch Stoßtauchen.

Die Vermehrung der Eisvögel ist ziemlich bedeutend; denn alle Arten ziehen eine zahlreiche Brut heran. Zum Nisten wählen sie sich steile Erdwälle, in denen sie eine tiefe Höhle ausgraben, deren hinteres Ende zur eigentlichen Nestkammer erweitert wird. Ein Nest bauen sie nicht; sie häufen nach und nach aber so viele, hauptsächlich aus Fischgräten bestehende Gewölle in ihrer Nestkammer an, daß im Verlaufe der Zeit doch eine Unterlage entsteht.

Dem menschlichen Haushalte bringen die Eisvögel keinen Nutzen, aber auch eigentlich keinen Schaden. In fischreichen Gegenden fällt die Masse der Nahrung, welche sie bedürfen, nicht ins Gewicht, und die bei uns lebende Art ist so klein, daß von einer durch sie bewirkten Beeinträchtigung des Menschen auch nicht gesprochen werden kann.

Wir vermögen nicht, die wunderbaren und unbegreiflichen Angaben der Alten wiederzugeben, die der gläubige Gesner noch im 17. Jahrhundert treulich nach erzählt. Aber das Wunderbarste ist, daß sich diese Märlein bis in die neuere Zeit erhalten haben und wenigstens theilweise geglaubt werden; denn heutigen Tages noch erzählen manche Völkerschaften fast dieselben Geschichten. So wie unsere Vorfahren glaubten, daß der Wundervogel noch im todten Zustande den Blitz abwehre, verborgene Schätze vermehre, Jedem, der ihn bei sich trage, Annuth und Schönheit verleihe, Frieden in das Haus und Windstille auf das Meer bringe, die Fische an sich locke und deshalb den Fischfang verbessere, so lausen jetzt noch bei einigen asiatischen Völkerschaften, bei den Tartaren und Ostiäten, wundersame Geschichten von Mund zu Munde.

Unser Eisvögel oder Königsfischer, der Ufer-, Wasser- oder Seespecht, Eisengart und Martinsvogel (*Alcedo ispida*) kennzeichnet sich durch folgende Merkmale: Der Schnabel ist lang, dünn, gerade, von der starken Wurzel an nach und nach zugespitzt, an der



Spitze keilförmig oder etwas zusammengedrückt, an den scharfen Schneiden ein wenig eingezogen. Die Füße sind sehr klein und kurz; die mittlere der drei Vorderzehen ist mit der fast ebenso langen äußeren bis zum zweiten, mit der kürzeren inneren bis zum ersten Gelenk verwachsen, die Hinterzehe ist sehr klein. In dem kurzen und ziemlich stumpfen Flügel ist die dritte Schwinge die längste. Der Schwanz besteht aus zwölf kleinen, kurzen Federn. Das Gefieder ist reich, aber glatt anliegend, zerschliessen, jedoch derb, prachtwoll gefärbt, oben metallisch, unten seidig glänzend. Die Federn des Hinterkopfes sind zu einer kleinen Hölle verlängert. Da der Königsfischer mit keinem andern europäischen Vogel verwechselt werden kann, genügt es, wenn wir sagen, daß die Oberseite grünblau, die Unterseite gelbbraun, das Auge dunkelbraun, der Schnabel hochroth und der Fuß lebhaft mennigroth ist. Die Länge beträgt  $6\frac{1}{2}$ , die Schwanzlänge  $1\frac{1}{2}$  Zoll.

Ganz Europa von Jütland, Dänemark, Liv- und Esthland an nach Süden hin, sowie der westliche Theil Mittelasiens sind die Heimat des Eisvogels. In Nordwestafrika wird er wahrscheinlich auch als Brutvogel vorkommen; Nordostafrika besucht er regelmäßig während des Winters, ohne jedoch daselbst zu brüten. In Spanien, in Griechenland und auf seinen Inseln ist er noch häufig, am Jordan gemein, auf Malta schon ziemlich selten. In Ostasien wird er durch eine nah verwandte Art vertreten. In den Alpen steigt er bis zu 5500 Fuß über dem Meere empor.

Bei uns zu Lande sieht man den prachtvollen Vogel überall, aber immer nur einzeln. Er fällt wegen seines schönen Gefieders ebenso auf als wegen seiner sonderbaren Lebensweise und ist deshalb wohl bekannt, obgleich er seinerseits bemüht ist, sich den Blicken des Menschen möglichst zu entziehen. Am liebsten bewohnt er kleine Flüsse und Bäche mit klarem Wasser; an trieben Gewässern fehlt er stets. Flüsse oder Bäche, welche durch Wälder fließen oder wenigstens an beiden Ufern mit Weidicht bestanden sind, bieten ihm Aufenthaltsorte, wie er sie vor allen andern leiden mag; und wenn sie so viel Fall haben, daß sie im Winter wenigstens nicht überall zufrieren, verweilt er an ihnen auch in dieser schweren Zeit. Sind die Verhältnisse nicht so günstig, so muß er sich wohl oder übel zum Wandern bequemen, und gelegentlich dieser Wanderungen eben fliegt er bis nach Nordafrika hinüber.

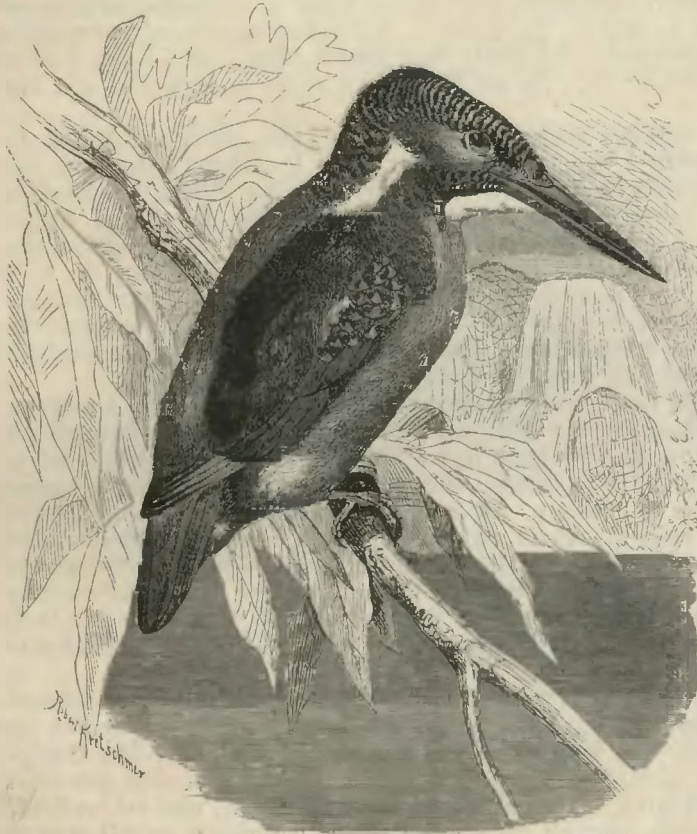
Gewöhnlich sieht man ihn nur, während er pfeilschnell über den Wasserspiegel dahinschwebt; denn der, welcher ihn im Sitzen auffinden will, muß schon ein Kundiger sein. Namentlich in der Nähe bewohnter Ortschaften oder überhaupt in der Nähe regen Verkehrs wählt er sich zu seinen Ruhesitzen stets möglichst versteckte Plätze und Winkel aus, beweist darin ein großes Geschick, scheint sich auch sehr zu bemühen, bis er den rechten Ort gefunden hat. Daß der schließlich gewählte Platz der rechte ist, erkennt man bald, weil alle Eisvögel, welche einen Fluß besuchen, immer auch dieselben Sitzplätze sich erküren. Jeder einzelne Eisvogel oder wenigstens jedes Paar behauptet übrigens ein gewisses Gebiet und verteidigt dasselbe mit großer Hartnäckigkeit: es duldet höchstens den Wasserschwäher und die Bachstelze als Genossen. Die Nacht verbringt der Königsfischer unter einer überhängenden Uferstelle oder selbst im Innern einer Höhlung.

Wenn irgend ein Vogel ein „Sitzhübler“ genannt werden darf, so ist es der Eisvogel. Er sitzt buchstäblich halbe Tage lang regungslos auf ein und derselben Stelle, immer still, den Blick auf das Wasser gekehrt, mit Ruhe einer Beute harrend, so recht nach Fischer Art, — „kühl bis ans Herz hinan“. Seine kleinen Füßchen scheinen nur zum Sitzen, nicht zum Gehen geeignet; denn er geht äußerst selten und dann nur auf einige Schrittlchen, etwa auf der kleinen Fläche eines Steines oder Pfahls, aber nie auf flachem Erdboden. Ungestört wechselt er seinen Sitz bloß dann, wenn er verzweifelt, von ihm aus Etwas zu erbeuten. Ist das Glück ihm günstig, so bringt er weitaus den größten Theil des Tages auf derselben Stelle zu. Wenn man ihn geduldig beobachtet, sieht man ihn plötzlich den Hals ausstrecken, sich nach vorn überbeugen, sodas der Schnabel ganz nach unten gerichtet ist, und plötzlich wie einen Frosch oder richtiger, wie einen Pfeil in das Wasser stürzen, ohne daß er dabei die Flügel gebraucht. Gewöhnlich verschwindet er vollkommen unter dem Wasser, arbeitet sich aber durch einige Flügelschläge bald wieder zur Oberfläche empor, schwingt sich von neuem zu seinem Sitze auf, schüttelt das Wasser vom Gefieder ab, putzt dieses vielleicht auch ein wenig und nimmt die vorige Stellung ein. Hat er sich mehreremale vergeblich bemüht, Beute zu machen, oder gar keinen Fisch gesehen, so entzückt er sich endlich, seinen Platz zu wechseln. Das Fliegen wird ihm sehr schwer. Die kurzen Schwinge können den schweren Rumpf kaum fortschleppen und müssen deshalb so rasch bewegt werden, daß man die einzelnen Bewegungen nicht mehr unterscheiden kann. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist der Flug reizend schnell, aber auch sehr einförmig. Der Eisvogel schießt, so lange er kann, in einer geraden Linie dahin, immer gleich hoch über dem



Wasser hinweg, und dreht und wendet sich nur, wenn das Gewässer selbst sich wendet; denn höchst ungern entschließt er sich, den Fluß oder den Bach zu verlassen. Weiter als zwei- oder dreihundert Schritte dehnt er einen solchen Flug nicht leicht aus: ungestört fliegt er nie weiter, als bis zu dem nächsten Sitzplatze. Doch treibt ihn der Hunger oder die Noth überhaupt zuweilen auch zu Flugkünsten, welche man ihm nicht zutrauen möchte. Manchmal sieht man ihn sich über das Gewässer erheben, plötzlich, flatternd oder rüttelnd, sich still halten, sorgsam nach unten schauen und mit einem Male von dieser Höhe aus in die Tiefe stürzen. Derartige Künste, welche bei andern Gliedern seiner Familie sehr üblich sind, betreibt er hauptsächlich, wenn es sich darum handelt, die zahlreiche Brut zu ernähren; sie scheinen also gewissermaßen das letzte Mittel zu sein, welches er anwendet, um Beute zu machen.

Die Nahrung besteht vorzugsweise aus kleinen Fischen, nebenbei aber auch aus Kerb-



Der Eisvogel oder Königfischer (*Alcedo ispida*).  $\frac{3}{4}$  der nat. Größe.

thieren, mit denen namentlich die Brut groß gefüttert wird. Unter den Arten der Fische macht er wenig Unterschied. Er fängt jeden, dessen er habhaft werden kann, und weiß selbst eine ziemlich große Beute zu bewältigen. Auf diese Fische lauert er, wie die Katze auf die Maus. Er fängt nur mit dem Schnabel, stößt deshalb oft fehl und muß sich zuweilen sehr anstrengen, ehe er eine Beute macht. Ein einziger Fang freilich genügt auch zu seiner Unterhaltung für den Tag oder wenigstens für die Hälfte desselben. Die Art und Weise seines Fanges erfordert große Umsicht in der Wahl seiner Plätze; denn das Wasser, in welchem er fischt, darf nicht zu seicht sein, weil er sich sonst leicht durch die Heftigkeit seines Stoßes beschädigen könnte; es darf aber auch nicht zu tief sein, weil er sonst seine Beute oft verliert. Unhaltendes Regenwetter, welches das Wasser trübt bringt ihm große Noth, ja selbst den Untergang, und ebenso wird ihm der Winter nicht selten zum Verderben; denn seine Jagd endet, sowie er die Fische nicht mehr sehen kann. Im Winter muß er sich mit den wenigen offenen Stellen begnügen, welche die Eisdecke eines Gewässers enthält; aber er ist dann dem Ungemach ausgesetzt, unter das Eis zu gerathen und die Oeffnung nicht wieder zu finden. Auf diese Weise verliert gar mancher Eisvogel sein Leben: er stirbt trotz seiner Tauchfähigkeit. Manchmal wird ihm auch ein glücklicher Fang verderblich: er versucht, einen zu großen Fisch hinabzuwürgen und erstickt dabei. Fischgraten, Schuppen und andere harte Theile seiner Nahrung speit er in Gewöllen wieder von sich.

Während der Paarzeit läßt der Eisvogel seine Stimme, ein hohes, schneidendes, oft und schnell wiederholtes „Tit tit“ oder „Si si“, welches man sonst selten vernimmt, häufig ertönen und fugt den gewöhnlichen Lauten noch besondere zu.

Sobald sich der Eisvogel zu Ende März oder Anfangs April gepaart hat, sucht er sich einen Platz für das Nest aus. Dieser ist allemal ein trockenes, schroffes, vom Grase ganz

thieren, mit denen namentlich die Brut groß gefüttert wird. Unter den Arten der Fische macht er wenig Unterschied. Er fängt jeden, dessen er habhaft werden kann, und weiß selbst eine ziemlich große Beute zu bewältigen. Auf diese Fische lauert er, wie die Katze auf die Maus. Er fängt nur mit dem Schnabel, stößt deshalb oft fehl und muß sich zuweilen sehr anstrengen, ehe er eine Beute macht. Ein einziger Fang freilich genügt auch zu seiner Unterhaltung für den Tag oder wenigstens für die Hälfte desselben. Die Art und Weise seines Fanges erfordert große Umsicht in der Wahl seiner Plätze; denn das Wasser, in welchem er fischt, darf nicht zu seicht sein, weil er sich sonst leicht durch die Heftigkeit seines Stoßes beschädigen könnte; es darf aber auch nicht zu tief sein, weil er sonst seine Beute oft verliert. Unhaltendes Regenwetter, welches das Wasser trübt bringt ihm große Noth, ja selbst den Untergang, und ebenso wird



enthlöthtes Ufer, an welchem keine Wasserratte, kein Wiesel und kein anderes Raubthier hinauf klettern kann. In dieses, einer senkrechten Wand ähnelnde Ufer haben die Eisvögel einen oder zwei Fuß vom obern Rande ein rundes Loch, welches gewöhnlich zwei Zoll im Durchmesser hat, zwei bis drei Fuß tief ist, etwas aufwärts steigt und am Ausgange unten zwei Furchen zeigt. Am hintern Ende erweitert sich dieses Loch zu einer rundlichen, badofenähnlichen Höhle, die drei bis vier Zoll in der Höhe und vier bis fünf Zoll in der Breite hat. Diese Höhlung ist unten mit Fischgräten ausgelegt, wie gepflastert, wenig vertieft, trocken und oben glatt, wie an ihrem Ausgange. Auf den Fischgräten liegen die sechs bis sieben, sehr großen, fast runden, glänzend weißen, wegen des durchschimmernden Dotters rothgelb aussehenden Eier. Sie sind die schönsten unter allen, die man finden kann, von einer Glätte, von einem Glanze und, ausgeblasen, von einer Weiße, wie die schönste Emaille. An Größe kommen sie fast einem Eingetrockneten gleich, sodaß es unbegreiflich ist, wie sie der Eisvogel mit seinen kurzen und harten Federn alle bedecken und erwärmen kann, um so mehr, als sich mitunter selbst bis zu elf Eiern vorfinden sollen.

In Hinsicht des Nestbaues zeigt sich der Eisvogel ganz als Specht, nur mit dem Unterschiede, daß dieser in morschen Bäumen, jener aber in der trockenen Erde sein Nest anbringt. Ein solches Loch bewohnt der Eisvogel mehrere Jahre, wenn er ungestört bleibt; wird aber der Eingang zum Neste erweitert, so legt er nie wieder seine Eier hinein. Daß ein Nest mehreremal gebraucht sei, erkennt man leicht an einer Menge von Libellenköpfen und Libellenflügeln, die unter die Gräten gemischt sind, und an einer ungewöhnlichen Menge von Fischgräten, die in einem frischen Neste weit sparsamer liegen und, so lange die Jungen noch nicht ausgeflogen, mit Libellenüberbleibseln nicht vermengt sind. Um zu erfahren, ob ein Eisvogel-Loch, das von den Höhlen der Wasserratte und anderer Säugethiere auf den ersten Blick zu unterscheiden ist, bewohnt sei oder nicht, braucht man nur hinein zu riechen: nimmt man einen Fischgeruch wahr, so kann man fest überzeugt sein, daß man ein frisches Nest vor sich habe.

Merkwürdig ist es, wie fest ein brütender Eisvogel auf seinen Eiern oder seinen nackten Jungen sitzt. Man kann am Ufer pochen, wie man will, er kommt nicht heraus, ja er bleibt noch ruhig, wenn man anfängt, das Loch zu erweitern, und verläßt seine Brut erst dann, wenn man ihm ganz nahe auf den Leib kommt. Man findet die Eier in der Mitte des Mai und zu Anfang des Junius, allein wenn ungünstige Umstände das Brutgeschäft verzögern, trifft man noch im September unerwachsene Junge in den Nesthöhlen an. Die aus den Eiern geschlüpften Jungen sind häßliche Geschöpfe. Sie sind ganz nackt, mehrere Tage blind und von so ungleicher Größe, daß man sogenannte Nestkücken gefunden hat, welche kaum halb so groß als die andern waren. Sie werden von den Alten mit Insektenlarven und vorzüglich mit Libellen, denen diese zuvor Kopf und Flügel abstoßen, gefüttert. Später bekommen sie auch kleine Fische. Sie sitzen lange im Neste, ehe sie zum Ausfliegen fähig werden, und ihre Ernährung macht den Alten viele Mühe, weshalb sie sich denn auch in dieser Zeit ungemein lebhaft und thätig zeigen. Die ausgeflogenen Jungen werden in die ruhigsten Winkel der Ufer, besonders in Gesträuch, Flechtwerk oder zwischen die ausgewachsenen Wurzeln am Ufer stehender Bäume geführt und es währt lange, ehe sie sich selbst Fische fangen lernen.

Es ist nicht bekannt, daß irgend ein Raubthier dem Eisvogel nachstellt. Der erwachsene entgeht durch seine Lebensweise vielen Verfolgungen, denen andere Vögel ausgesetzt sind. Leider hat es seine Schwierigkeit, das schöne Geschöpf an die Gefangenschaft zu gewöhnen. Jung aus dem Neste genommene Eisvögel lassen sich mit Fleisch und Fischen groß füttern und dann auch längere Zeit am Leben erhalten; alt eingefangene sind ungestüm und ängstlich, verschmähen gewöhnlich das Futter und flattern sich bald zu Tode. Hat man sie aber gezähmt und kann man ihnen einen passenden Aufenthalt gewähren, so sind sie wirklich reizend.

In Indien, auf den Malaischen und philippinischen Inseln, sowie in Neuguinea leben Eisvögel, deren Füßen die innere Zehe fehlt. Man hat sie Stummelzeisvögel (*Ceyx*) genannt. Eine der schönsten und bekanntesten Arten dieser Gruppe ist der fünf Zoll lange Purpurfischer (*Ceyx tridactyla*). Das Gefieder ist auf der Oberseite orangefarbig, prächtig pflirschblüthroth schillernd. Er frißt ausschließlich kleine Fische und Wasserthiere.

Die Stoßfischer (*Ceryle*) beweisen wiederum, daß die Lebensweise eines Geschöpfes stets im engsten Zusammenhang steht mit seiner Gestalt. Sie unterscheiden sich von den Königsfischern hauptsächlich durch längere Flügel. Das Gefieder ist noch dicht und glatt anliegend, aber nicht mehr prächtig gefärbt. Die Gruppe ist namentlich in Amerika zahlreich vertreten, fehlt aber auch in Afrika und Asien nicht. Sie umfaßt die stärksten, gewandtesten und dem-



zufolge auch die raubgierigsten Mitglieder der Familie: die „Fischtiger“, wie einige von ihnen genannt worden sind.

Das Mitglied, welches uns zunächst angeht, ist der Graufischer (*Ceryle rudis*), der sich von Egypten und Syrien aus wiederholt nach Europa verflohen hat. Seine Färbung ist eine sehr bescheidene. Das Gefieder der Oberseite ist schwarz und weiß geschreckt, das der untern bis auf ein oder zwei schwarze Brustbänder und einige dunkle Seitenflecke reinweiß; der Oberkopf ist fast schwarz, ein Zügelstreifen reinschwarz, ein Augenbrauenstreifen schwarz und weiß geschreckt; die weißen Schwanzfedern sind vor der Spitze mit einem schwarzen Band durchzogen. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß braun. Die Länge beträgt 10 Zoll.

Der Graufischer ist weit verbreitet. Er findet sich in fast allen Ländern Afrikas, in Syrien, Palästina, Persien und wahrscheinlich auch in Indien. In den Nilländern ist er gemein; man sieht ihn dort gewöhnlich auf den Stangen der Schöpfseimer sitzen, jeine weiße Brust dem Strome zugekehrt. Steht eine Palme oder Mimose unmittelbar am Nilufer und ist einer ihrer Zweige zum Aufsitzen geeignet, so nimmt er auch hier seinen Stand, und ebenso gern läßt er sich auf dem Holzwerk der Schöpfräder nieder, welche durch Ochsen bewegt werden und die allen Reisenden wohlbekannte, verwünschte „Nilmußi“ hervorbringen. Der Graufischer theilt die Scheu seines zierlichen Vetter's nicht. Er fühlt sich sicher in seiner Heimat: er weiß, daß er dem Egypter trauen darf und von ihm nichts zu fürchten hat. Der Vogel hat Manches in seinem Wesen, welches den Neuling überrascht; das Ueberraschendste aber ist doch seine Vertrautheit mit dem Wesen des Menschen. Unmittelbar über dem Knaben, welcher die das Schöpfrad bewegenden Kinder mit der Peitsche antreibt, und buchstäblich im Bereiche der Geißel, sitzt er so ruhig, als ob er von dem gedachten Knaben gezähmt und abgerichtet wäre und in ihm seinen Gebieter und Beschützer zu erblicken habe; neben und über den wasserschöpfenden Weibern fliegt er so dicht vorbei, daß es aussieht, als wolle er diese vom Strome vertreiben. Gegen die Gewohnheit unseres Eisvogels ist er ein ungänglicher, verträglicher Vogel, d. h. wenig futternidisch, vielmehr sehr gesellig. Das Värchen hält treuinnig zusammen, und wo der eine sitzt, pflegt auch der andere zu rasten. Gewöhnlich sieht man die beiden Gatten dicht neben einander, auf einem und demselben Aste, auf einem und demselben Baumstamme lauernd.

Seinen Fischfang betreibt unser Vogel regelmäßig so, wie der Königsfischer, wenn dessen gewöhnliche Künste nicht mehr ausreichen wollen, mit andern Worten, nicht vom hohen Sitze aus, sondern, indem er sich rüttelnd über dem Wasser erhält und aus solcher Höhe sich in dasselbe hinabstürzt. Der Flug ist von dem des Eisvogels gänzlich verschieden. Die Flügel werden zwar auch noch rasch, aber doch nicht „schnurrend“ bewegt, und man kann die einzelnen Schläge noch sehr wohl unterscheiden. Demgemäß ist der Flug zwar nicht so reizend, wie beim Königsfischer, aber viel gewandter, d. h. größerer Abwechslung fähig. Der Eisvogel schießt dahin wie ein abgeschossener Bolzen, der Graufischer fliegt fast wie ein Falk, schwenkt und wendet sich nach Belieben, hält sich rüttelnd minutenlang fest, zieht eine Strecke weiter, wenn er während seines Stillstehens keine Beute bemerkte, und beginnt dort von neuem zu rütteln. Beim Angriff auf die Beute legt er die Flügel knapp an den Leib und stürzt nun in etwas schiefer Richtung pfeilschnell ins Wasser, verschwindet unter den Wellen und arbeitet sich nach einiger Zeit mit kräftigen Flügelschlägen wieder empor. Gar nicht selten schießt er übrigens auch während seines Fluges, also unter einem sehr geringen Winkel ins Wasser und erhebt sich dann so schnell wieder, daß es aussieht, als ob er vor dem Spiegel abgeprallt wäre. Es ist wahrscheinlich, daß der Graufischer geschickter ist, als unser Eisvogel; demungeachtet fehlt er oft: denn auch er täuscht sich über die Tiefe, in welcher ein von ihm gefekener Fisch dahinschwimmt. War er im Fange glücklich, so fliegt er sofort seinem gewöhnlichen Sitze zu und verschlingt hier die gemachte Beute, oft erst, nachdem er sie wiederholt gegen den Ast geschlagen, wie dies andere seiner Verwandtschaft zu thun pflegen. Wenn er nicht zum Jagen ausfliegt, streicht er mit gleichmäßigem Flügelschlag ziemlich niedrig über dem Wasser weg, möglichst in gerader Linie einem zweiten Sitze zu, in dessen Nähe er sich plötzlich aufschwingt. Ueber Tags ist er gewöhnlich still, gegen Abend wird er lebendiger, zeigt sogar eine gewisse Spiellust, und dann vernimmt man auch oft seine Stimme, einen lauten, schrillenden, oft wiederholten Schrei.

Bei hohem Nilstande schießt sich der Stosfischer gewöhnt, seinen geliebten Strom zu verlassen; denn das Wasser desselben pflegt dann so trübe zu sein, daß er keinen Fisch mehr wahrnehmen kann. Die vielen Kanäle Egyptens gewähren ihm übrigens unter solchen Umständen genügenden Ersatz. Zu ihnen ist das Wasser schon einigermaßen geklärt und der Fischzug demgemäß so ergiebig, wie sonst irgendwo. Durch die neuesten Mittheilungen erfahren wir, daß der Graufischer auch an den Seeküsten gesehen wird und zwar zu Duxenden.



Die Brutzeit beginnt in Egypten, wenn der Nil annähernd seinen tiefsten Stand erreicht hat, also im März oder im April, und man hat beobachtet, daß der Graufischer in Baläftina förmliche Brutanstiedelungen bildet. Eine dieser Stiedelungen befand sich in einer steilen Erdwand. Die Eingänge zu den Höhlen waren nur etwa vier Zoll über dem Wasserspiegel eingegraben und konnten bloß schwimmend erreicht werden. Jede Röhre führte etwa 3 $\frac{1}{2}$  Fuß in die Tiefe und erweiterte sich seitlich zu einer einfachen Höhlung. In keiner einzigen fanden sich Fischgräten zwischen den Eiern, wohl aber bemerkte man, wenn das Nest Junge enthielt, einen verwesenden Haufen von Fischknochen und Urath in ihm. Ein aus Gras und Unkraut bestehender Haufen diente als Nestunterlage.

\* \* \*

(Lieste.) An die Eisvögel schließen sich die Lieste (Halcyones) an und zwar so innig, daß die meisten Naturforscher in ihnen nur eine Unterfamilie oder Horde von jenen sehen. Die Lieste zeigen jedoch bei sorgfältiger Prüfung so viel Eigenthümliches, daß man ihnen eine selbstständige Stellung wohl zugestehen darf. Von den Eisvögeln unterscheiden sie sich auf den ersten Blick durch die mehr entwickelten, bei einzelnen sogar sehr ausgebildeten Flugwerkzeuge. Auch ist der Schnabel, welcher dem Eisvögel im ganzen sehr ähnelt, regelmäßig viel breiter als bei jenem, und die Füße pflegen stärker und hochläufiger zu sein. Das Gefieder ist lockerer und besitzt nicht die fette Glätte, wie das der Eisvögel, prangt übrigens ebenfalls in lebhaften Farben: einzelne Arten gehören zu den prächtigsten aller Vögel. Wenn man will, darf man die Lieste als Verbindungsglieder betrachten zwischen den Eis- und Bartvögeln: sie haben von den einen fast ebensoviel wie von den andern.

Afrika, Südasien und Australien nebst den zwischen diesen beiden Erdtheilen gelegenen Eilanden sind die Heimat der zahl- und gestaltenreichen Gruppe. In Amerika und Europa fehlen sie gänzlich. Sie sind mehr oder weniger Waldvögel, und nur die wenigsten bekunden eine Vorliebe für das Wasser. Einzelne sollen zwar mehr oder weniger nach Art der Eisvögel fischen; die Mehrzahl aber kommt hinsichtlich der Lebensweise eher mit den Bartvögeln überein. Viele Arten haben sich vom Wasser gänzlich unabhängig gemacht und beleben die trockensten Gegenden, vorausgesetzt, daß sie nicht baumlos sind; denn Bäume scheinen zu ihrem Wohlbefinden unumgänglich nothwendig zu sein.

Entsprechend den wohl entwickelten Flugwerkzeugen sind die Lieste viel bewegungsfähigere Geschöpfe, als die Eisvögel; sie übertreffen selbst die flugbegabtesten unter diesen durch die Leichtigkeit, Zierlichkeit und Gewandtheit ihres Fluges, welcher an den der Bienenfresser erinnert. Von einem erhabenen Sitzpunkte aus überschauen sie die Umgebung mit aufmerksamen Blicken, fliegen, sobald sie eine Beute erblicken, auf diese zu oder ihr nach und kehren wieder zu dem alten Sitze zurück. Auf dem Boden sind sie fremd; sie können ebenso wenig gehen, wie ihre Verwandten. In der Fertigkeit, das Wasser auszubeuten, stehen sie diesen weit nach: es ist sogar wahrscheinlich, daß bloß einzelne und auch diese nur ausnahmsweise Fische oder andere Wasserthiere aus dem Wasser selbst heraus holen. Die Stimme ist laut und eigenthümlich, das Wie läßt sich schwer mit Worten ausdrücken.

Die Nahrung der Gesamtheit besteht aus Kerbthieren aller Art, vorzugsweise aus Heuschrecken und großen Käfern; die stärkeren Arten der Familie vergreifen sich aber auch an Krabben und kleinen Wirbelthieren aller Klassen. Einzelne sind geachtet wegen ihrer Verfolgung der Schlangen; andere stehen in dem Ruf, arge Nestplünderer zu sein. An Raublust kommen sie den Eisvögeln vollständig gleich.

Die meisten Arten brüten in Baumhöhlen, einzelne in natürlichen Erd- und Steinhöhlen, und alle bauen ein mehr oder weniger vollkommenes Nest. Das Gelege scheint nicht besonders zahlreich zu sein. Die Eier sind reinweiß und glänzend, wie die der Eisvögel.

Die Lieste ertragen die Gefangenschaft leicht und dauernd, weil sie sich bald an ein passendes Ersatzfutter gewöhnen lassen. Man kann sagen, daß die Gefangenen mehr auffallend als anziehend sind, darf dann aber nicht vergessen, daß auch sie eine innige Freundschaft mit den Menschen eingehen und dahin gebracht werden können, ihrem Gebieter mit größter Liebenswürdigkeit entgegenzukommen und eine warme Rärtlichkeit für ihn an den Tag zu legen.

Der Baumlieft (*Halcyon ruiventris*) ist auf der Oberseite schwarz, auf der Unterseite kastanienbraun; der Hinterrücken, die Schwanzdeckfedern und der Schwanz, sowie ein großer Fleck auf den Flügeln glänzend spangrün; die Kehle ist reinweiß, die Brust schmutzig weiß, ein Zügelstreifen schwarz. Die Länge beträgt 8 $\frac{1}{2}$  Zoll. Seine Heimat ist Westafrika die Inseln



des grünen Vorgebirges und ganz Mittelafrika bis Abissinien. Im Betragen gleicht der Baum-  
liest den Bienensaisern und Fliegenfängern.

Der javanische Waldliest (*Todirhamphus chlorocephalus*) gehört zu den einfach  
gefärbten Arten. Das Gefieder der Oberseite ist spangrün, das der Unterseite weiß; ein Zügel-  
streifen ist schwarz; ein Fleck auf der Stirnseite und ein Nackenband sind schmutzig weiß. Die  
Länge beträgt 9 Zoll. Sehr gemein im westlichen Java.

Eine neuholländische Art ist wegen ihrer prachtvollen Färbung Blauließe (*Cyanalcyon  
Maclayi*) genannt worden. Dieselbe ist einer der schönsten Vögel Neuhollands. Der Ober-  
kopf, Rücken und Mantel sind lasurblau, Flügel und Schwanz schwarz, indigoblau überlaufen;  
die ganze Unterseite, die Wurzel der Hand- und Armschwingen, ein Halsband und ein länglicher  
Flecken hinter den Nasenlöchern sind weiß. Die Länge beträgt 7 Zoll.

Die Riesenließe (*Paralcyon* oder *Dacelo*) kennzeichnen sich nicht bloß durch ihre  
bedeutende Größe, sondern auch durch den großen, langen und dicken Schnabel, welcher an der  
Wurzel breit und flach gedrückt ist.

Unter den Mitgliedern dieser Sippe, welche ausschließlich dem Festlande Neuhollands angehört,  
ist der Jägerließe oder Riesenfischer (*Paralcyon gigas* oder *Dacelo gigantea*) das  
bekannteste; denn dieser Vogel stellt sich nicht bloß jedem Europäer, welcher Australien betritt,  
persönlich vor, sondern ist auch oft nach Europa gekommen. Das Gefieder der Oberseite ist  
dunkelbraun, das der Unterseite schmutzigaschweißlich; der Hinterrücken und die Flügeldeckfedern  
sind bergblau, die Schwanzdeckfedern rostroth, schwarz gebändert, die langen, zugespitzten Kopf-  
federn längs ihrer Schäfte braun gestrichelt, die borstigen Ohrfedern schwarz, so daß ein Zügel-  
streifen entsteht, die Vorderschwingen schwarzbraun, am Grunde aber weiß, die Steuerfedern  
auf rostrothem Grunde schwarz gebändert, die äußeren größtentheils, die übrigen wenigstens an  
der Spitze und Innenfahne weißlich. Die Länge beträgt 17 bis 18, die Schwanzlänge 6 Zoll.

Der Jägerließe ist schon den ersten Reisenden und Forschern, welche Australien berührten,  
aufgefallen, aber erst durch neuere Forschungen und namentlich durch Gould's Beobachtungen  
bekannt geworden. „Er ist ein Vogel“, sagt Gould, „welchen jeder Bewohner oder Reisende  
in Neusüdwales kennen lernen muß, da nicht bloß seine Größe auffällt, sondern auch seine  
außergewöhnliche Stimme die Aufmerksamkeit ihn zuleitet. Dazu kommt, daß er durchaus nicht  
scheu ist, sondern im Gegentheil, wenn Etwas seine Neugierde reizt, herbeikommt, um es zu  
untersuchen. So erscheint er oft auf dem dürren Zweige des nächsten Baumes, unter welchem  
sich Reisende gelagert, und beobachtet mit der größten Aufmerksamkeit das Anzünden des Feuers  
oder die Bereitung des Mahles. Gleichwohl entdeckt man seine Anwesenheit selten früher, als  
bis er sein gurgelndes Gelächter ausschlägt, ein Gelächter, welches jederzeit bei den Hörern den  
Aufruf veranlaßt: „Ah, sieh da, da ist ja unser alter Freund, der lachende Hans“. Die Töne,  
welche er ausstößt, sind so bemerkenswerth, daß jeder Schriftsteller über Südwales ihrer gedenkt.  
Caley sagt, daß man sein lautes Geschrei und Lachen in beträchtlicher Entfernung höre, und  
er wahrscheinlich davon seinen Spitznamen erhalten habe. Das Geschrei dieses Vogels, versichert  
Capitän Sturt, klingt wie ein Chor wilder Geister und muß den Reisenden erschrecken, welcher  
sich in Gefahr glaubt, während das Unglück bereits hohnlachend seiner spottet. Jenes sonderbar  
kolkende Gelächter, bestätigt Bennett, leise beginnend und zu einem hohen und lauten Tone  
sich verstärkend, wird oft in allen Theilen der Ansiedlung gehört. Man vernimmt es in der  
Dämmerung und gegen Sonnenuntergang, wenn die Sonne im Westen niedersinkt, gleichsam  
als eine gute Nacht für alle, welche es hören wollen.“ Noch hübscher drückt sich „ein alter  
Buschmann“ in seinen „Waldgängen eines Naturforschers“ aus. „Eine Stunde vor Tages-  
anbruch wird der Jäger aufgeweckt durch wilde Laute, welche klingen, als ob eine Heerschaar  
des bösen Geistes kreischend, schreiend und lachend ihn umtobe. Die Laute sind der Morgen-  
gesang des „lachenden Hans“, welcher seinen gefiederten Genossen den Anbruch des Tages  
verkündet. Zur Mittagszeit hört man dasselbe wilde Gelächter, und wenn die Sonne im Westen  
niedergeht, tönt es wiederum durch den Wald. Ich werde niemals die erste Nacht vergessen,  
welche ich in Australien im offenen Busch verbrachte. Nach unruhigem Schlaf erwachte ich mit  
Tagesanbruch; aber ich bedurfte Zeit; um mich zu besinnen, wo ich mich befand, so über-  
wältigend war der Eindruck, welchen die ungewohnten Töne auf mich machten. Das höllische  
Gelächter des Jägerließes vereinigte sich mit dem kleineren stötenähnlichen Ton der „Elster“, dem  
heissen Gackern der Großfußhühner, dem kreisichen Laufen von Papageien und verschiedenen  
Stimmen anderer Vögel zu einem so wunderbaren Ganzen, wie ich es nie vernommen. Der  
„lachende Hans“ ist des Buschmanns Uhr, und da er nichts weniger als scheu, im Gegentheil  
gesellschaftsliebend ist, macht er sich gewissermaßen zum Genossen des Zeltes und ist deshalb,





Der Jägerliest oder Riesenfischer (*Paraleyon gigas* oder *Dacelo gigantea*).  $\frac{1}{2}$  der nat. Größe.

noch mehr aber wegen seiner Feindschaft gegen die Schlangen, in den Augen der Buschleute ein geheiligter Vogel.“

Der Jägerliest findet sich, nach Gould, nicht in Vandiemenland oder in Westaustralien, sondern scheint allein dem Südosten Neuhollands, den Landstrichen zwischen dem Spenser golf und der Moretonbay anzugehören. Er bindet sich keineswegs an eine bestimmte Vertikalität, sondern besucht jede derselben: jene üppigen Büsche längs der Küste wie den dünn bestandenen Wald der Höhe. Aber nirgends ist er häufig zu nennen. Er findet sich überall, jedoch überall nur einzeln. Seine Nahrung ist gemischter Art, allein immer dem Thierreich entlehnt. Lurche, Kerbthiere, Krabben scheinen beborzugt zu werden. Er stürzt sich mit Hast auf Eidechsen, und gar nicht selten sieht man ihn mit einer Schlange im Schnabel seinem Sitzplatze zusliegen. „Einmal“, sagt der „alte Buschmann“, „sah ich ein Paar lachende Hänse auf dem abgestorbenen Aste eines alten, grauen Baumes sitzen und von hieraus von Zeit zu Zeit nach dem Boden herabstoßen. Sie hatten, wie sich bei genauerer Untersuchung ergab, eine Teppichschlange getödtet und bewiesen durch ihr Geschwätz und Gelächter große Freude darüber. Ob sie übrigens Schlangen fressen, vermag ich nicht zu sagen; denn die einzigen Lurche, welche ich je in ihrem Magen gefunden habe, waren kleine Eidechsen.“ Uebrigens raubt er auch kleine Säugethiere. Wasser scheint durchaus nicht zu den Bedürfnissen des Jägerliests zu gehören. Den Freilebenden



findet man, wie bemerkt, selbst in den trockensten Waldungen, und auch die Gefangenen zeigen weder des Trübnisses noch des Badens halber ein besonderes Verlangen nach diesem Element.

Die Brutzeit fällt in die Monate August und September. Das Paar sucht sich dann eine passende Höhlung in einem großen Gummibaume aus und legt hier seine wunderbaren perlweißen Eier auf den Mulm in der Tiefe dieser Höhle. Wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, vertheidigen die Alten den Brutplatz muthig und furchtlos, und den, welcher die Brut rauben will, greifen sie sogar thätlich an und verletzen ihm nicht ungefährliche Bisse.

In der Gefangenschaft gehören die Riesensischer keineswegs zu den anspruchsvollen Thieren, begnügen sich vielmehr mit sehr einfacher Nahrung, mit grob geschnittenen Fleischstückchen, Mäusen und Fischen nämlich, und verschmerzen vielleicht schon deshalb den Verlust ihrer Freiheit. Gibt man ihnen einen großen getäunigen Käfig, so gewinnen sie bald ihre ganze Heiterkeit wieder und betragen sich genau ebenso, wie in ihrem heimathlichen Lande. Gewöhnlich sitzen sie ruhig auf dem passendsten Platze im Käfig, wenn sie paarweise gehalten werden, dicht neben einander. Der Hals wird dabei so eingezogen, daß der Kopf unmittelbar auf den Schultern liegt; das Gefieder wird lässig getragen. Zur Abwechslung sträubt einer oder der andere das Kopfgefieder so, daß der Kopf fast noch einmal so groß erscheint als sonst und einen sehr ernsthaften Ausdruck gewinnt; zuweilen wird auch mit dem Schwanz gewippt. Dieser Bewegungen ungeachtet, erscheint der Riesensischer träge, verdrossen und schläfrig: — aber er erscheint auch nur so. Wer wissen will, weß Geistes Kind er vor sich hat, muß das unruhig sich bewegende, listig blickende Auge beobachten: er wird dann wenigstens zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Vogel seine Umgebung fortwährend beachtet und Alles, was vorgeht, bemerkt.

Auch im Käfige zeigt der Riesensischer dieselbe Zeitkunde, wie im australischen Buschwalde: er schreit in der Regel wirklich nur zu den oben angegebenen Zeiten. Doch trägt er besonderen Ereignissen Rechnung, läßt sich z. B. herbei, eine ihm gebrachte und ihm verständliche Begrüßung durch Geschrei zu erwidern. Hat er sich einmal mit seinem Pfleger eng befreundet, so begrüßt er diesen, ohne auch dazu aufgefordert worden zu sein.

Anzureihen sind hier einige verwandte Vögel aus Neuguinea und Nordaustralien (Cap York), nämlich der Paradiesliest (*Tanysiptera Sylvia*), ein 10 Zoll langer, prachtvoll gefärbter Vogel mit 2 verlängerten weißen Mittelschwanzfedern; die Oberseite ist hochblau und schwarz, die Unterseite zimthroth, der Hintertheil und ein Dreieck zwischen den Schultern weiß; — ferner der Sägerliest, von den Eingebornen Poditti genannt (*Syma flavirostris*), dessen Schnabel mit vielen Zähnen sägeartig besetzt ist; seine Färbung ist weniger anspruchsvoll, oberher zimthroth, schmutzigrün, unterseits fahlweißlich und gilblichbraun.

\* \* \*

(Faulvögel.) Die Gattung der Faulvögel (*Agornithes*) kennzeichnet sich durch drei gemeinsame Merkmale: steife, mehr oder weniger verlängerte, nach vorn gerichtete Bartborstensehern, eine äußerst zarte Haut, in welcher die breiten, weichen, dünnhäutigen Federn meist nur locker befestigt sind, und einen entschieden kukulsartigen Bau des Innern, mehr aber noch durch ihr träges, träumerisches Wesen.

Als neuweltliche Vertreter der Bienenfresser darf man die Glanzvögel (*Galbulae*) ansehen. Die bekannteste Art der Gruppe ist der Jacamar (*Galbula viridis*). Bei ihm sind die Obertheile und die Brust prächtig goldgrün; die übrige Unterseite ist rostroth, die Kehle beim Männchen weiß, beim Weibchen fahlrothgelb; die Seitenfedern des Schwanzes sind rostroth mit grünen Spitzen. Die Länge beträgt 8 Zoll. Er bewohnt die Waldungen des ganzen Küstengebiets von Brasilien und ist nirgends selten. Dieser schöne Vogel hat in mancher Hinsicht Aehnlichkeit mit den Kolibris, und diese Aehnlichkeit erkennen selbst die rohen Botokuden an, indem sie ihn den „großen Kolibri“ nennen. Er lebt, wie seine Verwandten, einsam und still in feuchten Wäldern und schattigen Gebüsch, sitzt gewöhnlich am Wasser auf niederen Zweigen, fliegt schnell, aber nicht weit und ist ein trauriger, stiller, verdrossener Gesell, welcher Bewegung förmlich zu scheuen scheint. Er wartet geduldig, bis sich ein Kerbthier nähert, fängt dieses in schnellem Fluge und kehrt ebenso schnell nach dem alten Standorte zurück. Zuweilen kann er auch stundenlang in träger Ruhe ausbauern, ohne sich zu bewegen. Die Stimme ist ein lauter, heller, öfters wiederholter Ton, nicht aber ein angenehmer Gesang. Das Nest legen der Jacamar und seine Verwandten in einem runden Akerloche an, wie der Eisvogel.

\* \* \*



(Bartkukule.) Ebenso träge und langweilige Gesellen wie die Glanzvögel sind die Bartkukule oder Schnurrvögel (*Buccones*) welche ausschließlich Südamerika angehören. Sie sind Bewohner der Waldungen, und Trägheit, Faulheit und Dummheit sind die hervorragendsten Züge ihres Wesens. Wegen ihrer ruhigen Haltung hat sie der Volkswitz der Portugiesen mit dem Namen „Waldrichter“ belehnt; ihr Fleisch ist wohlschmeckend und sie werden deshalb verfolgt.

Schon die bezeichnenden Namen Schlafvogel oder Tschakuru (*Nystalus Chacuru*), welchen man der einen Art, Trappist (*Monasta fusca*), den man einer zweiten und Traumbogel (*Chelidoptera tenebrosa*), den man einer dritten Art gegeben hat, erwecken eine wenig günstige Erwartung für diese Vögel, die in der That weder in ihrer äußeren Erscheinung noch in ihrer Lebensweise etwas erheblich Anziehendes bieten. Es sind insgesammt stillsitzende Kerbthierfresser, welche auf ihre Beute lauern.

\* \* \*

(Nageschnäbel.) Die nächsten Verwandten der Bartkukule sind ebenfalls noch arge Träumer; aber bei ihnen söhnt doch wenigstens das prachtvolle Gefieder einigermaßen mit dem stillen und langweiligen Wesen aus. Die Nageschnäbel oder Surukus (*Trogones*), eine zahlreiche, über die Wendekreisländer der alten und neuen Welt verbreitete Familie, haben von jeher durch die wundervolle Pracht des Gefieders die Aufmerksamkeit der Forscher und Laien auf sich gelenkt, während ihr Leben im übrigen wenig Beachtenswerthes bietet. Die Nageschnäbel erinnern nicht bloß durch den weit gespaltenen Schnabel und die auffallend kleinen Füße, sondern auch durch die Weichheit ihrer Haut und ihres Gefieders an die Nachtschwalben, ja, sie sind gewissermaßen als Verwandte derselben anzusehen. In ihrem Betragen gleichen sie den Mitgliedern der vorher behandelten Familie. Träge und träumerisch sitzen sie auf einem Aste und spähen vonhierauf in die Runde. Ein fliegendes Kerbthier reizt sie zu kurzem Fluge an; sie verfolgen die Beute mit großer Gewandtheit, fangen sie mit vielem Geschick und kehren dann wieder zu einem Ruhepunkte zurück. Aber nicht bloß Kerbthiere, sondern auch Früchte dienen ihnen zur Nahrung; manche Arten scheinen sogar ausschließlich auf Pflanzenstoffe angewiesen zu sein. Zur Anlage des Nestes werden Baumhöhlungen benutzt; das Gelege besteht aus zwei bis vier sehr runden, lichtfarbenen, meist weißen Eiern.

In der Gefangenschaft hat man noch kein einziges Mitglied der Familie beobachtet. Beachtenswerth ist noch Eins. Die Farbenpracht des Gefieders, zu deren Beschreibung die Worte mangeln, ist in einem Grade hinfällig, wie bei keinem andern Vogel. Die Farben scheinen wie angehaucht zu sein: sie verlieren sich, wenn sie dem Lichte ausgesetzt werden, schon nach sehr kurzer Zeit.

Unter den vielen südasiatischen Nageschnäbeln ist der Karna der Indier (*Harpactes fasciatus*) aus der Sippe der Feuersurukus einer der bekanntesten; er ist auf der Oberseite röthlich kastanienbraun, auf Kopf und Hals schwarz, auf den Flügeldeckfedern weiß und schwarz gestrichelt, auf der Brust und den übrigen Untertheilen scharlachroth. Die schwarze Kehle ist durch ein blendendweißes schmales Band von der Brust getrennt; ein Ring, welcher am Ohr beginnt und um den Hinterkopf sich zieht, ist roth wie die Brust, eine nackte Stelle um das Auge smalteblau. Die Länge beträgt 12 Zoll.

Bei der einzigen Art der Familie, welche man bis jetzt in Afrika gefunden und Narina (*Hapaloderma Narina*) genannt hat, sind die Schnabelränder gezahnt und die seitlich verkürzten Schwanzfedern verschmälert. Deshalb hat man sich berechtigt geglaubt, auf sie eine eigene Sippe, die der Blumenurukus, zu begründen. Bei dem männlichen Vogel sind die ganze Oberseite, einschließlich der kleinen Flügeldeck- und mittleren Steuerfedern, die Kehle, der Hals und die Oberseite prachtvoll goldgrün, die Unterbrust und der Bauch dunkelrosenroth, die größeren Flügeldeckfedern grau, schwärzlich gebändert, die Schwingen schwarz mit weißen Schäften, die äußeren Schwanzfedern an der Außenseite weiß, an der inneren schwärzlich.

Ueber die amerikanischen Nageschnäbel sind wir genauer unterrichtet. Man hat die vielen Arten, welche die Westhälfte unserer Erde bewohnen, in mehrere Sippen zertheilt. Bei denjenigen Arten, welche man als die Urbilder der Familie betrachtet und Surukus (*Trogon*) nennt, ist der Schnabel breit und hoch, der Oberkiefer bauchig gewölbt, an der Spitze wenig hakig übergebogen, der Rand gekerbt, der Flügel kurz und stumpf, der Schwanz mittellang, seitlich abgestuft, das Gefieder weich, lag und großfedrig. Von den zwei bemerkenswerthen Arten beschreiben wir zuerst die Surukua (*Trogon Surucua*), einen prachtvollen Vogel von



10 $\frac{1}{4}$  Zoll Länge. Kopf und Hals bis zur Brust herab sind blauschwarz; der Rücken ist grün, der Bauch blutroth; die Kopf-, Hals- und Rückenfedern schimmern in Metallfarben, die Kopfseiten stahlblau oder violett, die Rückentheile grünlich, bläulich oder golden. Die Flügeldeckfedern sind fein wellenförmig schwarz und weiß gezeichnet, auf der Außenfahne schmal, auf der Innenfahne breit weiß gesäumt.

Der Pompeo (*Trogon viridis*) ist 13 Zoll lang, auf der Stirn, den Wangen, der Kehle und dem Vorderhalse schwarz, auf dem Scheitel, dem Nacken, den Halsseiten und der Oberbrust prachtvoll stahlblau, grün schillernd, auf dem Rücken, den Schultern und den obersten Flügeldeckfedern erzgrün; der Bauch und Unterleib sind lebhaft dottergelb, die äußeren Flügeldeckfedern und Schwingen schwarz, letztere weiß gerandet; die mittleren Schwanzfedern grün mit schwarzem Endsaume, die nächstfolgenden schwarz, außen erzgrün gesäumt, die drei äußersten jederseits an der Außenfahne und Spitze weiß.

Die Surukua bewohnt die Urwäldungen des südlichen Brasiliens und nördlichen Paraguays; der Pompeo verbreitet sich über Nordbrasilien und Guiana. Die eine wie die andere Art ist, wo sie vorkommt, niemals selten. Allerorten vernimmt man den Ruf des Pompeo, einen eintönigen, ziemlich kurzen, oft wiederholten Pfiff, welcher allmählich von der Höhe zur Tiefe hinabsinkt und Aehnlichkeit mit dem Rufe des weiblichen Truthahns hat, oder wie „Wu wu“ klingt, und überall kann man den Vogel selbst wahrnehmen; denn er ist durchaus nicht scheu, sondern läßt den Menschen bis in seine unmittelbare Nähe kommen. Azara sah, daß man eine Surukua mit dem Stock von dem Zweige herabschlug, auf welchem sie saß, und auch der Prinz von Wied hält dies hinsichtlich des Pompeo für möglich. Auf einem freien, mäßig hohen Aste sitzen beide stundenlang unbeweglich, mit eingezogenem Halse und schlaff herabhängendem Schwanz, auf Kerbthiere lauernd.

Die Surukua nistet in Höhlungen, welche sie sich in die auf den Bäumen stehenden Termitenuester eingräbt. Der Pompeo soll sein Nest zwischen Baumzweige bauen.

Die Erlegung beider Vögel verursacht die geringsten Schwierigkeiten; denn selbst wenn man den Vogel nicht sieht, kann man sich seiner bemächtigen, indem er sich durch den leicht nachzuahmenden Ruf herbeilocken läßt und dann in unmittelbarer Nähe des Jägers seinen Sitz nimmt. Die Brasilianer wenden dieses Kunststück an, wenn es ihnen, wie es in den menschenleeren Wäldungen oft vorkommt, an Lebensmitteln mangelt. Das Fleisch selbst soll schmackhaft sein. Größere Schwierigkeit verursacht die getödtete Surukua dem Naturforscher. „Kein Vogel“, versichert Schomburgk, „machte mir beim Abziehen so viele Mühe, wie der Pompeo, da es selbst bei der größten Vorsicht kaum gelingt, den Balg unbeschädigt herunterzubringen. Das Fell ist so zart daß es sogar, wenn der Vogel geschossen vom Baume fällt und beim Herabfallen einen Zweig berührt oder auf harten Boden herabstürzt, zum Ausstopfen unbrauchbar wird.“

Der Insel Cuba eigenthümlich ist ein Nageschnabel, welchem wir den dort üblichen Namen *Tocoloro* (*Prionotelus temnurus*) belassen wollen. Er ist noch bunter als die meisten übrigen Arten seiner Familie. Er ist auf der Insel an geeigneten Orten sehr gemein. Sein Betragen scheint von dem der Verwandten kaum abzuweichen.

Eine neuerdings ebenfalls in mehrere Sippen zerfallte Gruppe umfaßt die Prachtsurukus (*Calurus*). Sie sind die größten Mitglieder der Ordnung, ausgezeichnet durch ihren verhältnißmäßig breiten und flachen Kopf, ihren niedrigen, schmalen, nach der Spitze hin merklich zusammengedrückten, am Ende starkartig herabgebogenen Schnabel und das sehr entwickelte Gefieder der Flügel und des Schwanzes, welches an Pracht das aller übrigen Nageschnäbel noch übertrifft und kaum Seinesgleichen hat innerhalb der ganzen Klasse.

Hierher gehört der Pfauensuruku (*Calurus-Cosmurus-pavoninus*). Bei ihm liegt das Gefieder noch überall glatt an, und nur die beiden mittelsten Schwanzdeckfedern sind über die Steuerfedern verlängert. Die Federn des Kopfes, Halses, Rückens, der Oberbrust und die Deckfedern der Flügel und des Schwanzes sind lebhaft metallischgrün, mit kupferigem oder violetten Schiller, die der Unterbrust, der Schenkel, des Bauches und Steißes purpurroth, die Innenseite der Flügel, die Schwingen und der Schwanz schwarz. Die Länge beträgt 14 $\frac{1}{4}$ , die Schwanzlänge 7 Zoll. Die beiden Mitteldeckfedern überragen die Steuerfedern aber noch um 6 $\frac{1}{2}$  Zoll. Man findet diesen Vogel am Rio Negro.

Dem Vorhergehenden sehr ähnlich ist der Schmußsuruku (*Calurus antisianus*) in Bolivia, allein die eben genannten übertrifft in jeglicher Beziehung der eigentliche Prachtsuruku oder der Quetsal (*Calurus-Pharomacrus-Mocinno*, *paradiseus* oder *resplendens*). Dieser wirklich prachtvollste aller Surukus kennzeichnet sich durch einen vollen, ebenfalls aus zerschlissenen Federn bestehenden Helm und die außerordentliche Entwicklung des Deckgefieders,







welches über die Flügel und den Schwanz wallend herabhängt. Die Färbung des Gefieders ist auf der Oberseite und der Oberbrust glänzend goldgrün, auf der Unterseite hoch carminroth. Das Auge ist dunkelbraun, das Augenlid schwarz, der Schnabel gelb, am Grunde ölbraun, der Fuß braungelb. Kopf, Kehle, Hals und Oberbrust sind bei beiden Geschlechtern dunkelgrün, der Rücken, die Schultern und Oberschwanzdeckfedern hellgrün, die Unterbrust und der Bauch graubraun, der Hinterrheil ist hochroth; die mittleren Steuerfedern sind schwarz, die äußeren weiß, schwarz in die Quere gebändert. Die Länge beträgt 16, die Schwanzlänge  $8\frac{1}{2}$  Zoll. Die längsten Schwanzdeckfedern überragen die Steuerfedern um 25 Zoll.

Bis vor Kurzem wußten wir nur, daß der Quetsal in Mexiko und Mittelamerika gefunden wird und hier die Gebirgswaldungen bewohnt; neuerdings sind wir durch Salvin's und Owen's Forschungen über die Lebensweise unterrichtet worden. „Der Vogel“, sagt Ersterer, wählt zu seinen Aufenthaltsorten einen Gürtel von ungefähr 6000 Fuß unbedingter Höhe. Innerhalb desselben scheint er in allen Waldungen vorzukommen, wenn auch nur in denen, welche aus den höchsten Bäumen bestehen. Die niedern Zweige derselben, d. h. diejenigen, welche sich ungefähr im zweiten Drittel der Baumhöhle befinden, dienen ihm zur bevorzugten Warte. Hier sieht man ihn fast bewegungslos sitzen; denn er dreht höchstens den Kopf langsam von einer Seite zur andern oder breitet und schließt abwechselnd den fast senkrecht herabhängenden Schwanz, erhebt ihn auch wohl und bringt dann die lang überhängenden Deckfedern in eine sanfte Bewegung. Sein Auge erspäht eine reife Frucht; er erhebt sich von seinem Zweige, erhält sich einen Augenblick rüttelnd, pflückt eine Beere und kehrt zu demselben Zweige zurück. Ein derartiger Ausflug wird mit einer Zierlichkeit ausgeführt, welche jeder Beschreibung spottet. Ich habe oft gehört, daß Leute, welche ausgestopfte Kolibris sahen, begeistert ausriefen: „Wie prachtvoll müssen diese kleinen Geschöpfe erscheinen, wenn sie fliegen“. Aber dies ist nicht der Fall. Man denke sich den Kolibri in einer Entfernung von zwanzig Ellen, und man sieht von seinen Farben nichts, es sei denn, daß man sich in der allerbortheilhaftesten Lage befinde. Anders ist es mit dem Quetsal. Seine Pracht bleibt dieselbe, welche Stellung er auch annehmen möge, und er fesselt durch sie sofort das Auge. Kein anderer Vogel der neuen Welt erreicht ihn, kein anderer der alten Welt übertrifft ihn. Dies waren meine Gedanken, als ich den ersten lebenden vor mir sah. Der Flug ist rasch und wird in gerader Richtung ausgeführt; die langen Schwanzdeckfedern, welche ihm durchaus nicht im Wege zu sein scheinen, strömen hinter ihm drein. Die Laute, welche er ausstößt, sind verschieden. Seine Laestimme ist ein doppelter Laut, den Silben „Wiu wiu“ ungefähr vergleichbar. Der Vogel beginnt mit einem sanften Pfeifen und verstärkt dieses nach und nach zu einem lauten, aber nicht klanglosen Schrei. Oft dehnt er diesen Laut, beginnt ihn leise, verstärkt ihn und läßt ihn dann allgemach wieder verstummen. Beide Töne können leicht nachgeahmt werden. Andere Schreie sind rauh und mißbühnend und sie lassen sich nur mit Hilfe von Blättern wiedergeben. In der Fertigkeit der Nachahmung beruht hauptsächlich der Erfolg der Jagd auf Quetsals. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Früchten; doch findet man gelegentlich auch eine Heuschrecke in seinem Magen.“

\* \* \*

(Kukulksvögel.) Eine arten- und gestaltreiche, in mehrere Unterabtheilungen zerfallte Familie umfaßt die Kukulksvögel (Cuculidae). Sie kennzeichnen sich durch gestreckten Leib mit ziemlich langen Flügeln und langem, abgestuften, aus acht bis zwölf Federn bestehenden Schwanz, mehr oder weniger zusammengedrückten, sanft gebogenen, mitunter hohen, scharfkantigen, ungefähr kopflangen oder kürzeren Schnabel und verhältnißmäßig langen und stark gebauten kurzzeihigen Füßen. Die Beschaffenheit des Gefieders ist so verschieden, daß etwas allgemeines Giltiges nicht ausgesprochen werden kann.

Als die edelsten Mitglieder der Gattung betrachtet man die Honigtukule (Indicatores), welche hauptsächlich Afrika angehören; denn nur zwei Arten der Familie sind bis jetzt außerhalb dieses Erdtheils, in Südasien nämlich, beobachtet worden. Sie leben in waldigen Gegenden, meist paarweise, höchst selten in kleinen Trupps, flattern von einem Baume zum andern und lassen dabei ihre starke, wohlklingende Stimme vernehmen. Sie gehören zu den volksthümlichsten aller Vögel Afrikas; denn da, wo sie leben, haben sie sich Jedermann bekannt gemacht. Schon die ältesten Reisenden erwähnen ihrer und namentlich einer sonderbaren Eigenheit, welche sie, wie es scheint, sämmtlich besitzen. Alles Auffallende nämlich, welches sie bemerkten, versuchen sie anderen Thieren und insbesondere auch dem Menschen mitzutheilen, indem sie in auffallend dreister Weise herbeifliegen und durch Geschrei und sonderbare Geberden einladen, zu folgen.



„Daß sie, so rufend, häufig an Bienenschwärme führen, weiß jeder Eingeborne Afrikas vom Kap bis zum Senegal und von der Westküste bis nach Abissinien herüber. Doch führt der Honigkukuluk den ihm folgenden Menschen ebenso häufig auf gefallene Thiere, die voller Kerbthierlarven sind, oder verfolgt mit seinem Geschrei den Löwen oder Leoparden, kurz Alles, was ihm auffällt.“

Der Honiganzeiger (*Indicator albirostris*) ist auf der Oberseite graubraun, auf der Unterseite weißgraulich; die Gurgel ist schwarz, ein Fleck in der Ohrgegend graulichweiß; einige Schenkeledern sind durch schwarze Längsstriche gezeichnet; die Schwingen sind graubräunlich; die Deckfedern der Flügel breit weiß gefäumt, die Schultern durch einen gelben Fleck geziert; die mittleren Schwanzfedern sind braun, die beiden folgenden jeder Seite auf der Außenfahne braun, auf der inneren weiß, die drei äußersten ganz weiß mit brauner Spitze. Die Länge beträgt  $6\frac{1}{2}$  Zoll.

Von Südafrika an verbreitet sich diese Art über den ganzen Erdtheil bis zum 16. Grad nördlicher Breite; es scheint aber, daß er und seine Verwandten in gewissen Gegenden nur zeitweilig vorkommen, also Zugvögel sind.

Der Reisende Ludolf, dessen „Geschichte Aethiopiens“ im Jahre 1681 erschien, ist der Erste, welcher über den Honiganzeiger spricht. Lobo, dessen Reise nach Abissinien im Jahre 1728 herausgegeben wurde, thut unseres Vogels wiederum Erwähnung. Nach diesen beiden Reisenden gibt Sparmann Ende des vorigen Jahrhunderts eine vollständige Schilderung des auffallenden Betragens der Honigkukuluke, und diese Schilderung ist von allen nach ihm folgenden Naturforschern lediglich bestätigt worden. „Der Bienenvorrätherkukuluk“, sagt derselbe, „dessen ich bei Beschreibung des Katels gedacht habe, verdient, daß ich hier seine sonderbare Geschichte ausführlicher bekannt mache. Der Größe und Farbe wegen ist er zwar eben nicht merkwürdig; denn bei flüchtigem Anblick gleicht er bloß dem gemeinen, grauen Sperling, obschon er etwas größer und salber ist und einen kleinen gelben Fleck auf jeder Schulter hat, auch seine Steißfedern mit Weiß gemischt sind. Eigentlich ist es wohl weiter nichts als Eigennutz, um dessen willen er dem Menschen und dem Kattel die Bienennester entdeckt; denn Honig und Bienennaden sind sein liebster Fraß, und er weiß, daß beim Plündern der Bienennester allzeit etwas verloren geht, das auf seinen Antheil fällt, oder daß man mit Fleiß Etwas als eine Belohnung seines geleisteten Dienstes übrig läßt.“ Hier wendet Vaillant mit Recht ein, daß diejenigen Honigkukuluke, welche in den von Menschen bewohnten Wildnissen haufen, unmöglich auf eine derartige Belohnung ihrer Dienste rechnen können und doch auch leben, daß also der Vogel dem Menschen nicht absichtlich dient, sondern dieser sich die Eigenheit des Honigangebers einfach zu Nutze macht. „Bei alledem“, fährt Sparmann fort, „setzt die Art, wie dieser Vogel seine Vorrätherei bewerkstelligt, viel Ueberlegung voraus und ist bewunderungswürdig. Der Morgen und Abend scheinen seine vornehmste passende Zeit zu sein; wenigstens zeigt er dann den meisten Eifer, mit seinem schnarrenden „Cherr cherr“ die Aufmerksamkeit des Katels und Hottentotten rege zu machen. Man nähert sich sodann dem Vogel, der unter fortgesetztem Rufen dem Striche, welchem der nächste Bienenschwarm zusliegt, allmählich nachfliegt. Man folgt und nimmt sich in Acht, durch Geräusch oder zahlreiche Gesellschaft seinen Wegweiser scheu zu machen, sondern antwortet ihm lieber, wie es einer meiner schlauen Buschmänner that, dann und wann mit leisem und ganz gelindem Pfeifen, zum Zeichen, daß man mitgeht. Ich habe bemerkt, daß wenn das Bienennest noch weit weg war, der Vogel jedesmal nur nach einem langen Fluge Halt machte, um mittlerweile den Bienenjäger zu erwarten und von neuem anzufordern, in eben dem Verhältniß aber, als er dem Neste näher kam, zwischendurch immer eine kürzere Strecke flog und sein Geschrei eifriger und öfterer erneuerte. Wenn er endlich beim Neste angekommen ist, es mag nun in der Kluft eines Berges oder in einem hohlen Baume oder in einem unterirdischen Gange gebaut sein, so schwebt er einige Augenblicke über denselben, setzt sich hierauf, und zwar gewöhnlich in einem benachbarten Busch, so daß er nicht gesehen werden kann, ganz still nieder und sieht zu, was geschieht und von der Beute für ihn abfällt. Es ist glaublich, daß er auf diese Weise jedesmal längere oder kürzere Zeit über dem Neste herumflattert, ehe er sich versteckt, ob man gleich nicht immer so genau Acht darauf gibt. Dem sei, wie ihm wolle, so kann man allezeit versichert sein, daß ein Bienennest sehr nahe ist, wenn der Vogel ganz still schweigt. An einem Orte, wo wir einige Tage verweilten, wurden meine Hottentotten von einem etwas scheuen Bienenkukuluk mehrmals nach ein und derselben Gegend hingelockt, ehe sie aufmerksam wurden und, durch ihn geführt, das Nest aufspürten. Wenn man nun nach der Anweisung des Vogels das Bienennest gefunden und ausgeplündert hat, pflegt man ihm aus Erkenntlichkeit einen ansehnlichen Theil der schlechteren Scheiben, worin die



junge Brut sitzt, zu überlassen, wiewohl gerade diese Scheiben die leckersten für ihn sein mögen, sowie auch die Hottentotten sie keineswegs für die schlechtesten halten."

"So oft ich auch in der Wüste und selbst einmal jenseits Bruhntjeshöhe diesen Vogel, welchen die Ansiedler seiner sich hierauf beziehenden Eigenschaften wegen den Honigweiser nennen, sah und nicht selten die Früchte seiner Verrätherie erntete, hatte ich doch nur auf der Rückreise Gelegenheit, zwei davon zu schießen. Dies nahmen meine Buschmänner aber sehr übel, und obgleich ich vorher meinen Hottentotten eine große Belohnung an Glaskorallen und Tabak versprochen hatte, wenn sie mir behilflich sein wollten, einen Honigkukuk zu fangen oder zu schießen, so waren sie doch zu große Freunde dieses Vogels, als daß sie es hätten thun wollen und hatten zu wenig Lust, ihn zu verrathen."

Die frühere Angabe, daß der Honigangeber drei bis vier weiße Eier in Baumhöhlungen auf den Mulm lege und sie gemeinschaftlich ausbrüte, ist durch neuere Beobachter mit aller Bestimmtheit als irrthümlich nachgewiesen worden. Diese fanden Eier oder Junge der drei verschiedenen Honigangeber, welche Südafrika bewohnen, in den Nestern von Würgern, Grauvögeln, Spechten, Pirolen und ähnlichen Vögeln. Das Weibchen legt sein glänzend weißes Ei auf die flache Erde und trägt dasselbe mit dem Schnabel in das zuvor erwählte fremde Nest, nachdem es ein Ei herausgeworfen hat.

\* \* \*

(Kukuke.) Die Kukuke (Cuculi) kennzeichnen sich durch kopflangen, sanft gebogenen, gewöhnlich ziemlich dünnen, an der Wurzel verbreiterten Schnabel, kurze oder höchstens mittel-lange, paarzehige Füße, lange, schmale und spitze Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste zu sein pflegt, einen langen, abgerundeten oder keilförmig zugespitzten, zehnfedrigen Schwanz, sowie endlich ein dichtes, aber nicht besonders umfangreiches Gefieder, welches lose in der Haut sitzt. Die Geschlechter unterscheiden sich hinsichtlich der Färbung in der Regel wenig, die Jungen merklich von den Alten.

Die Mitglieder dieser Familie verbreiten sich über die alte Welt und Neuholland. Sie sind in Indien und Afrika besonders zahlreich, im Norden aber nur durch eine einzige Art vertreten. Alle ohne Ausnahme gehören dem Walde an und entfernen sich bloß zeitweilig aus der Nähe der Bäume. Soweit der Baumwuchs reicht, finden sie sich überall, baumleere Strecken hingegen meiden sie gänzlich. Die nordischen Arten wandern, die südlicheren streichen höchstens im Lande auf und nieder. Sie sind unruhige, stürmische, flüchtige und scheue Vögel, welche die Geselligkeit mit Ihresgleichen meiden, sich überhaupt nicht gern mit andern Vögeln zu schaffen machen. Sie durchfliegen rasch ein ziemlich großes Gebiet, durchsuchen die Bäume, fliegen von ihnen aus auf das erpähete Thier auch wohl bis zum Boden herab, ohne sich jedoch hier niederzulassen, und streifen so fliegend, fressend und schreiend in ihrem Gebiete auf und nieder. Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Kerbthieren und insbesondere aus deren Larven, vor Allem aber aus haarigen Raupen, welche von den übrigen Vögeln verschmäht werden. Die Haare dieser Raupen bohren sich bei der Verdauung so fest in die Magenwände ein, daß diese wie behaart aussehen und zu falschen Schlüssen verleitet haben. Den größeren Arten der Familie sagt man nach, daß sie auch kleine Wirbelthiere, Lurche z. B., nicht verschmähen, und alle ohne Ausnahme gelten, höchst wahrscheinlich mit vollem Rechte, als Nesträuber und zwar als solche, welche die Eier nicht bloß wegnehmen, sondern auch verschlingen. Dieses einigermaßen auffallende Raubgelüst erklärt sich durch die Fortpflanzung der Kukuke. Sämmtliche Arten der Familie unterziehen sich nämlich der Bebrütung ihrer Eier nicht selbst, sondern bürden die Pflege ihrer Brut andern Vögeln auf, indem sie ihre Eier in deren Nester legen. Dabei pflegen sie mindestens ein Ei aus dem Neste der erkorenen Pflögecktern herauszunehmen, und dieses ist es, welches gelegentlich auch mit verschlungen wird. Die Thatsache ist oft gezeugnet worden, unterliegt aber, vielfachen Beobachtungen zufolge, gar keinem Zweifel. Ueber die Ursache des Nichtbrütens hat man sehr verschiedene Annahmen aufgestellt und zu unterstützen gesucht, bis jetzt aber durchaus noch keinen schlagenden Grund zu entdecken vermocht.

Für Manche scheint es fraglich, ob wir die Kukuke als nützliche oder als schädliche Vögel anzusehen haben. Unbestreitbar leisten sie große Dienste durch Aufzehren der gegen die Angriffe anderer Kerbthierläufer gewappneten haarigen Raupen; aber ebenso unzweifelhaft verursachen sie durch das Unterschieben ihrer Eier fühlbaren Schaden, da die Erziehung eines Kukuks regelmäßig die Vernichtung der Stiefgeschwister, bei denjenigen Arten, welche ihre Eier in die Nester kleinerer Vögel legen, immer nach sich zieht. Dagegen läßt sich nun freilich wieder einwenden,





Der Kukuk oder Gauch (*Cuculus canorus*).  $\frac{1}{3}$  der nat. Größe.

daß ein Kukuk in Vertilgung der Kerbthiere mehr leiste, als fünf oder sechs kleine Sänger, und so wird es als wohlgethan erscheinen, wenn wir den Kukuken unsern Schutz gewähren.

Unser Kukuk oder Gauch (*Cuculus canorus*) ist auf der Oberseite aschgraublau oder dunkelashgrau, auf der Unterseite grauweiß, schwärzlich in die Quere gewellt; die Kehle, die Wangen, die Gurgel und die Halsseiten bis zur Brust herab sind rein aschgrau, die Schwingen bleischwarz, die Steuerfedern schwarz, weiß gefleckt. Das Auge ist hochgelb, der Schnabel schwarz, gelblich an der Wurzel, der Fuß gelb. Die Länge beträgt 14, die Schwanzlänge  $7\frac{3}{4}$  Zoll.

In Europa, Asien und Afrika gibt es wenig Länder oder Gegenden, in denen der Kukuk nicht beobachtet worden ist. Als Brutvogel bewohnt er den Norden der alten Welt. Von hier wandert er nach Süden.

In Deutschland hört man den Kukuk in allen Waldungen, gleichviel, ob dieselben aus Nadel- oder ob sie aus Laubbäumen bestehen. In Südeuropa ist er weit seltener als bei uns, da, wo es Waldungen gibt, aber doch wenigstens noch Brutvogel; in Skandinavien hingegen gehört er zu den gemeinsten Vögeln des Landes.

Jedes Kukukspärchen, richtiger vielleicht, jedes Kukuksmännchen wählt oder erkämpft sich ein Gebiet von ziemlichem Umfange und vertheidigt dasselbe hartnäckig gegen einen etwaigen Nebenbuhler. Wird ein Kukuk verdrängt, so siedelt er sich dicht neben dem Eroberer an und scheidet mit diesem dann tagtäglich einen Strauß aus. Daß ein und derselbe Vogel zu demselben Orte zurückkehrt, ist durch Beobachtungen festgestellt. Seinen Standort durchschweift der Kukuk ohne Unterlaß, und deshalb erscheint er mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf bestimmten Bäumen tagtäglich mehrere Male.

Unter den Verwandten ist der Kukuk der flüchtigste, unruhigste und lebhafteste. Er ist in Bewegung vom Morgen bis zum Abend, in Skandinavien sogar während des größten Theils



der Nacht. Während seiner Streifereien frißt er beständig; denn er ist ebenso gefräßig, als bewegungs- und schreilustig. Mit leichtem, zierlichen, schnellen Fluge, welcher dem eines Falken ähnelt, kommt er angefliegen, läßt sich auf einem dicken Aste nieder und sieht sich nach Nahrung um. Hat er eine Beute erpäht, so eilt er mit ein paar geschickten Schwentungen zu ihr hin, nimmt sie auf und kehrt auf denselben Ast zurück oder fliegt auf einen andern Baum und wiederholt hier dasselbe. Uebrigens ist der Kukuk nur im Fliegen geschickt, in allem übrigen läppiſch. Zu gehen ist er kaum im Stande und klettern kann er gar nicht. Im Frühling versäumt er nie, nach dem Aufbäumen einigemal seinen Ruf erschallen zu lassen, und wenn die Liebe sich in ihm regt, treibt er so argen Mißbrauch mit seiner Stimme, daß er zuletzt buchstäblich heiser wird. Außer dem bekannten „Kukuk“ ruft der Vogel auch noch leise „Quawawa“ oder „Haghaghaghag“, während das Weibchen ein eigenthümliches Gelächter oder Gelicher vernehmen läßt, welches durch die Silben „Kwitwitwit“ ungefähr wiedergegeben werden kann.

Der Kukuk ist als ein höchst unfriedfertiger Vogel beschrieben. In Kampf und Streit liegt er jedoch nur mit andern seiner Art: die ganze übrige Vogelwelt läßt ihn gleichgültig, sobald es sich nicht darum handelt, einem Mitglied derselben ein Ei aufzubürden. Aber gerade die kleinen Vögel, denen die Ehre zu Theil wird, die jungen Kukule großzuziehen, kennen den alten Kukuk, und er sieht sich verfolgt, sobald er sich sehen läßt. Gefangene, welche man unter Kleingeflügel hält, vertragen sich mit allen Genossen vortrefflich und denken gar nicht daran, mit ihnen zu streiten oder zu hadern. Aber freilich ein männlicher Kukuk ist dem andern ein Dorn im Auge.

Daß der Kukuk seine Eier in fremde Nester legt, war schon den Alten bekannt. „Das Bebrüten des Kukukseies und das Aufziehen des aus ihm hervorkommenden Jungen“, sagt Aristoteles, „wird von demjenigen Vogel besorgt, in dessen Nest das Ei gelegt wurde. Der Pflieger wirft sogar, wie man sagt, seine eigenen Jungen aus dem Neste und läßt sie verhungern, während der junge Kukuk heranwächst.“ Hieran ließen sich noch eine Menge von Mittheilungen reihen, die neben Annahmen und Muthmaßungen auch manches Wahre enthalten. Einzugestehen ist, daß wir noch keineswegs vollkommen über den Kukuk unterrichtet sind. Das Thatsächliche, d. h. durch Beobachtung festgestellte hinsichtlich des Fortpflanzungsgeschäfts unseres Vogels ist folgendes: Der Kukuk übergibt seine Eier einer großen Anzahl verschiedenartiger Singvögel zum Ausbrüten. Schon gegenwärtig kennen wir über fünfzig verschiedene Pfliegereltern; es unterliegt aber gar keinem Zweifel, daß sich diese Kunde bei genauerer Durchforschung des gesammten Verbreitungsgebietes dieses merkwürdigen Vogels noch wesentlich erweitern wird. Unter denselben Vögeln werden die Schilffänger, Stelzen, Grasmücken und Pieper bevorzugt, vieler Nester aber nur im äußersten Nothfall, möglicherweise auch aus Versehen benutzt.

Die Eier des Kukuks sind so verschiedenartig gefärbt und gezeichnet, wie bei keinem andern Vogel, dessen Brutgeschäft man kennt. Jede, selbst die auffallendste Färbung der Eier ähnelt aber mehr oder weniger der Eifärbung derjenigen Vögel, in deren Nester jene gelegt werden, und deshalb ist je nach den verschiedenen Verhältnissen bald diese, bald jene Färbung vorherrschend. Jedes Weibchen legt nur ein Ei in dasselbe Nest und zwar in der Regel bloß dann, wenn sich bereits Eier des Pfliegers in ihm befinden. Wahrscheinlich legt es auch bloß in die Nester ein und derselben Art und höchstens im Nothfall in die anderer Vögel.

Das Betragen des Kukuks während seines Fortpflanzungsgeschäfts läßt sich in der Kürze schildern, wie folgt. Sofort nach seiner Ankunft im Frühjahr denkt der Vogel an die Paarung und wenn das Ei legreif geworden ist, fliegt das Weibchen aus, um Nester zu suchen. Bei diesem Geschäft wird es von dem Männchen nicht begleitet; denn dieses scheint sich überhaupt um seine Nachkommenschaft nicht zu kümmern. Das Nestersuchen geschieht fliegend; das Weibchen muß aber ein ganz absonderliches Geschick haben, da es auch die verstecktesten Nester auszuspähen weiß. Im Gegensatz zu seiner sonstigen Scheu kommt es bei dieser Gelegenheit sehr oft in unmittelbare Nähe der Wohnungen, ja selbst in das Innere der Gebäude, z. B. in Schuppen und Scheuer. Erlaubt es der Standort oder die Bauart des Nestes, so setzt sich das legende Weibchen auf das Nest, ist dies nicht der Fall, so legt es sein Ei auf die Erde, nimmt es in den Schnabel und trägt es in diesem zu Nester. Es kommt vor, daß es in Höhlungen schlüpft, durch deren Eingang es sich nur mit genauer Noth zwängen kann: einzelne sind bei dieser Gelegenheit gefangen worden, weil sie sich nicht retten konnten. Gar nicht selten findet man zwei, auch zwei verschieden gefärbte Kukukseier in ein und demselben Neste. Nachdem die Alte das Ei gelegt hat, behält sie das Nest noch im Auge, kehrt wiederholt zu demselben zurück und wirft Eier und selbst Junge, niemals aber seine eigenen aus dem Neste.



Die Angabe, wonach die kleinen Singvögel mit großem Vergnügen eine Kukuzmutter ihrem Neste sich nahen und ein Ei in dasselbe legen sehen sollten, hat sich nicht bewährt. Auf fallend bleibt es aber doch, daß dieselben Vogel, denen jede Störung ihres Nestes verfaßt ist, und welche in Folge einer solchen aufhören, zu brüten, das Kukuzsei nicht aus dem Neste werfen, wie sie es mit andern Eiern, welche ihnen untergeschoben werden, thun, daß sie im Brüten fortfahren, auch nachdem der Kukuf ihre eigenen Eier sammtlich oder bis auf wenige entfernt hat. Sie lassen die Kukuzmutter, entziehen deren Ei oder Brut ihre Pflege aber nicht.

Der junge Kukuf entschlüpft dem Ei in einem äußerst hilflosen Zustande, macht sich aber an dem unförmlich dicken Kopf mit den großen Augäpfeln sehr kenntlich. Er wächst anfangs schnell und wenn erst Stoppeln aus der schwarzlichen Haut hervorkommen, sieht er in der That häßlich aus. So unbehilflich der eben ausgekrochene Vogel auch ist, so frecklustig zeigt er sich. Er beansprucht mehr Nahrung, als die Pflegeeltern beschaffen können, und er schnappt dieselbe, wenn wirklich noch Stiefgeschwister im Neste sind, diesen vor dem Schnabel weg, wirft sie auch, wenn sie nicht verhungern oder nicht durch seine Mutter entfernt oder umgebracht werden, schließlich aus dem Neste heraus. Die Pflegeeltern tragen ihm mit rührendem Eifer allerlei kleine Kerbthiere zu. Sie bringen ihm Käferchen, Fliegen, Schnecken, Käupchen, Würmer und plagen sich vom Morgen bis zum Abend, ohne ihm den Mund zu stopfen und sein ewiges heiseres „Zis zis“ verstummen zu machen. Auch nach dem Ausfliegen folgen sie ihm noch tagelang; denn er achtet ihrer Führung nicht, sondern fliegt nach seinem Belieben umher und die treuen Pfleger gehen ihm nach. Zuweilen kommt es vor, daß er nicht im Stande ist, sich durch die enge Oeffnung einer Baumhöhlung zu drängen; dann verweilen seine Pflegeeltern ihm zu Gefallen selbst bis in den Spätherbst und füttern ihn ununterbrochen. Man hat Bachstelzenweibchen beobachtet, welche noch ihre Pfleglinge fütterten, als schon alle Artgenossen die Wanderung nach dem Süden angetreten hatten.

Wenn der Kukuf als unverträglich, ja böshaft bezeichnet wird, so widerspricht dem die Beobachtung, daß ein Gefangener mit Papageien, Kernbeißern, Kardinalen, Alpen- und Kalandlerchen, Wiedehopfen, Helmvögeln, Schaumfußtauben u. s. w. zusammen lebte, auch eine Zeit lang in ein und demselben Käfig mit kleinen westafrikanischen Finken war; er aber nicht einen einzigen dieser Vögel behelligte. Selbst alt eingefangene Kukufe werden zuweilen sehr rasch zahm.

Der erwachsene Kukuf hat wenig Feinde. Seine Fluggewandtheit sichert ihn vor der Nachstellung der meisten Falken, und den kletternden Raubthieren entgeht er wahrscheinlich immer. Vor dem Menschen nimmt er sich in der Regel wohl in Acht; und für den, welcher seine Stimme nicht genau nachzuahmen versteht, ist es schwer, einen Kukuf zu berücken. Noch schwieriger ist es, einen lebenden Kukuf in seine Gewalt zu bekommen.

Der Kukuf verdient, daß wir ihn der allgemeinsten Schonung empfehlen. Er darf dem Walde nicht fehlen; denn er trägt nicht bloß zu seiner Belebung, sondern auch zu seiner Erhaltung bei. Das Gefühl will uns glauben machen, daß der Frühling erst mit dem Kukuzrufe im Walde einzieht. Der Verstand sagt uns, daß dieser klangvolle Ruf noch eine ganz andere, wichtigere Bedeutung hat. Der Kukuzruf bezeichnet den Einzug eines der treuesten unserer Waldhüter. Kerbthiere aller Art und nur ausnahmsweise Beeren bilden die Nahrung des Kukuz; derselbe vertilgt aber vorzugsweise solche, welche gegen andere Feinde gewappnet sind: haarige Raupen! Daß es unter diesen abscheuliche Waldverderber gibt, ist bekannt genug, daß sie sich oft in entsetzlicher Weise vermehren, ebenfalls. Ihnen gegenüber leistet der verschriene Gauch Großes, Unerreichbares. Sein unerfättlicher Magen reicht dem Walde zur Wohlthat, seine Gefräßigkeit ihm selbst zur größten Zierde, mindestens in den Augen des verständigen Forstmanns. Der Kukuf leistet in der Vertilgung des schädlichen Gewürms mehr, als der Mensch vermag.

Die Heherkukufe (*Coccytes*) bilden eine ziemlich zahlreiche Familie, welche namentlich in Afrika mehrfach vertreten ist. Der ihr angehörige, 15 Zoll lange Straußkukuf (*Coccytes glandarius*) ist auf dem Kopfe aschgrau, auf dem Rücken graubraun, auf der Unterseite graulichweiß; die Kehle, der Seitenhals und die Vorderbrust sind röthlichfahlgelb; die Flügeldeckfedern und die Armschwingen enden mit großen, breiten, dreieckigen, weißen Flecken. In Egypten und Nubien ist er stellenweise häufig, in dem benachbarten Arabien und Palästina wenigstens nicht selten; in Algerien findet er sich ebenfalls, und von hieraus streift er mehr oder weniger regelmäßig nach Europa herüber und hat sich einmal selbst bis in das Sprechthal verfliegen.

In seinem Wesen und Betragen hat der Straußkukuf mit seinem deutschen Verwandten wenig gemein. Der Flug ähnelt zwar dem des letzteren einigermaßen; im übrigen aber unter-





Der Riesenkukul (*Seythrops Novae-Hollandiae*).  $\frac{1}{2}$  der nat. Größe.

scheidet sich der Vogel doch sehr von ihm. Auch er ist flüchtig, läßt sich jedoch, wie bemerkt, an ein viel kleineres Gebiet fesseln; auch er ist unftet, kehrt aber doch viel öfter zu denselben Plätzen zurück, als jener. Die Stimme ist von der unseres Kukulz durchaus verschieden; sie ist ein lachendes, elsterartiges Geschrei, welches etwa durch „kiau kiau“ wiedergegeben wird. Der Warnungsruf soll wie „kerk kerk“ klingen. Im Magen der erlegten fand man Kerbtbiere aller Art, auch Raupen. Nach zuverlässigen Beobachtungen, die in Egypten und Spanien gemacht wurden, legt der Straußkukul sein Ei in die Nester der Krähen und Elster und erweist sich somit als ein eigentlicher Kukul. Junge Straußkukule lassen sich ohne Mühe in der Gefangenschaft erhalten und mit Fleisch ernähren.

Die Gilande Oceaniens und Südasien beherbergen eine kleine Gruppe von Kukuln, welche man Gukul (*Eudynamys*) genannt hat. Die bekannteste Art der Sippe ist der Koel oder Kuil (*Eudynamys orientalis*), also benannt nach seinem Geschrei. Das Männchen ist glänzend grünlichschwarz, auf der Oberseite weiß gefleckt, auf den Schwingen und dem Schwanz weiß gebändert, unten weiß mit schwarzen Flecken. Seine Länge beträgt 15 $\frac{1}{2}$  Zoll, die Schwanzlänge ebensoviel. Das Weibchen legt sein Ei in die Nester der beiden indischen Krähenarten, der Glanz- und der Nas Krähe und überläßt denselben die Aufzucht der ausgeschlüpften Jungen auf Kosten ihrer eigenen Kinder. Der Koel erträgt leicht die Gefangenschaft und ist im Londoner Thiergarten Jahre lang mit Reis und Früchten erhalten worden.



Die prachtvollsten aller Kukufe bewohnen die Gleicherländer Afrika, Asiens und Neuhollands. Der Name Goldkukufe (*Chrysococcyx*) ist für ihre Schönheit noch nicht bezeichnend genug; denn ihr Gefieder schimmert in so prachtvollen Farben, wie sie keine Metallverbindung hervorbringen kann. Der Goldkukuf oder Didrik (*Chrysococcyx auratus*) ist auf der ganzen Oberseite, mit Ausnahme einiger lichten Stellen, glänzend metallisch grün, kupferig schillernd; doch zeigen viele von den Federn auch einen bläulichen Schiller an ihren Rändern, und einzelne einen oder zwei derartige Flecken. Vor und hinter dem Auge verlaufen weiße Streifen, und ein gleichfarbiger Flecken ziert die Stirngegend. Die ganze Unterseite ist lichtbräunlich oder gelblichweiß. Die Seiten-, die Schwanz- und Untersügeldeckfedern sind grünlich. Die Länge beträgt 7 $\frac{1}{2}$ , die Schwanzlänge 3 $\frac{1}{4}$  Zoll. Er findet sich häufig in Südafrika und ist weniger gemein in Mittelafrka. Sein Lachton ist ein lautes, flötendes Pfeifen, welches durch „Dididididik“ oder durch „Huidhuidhuidi“ ausgedrückt wird. Das Weibchen soll bloß einen leisen Ton, wie „Witwit“ klingend, vernehmen lassen. Man fand dessen Eier in den Nestern kernthierfressender Vögel und machte die Beobachtung, daß das Weibchen sein Ei ebenfalls mit dem Schnabel in die Nester der von ihnen zum Pflegeelterngeschäft erwählten Vögel trägt.

In Neuholland lebt der größte aller Kukufe. Er vertritt die Sippe der Fragensvögel (*Scythrops*), so genannt, weil der Schnabel eher dem eines Lufans als dem eines Kukufs gleicht. Dieser Schnabel ist mehr als kopflang, groß, dick und stark, an der Wurzel ziemlich hoch und breit, seitlich zusammengedrückt, auf der Firste stark und an der Spitze hakig herabgebogen, woran der Unterschnabel theilnimmt. Der Riesenkukuf (*Scythrops Novae-Hollandiae*), welcher die einzige Art der Sippe bildet, ist auf dem Kopfe, dem Halse und der Brust grau, auf der Oberseite, dem Flügel und Schwanz grünlicholivengrau, jede Feder hier breit schwarzbraun gespitzt. Das Auge ist braun, die nackte Stelle um dasselbe scharlachroth, der Schnabel gelblichhornfarben, der Fuß olivenbraun. Die Länge beträgt über 2 Fuß, die Schwanzlänge 10 Zoll.

Sein Anstand und seine Sitten, seine Bewegungen, seine Ernährung und die Art und Weise seiner Fortpflanzung kennzeichnen ihn auf das Entschiedenste als Kukuf. Sowohl im Sitzen als im Fliegen läßt er ein lautes, durchdringendes Geschrei vernehmen, wenn ein Falk oder ein anderer Raubvogel ihm zu Gesicht kommt. Im Magen fanden sich Samen vom rothen Gummi- und Pfeffermünzbaum, aber auch Ueberbleibsel von Kernthieren, obwohl nicht in Menge.

\* \* \*

(Buschkukufe.) Die Familie oder Unterfamilie der Buschkukufe (*Phoenicophaei*) tritt namentlich in Indien und auf den benachbarten Eilanden zahlreich auf, ist aber auch in Afrika durch eine Art vertreten. Zu ihren Angehörigen zählt eine indische Art, der Kokil oder Van-Kokil der Bengalesen (*Zenocostomus tristis*), ein hübscher Vogel, von vorherrschend grüner Färbung und 23 Zoll Länge.

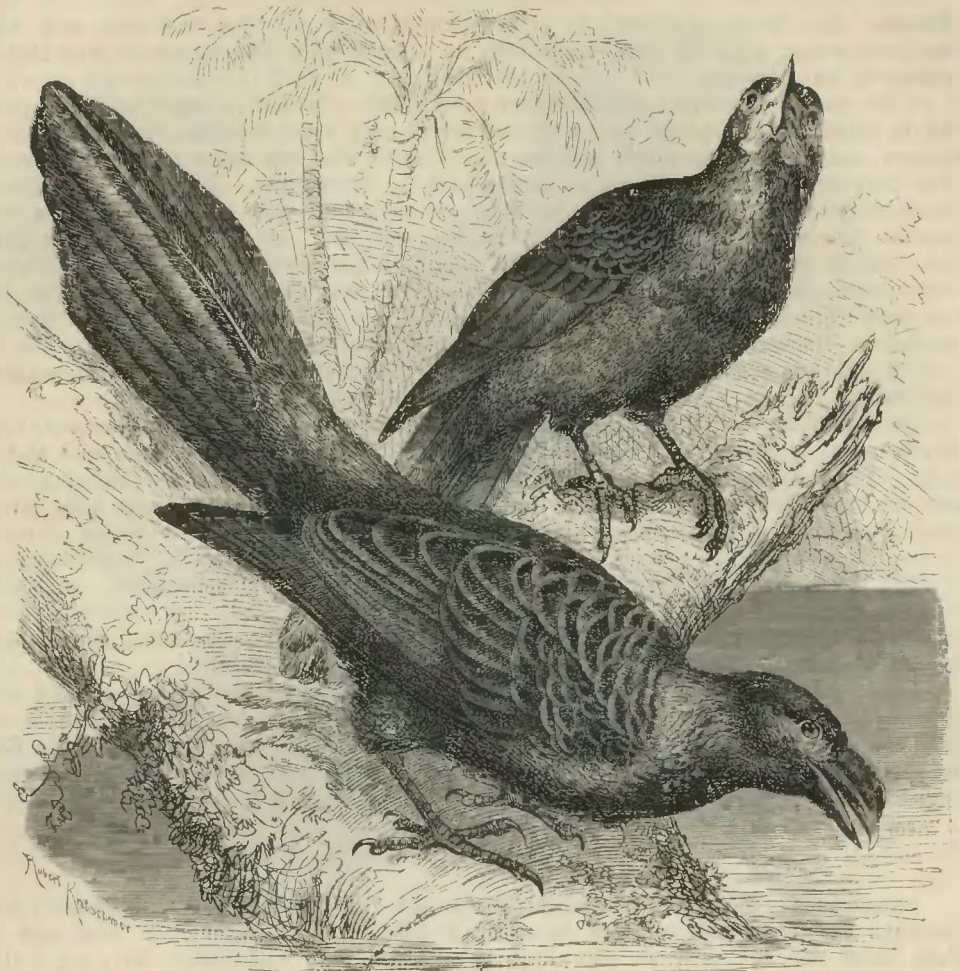
\* \* \*

(Ferkenkukufe.) Die Kukufsvögel, welche die neue Welt bewohnen, hat man Ferkenkukufe (*Coccygi*) genannt. Wir nennen aus dieser Familie den Regenkukuf (*Coccyzus americanus*), einen 12 Zoll langen, auf der Oberseite lichtgraubraun, auf der Unterseite graulichweiß gefärbten Vogel, welcher „kau tau“, auch „kuf“ ruft, und seine Eier in der Regel selbst ausbrütet und dieselben nur ausnahmsweise, vielleicht im Nothfall andern Vögeln unterschiebt.

Auf Jamaika tritt zu dem Regenkukuf ein Verwandter, welcher dort Regenvogel, wissenschaftlich aber Eidechsenkukuf (*Saurothera vetula*) genannt wird und seiner auffallenden Schnabelbildung wegen erwähnt zu werden verdient. Der Schnabel ist länger als der Kopf, fast vollkommen gerade, dünn, seitlich zusammengedrückt, an der Spitze hakig übergebogen. Das Gefieder der Oberseite ist dunkelgrau, das der Unterseite fahlgelb. Die Länge beträgt 15 $\frac{1}{2}$  Zoll. Er wird wegen seiner albernen Neugier „närrischer Thomas“ genannt, läßt eine gackernde, den Silben „Tiki, tiki, tiki“ entsprechende Stimme vernehmen, frist außer Beeren vornämlich Eidechsen.

Der Langschwanzkukuf (*Pyrrhococcyx cayanus*) ist hellrothbraun, auf der Unterseite von der Brust abwärts bleigrau. Die Länge beträgt 18 bis 22 Zoll, die Schwanzlänge



Der Runzelschnabel (*Crotophaga rugirostris*).

10 bis 14 Zoll. Er ist gemein in Brasilien und verbreitet sich über das ganze wärmere Amerika. Schon von fern ist er an seinem langen Schwanz und dem rotbraunen Gefieder kenntlich.

\* \* \*

(Madenfresser.) Höchst eigenthümliche Kukuksvögel sind die Madenfresser (*Crotophagae*), eine wenig zahlreiche, auf Süd- und Mittelamerika beschränkte Gruppe oder Familie. Sie kennzeichnet sich hauptsächlich durch einen starken auf der Stirne zu einem scharfen Kamm erhöhten Schnabel. Das Innere des Oberschnabels ist hohl, und die Hornmasse selbst besteht aus sehr dünnwandigen Zellen, fast wie bei den Pfefferfressern und Hornvögeln.

Die Lebensweise hat etwas sehr auffallendes; denn die Madenfresser leben durchaus nicht nach anderer Kukuke Art, sondern eher in derselben Weise wie unsere Elstern oder Krähen, gleichen aber auch wiederum den Pfefferfressern. Man sieht sie immer in Gesellschaft und zwar in der Nähe menschlicher Wohnungen ebensowohl, wie im Innern der Steppenwäldungen; am liebsten aber treiben sie sich in der Tiefe der Thäler auf feuchten Wiesenplätzen umher und regelmäßig in der Nähe von Viehherden. Die Nähe des Menschen scheuen sie nicht, ja, sie bekunden zuweilen eine Dreistigkeit, welche uns geradezu unbegreiflich erscheint. Ihre Fortpflanzung ist ebenso eigenthümlich, wie sie selbst. Die Madenfresser brüten (sehr oft wenigstens)



gemeinschaftlich, nicht bloß in Gesellschaften, sondern in ein und demselben Neste, in dem viele Weibchen ihre Eier gemeinschaftlich ablegen, das Brutgeschäft gemeinschaftlich besorgen und auch die Jungen gemeinschaftlich groß ziehen. In der Gestalt zeigen sie entfernte Aehnlichkeit mit unserer Elster.

Die drei Arten, welche Südamerika und Brasilien insbesondere bewohnen, unterscheiden sich hauptsächlich durch die Größe und Schnabelbildung. Die *Coroia* der Brasilianer (*Crotophaga major*) ist etwas größer als eine Elster; der Ani (*Crotophaga Ani*) ist beträchtlich kleiner als eine Elster, kaum so groß wie unser Kukul; endlich der Runzelschnabel (*Crotophaga rugirostris*) ist etwas größer als der vorgenannte, sein Schnabel aber länglicher und der gestreckte Kamm mit vier bis fünf stumpfen, wellenförmigen Querrunzeln verziert. Die Färbung des Gefieders ist dunkelbläulichschwarz, wenig schillernd; doch sind die Federn des Kopfes, Halses und der Vorderbrust bunt, kupferig violett gefärbt, die des Rückens und Bauches bestimmter metallgrün gerandet. Das Auge ist graubraun, Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 14, die Schwanzlänge 7 Zoll.

Die *Coroia* bewohnt hauptsächlich mit Busch bestandene, ruhige Gegenden Südamerikas; der Ani Gebüsche neben Triften, auch solche in unmittelbarer Nähe der Ansiedelungen, der Runzelschnabel die bewaldeten Ufergrübel der Savannen Nordbrasilien's und Gujanas. Von dem Ani wollen wir noch bemerken, daß der sonderbare Ruf, den er alle Augenblicke vernehmen läßt, wie der Name des Vogels, durch die Nase gesprochen, klingt, als „Ani“ oder „Ai“; nach der Auffassung einiger Beobachter soll derselbe jedoch durch die Silben „Tru-i, Tru-i“, oder „Dooi“, „Maai“, ausgedrückt werden.

\* \* \*

(Kukul.) Afrika, Ostindien, die malaiischen Gilande und Neuholland werden von einer Familie sonderbarer Vögel bewohnt, welche man Kukul oder Sporenkukul (*Centropodes*) genannt hat, weil die Hinterzehe in der Regel mit einem mehr oder weniger langen, fast geraden spigen Sporn bewehrt ist. Sie durchschlüpfen und durchsuchen das Innerste der andern Vögeln fast unzugänglichen Gebüsche und jagen großen Kerbtieren, Tausendfüßlern, Skorpionen, oder selbst Eidechsen und Schlangen nach, plündern Vogelnester aus und verschmähen überhaupt keinerlei thierische Beute, scheinen dagegen aber Pflanzenstoffe nicht zu berühren.

Eine in Afrika häufige Art (*Centropus aegyptius*) mit vorherrschend röthlichbraunem Gefieder, wird 14 Zoll lang und erträgt bei roher Fleischnahrung ganz gut die Gefangenschaft in Europa.

Die indischen Arten sind unter dem Namen *Centrocoecyx* von den afrikanischen getrennt worden. Von den Engländern werden sie Krähenfasane genannt. Eine der verbreitetsten und bekanntesten Arten ist die Hedenkrähe (*Centrocoecyx viridis*). Bei ihr sind Kopf, Nacken, die oberen Schwanzdeckfedern und der Schwanz, sowie die ganze Unterseite glänzend grünschwarz, der Rücken und die Schwingen roth oder rußbraun, gegen die Spitze hin lebhafter roth. Die Länge beträgt 15, die Schwanzlänge 8 Zoll.

Die Hedenkrähe ist weit über Hinterasien verbreitet, wo sie still und verborgen, meistens in der Nähe des Erdbodens, lebt, sich aber durch ihre wenn auch sehr schwache Stimme verräth, welche der des europäischen Kukul's einigermaßen ähnelt und ihr den malaiischen Namen „Dudut“ verschafft hat.

Die australischen Vertreter der Familie hat man Fasanenspornenkukule (*Polophilus*) genannt, weil sie sich von den übrigen durch bedeutende Größe und kurzen, dicken, stark gekrümmten Schnabel unterscheiden. Der Fasanenkukul (*Polophilus phasianus*) ist düsterschwarz, auf den Flügeldeckfedern fahlbraun und schwarz, weil jede Feder einen lichten Schaftstreifen zeigt, auf dem Unterrücken tiefgrün, schwarz gesprenkelt. Die Länge beträgt 24, die Schwanzlänge 14 Zoll.

\* \* \*

(Vartvögel.) Die reichhaltige Familie der Vartvögel (*Capitones*) kennzeichnen sich durch ein weiches, in prächtigen Farben prangendes Gefieder, welches sich in der Schnabelgegend zu zahlreichen Borsten umgestaltet hat. Sie ist in dem heißen Gürtel beider Welten heimisch, wird jedoch in den verschiedenen Erdtheilen durch verschiedene Sippen vertreten. In Afrika und in Asien ist sie besonders entwickelt; in Australien hingegen wird keins ihrer Mitglieder



gefunden. Im Gegenjatz zu den trägen, langweiligen Bartkufuken sind die meisten Bartvögel lebhaft, muntere, rührige Vögel. Ihre Nahrung besteht ebensowohl aus Kerbtthieren, wie aus Beeren und Früchten verschiedener Art. Fast alle sind mit einer lauten, weit hörbaren Stimme begabt, und mehrere Arten führen regelmäßig Tonstücke aus, an welchen alle Mitglieder der Gesellschaft theilnehmen.

Unter den afrikanischen Bartvögeln zeichnet sich der Perlvögel (*Trachyphonus margaritatus*) durch die Zeichnung seines Gefieders aus; das der Oberseite ist umbrabraun, weiß gepunktet und gebändert, das der Unterseite glänzend schwefelgelb, in der Brustgegend röthlich überflogen. Die Länge beträgt 7 Zoll.



Der Perlvögel (*Trachyphonus margaritatus*). \* der nat. Größe.

Als Vertreter der asiatischen Arten mag der Goldbartvögel (*Xantholaema indica*) dienen, also genannt wegen seiner vorherrschend grünen und gelben Färbung; er wird 6 bis 7 Zoll lang und verbreitet sich über ganz Indien, Ceylon und die malaiischen Inseln.

Unter den amerikanischen Arten der Familie ist der erst kürzlich in Ecuador entdeckte Tukanbartvögel (*Tetragonops ramphastinus*) der merkwürdigste, weil er ein Mittelglied zu sein scheint zwischen Bartvögeln und Tukans.

\* \* \*

(Hornvögel.) Die letzte Junft der Ordnung umfaßt die Hornvögel (*Bucconidae*), welcher die ausgezeichnete Familie der Tukans oder Pfefferfresser (*Ramphasti*) angehört. Sie kennzeichnet der unver-

hältnißmäßig große, aber leichte, zellige Schnabel, welcher bei vielen noch durch sonderbare Auswüchse geziert ist.

Die Lebensweise der Tukans ist, nach Burmeisters Versicherung, am besten von dem Prinzen von Wied geschildert worden, und deshalb ist es billig, die Worte dieses ausgezeichneten Forschers hier folgen zu lassen.

„In den brasilianischen Urwäldern sind Tukane nächst den Pavageien die gemeinsten Vögel. Ueberall erlegt man ihrer in der kalten Jahreszeit eine Menge, um sie zu essen. Für den fremden Reisenden haben sie indessen noch mehr Interesse als für den Inländer, der sowohl an die höchst sonderbare Gestalt, als an die glänzenden Farben dieser Vögel gewöhnt ist; denn die Tukane zeigen auf einem meist kohlschwarzen Grunde des Gefieders mancherlei sehr lebhaft, blendende Farben. Selbst die Iris des Auges, die Beine und der riesige Schnabel sind von dieser lebhaften Färbung nicht ausgenommen.“



„Daß diese schönen Vögel in den brasilianischen Wäldern sehr zahlreich sind, ist gewiß; ebenso sicher ist es aber, wie auch Sonnini richtig bemerkt, daß es schwer hält, über ihre Lebensart und Sitten, besonders über ihre Fortpflanzung genaue Nachrichten zu sammeln. Nie habe ich das Nest eines Tukans gefunden. Die Brasilianer haben mir indessen versichert, sie legten zwei Eier in hohle Bäume oder Baumäste, und dies ist mir auch wahrscheinlich, da die meisten dortigen Vögel nur zwei Eier legen.“

„Die Nahrung der Tukane war ebenfalls lange ein unentschiedener Punkt in ihrer Naturgeschichte. Azara will sie die Nester der Vögel plündern lassen, wogegen ich zwar Nichts einwenden kann, jedoch bemerken muß, daß ich in dem Magen nur Früchte, Fruchtkerne und ähnliche weiche Massen gefunden habe. Waterton bestätigt das Gesagte ebenfalls und daß die Tukane nicht fleischfressend seien. Sie sind den Pflanzungen von Bananen und Guababäumen sehr gefährlich, da sie den Früchten derselben nachstellen. Im gezähmten Zustande sind sie immer Allesfresser, wie ich mich davon selbst zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe; denn ich sah einen solchen Vogel Fleisch, Picon (einen Brei von Mandiocamehl und Fleischbrühe) und Früchte verschiedener Art gierig verschlingen. Hierhin ist auch unbezweifelt die Bemerkung von Humboldt zu zählen, daß der Tukan Fische fresse, wodurch dieser Vogel in gezähmtem Zustande den Krähen sehr ähnlich, nur noch weit heißhungriger erscheint. Daß er sein Futter beim Fressen in die Höhe werfe, habe ich nicht beobachtet. Nach der Versicherung der Wilden leben die Tukane in der Freiheit bloß von Früchten. Sie scheinen im allgemeinen viel Ähnlichkeit mit den Krähen zu haben, vielleicht sind sie aber in der Freiheit Allesfresser, mindestens für das, was weich genug ist, um von ihrem schwachen Schnabel ganz verschlungen zu werden. Sie sind neugierig wie die Krähen, verfolgen die Raubvögel gemeinschaftlich und versammeln sich zahlreich, um den Feind zu necken. Ihren Flug möchte ich nicht schwer nennen; doch geht Sonnini's Aussage vielleicht auf den großschnäbligsten aller Tukane, den Toko, welchen ich nie fliegen sah. Die Tukana (*Ramphastus Temminckii*) fliegt hoch, weit und in sanften Bogen sich fortbewegend. Dabei bemerkt man keine besondere Anstrengung, noch eine Stellung, die von der anderer Vögel abweicht. Sie tragen Hals und Schnabel wagrecht aufgestreckt und fliegen nicht, wie Baillant sagt, schwer mit eingezogenem Halse. Waterton irrt, wenn er behauptet, der große Schnabel scheine dem Vogel lästig zu sein, und er trage ihn nach der Erde hinabgeneigt; denn mir ist es sehr oft aufgefallen, wie leicht und schnell diese Vogel mit ihrem großen Schnabel über den höchsten Waldbäumen ihre Schwenkungen machten und dann wieder in ihren dunkeln Schatten hinabeilten. Sollte der Toko hiervon eine Ausnahme machen? Ich bezweifle es, da der Schnabel so leicht ist, daß er ihnen durchaus nicht beschwerlicher zu sein scheint, als der kleinere Schnabel dem Specht.“

„Die Stimme der verschiedenen Tukane ist bei jeder Art etwas abweichend. Azara sagt, sie klinge bei den von ihm beobachteten Arten „raa“. Dies mag für den Toko gelten, bei den von mir beobachteten Arten ist sie hiervon sehr abweichend. Die Urvölker von Amerika benutzen häufig die schönen bunten Federn dieser Vögel zum Putze, besonders die orangefarbene Brust, welche sie ganz abziehen und anheften.“

Arassaris (*Pteroglossus*) nennt man diejenigen Arten deren Schnabel verhältnißmäßig klein, schlank, rund, gegen die Spitze weniger zusammengedrückt, an der Wurzel nicht höher als der Kopf ist. Eine der verbreitetsten Art dieser Sippe ist der Arassari der Brasilianer (*Pteroglossus Aracari*). Die Grundfarbe seines Gefieders ist ein dunkles Metallgrün; Kopf und Hals sind schwarz, auf den Wangen mit dunkelbraunviolettlem Anfluge. die Unterbrust und der Bauch blaßgrünelb, eine Binde, welche sich über die Bauchmitte zieht, und der Würzel bis zum Rücken hinauf roth; der Schwanz ist von oben gesehen schwarzgrün, von unten gesehen graugrün. Das Auge ist braun, die nackte Augengegend tieferschwarz; der Oberschnabel hat eine gilblichweiße Farbe, und nur der Mundwinkel neben dem aufgeworfenen Rande und die abgerundete Rinnensfiste sind schwarz; der Unterschnabel dagegen ist ganz schwarz, mit weißem Rande am Grunde; die Beine sind grünlichgrau. Die Länge beträgt 17 Zoll.

„Der Arassari“, sagt der Prinz, „lebt in allen von mir bereisten brasilianischen Urwäldern in Menge und zeigt in der Hautsfache ganz die Lebensart der Tukane. Man sieht ihn sehr häufig auf den obersten dünnen Zweigen eines hohen Waldbaumes sitzen. von wo aus er seinen kurzen, zweistimmigen Ruf ertönen läßt, der etwa klingt wie „kukik kukik“. Er lebt paarweise und außer der Paarzeit in kleinen Gesellschaften, welche nach den Früchten umherziehen. Besonders in der kalten Zeit, der Reisezeit der meisten Früchte, verläßt er oft die Waldungen und nähert sich den Küsten und Pflanzungen, wo man dann ihrer viele erlegt. Das Fleisch ist gut, in der kalten Zeit auch fett. Diese Vögel fliegen bogen- und stoßweise, wie alle





Der Arassari (*Pteroglossus Aracari*).  $\frac{1}{2}$  der nat. Größe.

Tufane und schnellen wenig mit den Flügeln. Wenn sie in Ruhe sitzen, wippen sie mit dem Schwanze wie unsere Elster. Ihr Nest mit zwei Eiern oder Jungen findet man in einem hohlen Baume oder Aste. Um die Raubvögel, besonders um die Eulen versammeln sie sich, um sie zu necken.“

Durch Schomburgk erfahren wir, daß der Arassari sehr häufig von den Indianern gefangen und gezähmt, in der Regel auch bald zutraulich wird; durch Pöppig, daß die Eingebornen in dem geschabten Schnabel und der langen, gefranzten Zunge der Vögel ein untrügliches Mittel gegen Herzbrüden und Krämpfe sehen.

Der größte aller Pfefferfresser (*Ramphastus*) ist der Toco (*Ramphastus Toco*). Bei ihm ist das Gefieder gleichmäßig schwarz; die Kehle, die Wangen und der Vorderhals, die oberen und die Oberschwanzdeckfedern sind weiß; der Bürzel ist hellblutroth. Der sehr große, hohe Schnabel, dessen Rand einige Kerben zeigt, ist lebhaft orangeroth, gegen den Rücken hin und an der Spitze des Unterkiefers feuerroth, während die Spitze des Oberkiefers wie der Rand des Schnabels vor dem Kopfsgefieder schwarz ist; die Augen, die Zügel und die Schlasengegend sind lebhaft feuerroth, die Augenlideränder schwarzblau, die Beine blaugrau. Die Länge beträgt 22 Zoll. Der Toco bewohnt die hochgelegenen Theile Südamerikas von Guhana an bis Paraguay hinauf. Im Norden Amerikas vertritt ihn die etwas kleinere, schlanker gebaute,





Der Toko (*Ramphastus Toco*).  $\frac{1}{3}$  der nat. Größe.

ihm aber sehr ähnliche Kirima (*Ramphastus erythrorhynchus*). In den Küstenwäldungen Brasiliens hingegen lebt die Tufana (*Ramphastus Temminckii*).

Aus den Schilderungen der Naturforscher, welche die Pfefferfresser in ihrer Heimat beobachteten, geht hervor, daß die Lebensweise der verschiedenen Arten sich im wesentlichen ähneln, sodaß man das von dem einen Bekannte wohl auch auf den andern beziehen kann. Der Toko wohnt, wie bemerkt, nur in den höheren Gegenden des Landes, ausschließlich in der Savanne und hier theils paarweise in den Däsen und an bewaldeten Ufern der Flüsse, theils in kleinen Trupps, welche die offene Savanne nach den eben reisenden Früchten durchstreifen. Die Kirima gehört zu den gemeinsten Waldbögeln, ist nur unmittelbar an der Küste selten, um so häufiger hingegen im dicht geschlossenen Walde. Der Tufan endlich kommt überall vor, wo große, zusammenhängende Wälder sich finden. Tufanas und Kirimas leben, den übereinstimmenden Angaben der Forscher nach, von der Brutzeit an bis gegen die Mauser hin paarweise.

Gewöhnlich halten sich die Pfefferfresser hoch oben in den Waldbäumen auf. Hier durchschlüpfen sie, Nahrung suchend, mit mehr Behendigkeit, als man ihnen zutrauen möchte, die Kronen, oder sitzen ausruhend auf den äußersten Spitzen der höchsten Bäume und lassen von hieraus ihre knurrende oder pfeifende Stimme vernehmen, welche bei einzelnen eine entfernte Ähnlichkeit mit den Silben „Tokano“ haben soll. „Zuweilen“, bemerkt Bates, „sieht man eine Gesellschaft von vier bis fünf Stücken stundenlang auf den Wipfelzweigen eines der höchsten



Bäume sitzen und hört sie dann ein sonderbares Tonstück ausführen. Einer von ihnen, welcher höher sitzt, als die andern, scheint der Leiter des mitstönenden Ganzen zu sein; von den übrigen schreien oft zwei abwechselnd in verschiedenen Tonarten." Auch wenn sie sich in den dichtesten Verflechtungen der Zweige verborgen haben, lassen sie noch oft ihren Ruf vernehmen; besonders schreilustig aber sollen sie, nach Versicherung der Indianer, vor kommendem Regen sein und deshalb als gute Wetterpropheten gelten. Ihr Flug ist verhältnißmäßig gut. Sie schweben sanft von einer Baumkrone zur andern, während sie, wenn sie größere Strecken durchmessen, mit kurzen, abgebrochenen Stößen, den Kopf, wahrscheinlich in Folge der überwiegenden Größe des Schnabels, etwas niedergebeugt dahineilen.

Alle Arten, ohne Ausnahme, sind bewegliche, muntere, scheue, aber doch neugierige Vögel. Sie weichen dem Menschen mit großer Vorsicht aus und lassen sich nur von geübten Jägern beschleichen, necken den Schützen auch, indem sie nach Art unseres Hebers vor ihm herfliegen, niemals weit weg, aber immer zur rechten Zeit, und sich stets wieder einen Sitz erwählen, welcher die Annäherung erschwert. Aber dieselben Vögel sind augenblicklich zur Stelle, wenn es gilt, einen Raubbogel, eine Gule zu ärgern. Ihre Aufmerksamkeit erstreckt sich auf Alles, was um sie herum vorgeht, und deshalb sind sie es denn auch, welche gewöhnlich zuerst Feinde ausgelundschaftet haben und diese nun der übrigen gefiederten Welt anzeigen. Da sie kräftige und wehrhafte Thiere sind, schlagen sie die schwächeren Raubbögel auch regelmäßig in die Flucht, hauptsächlich wohl in Folge des Uergers, welchen sie denselben bereiten. Bates sagt, daß sie scheu und mißtrauisch sind, so lange sie sich in kleinen Gesellschaften halten, auffallend unvorsichtig dagegen sich zeigen, wenn sie sich zu größeren Flügen verbinden und Waldungen besuchen, welche sie sonst meiden.

Ueber die Nahrung herrschen noch heutigen Tags verschiedene Ansichten. Schomburgk behauptet mit aller Bestimmtheit, daß sie nur Früchte fressen, und Bates sagt, daß Früchte unzweifelhaft ihr hauptsächlichstes Futter seien, ihr langer Schnabel ihnen auch das Pflücken derselben sehr erleichtere, weil er ihnen gestatte, unverhältnißmäßig weit zu reichen: Azara hingegen versichert, daß sie sich keineswegs auf Pflanzennahrung beschränken, sondern eine Menge Vögel vertilgen und wegen ihres großen Schnabels allen Angst einjagen, daß sie die kleineren von den Nestern treiben und die Eier und Jungen verzehren, selbst solche der Araras, daß sie zur Regenzeit, wenn das harte Nest des Töpfervogels weich geworden, auch dieses angehen, es zerhacken und die Eier und Jungen hervorziehen. Auch Humboldt gibt an, daß sie Fische fressen. Wir sind überzeugt, daß beide letztgenannten Forscher Recht haben; denn auch die den Pfefferfressern so nahe verwandten Hornvögel sind Fruchtfresser, machen aber doch zuweilen eifrig Jagd auf schwächere Wirbelthiere, und alle Tukan, welche man bisher in Gefangenschaft beobachtet hat, nahmen nicht nur ohne Bedenken thierische Nahrung zu sich, sondern verfolgten auch kleine Wirbelthiere mit so großem Eifer, daß man wohl bemerken konnte, sie müßten etwas ihnen durchaus Natürliches thun. Azara bemerkt noch, daß sie Früchte, Fleischbrocken und Vögel in die Luft werfen, wie ein Taschenpieler die Angeln, und Alles so lange auffangen, bis es zum Schlucken bequem kommt. Die übrigen Beobachter haben diese Art, zu fressen, nicht gesehen. Um zu trinken, streckt der Tukan die äußerste Spitze seines großen Schnabels in das Wasser, füllt denselben, indem er die Luft kräftig an sich zieht und dreht alsdann den Schnabel unter stoßweisen Bewegungen um.

Ueber die Fortpflanzung fehlen noch eingehende Berichte. Die Tukan nisten in Baumlöchern und legen zwei weiße Eier. Ihre Jungen erhalten bald das schöne Gefieder der Eltern, ihr Schnabel aber erst im zweiten bis dritten Jahre die ihm eigenthümlichen, schönen Farben. Hierauf beschränkt sich die Kunde über diesen wichtigen Lebensabschnitt der Vögel.

Allen Pfefferfressern wird in Brasilien eifrig nachgestellt, ebensovohl ihres Fleisches und ihrer schönen Federn halber, als in der Absicht, die sonderbaren Gesellen sich zu Hausgenossen zu erwerben. „Wir erlegten“, bemerkt der Prinz, „oft viele von ihnen an einem Tage, und ihr krähenartiges Fleisch wurde dann gegessen.“ Burmeister hingegen versichert, daß das Fleisch ein sehr angenehmes Gerichliefere, welches, mit Reis gekocht, einer guten Taubenbrühe ähnlich und ganz schmackhaft sei. Schomburgk bezeichnet das Fleisch einfach als essbar. Bates sagt, daß alle Bewohner Egas, einer Ortschaft am Amazonenstrom, der Jagd des Tukan eifrig obliegen, wenn dieser, zu größeren Flügen vereinigt, in den benachbarten Waldungen erscheint. Sie sind dann, wie bemerkt, wenig scheu und fallen auch dem ungeschickten Schützen leicht zur Beute. „Jedermann in Ega, welcher um diese Zeit irgendwelches Gewehr, oder auch nur ein Blasrohr austreiben kann, geht damit in den Wald hinaus und erlegt sich zur Verbesserung seiner Mittagstafel einige dieser Vögel, sodaß in den Monaten Juni und Juli



ganz Ega fast nur von Tufans lebt. Wochenlang hat jede Familie täglich einen gedämpften oder gebratenen Pfefferfresser auf dem Tische. Sie sind um diese Zeit ungemein fett, und ihr Fleisch ist dann außerordentlich zart und schmackhaft.“

Ueber die Verwendung der Schmuckfedern gibt Schomburgk ausführliche Nachricht. Er beschreibt ein Zusammentreffen mit den Maiongongs und sagt: „Ihr geschmackvollster Feder- schmuck bestand größtentheils in dicken Kopfbinden aus den rothen und gelben Federn, welche die Pfefferfresser unmittelbar über der Schwanzwurzel haben. Da nun nicht allein die Maiongongs, sondern auch die Guinaus, Maupe's und Pauiranas sowohl ihre Kopfbedeckung, als auch förmliche Mäntel aus diesen Federn verfertigen, so werden die beiden Arten der Pfefferfresser (denen insbesondere nachgestellt wird) bald ausgerottet sein. Diesem Untergang ihrer Kleiderlieferer beugen die Wilden jedoch auf eine höchst scharfsinnige Weise dadurch vor, daß sie die Vögel zu diesem Zweck mit ganz kleinen und mit äußerst schwachem Gift bestrichenen Pfeilen schießen. Die Wunde, die ein solcher Pfeil verursacht, ist zu unbedeutend, um tödtlich zu werden, während das schwache Gift den Verwundeten nur betäubt. Der Vogel fällt herab, die gewünschten Federn werden herausgezogen, und nach kurzer Zeit erhebt er sich wieder, um vielleicht wiederholt geschossen und beraubt zu werden.“

Jung aufgezogene Tufans gehören zu den anziehendsten Gefangenen. „In Lebensweise und geistiger Anlage“, sagt Humboldt, „gleichet dieser Vogel dem Raben. Er ist ein muthiges, leicht zu zähmendes Thier. Sein langer Schnabel dient ihm als Vertheidigungswaffe. Er macht sich zum Herrn im Hause, stiehlt, was er erreichen kann, badet sich oft und fischt gern am Ufer des Stromes. Der Tufan, welchen wir gekauft, war sehr jung, dennoch neckte er während der ganzen Fahrt mit sichtbarer Lust die trübseligen, zornmüthigen Nachtaffen.“ Schomburgk erzählt eine hübsche Geschichte. „Besonderes Vergnügen machten mir unter den vielen zahmen Thieren, die ich in Watu-Ticaba fand, ein Pfefferfresser, der sich zum unbeschränkten Herrscher nicht allein des gesammten Geflügels, sondern selbst der größeren Vierfüßler emporgeschwungen hatte, und unter dessen eisernem Scepter sich Groß und Klein willig beugte. Wollte sich Streit unter den zahmen Trompetenvögeln, Hotos, Zalus und anderen Hühnern entspinnen, ohne Zögern eilte Alles aus einander, sowie sich der kräftige Tyrann nur sehen ließ; war er in der Hitze des Zankes nicht bemerkt worden, einige schmerzhaftes Bißse mit seinem unförmlichen Schnabel belehrten die Erhitzten, daß ihr Herrscher keinen Streit unter seinem Volke dulde; warfen wir Brot oder Knochen unter den dichten Haufen, keiner der zwei- und vierfüßigen Unterthanen wagte auch nur das kleinste Stück aufzuheben, bevor sich jener nicht so viel ausgesucht, als er für nöthig hielt. Ja, seine Herrschsucht und Tyrannei ging so weit, daß er alles Völkerecht aus den Augen setzte und jeden fremden Hund, welcher vielleicht mit den aus der Nachbarschaft herbeieilenden Indianern herankam, unbarmerzig fühlten ließ, was in seinem Reiche Rechtsens sei, indem er diesen biß und im ganzen Dorfe umherjagte. Die gequälten Unterthanen sollten noch am Tage meiner Abreise von diesem Tufan befreit werden. Ein großer Hund, welcher am Morgen mit seinem Herrn angekommen und zu mehreren hingeworfenen Knochen ebenso viel Recht, wie der hab- und herrschsüchtige Pfefferfresser zu haben glaubte, setzte sich ruhig in Besitz derselben, ohne erst abzuwarten, ob sie dem in der Nähe sitzenden Vogel gefällig sein könnten. Kaum war dies aber von letzterem bemerkt worden, als er auch zornig auf den Frevler sprang und den Hund einigemal in den Kopf biß. Der Gezüchtigte fing an zu knurren, der Vogel ließ sich dadurch nicht abschrecken und hatte ohne Erbarmen mit seinem ungeschickten Schnabel auf den Frevler, bis dieser sich plöblich herumwandte, nach dem erzürnten Vogel schnappte und ihn so in den Kopf biß, daß er nach kurzer Zeit starb. Das Thier dauerte uns ungemein, da es wirklich mehr als lächerlich ausah, wenn es sich selbst vor dem größten Hunde nicht fürchtete, oder einen anderen kleineren ungehorsamen Unterthan nachdrücklich zur Ruhe verwies. Zu dieser letzteren Klasse gehörte namentlich ein Nasenbär.“

Bates weiß von einem anderen zu berichten. Als er eines Tages im Walde umherging, sah er einen Pfefferfresser auf einem niederen Baumzweige sitzen und hatte wenig Mühe, ihn mit der Hand wegzunehmen. Der Vogel war entkräftet und halb verhungert, erholte sich aber bei guter Nahrung rasch wieder und wurde eines der unterhaltendsten Geschöpfe, welches man sich vorstellen kann. Sein Verständniß glich dem der Papageien. Gegen allen Gebrauch wurde ihm erlaubt, sich frei im Hause zu bewegen. Eine gehörige Zurechtweisung genügte, ihn vom Arbeitstische fern zu halten. Er aß Alles, was sein Gebieter genoß: Fleisch, Schildkröten, Fische, Farinha, Früchte zc. und war ein regelmäßiger Theilnehmer an den Mahlzeiten. Seine Freilust war außerordentlich, seine Verdauungsfähigkeit erstaunlich. Er kannte die Eßstunden



genau, und es wurde nach einigen Wochen schwer, ihn aus dem Gzzimmer zu entfernen. Man sperrte ihn in den von einem hohen Zaune umgebenen Hof ein; er aber überkletterte die Trennungswand, hüpfte in der Nähe des Gzimmers auf und nieder und erschien mit der ersten Schüssel auf dem Tische an ihm. Später gefiel er sich, in der Straße vor dem Hause spazieren zu gehen. Eines Tags ward er gestohlen, und Bates betrachtete ihn natürlich als verloren. Zwei Tage später erschien er jedoch nach alter Gewohnheit im Gzzimmer: er war seinem unrechtmäßigen Besitzer glücklich entwischt.

\* \* \*

(Hornvögel.) Die altweltlichen Vertreter der Pfefferfresser sind die Hornvögel (*Buceros*). Damit soll nicht gesagt sein, daß sich beide Vogelgruppen nicht wesentlich unterscheiden; die Unterschiede erscheinen mir aber keineswegs so groß, als gewöhnlich angenommen wird. In den hauptsächlichsten Merkmalen ähneln sich beide Familien unzweifelhaft mehr, als Raben und Hornvögel oder Kufute und Tufans unter einander übereinstimmen.

Es ist nicht schwer, die Familie zu kennzeichnen; denn der lange, sehr dicke, mehr oder weniger gebogene und meist mit sonderbaren Auswüchsen, sogenannten Hörnern versehene Schnabel bildet, so verschieden er auch gestaltet sein mag, ein so bezeichnendes Merkmal unserer Vögel, daß sie mit anderen nicht verwechselt werden können. Sie sind aber auch im übrigen auffallend gestaltet.

Südastien, die malaiischen Inseln, Mittel- und Südafrika sind die Heimat der Hornvögel. In Asien scheinen sie besonders entwickelt zu sein; aber auch in Afrika werden sie durch viele Arten vertreten. Sie finden sich vom Meeresstrande an bis zu einer unbedingten Höhe von 8 bis 10,000 Fuß empor, regelmäßig in dichten und hochstämmigen Waldungen; nur die kleineren Arten kommen zeitweilig auch in niedrigen Beständen vor. Alle Arten leben paarweise, sind aber der Geselligkeit zugethan und vereinigen sich deshalb oft mit Ihtesgleichen, mit verwandten Arten und selbst mit gänzlich verschiedenen, vorausgesetzt, daß letztere dieselbe Lebensweise theilen. Wie die Tufans verbringen auch sie den größten Theil ihres Lebens auf den Bäumen; diejenigen Arten, welche sich auf dem Boden zu schaffen machen, gehören zu den Ausnahmen. Die Mehrzahl hat einen höchst ungeschickten Gang, bewegt sich aber mit verhältnißmäßig großer Gewandtheit im Gezweig der Bäume. Der Flug ist bei allen Arten besser, als man glauben möchte, wird jedoch selten weit in einem Zuge fortgesetzt, obwohl man nicht annehmen kann, daß er ermüdet; denn einzelne schweben oft halbe Stunden lang kreisend in hoher Luft umher. Bei den meisten Arten geschieht er mit so viel Geräusch, daß man den fliegenden Hornvogel eher hört, als man ihn sieht, ja, gewisse Arten, nach einstimmiger Versicherung guter Beobachter, bis auf eine englische Meile weit vernehmen kann.

Die Sinne, namentlich Gesicht und Gehör, sind wohl entwickelt, die übrigen wenigstens nicht verkümmert. Ueber das geistige Wesen mangelt uns noch genügende Erfahrung; so viel aber wissen wir, daß fast alle als vorsichtige, scheue, achtsame, mit einem Worte kluge Geschöpfe bezeichnet werden müssen. Die Stimme ist ein mehr oder weniger dumpfer, ein- oder zweisilbiger Laut, welcher aber mit großer Ausdauer hervorgestoßen wird und zur Belebung des Waldes wesentlich mit beiträgt.

Die Nahrung ist gemischter Art. Die meisten Hornvögel greifen, wenn sie können, kleine Wirbelthiere und Kerfe an, nehmen sogar Aas zu sich, und alle, ohne Ausnahme, fressen verschiedene Früchte und Körner. Einige sind Allesfresser in des Worts vollgiltigster Bedeutung.

Höchst eigenthümlich ist die Art und Weise der Fortpflanzung, — ob sämmtlicher Arten ist allerdings fraglich, da auch hierüber noch wenige Beobachtungen gemacht wurden und wir eigentlich nur das Brutgeschäft indischer Arten kennen gelernt haben. Diese brüten in großen Baumhöhlen; aber das Sonderbare bei der Sache ist, daß das Männchen sein Weibchen, während es brütet, bis auf ein kleines, rundes Loch, vollständig einmauert, bis auf ein Loch, eben groß genug, um durch dasselbe den Schnabel zu stecken und Nahrung zu empfangen. Die Bruthöhle wird also buchstäblich zu einem Kerker, und in ihm muß das Weibchen so lange verweilen, bis die Jungen ausgeschlüpft, ja, wie Einige behaupten, bis sie flugfertig sind. Unterdeß trägt das Männchen eifrig Nahrung herbei und muß sich, sagt man, dabei so anstrengen, daß es gegen Ende der Brutzeit hin „zu einem Geripp“ abmagert.

Wie alle klugen und vorsichtigen Thiere werden die Hornvögel, wenn sie in Gefangenschaft gelangten, sehr bald zahm und beweisen dann eine so große Anhänglichkeit an ihrem Pfleger,



daß dieser es ihnen gestatten kann, nach Belieben sich zu bewegen, da sie nur ausnahmsweise die ihnen gewährte Freiheit mißbrauchen.

Die Sippe der Glatthornvögel (*Rhynchaceros*) umfaßt die kleinsten Mitglieder der Familie.

Vom 17. Grad nördlicher Breite an verbreitet sich eine Art dieser Sippe, der Tok (*Rhynchaceros erythrorhynchus*) nach Süden hin über den größten Theil Afrikas. Das Gefieder der Oberseite ist fahlbraungrau, das der Unterseite schmutzigweiß, Kopf und Hals sind grauweiß, die Flügeldecken schwarz und gelblichweiß gefleckt, die großen Schwingen auf der Außenseite schwärzlich, auf der Innenseite weiß, die hintersten aber braungrau, an der Außenseite weiß, die beiden mittleren Steuerfedern schmutziggrau, die übrigen schwärzlich, weiß an der Spitze. Die Länge beträgt 17 $\frac{3}{4}$  Zoll. In allen Waldungen Mittel-, West- und Südafrikas gehört der Tok zu denjenigen Vögeln, welche man tagtäglich sieht oder hört. Er ist, wie die meisten Hornvögel, ein echter Baumvogel, welcher nur ungern auf den Boden herabkommt, wahrscheinlich bloß dann, wenn Mangel an Beeren und Baumfrüchten ihn zwingt, dort unten Nahrung zu suchen. Der Name des Vogels ist ein Klangglied seiner Stimme, denn diese besteht aus einem einzigen wohlklingenden Laute, welcher aber sehr oft und kurz nach einander wiederholt wird, sodaß das Ganze minutenlang währen kann. Jeder einzelne Laut wird mit einer Neigung des Kopfes begleitet.

In einer Hinsicht ähneln die Glatthornvögel unseren Raben. Sie sind neugierige und aufmerksame Geschöpfe. Wenn man ein Wild erlegt hat, pflegen sie herbeizukommen, setzen sich wohl auch in der Nähe auf einen Baum und theilen schreiend dieses Ereigniß der Waldbewohnerschaft mit. Viel mehr noch erregt sie das Erscheinen eines gefährlichen Thieres, z. B. einer Schlange oder eines Raubthieres. Sie sind es, welche mit aller Wuth und aller Geschicklichkeit der Raben auf den Mhu stoßen; sie sind es, welche den schleichenden Leopard andern Thieren verrathen; sie sind es, welche dem Honigangeber ins Handwerk pfuschen und die von ihnen entdeckte Schlange oder jedes andere auffallende Geschöpf ihren Klassenverwandten anzeigen. Und nicht bloß diese, sondern auch die Säugethiere achten auf ihr Gebahren; denn sie haben sich wirklich ein gewisses Ansehen unter den übrigen Thieren verschafft. Der Klipppringer spitzt das Gehör, wenn er ihren Ruf vernimmt, die ruhende Antilope erhebt sich vom Lager, die leicht beschwingten Vögel kommen herbeigesflogen, kurz, alles Lebende im Walde wird aufmerksam und regt.

In dem Magen der erlegten Glatthornvögel hat man außer Früchten und Samereien, auch Kerbthiere gefunden.

Als Vertreter der indischen Arten der Familie mag zuerst ein Doppelhornvogel (*Nihoaeros*) Erwähnung finden. Ihn kennzeichnet der große, hohe, breite, über das erste Schnabeldrittel hinausreichende, einen beträchtlichen Theil des Vorderkopfes überdeckende, hinten abgestutzte, vorn in zwei stumpfe Spitzen getheilte Schnabelaufsatz. Das Gefieder des Homrah (*Nihoaeros bicornis*) ist der Hauptsache nach schwarz mit weißen Querbinden am Hals, Flügel, Bauch und Schwanz; der Oberschnabel einschließlich des Aussages ist roth, in Wachs-gelb übergehend, der Unterkiefer gelb und roth an der Spitze, welcher auf der Firste des Schnabels dahinfließt, dunkelbraun. Die Länge beträgt 4 Fuß, der Schnabel ist 10 Zoll lang.

Der Homrah bewohnt die Hochwaldungen Indiens, bis 5000 Fuß über dem Meere. Er hält sich in den dichtesten Schlingeln auf, läßt sich gelegentlich aber auch auf einen hohen Baum an offenen Stellen sehen. Er ist im allgemeinen ein sehr stiller Vogel, welcher dann und wann ein tiefes, jedoch nicht lautes Krächzen vernehmen läßt, gelegentlich aber, wenn sich eine Gesellschaft zusammenfindet, sehr laute, rauhe und unangenehme Schreie ausstößt. Es wird versichert, daß das Geschrei eines verwundeten Vogels dieser Art zuweilen geradezu erstaunlich und mit nichts Anderem zu vergleichen sei, als mit dem Geschrei des Esels, so außerordentlich ist seine Kraft. Die Stimme erregt das Echo, und es wird einem schwer, zu glauben, daß ein Vogel solche Töne von sich gibt. Der Homrah fliegt mit häufigeren Flügelschlägen, als andere Hornvögel und schwebt nur, bevor er sich auf einen Baum niederläßt. Das Geräusch, welches seine Schwingen verursachen, kann man auf mehr als eine Meile Entfernung wahrnehmen.

Die Nahrung scheint fast ausschließlich aus Früchten zu bestehen, welche von den Bäumen gepflückt, aufgeworfen, gefangen und dann verschlungen werden. An Gefangenen hat man übrigens beobachtet, daß sie auch thierische Nahrung nicht verschmähen.

Ueber das Brutgeschäft liegen mehrere Beobachtungen vor. „Wenn das Weibchen“, sagt Mason, „seine fünf bis sechs Eier gelegt hat, wird es von dem Männchen so vollständig mit Lehm eingemauert, daß es eben nur seinen Schnabel durch die Oeffnung stecken kann. So



Der Hornrah (*Dichoceros bicornis*).

bringt dasselbe nun die Brutzeit zu, und das Männchen ist eifrig beschäftigt, ihm Früchte zuzutragen.“ Lilljér vervollständigt diese Angabe. „Am 16. Februar 1858“, erzählt er, „erfuhr ich von den Bewohnern des Dorfes Kären, daß ein großer Hornschnabel in der Höhlung eines benachbarten Baumes brütete und daß schon seit einigen Jahren derselbe Platz von einem Paare benutzt worden war. Ich besuchte die Brutstelle und bemerkte, daß die Höhlung sich in dem Stamme eines fast geraden, auf fünfzig Fuß vom Boden astlosen Baume befand. Die Höhle war mit einer dicken Lehmlage bis auf eine kleine Oeffnung verschlossen, durch welche das Weibchen den Schnabel stecken und vom Männchen gefüttert werden konnte. Einer der Dorfbewohner kletterte mit vieler Mühe an dem Baume empor, indem er Bambusstöcke in den Stamm trieb, und begann den Lehm wegzuräumen. Während er beschäftigt war, ließ das Männchen laute, röchelnde Töne vernehmen; es flog aber ab und zu und kam dicht an uns heran. Die Eingebornen schienen es zu fürchten und behaupteten, daß sie von ihm angegriffen werden würden; ich hatte deshalb meine Noth, sie abzuhalten, es zu tödten. Als die Höhlung genügend geöffnet war, steckte der Emporkletterte seinen Arm in das Innere, wurde aber vom Weibchen so heftig gebissen, daß er den Arm schnell zurückzog und fast zu Boden gestürzt wäre. Nachdem er die Hand mit einigen Lappen umhüllt hatte, gelang es ihm, den Vogel herauszuziehen: ein erbärmlich aussehendes Geschöpf, häßlich und schmutzig. Das Thier wurde herabgebracht und auf den Boden freigelassen, hüpfte hier, unfähig zu fliegen, umher und bedrohte



die Umstehenden mit seinem Schnabel. Endlich erkletterte es einen kleinen Baum und blieb hier sitzen, da es viel zu steif war, als daß es hätte seine Flügel gebrauchen und sich mit dem Männchen vereinigen können. In der Tiefe der Höhle, ungefähr drei Fuß vom Eingange, lag ein einziges, schmutzig lichtbräunliches Ei auf Mulm, Rindenstückchen und Federn. Außerdem war die Höhle mit einer Masse faulender Beeren gefüllt.“

Der Hornrah wird, wenn er jung aufgezogen ist, sehr zahm, bleibt aber immer kühn und bedroht Diejenigen, welche er nicht kennt, mit seinem gewaltigen und gefährlichen Schnabel. Die im Londoner Thiergarten gehaltenen werden mit gekochtem Reis und Früchten ernährt.

Die Sippe der Faltenhornvögel kennzeichnet sich hauptsächlich dadurch, daß ein faltiger Wulst auf dem Oberschnabel die Stelle des Hornes vertritt. Da die tiefen Quersfurchen nicht immer in gleicher Anzahl vorhanden sind, glaubte man früher, daß mit jedem Jahre sich ein neuer Querswulst bilde und man also aus ihrer Anzahl das Alter der Vögel berechnen könne. Dieser Umstand gab Veranlassung, einem Mitglied der Gruppe den Namen Jahrbogel (*Rhyticeros plicatus*) zu verleihen. Derselbe bewohnt die Sundainseln und Malakka. Als besonders merkwürdig erscheint überdies das eigenthümliche tausende Geräusch, welches in abwechselnder Stärke den Flug dieses Vogels, ja vielleicht aller Hornvögel, begleitet und in ziemlicher Entfernung hörbar ist. In seiner Lebens- und Ernährungsweise gleicht der Jahrbogel den andern Hornvögeln, insbesondere auch darin, daß er das brütende Weibchen einmauert.

Der berühmteste aller afrikanischen Hornvögel ist der Abbagama (*Bucorax abyssinicus*), Vertreter der Sippe der Hornraben. Er gehört zu den größten Arten der Familie. Die Augen und die Kehlgegend sind nackt und sehr lebhaft gefärbt. Das Gefieder ist, bis auf die zehn gelblichweißen Handschwingen, glänzend schwarz, das Auge dunkelbraun, der Schnabel, mit Ausnahme eines Fleckens am Oberschnabel, welcher hinten roth, vorn gelb ist, schwarz, der Augenring, wie die Kehle, dunkelbleigrau, letztere breit hochroth gesäumt. Die Länge beträgt 43½ Zoll.

Der Hornrabe hat ungefähr dieselbe Verbreitung, wie der Tok, ist aber überall seltener. Er lebt nur paarweise und nicht unter seinen Gattungsverwandten, ist auch kein Baumvogel im eigentlichen Sinne des Worts, sondern schreitet rabenartig auf der Erde umher, hier Nahrung suchend, und nimmt nur, wenn er aufgeschreckt wird, auf Bäumen seine Zuflucht und erwählt sie zu seinen Ruhestätten.

Der Vogel ist eine so auffallende Erscheinung, daß er jedem Eingebornen wohl bekannt ist und sich eine gewisse Achtung erworben hat. Bei Erregung geberdet sich namentlich das Männchen sehr sonderbar. Es breitet seinen Schwanz aus und legt ihn wieder zusammen, ganz nach Art des Truthahns, bläst seinen Kehlfack auf, schleift seine Flügel auf dem Boden und gibt sich überhaupt ein gewaltiges Ansehen. Der Gang ist rabenartig, aber etwas mehr wackelnd, der Flug leicht und schön, auch auf große Strecken hin schwebend, sobald der Vogel erst eine gewisse Höhe erreicht hat. Doch liebt es auch der Hornrabe nicht, in einem Zuge weite Strecken zu durchmessen, sondern fällt, wenn er aufgeschreckt wurde, bald wieder ein. Sind Bäume in der Nähe, so pflegt er zunächst diesen sich zuzuwenden und von der Höhe aus umher zu spähen. Erscheint ihm etwas bedenklich, so erhebt er sich hoch auf den Füßen und schaut mit geöffnetem Schnabel ängstlich den Ankommenden entgegen. Der erste Laut, welcher von einem ausgestoßen wird, gibt dann das Zeichen zur Flucht für die ganze Gesellschaft. Scheu und vorsichtig ist er unter allen Umständen, und deshalb hält es stets schwer, sich ihm zu nahen. Selbst beim Futtersuchen wählt er sich am liebsten solche Stellen, welche nach allen Seiten hin freie Umschau gestatten.

In dem Magen eines männlichen Hornrabens fand sich unter Dungfasern, Heuschrecken, einigen Würmern, ein ziemlich großes Chamäleon. Man gibt ferner Schnecken, Eidechsen, Frösche, Matten, Mäuse, verschiedene Heuschrecken, Käfer und andere Kerbtbiere, Lurche, Vögel, Eier, Käfer, Mandiotamurkeln und Grundwürme als seine Nahrung an. Er jagt am liebsten da, wo das Gras weggebrannt wurde, haßt mit seinem kräftigen Schnabel in den harten Boden, dreht hastig Erdklumpen um, sodaß der Staub davonfliegt, nimmt die gefangenen Kerbtbiere, wirft sie in die Luft, fängt sie wieder auf und läßt sie in den Schlund hinabrollen. Größere Schlangen tödtet er auf folgende Art. Wenn einer der Vögel einen derartigen Lurch entdeckt hat, kommt er mit drei oder vier andern herbei, nähert sich von der Seite mit ausgebreiteten Schwingen und reizt mit diesen die Schlange, dreht sich aber im rechten Augenblick plötzlich um, versetzt ihr einen gewaltigen Hieb mit dem Schnabel und hält geschwind wieder sein schützendes Flügelschild vor. Diese Angriffe werden wiederholt, bis die Schlange todt ist.



Der Abbagamba (*Bucorax abyssinicus*).

Geht diese zum Angriff über, so breitet der Hornrabe beide Flügel vor sich hin und schützt damit den Kopf und die verwundbarsten Theile.

Die Stimme ist ein dumpfer Laut, welcher wie „hu“ oder „ku“ klingt. Locken sich Männchen und Weibchen, so stößt der eine, wahrscheinlich das Männchen, diesen dumpfen, weit hörbaren Laut aus, und auf ihn antwortet der andere ebenso, aber um eine Oktave höher. Diese Unterhaltung der Gatten, welche fast unzertrennlich sind, dauert oft wohl eine Viertelstunde lang ununterbrochen fort, bis irgend eine äußere Störung sie beendet.

Man weiß, daß der Hornrabe in hohlen Bäumen brütet, und daß er kleine, runde, rauschalige, weiße Eier legt. Ob das Gelege aus mehr als einem einzigen Ei besteht, und ob das Weibchen eingemauert wird, ist zur Zeit noch nicht entschieden. Bei einem jung eingefangenen Hornrabem machte man die Erfahrung, daß derselbe, mit rohem Fleisch ernährt, wohl gedieh und sich bald sehr zutraulich erwies und von seinem furchtbaren Schnabel keinen Gebrauch machte. Dagegen liegt auch ein Beispiel vor, daß ein Gefangener dieser Art selbst seine Wärter empfindlich biß und über kleinere Vögel sofort herfiel, sie tödtete und aufraß.



## Vierte Reihe: Läufer (Cursores).

---

Die Bewegungsfähigkeit eines Geschöpfes ist, wenn nicht die wesentlichste, so doch eine der ersten Bedingungen zu seinem Leben; sie ist aber auch ein Merkzeichen für seine Stellung im System, für seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu andern, da sie, wie wir schon mehrfach erfahren haben, die Erläuterung seiner Gestalt selbst ist. Bei den bisher behandelten Ordnungen der Vögel mag die Erkenntniß dieser Wahrheit zuweilen schwierig sein, bei denjenigen Ordnungen, welche wir noch zu behandeln haben, drängt sie sich jedem Unbefangenen von selbst auf.

Mit den eigentlichen Baum- und Luftvögeln haben wir abgeschlossen und uns fortan mit denen zu beschäftigen, welche mehr oder weniger auf den Boden gebannt sind. Auch unter den Läufern gibt es noch viele, welche den größten Theil ihres Lebens auf Bäumen verbringen und nur ausnahmsweise ihren Namen betheiligen; die Gesamtheit aber gehört entschieden der Tiefe, dem Boden, an, und nicht wenige sind fremd geworden in der Höhe: die wichtigste Begabung der Vögel, Flugfähigkeit, geht ihnen vollständig ab.

Das gemeinsame Kennzeichen der Läufer ist die bedeutende Entwicklung ihrer Beine auf Kosten der Flügel. Beide Bewegungswerkzeuge stehen bei ihnen in einem bestimmten Verhältnisse zu einander; d. h. die Flügel verkrümmern in demselben Grade, in dem die Beine sich vervollkommen. Damit ist zugleich ausgesprochen, daß die vollkommensten Läufer nicht auch als die höchststehenden gelten müssen; denn nicht die Einseitigkeit, die überwiegende Ausbildung eines und desselben Leibtheiles oder Gliedes, sondern die Gleichmäßigkeit und Einheitlichkeit der verschiedenen Werkzeuge des Leibes bekundet die Vollkommenheit.

Die Läufer sind Weltbürger; ihre Verbreitung ist aber, in gewissem Sinne, eine beschränkte, denn nicht einmal jede Ordnung hat in jedem Erdtheile ihre Vertreter. Daß der Reichthum der Gleichländer auch hinsichtlich dieser Reihe sich ausdrückt, ist erklärlich; doch kann man nicht sagen, daß die gemäßigten Gürtel arm an Läufern sind: sie finden sich sogar im nördlichen kalten Gürtel noch in mehreren Sippen. Einzelne Arten sind oder waren hinsichtlich ihres Vorkommens so beschränkt, daß sie bereits gänzlich vertilgt werden konnten oder ihrer Vernichtung unaufhaltsam entgegen gehen; andere Arten verringern sich mehr von Jahr zu Jahr. Ihre Aufenthaltsorte sind höchst verschieden. Noch bildet der Wald ihren bevorzugten Wohnsitz; sie beleben aber auch baumlose Gegenden in verhältnißmäßig großer Anzahl und steigen im Gebirg über die Grenze des Baummuchses empor oder bis zur pflanzenlosen Küste des Meeres hinab.

In Hinsicht auf die Nahrung sind unsere Vögel theilweise ebenfugot Raubthiere, wie Falken und Adler oder Schwalben und Säger, theilweise aber auch entschiedene Pflanzenfresser, und man ist durchaus nicht im Stande, von ihrer Gestalt aus mit Sicherheit auf die bevorzugte Nahrung zu folgern; denn scheinbar Verwandte weichen, bezüglich ihrer Nahrung, sehr von einander ab. Die übrigen Lebensverhältnisse der in Rede stehenden Vögel sind zu verschiedenartig, als daß sie hier besprochen werden könnten.

---

### Die Grrvögel.

Als die höchststehenden Läufer erscheinen uns die Grrvögel oder Tauben. Man darf sie ansehen als Verbindungsglieder der Hocker und Nestflüchter der bisher behandelten und der noch zu behandelnden Vögel. Einzelne Forscher wollen in ihnen Hühner erkennen und reihen sie mit diesen ein und derselben Ordnung ein: allein die Tauben sind Nesthocker, die Hühner Nestflüchter, d. h. jene werden hilflos, halb nackt, blind geboren, diese kommen als fertige Geschöpfe, befiedert und wohl begabt zur Welt. Dieser einzige Unterschied ist so wichtig, daß an eine engere Vereinigung beider Abtheilungen nicht gedacht werden kann.



Wer einen Girtvogel kennt, kennt alle; sie sind mittelgroße, kurzschnäbelige und kurzfüßige Läufer mit mittellangen Flügeln, verschieden langem Schwanz und ziemlich reichhaltigem, aber festanliegenden Gefieder, dessen Färbung regelmäßig eine ansprechende ist. Sanfte Farben sind vorherrschend, lebhaft, prachtvoll schimmernde aber keineswegs ausgeschloffen; namentlich Hals und die Flügeldecken schillern oft in den prachtvollsten Metallfarben. Die Geschlechter unterscheiden sich bei den meisten Arten wenig von einander.

Ueber den inneren Bau des Leibes liegen die Ergebnisse eingehender Untersuchungen vor. Als besonders bemerkenswerth ist hervorzuheben, daß sich der Schlund zu einem wahren Kropfe erweitert, dessen Wände in der Brutzeit sich verdicken und dann auf der inneren Oberfläche netzartige Falten und Zellen zeigen, welche unter erhöhter Thätigkeit der Blutgefäße einen milchartigen Stoff absondern und damit die erste Speise der kleinen Jungen bereiten. So viel bekannt, unterscheiden sich die Tauben hierdurch von allen übrigen Vögeln. Der Vormagen ist gestreckt und drüsenreich, der eigentliche Magen sehr muskelkräftig.

Man darf die Girtvögel wohlbegabte Geschöpfe nennen. Sie sind bewegliche, muntere, lebhaft, freisinnige und ziemlich kluge Thiere, zeichnen sich auch vor vielen Vögeln und insbesondere vor den verwandten Hühnern durch ansprechenderes Wesen aus. Sie gehen gut, wenn auch nicht gerade schnell, so doch ausdauernd, niden aber bei jedem Schritte mit dem Kopfe, weil ihre Beine doch sehr niedrig sind. Einzelne Arten laufen hütnearartig und sehr rasch über den Boden dahin, andere zeigen sich auf ihm ungeschickt, um so gewandter dagegen im Gezweig der Bäume. Diejenigen, welche am besten zu Fuße sind, fliegen am schlechtesten; die große Mehrzahl aber besitzt einen sehr schnellen und kraftvollen, rascher Wendungen fähigen, gewandten Flug, welcher mit einem laut pfeifenden Geräusch verbunden zu sein pflegt. Man hat beobachtet, daß die Tauben aus freien Stücken zuweilen schwimmen, ja daß sie im Falle der höchsten Noth sogar tauchen. Die Stimme der Girtvögel hat im allgemeinen viel Uebereinstimmendes, ändert bei den einzelnen Arten aber doch mancherfach ab. Eigenthümlich ist sie stets, und deshalb haben wir auch ganz besondere Worte zu ihrer Bezeichnung geschaffen, Klangbilder ihrer selbst. Die meisten Tauben „rücken“, d. h. stoßen abgebrochene, hohllingende, tiefe Laute aus, in denen die Silbe „rück“ oder „rucks“ vorherrschend ist, andere „girtten“ oder lassen sanft zitternde Töne vernehmen, welche dem Klange des letztgebrauchten Zeitwortes entsprechen; einzelne Arten heulen, andere lachen, einige geben höchst klangvolle, wohlgerundete, volltönige Laute zum Besten, andere knurren abscheulich. Wie die Stimme aber auch sein möge, sie gehört allerorten zum Waldkonzert und trägt überall dazu bei, ihm ein gewisses Gepräge zu verleihen.

Unter den Sinnen steht unzweifelhaft das verhältnißmäßig große, wohlgebaute und oft sehr schön gefärbte, ausdrucksvolle Auge oben an; denn das Gesicht der Girtvögel ist ganz vorzüglich. Den Verstand hat man oft überschätzt, bestochen von der mehr scheinbaren als wirklichen Anmuth des Wesens. Die Girtvögel sind regelmäßig schein und vorsichtig, unterscheiden aber keineswegs mit demselben Urtheil, wie andere Vögel, zwischen wirklicher und vermeintlicher Gefahr; doch übertreffen die Girtvögel auch in geistiger Hinsicht entschieden alle übrigen Läufer.

Das Betragen der Tauben hat so viel Bestechendes, daß sie schon seit altersgrauer Zeit als Sinnbilder aller denkbaren guten Eigenschaften betrachtet worden sind. Dem unbefangenen Auge stellt sich ihr Wesen in minder günstigem Lichte dar. Viele, jedoch keineswegs alle Girtvögel lieben die Geselligkeit und halten sich paarweise zusammen; ob aber ein Paar wirklich Zeit lebens verbunden bleibt, wie man gewöhnlich annimmt, ist sehr fraglich. Wahrhaft abscheulich erscheint uns die Treulosigkeit vieler Tauben gegen ihre Brut: sie verlassen nicht bloß ihre Eier, sondern sogar die bereits ausgeschlüpften Jungen, wenn sie gestört und in Folge davon mißtrauisch wurden. Auch Neid und Mißgunst kann man ihnen nicht absprechen; ihre Habgier überwiegt jede Rücksicht auf ihre Genossen: sie decken gefundenes Futter mit den Flügeln zu, während die verschrienen Hühner, wenn sie reichliche Nahrung entdecken, andere herbeirufen.

Die Girtvögel sind Weltbürger im weitesten Sinne des Wortes. Sie leben in allen Erdtheilen, in jedem Gürtel derselben, in der Höhe, wie in der Tiefe, immer aber vorzugsweise im Walde; denn die wenigen, welche sich auf pflanzenlosen Felswänden ansiedeln, gehören zu den Ausnahmen. Die Nähe des Wassers lieben, wasserlose Strecken meiden sie, wenn auch damit nicht gesagt sein soll, daß sie hier gänzlich fehlen, da sie ihre Flugfertigkeit in den Stand setzt, täglich ferngelegene Tränkpläze zu besuchen. Ihre größte Entwicklung zeigt die Ordnung in Oecanien oder auf den großen und kleinen Inseln des stillen Weltmeeres. Die Sundainseln, Philippinen, Molukken sind reich an verschiedenartigen und prachtvollen Tauben; in Neuholland und auf Neuguinea lebt eine namhafte Anzahl; in Südastien oder in Indien und Südchina



werden sie kaum minder reichhaltig vertreten. In Afrika haufen zwar nicht so viele Arten, wie in Asien, die einzelnen Arten treten aber in überraschend großer Anzahl auf, und deshalb begegnet man den Mitgliedern der Ordnung allüberall, selbst noch tief im Innern der Wüste. In den Waldungen der Steppe sieht man hier und da, so zu sagen, jeden Baum von ihnen besetzt; in den Urwäldern ist das Rucksen, Gurren, Heulen und sonstige Lautgeben der Tauben eine so gewöhnliche Musik, daß sie alle übrigen Vogelstimmen beinahe übertönt; ein einziger Brunnen, eine Wasserlache in der Steppe oder Wüste wird zum Sammelplatze oder wenigstens zum Stellschein für Hunderttausende dieser stüchtigen und verhältnißmäßig wenig begehrlichen Vogel. Amerika und zumal der Süden dieses Erdtheils beherbergt über ein Dritttheil aller bis jetzt bekannten Gurrevögel. In Mittelamerika sind sie noch häufiger als in Brasilien, da Inseln ihnen am besten zuzusagen scheinen.

Hinsichtlich des Aufenthalts wird bald bemerkt, daß sich die verschiedenen Arten in ihre Welt getheilt haben. Während die einen ausschließlich Baumvögel sind und höchstens, um zu trinken, zum Boden herabkommen, verbringen hier andere ihr ganzes Leben oder erheben sich doch höchstens auf kurze Zeit zu niederen Baumzweigen, und während diese den dunklen Wald bevölkern, siedeln sich andere im lichten Gebüsch der Steppe an. Wieder andere haufen nur auf Felsen, nur in niederem dichten Gebüsch, nur auf kleinen Inseln zc.

Alle im Norden lebenden Arten sind Wander-, die im Süden wohnenden Strich- oder Standvögel. Diese leben höchstens in kleinen Gesellschaften, gewöhnlich aber paarweise; die übrigen vereinigen sich nur während der Wanderzeit zu großen Flügen; andere bilden jahraus, jahrein zahlreiche Verbände, und gewisse Arten schaaren sich zu Massen, welche, glaublicher Schätzung nach, alle unter Vögeln sonst üblichen Vereinigungen weit überbieten: man spricht von Flügen, welche aus Billionen Tauben ein und derselben Art gebildet werden. Die Reisen der wandernden Gurrevögel werden übrigens selten weit ausgedehnt; unsere europäischen Arten z. B. ziehen höchstens bis Nordafrika hinüber, bleiben aber meistens schon in Südeuropa.

Ihre Nahrung entnehmen unsere Vögel fast ausschließlich dem Pflanzenreiche. Im Kropfe einzelner Arten hat man, kleine Schüsseln, Würmer und Raupen gefunden; auch weiß man, daß sie ihre eigenen Läufe fressen: der Futtertheil, welchen das Thierreich ihnen liefert, ist aber stets sehr gering. Sämereien und Wurzelknollen der verschiedensten Art bilden das Futter der Mehrheit; die Angehörigen gewisser Familien oder Unterfamilien nähren sich von Beeren und Waldfrüchten. Viele Arten lieben salzhaltige Erde und diejenigen, welche harte Körner genießen, nehmen zur Beförderung der Verdauung kleine Quarzstückchen und andere harte Körper, die Weibchen, wenn sie legen wollen, auch Kalk zu sich. Sie bedürfen viel Wasser, weil dieses nicht bloß zum Lösen des Durstes, sondern auch zum Aufquellen der harten Körner dienen muß.

So viel bis jetzt bekannt, brüten alle Gurrevögel mehr als einmal im Jahre. Das Nest wird verschieden angelegt: im Gezweig der Bäume und Gebüsch, hoch und niedrig über dem Boden, in Felslöchern und Baumhöhlen, auf dicken Nesten oder Stammstrunken, selten auf dem flachen Boden. Es ist ein erbärmlicher Bau aus wenigen dürren Reisern, welche locker und liederlich über einander geschichtet werden und oft so lose aufliegen, daß man nicht begreift, wie das Ganze Wind und Wetter widerstehen kann. Zwei weiße Eier bilden das Gelege; einzelne Arten legen vielleicht nur ein einziges Ei, andere zuweilen deren drei: das Eine, wie das Andere sind seltene Ausnahmen von der Regel.

Während der Paarungszeit bewirbt sich der Lauber sehr eifrig um die Gunst der Taube. Am Brutgeschäft theilnehmen sich beide Eltern und nach vierzehn- bis zwanzigtägiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen: — kleine, hilflose, blinde, mit gelbem Flaum sparjam bekleidete Geschöpfe, welche im Neste bleiben, bis sie völlig flügge geworden sind. Sie werden anfangs mit dem käseartigen Stoff, welchen die Wandungen des Kropfes absondern, später mit aufgeweichten, schließlich mit harten Sämereien gefüttert oder richtiger gestopft. Ihre Weiterentwicklung nach dem Ausfliegen beansprucht wenig Zeit; denn die meisten Arten sind bereits nach vollendetem ersten Lebensjahre fortpflanzungsfähig.

Alle Tauben sind als nützliche Vögel zu bezeichnen. Der Bauer, welcher bekanntlich stets Beeinträchtigung fürchtet, behauptet zwar das Gegentheil, aber Pfarrer Snell, ein unbefangener und verlässlicher Forscher, hat sich durch sorgfältige und mühevolle Beobachtungen überzeugt, daß die Tauben zwar einzelne Getreidekörner, welche ohne sie verderben würden, auflesen, im allgemeinen aber sich fast ausschließlich von dem Samen verschiedener, der Landwirtschaft verderblicher Unkräuter ernähren und dadurch einen geradezu unberechenbaren Nutzen bringen.



Unter den dreihundert und einigen Arten Girtvögeln, welche man bis jetzt kennen gelernt hat, pflegt man die Fruchttauben (*Treron*) obenanzustellen, weil man sie gewissermaßen als Verbindungsglied der Hochvögel im weitesten Sinne und der Tauben ansieht. Sie verbreiten sich über Indien und die malaiischen Inseln, Australien und Afrika, und leben fast ausschließlich von Beeren und Früchten und vielleicht nur ausnahmsweise von Körnern. Sie sind auf den Bäumen gewandter, als alle übrigen Tauben; denn sie erinnern in ihren Bewegungen förmlich an die Papageien. Daher erhielt denn auch eine hierher gehörige Art den Namen Papageitaupe (*Phalacroteron abyssinica*). Ueberdies ist das Gefieder derselben prachtvoll gefärbt, auf der Oberseite bläulichgrün, auf der Unterseite hellgelb. Die Länge beträgt 12 Zoll. Diese schöne Taube verbreitet sich über ganz Mittel- und Südafrika.

\* \* \*

(Tauben.) Die Tauben (*Columbae*) unterscheiden sich von den Mitgliedern der vorhergehenden Gruppe hauptsächlich durch ihren schwachen, nur an der Spitze hornigen, an der Wurzel aber weichen und mit einer Wachshaut bedeckten, mittellangen Schnabel, die etwas höheren, schmalhohligen, zum Gehen geschickten Füße, den aus zwölf Federn gebildeten, gerade abgestuften oder abgerundeten Schwanz und die minder prächtige Färbung ihres Gefieders.

Zu dieser Familie gehören alle bei uns wild lebenden Tauben und diejenigen, welche uns am nächsten angehen, weil sie zu unsern Hausthieren geworden sind. Die Gruppe ist über alle Erdtheile verbreitet, in der alten Welt aber gestalten- und artenreicher als in der neuen.

Unsere Ringel- oder Holz-, Wald-, Wild-, Bloch- und Kobltaube (*Palumbus torquatus*) ist wegen ihrer Größe und ihres kräftigen Baues, des verhältnismäßig langen Schwanzes und der kurzen Füße zum Vertreter einer besondern Sippe erhoben worden. Das Gefieder der alten Vögel ist auf Kopf und Nacken, sowie an der Kehle dunkelmohnblau, auf dem Ober Rücken und Oberflügel dunkelgraublau, auf dem Unterrücken lichtblau, auf Kopf und Brust röthlichgrau, auf der übrigen Unterseite lichtgraublau und auf dem Unterbauche weiß; der untere Theil des Halses ist jederseits mit einem glänzend weißen Flecken geziert und schillert in metallischen Farben (taubenhäufig); die Schwungfedern sind schiefergrau, die Schwanzfedern schiefer schwarz, durch eine hellere Querbinde gezeichnet, ein breiter Streifen am Flügelbug und ein großer Flecken auf den Schwanzfedern endlich weiß. Das Auge ist bläuschgelb, der Schnabel blaßgelb, an der Wurzel roth, der Fuß bläulichroth. Die Länge beträgt 16½ Zoll.

Von Südsandinavien an verbreitet sich die Ringeltaube nach Süden hin über ganz Europa, und ebenso wird sie in Asien vom mittleren Sibirien an bis zum mittleren Himalaya gefunden. Gelegentlich ihrer Wanderungen streift sie nach Nordwestafrika hinüber; den Nordosten des Erdtheils aber berührt sie nicht. Schon in Südeuropa tritt sie viel einzelner auf, als bei uns zu Lande.

Sie ist ein echter Wald- oder wenigstens ein echter Baumvogel. In Deutschland begegnet man ihr in allen Waldungen, sie mögen groß oder klein sein und aus Schwarz- oder aus Laubholz bestehen, im Gebirge wie in der Ebene, nahe bei den Dörfern wie fern von den menschlichen Wohnungen; doch scheint es, als ob sie den Nadelwald bevorzugt, möglicherweise aus dem einzigen Grunde, weil Tannen-, Fichten- und Kiefern Samen mit zu ihren Nahrungsmitteln gehören. Ausnahmsweise siedelt sie sich auch inmitten der Dörfer oder selbst inmitten volkreicher Städte auf einzelnen Bäumen an. Im Norden ihres Verbreitungsgebietes ist die Ringeltaube ein Zugvogel, welcher sehr regelmäßig wegzieht und wieder erscheint, schon im südlichen Deutschland und noch mehr in Spanien und Italien aber ein Standvogel.

Die Ringeltaube ist ein äußerst rascher, flüchtiger und scheuer Vogel. Sie geht geschickt, aber nicht sehr schnell, trägt dabei den Leib bald wagrecht, bald aufgerichtet und bewegt den Hals unaufhörlich. Entweder sitzt sie auf dem Wipfel oder tief in den Zweigen verborgen. Sie hat gewisse Lieblingsbäume, auf denen man sie fast alle Morgen antrifft, entweder solche, welche weit über die andern hinaustragen, oder solche, welche dürre Wipfel haben. Ihr Flug ist schön, schnell, geschickt, verursacht beim Aufsteigen Klatschen und dann ein Pfeifen in der Luft. Schon in weiter Entfernung kann man die fliegende Ringeltaube nicht nur an der Größe, sondern auch an dem langen Schwanz und dem weißen Flecken auf den Flügeln erkennen.

Die Nacht bringen beide Gatten in der Nähe des Nestes zu. Früh vor Tagesanbruch sind sie schon munter, und das Männchen begibt sich auf seinen Lieblingsbaum. Hier fängt es in der Dämmerung an zu rufen, was der Feldtaube ähnlich, aber stärker, fast wie „Kuckuck“ und „Kukuku“ oder „Kukuku kuku“ klingt. Es sitzt dabei fest auf einem Aste, bläst aber den



Hals auf und bewegt ihn. Jedes Rucksen wird drei- bis viermal nach einander wiederholt. Die in der Nähe befindlichen Lauberte werden dadurch herbeigeloct, setzen sich auf benachbarte Bäume und rucksen nun, mit einander wetteifernd.

Beide Gatten tragen, nachdem der Platz zum Neste ausgewählt ist, die Stoffe herbei, aber das Weibchen verarbeitet sie. Das Nest besteht aus dünnen Fichten, Kiefern, Tannen und Buchen, Reisern oder aus den Zweigen einer dieser Baumarten, ist aber so locker und schlecht gebaut, daß man nicht selten die Eier von unten durchschimmern sieht; es ist platt, nur da, wo die Eier liegen, vertieft und hält zwölf bis funfzehn Zoll im Durchmesser. Obgleich es sehr schlecht gebaut ist, steht es doch fest und trotzt dem Wetter. Die zwei langlichen, auf beiden Seiten gleich zugerundeten, dünnen und rauhshaligen, glänzendweißen Eier findet man von der letzten Hälfte des April bis zur letzten Hälfte Julis. Sie werden von beiden Gatten ausgebrütet.

Merkwürdig ist die geringe Anhänglichkeit der Ringeltaube an ihre Eier. Sagt man die brütende Ringeltaube einmal vom Neste, dann kann man die Eier nur gleich mitnehmen; denn sie verläßt sie gewiß. Gegen die Jungen ist die Liebe größer, aber doch nicht so stark als bei andern Vögeln.

Liebingsnahrung der Ringeltaube ist Samen der Nadelholzarten; mit ihm findet man im Sommer oft den ganzen Kropf angefüllt. Sie ließt ihn nicht nur von der Erde auf, sondern holt ihn auch zwischen den klaffenden Deckelchen der Zapfen hervor. Außerdem frißt sie Getreidearten und Grassämereien, ausnahmsweise auch Schnecken und Regenwürmer, und im Spätsommer Heidelbeeren, auch Eicheln und Bucheckern.

Die wenigen Körner, welche sich die Ringeltaube im Felde zusammenliest, darf man ihr gönnen: es sind eben nur solche, welche ohne sie doch verkommen wären, und sie macht diesen kleinen Eingriff in das Besizthum des Menschen tausendfach wieder gut durch das Aufzehren von Unkraut samen verschiedener Art. Neben dem Menschen hat der vorsichtige Vogel wenig Feinde, welche ihm gefährlich werden können. Habicht und Wandersfalk oder die großen Verwandten des letzteren fangen zuweilen eine Alte; Wildkatze, Baumarder und Eichhorn, vielleicht auch der weibliche Sperber, und nachts der Uhu bedrohen die Brut.

Gefangene Ringeltauben werden erträglich zahm und halten viele Jahre im Käfig aus. Es hält nicht schwer, sie an ein passendes Ernährungsfutter zu gewöhnen, da gemischte Sämereien ihren Ansprüchen vollständig genügen. Zur Fortpflanzung im Käfig schreiten sie aber nur ausnahmsweise.

Die Hohl-, Holz-, Loch-, Block- oder Blautaube (*Columba oenas*) ist auf Kopf und Hals, Oberflügel, Unterrücken und Bürzel mohnblau, auf dem Oberücken tiefgraublau,



Die Ringel- oder Holztaube (*Palumbus torquatus*).  $\frac{1}{2}$  der nat. Größe.



in der Kropfgegend weinroth, auf der übrigen Unterseite mattmothblau; die Schwingen und die Enden der Steuerfedern sind schieferblau; über den Flügel zieht sich eine unvollkommene dunkle Binde; der Nacken schillert taubenhäufig. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel blaßgelb, an der Wurzel dunkelfleischroth, weiß bestäubt, der Fuß mattdunkelroth. Die Länge beträgt 12 bis 12½ Zoll.

Ungefähr dieselben Länder, in denen die Ringeltaube vorkommt, beherbergen auch die Hohltaube; sie ist aber überall seltener als jene, aus dem sehr triftigen Grunde, weil sie nicht überall leben kann, da sie an alte Bäume mit passenden Höhlungen gebunden ist. Sie wohnt in Waldungen aller Art, gar nicht selten aber auch auf Feldbäumen, wenn diese eine passende Höhlung zur Aufnahme des Nestes haben, zuweilen auf solchen in unmittelbarer Nähe der Dörfer. In Mitteldeutschland erscheint sie einzeln im März; nach der Winterherberge reißt sie in Flügen um die Mitte des October ab. Auch sie überwintert schon im südlichen Europa, und höchst selten streifen kleine Flüge bis nach Nordwestafrika hinüber.

Sie ist weniger rasch und wild als die Ringeltaube, aber behender in ihren Bewegungen, und fliegt gewandt. Ihre Stimme, d. h. ihr Rucksen, unterscheidet sich wesentlich von der der Ringel- und Feldtaube: es klingt einfach wie „Du hu hu“. Eine große Anhänglichkeit hat die Hohltaube an ihren Aufenthaltsort, an welchen sie freilich wegen der dort befindlichen hohlen Bäume gebunden ist. Die Nahrung besteht in Körnern aller Art.

Das Hohltaubenpaar ist ein Bild treuer Gattenliebe. Das Männchen hält innig zu seinem Weibchen, ist gewöhnlich in seiner Nähe, unterhält es mit Rucksen, während es brütet und begleitet es, wenn es von den Eiern gejagt wird. Allein die Hohltauben sind nicht allein zärtliche Gatten, sondern auch treue Eltern. So wenig Anhänglichkeit die Ringeltauben gegen ihre Eier zeigen, eine so ausgezeichnete beweisen die Hohltauben. Sie sitzen nicht nur sehr fest auf den Eiern, so fest, daß man die brütende Taube zuweilen ergreifen kann, sondern sie suchen selbst mit Gefahr ihres Lebens das Nest wieder auf. Man kann nach der Täubin schießen, ohne daß sie ihre Eier verläßt.

Die Hohltaube wird leichter zahm als die Ringeltaube, mischt sich freiwillig zuweilen unter die Feldtauben und soll sich sogar mit diesen paaren. Auch die gefangenen Hohltauben leben in großer Freundschaft mit Feldtauben.

Die wichtigste aller Tauben ist die Felsen-, Stein-, Grotten- oder Uferttaube (*Columba livia*); denn sie ist die Stammutter unserer Haustaube, welche ihr nicht bloß in der Färbung, sondern auch im Betragen vollständig ähnelt und leicht wieder verwildert. Unter der Haustaube hat man hier nur den Feldflüchter zu verstehen, nicht aber die sogenannte Farben- und Rastentaube, über deren Abstammung Zweifel gehegt werden können. Die Felsentaube ist auf der Oberseite hellaschblau, auf der Unterseite mothblau. Der Kopf ist hellschieferblau, der Hals bis zur Brust dunkelschieferfarben, oben hellblaugrün, unten purpurfarben schillernd, der Unterrücken weiß; über den Flügel ziehen sich zwei schwarze Binde; die Schwingen sind aschgrau, die Steuerfedern dunkelmothblau, am Ende schwarz, die äußersten auf der Außenseite weiß. Das Auge ist schwefelgelb, der Schnabel schwarz, an der Wurzel lichtblau, der Fuß dunkelblauröth. Männchen und Weibchen unterscheiden sich kaum durch die Färbung; die Jungen sind dunkler als die Alten. Die Länge beträgt 13 Zoll.

Die Felsentaube weicht von den meisten Ordnungsverwandten darin ab, daß sie ihren Aufenthalt auf Felsen oder im alten Gemäuer nimmt, Bäume aber meidet. Sie bewohnt Klippen und Felsenhöhlen Europas, namentlich verschiedene Gegenden längs der Westküste von Schottland, ferner fast alle geeigneten Vertlichkeiten um das Mittelmeer. In Egypten sieht man sie an Felswänden, namentlich in der Nähe der Katarakten in sehr großer Menge, einzelne Flüge von ihnen aber auch inmitten der Wüste, wo man sich fragen mußte, wie die arme Erde hier im Stande sei, den Massen genügende Nahrung zu bieten. Im Innern Afrikas ist sie viel seltener als dort, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es hier wenige felsige Gebirge gibt; an günstigen Stellen aber vermischt man sie nicht, und ein einzeln stehender Felsen mit steilen Wänden beherbergt sie gewiß. In Indien gehört sie zu den gemeinsten und häufigsten Vögeln, brütet ebenfalls in Höhlen und Nischen der Felsen und Klippen, wo möglich in der Nähe vom Wasser. Hier, wie in Egypten lebt die Felsentaube aber auch in einem halbwildem Zustande. Sie bewohnt nämlich alle alten ruhigen Gebäude, Stadtmauern, Pagoden, Felsentempel und ähnliche Baulichkeiten, und sie bezieht endlich die Thürme, welche ihr zu Gefallen errichtet werden. In Oberegypten gibt es viele Ortschaften, welche mehr der Tauben als der Menschen halber erbaut zu sein scheinen. Nur das untere Stockwerk des pyramidenartigen, platt gedeckten Hauses bewohnt der Bauer, das obere, gewöhnlich weiß getünchte und sonstwie



verzierte, gehört den Tauben an, und außerdem errichtet man noch hohe kuppelförmige Thürme, einzig und allein dieser Vögel wegen. Das Mauerwerk aller jener Gebäude oder Taubenschläge, besteht nicht aus Ziegelsteinen, sondern von einer gewissen Höhe an nur aus großen, eiförmigen, dickwandigen Töpfen, welche über einander gelagert und durch Mörtel, bezüglich Nisschlamm mit einander vertittelt wurden. Jeder Topf ist an dem nach außen gefehrten Ende durchbrochen, das betreffende Loch jedoch nicht groß genug, um einer Taube Zugang zu gewähren, sondern nur bestimmt, Luft und Licht durchzulassen. Von der andern innern Seite dagegen ist jeder Topf bequem zugänglich und gibt einem Neste Raum. Die Eingänge zu den Taubenhäusern sind ziemlich groß und mit eingemauerten Reissgbinden umgeben, welche die Stelle der Flugbretter vertreten. Daß diese Einrichtung sich bewährt, geht aus den Massen von Tauben, welche die Häuser fortwährend umlagern, deutlich hervor.

Im Süden sind die Felsentauben Standvögel; im Norden zwingt sie der Winter zum Wandern. Sie versammeln sich vor dem Abgange in sehr zahlreiche Schwärme und scheinen während ihres Aufenthaltes in der Fremde diese Vereine nicht zu lösen. Es ist wahrscheinlich, daß derartige Wanderschaaren oft von uns bemerkt, aber nicht erkannt, sondern als gewöhnliche Feldflüchter angesehen werden.

Das Betragen der Felsentauben weicht von dem unserer Haustaube wenig ab. Sie sind gewandter, namentlich behender im Fluge, als unsere Feldflüchter, und regelmäßig sehr menschenscheu: in allem übrigen gewährt uns das Betragen der Nachkommen ein getreues Lebensbild der Stammeltern. Sie gehen gut, aber nichtend, fliegen ganz vortreflich, mit pfeifendem Säuseln, durchmessen ungefähr fünfzehn Meilen in der Stunde, klatschen vor dem Aufstiegen und schweben vor dem Niederfliegen, steigen gern hoch empor und kreisen oft längere Zeit in dicht geschlossenen Schwärmen. Die Vögel meiden sie auffallend. Beim Nahrungsuchen laufen sie stundenlang auf dem Boden herum, beim Trinken waden sie zuweilen ein wenig in das Wasser hinein.

Sinne und geistige Fähigkeiten der Felsentauben sind wohl entwickelt. Die wilden lassen sich zwar nicht leicht beobachten; bei den zahmen aber bemerkt man bald, daß man es mit klugen und verständigen Vögeln zu thun hat.

Die Stimme, das bekannte Rucksen, besteht aus dumpfen, heulenden und rollenden Tönen, welche ungefähr wie „Marukuh marukuh marhukuh“ klingen. Die einzelnen Ausrufe werden mit Bücklingen, Drehungen und Kopfnicken begleitet.

Alle Arten unseres Getreides und außerdem die Sämereien von Raps und Rüben, Linjen, Erbsen, Wein u. s. w., vor allem Andern aber die Körner der als unausrottbares Unkraut gefürchteten Vogelweide bilden die Nahrung der Felsen- und Haustauben. Man hat sie als schädliche Thiere betrachtet, weil sie ziemlich viel Nahrung bedürfen und uns fühlbare Verluste zufügen können; wenn man aber bedenkt, daß sie Getreide nur während der Zeit der Aussaat fressen, wird man weniger streng urtheilen, und dabei muß man noch berücksichtigen, daß sie den Schaden, welchen sie verursachen, durch Aufzehren von Unkrautsämereien reichlich wieder gut machen.

Man nimmt an, daß die Felsentaube wenigstens zweimal jährlich nistet und weiß mit Bestimmtheit, daß der Feldflüchter im Laufe des Sommers mindestens drei Bruten macht. Mit Beginn des Frühlings rückt der Tauber sehr eifrig und alsbald nach der Paarung treibt er seine Gattin vor sich her zum Nistplatze, wo der Bau beginnen soll, fliegt nach Baustoffen aus, trägt sie im Schnabel herbei, und die Täubin baut damit das Nest. Dieses ist ein flacher, in der Mitte wenig vertiefter, ohne alle Kunst zusammengelegter Haufen trockener Reisig, Pflanzenstengel, Stroh und durrer Halmen. Bis zum Legen des ersten Eies vergehen nun noch mehrere Tage. Die zwei Eier haben eine längliche Gestalt, sind glattschalig, glänzend und reinweiß. Beide Geschlechter brüten, die Täubin von drei Uhr nachmittags bis zehn Uhr vormittags ununterbrochen, der Tauber in den wenigen Stunden, welche dazwischen liegen. Nachts schläft er in unmittelbarer Nähe des Nestes, immer bereit, die Gattin nach Kräften zu beschützen. Er duldet es nicht einmal, daß eine andere Taube sich nähert. Nach sechzehn bis achtzehn Tagen sind die Eier gezeitigt, und die äußerst unbehilflichen blinden Jungen schlüpfen in einem Zwischenraume von 24 bis 36 Stunden nach einander aus. In der ersten Zeit werden sie von beiden Eltern mit dem Futterbrei gefüttert, welcher sich im Kropfe bildet; später erhalten sie erweichte Sämereien und endlich härtere, nebst Steinchen und Lehmstücken. Sie sind nach vier Wochen erwachsen, schwärmen mit den Alten aus, machen sich in wenigen Tagen selbstständig, und die Eltern schreiten nun zu der zweiten Brut.

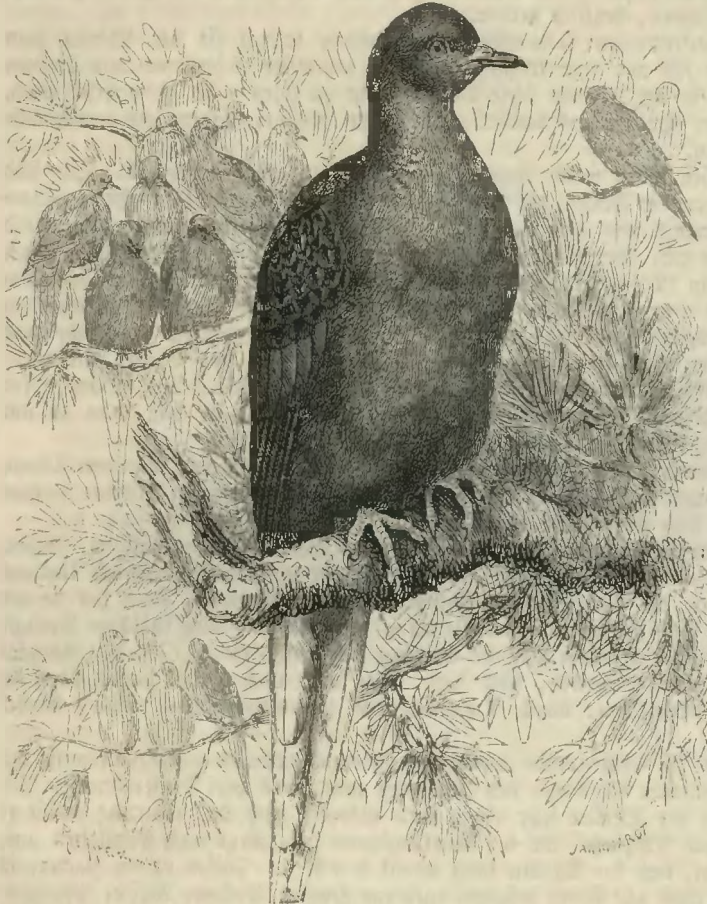
Die Farben- und Massentauben, die Freude und der Stolz der Liebhaber, haben, streng genommen, wenig mit ihren angeblichen Stammeltern gemein, und deshalb bleibt es immer



nach fraglich, ob man sie als Nachkommen der Felsentaube betrachten darf. Gern möchten wir auch über sie und ihr Leben hier Einiges mittheilen, allein bei der gebotenen Einschränkung steht zu befürchten, daß weder dem Liebhaber noch dem erfahrenen Taubenkenner damit Wenige gethan würde.

\* \* \*

(Kukukstauben.) Kukukstauben (*Macropygiae*) werden Vögel genannt, welche schlant gebaut, kleinköpfig, ziemlich kurzflügelig, langschwänzig und kurzfüßig sind. Alle Arten sind im hohen Grade gesellig; einzelne vereinigen sich zu Schaaren, welche



Die Wandertaube (*Ectopistes migratorius*).

jede Schätzung unmöglich machen. Es gehört hierher die hochberühmte Wandertaube (*Ectopistes migratorius*), welche in den ungeheuren Wäldungen Nordamerikas bald hier, bald dort ihren Wohnsitz nimmt, brütet, Millionen von Jungen heranzieht, ganze Waldstrecken verwüftet, alle ihr zusagende Nahrung in einer gewissen Gegend aufzehrt, dafür von den Menschen zu Tausenden hingeschlachtet wird und allgemach wieder und auf Jahre verschwindet. Dieselbe ist kräftig gebaut, langhalsig und kleinköpfig, ihr Schnabel mittellang, ziemlich dünn, gerade, der Flügel lang, zugespitzt, der Schwanz länger als die Flügel, mit Ausnahme seiner beiden etwas verkürzten Mitteliedern abgestuft, der Lauf kurz, aber kräftig, kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel. Die allgemeine Färbung ist schieferblau, die der Unterseite röthlichgrau. Das Auge ist glänzend roth, der Schnabel schwarz, der Fuß blutroth. Die Länge beträgt 16 $\frac{1}{2}$  Zoll.

Von der Hudonsbay an bis zum Golf von Mexiko und von den Felsgebirgen an bis zur östlichen Küste findet sich die Wandertaube in allen Staaten Nordamerikas, aber keineswegs überall in gleicher Menge. „Die Wandertaube, welche in Amerika Wildtaube genannt wird“, berichtet Audubon, „bewegt sich mit außerordentlicher Schnelligkeit und treibt sich durch rasche, wiederholte Flügelschläge durch die Luft. Ihre Wanderungen geschehen ausschließlich der Nahrung halber, nicht, um der Winterstrenge der nördlichen Breiten zu entinnen, oder um einen passenden Platz zum Brüten zu suchen. Demgemäß nehmen sie nirgends einen festen Stand, sondern siedeln sich da an, wo sie Futter finden und verweilen unter Umständen jahrelang da, wo man sie sonst nie bemerkte. Dann verschwinden sie plötzlich und kehren erst nach Jahren wieder zurück. Ihre außerordentliche Flugkraft setzt sie in den Stand, Erstaunliches zu leisten. Dies ist erprobt worden durch in Amerika wohlbekannte Thatfachen. Man tödtete in der Umgebung Newyorks Wandertauben, deren Kropf mit Weiz gefüllt war, welchen sie doch nur in den Feldern



Georgias und Carolinas verzehrt haben konnten. Da ihre Verdauung so rasch vor sich geht, daß das eingenommene Futter in zwölf Stunden völlig zersetzt ist, mußte man schließen, daß sie zwischen drei- und vierhundert (englische) Meilen binnen sechs Stunden oder die Meile in einer Minute zurückgelegt hatten. Hiernach konnten sie bei gleicher Geschwindigkeit in weniger als drei Tagen nach Europa gelangen.“

„Im Herbst 1813 verließ ich mein Haus zu Henderson am Ufer des Ohio auf der Straße nach Louisville. Als ich einige Meilen unter Hardensburgh über die dürren Ebenen ging, bemerkte ich einen Zug Wandertauben, welcher von Nordost nach Südwest flog. Da mir ihre Anzahl größer erschien, als ich sie jemals vorher gesehen hatte, kam mir die Lust an, die Züge, welche innerhalb einer Stunde im Bereich meines Auges vorüberflogen, zu zählen. Ich stieg deshalb ab, setzte mich auf eine Erhöhung und machte mit meinem Bleistift für jeden vorübergehenden Zug einen Tupfen auf's Papier. In kurzer Zeit fand ich, daß das Unternehmen nicht auszuführen war; denn die Vögel erschienen in unzählbarer Menge. Ich erhob mich also, zählte die Tupfen und fand, daß ich in 21 Minuten deren 163 gemacht hatte. Ich setzte meinen Weg fort, aber die Massen vermehrten sich immer stärker. Die Luft war buchstäblich mit Tauben erfüllt und die Nachmittagssonne durch sie verdunkelt, wie bei einer Mondfinsterniß. Der Unrath fiel in Massen wie Schneeflocken herab, und das Geräusch der Flügelschläge übte eine einschläfernde Wirkung auf meine Sinne.“

„Unmöglich ist es, die Schönheit ihrer Luftschwankungen zu beschreiben, wenn ein Falk versuchte, eine aus dem Haufen zu nehmen. Mit Einemmale stürzten sie sich dann unter Donnergeräusch, in eine feste Masse zusammengepackt, wie ein lebendiger Strom hernieder, drängten, dicht geschlossen, in welligen und scharfwinkligen Linien vorwärts, fielen bis zum Boden herab und strichen über denselben in unvergleichlicher Schnelle dahin, stiegen dann senkrecht empor, einer mächtigen Säule vergleichbar, und entwickelten sich, nachdem sie die Höhe wieder erreicht, zu einer Linie, gleich den Gewinden einer ungeheuren, riesigen Schlange.“

„Das ganze Volk war in Waffen. An den Ufern des Ohio wimmelten Männer und Knaben durch einander und schossen ohne Unterlaß unter die fremden Gäste, welche hier, als sie den Fluß kreuzen wollten, niedriger flogen. Massen von ihnen wurden vernichtet, eine Woche und länger genoß die Bevölkerung Nichts als das Fleisch oder das Fett der Tauben, und es war von Nichts, als von Wildtauben die Rede. Die Lust war währenddem gesättigt von der eigenthümlichen Ausdünstung, welche dieser Art eigen ist.“

„Vielleicht ist es unnütz, eine Schätzung aufzustellen von der Anzahl der Tauben, welche ein solcher Schwarm enthält, und von der Menge der Nahrung, welche er vertilgt. Nimmt man an, daß der Zug eine Meile breit ist — was durchaus nicht übertrieben genannt werden darf — und daß er bei der angegebenen Schnelligkeit ununterbrochen drei Stunden währt, so erhält man ein Parallelogramm von 180 englischen Geviertmeilen. Rechnet man nun nur zwei Tauben auf die Geviertelle, so ergibt sich, daß der Zug aus einer Billion, hundertundfünfzehn Millionen, hundertundsechszunddreißigtausend Stück Wandertauben besteht. Da nun jede Taube täglich einen halben Spint an Nahrung bedarf, braucht der ganze Zug eine Menge von acht Millionen, siebenhundertundzwölftausend Bushels täglich.“

„Sobald die Tauben“, fährt Audobon fort, „Nahrung entdecken, beginnen sie zu kreisen, um das Land zu untersuchen. Während ihrer Schwenkungen gewährt die dichte Masse einen prachtvollen Anblick. Je nachdem sie ihre Richtung wechseln und die obere oder untere Seite dem Beobachter zutehren, erscheinen sie bald blau, bald purpurn. So ziehen sie niedrig über den Wäldern dahin, verschwinden zeitweilig im Laubwerk, erheben sich wieder und streichen in höheren Schichten fort. Endlich lassen sie sich nieder. Sobald sie gefußt haben, sieht man sie emsig die welken Blätter durchstöbern, um nach der zum Boden gefallenem Eichelmast zu suchen. Die Nahrungsmenge, welche vom Boden aufgesucht wird, ist erstaunlich groß; aber das Aufsuchen geschieht so vollkommen, daß eine Nachlese vergebliche Arbeit sein würde. Während sie fressen, sind sie zuweilen so gierig, daß sie beim Verschlucken einer Nuß oder Eichel keuchen, als ob sie ersticken müßten. Ungefähr um die Mitte des Tages, nachdem sie sich gesättigt haben, lassen sie sich auf den Bäumen nieder, um zu ruhen und zu verdauen. Wenn die Sonne niedersinkt, fliegen sie massenhaft den Schlafplätzen zu, welche gar nicht selten Hunderte von Meilen von den Futterplätzen entfernt liegen.“

„Betrachten wir nun einen dieser Schlafplätze, meinethwegen den an dem Grünen Flusse in Kentucky, welchen ich wiederholt besucht habe. Er befand sich in einem hochbestandenen Walde, welcher nur wenig Unterwuchs hatte. Ich ritt vierzig Meilen in ihm dahin und fand, da ich ihn an verschiedenen Stellen kreuzte, daß er mehr als drei Meilen breit war. Als ich ihn



das erste Mal besuchte, war er ungefähr vor vierzehn Tagen in Besitz genommen worden. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang kam ich an. Wenig Tauben waren zu sehen; aber viele Leute mit Pferden und Wagen, Gewehren und Schießvorrath hatten sich rings an den Rändern aufgestellt. Zwei Landwirthe hatten über dreihundert Schweine mehr als hundert Meilen weit hergetrieben, in der Absicht, sie mit Taubenfleisch zu mästen. Ueberall sah man Leute beschäftigt, Tauben einzufaseln, und allerorten lagen Haufen von erlegten Vögeln. Der herabgefallene Mist bedeckte den Boden mehrere Zoll hoch, in der ganzen Ausdehnung des Schlafplatzes, so dicht wie Schnee. Viele Bäume, deren Stämme etwa zwei Fuß im Durchmesser hatten, waren niedrig über dem Boden abgebrochen, und die Aeste der größten und stärksten herabgestürzt, als ob ein Orkan im Walde gewüthet hätte. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Anzahl der Vögel, welche hier gehaust hatten, eine über alle Begriffe große sein mußte. Als der Zeitpunkt des Eintreffens der Tauben herannahete, bereiteten sich deren Feinde fast ängstlich auf ihren Empfang vor. Viele erschienen mit eisernen Töpfen, welche Schwefel enthielten, andere mit Stienfackeln, wieder andere mit Pfählen, die übrigen mit Gewehren. Die Sonne war unsern Blicken entschwunden, und noch nicht eine einzige Taube war erschienen; aber Alles stand bereit, und Aller Augen schauten auf zum klaren Himmel, welcher zwischen den hohen Bäumen hindurch schimmerte. Ploßlich vernahm man den allgemeinen Schrei: sie kommen. Und sie kamen, obgleich noch entfernt, so doch mit einem Dröhnen, welches mich an einen starken Seesturm erinnerte, der durch das Tafelwerk braust. Als die Vögel wirklich da waren, und der Zug über mir wegging, verspürte ich einen heftigen Luftzug.“

„Tausende von Tauben wurden rasch von den Pfahlmännern zu Boden geschlagen; aber ununterbrochen stürzten andere herbei. Jetzt wurden die Feuer entzündet, und ein großartiges, ebenso wundervolles, wie entsetzliches Schauspiel bot sich den Blicken. Die Tauben, welche zu Tausenden ankamen, ließen sich allerorten nieder, bis um die Aeste und Zweige der Bäume sich feste Massen gebildet hatten. Hier und da brachen die Aeste unter ihrer Last, stürzten krachend nieder und vernichteten Hunderte der darunter sitzenden Vögel, ganze Klumpen von ihnen zu Boden reisend. Es war ein Auftritt der Verwirrung und des Aufruhrs. Ich fand es gänzlich unnütz, zu sprechen, oder auch den mir zunächst Stehenden zuzuschreien. Bemerkte man doch selbst das Abbremsen der Gewehre meist nur an dem Blitze des Pulvers!“

„Erst gegen Tagesanbruch legte sich das Geräusch einigermaßen. Lange, bevor man einen Gegenstand unterscheiden konnte, begannen die Tauben bereits wegzuziehen und zwar in einer ganz andern Richtung, als sie gekommen waren. Bei Sonnenaufgang waren alle verschwunden, welche noch fliegen konnten. Nun vernahm man das Heulen der Wölfe, der Füchse, der Luchse, des Raguars, der Bären, Waschbären und Beutethiere, welche unten umherschnüffelten, während Adler und eine Masse von Geiern sich einfanden, um mit jenen die Beute zu theilen. Jetzt begannen auch die Urheber der Niederlagen die todtten, sterbenden und verstümmelten Tauben aufzulesen. Sie wurden auf Haufen geworfen, bis Jeder so viel hatte, als er wünschte; dann ließ man die Schweine los, um den Rest zu vertilgen.“

Genau dieselbe Schlächterei findet auf den Brutplätzen der Wandertaube statt. „Das Brutgeschäft der Wildtaube“, erzählt Audubon ferner, „und die Plätze, welche zu diesem Zwecke gewählt werden, sind der Beachtung werth. Die Fortpflanzung hängt nicht gerade von der Jahreszeit ab, aber der gewählte Platz ist immer ein solcher, welcher leicht zu erlangende Nahrung im Ueberflusse enthält und in passender Nähe von Wasser belegen ist. Waldbäume von großer Höhe tragen die Nester. Auf ein und demselben Baume sieht man oft funfzig bis hundert derselben beisammen, ich würde sagen, noch mehr, fürchtete ich nicht, daß man die wunderbare Geschichte dieser Taube für märchenhaft halten möchte. Die zwei Eier sind rundlich und reinweiß. Während das Weibchen brütet, ernährt es das Männchen, erweist ihm überhaupt eine wahrhaft rührende Zärtlichkeit und Zuneigung. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Jungen regelmäßig ein Pärchen sind. Die Alten füttern ihre Sprossen, bis diese sich selbst ernähren können; dann verlassen sie die Eltern und bilden bis zu ihrer Reife gesonderte Schwärme. Nach sechs Monaten sind sie fortpflanzungsfähig.“

„Sobald die Jungen ausgetrocknet sind, beginnt der Gewalttherrscher, Mensch genannt, die Bruten zu vernichten. Er zieht aus mit Netzen und andern Waffen und haut Nester und Bäume nieder, den Frieden der harmlosen Ansiedler zu stören. Beim Zusammenstürzen der gefällten Stämme und Nester werden die Jungen aus den Nestern geschleudert und Massen von ihnen vertilgt.“

Man sollte glauben, daß die Tauben durch derartige Anstalten vertilgt werden müßten. „Ich habe mich aber“, bemerkt Audubon, „durch jahrelange Beobachtungen überzeugt, daß sie



nichts Anderes als die Rodung der Wälder zu vermindern vermag.“ Noch im Jahre 1830 kamen sie so häufig auf den Markt zu Newyork, daß man sie überall massenweise sah. Die vorstehenden Zahlen dünken dem Europäer entsetzlich zu sein, wir dürfen dabei aber nicht verkennen, daß bei uns zu Lande unter den Drosseln und Meisen noch heutigen Tags eine ähnliche Schlächtereie geübt wird.

In der Gefangenschaft hält die Wandertaube bei geeigneter Pflege jahrelang aus und pflanzt sich auch ohne Umstände fort.

\* \* \*

(Turteltauben.) Die Turteltauben (*Turtures*) bilden eine zahlreiche, sehr übereinstimmende Gruppe. Sie sind schlank gebaut, kleinköpfig, langflügelig und langschwänzig, ihre Füße verhältnißmäßig lang, mindestens zum Gehen auf dem Boden geeignet. Das Gefieder hat im allgemeinen eine röthliche Färbung; ein Nackenband, welches bei den meisten Arten vorkommt und ihnen zur großen Zierde gereicht, ist entweder schwarz oder perlglänzend schwarz und weiß.

Alle Erdtheile beherbergen Mitglieder dieser Familie; die Hauptmenge derselben findet sich aber doch in der alten Welt, und namentlich Asien und Afrika sind sehr reich an Turteltauben. Sie bewohnen am liebsten Buschwaldungen, selbst solche der dürrsten Ebene; doch finden sich mehrere Arten auch im feuchten Urwalde und dann hauptsächlich in der Nähe vom Wasser. In ihrem Wesen ähneln sie andern Tauben, erscheinen uns jedoch anmuthiger und lebenswürdiger, wozu die Gewandtheit ihrer Bewegungen, vor allem der ausgezeichnete, raiche Flug und die bei den meisten Arten sehr ansprechende Stimme das Ihrige beitragen. Sämmtliche Arten ohne Ausnahme sind gefellig, wenn auch nicht immer während der Brutzeit, so doch im übrigen Jahre, und einzelne bilden zuweilen äußerst zahlreiche Schwärme, welche große Strecken in ähnlicher Weise erfüllen, wie Wandertauben die nordamerikanischen Wälder. Das Brutgeschäft bietet nichts Absonderliches. Das Nest wird gewöhnlich im niedern Buschwerk, oft nur wenige Fuß oder selbst unmittelbar über dem Boden angelegt; es ist ein ebenso mangelhafter Bau, wie der anderer Wildtauben.

In der Gefangenschaft lassen sich alle Arten dieser Gruppe mit Leichtigkeit halten, da ihre Nahrung aus reinem Körnerfutter besteht; sie schreiten hier auch bei der einfachsten Pflege zur Fortpflanzung. Mit verwandten Arten paaren sie sich leicht, und die Blendlinge, welche sie erzeugen, sind wiederum fruchtbar. In ganz Nordafrika und in Indien gelten die Turteltauben für heilige Vögel, welche von Niemand behelligt werden und deshalb in unmittelbarem Verkehr mit den Menschen treten. Sie leben in allen Ortschaften und in allen Gärten, selbst in den kleinsten, unmittelbar an den Häusern, und zeigen ein so großes Vertrauen in die Gastfreundschaft ihrer Wirthe, daß sie selbst die genaueste Beobachtung ihres Brutgeschäfts gestatten.

Bei unserer Turteltaube oder Turtel (*Turtur auritus*) sind die Federn der Oberseite rostbraungrau, braun gerandet, in der Mitte schwarz und aschgrau gefleckt; Scheitel und Hinterhals graulichhimmelblau, die Halsseiten durch vier schwarze, silberfarbene gesäumte Querstreifen gezeichnet, Vorderhals, Kropf und die Oberbrust weinroth, die übrigen Untertheile bläulichrothgrau, nach und nach in Grauweiß übergehend; die Handschwinge schwarzgrau, die Armschwinge aschblau überflogen, die Schulterfedern schwärzlich, breit rostroth gekantet. Das Auge ist bräunlichgelb, der Augenring bläulichroth, der Schnabel schwarz, der Fuß karminroth. Die Länge beträgt 11 Zoll.

Die Turteltaube ist über einen großen Theil Europas und Asiens verbreitet und durchwandert im Laufe des Winters noch sehr weite Strecken nach Süden hin. Bei uns zu Lande findet sie sich stellenweise und hier und da nicht selten; aber schon im Norden Deutschlands fehlt sie in vielen Gegenden gänzlich.

Auf den Canaren wimmeln von ihr die einsamen südlichen Thäler. Sie ist es, welche mehr als jeder andere Vogel mit ihrem melodischen Rucksen und Wirren die blumenreiche Wildniß jener endlosen Schluchten belebt, in denen meilenweit schneeweißes, duftendes Gestrüpp die Abhänge bekleidet, während im Thalwege selbst höheres Buschwerk wächst. Auf jedem Aste, auf jedem Steinblock fast sitzt die Turteltaube. Auf den dürrn, griechischen Ebenen begegnet man ihr in ähnlicher Anzahl und zwar während des ganzen Jahres; doch ist die Menge der Bruttauben in keinen Vergleich zu stellen mit den ungeheuren Schaaren, welche auf ihrem Durchzuge die Felder bedecken. Im Frühjahr sind manche Fluren buchstäblich mit Turteltauben besät, und ein geschickter Jäger kann ein halbes Hundert von ihnen an einem Tage erlegen.





Turteltauben.



Viele bleiben in Griechenland während des Winters, andere ziehen weiter, und dann sieht man sie in Egypten und Nubien an geeigneten Orten nicht selten, aber niemals in großen Massen. Bei uns zu Lande trifft sie Anfangs April ein, verweilt bis zum August auf ihrem Brutplatze, streicht dann umher und verläßt uns im September wieder.

Die Turteltaube ist nicht nur ein schön gezeichneter, sondern auch in seinem ganzen Wesen liebenswürdiger Vogel, sodas man sich nicht wundern darf, wenn sie von Dichtern und Liebenden hochgeachtet wird. Schon ihre Schönheit nimmt für sie ein. Ihre sanften Farben gehen ansprechend in einander über und stehen so geschmackvoll neben einander, das man sie mit Vergnügen ansieht. Auch ihr Wesen ist anmuthend, obgleich man nicht verkennen darf, das sie über Gebühr gerühmt worden ist. Ihre zierlichen Bewegungen, ihr Anstand und das sanfte Girren bestochen den Beobachter, und wenn er sieht, mit welcher Zärtlichkeit das Männchen sein Weibchen behandelt, glaubt er berechtigt zu sein, diesen Vogel als den liebenswürdigsten von allen zu bezeichnen.

Die Turteltaube fliegt vortrefflich, d. h. ungemein schnell, leicht und gewandt, ziemlich geräuschlos und versteht mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit alle möglichen Schwentkungen auszuführen. Die sehr sanfte und angenehme Stimme wird durch den deutschen und noch mehr den lateinischen Namen der Taube wiedergegeben. Das Girren ist streng genommen ein hohes, eintöniges Knurren, welches wie „Tur tur“ klingt und oft wiederholt wird. Aber dieses „Tur tur“ ist so klangvoll, das es Jedermann erfreut.

Getreide mancherlei Art, Sämereien der verschiedensten Pflanzen, auch Fichten- und Kiefernfaat und im Herbst Wolfsmilchsamem bilden die Nahrung der Turteltaube; nebenbei werden auch kleine Schnecken mit ausgenommen. Die Fortpflanzung beginnt bald nach der Ankunft im April und währt bis zum August; denn auch die Turteltaube brütet zwei-, vielleicht dreimal im Jahre. Die Eier werden wechselsweise bebrütet und warm geliebt, die Jungen selbst bei augenscheinlicher Lebensgefahr nicht verlassen. Ihre Ernährung geschieht in derselben Weise, wie bei andern Tauben.

Nächst der Turteltaube wird, abgesehen von der Felsentaube, keine andere Art der Ordnung häufiger zahm gehalten, als die verwandte Lachtaube (*Streptopelia risoria*). Sie ist ijabellgelb, auf dem Rücken dunkler, auf dem Kopfe, der Kehle und dem Bauche lichter, auf den Schwingen schwärzlich; ein Genickband ist schwarz. Das Auge ist lichter, der Schnabel schwarz, der Fuß karminroth. Die Länge beträgt 12 Zoll.

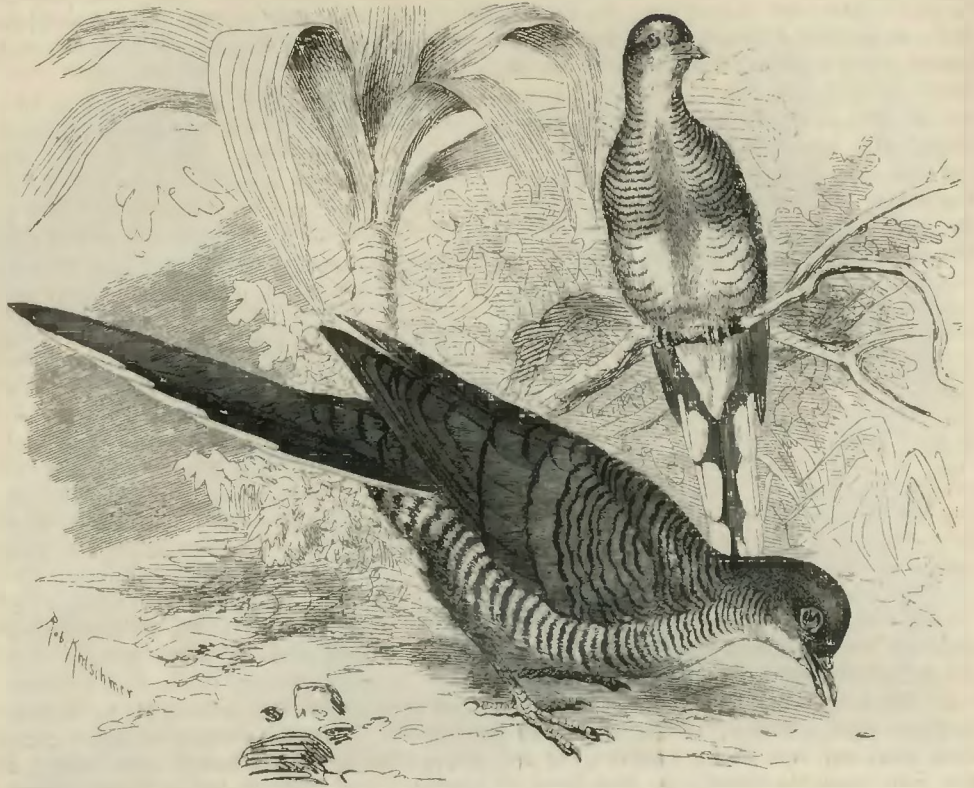
Der westliche Theil Indiens, Ceylon, Jemen, Arabien und ein großer Theil Ostafrikas sind die Heimat der Lachtaube. Sie liebt dürre, wüstenartige Steppengebenden und ist schon von Mittelnubien an nach Süden hin häufig und wird im Innern Afrikas zur gemeinsten Art der ganzen Ordnung. Bei einem Ritt durch die Samchara oder durch irgend eine Steppe des Innern tönt das Lachen und Girren dieser Tauben beinahe von jedem Busche herab und zu gewissen Zeiten des Jahres, gegen Anfang der Dürre hin, sammeln sie sich in manchen Waldungen zu wirklich unschätzbaren Massen. Man kann Züge gewahren, welche, wenn auch nicht stundenlang, so doch viele Minuten hinter einander in dichtem Gewimmel dahinfliegen oder, wenn sie sich niederlassen, buchstäblich halbe Viertelmeilen bedecken.

Die Stimme ähnelt dem Girren der Turtel, wird aber regelmäßig von Lauten begleitet, welche man mit Gelächter verglichen hat, weil sie wie „hi hi hi hi“ klingen; daher denn auch der Name des Vogels. Das jener Vergleich, wie jeder andere, hint, braucht nicht erwähnt zu werden: den erwähnten Lauten fehlt das Helle, Offene des Lachens; sie klingen dumpf, hohl und keineswegs fröhlich, deshalb aber doch nicht unangenehm.

Die Lachtaube gewöhnt sich ohne Umstände an einen engen Käfig und pflanzt sich hier noch leichter fort als die Turteltaube. Bei guter Pflege dauern sie viele Jahre im Käfig aus und es ist der Fall bekannt, das ein Liebhaber einen Tauber siebenzehn Jahre lang gehabt und ihn auch dann nur durch einen unglücklichen Zufall verloren hat.

Neben den verschiedenen Turtel- und Lachtauben lebt in Mittelafrika ein äußerst niedliches Mitglied derselben Gruppe, die Zwergtaube (*Chalcopelia asra*). Sie ist auf der Oberseite erdbraun, mit olfarbenem Schimmer, auf dem Oberkopfe aschgrau, auf Stirn und Kehle weißlich, auf der Unterseite röthlichgrau, nach dem Bauche zu weißlich; die Schwingen sind schwarzbraun, mit eigenthümlichen, metallischen Flecken. Die Länge beträgt  $7\frac{1}{4}$  Zoll. Die Zwergtaube verbreitet sich über Süd- und Ostafrika und wird im Westen durch eine sehr nahe verwandte Art ersetzt; sie bewohnt paarweise die dichtverschlungenen niederen Gebüsche; in den Wipfeln der höhern Bäume bemerkt man sie nie. Ihr Betragen erscheint uns ebenso anmuthig,





Das Sperbeetaubchen (*Geopelia striata*).  $\frac{1}{2}$  der nat. Größe. (S. 563.)

wie sie selbst. Sie ist ein überaus friedlicher, harmloser Vogel, welcher in seiner reichen Buschwelt still sein Wesen treibt. In der Gefangenschaft ist sie nicht beobachtet worden.

\* \* \*

(Kallentauben.) Kallentauben heißen diejenigen Arten, welche sich durch hochläufige Beine auszeichnen und ausschließlich auf dem Boden leben. Derartige Tauben sind, mit Ausnahme von Europa, in allen Erdtheilen heimisch und ziemlich gleichmäßig vertreten. Davon hat man die amerikanischen Arten, welche wir Erdauben nennen wollen, in einer besondern Unterfamilie vereinigt und diese mit dem Namen Zenaidae bezeichnet.

An die Turteltauben erinnern die Schlagtauben (*Melopelia*). Sie haben verhältnißmäßig lange Flügel, einen ziemlich langen Schwanz, sowie ein den Turteltauben ähnliches Gefieder, welches um das Auge herum breite Kreise frei läßt. Das bemerkenswertheste Mitglied dieser wenige Arten zählenden Sippe ist der Kukuli (*Melopelia meloda*) aus Südwestamerika. Die Länge beträgt 12 Zoll. Diese Taube zeichnet sich aus durch ihren melodisch melancholischen Gesang, welcher aus einer dreimaligen Wiederholung des Lautes „ku-ku-li“ besteht. In der Gefangenschaft zeigt sie in ihrem Wesen die größte Ähnlichkeit mit der Lachtaube.

Die kleinsten Mitglieder der Ordnung hat Reichenbach Sperlingsstauben (*Pyrgitoenas*) genannt. Sie sind kräftig gebaut, kurzhälsig und kleinköpfig, ihre Schwingen mittellang, in ihnen die zweite Schwinge die längste; der zwölffedrige Schwanz ist ziemlich kurz und gerundet, der Schnabel sehr kurz, gerade, schwach, der Fuß verhältnißmäßig kurz, der Lauf nicht befiedert.

Die hierher gehörige Grundtaube der Nordamerikaner (*Pyrgitoenas passerina*) ist graulichbraun, auf Oberkopf und Halsrücken aschgrau, an der Kehle weißlich; die Brust- und



Vorderhalsfedern sind dunkelbraun gefäunt, die Schwingen dunkelbraun. Die Länge beträgt  $6\frac{1}{2}$  Zoll. Wenn seit alten Zeiten die Tauben als ein Sinnbild des Friedens und der Unschuld gelten, so verdient keine von allen diesen Ruhm mehr als die Grundtaube, die zärtlichste und friedfertigste von allen. Sie ist im Süden der Vereinigten Staaten und auf den Inseln Westindiens heimisch, im Norden Amerikas nur Zugvogel. In den Frühlingsmonaten vernimmt man in den Wäldern überall das Rufen der Grundtaube, ein lautes, kläglich fragendes „Meho“ oder ein sanftes „Bub“, und dann hält es auch nicht schwer, das verhältnißmäßig große und feste Nest zu finden. Da das Fleisch als ausgezeichnet gilt, wird die Grundtaube oft gefangen, in Nordamerika gewöhnlich in Rezen, auf Jamaica in Schlingen und mit Vogelkleim. Die Gefangenen gewöhnen sich bald an den Verlust ihrer Freiheit und können im Käfig zur Fortpflanzung gebracht werden.

Die im Osten der Erde lebenden Erdtäubchen kennzeichnen sich durch sehr schlanken Wuchs und langen, meist aus vierzehn Federn gebildeten Schwanz. Hierher gehören die Sperbertäubchen (*Geopelia striata*), kleine, niedliche Vögel, mit kurz abgerundeten Flügeln, deren drei erste Schwingen stufig verkürzt und gegen die Spitze hin sehr verschmälert sind, einem dem Fittig an Länge gleichkommenden Schwanz, dessen vier äußersten Federpaare sich gleichförmig abtufen, und bandartig gezeichnetem hell erdbräunem Gefieder. Die Länge beträgt 9 Zoll. Die Sundainseln und Molukken sind die Heimat des Sperbertäubchens; es wird aber von hier aus sehr häufig nach den benachbarten Ländern ausgeführt, gelangt auch alljährlich in ziemlicher Anzahl lebend nach Europa. Das Betragen der Gefangenen wird sehr gerühmt und das Sperbertäubchen ist allerdings anmuthig in seinen Bewegungen und seine Stimme ist sehr angenehm.

Eine nahe Verwandte des Sperbertäubchens, die Keilschwanztaube (*Stictopelia cuneata*) bewohnt Neuhollland und zwar alle Theile des Festlandes in großer Menge. Sie unterscheidet sich von dem Sperbertäubchen durch etwas längeren Schwanz, dessen fünf äußersten Paare sich stufig verkürzen, und durch tropfige Zeichnung auf vorherrschend grauem Grunde. Die Länge beträgt  $7\frac{1}{2}$  Zoll. Die Beobachter stimmen überein, daß diese zierliche Taube ebensomohl durch ihre Gestalt und durch die zarte, ruhige Färbung des Gefieders, wie durch das zahme und anmuthige Benehmen geeignet sei, ein Liebling aller Thierfreunde zu werden, sowie sie es bereits für die Bewohner Australiens geworden.

\* \* \*

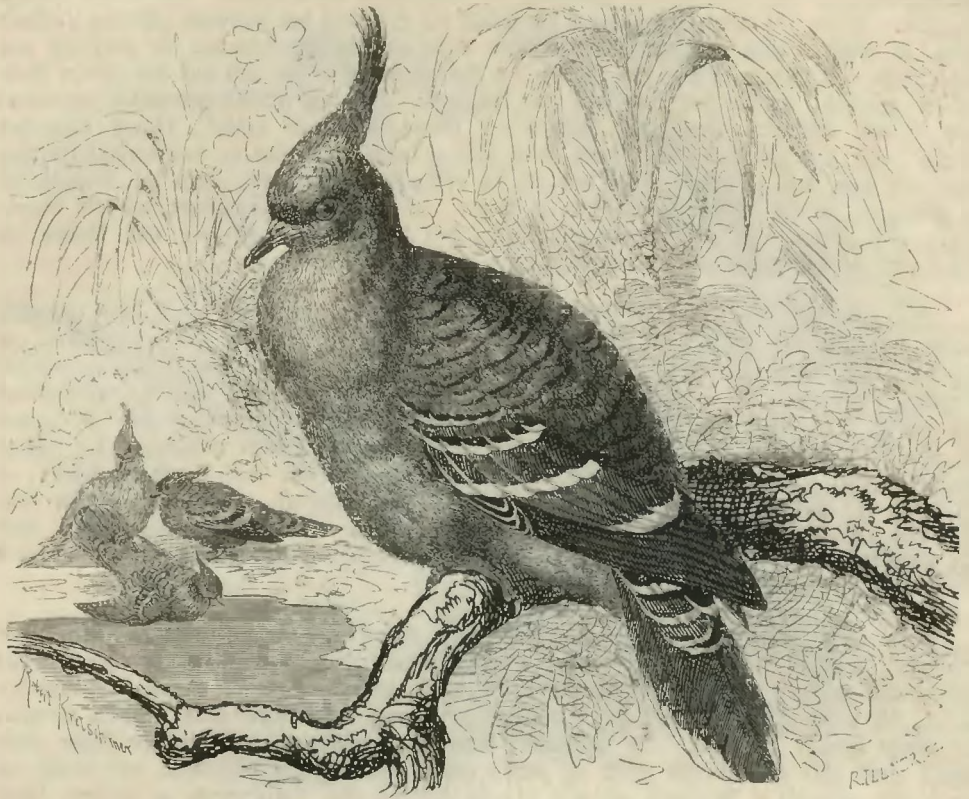
(Laufstauben.) Laufstauben (*Geotrygon*) nennt man einige plump und kräftig gebaute Girtvögel mit rundlichen Flügeln, deren erste Handschwingen oft stark verkürzt sind, und hoch- und didläufigen, kurzzeiligen Füßen. Alle Arten, welche zu dieser Gruppe gehören, bewohnen Süd- und Mittelamerika. Die eigenthümlichste Art dieser Gruppe ist die Rebhuhntaube (*Starnoenas cyanocephala*). Die allgemeine Färbung, ein schönes Chokoladenbraun, geht auf der Unterseite in Rothbraun über und erscheint auf der Brust weinroth überflogen; der Oberkopf und die Kehle sind schieferblau, das Gesicht, der Nacken und die Kehle schwarz, der Bügel und ein Band, welches den Gurgelflecken umschließt, reinweiß, die Schwingen dunkelbraun, vorn rothbraun gefäunt, unten aschgrau schimmernd. Die Länge beträgt 12 Zoll. Als die Heimat dieses prachtvollen Vogels muß man die Insel Cuba ansehen; von hieraus verbreitet sie sich nordwärts bis Florida, südwärts bis Venezuela.

Die Rebhuhntaube lebt sehr zurückgezogen in den Urwäldungen Cubas. Es ist äußerst schwierig, sie zu beobachten, sei es, weil die fortschreitende Urbarmachung des Waldes sie vertreibt, sei es, weil ihr zu jeder Zeit eifrig nachgestellt wird, da die Kreolen das ausgezeichnete Fleisch ober den aus ihrem Verkauf zu lösenden Gewinn wohl zu würdigen wissen und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sie zu vernichten; sie muß übrigens in der Heimat sehr oft gefangen und vielfach im Käfig gehalten werden; denn in manchen Jahren kommen auffallend viele von ihnen auf den europäischen Thiermarkt, und man kann sie dann für wenige Thaler kaufen.

\* \* \*

(Spiegelstauben.) Oceanien beherbergt mehrere Tauben, welche bestimmt zu sein scheinen, in unsern Vogelhäusern eine große Rolle zu spielen, weil sie nicht bloß durch die Schönheit



Die Schopftaube (*Ocyphaps lophotes*).  $\frac{1}{2}$  der nat. Größe.

ihrer Gefieders und die Anmuth ihres Wesens fesseln, sondern sich auch leicht fortpflanzen und deshalb wohl zu Hausthieren gemacht werden können. Als solche erwähnen wir die Spiegeltauben (*Phaps*), welche viel am Boden leben; ihr Gefieder ist bunt und durch die metallisch schillernden Flügeldeckfedern sehr ausgezeichnet. Die schönste, wenn auch nicht die das Meiste versprechende Art der Familie ist die Schopftaube (*Ocyphaps lophotes*). Sie kennzeichnet sich vornämlich durch die lange, spitze Haube, welche von den verlängerten Hinterhauptfedern gebildet wird. Der Kopf und die Unterseite sind grau, die Hinterhauptfedern schwarz, die der Oberseite lichtolivbraun. Die Länge beträgt  $13\frac{1}{2}$  Zoll.

Zierlichkeit der Gestalt und der eigenthümlich schlanke Schopf machen diese Taube zu einer der schönsten Australiens: in ihrer Art ist sie vielleicht die schönste überhaupt. Sie schlägt sich oft zu großen Flügen zusammen, und wenn diese während der trocknen Jahreszeit an Landseen oder Flußufer kommen, wählen sie sich einen einzelnen Baum oder Strauch aus, auf welchem sie sich niederlassen. In namhafter Anzahl sitzen sie dann dicht an einander, und alle fliegen gleichzeitig herab zum Wasser, so gedrängt, daß Dutzende von ihnen mit einem einzigen Schusse erlegt werden können. Inzwischen ist diese Taube oft nach Europa gekommen, und gegenwärtig ziert sie die Gesellschaftsbauer aller unserer Thiergärten. Sie hält hier bei der einfachsten Pflege jahrelang aus und pflanzt sich auch regelmäßig fort.

Ebenfalls Neuholland angehörig sind die Schillertauben (*Phaps*), unter welchen sich die Bronzezügeltaube (*Phaps chalcoptera*) auszeichnet, indem ihre Flügeldeckfedern mit länglichen, kupferbronzefarbenen, schillernden, und zwei oder drei Armschwingen mit glänzenden, grünen Flecken geziert sind.

Alle Reisenden, welche aus eigener Erfahrung sprechen, rühmen das vortreffliche Fleisch dieser Tauben, welches ebenso gut auf die Tafel des Statthalters gebracht, wie von den Wilden im Innern des Landes gegessen wird. Nach der Brutzeit finden große Jagden statt, und



zurweilen sind die Jäger so vom Glück begünstigt, daß einer im Laufe des Tages zwanzig bis dreißig Paare erlegt. Gegenwärtig gehört die Bronzesflügeltaube zu den regelmäßigen Erscheinungen in unsern Thiergärten; sie wird in Neuhollland in Gefangenschaft gehalten und häufig nach Europa übergeführt. Bei geeigneter Pflege pflanzt sie sich fort. Die Länge beträgt 13 Zoll.

Diese Taube gehört zu denjenigen Vögeln Neuholllands, welche bereits den ersten Sammlern in die Hände fielen; sie ist deshalb schon seit langer Zeit bekannt. Wie es scheint, verbreitet sie sich über den ganzen Erdtheil, kommt aber in gewissen Gegenden nur als Zugvogel vor. Dürre, mit Gestrüpp oder Haide bestandene Flächen bilden ihre Lieblingsplätze. „Wenn sie zuerst ankommen“, sagt der alte Buschmann, „findet man sie zwischen den Farnen und Honigsträuchern und zwar ebenso oft unter den Bäumen, als zwischen ihren Zweigen; wenn die Jahreszeit vorrückt, wenden sie sich der Haide zu und halten sich hier namentlich während der Nacht und am Morgen auf; wenn die Disteln treiben, wird fast jeder Busch zum Wohnsitze einer dieser Tauben, und wenn die Samen des Wattlebaums reif sind, begegnet man ihnen gewiß am Fuße desselben.“ Gould nennt sie plumpe, schwerfällige Vögel, jagt aber, daß ihre bedeutende Flugkraft sie in kürzester Zeit über weite Strecken hinwegführe.

Die Wachteltauben (*Geophaps*) unterscheiden sich hauptsächlich durch den kurzen und kräftigen Schnabel, die kurzen und gerundeten Flügel, den ziemlich hohen Lauf und den nackten Augenring von den Bronzesflügeltauben. Sie sind mehr als jene oder als irgend eine andere Taube Australiens Erdbögel und brüten auch am Boden. Bei der Buchstabentaube (*Geophaps scripta*) sind Oberseite und Brust lichtbraun, die übrigen Untertheile aschgrau; schwarze Streifen, die sich zu buchstabenähnlichen Figuren vereinigen, heben sich scharf von dem lichten Grunde ab. Die Länge beträgt 12 Zoll.

Diese Taube ist sowohl für den Vogelkundigen, wie für den Feinschmecker ein anziehender Gegenstand; denn sie ist das Ur- und Vorbild einer höchst eigenthümlichen Taubengruppe und ihr Fleisch eine äußerst schmackhafte Speise.

Eine andere sehr große und schwere Taube wurde zur Vertreterin einer Sippe erhoben und dieser den Namen Weißfleischtauben (*Leucosarcia*) gegeben. Die Kennzeichen liegen in dem sehr kräftigen, gedrungenen Leibe, dem länglichen, walzigen Schnabel, dem langgestreckten Laufe, den kurzen, muschelförmigen Flügeln und dem mittellangen, zugerundeten Schwanz. Die Wonga-Wonga oder Elstertaube (*Leucosarcia picata*) ist auf der Oberseite rußgrau, auf der Unterseite, dem Vorderkopfe und an der Kehle weiß. Die Länge beträgt 15 Zoll. Abgesehen von ihrer eigenthümlichen Zeichnung verdient diese Taube noch deshalb Beachtung, weil sie einen der größten Lekerbissen für die Tafel bietet. Hinsichtlich ihrer Größe ist sie der erste aller australischen Girtvögel, hinsichtlich der Güte ihres Fleisches kommt ihr nur die Buchstabentaube gleich. Dieselbe wird neuerdings nicht selten lebend nach Europa gebracht. Sie hält sich hier gut und verlangt nur gewöhnliches Taubensfutter. In England hat sie sich schon wiederholt fortgepflanzt.

\* \* \*

(Mähnentaupe.) Eine der prachtvollsten aller Tauben ist die Mähnen- oder Kragentaube (*Calloenas nicobarica*). Sie ist sehr kräftig gebaut, ihr Schnabel, welcher vor der Stirn eine weiche, kugelige Warze zeigt, stark, der Fuß hühnerartig, der Flügel sehr lang, das Gefieder reich und in der Halsgegend so verlängert, daß hier eine tief herabfallende Mähne entsteht. Die Färbung ist eine sehr prachtvolle. Der Kopf, der Hals, die ganze Unterseite und die Schwingen sind schwarzgrün, die Federn der Unterseite cyanblau gesäumt, die längsten Halsfedern des Kragens, der Rücken, der Bürzel und die Flügeldeckfedern grasgrün, mit Metallschimmer, die kürzeren der Mähne goldglänzend, die Schwanzfedern reinweiß. Das Auge ist licht rothbraun, der Schnabel lederschwarz, der Fuß röthlichpurpurfarben. Die Länge beträgt 14 Zoll. Von den Nicobaren an bis nach Neuguinea und den Philippinen hin hat man die Mähnentaupe auf allen Inseln gefunden, vorzugsweise aber auf kleinen, unbewohnten Eilanden, gleichviel, ob dieselben in der Nähe größerer Landmassen oder vereinzelt im Meere liegen. Sie gehört allerdings auch zu den Arten, welche fast nur auf der Erde leben, und ihr Flug erscheint schwerfällig; aber sie ist im Stande, hunderte von Meilen zurückzulegen, ohne zu ermüden, und so hat sie sich über 4000 englische Meilen verbreitet.

Diese prachtvollen Tauben sind wiederholt nach Europa gebracht worden und im Londoner Thiergarten haben sich mehrere Paare fortgepflanzt und die Jungen glücklich großgezogen.

\* \* \*





Die Nöhnen- oder Kragentaupe (*Caloenas nicobarica*).  $\frac{1}{2}$  der nat. Größe. (S. 565.)

(Kronentauben.) Die größten aller Wirrvögel leben auf Neuguinea und den benachbarten Eilanden und sind bezeichnend Kronentauben (*Gourae*) genannt worden; sie kennzeichnen sich durch ihre bedeutende Größe, welche die unserer Hühner übertrifft, und durch den prachtvollen Kopfschmuck, welcher aus einer fächerartigen, aufrechtbaren Haube von zerschlossenen Federn besteht. Ihr Bau ist etwas plump, das Gefieder weich, dicht und der Hauptsache nach schieferblau gefärbt.

Man kennt bis jetzt nur zwei Arten dieser Gruppe, die Kronentaube (*Goura coronata*) und die Fächertaube (*Goura Victoriae*). Das Gefieder der ersteren ist schieferblau, auf den Schultern kastanienroth, auf dem Mittelflügel weiß gebändert; die Schwanzfedern enden mit einer aschgrauen Binde. Das Auge ist gelblich-scharlachfarben, der Schnabel düsterhorngrau, der Fuß roth, weißlich überpudert. Bei der Fächertaube herrscht ebenfalls Schieferblau vor, die Unterseite ist aber kastanienrothbraun; die Flügelbinde blaugrau und die breite Schwanzendbinde weißgrau; auch sind die Federn der Kopshaube nicht einfach zerschlossen, sondern am Ende mit kleinen Fahnen besetzt, welche die Gestalt länglicher Dreiecke zeigen. Das Auge ist zinnoberroth, der Fuß fleischfarbig. Die Länge der erstgenannten beträgt 28 Zoll. Die Fächertaube ist noch etwas größer.

Die Kronentaube lebt in Menge auf der Küste von Neuguinea, sowie auf den Inseln Waigiu, Salawati und Misool. In ihrer Lebensweise ähnelt sie den Fasanen, streicht in kleinen Trupps im Walde herum und hält sich gern auf dem Boden. In Neuguinea gestattet das Fehlen von fleischfressenden Säugethieren, die Seltenheit von Raubvögeln und großen Dürchen eine ungehörte Vermehrung dieses schönen Vogels. Man hat ihn oft auf den Waldpfaden umherlaufen sehen; denn er bringt den größten Theil des Tages auf dem Boden zu, sich hier von herabgefallenen Früchten nährend, und fliegt nur, wenn er aufgeschreckt wird, auf einen der untern Zweige des nächsten Baumes, welchen er auch zum Schlafen erwählt. Die Kronentaube ist nicht schwer zu schießen. Zu Dota heißt die Kronentaube Mambruk, an der Südwestküste Titi. Sie wird ziemlich häufig lebendig nach Amboina, Banda, Java und von da nach Europa gebracht, was zu der falschen Annahme geführt hat, daß sie auch auf diesen



Die Fächertaube (*Goura Victoriae*).

Inseln zu Hause sei. Die Fächertaube scheint seltener zu sein und bewohnt südlichere Gegenden Neuguineas.

Nach gegenwärtig noch sieht man lebende Krontauben am häufigsten in den holländischen Thiergärten, wo sie sich bei sehr einfacher Nahrung (Mais, altbackenem Brot und etwas frischem Salat) recht gut halten und auch den Winter leicht überstehen. Es liegt sogar der Fall vor, daß ein Paar dieser Vögel in der Gefangenschaft zum Nestbau schritt und von den gelegten Eiern ein Junges glücklich ausbrütete, das jedoch nach einigen Tagen starb. Es steht hiernach zu erwarten, daß die Krontauben in Europa gezüchtet werden können.

\* \* \*

(Zahntaube.) Eine Taube, welche die Beachtung der Forscher in hohem Grade auf sich bezogen hat, weicht im Schnabelbau erheblich von allen übrigen uns bekannten ab; es ist dies eine Zahntaube (*Didunculus strigirostris*), die Vertreterin einer besonderen Familie. Sie hat die Gestalt einer etwas plumpen Erdtaube. Der Leib ist kräftig, der Hals ziemlich lang, der Kopf groß, der Schnabel viel höher als breit, sein Obertheil vom Grund an aufwärts, im übrigen Verlaufe gleichmäßig stark abwärts gebogen und scharfkantig übergekrümmt, an der Schneide ohne Zahn oder Ausbuchtung, sein Untertheil nach unten hin ebenfalls ausgebogen,



vorn aber schief abgestutzt und hier jederseits dreizählig eingeschnitten, seine Schneide leicht nach unten ausgeschweift, der Fuß kräftig und ein echter Laubenfuß. Der Kopf, der Hals, die Brust und der Bauch sind glänzend grünschwarz, die Federn des Oberrückens mit einem glänzend grünen Fleck an der Spitze jeder Feder geziert, der Unterrücken, die Flügel, der Schwanz und die Unterschwanzdeckfedern schön und dunkel kastanienbraun, die Schwingen grauschwarz. Die Länge beträgt 12 $\frac{1}{2}$  Zoll.

Die Zahntaube bewohnt die Samoainjeln und zwar waldige Berggegenden in einer gewissen Entfernung von der Küste. Die Eingebornen nennen sie Manumea oder „Rother Vogel“ und schätzen sie ihres vortrefflichen Fleisches halber so hoch, daß sie alljährlich einen längeren Jagdzug nach den Bergen unternehmen, einzig und allein in der Absicht, Manumeas zu fangen. Die Zahntauben leben gesellschaftsweise und halten sich hauptsächlich auf dem Boden auf.

Erst in der neuesten Zeit hatten Naturforscher Gelegenheit, gefangene Zahntauben zu beobachten und zwei derselben kamen nach London, wo sie aber nicht lange lebten. Die Stimme ist ein rasches „Ku ku“, die Nahrung gekochter Reis, Nams und Kartoffeln. Das Betragen der Gefangenen erwies sich nicht ansprechend; sie wurden nicht eigentlich zahm und zutraulich, erwiesen sich jedoch friedlich auch gegen andere Vögel.

Die von der eigenthümlichen Schnabelbildung der Zahntaube veranlaßte Meinung, daß man in ihr einen nahen Verwandten der untergegangenen Dronthe aufgefunden habe, erweist sich bei genauer Prüfung unhaltbar, indem diese ihre große Ähnlichkeit mit den Fruchttauben erkennen läßt.

## Die Scharrvögel.

Oken zerfällt die Klasse der Vögel in zwei Hauptabtheilungen oder „Stufen“: in die der Nesthocker und die der Nestflüchter. „Man hat“, sagt er, „die ganze Klasse der Vögel in zwei Haufen zertheilt, in Land- und Wasservögel, und unter diese auch die Sumpfvögel gerechnet. Dadurch entsteht aber eine sehr große Ungleichheit, indem die Anzahl der Landvögel gar zu groß ist. Ich sehe auf die Entwicklung der Vögel. Die einen kommen nackt und blind aus dem Ei und müssen daher lange geätzt werden. Sie nenne ich Nesthocker. Die andern kommen schon ziemlich befiedert und sehend aus dem Ei und können fast sogleich laufen und ihre Nahrung suchen. Sie nenne ich Nestflüchter. Der Gang der ersteren ist hüpfend, der der zweiten schreitend; man könnte sie Hüpfier und Schreiter nennen. Jene halten sich hoch, und ihre Hauptbewegung ist der Flug, diese halten sich immer auf der Erde und im Wasser auf und fliegen nur, wenn es noth thut; man könnte sie Flieger und Läufer nennen. Jene sind an einerlei Nahrung gebunden, leben von Samen und Früchten auf dem Stengel oder von schnell beweglichen Thieren, diese leben von allem Möglichen, von abgefallenen Samen und Früchten und meist von langsam kriechenden Thieren, wie von Schnecken und Würmern, Fischen, Lurchen, Vögeln und Säugethieren, von gekochtem Fleisch und Gemüse; man könnte sie Einerlei- und Allesfresser nennen. Jene sind ferner fast durchgängig klein, und die Mehrzahl erreicht nicht die Größe des Raben, diese dagegen sind meistens größer als ein Huhn; jene schlafen stehend, diese hockend u.“

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Unterschiede thatsächlich begründet und gewichtig sind; für die Aufstellung eines Systems haben sie jedoch nur eine untergeordnete Bedeutung. Viele „Schreiter, Läufer, Allesfresser, Fußgänger, Schlafstcher“ und wie Oken die Mitglieder einer seiner Stufen sonst noch genannt hat, sind Nesthocker, nicht Nestflüchter: wir würden also anscheinend enge Verwandte trennen müssen, wollten wir der Oken'schen Auffassung dem Wortlaute nach huldigen. Immerhin aber verdienen die von dem geistreichen Forscher entwickelten Ansichten unsere Berücksichtigung, und jedenfalls darf es hier nicht unerwähnt bleiben, daß wir uns fortan vorzugsweise mit Nestflüchtern zu beschäftigen haben werden.

Man hat eine Ordnung aufgestellt und ihr den Namen der Scharrvögel gegeben, weil man fühlte, daß die in ihr vereinigten Vögel doch nicht im strengsten Sinne zusammen gehören. Wäre das Gegentheil der Fall gewesen, so würden die Glieder dieser Ordnung passender Hühner oder Hühnervögel genannt worden sein. Dieselben sind kräftig, selbst schwerfällig gebaut, kurzflügelig, starkfüßig und reich befiedert. Ihr Leib ist gedungen, kurz und hochbrüstig, der



Hals kurz, höchstens mittellang, der Kopf klein. Der Schnabel ändert vielfach ab, viel mehr z. B. als der Schnabel der Raub- oder Singvögel: er ist in der Regel kurz, kaum halb so lang als der Kopf, zuweilen aber auch sehr lang, die Kopfeslänge beinahe erreichend. Im ersteren Falle ist er zugleich breit und hoch, mehr oder weniger stark gewölbt und an der Spitze hakig herabgebogen, mindestens zu einem kuppenförmigen Hornnagel ausgezogen, gegen welchen der hintere, weiche, häutige Theil nur deshalb weniger scharf sich abhebt, weil diese Strecke des Schnabels kürzer ist als bei den Tauben. Der hintere Theil ist meist mit Federn bekleidet, und zwischen ihnen sitzt eine schmale häutige Schuppe, welche, wie bei den Tauben, das Nasenloch deckt. Ausnahmungsweise ist der hintere Theil des Schnabels mit einer förmlichen Wachshaut überzogen. Die Beine, das wichtigste Bewegungswerkzeug der Scharrvögel, sind stets sehr kräftig gebaut, meist mittelhoch, die Füße langzählig, die Nägel kurz. Der Schenkeltheil des Beines erscheint wegen der kräftigen Muskeln, welche hier an die Knochen sich ansetzen, dickfleischig, der Lauf stark, der Fuß mehr oder weniger entwickelt. In der Regel sind seine vier Zehen wohl ausgebildet, zuweilen aber verkümmert die Hinterzehe bis auf den Nagel, welcher selten vermisst wird. Bei den meisten der auf dem Boden lebenden Scharrvögel ist die höher als die übrigen angelegte Hinterzehe klein, bei den Baumhühnern hingegen ziemlich groß; bei einer Gruppe ist die Zehenentwicklung auffallend. Die Krallen sind meist kurz, breit und stumpf, zuweilen aber auch lang und schmal, stets jedoch wenig gebogen. Bei gewissen Arten der Scharrvögel werden sie nach der Jahreszeit gewechselt, d. h. abgeworfen, wie ein ausgezogener Schuh, und wiederum neugebildet. Der Flügel ist in der Regel kurz und dann stark abgerundet und schildartig gewölbt; es macht sich aber auch das gerade Gegentheil bemerklich. Am Handtheil desselben sitzen zehn, am Armtheil zwölf bis neunzehn Schwingen. Der Schwanz ist sehr verschieden gebildet und gestaltet, kann auch gänzlich fehlen: er besteht aus zwölf oder vierzehn bis aus achtzehn und zwanzig Steuerfedern (welche übrigens in so hoher Zahl nur dem Männchen zukommen), ist bald kurz, bald mittel-, bald sehr lang und dann seitlich stark verkürzt. Das übrige Gefieder der Scharrvögel ist im allgemeinen derb und großfederig; die einzelnen Federn sind an ihrer Wurzel dunig; ihr Schaft verdickt sich, und von der Spule geht ein zweiter, sehr großer, aber nur duniger, sogenannter Asterschaft aus. Beachtung verdient die ungewöhnliche Entwicklung der Schwanzdeckfedern, welche gewissen Hühnern zum hauptsächlichsten Schmuck werden, ebenso ferner die merkwürdige Ausbildung und Entfaltung, welche bei einzelnen Arten die Oberarm-schwingen zeigen. Das Gefieder bekleidet den Leib und Hals sehr reichlich, bei zwei Familien auch die Fußwurzeln bis zu den Zehen herab, läßt dagegen oft kleinere oder größere Stellen am Kopfe und an der Gurgel frei. Hier wuchert dann die Haut ebenso, wie an anderen Stellen das Gefieder: es bilden sich schwielige Aufstrebungen, Warzen, Lappen, Rämme, Klunkern und andere Anhängsel, sogar kleine Hörnchen, und alles das Nackte glänzt und leuchtet in den lebhaftesten Farben. An Pracht und Farben Schönheit stehen die Scharrvögel überhaupt wenig anderen nach, und viele von ihnen können mit den glänzendsten aller Massenverwandten wetteifern. Uebrigens mag bemerkt sein, daß es nicht sowohl der Glanz oder die Schönheit der Farbe, als vielmehr die Zierlichkeit der Zeichnung und die Farbenvertheilung ist, was uns anspricht. Die Verschiedenheit der Trachten zeigt sich bei keinem Vogel größer als bei den Hühnern; die Männchen unterscheiden sich wenigstens bei vielen so auffallend von den Weibchen, welche hier als der bescheidenere Theil erscheinen, daß es für die Unkundigen schwer sein kann, in dem einen den Gatten des andern zu erkennen. Das Jugendkleid weicht stets von dem der alten Vögel ab und durchläuft oft und meist in überraschend kurzer Zeit mehrere Stufen der Entwicklung, bevor es zum Alterskleide wird.

Der innere Bau der Scharrvögel ist in mancher Hinsicht eigenthümlich. Das Geripp ist massig und das Luftfüllungsvermögen der einzelnen Knochen gering; luftführend sind vor allen anderen die Oberschenkelknochen. Der Schlund erweitert sich zu einem wahren Kropf von ansehnlicher Größe. Der Vormagen ist dickwandig und drüsenreich, der Magen starkmuskelig.

Die Scharrvögel sind, wie bereits angedeutet, Weltbürger, in Asien aber am höchsten entwickelt. Jeder Erdtheil beherbergt gewisse Familien mehr oder weniger ausschließlich, wobei freilich berücksichtigt werden muß, daß unser Europa, die Halbinsel Asiens, keine Art oder Familie besitzt, welche hier und bezüglich in Afrika nicht auch heimisch wäre, und daß dem ganzen Norden überhaupt dieselben Familien gemeinsam sind. Die innerhalb der Wendekreise gelegenen Länder Asiens, Afrikas, Amerikas und Oceaniens aber zeigen gerade in diesen Läufern ein selbständiges Gepräge.

Als bevorzugte Wohnstätte unserer Vögel darf man den Wald ansehen, die einzige aber ist er nicht; denn auch die pflanzenlose Ebene, die nur mit dürftigem Gesträuch und Gräsern



bedeckten Berggehänge der Alpen über der Schneegrenze und die ihnen entsprechenden Moossteppen des Nordens werden von Scharrvögeln bevölkert. So weit man nach Norden hin vordrang: ein Schneehuhn hat man auf jedem größeren Gilande gefunden, und wo man auch sein mag in der Wüste, da, wo die uns kaum begreifliche Möglichkeit zum Leben vorhanden: ein Flughuhn wird man schwerlich vermissen. Die ganze Erde ist in Besitz genommen worden von den Mitgliedern dieser Ordnung; wo die einen verzweifeln, ihr Leben zu fristen, finden andere das tägliche Brot.

Man kann die Scharrvögel nicht als besonders begabte Geschöpfe bezeichnen: ihre Fähigkeiten sind gering. Die wenigsten vermögen, im Fluge mit andern Vögeln zu wetteifern, die meisten sind mehr oder weniger fremd auf den Bäumen, weil sie sich hier nicht zu benehmen wissen, und alle ohne Ausnahme scheuen das Wasser. Ihr Reich ist der flache Boden. Sie sind vollendete Läufer; nur diejenigen, deren Flugfähigkeit am höchsten entwickelt ist, sind es nicht. Ihre kräftigen und verhältnißmäßig hohen Beine gestatten ihnen nicht nur einen ausdauernden, sondern auch einen sehr schnellen Lauf: im Laufen kann schon ein kleineres Huhn die Menschen beschämen. Reicht die Kraft der Beine allein nicht aus, so werden auch die Flügel mit zu Hilfe genommen, doch mehr, um den Leib im Gleichgewicht zu halten, als um ihn vorwärts zu treiben. Zum Fliegen entschließt sich der Scharrvogel in der Regel nur, wenn er es unbedingt thun muß. Die Stimme der Scharrvögel ist eigenthümlich. Wenige Arten dürfen schweigmäßig genannt werden; die meisten schreien gern und viel. Von angenehmen Tonen wird aber wenig vernommen, falls man von dem Ausdruck der Zärtlichkeit, welchen die Hühnermutter ihren Küchlein gegenüber anwendet, absieht und den eigentlichen Liebesruf des Hahns allein berücksichtigt. Dieser Ruf wird zwar von den wortarmen Vögelchen Gesang genannt, wir hingegen wenden zu seiner Bezeichnung Ausdrücke meist Klangbilder an, welche treffender sind: unsere Sprache läßt die Hähne krähen, kollern, knarren, balzen, schleifen, wehen, schmalzen, schnappen, schnappen, morgen, kröpfen, Gefeg! machen &c.

Ueber die höheren Fähigkeiten läßt sich auch kein günstiges Urtheil fällen. Die Scharrvögel sind nicht als hochgeistige Geschöpfe zu betrachten, obwohl sie hoch über viele andere gestellt werden müssen. Leidenschaftlich im hohen Grade zeigen sich alle Scharrvögel, auch diejenigen, welche wir als die sanftesten und friedlichsten bezeichnen. Den Hennen wird nachgerühmt, daß sie sich zu ihrem Vortheile von den Hähnen unterscheiden, sie verdienen diesen Ruhm jedoch nur theilweise; denn auch sie sind zänkisch und neidisch, wenn nicht wegen der Hähne, so doch wegen der Kinder. Sie, welche ihre Küchlein mit erhabener Liebe behandeln, sich ihretwegen der größten und augenscheinlichsten Gefahr aussetzen, ihnen zu Liebe hungern und entbehren, welche selbst fremdartigen Wesen zur treuen Mutter werden, wenn dieselben durch die Wärme ihres Herzens zum Leben gerufen wurden, kennen kein Mitgefühl, keine Barmherzigkeit, kein Wohlwollen gegen die Kinder anderer Vögel, die Küchlein anderer Hennen: sie tödten dieselben durch Schnabelhiebe, wenn sie auch nur argwöhnen, daß die eigene Brut beeinträchtigt werden könnte.

Am stärksten tritt diese Leidenschaftlichkeit bei den Hähnen zur Paarzeit hervor und führt zu Kämpfen mit den Nebenbuhlern, die mit der höchsten Erbitterung und Hartnäckigkeit geführt werden. Im übrigen leben die Hühnervögel keineswegs paarweise in treuer Anhänglichkeit, wie wir dieses bisher bei den meisten Vögeln gefunden haben. Der Hahn gesellt sich eine mehr oder weniger große Anzahl von Hennen bei, ohne daß jedoch beide Theile sich strenge an dieses lose geknüpfte Verhältniß gebunden halten.

Bei den eigentlichen Hühnern bekümmert sich der Hahn wenig um das Schicksal seiner Brut. Bei vielen Arten überläßt es der Vater der Mutter, die Eier zu bebrüten und die Jungen zu führen; bei anderen stellt er sich wenigstens dann wieder bei der Familie ein, wenn das langweilige Geschäft des Bebrütens glücklich beendet ist. Einzelne dienen nummehr als Warner und Leiter der jetzt zusammengehörigen Schaar; andere hingegen gesellen sich erst dann zu den Jungen, wenn diese erwachsen sind.

Alle eigentlichen Hühner brüten auf dem Boden, nicht auf Bäumen, wie Hockos und Penelopehühner es thun. Das Nest kann verschieden sein; es wird jedoch niemals künstlerisch angelegt. Die Mutter beweist ihre Sorgfalt in der Auswahl des Platzes, scheint es aber für unnöthig zu halten, das Nest selbst auszubauen. Da, wo die Gegend buschreich ist, wird die leichteste Vertiefung, welche die Eier aufnehmen soll, unter einem Busche angelegt, da, wo Gebüsch mangelt, wenigstens zwischen höherem Grase oder im Getreide, jedenfalls an einem möglichst versteckten Orte, sodas es immer schwer aufzufinden ist. Viele Arten verwenden einige Reisertchen und auch wohl Federn zur Auskleidung, andere füttern die Mulde gar nicht aus. Das Geleg



pfllegt vielzählig zu sein. Die Eier sind verschieden, aber doch übereinstimmend gezeichnet. Viele Hühner legen einfarbe, reinweiße, grauliche, braungilbliche, bläuliche Eier, andere solche, welche auf ebenso gefärbtem oder röthlichem Grunde entweder mit feinen Pünktchen und Tüpfelchen oder mit größeren Flecken und Punkten von dunkler, oft lebhafter Färbung gezeichnet sind. Die Brutzeit ist verschieden: sie beträgt im Mittel etwa drei Wochen.

Es will scheinen, als ob die Hühnermutter durch ihre treue Hingebung der Brut auch die Liebe des Vaters ersehen wolle; denn es gibt keinen Vogel, welcher sich mit größerem Eifer seiner Nachkommenschaft widmet, als eine Henne, und das schöne Bild der Bibel ist also ein in jeder Hinsicht wohlgewähltes. Die brütende Henne läßt sich kaum Zeit, ihre Nahrung zu suchen; sie vergißt ihre frühere Scheu und gibt sich bei Gefahr ohne Bedenken preis, in der Absicht, dadurch ihre Jungen zu schützen.

Die jungen Scharvögel verlassen das Ei als sehr bewegungsfähige und überhaupt begabte Wesen. Sie nehmen vom ersten Tage ihres Lebens an Futter auf, welches die Alte ihnen bloßlegt, folgen deren Rufe und werden von ihr gehudert, wenn sie ermüdet sind oder gegen rauhe Witterung geschützt werden sollen. Ihr Wachsthum geht ungemein rasch vor sich. Schon wenige Tage, nachdem sie das Ei verlassen, sind sie im Stande zu fliegen, mindestens zu flattern. In verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit erhalten sie auch an anderen Stellen des Leibes Federn, anstatt der ersten buntfarbigen, immer aber dem Boden entsprechend gefärbte Dunen. Die Schwingen erweisen sich bald als ungenügend, die inzwischen größer gewordene Last des Leibes zu tragen; sie werden aber so oft gewechselt, daß sie ihre Dienste niemals versagen: der Fittig eines Huhns, welches zum ersten Mal die Tracht der ausgewachsenen Vögel seiner Art anlegt, hat einen vier- bis fünfmaligen Federwechsel durchmachen müssen. Bei den meisten Arten geht die Umkleidung schon vor Beendigung des ersten Jahres in die der alten Vögel über, andere hingegen bedürfen eines Zeitraumes von zwei und selbst drei Jahren, bevor sie als ausgefiedert gelten können. Jene pflegen sich bereits im ersten Herbst ihres Lebens zu paaren.

Sehr viele Hennen werden von Raubthieren, denen sie sonst leicht entgehen würden, weggenommen, während sie brüten, weil sie sich nicht entschließen können, die Eier zu verlassen. Beschleicht Vexteres, so pflegen auch sie zur Verstellung ihre Zuflucht zu nehmen: sie stellen sich lahm und hüpfen halb laufend, halb flatternd vor dem Verfolger dahin, bis sie diesen glücklich vom Neste entfernt haben; noch besorgter zeigen sie sich, wenn erst die Schaar der Küchlein ausgeschlüpft ist.

Die Scharvögel haben so viel Feinde, daß nur ihre ungewöhnlich starke Vermehrung das Gleichgewicht zwischen Vernichtung und Ersetzung herzustellen vermag. Alle Raubthiere, große und kleine, stellen den Hühnern eifrig nach, und der Mensch gefällt sich überall als der schlimmste Feind zu den so zu sagen natürlichen Verfolgern. Die Hühner sind es, welche allerorten zuerst und mehr gejagt werden, als die übrigen Vögel zusammengenommen. Aber der Mensch hat auch bald einsehen lernen, daß diese wichtigen Thiere sich noch ganz anders verwerthen lassen. Er hat schon seit altersgrauer Zeit einige von ihnen an sich zu fesseln gesucht und sie von den Waldungen Sibasiens über die ganze Erde verbreitet.

Die Flug- oder Wüstenhühner (*Pteroclae*) nehmen in der Ordnung der Scharvögel eine so vereinzelt Stellung ein, daß sie nicht bloß eine eigene Familie, sondern eine besondereunft bilden. Gewöhnlich sieht man sie als Uebergangsglieder von den Tauben zu den Hühnern an, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß diese Ansicht Vieles für sich hat.

Die Wüstenhühner erscheinen wegen ihrer langen Flügel und des langen Schwanzes schlank, sind aber in Wahrheit sehr gedrungen gebaute Vögel. Ihr Leib ist kurz, die Brust sehr gewölbt, der Hals mittellang, der Kopf klein und zierlich, der Schnabel klein, kurz, auf der Firste leicht gebogen. Die Füße sind klein, d. h. ziemlich kurzläufig und sehr kurzzebig, bei den Gliedern einer Sippe in durchaus eigenthümlicher Weise verkümmert, alle Vorderzehen bis zum ersten Gelenk und weiter mit einer Haut verbunden oder, wie man auch sagen kann, mit einander verwachsen, und mit Häuten gesäumt; die Hinterzehe ist stummelhaft und hoch angelegt oder sie fehlt gänzlich; die Nägel sind kurz, leicht gebogen, stumpf und breit. Die Flügel sind kurzarmig, die Fittige sehr lang, in ihnen die Schwingen von der ersten an gleichmäßig verkürzt; der aus 14 bis 18 Federn gebildete Schwanz ist mindestens abgerundet, gewöhnlich aber keilförmig zugespitzt, und seine beiden Mittelfedern verlängern sich oft bedeutend über alle übrigen. Das Gefieder besteht aus ziemlich kurzen, breiten, abgerundeten, sehr harten Federn, welche dem Leibe, obwohl sie ihn locker bekleiden, doch ein glattes Aussehen verleihen. Die Färbung ist eine echt wüstenhafte, d. h. eine solche, welche genau der Färbung des Bodens entspricht,



im wesentlichen also der des Sandes ähnelt, die Zeichnung gewöhnlich eine überaus zierliche und so mannfache, daß es unmöglich wird, sie im allgemeinen zu bezeichnen.

Die Flughühner finden sich nur in der alten Welt, und zwar vorzugsweise in Afrika, obgleich man nicht sagen kann, daß dieser Erdtheil auch den größten Formenreichtum besitzt. Ihre Heimat dehnt sich soweit, als die Wüste reicht: demgemäß leben sie in Afrika besonders zahlreich; sie werden aber auch in Asien durch eine namhafte Anzahl Arten vertreten und fehlen selbst unserm Europa nicht, obwohl sie sich hier bloß auf den Theil beschränken, welcher Afrika ähnelt. Jeder Erdtheil, Europa ausgenommen, besitzt seine eigenen Arten; aber einzelne von ihnen sind über ungeheurere Länderstrecken verbreitet und kommen in allen drei Erdtheilen als Standvögel vor. Sie werden jedoch nicht bloß an ihren eigentlichen Wohnsitzen beobachtet, sondern wandern zuweilen in Ländern ein, in welchen man sie früher nicht bemerkte. Zwar verweilen fast alle Arten jahraus, jahrein an derselben Stelle oder mindestens in derselben Gegend; ihre außerordentliche Flugfertigkeit aber setzt sie in den Stand, ohne alle Beschwerde Hunderte von Meilen zu durchziehen, und gewisse, uns noch unbekannte Umstände veranlassen sie, manchmal weit über die Grenzen ihres Gebietes zu schweifen. Es thut dies vorzugsweise eine Art, welche regelmäßig wandert; aber man hat auch schon von denjenigen, welche wir höchstens als Strichvögel betrachten dürfen, Versprengte in Ländern gefunden, welche wir als ihnen durchaus fremde bezeichnen müssen.

Wenig Vögel verstehen es, wie die Flughühner, die ödesten und ärmsten Gegenden zu beleben. Inmitten der dürresten Wüste, an Orten, wo nur der stille, leichte Wüstenläufer und die schwermüthig rufende Sandlerche den Pfad des Reisenden kreuzen, erhebt sich vor ihm, polternd und rauschend, die redselige, fast geschwätige Schaar dieser begabten Geschöpfe. Der Reisende begegnet ihnen überall. Obgleich sie tagtäglich und mit größter Regelmäßigkeit zur Tränke fliegen müssen, scheint sie doch eine größere Entfernung der wasserspendernden Quellen von ihren Futterplätzen wenig zu kümmern: es wird ihnen leicht, vor dem Schlafengehen noch einen Spazierflug auszuführen, welcher uns mehr als Tagereise erscheinen mag. Deshalb ist es denn auch vorzugsweise die Zeit, in der sie ihren Durst stillen wollen, welche sie vor das Auge des Jägers oder des Forschers bringt; denn wenn ihr zahlreicher Schwarm in dicht gedrängtem Haufen unter dem fast allen Arten gemeinsamen Rufe „Khadda, khadda“, dahin fliegt, muß auch das blödeste Auge ihrer ansichtig werden oder das stumpfste Ohr sie wahrnehmen. Sonst ist es nicht immer leicht, sie zu bemerken: ihr Wüstenkleid ist ein so wunderbarer Schutz, daß sie es verstehen, sich selbst vor dem geübten Auge unsichtbar zu machen.

Gleichmäßig leben die Schwärme Monate lang zusammen, bis die Paarungszeit heran naht. Dann zertheilen sich die Flughühner in kleinere Trupps und diese in die einzelnen Pärchen, von denen nunmehr jedes sich eine passende Stelle auf dem sandigen Boden aussucht, hier eine leichte Vertiefung scharrt und, nachdem die wenigen Eier vom Weibchen gelegt worden sind, der Brut mit Eifer sich hingibt. Eine bis zwei Bruten werden auf diese Weise ausgeführt; dann sammeln sich die Vereinzelten wieder, und das alte Leben beginnt von neuem, falls nicht besondere Ursachen hindernd oder wenigstens verändernd einwirken.

Die Sippe der Flughühner unterscheidet sich durch den Fuß- und Flügelbau von der zweiten Gruppe der Familie, den Steppenhühnern. In dem Fittig sind die erste und zweite Schwinge die längsten. Die Füße sind vierzehig, die Zehen nur an der Wurzel durch eine Haut verbunden. Die Geschlechter unterscheiden sich regelmäßig durch die Färbung. Von dieser Sippe gehören zwei Arten Europa als Brutvögel an, und eine dritte soll sich von Afrika aus hierher verfliegen haben.

Die Ganga (*Pterocles arenarius*), eine der größten Arten der Gruppe, ist auf dem Kopfe und dem Hinterhalse fleischröthlichgrau, auf dem Mantel blaß oder dunkelgelb und schieferfarben durcheinander gefleckt, die Kehle ist ockergelb, ein Gurgelband braunschwarz, die Brust röthlichgrau, mit schwarzem Brustband, der Bauch braunschwarz; die Schwingen sind aschgrau oder aschblau, die oberen Flügeldeckfedern theilweise rein ockergelb und ungefleckt, die unteren weiß, die beiden mittleren Schwanzfedern zimtbraun mit schwarzlichen Querstreifen; die oberen Deckfedern sind von der Farbe des Rückens, die unteren weiß und schwarz gefleckt. Die Länge beträgt  $13\frac{1}{2}$  Zoll.

Die Khata der Araber (*Pterocles Alchata*) ist etwas kleiner als die Ganga, aber lebhafter gefärbt. Im allgemeinen herrscht auch bei ihr die Sandfarbe vor, doch ergiebt die nähere Betrachtung eine mannfaltige Zeichnung von Bändern, Säumen und Flecken in Schwarz, Weiß und Gelb, von ansprechender Wirkung, ähnlich, wie dies aus der Beschreibung und Abbildung der folgenden Art besser erkannt zu werden vermag. Die Länge beträgt 13 Zoll.



Taf. Sandhuhn (*Pterocles exustus*).

In wahrer Vollendung zeigt sich die Sandfarbe bei einer dritten Art der Sippe (*Pterocles exustus*), welcher wir den für alle geltenden Namen, Sandhuhn, belassen können. Bei ihm ist die Gesamtfärbung ein schönes röthliches Isabell, welches auf dem Rücken einen grünlichen Schimmer zeigt. Diese Färbung wird durch ein schmales schwarzes Band von der tiefchokoladenbraunen Färbung der Unterbrust und des Bauches getrennt; die Befiederung der Fußwurzeln und die Unterschwanzdeckfedern sind wieder isabellfarbig; alle kleineren Flügeldeckfedern zeigen an ihrer Spitze einen chokoladenbraunen Bandflecken; die Handschwingen sind schwarz, von der dritten an weiß an der Spitze und Innenfahne, die beiden mittleren sehr verlängerten und in feine Spitzen ausgezogenen Schwanzfedern isabellgelb, die seitlichen tiefbraun, blaßbraun gefleckt und gebändert. Das Auge ist dunkelbraun, ein breiter, nackter Ring um dasselbe citronengelb, der Schnabel und die Fußzehen sind fleischfarben. Die Länge beträgt 13 Zoll.

Das etwas kleinere Streifenflughuhn (*Pterocles Lichtensteinii*) endlich ist oben und unten auf lichtgraulichgelbem Grunde fein schwarz in die Quere gestreift.

Ganga und Khata haben ungefähr dieselbe Verbreitung; Sand- und Streifenflughuhn gehören südlicheren Gegenden an. Unter den europäischen Ländern darf nur Spanien als die Heimat von Flughühnern betrachtet werden, da die erstgenannten in gewissen Provinzen der iberischen Halbinsel ebenso regelmäßig vorkommen, als andere oder dieselben Arten in Asien und in Afrika. Wie von ihrem großen Flugvermögen zu erwarten, erstreckt sich das Vaterland dieser Vögel über einen großen Theil der alten Erde.

Alle Flughühner bewohnen nur Wüsten oder Steppengegenden; auf Feldern sieht man sie bloß dann, wenn die Früchte abgeerntet sind. Die mit trockenem, dürrer, afrikanischer Niedergasse, der Halsa, bedeckten Ebenen, meist verwüstete Felder, sind ihre Lieblingsplätze; in Spanien leben sie auf ganz ähnlichen Stellen. Waldige Gegenden meiden sie fast ängstlich; dagegen scheinen sie sich da, wo niederes Gestrüpp spärlich den Boden deckt, recht wohl zu



befinden. Unter allen Umständen wählen sie Stellen, deren Bodenfarbe der Färbung ihres Gefieders möglichst entspricht.

In ihrem Wesen und Betragen zeigen die Flughühner etwas durchaus Eigenthümliches. Jede ihrer Bewegungen ist von der anderer Scharrvögel verschieden. Ihr Gang ist leicht und schön, mehr hühner- als taubenartig, immerhin aber noch etwas trippelnd, nicht eigentlich rennend, wie bei den echten Hühnern; nicken aber nicht bei jedem Schritt mit dem Kopfe, wie Tauben zu thun pflegen. Der Flug ist rauschend und stürmisch; er besteht aus einer Reihe gleichmäßiger, schnell sich folgender Flügelschläge und erinnert einigermassen an den der Tauben, viel mehr aber an den der Regenpfeifer. Die Stimme ist so bezeichnend für diese Vogel, daß sie mit andern nicht verwechselt werden kann. Der arabische Name „Khata“, richtiger „Khadda“, ist ein Klangbild des Geschreies, welches sie im Fluge ausstoßen; während man dagegen, wenn sie am Boden herumlaufen, einen viel sanfteren, leise hervorgefloßenen Laut vernimmt, welchen man durch die Silben „Gluck“ oder „Puck“ etwa wiedergeben kann, und welcher ungefähr die Bedeutung eines Unterhaltungsgeschwäzes hat. Ihr Wesen erscheint uns als ein Gemisch von sich widersprechenden Eigenschaften. Sie sind überaus gesellig, bekümmern sich, streng genommen, aber nur um ihresgleichen; sie leben mit den verschiedensten Vögeln im tiefsten Frieden, zeigen sich zuweilen aber doch hämisch und neidisch, wie die Tauben, ohne daß man die Ursache zu erkennen vermöchte; sie halten einträchtig bei einander, beginnen aber gelegentlich unter einander einen Zweikampf und sechten diesen wacker durch.

Das tägliche Leben der Flughühner nimmt einen sehr regelmäßigen Verlauf. Mit Ausnahme der Mittags- und vielleicht der Mitternachtsstunden sind sie beständig in Thätigkeit, mindestens wach. Noch ehe der Tag eigentlich angebrochen, vernimmt man bereits die Unterhaltungslaute der Flughühner und sobald man Gegenstände unterscheiden kann, sieht man sie emsig zwischen den niederen Stoppeln oder Grasbüscheln umherlaufen und Nahrung aufnehmen. Sie treiben dieses Geschäft ununterbrochen bis gegen neun Uhr vormittags; dann fliegen sie, der Jahreszeit entsprechend, etwas früher oder später zur Tränke. Hier kommen im Verlaufe einer Stunde Tausende an, wenn die Gegend wasserarm ist. Nachdem sich die Vögel getränkt haben, tritt die mit der beginnenden Verdauung verbundene Ruhe ein, und jetzt sieht man die Kette, gruppenweise vereinzelt, in behaglicher Ruhe, entweder in selbst gescharrten, seichten Vertiefungen oder auch ohne weiteres auf dem Sande gelagert, gewöhnlich platt gedrückt auf dem Bauche, oft aber auch auf der Seite, bald auf dieser, bald auf jener liegend, wobei dann der eine Flügel ausgebreitet und den Strahlen der Sonne preisgegeben wird.

Nur da, wo die Flughühner verfolgt werden, zeigen sie sich scheu; in der eigentlichen Wüste, wo sie wenig mit Menschen in Berührung kommen, lassen sie den Reiter auf seinem Kamele sich ihnen bis auf wenige Schritte nähern; selbst dem Fußgänger wird es nicht schwer, an sie heranzukommen. Es gehört jedoch ein sehr scharfes Auge dazu, sie wahrzunehmen, denn das Flughuhn braucht sich nicht bloß auf dem Boden, dessen Färbung es in den feinsten Schattirungen auf seinem Gefieder trägt, niederzudrücken und sich ruhig zu verhalten, und es selbst ist gleichsam zu einem Theil des Bodens geworden; man vermag es von diesem nicht mehr zu unterscheiden.

Die Nahrung besteht, wenn nicht ausschließlich, so doch fast nur aus Sämereien. Da, wo es Felder gibt in der Nähe der Wüste, haben sie beim Einsammeln dieser Körner, wenigstens zeitweilig, leichte Arbeit.

In Südeuropa und Nordafrika brüten die Flughühner in den ersten Frühlingsmonaten, in Mittelafrica zu Anfang der Regenzeit, in Südindien in den Monaten zwischen December und Mai, in Mittelindien noch etwas später. Es darf angenommen werden, daß die Sandhühner paarweise leben; die 3 bis 4 Eier werden, ohne jede Unterlage, in eine seichte Vertiefung im Sande gelegt. Die Eier aller bis jetzt bekannten Arten ähneln sich im hohen Grade. Sie zeigen dasselbe Gepräge wie die anderer Erdbrüter, nämlich eine mit der Umgebung übereinstimmende Färbung, ein helles, reines oder ins Grünliche und Röthliche ziehendes Braungelb mit grauen und rothbraunen Flecken.

Auch die Flughühner haben im Menschen den ärgsten Feind; denn gegen die meisten Raubthiere schützt sie ihr schneller Flug. Da, wo sie mehrfache Verfolgungen erfahren haben, ist an ein Beschleichen gar nicht zu denken, und man muß deshalb die Tränkstelle aufsuchen. hier anstehen und sie erwarten. Im Herbst und Winter, um welche Zeit sie sich in großen Schaaren zusammenhalten, werden bei der Tränke oft fünfzehn bis zwanzig Stück auf einen Schuß erlegt. Der Fang scheint noch ergiebiger zu sein, als die Jagd mit dem Feuergewehr. Die Nordostafrikaner sind zu faul, Netze und Schlingen zu stellen; im Nordwesten des Erdtheils



müssen aber sehr viele gefangen werden, da wir neuerdings wenigstens die Khata in namhaften Mengen lebend erhalten.

In der Gefangenschaft werden diese sonst so scheuen Vögel sehr zahm, und leben mit andern Vögeln in Frieden. Bei geeigneter Pflege und guter Behandlung halten sie in der Gefangenschaft lange aus und ertragen sogar eine Kälte von 20 Grad R. ohne Unbequemlichkeit oder Nachtheil. Eine Nachzucht konnte bis jetzt noch nicht aufgebracht werden, obwohl eine Khata des Londoner Thiergartens wiederholt Eier gelegt und einmal sogar zwei derselben glücklich ausgebrütet hatte.

Neben Ganga, Khata, Sandhuhn und verwandten Flughühnern beherbergt Asien noch eine zweite Sippe der Familie, welche man unter dem Namen Steppenhuhn (*Syrnhaptos*) getrennt hat. In der Gestalt ähneln die beiden bis jetzt bekannt gewordenen Arten dieser Sippe den Flughühnern sehr; sie unterscheiden sich aber wesentlich durch ihre eigenthümlich verlängerten Schwinge und die Kürze ihrer Füße, welche als verkümmerte bezeichnet werden können.

Das Steppenhuhn (*Syrnhaptos paradoxus*) ist ohne die verlängerten Mittelschwanzfedern 15 Zoll lang. Der Oberkopf, ein Streifen, welcher, vom Auge beginnend, nach den Halsseiten verläuft, dieser und die Kopfgegend sind aschgrau; letztere wird durch ein drei- oder vierfaches, aus feinen weißen und schwarzen Streifen bestehendes Band von der graulich isabelfarbenen Unterbrust getrennt, der Oberbauch ist braunschwarz, der Unterbauch licht aschgrau; die Kehle, Stirn und ein breiter Streifen über dem Auge sind lehmgelb; der Rücken ist auf lehmgelbem Grunde mit dunkleren Querstreifen gebändert. Die Schwinge sind aschgrau, die vordersten außen schwarz, die hinteren innen graulich gesäumt; die Schulterfedern bräunlich, vorn gilblich und an der Spitze weiß gesäumt, die inneren Flügeldeckfedern sandbraun mit schwarzbraunen Endtupfen, die Schwanzfedern auf gelbem Grunde gebändert; die Federn, welche die Laufe bekleiden, sehen fast weißlich aus.

Pallas entdeckte das Steppenhuhn in dem letzten Drittheile des vorigen Jahrhunderts gelegentlich seiner großen Reise durch Sibirien, allein die Lebenskunde des Vogels blieb bis in die neueste Zeit unbekannt.

Die kirgisischen und bulgarischen Steppen bis China sind die Heimat unseres Huhns, welches den Kirgisien unter dem Namen Büldrück, den Russen unter dem Namen Sadscha bekannt ist. Nach etwas genauerer Bestimmung bewohnt das Steppenhuhn nur die Steppe östlich vom kaspischen Meere bis nach der Songarei. Im Westen geht es selten weiter nach Norden als bis zum 46. Breitengrade, im Osten dagegen viel weiter; denn man trifft es dort z. B. noch auf den Hochsteppen des südlichen Altai, am oberen Laufe der Tschuja, in der Gegend des dortigen chinesischen Vorpostens. Die Mongolen daselbst nennen es „Nukturu“, die dortigen Wojedanzen „Altin“.

Zur Zeit, wenn Thermopsis und Gymbaria geblüht, und die ersten Knospen der schmalblättrigen Lilie sich entfaltet haben, bietet auch das Thierleben in den Steppen wesentlich andere Erscheinungen, als im Frühjahr zur Blüthezeit der Irdeen. Es ist die Brutzeit der Vögel und die Zeit der Geburt der meisten wilden Steppenthiere. Wir wollen also, um jenen Unterschied kennen zu lernen, uns zum Tarai-nor, und zwar heute in seine wüsthsten Gegenden, nach der Grenze, versetzen, wo einige erhöhte Inseln aus dem hier noch weichen Schlamm Boden austreten. Die Reise zu ihnen über die hohen Steppen zeigt uns ein wahres Sommerbild dieser Gegend. Die Hitze der Mittagssonne macht die Murmelthiere besonders lustig; in weitem Bogen hoch in der Luft kreisen die Schreiadler; geduldiger als je sieht der Bussard stundenlang auf einem Hügel; das angenehme Zwitschern der mongolischen Lerche läßt sich vernehmen; die Pfeifhasen beginnen ihre langwierigen Arbeiten; die zahlreichen Herden ziehen zu den sumpfigen Süßwasserpfützen des Tarai; das Lärmen der Kraniche, welches sich häufig im Frühjahr hören ließ, hat aufgehört; keine Gans, keine Ente ist sichtbar; nur selten zieht eine Möve hoch an uns vorüber, ihr folgt in weiten Fernen eine zweite und dritte. Die ausstrahlende Wärme umstimmert in breiten Wellen alle Umrisse; die Inseln im Tarai schwimmen förmlich in einem beständigen, wellenden, lustigen Grunde. Kein Baum, kein Strauch bezeichnet die Ferne; nur hier und da scheinen plumpe thierische Körpermassen über dem Boden zu schweben, durch ihre sichtbare Größe täuschend. Aber der Salzboden ist nicht todt, nicht so todt als das Reich der Luft. Im Gegentheil, ein Vogel, der ebenso merkwürdig durch seinen Bau, als durch seine Lebensweise und Verbreitung ist, überrascht uns hier durch seine Häufigkeit: das Steppenhuhn.

Wenn der Schnee an den Hügeln der Hochsteppen noch liegt, Mitte März, zieht er aus Süden hieher und lebt dann in kleinen Gesellschaften, aber immer schon gepaart. In gelinden



Winter trifft man ihn am Nordostrande der hohen Gobi an; er erscheint aber auch nach strengen Wintern schon so zeitig, und brütet dann so früh, daß er auch in dieser Hinsicht „auf-fallend“ ist. Seine Eier findet man bereits in den ersten Tagen des April und Ende Mai zum zweiten Male. Nach vollbrachter zweiter Brut wechselt er wahrscheinlich oft den Aufenthaltsort, und während der Wintermonate schweift er bis zum Südrande der Gobi in die Vorberge der nördlichen Himalayaverfladungen. Sie fliegen in ganz geschlossenen Ketten, ähnlich den Regen-pfeiferarten, halten sich im Frühjahr in kleinen Trupps, welche aus bereits gepaarten Vögeln (vier bis sechs Paare) bestehen, zusammen, bilden aber im Herbst oft Flüge von mehreren Hundert Stücken. Während des Fluges lassen sie ein recht vernehmliches Schreien hören, welches Veranlassung zu der bei den Mongolen gebräuchlichen Benennung Kjúpterjün gegeben hat. Die Paare bleiben auch während des Fluges beisammen.

Im Frühling erscheinen die Steppenhühner sehr regelmäßig zu ganz bestimmter Zeit am süßen Wasser, um zu trinken. Sie ziehen dann aus allen Richtungen herbei und schreien, sobald sie das Ufer gewahr werden, worauf die bereits anwesenden antworten und jene sich zu diesen gesellen. Am Rande des Wassers stehen sie in Reihen, meistens zu zehn bis zwölf bei einander. Ihre Ruhe hier währt aber nicht lange; sie ziehen dann wieder fort, um förmlich zu äsen, und zwar zu den weißen Stellen in der Steppe, auf denen Salz ausgewittert ist, und zu den kleinen Höhen, die mit Gräsern bewachsen sind. Sie verschmähen nicht die junge saftreiche Sprosse der Salicornien und weiden diese förmlich ab, also in der Art, wie der Trappe es mit Gräsern thut.

Im Sommer sommen sie sich gern. Wie die Hühner scharren sie sich dann flache Vertiefungen in die weißgrauen, salzdurchdrungenen, geringen Erhöhungen und suchen sich auch ganz wie diese recht gemächlich in den gelockerten Boden einzuwühlen. Wachen stellen sie dabei nicht aus. So sitzen sie ganz ruhig, und man kann sie kaum bemerken, da ihr gelbgraues, schwarz gesprenkeltes Gefieder dem Boden recht ähnlich ist. Ein Falk schießt im Pfeilflug über die Ruhenden dahin, sie raffen sich auf und entziehen sich bald unsern und des begierigen Räubers Blicken. Sie dürsten übrigens kaum dem geschicktesten Edelfalken zum Raube werden. Ihr Flug ist schneidender und rascher als der der Tauben.

Das Nest ist sehr kunstlos und den Flughühnestern wohl ganz ähnlich. Es brüten mehrere Paare gemeinschaftlich, doch nie viele. In den salzdurchdrungenen Gründen am Tarai-nor, meistens auf dessen jetzt seit Jahren trocken gelegten Boden selbst, wird es durch eine flach aus-geworfene Vertiefung von etwa fünf Zoll Durchmesser gebildet, deren Rand mit einigen Salsola-sprossen und Gräsern umlegt wird, welche letzteren jedoch auch bisweilen fehlen. Die Anzahl der Eier beträgt vier. In ihrer Gestalt ähneln sie den Flughühnern; sie zeichnen sich aus durch ihre rein elliptische Form, sind jedoch zuweilen an dem einen Ende etwas spitzer als am andern. Die Grundfarbe wechselt von hell grünlichgrau bis schmutzig bräunlichgrau, letztere ist die gewöhnlichere. Auf diesem Grunde findet sich die meistens fleckige, erdbraune Zeichnung in zwei verschiedenen Tönen.

Unsere Kenntniß der Lebenskunde des Steppenhühners wurde im Jahre 1860 höchst wesentlich bereichert, indem wissenschaftlich festgestellt wurde, daß einzelne Steppenhühner in Mitteleuropa sich gezeigt hatten. Es waren solche auf den Dünen Hollands und in Britanien erlegt worden; ja, man hatte einen aus vierzehn bis fünfzehn Stücken bestehenden Flug von ihnen bei Mandal in Norwegen beobachtet und ebenfalls mehrere geschossen. Etwas Aehnliches fand im Herbst desselben Jahres in Nordchina statt. Hier aber handelte es sich nicht um einige Verstrengte, sondern um ein ganzes Heer unserer Vögel, welche sich auf der Ebene zwischen Peking und Tientsin niedergelassen hatten. Die Chinesen verfolgten die Fremdlinge, welche ihnen unter dem Namen „Satschi“ oder Sandhühner wohl bekannt waren, auf das Eifrigste und nach einem reichlichen Schneefall war der Fang so ergiebig, daß der Markt von Tientsin buchstäblich überfüllt war. Man darf mit gutem Grund annehmen, daß ein bedeutender Schwarm von Steppenhühnern, der im Jahre 1863 in Europa erschien und sich über die meisten nördlichen Länder desselben verbreitete, in der Mongolei aufgebrochen und westwärts ziehend, über Ungarn und Gallizien eingewandert ist.

Die Steppenhühner zeigten sich in Deutschland an der Küste der Nordsee, auf Borkum, und zwar in kleineren Abtheilungen von zwei bis zwölf Stücken, sowie in großen Schwärmen, welche höchstens mit den Steinwälzern, sonst aber mit keinem andern Strandvogel verwechselt werden konnten. Sie zogen in reizender Geschwindigkeit, mit leichten, raschen Flügelschlägen ihres Weges dahin und stießen während des Fluges besondere Locktöne aus, welche wie